**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
VE
V36 2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 10 Mark*)

Auslandspreis für Holland 1 Gulden, für Italien 8 Lire, für die Schweiz 2 Franken, für die Skandinavischen Länder 2 Kronen, für die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexiko ½ Dollar, usw.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.

*) Durch die neuerdings eingetretene große Steigerung aller Herstellungskosten sind wir genötigt, den Preis der Monatshefte vom vorliegenden Hefte an auf 10 M. zu erhöhen.

## Inhalt des Januarheftes:

| | Seite |
|---|---|
| Die kleine Helma Habermann. Roman von Marthe Renate Fischer | 473 |
| Es kommt ein Gewitter. Gedicht von Hermann Hesse. (Aus den Gedichten des Malers.) | 498 |
| Die Selbstbiographie als Formproblem. Von Dr. Paul Wohlfarth | 499 |
| Das Schloß in Würzburg. Von Wilhelm von Scholz mit 26 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben nach Gemälden und Zeichnungen von Prof. Fritz Beckert und Prof. Ferdinand Brütt. Die photographischen Aufnahmen stellte Herr K. Gundermann, Würzburg bereitwilligst zur Verfügung | 505 |
| Das Gespenst der Liebe. Novelle von Karl Rosner | 521 |
| Den Verzagten. Gedicht von Hermann Essig | 527 |
| Josef Weiß. Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt. Mit 13 Wiedergaben von Holzschnitten des Künstlers | 528 |
| Frage. Gedicht von Erika Spann-Rheinsch | 540 |
| Der Mensch Humperdinck. (Erinnerungen an gemeinsames Schaffen.) Von Robert Misch. Mit einem Bildnis | 541 |

Digitized by Google

Seite

Der heilige Bub. Novelle von Fritz Berger . . . . . 545
Der Schwur. Gedicht von Carl Paul Hiesgen . . . . . 558
Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin. Mit 15 Abbildungen 559
Lied der Heimatlosen. Gedicht von Else Torge . . . . . 570
Sprechen, Vortragen, Reden. Von Dr. Gustav Manz . . . 571
Frauen im Pelz. Gedicht von Alfons Paquet . . . . . 574
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker . . . . . 575
Illustrierte Rundschau: Die Modenkünstlerin Hedwig Buschmann — Elfenbeinarbeiten von Otto Glenz sowie von Herwegh und Voß — Die Ankefaspitze von Anna Keßler — August Gaul† — Ausstellung Berliner Photographie — Zu unsern Bildern . . 579

## Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Bildnis. Gemälde von Julius Müller-Maßdorf . . . Titelbild
Spitzenklöpplerinnen. Gemälde von Prof. Paul Plontke 488—489
Kinderbildnis. Gemälde von Hela Peters . . . . . 496—497
Winter. Gemälde von Richard Albitz . . . . . 528—529

## Kunstbeilagen in Tondruck:

Aufkommendes Unwetter. Gemälde von Alfred Bachmann . . . . . 480—481
Bach am Klavier. Modellstudie von Adolph von Menzel 544—545
Die vier Lebensalter. Gemälde von Theodor Baierl. . 552—553
Die Mythen. Gemälde von Prof. Kurt Kempin . . . . 576—577

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

## Geschäftliches:

Vorderer Anzeigenteil . . . 1—24
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate . . . . 8
Unterrichtsanstalten . . . 8— 9
Hotels u. Pensionen . . . 9
Heilanstalten . . . . . 10
Hinterer Anzeigenteil . . . 1— 4

Digitized by Google

Bildnis
Gemälde von Julius Müller-Maßdorf

Digitized by Google

055
VE
V.362

Velhagen & Klasings
Monatshefte
36. Jahrg. / Januar 1922 / 5. Heft

# Die kleine Helma Habermann

## Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer

Kohlweißlings hatten Hochzeit gefeiert. Die ganzen Feldbreiten waren von dem taumelnden Geschmeiß überflattert. Ein beständiges weißes Wippen durcheilte die Luft. Wenn es sich niederließ, blühten oben auf Gras und Kraut die weißen Blumen. Windverweht stäubte das Gesindel daher, flatternd, schwebend, schmachtend, in Schwärmen von dreißig, vierzig, fünfzig Hochzeitsgenossen. Es schwirrte haltlos an der Bergwand herab, ein kleinstes Wölkchen weißer Papierfetzen, die eine Hand entgleiten läßt. Man meinte die Schriftzüge des zerpflückten Liebesbriefes noch zu erkennen im matten Grauschwarz der Flügelzeichnung. Es spielte in der Sonne dicht über dem Wege in einem wachten, ausdrucksvollen Reigen. Und es sank nieder, matt und müde geworden, und saß in Haufen nippend und saugend an feuchter Erdstelle mitten im Wege.

Ein kleines Mädchen kam die Straße entgegang, eine Achtjährige, die aber Augen hatte. Sie sah auf das Kleefeld, das weiße Blüten trieb, auf die zuckenden Flügel der Kohlweißlinge, die gierig saugend an den roten Kleeblumen hingen. Den in der Sonne Tanzenden sah sie zu, solange sie ihre feinen, spielerischen Linien schwammen. Als sie im feuchten Wege niedersaßen, kam sie mit einem Strauch daher und tötete sie.

Das Mädelchen war barfuß, im gegürteten Röckchen und in Hemdärmeln. Ihr Haar war dunkelbraun und ein wenig kraus. Die Mutter hatte es in ganz dünne, abstehende, kurze, drahtharte Zöpfchen geflochten. Sie war ein Dingelchen von zartem Wuchs, das Gesicht ein wenig zu flach und der Mund sehr gerade eingesetzt ohne polstrige, kleine Schmeichellippen. Die Augen waren still wie ein Wasser und standen ein bißchen breit. Darunter steckte recht im Dreieck ein ausdrucksvolles Näschen. Und dieses wache Näschen über dem geraden Mund, und dieser gerade Mund über dem spitzen, spaßhaften Kinn bildete die Lebensecke in dem kleinen, stillen, erstaunten Gesicht. Die Ecke, in der es gelegentlich aufsprang bei etwelchem Geschehnis, das Eindruck auf die kleine Intelligenz gemacht hatte — wie jetzt bei der Tötung des Ungeziefers.

Die Eltern hießen Habermann und besaßen eine Bauernwirtschaft beschränkten Umfanges jenseits der Saale. Das kleine Mädchen war auf die Namen Helma, Marie, Christliebe getauft.

Die reiche Pate Christliebe indessen, nach der sie in ihren vier ersten Lebensjahren gerufen worden war, hatte sich schlecht aufgeführt, dadurch, daß sie starb, noch bevor die merklicheren Abgaben ihrer Patenschaft durch den Schulbeginn der kleinen Habermännin ihren Anfang genommen hatten. Darum war der Vater dazu übergegangen, sein Mädchen nach der anderen Pate Helma zu rufen, ein Verfahren, das bis zur Stunde keine über die Gepflogenheiten hinausgehende Ernte im Gefolge gehabt hatte. Der Name Marie lag noch brach.

Die Mutter der Kleinen war eine tapfere, füllige Frau mit irgendwelcher körperlich innerlichen Unstimmigkeit, die sie arbeitsmatt machte. Weil sie mehr ruhen mußte, als

 Nachdruck verboten. Copyright 1922 by Velhagen & Klasing 

Digitized by Google

ihrem Anwesen dienlich war, hatte sie ihre Kinder zeitig zum Fleiße angehalten. Außer ihrem kleinen Mädchen hatte sie noch zwei stramme Jungen von vierzehn und sechzehn Jahren. Der Vater der Kinder war ein langer Mann, kein untüchtiger Bauer, aber ein Wirtshausspringer.

Die Sonne biß das Kind. Der Schweiß perlte. Mit Armen und Händen wischte das Mädelchen und wehrte sich seiner. Dann sah es nach Wandel umher. Die Sonne stand inmitten der Himmelsspannung, und ihr war nicht zu entrinnen. Aber unten links neben dem Wege, wo die Saale durch die Wiesen zog, gab es Schattenstellen.

An den Beulen und Absätzchen der etwa haushohen Schräge kletterte das Kind wie eine Ziege hinab. Heiß und matt drückte es sich in den Schatten der Weidenbüsche neben dem kühlen Wasser. Die Bäckchen brannten. Ein leises Frostschütteln rann durch den Körper. Allmählich rutschte ein schwarzer Sack über den Kopf und schüttete den Schlaf aus.

Als die kleine Habermännin nach kurzer Rast erwachte, schmerzte ihr der Kopf, und die Beinchen waren gefährlich schwer. Aber das Kind kletterte wieder zurecht und kam heim.

Mit verdunsenen Augen stand es vor der Mutter und berichtete.

Die Frau saß im Rohrlehnstuhl und ruhte ein wenig. Ein großer, schwerer Tisch mit dicken, gedrehten Füßen stand seitlich in der Stube, wo die Sitzbänke waren. Dann gab es noch an der anderen Wand eine hölzerne Ruhebank, die sofaartig gebaut war und von einem strohgefüllten, locker aufliegenden Sitzpolster und Kopfpolster bedeckt wurde. Die Überzüge, auf dunklem Grunde blumig gemustert, waren ganz im Stil eines Sofabezuges.

Das kleine Mädchen richtete aus, daß die Frau, zu der es geschickt worden war, kommen werde. Am Montag früh werde sie zur Stelle sein.

„Wie siehst denn du aus?" fragte die Mutter das Kind. „Deine Kuckaugen sind doch ganz dicke. — Dir tut doch nicht epper dein Köpfel wiehe? — Was? — Sag's emal der Mutter, was du gemacht hast. — Oder hat dir eins was getan?"

Sie wollte am Nachmittag den Kurpfuscher aufsuchen. Es müdete alles in ihr mehr denn je. Und sie brauchte Kräfte für die Erntearbeit. Ihr Mann scharwerkte am Wagen und an den Kuhgeschirren, rückte alles zurecht und besserte aus. Die Jungen waren draußen im Futter, mähten die Wiese und schafften herein. Das kleine Mädchen erhielt den Auftrag, den Tisch in der Stube zu scheuern.

Die Mutter sagte: „Du bist en bissel matt, aber es wird schon giehe. Morgen ist Sonntig, da kannst du ausschlafe. Und wenn du noch an die Stube kimmst epper, da kuckt aber die Mutter, wenn die häm kommt und die Stube ist reine." Sie tätschelte das Kind. Aber sie dachte nachher doch voller Unruhe an die fiebrigen Blicke, die ihr zugehört hatten.

Als die Mutter gegangen war, holte die kleine Helma ihr Scheuergerät, stellte es auf den Stuhl und kletterte dazu. Schließlich landete alles auf dem Tische, der Napf mit dem Wasser, der Sand und der Scheuerwisch und zuletzt auch die marode, kleine Habermännin, die mit zuklappenden Augen die geheißene Arbeit begann. Sie kniete auf dem Tisch und drückte mit beiden Fäustchen. Ließ sich, als die größere Hälfte der Scheuerarbeit geleistet war und Absturzgefahr drohte, auf das Bäuchlein nieder mit angelnden Beinen. Über den Tisch vor ihren Augen flogen ganze Scharen weißer Schmetterlinge. Richtete jedoch das Kind sich auf oder tappte mit seiner Hand nach den flatternden Sommervögeln, so waren sie verschwunden.

Ein Jungenskopf zeigte sich am Fenster, blond, mit breiten, dunklen Brauen und dichten Wimpern, die Augen grau, das Gesicht schmal. Er sah die angelnden Beinchen und kam in die Stube. Setzte sich mit seiner kleinen Freundin auf die Ofenbank, wo sie ihm erzählte von den sehr vielen Kohlweißlingen.

Der Knabe hörte aufmerksam zu. Er hieß Milius Stauch, war gut zwei Jahre älter als Helma Habermann und ging besser gekleidet als die Habermannskinder. Seine Eltern waren Besitzer einer großen Bauernwirtschaft. Der Vater, der ein heiterer, unternehmender Mann war, trieb ein wenig Holzhandel nebenher. Die Mutter lobte sich schöne Kleider. Es war vorgekommen, daß ihr Mann, der Rosamund Stauch, den auf Rechnung entnommenen Stoff unter Androhung des Nichtbezahlens dem Kaufmann wieder zugestellt hatte. Aber es hatte nur zur Folge gehabt, daß Amanda Stauch bei neuen Übertretungen sofort mit ihrem Raub die Schneiderin aufgesucht hatte.

„Kommst du itze raus?" fragte der Knabe.

„Die Stube . . ." antwortete das Kind im zögernden Tone.

„Die kann doch deine Mutter machen."

„Die will sich aber doch free."

Sie rutschte von der Bank, schob die paar Stühle polternd in die zweite Stubenhälfte und lag dann auf den Knien auf der Stuben-

Digitized by Google

diele. Machte sich mit Sand und Wasser und ihrem Strohwisch über das Stubenviertel her unter dem Tisch und der Fensterbank. Es rumpelte unter ihren kleinen, derben Fäusten. Wurde bald aber matter. Und hörte schließlich auf. Am Ende sackte die ganze, kleine Habermännin vorne über und lag nun wieder auf dem Bäuchlein wie zuvor, wo sie ihre Tischscheuerarbeit verrichtet hatte. Nur daß jetzt ihre Gedanken ausgeschaltet waren und an keine Freude für die Herzmutter und an keinen Kohlweißlingstanz mehr dachten.

Der Knabe rief sie an. Als ihm keine Antwort zuteil wurde, sprang er herzu. Er zog sie an ihren nackten Beinchen unter dem Tische hervor und drehte sie um.

Wie eine ausgestopfte Puppe, ohne eigene Bewegung, lag die kleine Habermännin da — die vordem den Namen Christliebe geführt hatte, jetzt ihrer Herzmutter auf den Namen Helma folgte, und in einer langen Staffel von tapfer durchmessenen Jahren ihrem Herzmanne eine Marie werden sollte — eine ganz Besondere — nur für diesen selben schnurrigsten Menschen Vorherbestimmte — ein Füllhorn sozusagen, aus dem die köstlichsten, ganz, ganz stillen Glücksstunden hervortroffen, ohne Pausen oder Zwischenräume von der einen zu der anderen — Glücksstunden auf samtenen Sohlen. — Die kleine Helma war bleich, ihre Augen waren geschlossen.

Milius lief aus der Stube und schaffte seine Eltern herbei. Rosamund hob das Kind empor und bettete es auf die Ruhebank. Allmählich stellten sich auch die Nachbarfrauen ein, klopften, rieben, begutachteten.

Am andern Morgen aber mußte doch der Arzt geholt werden. Die kleine Habermännin war sehr krank, und die Mutter litt schwer.

Es traf sich nun auch schlecht mit der Ernte. Die Arbeitskraft des Kindes fiel aus, und von der Arbeitskraft der Mutter wurde das Teilchen, das zur notdürftigsten Pflege der Kranken erforderlich war, noch abgenommen. Aber doch fanden die wasserstillen Augen des Kindes, die jetzt brannten und in fremde Lande schauten, immer einen Aufmerker an seinem Bette vor. Milius Stauch entwischte seinem Rosamund und seiner Amanda, so oft er konnte, saß bei der Spielgefährtin und achtete ihrer.

Als Helfer bei der Feldarbeit kam am Sonntag der Schlosserlehrling Ulrich aus Saalfeld herüber. Er tat nichts, keinen Handschlag, keinen Gang, ohne Geldlohn. Den ließ er aufsummen, bis er zu einem Leckerbissen ausreichte. Seine Leckerbissen waren Bücher. Er besaß die Schillerschen Werke und sparte auf den Goethe. Jeden Fetzen Papier griff er auf und las sein Gedrucktes ab. Ein Trieb war in ihm zu wachsen. Ein Fragezeichen steckte in seinem Hirn, das wissen wollte. Da ihm aber das Schicksal nicht die völlig gerade Kraftlinie verliehen hatte, war all sein Trieb und Treiben ein bißchen verbeult geraten. Der Junge war wie Niederholz ohne Stamm. Ebenso war sein Wuchs, kurz und breit. —

Eines Abends trat der Nachbar Miesel in die Stube, der sein Anwesen jenseits des Baches hatte. Er hatte keinen einzigen Freund im ganzen Dorfe; denn er stand in dem Rufe, daß er an Walpurgis, dem Teufel zu Gefallen, nackend in der Oberstube einherspringe mit seinem Weibe. Dieser und jener wollte es erlauert haben. Während der ganzen Nacht, so lang das Jahr auch war, im Sommer wie im Winter, brannte außerdem Licht im Mieselschen Hause. Mann und Frau fürchteten sich vor einem Besuch des Herrschers der Hölle. Trotzdem sie ihn dazu einluden gewissermaßen, mit ihren Zaubersprüchen, denen sie bindende Kraft zutrauten. Sie waren kinderlos.

Miesel sagte zum Habermann: „Ich komme wegen deiner Kleenen. Ich weßß was — daß sie balde wieder gesund wird."

„Die schläft itze, die wullen mer nich stören."

„Vielleicht schläft sie ganz ein. Man kann doch vürbeege."

Die ehrliche Habermännin faltete ihre Mutterhände und sagte mit frommem Tonfall ihrer guten Bauernstimme: „Ich bete zu Gott dem Herrn, daß er mir beisteht in meiner Not. Das Kind ist mir schon ene Hilfe, das möchte ich nicht missen. Und mein Herze würde mir auch brechen, wenn ich das Herzel hergeben sollte."

Sie luden den Besucher nicht zum Niedersitzen ein. Sie dachten an seine Eiche mitten im Felde, in die der Teufel, wie die Leute behaupteten, seine schwarzen Befehle und Bewilligungen niederlegte — — doch wohl durch das Spechtloch in der Eiche. Und als am andern Morgen ein wütendes Zimmermannshämmern am Habermannschen Hausgiebel begann, und die Hausfrau feststellte, daß ein Specht sein Nestloch oben im Giebel anzulegen trachte, da war es ihnen gleich teuflischer Todesbotschaft für das kranke Kind, eine Rachetat des Miesel, der vorenthaltenen Ehrung wegen. Und die Jungen mußten hinauf und den gefährlichen Vogel vertreiben.



Digitized by Google

War der Krankheitsstoff in der kleinen Habermännin nun erschöpft oder wollte es der Herrgott mit der Herzmutter, die eine seiner Ehrlichen auf dieser Erde war, nicht verderben, oder waren am Ende die teuflischen Künste des Dorfgenossen nur Hokuspokus und der Spechtbesuch nur eine Zufälligkeit — genug, das Kind genas. Wankte und wackelte zwischen Stuhl und Tisch einher, saß auf der Bank mit kleinen, flatternden Gedankenzügen. Und erlebte sonderbare Dinge; denn eines Tages öffnete sich die Tür und ein Engelchen trat herein. Faßte das Kind bei beiden Händchen und spielte mit ihm. Die Mutter aber, die die kleine Helma in tiefem Schlafe vorfand, behauptete, daß das Herzel nur geträumt habe.

Bald danach begann das genesende Kind nach seiner Puppe zu fragen.

Da konnte leider die Mutter keine erfreuende Antwort geben. Denn die Puppe war zerschlagen worden von den Kindern der Mütter, die auf Krankenbesuch herzugekommen waren. Und die Reststücke waren abhanden gekommen. Die Herzmutter drehte zwar ein Püppchen aus einem Flicken Zeug. Aber es geriet nicht recht. Es wurde kein Kind. Es gab keine Antwort, wenn Helma fragte. Und Geld ausgeben für ein neues Puppenkind konnte die Mutter jetzt nicht. Die Krankheit ihres kleinen Mädchens hatte allzuviel gekostet.

Wenn die Eltern und die Jungen auf dem Felde waren, wurde die kleine Helma eingeschlossen, und ihre Schulbücher wurden ihr als Unterhaltung auf den Tisch gelegt. Aber sie sah ihre Bücher ohne Liebe an. Der Lernkopf war noch nicht aufgewacht. Dagegen wollte der Spielkopf seine Nahrung haben. Das Engelchen in dem Kinde war wach und verlangte nach einer ganz bunten, großen Himmelswiese zum Blicketaumeln und nach einer ganz großen Himmelssonne mit gelben, blauen, rosenfarbenen, fließenden Seidenbändern statt der Sonnenstrahlen und nach einer Kompagnie oder einem Bataillon von Puppenkindern, nach einer richtig gegliederten, ganz großen Masse.

Zwei Tage später rutschte das Bauernkind von der Ofenbank, klinkte an der Tür zum Nebenraum, suchte ein Stück Holz und ein großes, scharfes Küchenmesser und begann zu schnitzen. Schnitt und spänte wie besessen mit gekrauftem Näschen und schief gezogener Mundlinie. Schnitzte eine Puppe mit kinderfaustgroßem Kopf und steif herunterlaufenden Armen und Beinen. Mit richtigen Händen an den Armen und richtigen Füßen an den Beinsteilen. Vertraute sich nur der Herzmutter an und schnitzte mit deren Beihilfe auch eine Art Gesicht mit einem kleinen Zacken, der das Näschen vorstellen mußte, einem Querschnitt als Mund und zwei Punktvertiefungen als Augenbezeichnungen. Zum Schluß holte die Mutter ein Stückchen Lammfell und nagelte dem neuen Kinde seinen Haarwuchs auf. Danach griff die Hilfe des Milius Stauch ein. Das Holzkind wurde zersägt und mit Gelenken versehen, kleinen, dazwischen genagelten Lederflicken oben an den Armen und an den Beinen. Und während der Junge noch schabte und feilte und die Haut glättete, nähte das Mädelchen der Puppe ein Gewand, ein Hemdchen von einem aufgestöberten Leinwandflicken und ein Kittelchen aus einem heimlich herausgeschnittenen Fetzen des Großmutterkleides, das zuhinterst im Schranke hing. Zu guter Letzt strickte die kleine Habermännin ihrem Kinde Strümpfe. Sie zog die Nadeln aus dem Strickzeug der Mutter hervor, räufelte auf und strickte los. Und dann saß das häßliche, aber heißgeliebte Puppenkind zwischen seinen beiden Eltern auf der Ofenbank und mußte zu dem Milius Vater und zu der kleinen Helma Mutter sagen. Es blieb die Lieblingspuppe ihrer Kinderzeit, der stille Herzrührer ihrer Mädchenjahre.

Als das Puppenkind siebenundzwanzig Jahre alt geworden war, ist es dann von ihr begraben worden, ganz tief im Ufergestrüpp einer Saalwiese. Und ein paar Jahre danach hat Helma, die zu jener Stunde Marie gerufen wurde, glücklich lächelnd nach der Stätte gesucht und mit tränenblanken Augen ein Feldblumensträußlein niedergelegt, da, wo sie ihr Holzkind in der Tiefe vermutete. — —

Alle paar Jahre einmal bekamen Stauchs Besuch vom Vetter Erwin Dehler, dem sehr vermögenden Laboranten oben aus dem Schwarzburg-Rudolstädtischen. Dem Vetter, der verwitwet war, führte seine ebenfalls verwitwete Schwester, die Tante Berta, das Hauswesen.

Dehlers waren alle zart von Wuchs, dunkel. So auch die kleine Flora, das einzige Töchterchen, das etwa im Alter der Helma Habermann stand und an Putz und Spielzeugen ganz auskömmlich städtisch erzogen wurde.

Als in diesem Spätherbst nach der Krankheit des Habermannmädelchens die Familie Dehler wieder einmal ihren Besuch bei Stauchs machte, stellte sich Helma ebenfalls ein. Stand in ihrem bäuerlichen Sonntagskleidchen mit dem Holzkinde im Arme in der wohleingerichteten Stauchschen Wohnstube, wo die vornehme Schlafaugenpuppe der Flora Dehler auf dem Tische lag. Sah

Digitized by Google

ein bißchen dummlich aus, sogar um Kinn und Näschen. War durch ihr grobschlächtiges Sonntagsgewand doch verplumpt und zeigte keinen Hauch der wachen, kleinen Person mit dem ernsthaften Spiel- und Märchenecken im Seelenzipfel.

Flora Dehler kam heran. „Zeig' mal," sagte sie.

Mütterlich stolz setzte Helma ihr Kind zurecht.

„Pfui!"

Das verstand die kleine Habermännin nicht.

Da spuckte die andre.

Die kleine Habermännin schlug nicht etwa zu — nein. Aber sie drückte ihr Herzkind in das Armeckchen und brach in Weinen aus, in ein herzschmerzliches, jappendes Gezeter, bei dem der mütterliche, waschechte Liebesjammer ihr die Lippen aufblies.

Rosamund rückte die Brauen hoch und lachte. Dehler faßte sein kleines Mädchen bei der Hand, es solle abbitten. Aber der Habermännin war nicht beizukommen. Bis Milius ihr das Kind entriß und es vorstellte, in all seiner Schöne — mit den kunstvollen Gelenken und den von ihm angemalten Augen und Lippen und dem Pelzperückchen, und der großartigen Bekleidung.

Da schwiegen sie alle verblüfft. Lachten hinterher freilich heimlich und offenkundig — Rosamund ohne alle Bemäntelung mit tränenden Augen und hüpfenden Wangen, Dehler mit gesenkter Lippe.

Auch die Tante Berta lachte, es kamen ein paar leise gluckernde Töne. Denn das klobig zurechtgemachte Bauernkind mit dem knüppeldicken Puppenmutterschmerz rührte sie. Sie sagte leise zum Töchterchen ihres Bruders: „Da kannst du von lerne. Die will ich dir emal einlade. Gieh hien bei ihr. — Du magst nech? Ach, gieh schon, meine Flora." Aber nein, die Flora hatte ihren ganz festen Kopf, der seinen Willen durchzusetzen trachtete. Sie hat nie während ihrer ganzen Kinderjahre ein Puppenkind gehabt, es verblieb ihr immer nur eine Puppe. —

Endlich hatte die kleine Habermännin ihr Kind wieder im Arm und machte sich mit ihm davon. Die Tante sah, wie das dickrockige, putzigrunde Persönchen die Dorfstraße hinablief. Darauf sah sie ihr Bruderkind an, wie fein das zurechtgemacht war, und sah zum Milius hinüber, der maulend dastand als gekränkter Vater. —

Sie fragte sich zu Habermanns hin. Traf die Herzmutter mit Töchterchen und hölzernem Enkelkind auf der Ofenbank an.

Helmas Tränenstrom war versiegt. Dafür hatte sie ihre kleine Sprechschleuse aufgezogen, die von unerhörtem Schwalle war, ein Leidenschaftsschnäuzlein von schäumender Beredsamkeit.

Lächelnd hörte die Herzmutter der Ausschüttung zu, liebkoste durch Streicheln das hölzerne Enkelkind. Und war dann die Mutterliebe, die zu erziehen begann. Die auf den Zeitpunkt nur gewartet hatte, wo sie mit ihrer Vorlesung einsetzen durfte, mit einer ganz feinen, aber zugkräftigen, moralischen Rute. Sie untersuchte das Holzkind und sagte zärtlich: „Ei, ei — so ein feines Hemmel wie das Kinderle hat! Wo hat denn bloß die Mutter Helma das feine Hemdel for das Kinderle hergekauft?" Und ihre Stimme war voller fragender Schalkheit im kindlichen Sinne.

Als sie nach genügend erteilter Auskunft aber weiter forschte, wo das Kinderle die feinen Strümpfchen her habe — und fernerhin, wer denn der Mutter Helma die Wolle zu den Strümpfen geschenkt habe, da war der schalkhafte Stimmton gefährlich ins Inquisitorische umgeschlagen.

Die kleine Habermännin mit ihrem Holzkind saß zwischen der Mutter und der Besucherin. Alle kleinen Zeterfältchen ihres Gesichts waren ins Ratlose übergegangen. Denn die beiden Frauen sahen auf das Kind mit prüfenden Blicken, die blutsaugerisch fraßen. War aber im tiefsten Grunde nichts Feindliches in ihnen. Die Herzmutter begriff sogar und verstand die ganze Notlage. Ein Lächeln wollte um ihre Lippen huschen, um diese etwas langen Lippen eines nicht eben feinzügigen Bauerngesichts. Aber es wurde von der erzieherlichen Frau in Schranken gehalten und lugte nur zu den kirschbraun dunklen Augen heraus.

Immerhin hätte das kleine Mädchen, wenn das Verhör mit dem Nachweis über Ursprung von Strümpfen und Hemdchen des Puppenkindes sein Ende erreicht hätte, jetzt aufatmen können. Aber da war noch der Kittel, dessen Stoff dem Großmutterkleide entnommen worden war, einem damastigen halbwollenen Gewebe von blauer Farbe. Und an dem Kittel zupfte die Mutter just umher. Und begann zu fragen. Und erfuhr den ganzen Hergang ...

Das Helmakind mit den angstglühenden Backen starrte die Mutter an, sah an dem rundlichen, großen Gesicht, daß die Mutter sie nicht übers Knie ziehen werde, ihr nicht mit ihren derben Arbeitshänden das entblößte Gesäßchen klatschen werde — rutschte aber auf diesem Gesäßlein doch voll peinlicher Unruhe umher — und sah immer nur die Mutter an — immer, immer, immer nur die Mutter an — indes stille, dicke Tränen über ihre Wangen rannen.

102458

Digitized by Google

Die Mutter sprach also: „Ja, meine kleine Tochter, was sagt denn aber da der liebe Gott dazu, den du in deinem Herzel drinne hast? Brav ist das doch, das Wegnehmen, epper nicht von dir gewesen. Du hättest doch mußt erscht die Mutter fragen. Loben kann ich dich also nicht. Aber das ist itze verziehen."

Kaum daß die Mutter Habermann schwieg, hob die Tante Berta den Finger auf. Sie sagte halb zur Mutter, halb zum Kinde gewandt: „Nune vergeben wir aber auch der kleinen Flora ihre Untugend. Hübsch war das Spucken nech. Aber du hast nune deinen Ausgleich for deine Übertretung. — Ich kenne das Leben nech anderscht: wenn es einem biese mitgespielt hat, nachen bringt es ganz gewiß einen Treffer zum Guten, es bleibt nix unvergolten nach keiner Seite. Und wer sich epper schlecht aufgeführt hat miet Worten und Taten, der kriegt seinen Ausgleich ebenfalls. Es jeht nix verloren, nix Gutes und nix Böses. Der Herrgott hat ein scharfes Gedächtnis."

Die Gebete der Herzmutter fanden immer Erhörung, wenn auch in anderer Weise, als es ihr vorgeschwebt hatte. Ihr großer Erziehungsbeirat im Himmel sah das schwierige Gemüt des jüngsten Habermannsjungen, der zu verrohen drohte, als über die Kräfte der Herzmutter gehend an. Und nahm ihn von der Erde weg. Die Mutter gab dem Herrgott recht, ob gleich ihr Herz um ihr Kind blutete, das sich sänftlich nicht hatte leiten lassen. Und vor dem sie allzuoft mit dem Stecken hatte stehen müssen als Züchtigerin. Bei seinen achtzehn Jahren.

Abends hatten die Jungen immer auf der Ruhebank gelegen, einander gegenüber, jeder mit dem Kopf neben des anderen Füßen. Jetzt war die Ruhebank leer. Denn der Große war Soldat. Nur das Holzkind, das nun schon vier Jahre alt war, saß, säuberlich in die Ecke gerückt, auf den verschossenen Strohpolstern, und Helma, die strickte oder spann oder den Aufwasch besorgte, warf ein aufmunterndes Wort zum Kinde hinüber. Der Vater war im Wirtshaus, so oft es anging, und die Mutter rastete im Lehnstuhl mit ihren vielen schweren Gedanken.

Daß der Stuhl von den schweren Gedanken der Herzmutter nicht zusammenbrach! Die Sorge um den Mann, die viele Zentner wog, da er sich seiner Lässigkeit nicht entriß, drückte mit der Frau auf den Stuhl. Der Mann verrichtete täglich ein einziges, knappes Tagewerk Arbeit, während er deren zwei hätte vollbringen müssen. Dazu kam die Vorsorge um den Soldaten, die in mütterliche Liebe eingehüllt war, aber doch, ob seiner ausfallenden Arbeitskraft, ihre schwere Gefolgschaft rechnender Gedanken hatte. Ihr Helmakind, das sich nicht zu einem strammbeinigen Dorfkind entwickeln wollte, weil die Mutter das Kind nicht schonen konnte, sah sie mit schmerzlichem Bedauern an. Das Kind blieb zart. Aber es war doch ein Helles, Lebenswaches. Und dann dachte sie an den gestorbenen Sohn, wie er roh und scheltend zum Holzfällen in den Wald gezogen und mit bleichem Antlitz, vom fallenden Baum erschlagen, heimgebracht worden war. Und wie der Herrgott in sein Gesicht den Zug des ewigen Lebens gezeichnet hatte. Das tröstete die Herzmutter und ließ sie Gottes Wege preisen. —

An jedem Sonnabendnachmittag kam der Schlossergeselle Ulrich aus Saalfeld und half. Irgendein Buch hatte er immer dabei in der Rocktasche. Er las über das Leben großer Männer — wie viele von ihnen sich aus kleinem Ursprung emporgearbeitet, kraft ihres Geistes den Weg in die Höhe genommen hatten — über die Köpfe der angestammten Edelmenschen hinaus, dieses verbrecherischen Gesindels, das die Sonnenplätze des Lebens an sich gerissen hatte, alle seine Nährquellen der Schönheit, des Geistes, des Wohllebens mit gierigen Klauen im Besitze hielt. Er las ein Buch von einem gewissen Herrn „Schoppenhauer", das ihm schwer zu schaffen machte. Wenn er davon erzählte, verstanden die Habermannsleute nicht, was er wollte. Die Wissenschaften und der Drang ins Lichte übten auf seinen Arbeitswillen nicht die beste Wirkung aus: er war früher fleißiger gewesen. Behende war er eigentlich nur beim Abschied, wenn es galt, Vorteile einzuziehen, Lebensmittelgaben. War er auf dem Heimwege, so schob er den Hut in den Nacken, warf sein Röcklein von der Brust zurück und ließ es flattern, lachte und redete. Kannte keine Furcht vor den Schattenflecken der Wiesenbüsche. Fürchtete auch den Miesel nicht mit seinen nackenden Walpurgistänzen und seinem Teufelsspechtloch in der Eiche. Und hatte noch nie das Kind unter dem Stachelbeerstrauch leise wimmern hören. Das Kindchen wimmerte schon seit den sechziger Jahren dortselbst, wo es seine Mutter, in ihres Herzens wirrer Furcht vor ihrem schlechten, rohen Ehemanne, der von dem Kinde nichts wissen wollte, vergraben hatte. War zwei Tage danach am Kindbettfieber glücklich selbst verstorben: war dem kaum geborenen Dingelchen nachgepilgert. Der Mann hatte in dem Dorf nicht bleiben können. Hatte verkauft, war verzogen. „Der

Digitized by Google

Herrgott wird ihn Sich schon greifen, den Mörder, den Messerwetzer, den Frauenschläger, den gemeinsten, räudigsten Hund. Noch hat Er ihn nicht gegriffen, denn das Kindchen wimmert immer noch unter dem Stachelbeerstrauch!" Gewiß wimmert es noch! Die Herzmutter hat es gehört. Auch der Rosamund Stauch. Alle Leute im Dorf haben es eines Tages gehört, nacheinander, wie ihre Stunde gekommen war. Über zwanzig Jahre wimmert schon das Kindlein, das gewaltsam sein ganz, ganz junges Leben hat hergeben müssen. —

Sie sprechen den Namen des Mannes nicht unnötig aus, das Ereignis ist noch zu jung. —

Ja, der Korblehnstuhl hat sich um jene Zeit, als der Kleine gestorben war und der Große den Soldaten machte, von viel schweren Sorgenlasten müssen drücken lassen. Fast konnte die Mutter die Arbeitsplage nicht ertragen. Die Wirtschaft verlotterte an Land, Geräten und am Bauwerk doch ein wenig. Türen gingen aus dem Lot, die Maurerkelle und das Zimmermannsbeil rasteten.

Aber dann kehrte der Große in die Wirtschaft zurück, straffer in der militärischen Zucht geworden. Nun gingen die guten Kopftage der Herzmutter an. Wenn sie auch ihr Mädel ständig weiter zur Arbeit anhalten mußte, so konnte sie von verderblichem Übermaß doch absehen. Und sie baute Pläne aus. Der Große, der ein verständiger, tüchtiger Mensch geworden war, sollte heiraten. Eine, die ins Haus paßte und mit Wohlanstand und Artigkeit nach der Schwiegermutter Sinne war. Und die ein Stückel Geld zubrachte, als Vermögensauszahlung für Helma, wie auch zur Hebung und etwaigen Vergrößerung des Anwesens. Mit der dazukommenden jungen Frau würden die Arbeitskräfte vorläufig dann komplett sein. Weiter schaffen und sich regen wollte die Herzmutter ja, aber doch mehr im Großmuttersinne, ohne Zwang zur Arbeit, wenn der Körper nach Ruhe begehrte.

Und es traf sich wirklich so, wie es die Verhältnisse heischten. Das Schätzchen des Sohnes hatte alle Eigenschaften, die eines jungen Mannes, wie auch einer Schwiegermutter Herz erfreuen konnten. Es war sauber und blank, arbeitsrüstig und herzensfröhlich, und verstand, von einer herben Stiefmutter dazu angehalten, zu schweigen, wenn das Reden nicht am Platze war. —

Helma war indessen in ihr achtzehntes Jahr getreten. Sie war klein von Wuchs geblieben, dunkel von Hautfarbe und war keine Schönheit geworden. Aber in den Augen lag, wie ehedem bei dem Kinde, ein Besinnliches und Aufmerkendes, um den Mund dagegen, auch alles wie in ihren Kinderjahren, das Hellwache, Rasche. Sie war eine flinke Arbeiterin und machte der Herzmutter Freude. Bei der leider allzugern ein kleiner Schelt- und Grämelton sich angefunden hätte. Schuld des Herrgotts und des Kurpfuschers, die beide nicht recht auf dem Posten waren, gegenüber der innig gläubigen Beterin und der ehrlichen Zahlerin.

Wenn die Mutter Habermann nun ins Grämeln geriet und sich mit ihrem guten Herzen in ein richtiges Dornengestrüpp von Unzufriedenheiten verwickelte, geschah es, daß das Töchterlein sich vor sie hinpflanzte und ihr beharrlich in die Augen schaute. Dazu lachte das junge Gesicht, und die Arme faßten zu, leiteten die Mutter zum Sorgenstuhl, und der Helmamund sagte: „Mutterle, ruhe dich erscht emal aus. Das ist nix, wenn du ins Schelten kommst. Das ist man nicht gewöhnt an dir. Dein Tagewerk ist immer Liebe gewäsen." Hockte vor ihr. Schaute sie weiter an. Streichelte an ihr, wenn der Mutter die Tränen kamen. Fand ganz feine Worte, die sich häufig reimten, oder auch nur Spaßworte zarten, drolligen Inhalts waren.

Und die Mutter lauschte ihrer Stimme, die eigentümlich zerhackt daher kam, ohne rechte Schmeidigkeit, und doch ein verstecktes Singen und Klingen in sich hatte. Und merkte die große Kraft, die ihrer selbst nicht bewußt war, aber doch die Mutter bezwang. Und merkte an dem Klingen, daß eine neue Bereitschaft in des jungen Menschenkindes Seele ihrer Erfüllung wartete. Ach, sie hatte bisher ihren Spaß daran gehabt, wie mutwillig Helma mit den Burschen umsprang. Wie harmlos ihre Worte daherflogen. Wie dieser und jener sich heranzumachen trachtete, ohne daß sie seiner achtete.

Leider war auch das Freundschaftsverhältnis verflacht zu ihrem Spielgenossen Milius Stauch. Etwas Fremdes trat statt dessen zutage, das der Feindschaft ähnlich war. Die Herzmutter dachte: ‚Ach, das kennt man. Das ist Vorwand. Das purzelt wieder um. Aber mir wär'sch recht, sie bliebe im Takte.'

Die Verhältnisse bei Stauchs wollten der Frau Habermann nicht gefallen. Das Händlerische hatte im Verlaufe der Jahre die Oberhand über das Bäuerliche davongetragen. Kein Verstrich war zu denken, auf dem Rosamund Stauch nicht zu finden gewesen wäre. Und der Bieter, den er nicht aus dem Felde schlug, mußte schon sehr hartnäckig sein. Er kaufte für den großen Holzhändler Beckmann saaleabwärts, der

Digitized by Google

ihn gelegentlich wohl ermahnte, sich nicht fortreißen zu lassen. Man müsse auch den Nebenmenschen leben lassen — wenn das Holz sich zu teuer stelle.

Wenn Beckmann bei Stauchs Einkehr hielt, trug Amanda auf an Braten und Kuchen, als solle ein Fest gefeiert werden. Rosamund brachte Wein. Der große Holzhändler mit dem robusten Geldverdienegesicht zog die Frau Stauch auf das fette Knie. Klopfte sie. Hielt sie. Sonst nichts von Argem. Aber es ging vornehm und lustig her.

Sie hatten jetzt zwei Knechte und zwei Mägde. Was an Mehrkosten dadurch entstand, verdiente Rosamund am Holze.

Er wurde Freund von seinem Auftraggeber. Legte aus mit monatlicher Berechnung. Späterhin mit vierteljährlicher. Um Kapitalien zur Verfügung zu haben, nahm er eine Hypothek von beschränkter Höhe auf seine Wirtschaft auf. Dehler sah den Vorteil einer breiteren Handhabung ein und lieh das Geld her.

Ja, vor Dehler spielte Stauch doch ein bißchen Theater; denn er betonte den erhöhten Verdienst und Einfluß, während sein Hirn von dem Nebensächlichen angefüllt war, von dem, was ans Herrenhafte grenzte und ans Lebengenießerische. Die Fahrten zu den Auktionen, sein ganzes Auftreten dortselbst und die Beckmannschen Besuche mit Tafeln und Trinken und großmännischem Verkehrston. —

Milius sollte demnächst auf seine zwei Dienstjahre zu den Soldaten.

Wenn man in seine grauen Augen schaute, die sozusagen ein bißchen im Gestrüpp lagen der dichten Brauen und der langen Wimpern, dachte man unwillkürlich an allerlei Zärtlichkeiten, mit denen er sein ferneres Leben verschönen würde. Aber auch die Verneiner fehlten nicht in seinem Gesicht. Da gab es an den äußeren Augenwinkeln je den Ansatz zu einer ganz leichten Falte, ebenso am Mund von jeder Seite ein allerschwächstes Strichelchen, fast nur eine kleine Sperrung oder Schlaffung, ein Kommazeichen des Lebens, daß der Satz in diesem Punkte nicht erledigt sei — ganz etwas Vertracktes, wie eine kleine Wärmeauslöschung. Sein Bärtchen begann zu sprossen, es war blond wie das Haar, im Gegensatz zu den dunkeln Wimpern und Brauen. Redegewandt wie sein Vater Rosamund war er nicht. Er war vielmehr ein Stiller. Der aber doch Freude an der Sonne hatte. —

Es war an einem Herbsttage, einem auserlesenen Sonntage der ersten Oktoberwoche, voller Wärme und sonniger Allotria, und zugleich ein bißchen neckisch ungestüm, so daß den Mädchen die feinen, kurzen Härchen um die Gesichter sträubten und die Bänder und die Schürzen flatterten. Sie waren draußen in ihren Feldern und Gärten und pflückten das letzte Obst von den Bäumen. Arno Habermann war bei seinem Schätzchen, Helma nahm dem alten, großen Apfelbaum die Ernte ab. Er war schon alterskrüpplig von ausgesägten Ästen, die verdorrt gewesen waren. Und dann hatte an derselben Seite der Sturm des vergangenen Jahres gehaust und heruntergebrochen, was sich unschmiegsam ihm entgegengestellt hatte. So trug er zur einen Seite seiner Gestalt eine hohe, klaffende Lücke. Frau Habermann las unten auf dem Grasboden zusammen, was sich fand, ein paar Hände voll verstreuter Äpfel und einen Armvoll alten Astwerks. Schaffte beides ins Haus und verlangte, als sie wiederkam, mit dem Milius Stauch zur Seite, daß Helma vom Baume herabkommen solle.

„Du bist mir da oben zu frei," sagte sie, „kumm, laß den Soldaten rauf, der holt uns die paar Äpfel aus der Spitze noch 'rab."

Helma antwortete: „Was der Soldate kann, das kann ich auch. Ich komme nicht 'rab. Ich werre schunn Herre drüber."

„Ich will dir nix weismache (ängstigen), Helma; aber sei nicht so wagehalsig. Kumm, kumm!"

„Wenn ich fertig bin, Mutterle, da kumm ich."

Sie stand nahe dem Baumstamm auf einem oberen Ast, hielt sich mit der Linken noch weiter oben und pflückte aus der Spitze. Um ihre Stirne spielten die krausen, braunen Härchen, der gerade Mund lachte, die jungen Wangen prangten in kecker Röte. Aus den Augen schaute ein Spott auf den künftigen Soldaten hinab — auf den Milius Stauch, der gerne nach dem Befehl gehandelt hätte. Sie stand auf ihrem Ast wie auf einem Seil, frei in der Luft. Hob sich ein wenig auf die Zehen. Hängte sich mit der linken Hand ein wenig an den oberen Ast, er solle sich ihr zu Befehl biegen. Aber der Ast brach. Ihre Hand jedoch hielt weiter fest an ihm; denn die Füße waren von ihrem Stützpunkte abgeglitten. Dazu gellte ihre schreckverschnürte Stimme: „Ich falle!" Gellte, daß die Luft zersplitterte. Biß sich in das Gehirn einderer, die es hörten.

Wie der Milius Stauch auf den Baum kam — wer kann das genau sagen? Er sprang doch wohl in zwei oder drei Sätzen die Leiter hinauf. Frei stand er da auf dem untersten dicken Aste. Schrie ein paar Worte hinauf: „Bin ja hier! Halte dich ja!" Packte dabei mit hocherhobenen Armen nach dem Unterkörper des hängenden Mädchens und

Digitized by Google

**Aufkommendes Unwetter. Gemälde von Alfred Bachmann**
(Aus Ed. Schulte's Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

stellte ihre Füße auf den Ast, auf dem sie zuvor gestanden. Leitete sie seitlich zum Baumstamm hin, damit sie sich halte. Befahl ihr, auf seine Schulter zu treten. Fühlte, wie das Mädchen zitterte. Packte es. Taumelte — daß der Mutterliebe der Herzschlag aussetzte. Darauf erfolgte die Landung unten im grünen Grasgarten.

Milius Stauch tat ein paar Schritte zur Seite, als wolle er weglaufen, und fiel um. Er lag auf seinem Gesicht, und seine Schultern ruckten. Helma stand am Baumstamm. Ihre Seele verausgabte falsche Münze; denn sie lachte.

Und dann flatterte sie zum Milius hin, kniete neben ihm, hörte, daß er weinte, und das große Klingen wurde in ihr geboren. Sie sprach zu ihm, was ihm fehle, ach, er solle doch nun wieder lachen, ach, sie wolle ihm doch danken, daß er sie beschützt und gerettet habe. Ob er sich etwa weh getan habe, er solle doch zeigen. Nein, nicht wahr, er habe sich nicht zuschanden gemacht? Wenn er aber nicht dagewesen wäre, wer weiß, was dann mit ihr geschehen wäre — — Ihre Stimme hatte einen ganz neuen, lieben, kleinen, törichten Ton. Einen Ton, der spielerig und unspielerig war. Der etwas kindlich Gesangliches und Schmeichlerisches und Schwimmendes hatte, voller Klang und zärtlicher Süße.

Die Habermannsmutter hatte sich zitternden Leibes auf einen Baumstumpf gesetzt. Sie hörte immer noch den gellend metallischen Angstschrei ihres Kindes: „Ich falle!“ Sah immer noch ihr Kind frei in der verkrüppelten Baumseite am splitternden Aste hängen. Sah den Milius Stauch auf dem Ast darunter wie einen Seiltänzer, wie er das Mädchen hielt und leitete, ganz frei in der hellen Luft mit den erhobenen Armen. Und sah ihn jetzt auf dem Gesicht im Grase liegen, und hörte ihrer Tochter Stimme mit dem gesanglichen Klingen. Und sie sprach tief in ihrem Herzen zum Herrgott, daß sie sich Seinem Beschlusse füge. Aber Er müsse auch — und Er solle auch —. Sie schrieb dem Rosamund Stauch eine neue Lebensführung vor, wollte ihn wieder als tätigen Landwirt sehen, der er zuvor gewesen, nicht als einen Umhergaloppierer. Sie weckte die Kinder: „Kommt! Macht! Mögen die paar Äpfel abfalle, auf den Baum kimmt mir keiner merre. Die klopfen wir mit der Stange ab. Das hat bis morgen Zeit. Steh auf, Milius. Komm! Komm!“

Milius stand auf. Trocknete seine Augen. Wollte sich schnäuzen und fand sein Taschentuch nicht. Helma reichte das ihre. Und er schnäuzte sich und steckte ein, und sie lachten. War aber in das Mädchen eine kleine Unruhe gefahren, daß es allerlei im Hause zu klappern hatte durch Küche, Stube und Kammern. Und allerlei zu suchen hatte — wart mal — was denn? — Allerlei so — Kleiderflicken und feine Bandendchen — und die feine Blume vom vorjährigen Sommerhut — und das Geburtstagskränzel von der Herzmutter.

„Heute gerad' vor siebzehn Jahren
Kam die Helma angefahren,
Ohne Kutsch' und ohne Wag',
Wie sie Gott erschaffen hat.“

Ausdrucksvoll auf Papier geschrieben, drei Strophen lang, und mit einem kleinfingerdünnen Kränzlein nun vertrockneter Blumen umrahmt.

Sie nahm es von der Wand, wo es hing, und tändelte damit. Hängte es wieder auf, huschte in ihre Schlafkammer hinauf, allwo der ganz alte, gemalte Kleiderschrank stand und die ebenfalls ganz alte, flachdeckige, gemalte Lade, darin sie ihre Wäsche aufbewahrte, und wo auch in einer besonders vornehmen Ecke ihr Holzkind saß. Nahm das Kind auf das Knie, drehte es und tröstete es. — Erzählte dem Kinde vom Apfelbaum — vom brechenden Ast —. und von der wunderbaren Errettung. — Durch wen denn wohl, ob es das Kind sich nicht denken könne? — Durch den Soldaten. — Und er sei gleich daher gerannt und mit einem Satz auf dem Baum gestanden. — Habe sie gepackt wie ein krauses Bündel und unter seinen Arm gesteckt. — Hopsa! — Nämlich — es sei ganz anders gewesen — ganz fest und sanft habe Milius zugefaßt — er hätte keine Blume oder kein kleines Vögelchen sachter anfassen können. — Sie ließ ihr Tränenbächlein überfließen. Wußte nicht, ob es vor Leide oder vor Freude geschah. —

Als es Abend war, kam Arno mit seinem Schätzchen. Die Braut faßte ihre kleine Schwägerin um den Hals und flüsterte ihr zu: „Milius wartet draußen auf dich.“

„Auf mich? Wer sagt denn dir das?“

„Auf wen soll er sonst warte?“

„Ach su . . .“

Die Braut lachte. Helma aber nahm ihr helles Tuch und hängte es wie einen Schal über die Schultern. Die Braut stieß sie an, nahm es ihr weg und lachte aufs neue. „Du nimmst am Ende auch ene Laterne mit. Da hängt man sich doch was Dunkles über, wenn ma bei seinem Burschen hingeht. Das braucht doch e andres nicht weis kriegen.“ Darauf nahm Helma ihr dunkles Tüchlein und schlüpfte ins Freie. —

Sie faßten sich bei der Hand, erst leise, dann fester. Und sie redeten aneinander vorüber. Sie hatten mitsammen gespielt in

Digitized by Google

der Kindheit. Das stand zwischen ihnen wie eine Scham und war doch zugleich ein Band, das sie aneinander knüpfte.

Es traf sie eins auf der Dorfstraße, die vom ziehenden Gewölk bedunkelt wurde, erkannte sie und lachte. Und die beiden jungen Kinder erschraken, pilgerten aber doch weiter. Sie dachten ans Küssen. Aber sie kamen nicht dazu, es auszuführen: der Bursch war so ungelenk. Ab und zu stießen sie sich ein wenig mit ihren Schultern. „Oh," sagte dann eins oder das andre.

Helma begann zu erzählen. Zerhackte Sätze. Auch ihre Stimme klang wieder zerhackt. Bis sie vom Apfelpflücken redete, von ihrer Lebensgefahr und von seiner Hilfe.

Da zog nun wieder der Klingeton an sein Ohr, die singende und betörende Süße, ein allerfeinstes Schmeicheln und Umwerben. Wußte darum und wußte nicht darum. Und beiden ging der Atem schwer durch die Brust und drückte.

So kamen sie an das Gehöft, in dessen hinterem Gartenwinkel der Stachelbeerstrauch steht, unter dem das ermordete Kind nach dem Leben wimmert.

Ein ganz schmales Steiglein führt am Gartenzaun hin. Daneben ist Feld. Und da gehen sie dicht nebeneinander auf diesem Steiglein, zwischen Zaun und Feld. Am dunkeln Abend. Unter dem dunkeln Himmel, durch dessen Wolkenlücken die Sterne blitzen. Und alles horcht, was sie machen werden, der Zaun und das Feld und die leise ziehende Luft und der Himmel und die Sterne. Und der Mond, von dem die Wolkenwand herabgeglitten ist. Und der jetzt frei vom Himmel herabschaut aus einem breiten Königsrahmen von Perlmutter mit seinem milchweißen Gespensterlicht.

Als sie zum Himmel aufsahen, in das grelle Zucken der Sterne, in das wollüstig lauernde Mondgesicht, hörten sie, wie das Kind unter dem Stachelbeerstrauch wimmerte.

Helma flüsterte: „Hast du gehört?"

Er nickte.

„Komm ..."

Sie schlichen zurück. Bevor sie wieder in die Dorfstraße einbogen, küßten sie sich.

Es war ein Küssen in kleinen Bissen — ein Kosten. Ehe das große Verschmelzen sich einstellen konnte, schlug dicht neben ihnen jenseits des Zaunes ein Hund an.

Das Mädchen schrie auf und lief weg. Blieb, als der Schutz des eigenen Hoftores erreicht war, stehen und wartete. Sie erwartete, daß Milius sie einholen werde. Horchte seinem Schritt entgegen, ging spielerisch vor ihm her, als er näher gekommen war. Und trat bei ihrer Freundin ein, aus deren Elternhause Sprechen und Gelächter heraus auf die Dorfstraße drangen. —

Bald danach machte auch Milius die Stubentür auf. Der ganze Raum war voller Burschen und Mädchen. Helma saß hinter dem grünen Kachelofen, der mit drei Seiten frei in der Stube stand, hinten im Winkel auf dem Großmutterplätzchen, wo es immer warm und ein bißchen verdämmert war. Sie saß ganz eng neben ihrer Freundin, die auch eine junge Liebe im Herzen hatte.

Die beiden jungen Burschen waren nun aber in der Stube unter den andern und waren ein bißchen lauter, als es sonst ihre Art war. Und hinter dem Ofen hervor, in Zuruf und Neckwort, klangen die Stimmen der beiden Mädchen in das Stimmgeräusch der andern, ebenfalls ein klein wenig erregter. Und es war etwas so Alltägliches, dieses leise zupfende, fragende Liebesspiel zweier, die nach Küssen dürsteten, sich nach Umschlingung sehnten, daß keiner dessen mehr als eines Scherzes achtete, einer lachenden, freudvoll seligen Unterhaltung.

Es war schon spät, als die Tür aufging und die Habermännin über die Schwelle trat. Beim Anblick des Milius Stauch wurde ihr Herz froh. Sie trat vor den Großmutterwinkel und sah ihr lachendes Töchterchen. Darauf nahm sie ein wenig Platz und ließ ihre Scherzrede einfließen.

Das Blut dürstete halt — das wußte sie von ihrer Jugend her, als sie selbst seine Schliche kennen gelernt, seine Gier nach den Schmeichelworten der Liebe und ihren Rutenstreichen. Das Blut stiftete den Krieg an, und das Herz mußte die Kriegsschulden zahlen. Wußte es zuvor ganz versteckt, was seiner wartete. Wenn man die Summen an Leid wollte zusammenrechnen, die das Herz durch Blutes Schuld zu tragen hat, die Summen würde man nicht aussprechen können. Und die Herznarben von den vielen Herzwunden, die tiefen Knorpelungen, die jammervollen Verkümmerungen, wenn man die sehen könnte, gegen den Anblick würde man sich wollen zur Wehre setzen. Und würde dennoch müssen die Kriegsschulden des Blutes auf sich nehmen. Denn das ganze Leben würde nix wert sein ohne dieses jauchzende Blühen und Singen. Wer würde denn sonst noch tanzen wollen ohne das Blut? Was würde aus der Mädchen Augen, aus der Mädchen Lippen werden? Tage ohne Sonne! Sommerwiesen ohne Blumenränder! Stille! Stille! ‚Aber die Mutter muß en bissel acht habe. Und muß ihre Worte dernach einrichte. Därf aber auch nicht vergesse, daß der junge Mensch den

Digitized by Google

Antrieb braucht, weil er sonst schadhaft wird (krank) und arbeitsuntüchtig, weil er den Verstand noch nicht hat, daß alles bloß drauf ankommt, daß das Stückel Erdboden seine gerechte Wartung hat. Denn der Mensch stirbt weg, der wandert, aber das Feld und der Garten bleiben. Das sind die Nahrungsgeber. Die sind wichtig. Die haben schon ihr Amt versehen lange zuvor vor den heutigen Menschen. Und die werden desgleichen tun müssen bis zum Jüngsten Gericht. Nune muß man in bezug darauf auch das Seine tun.' Das waren die Eigengedanken der Frau Habermann.

Sie sagte: „Mich schlofert's! Ich will häm. Kumm, Helma." Und das Mädchen kam aus dem Großmutterwinkel hervor und ging mit der Mutter heim. —

Die Tage strichen dahin, kein Briefchen lief von dem Soldaten Milius ein. Er hätte an sein junges Liebchen doch schreiben müssen. Ja, er wollte es auch tun. Aber er hörte allzusehr seines jungen Liebchens Stimme klingen. Daheim in seinem Elternhause gab es diesen feinsten Klingklang nicht. Der Vater und die Mutter knüpften an das Leben an. Und der große Holzhändler war vollends ein Breitmacher.

Nun saß der Milius Stauch wohl vor dem Briefbogen und wollte Liebchen Kunde geben, aber die rechten Worte wollten sich nicht einstellen. Die lagen unter einer dicken Eisenplatte tief in ihm und konnten nicht ans Tageslicht gelangen. Darüber lachte der Soldat ein bißchen und ließ das Schreiben sein.

Und der Dienst nahm ihn hin. Und ein ganz leichtes Verblassen trat ein. —

Nach hartem Winter kamen die Frühlingsstürme. Märzregen peitschte hernieder. Unter schnell segelnden Wolken hingen unbeweglich die ersten Gewitterballen. Und dann rückte Ostern heran mit dem Urlaub, der den jungen Soldaten heimführen sollte. Milius Stauch war nun doch unruhig geworden. Er dachte an den Stachelbeerstrauch und das wimmernde Kind zurück, ganz ernsthaft und wichtig, ohne Mißtrauen in das eigene Aufnahmevermögen. Und so stand auch das kostende Küssen ganz lebendig in seiner Seele auf. Ebenso der Vorfall auf dem Apfelbaum, wie er als Retter auf dem Ast erschienen war.

Er war aber wie ein Arbeiter, der bei seiner Sache ist. Erst war er Soldat gewesen, jetzt, wo er im Abteil saß zur Heimfahrt, war er junger Bursch, der nach einem Sträußlein suchte. Seine Wangen röteten sich. Sein Gesicht nahm einen kleinen, leichtsinnigen Ausdruck an. Im Gestrüpp um die Augen ließ sich die Zärtlichkeit nieder. Lose, arge Bauernliedlein standen in ihm auf. Er schämte sich ihrer Frechheit wegen und lachte doch verstohlen aus halber Billigung.

Seine Bahnstation war erreicht. Er ging durch die Felder dem Heimatort zu.

* * *

Rosamund war daheim, setzte sich zum Sohn an den Tisch, indes Amanda auftrug. Dabei erzählte er von seinem Geschäft, die Wirtschaftsführung drücke ihn. Wenn der Sohn erst seine Soldatenzeit hinter sich habe, wolle er eine Teilung von Holzhandel und Landbesitz eintreten lassen. Und dabei solle es dann bleiben; ihm der Handel, dem Sohn die Bewirtschaftung der Scholle. Später die Heirat. Milius lachte.

Am Abend strich er umher, besuchte den und jenen und lugte nach seinem Liebchen aus. Ein paar Häuser von ihrem Gehöft entfernt pfiff er, es solle eins herauskommen. Aber nun machten in den nächsten Häusern ein paar Unruhige die Fenster auf, die jedes auf seine Weise auf Abruf warteten. Darauf drückte sich der ungelenke Junge weiter, ging am Bach entlang, indem er die Schöpfstellen zählte und in den wolkendunklen Abend blickte. Als er bachab am Mühlteich angelangt war, kehrte er wieder um.

Im Habermannschen Gehöft war alles dunkel. Polternd ging er die Dorfstraße dahin. Wo er die Fenster erleuchtet fand und Stimmklang herausdringen hörte, verweilte er ein wenig. So stand er wieder und lauschte und wollte schon weiter gehen, denn er hörte nichts als die verständige Stimme der alten Hefenfrau ernsthaft, wohlanständig im Erzählertone — als unversehens ein kleines, kurzes Lachen aufschlug, daran er Schätzchens klingende Stimme erkannte.

Und das große Erwachen aller Triebe vollzog sich in ihm.

„Därf en Soldat hier eintrete?" Er hatte geklopft und klinkte auf den Hereinruf den Drücker.

Nun stand er in der Stube.

Da sah er seine Helma mit ihrer Freundin dicht zusammengehuschelt auf der Ofenbank, außerdem auf Stühle und Bänke verstreut, aber so gehockt und gerückt, daß ein möglichst enger Kreis gebildet wurde, noch sechs weibliche Wesen, alle nicht mehr ganz jung, die Hefenfrau mit etwa sechzig Jahren aber die älteste unter ihnen. Und heiter mitten im Frauenkranze der alte Vetter Michael, dem ein allerkleinstes Schräublein im Gehirn sich gelockert hatte. Sein Haar war wuschlig weiß, unter dem Kinn weg lief ihm ein dichter, weißer Holzhackerbart, seine blauen Augen schauten blitzsauber.

Dem Vetter gegenüber saß die Hefenfrau,

Digitized by Google

breit, dick, fest, rechtschaffen durch und durch, soweit es das Leben irgend gestattete. Von allem Zahnreichtum ihrer jüngeren Jahre war ihr ein einziger, langer, beweglicher Oberzahn verblieben, der seitlich vorn seinen Platz behauptete. Sie hatte ihren Kopf mit einem dunklen Kattuntuch umbunden, das ihr Haar eng umschloß. Wo sie in die Stube trat, wuchteten ob ihrer fülligen Straffheit die Dielen, und die Möbel ruckten. In den achtziger Jahren war sie noch mit der Steinflasche durch die Dörfer gegangen und hatte den Bauerfrauen die Saalfelder Bierhefe zugetragen. Seither aber waren die Dorfleute behender geworden und hatten die Gänge zur Stadt als eine Abwechslung einschätzen gelernt. Und die Bequemlichkeit im Verbrauch der Pfundhefe war ihnen auch allmählich aufgegangen. So war der Beruf der Hefenfrau und Semmelfrau denn ausgeschaltet worden. Und die alte Heinerjette lebte nun bei ihren Kindern im Amte der Großmutter und nahm zu. Kein Gang über die Berge hinderte mehr den Fleisch- und Fettansatz, doch hinderte auch kein stilles Daheimsein das Schattenhuschen des ehemals durchschrittenen dämmernden Waldes.

Denn da lebt noch allerlei, was zu fürchten ist. Manchmal sieht man es ganz deutlich. Manchmal muß man über den ganzen Weg beten, daß man unbehelligt bleibe — wirklich beten trotz des Himmelbriefes, den man bei sich trägt.

Heinerjette hatte abwechselnd mit Kirchenversen den dreiundzwanzigsten Psalm hergebetet: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln" — mitunter auch den Himmelsbrief selbst: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen. So wie Christus am Ölberg stille stand, so soll alles Geschütze stille stehen —" und so fort bis zum dreifachen Amen der Schlußworte. — Am Sonnabend zur Herbst- und Winterszeit des einen Jahres aber hatte sie es so einzurichten getrachtet, daß sie mit dem Pfarrer ging, wenn der oben aus seinem weit abgelegenen engen Wohndorfe aufbrach, bis zum Dorf jener Pfarrei, wo er Vertretung hatte und Wanderbett und Wandertisch genoß für die Kirchensonntage, von Tisch und Bett des einen Bauernhauses zu Tisch und Bett des folgenden. Denn seine Sonntage waren mit gar schwerer Rednerarbeit angefüllt, auf sechs Kirchen verteilt, die räumlich weit voneinander standen.

Heinerjette erzählte von ihren Teufelserfahrungen. Und wer wäre denn so unverständig, so ganz von jeglicher Vernunft verlassen, daß er zu zweifeln gewagt hätte an der Wahrheit und Gegenständlichkeit dessen, was die alte Heinerjette berichtete? Wenn sie einen Pferdefuß gesehen hatte, so war es eben ein Pferdefuß gewesen. Amen, Amen, Amen! Aber sie schwor niemals — vermaß sich niemals — redete nur: „So war's," mit ganz schlichter Ehrlichkeitsstimme.

Da war ihre Tochter Lydia, bei der sie lebte, eine wohlanständige Frau und saubere Arbeiterin, die ganz rechtschaffen mit ihrem Ehemann haushielt und ihn wohlversorgte. Die das ausgebesserte Zeug aufs neue ausbesserte und wieder ausbesserte und nochmals ausbesserte, und in deren Stube es keine schmutzigen Winkel gab. Nur Bemängelung konnte sie nicht aushalten. Wenn eins sie tadelte, warf sie ihren Wohlanstand ab, war eine hämische, gehässige, gansdumme Person, deren gellende Stimme das Haus erfüllte. Diese erzählte anders als ihre Mutter, nicht so fest und schlicht im Ja- und Neintone. Aber doch auch ehrlich von einem engeren Gehirnstandpunkte aus. Immerhin nicht durchaus zum Glauben verpflichtend. Aber das Fürchten hat einen grausam-schönen Reiz. Wenn einem fast das Herz im Entsetzen stille steht vor den dunklen Ecken und Fluren und vor den Halbschatten und Vollschatten. Kommt noch der Reiz des Beschimpfens hinzu, dem selbst die ganz Ehrlichen zugänglich sind, des Verdächtigens — nicht etwa mit einfachem Diebstahl oder so kleinen Dingen — sondern mit Untauglichmachung des Seelenkerns. Ja, was glaubt man bloß von solch einem Teufelsbündner! Was denkt man, was aus solch einem Stinkkerl einst werden wird! Sein Sitzkissen wird doch wohl ein glühender Rost in der Hölle sein. Oder es wächst ihm der Kuhschwanz. Ach, man weiß es freilich nicht. Der Teufel würgt ihn ab. Das ist das Ende.

Dieses aber erzählte die Tochter der alten Heinerjette: Da war ein Mann, der keine Kohlrüben und keine Runkelrüben anbaute und der ihrer immer in Menge hatte. Wer trug ihm die Kohlrüben und die Runkelrüben zu? Und er hatte einen Beutel, dick voll Geld gestopft, nächtens unter seinem Kopfkissen. Wer hatte ihm das Geld zugetragen? Denn sein Besitz, sein bissel Feld, war nur klein. Aber wenn schlechte Jahre kamen, er erntete doch und von allem. Er hatte! Und als er gestorben war, hat er freilich die Würgezeichen an seinem Halse gehabt.

Die Frau hatte nette, zierliche Handbewegungen, wenn sie erzählte. Sie drehte ihre nach oben gerichteten Hände im Gelenk, als ob sie einen Blumenstrauß wickle und

Digitized by Google

dem anwachsenden, duftigen Bauwerk immer wieder eine neue Blüte beifüge.

Nach ihr ergriff die Händlerfrau das Wort. Sie war halbjung, hatte einen heiligen Augenaufschlag und sprach immer mit kirchlicher Stimme. Wenn sie ihr Obst, ihre Butter und Eier, ihre Pilze und Gemüse unten in Saalfeld verkaufte, war ihr Gesicht von rührender Bescheidenheit, während ihre Preise bedenklich aufwärts klommen. Sie erzählte von der Frau, die dem Teufel, der allnächtens zwischen Zwölf und Einsen zu ihr gekommen, als sie einmal wieder gar so fröhlich sich umhergebalgt hatten, eine übermäßig lange Lebensdauer abverlangt habe. Über welche Forderung zur Wut ergrimmt, der Teufel sich auf sie gestürzt und sie umgebracht habe.

Nach der Händlerfrau kam die kleine, flinke, steckendürre Thereſie zu Worte, die mähren und reden mußte, wenn sie leben sollte. Die schlau war im Horchen und Aushorchen und unzuverlässig bezüglich der Wahrheit im Weitererzählen. Als der Atem der Thereſie sich kaum verflüchtigt hatte, begann die Habermännin zu berichten.

In ihrem Geburtsorte — er lag etwa zwei Stunden entfernt am andern Ufer der Saale — sei ein Bauer, den man immer auf seinem Felde treffe, zugleich aber sei er auch daheim auf seinem Gehöft oder sonst im Dorfe wo. Das sei ganz gewiß. Sie habe ihn selbst draußen, wer weiß wie oft, getroffen, und er sei doch gleichzeitig drinnen gewesen. Sie habe ihn dann an seinem Stubenfenster stehen sehen oder auf seinem Hof oder in seinem Stall. Ja, das verhalte sich wirklich so.

Aber es zweifelt überhaupt ja keiner. Wer wird zweifeln, wenn Mathilde Habermann, die ganz unverlogen ist, sich für etwas verbürgt? Alle aus ihrem Geburtsdorf sagen außerdem dasselbe. Alle haben den Mann so und so viele Male gesehen, draußen und zugleich drinnen. Freunde hat er keine. Wer wird sich mit so etwas Gefährlichem denn behängen?

Da ist unlängst ein Teufelsbündner gestorben, ein großartiger Mann, in Sachsen, der viel Gutes getan hat. Denn er hat auch kuriert und hat den armen Leuten kein Geld abgefordert. Also der konnte noch zwanzig Jahre leben. Aber er ist an zwei Worten gestorben — die er ausgelassen hat. — Der konnte den Teufel nämlich zwingen, daß er kommen mußte, wie der Mann wollte. Und er konnte ihn auch wieder wegschicken, ohne daß er Schaden davon hatte. Er brauchte bloß die richtigen Worte zu sagen. Und da hat er zwei zu sprechen vergessen, und das hat ihn ausgeliefert.

Sie saßen im engen Kreise, hatten ihre Plätze nicht verändert. Bei so einer geheimnisvollen Unterhaltung erhebt man seine Stimme nicht bis zum ganz lauten Sprechtone. Man redet schon, aber doch nicht etwa für den Türhorcher berechnet, daß der Teilnehmer sei. Man rutscht auch ein wenig auf der Bank oder dem Stuhl zurecht, den anderen Parteien entgegen und bückt auch den Kopf noch ein bißchen vor.

Ja, kann denn eins, das von Intelligenz wegen ein Außenstehendes ist, das gar nicht begreifen, wie das eigentlich ist, wenn man vom Teufelsbesuch redet? Es ist nicht der Alltag, von dem man spricht. Allmählich beginnt es einem doch im Kopfe zu rauschen oder zu stechen, und das Gehör macht irgendwelche Narrenspossen mit ärgerlichen Übertreibungen. Und im Brustkorb verquillt etwas. Und dann löst sich drinnen etwas, das entschlüpfen möchte. Und — —

Es klopfte an.

Alle Köpfe ruckten herum, alle Körper rückten sich zurecht aus der Zuhorchstellung.

„Herein!“ sagte die Hausfrau.

Darauf öffnete sich die Stubentür, und der Miesel stand auf der Schwelle.

Und nun brach das Entschlüpfensbereite hervor bei allen miteinander — der Aufschrei aus kleinen Zugaben. Es waren aber immerhin ihrer zehn, die den Mund auftaten.

Der Besucher erschrak, lang und mager stand er da, schwarzschopfig, grau von Hautfarbe, mit schleichenden Augen. Er wolle bloß um ein bißchen Salz bitten, sagte er. Das Salz sei ihnen alle geworden.

Die Hausfrau antwortete mit knapper Stimme von ihrem Platze aus: „Mein Salz is auch alle.“

„En bissel bloß —“

„Ach, wo werre ich denn Salz verborge —“

„Wie gesagt, bloß en bissel.“ Er war aufdringlich, tat, als höre er ihre kurze Absage nicht.

Darauf antwortete sie: „Das ist itze gut — geh nur.“ Und sie wies nach der Tür, er solle machen, daß er von hinnen komme. Als er fort war, griff sie in das Kümmeltöpfchen und streute ein paar Körner auf die Türschwelle, auf daß nichts Böses mehr darüber komme.

Ein anrüchiges Fremdes läßt man nicht in seine Viehställe, es könnte Hexerei betreiben; man hat ein Auge darauf, daß es vom Hof, von der Düngerstätte, keine Strohhalme aufhebt, die ebenfalls zauberischen Zwecken dienen würden; und man leiht einem solchen Genossen kein Salz — beileibe kein Salz.

Digitized by Google

Da ist ein wunderschönes, sauberes Dorf, im Rechts und Links des Dorfbaches zwei verschiedenen Staaten zugehörig. Handellustig die Bevölkerung. Aber trotz des regbareren Hirnes mit einem allerfeinsten Seelenfädchen auf das Zwischenland versessen, dahin die Verbindung eine so unvollkommene ist. In diesem sauberhübschen Dorfe also gibt es eine Frau, die des Leumundes einer Hexe genießt. Man sagt von ihr, daß sie sich in eine schwarze Katze zu verwandeln vermöge. Diese Frau hat einer Wöchnerin eine Suppe und drei Eier geschickt. Die Suppe hat man in den Dorfbach gegossen und die drei Eier der verdächtigen Dreizahl wegen über das Haus geworfen.

Nachher ist das andere passiert. —

Die Frau hat abends beim Nachbar angepocht, wieder dieselbe Frau, und um ein wenig Salz gebeten, was ihr unhöflich verweigert worden ist. Die Tür ihr vor der Nase zugeworfen. Darauf hat sie beim nächsten Nachbar ihr Heil versucht, wo man ebenso wie beim ersten mit ihr verfahren ist. — Und dann beim übernächsten und noch übernächsten, und nochmals übernächsten. Bei allen diesen Leuten um ein wenig Salz gebeten, es sei was krank geworden. Alle ihr die Tür vor der Nase zugeschlagen und sie von dannen gewiesen.

Am andern Tage stehen die Nachbarn beieinander und erzählen von der Nacht und zeigen auf das Haus der Frau, wo die Rouleaux herabhängen, Haustür und Hoftür fest eingeklinkt sind. Nichts von der Frau ist zu sehen. Just da schleicht etwas Schwarzes herzu — die Katze, und möchte zum Hofwesen hin entschlüpfen. Die Menschen greifen das Tier. Schlagen das Tier beinahe tot. Hacken ihm den Schwanz ab. Reißen das Hoftor auf und schmeißen den blutbeschmutzten, ruckenden Körper auf die Düngerstätte.

Man hat das Tier mit dem abgehackten Schwanze nicht wieder gesehen. Aber drei Tage danach ist das Teufelsweib dahergeschlichen, krummen Ganges, den Mitteltörper mit dickem Tuch umwickelt, fahl wie die Erde von Angesicht. Hin zum Kaufladen um ein wenig Salbe, denn sie habe es im Kreuz. Und die Dorfleute haben gesagt: „Mer haben ihr den Schwanz abgehackt, davon kann sie nich laufe."

Ach, die Hexen, das ist ein Thema für sich. Am Montag und Freitag muß man sich am meisten vor ihnen hüten. Diese Tage sind den Hexen frei. Da ist ihre Macht verstärkt. —

Der Soldat hatte sich gleich nach seinem Eintritt zu den beiden Mädchen auf die Ofenbank gesetzt, an Helmas Seite. Und da hatten sich sehr rasch versteckt die Hände gefunden. Hatten sich gehalten während der ganzen Zeit der Teufelserzählungen, und waren heiß aneinander geworden. Und diese beiden jungen Kinder hatten das unerklärliche Seelengeborgene gefühlt, während der Vorhang in das wegelose Nebenland gelüftet wurde.

Jetzt stand Mathilde Habermann auf und sagte: „Wir gehen jetzt heim. Komm, Helma." Sah, daß der Soldat sich anschloß, und es war ihr recht.

Sie ging dann auf der Straße voran, bat im Namen der Dreieinigkeit um Schutz und war des andern Schutzes, desjenigen des jungen Burschen, froh. Und die Kinder führten sich wieder bei ihren heißen, ineinander geschmiegten Händen. —

Morgen ist Karfreitag. Da sammelt man die Eier, die die Hühner legen, und hebt sie sorglich an besonderem Platze auf. Karfreitagseier bringen immer lebende Kücken — die in jedem ihrer Lebensjahre die Farbe ihres Gefieders ändern. In der Nacht vom Sonnabend zum Ostersonntag zwischen elf und zwölf Uhr schöpft man das Osterwasser. Es kann geschehen, daß man Wein in seiner Kanne findet. Denn es gibt eine Minute im Verlauf dieser Stunde, in welcher Christus das Wasser in Wein verwandelt. Dagegen rede niemand eine Silbe!

Man füllt das Wasser doch in Flaschen und bewahrt es auf. Und das bleibt frisch und perlend das ganze Jahr über. Während das andre Wasser, das man epper zu anderer Zeit schöpft, aus Versuchung, schlecht und stinkend wird.

Natürlich waschen sich die jungen Mädels im Osterwasser, auf daß sie schön bleiben. Aber das übrige Wasser steht beruhigend im Keller unten zu geeigneter Verwendung — mal vielleicht bei Krankheitsfällen oder bei sonst etwas Wichtigem. Habermanns haben im vergangenen Jahre ihre Erdflöhe damit vertrieben, die ihre Gemüsebeete andernfalls verwüstet hätten. Und Mathilde Habermann macht alle Jahre ein wenig Wein damit. Ihr Hiesenwein schmeckt gar gut, der von den roten Hagebutten oder Hiesen hergestellt wird, wunderschön schmeckt ihr Brombeerwein und ihr Mahlbeerwein (Preißelbeeren) und ihr Holunderwein und Schlehenwein. Da tut vielleicht dann auch das Osterwasser das Seine. —

„Gehst du am Sonnabend schöpfen?" sagte Milius zur Helma, und ihre heiß-heißen Hände drückten sich ineinander.

„Ja, ich gehe."

„Bei welcher Schöpfe denn?"

Digitized by Google

„Ach, ich gehe gleich hier — —“ und sie wies mit der freien Hand. Denn sie gingen am Bach dahin. Ganz dicht bei der Schöpfe stand ein starker Baum, eine Linde. Sie hörten das Wasser, das hier springen mußte, poltern.

„Und am Ostersonntag früh, wenn die Sonne aufgeht —“

Habermanns konnten von ihrer oberen Stube aus zum Sonnenaufgangspunkte hinschauen. Standen dann oben am Fenster mit ihren beblakten Glasscherben. Ließen das Wunder vor ihren Augen sich vollziehen — daß die Sonne sprang, ehe sie wie alltäglich in ihre vorgeschriebene Bahn einlenkte.

„Und am Ostersonntag früh, wenn die Sonne aufgeht —“ wiederholte der Soldat.

Helma antwortete: „Ich wollte es schon längst emal wieder unten von der Wiese betrachten — weißt du noch, wo wir damals gestanden haben, als wir noch Kinder waren, und ich hatte mir mit meinem schwarzen Glas mein Näsel beblakt, und du hast mir's wieder klar gewischt.“

Ach, es war eine wundervolle Erinnerung. So junges Volk macht Bänder aus jedem Quark mit seinen wünschenden Gedanken.

„Du, ist das gewiß, früh am Ostersonntag — daß du kommst —?“

„Ja, ich komme.“

„Bringst du noch eins mit?“

„Ich weßß nicht —“

„Ach, komm lieber alleine.“

„Ich will's schon einrichte.“

Sie mußten ganz leise sprechen. Bückten ihre Köpfe dicht einander zu. Blickten sich scheu um. Und kosteten wieder vom Küssen mit ihren geöffneten Lippen. Und vor ihnen ging die Mutter durch einen ganz sanften Schneefall dahin. Trat ein bißchen steif daher, denn sie hatte ihre Hände flach unter der Brust gefaltet und hielt ihre Gedanken im Zaume. Dachte, sie sollten zur Ruhe gehen, bevor sie selbst sich der Ruhe hingeben würde. Damit sie nicht als Störenfriede sich ausweisen könnten, wieder und wieder ihre Rede vorbringen und ihr Rechenexempel aufstellen und den Wohltäter Schlaf aus dem Felde schlagen. —

Am andern Morgen wurden die Karfreitagseier zusammengeholt und auf ihren Platz gebracht. Und dann kam der Sonnabend mit seiner vielen Arbeit und am Abend das Wasserschöpfen.

Helma wartete auf den Elfuhrschlag, nahm Eimer und Krug und ging von dannen. Rasch über die Dorfstraße gehuscht hin zur Schöpfstelle am starken Baume. Sah da eine Burschengestalt, die am Baum wartete zu ihrem Schutze. Auf daß keines aus Witz oder Mißgunst den Zauber ihr störe. Denn aus dem Munde der Schöpferin darf kein Wort hervorgehen, soferne der Zauber wirken soll. Und so bückte sie sich hinab zur Schöpfstelle wie eine Prinzessin, die des Schutzes ihres Kriegers sicher ist — in einer überirdischen Gehobenheit, die Wein anstatt des Wassers erwartete. Sie sah den Soldaten im Vollmondlicht stehen. Blank war die Straße. Der Schnee hatte den Strahlen der Mittagssonne weichen müssen. Saftig braun spannte sich die Zweighaut der Bäume. Prall waren die treibenden Reiserchen. Und das Mondlicht war milde und versöhnend.

Von oben, von der Schöpfstelle der ersten, zuhöchst gelegenen Häuser her, hörte man Kreischen und Gelächter. Unartige Burschen hatten den Zauber gebrochen.

Helma Habermann eilte. Die Hoftür klinkte hinter ihr zu. Sie füllte ihr Osterwasser in Flaschen und schaffte es in den Keller. —

In grauer Morgenfrühe, als noch der Himmel kläglich stumpf ob der Erde stand, entschlüpfte sie mit ihrem schwarz beblakten Glasscherben dem Hause. Huschte die Straße entlang. Sie kam an die Felder und erschaute mitten darin den Busch, der dem Pärchen Schutz geben sollte. Zur Sommerzeit mochte das angehen, wenn er sein Laubgewand angetan hatte. Jetzt aber, zur jungen Frühlingszeit, glich er mehr nur der Hand, die ihre Finger spreizte. Immer deutlicher tauchte er in dem Grau auf — mit einem ganz festen Kern.

Wartete etwa Milius dort am Busch? War so zeitig schon zur Stelle — so in allergrauester, ausdrucksloseſter, verdämmertester Morgenfrühe? War noch sehnsuchtsvoller, ungestümer, als es sein Liebchen war?

Und sie huscht herzu. Fliegt. Hängt dem Urlauber am Halse.

Der hat ihrer geharrt mit Unruhe im Herzen, wie es ihm ziemt. Bis dies Huschen kommt, dies Fliegen. Das ihm die Gelenke löst. Er faßt zu. Er hält. Und sie begeben sich beide ans Küssen. Lernen es! Wissen doch, wie der Schmetterling nippt, wie die Biene saugt. Hängen einer am Munde des andern. Sehen ihre strahlenden Gesichter gegenseitig — wie sie immer mehr aus dem Dunkel hervorwachsen, drücken einander an die Brust, halten einander in den Armen. Erschauen mitten oben am Himmel plötzlich angeflogene Rotwölkchen, die lachenden Schein nach unten werfen. Freuen sich dessen. Und haben einander etwas zu sagen — das aus dem Munde des

Digitized by Google

Urlaubers ungelenk daher kommt, in einem rührend zuverlässigen, sparsamen Ton, und das von den Lippen seines Liebchens jubiliert und weich wie Seide sich in das Gehör schmiegt. Und haben ihrer Absicht, das Sonnenhüpfen zu sehen, ganz vergessen. Die geschwärzten Gläser liegen auf dem Erdboden.

Als sie sich ihrer endlich erinnern, ist die Sonne schon sieghaft rasch heraufgestiegen, blutrotglühend über einer rosenrötlichen Horizontbahn, und steigt weiter von Minute zu Minute, daß man das Maß ihrer Schritte merkt. Und die Umwelt sieht anders aus als am Tage zuvor — reicher, heiterer. Die Wintersaat steht da als zartgrün leuchtendes Gespitze, die Acker, kräftig vom Schneewasser getränkt, recken sich braun und empfangensfroh, und die Bäume und Sträucher schleiern von einem darüber ausgegossenen Frühlingsfarbenton.

Sie kommen heim, kehren fröhlich nebeneinander in das Dorf zurück. Verstecken nichts mehr.

Das Mädele blüht wie eine Blume, und der Soldat hat einen wachverträumten Zug an seinem Munde.

Späterhin schreibt er ihr ernste, drollige Liebesbriefe. Trägt ihre Liebesbriefe auf der Brust und liest sie oft. Blättert seines Liebchens Photographien durch, wie sie ihm von den Kohlweißlingen erzählt hat und wie sie ihr wundervolles Papperlapapp zu dem Holzkinde geredet hat. Lacht. Freut sich des Liebchens.

Er ist ein vorzüglicher Soldat. Jedes Ding, das geschehen muß, faßt er gleich beim Wickel. Sein Hauptmann trifft ihn auf einem Spaziergang, Spricht mit ihm. Läßt sich erzählen. Bauernsohn, einziges Kind, der Vater in der Nebenbeschäftigung Holzhändler. Ach so! Schade! Er würde sich zum Soldaten geeignet haben, zum Weiterdienen. Und der Vater, der den Sohn besucht, hört von dem Lob und ist stolz. Und das Dorf erfährt es, und Helma erfährt es. Und die Habermännin erklärt: „Die Bauern sind immer gute Soldaten. Das ist doch nix Ampartes weiter.“ Und Arno tut den Mund auf: ja, aber zu den Musterhaften gehöre der Milius in der Tat. Da gebe es Merkmale — am Gang zum Beispiel, an der Uniform und so weiter. Und so ist alles Einigkeit. Man spricht von Tausenden, die Rosamund bei einem einzigen Holzverkauf verdient. Und von dem großen Holzhändler, seinem Auftraggeber, erzählt man als von einem ganz Besonderen, was die Vermögensverhältnisse anbelange.

Und die Monde gehen dahin. Und das Land trägt seine Frucht. Und die Menschen setzen ihre Füße vorwärts, hinein in das Leben, hinaus aus dem Leben, mit einem Krönlein auf dem kecken Haupte, mit einer Bürde auf dem sich krümmenden Rücken.

Helma Habermann tanzt dahin. Die Herzmutter kann ihr keine Arbeit schenken. Aber was tut Arbeit ihren jungen Gliedern! Sie macht sie müde zum Schlaf, und sie macht sie stark für das Leben! Und das Leben ist schön, denn es bringt Briefe vom Liebsten. Was für dumme, goldene Briefe schreibt der Milius Stauch! Sie hat ihm ihr Bildnis geschickt — davon er ablesen kann, daß sie wahrlich keine Schönheit ist. Aber er erschaut daran, was in seinem Herzen Wohnung hat.

Dezember ist herangekommen, die Winterflocken tanzen in der Luft.

Frau Habermann sitzt im Rohrlehnstuhl neben dem Tisch mit den dicken, gedrehten Füßen. Helma schreibt ihren Liebesbrief. Kurze Zeit noch, dann kommt Milius auf Weihnachtsurlaub. Frau Habermann aber denkt an Arnos Hochzeit, die im März stattfinden soll.

So führen beider Gedanken zur Höhe.

⁂ ⁂ ⁂

Um das Ende der ersten Dezemberwoche geschah es, daß Arno Habermann vorzeitig abends von seinem Liebchen heimkam.

„Was ist denn dir?“ fragte ihn die Herzmutter betroffen.

„Ach, das hat nix auf sich. Ich will mich bloß e bissel niederlege. Danach ist das wieder im Geschicke.“

Aber am andern Morgen mußte Helma ins Nachbardorf zum Homöopathen springen. Der schickte seine Körnchen und kam hinterher selbst. Schaute sich den Kranken an und „versehnte“ ihn. Er raffte alle seine Gedanken und seinen Willen zusammen und sprach seine Gebetsformel, daß sie Heilung bringe.

Am Tage danach stand Arno auf.

„Das wäre noch besser,“ sagte er, „wo itze meine Hochzeit alle Tage näher kommt, daß ich da krank liege. Jetzt muß man durchhalte. Jetzt muß man den Atem nicht fahren lassen.“ Er blieb drei Tage auf, dann aber legte er sich wieder, und der Doktor mußte kommen.

Am Abend dieses Tages sagte die Hausmutter zu ihrer Helma und faltete dazu ihre Hände: „Itze müssen wir Zwangsbeten, daß unser Vater im Himmel nich kann ausweiche. Wenn Arno stirbt, da ist das auch mit uns alle. Wie sollen wir da zurechtekommen. Da müssen nune die anderen Gebete e bissel aufhören. Da kann nune keins bloß an sich

Digitized by Google

Spitzenklöpplerinnen

Gemälde von
Paul Plontke

Digitized by Google

Digitized by Google

denken. Und wenn unser guter Vater im Himmel das sieht, die Einstimmigkeit, da gibt er nach. Er muß nachgeben ... Sonst ..." Ihr rundes, großes Gesicht erzitterte. Ihre kirschbraundunklen Augen liefen über. Und die lange Oberlippe krauste sich. Sie sagte: „Du därfst jetzt nich for deinen Kram beten, Helma, das wäre ene Sünde. Ich habe dir deinen Spaß gelossen, wie Zeit derfor war. Aber jetzt schreit die Not." In bäuerlicher Stämmigkeit stand sie da, in ihren kurzen, geflickten Arbeitsröcken. Ging schwerfällig auf die Ruhebank zu, ließ sich fallen und legte ihre Stirn auf das Kopfpolster.

Helma saß die halbe Nacht auf bei dem Kranken. In der zweiten Hälfte wachte die Braut. Arno murmelte vor sich hin. Wenn die Mädchen lauschten, hörten sie, daß sein Wille zum Leben redete. Aber der wurde bald zum Stammeln, verlor sich unter dicke Wolken fremder Träume und erlosch.

Arno Habermann verließ die Seinen. Er ließ die Mutterliebe in ratloser Not einer ganz schwarzen, verworrenen Zukunft zurück. Ihr Webwerk war zerrissen, und sie hatte keinen starken Faden mehr, um ein neues, haltbares Zukunftsgewebe aufzulegen.

Habermann sprach mit dem alten Vetter Michael. Es war am nämlichen Tage, an welchem Arno wie ein großer König auf den Schultern seiner Träger hinaufgezogen war zum Gottesacker, wo man seinen jungen kraftvollen Leib, den Berger einer künftigen Generation, den Stoffhalter verschwenderischer kommender Arbeitsleistungen von Täler Breite und Berges Höhe, der Mutter Erde an das Herz gelegt hatte, sechs Schuh tief in ihr heiliges Fleisch hinein — es war an diesem nämlichen Tage, daß Habermann zum alten Vetter Michael von seiner jungen Tochter sprach als der Nachfolgerin des Sohnes in dessen Pflichten.

„Man wird älter," sagte er, „die Frau kann nich merre, die is krank, und ich kann auch nich merre. Das ewige Geschaffe kriegt man satt. Aber kaum legt man sich en bissel nieder aufs Kanapee, da muß man wieder springe. — Helma muß heiraten, da gibt's keenen andern Ausweg."

„Wen soll sie denn heirate?"

„Ja, das weßß ich noch nicht."

Darauf erwiderte der alte Vetter Michael: „Ich denke, das is feste mit Stauchs."

„Das ist nix Festes. — Wenn sich das so gepaßt hätte, na ja. Aber itze paßt das nicht. Milius hat noch seine Militärzeit abzuwickle; das dauert noch ein Jahr. So lange können wir nicht warten. Außerdem ist das die Frage, ob der Alte ihn missen kann. Der braucht ihn doch am Ende selbst. Überhaupt — Beckmann, for den er kauft, soll nicht mehr so berühmt dastehen, wie er stand. Er soll viel verloren haben. Da hakt einer am andern. Purzelt nune der eine, da zieht er die andern hinternach. Nee, die Heirat wünschen wir nicht. Hier auf meinen Sachen bin ich die Hauptperson. — Nee, das ist nix. — Helma hat Zuspruch satt, da haben wir die Auswahl. Und itze wird der Zuspruch noch größer werre."

Am andern Tage schon hörte Helma davon. Sie lachte erschrocken auf. Wie ein Spuk ging die Rede, daß sie heiraten solle, neben ihr her.

Aber ein paar Tage später sagte es ihr auch die Herzmutter: „Mit der Spielerei mußt du itze aufhören, Helma. Du siehst ja, wie das ist. Der Vater is nicht för'sch Arbeiten geschaffe. Nune müssen wir Ersatz haben. Wir haben sechs Wochentage und einen Sonntag, das is sinnbildlich. Ich will dich nich so sehr treibe. Aber rantreten mußt du. — For e Mutterherz is das ja grauam. Die Stelle von meinen Jungen, wo der gesessen hat und geschlofen hat, die is noch warm, sein Löffel, der schmeckt noch nach ihm, wo er mit gegessen hat — — und da soll itze gleich en anderes in die Rechte eintrete und den Platz einnehme und sein Andenken auslösche." Sie setzte sich in den Sorgenstuhl und weinte bitterlich.

Helma hockte vor ihr und umfaßte ihre Knie. Und die Mutter, die Trost in des Mädchens Augen zu finden hoffte, sah einen festen Ausdruck darin, der voller kindlicher Liebe und Erbarmen war, zugleich aber auch einen Widerstand einschloß; und das Gesicht des Mädchens war kreideblaß.

Vor dem Widerstand ihres Kindes bangte der Habermannsmutter wie vor einer allerschwersten Arbeit. Ihr Leid wuchs an.

Und dann kam Milius. Die Tannenbäumchen hingen nun schon am Deckenbalken in den verschiedenen Häusern und waren herrlich geschmückt mit allerlei blankem Tand. Das Weihnachtsfest war heraufgezogen.

Bei Habermanns fehlte das Christfestzeichen des Tannen- oder Fichtenbäumchens. Es sollte die tiefe Trauer des Hauses anzeigen. —

Es schummerte bereits, als Milius eintrat. Er sei am Mittag angekommen, sagte er, aber der Vater sei unten am Bahnhof gewesen und habe ihn gleich mitgenommen. Er wolle guten Tag sagen. Sein Beileid aussprechen. Glück zum Feste wünschen. Kurz und stämmig stand die Habermannsmutter vor ihm, wortarm aus Politik und Ergriffenheit. Denn der Soldat sprach von dem Verstorbenen wie von einem, dem man



Digitized by Google

nachgeraten müsse, sah dabei in seiner schmucken, bunten Extrauniform nach was Apartem aus. Und sie schaute ihr Helmakind nicht an, das seitlich stand, den Kopf ein wenig abgewandt, mit hungrigen Augen.

Als Milius ging, kam die Mutter mit vors Haus, ließ dem Kinde kein bißchen Weihnachtsfreude einer allergeringsten Zärtlichkeit.

Milius sagte zum Schätzchen: „Wo ist denn euer Weihnachtsbaum?"

„Wir haben keinen."

Er ging gleich in die Schonung und holte ein Fichtenbäumchen von Spannenhöhe, ein lachendes, grünes, kuschliges Fichtenkerlchen. Dem schnitzte er ein Klötzchen zurecht, da hinein er es steckte. Und in der Nacht, während die andern schliefen, schnitt er Herzchen vom roten Pfefferkuchenpapier, zog sie auf ganz kurze Fäden und beknüpfte sein Bäumchen damit. Hatte seine Herzlein frei geschnitten. Darum gab es deren große und kleine, gedrungene und gestreckte, alle freilich nach kleinsten Maßen. Sie umwimmelten das Fichtenkind auf eine drollige Weise und machten es zu einem ganz feinen, herzzärtlichen Anblick. Denn sie waren rot um und um, und blies man ein wenig mit seinem Atem hinein, so schaukelten sie und schwebten.

Als am andern Morgen in aller Frühe die Herzmutter die Haustür aufschloß, stand draußen auf dem Treppchen der Soldat und überreichte sein Angebinde. Die Frau sagte: „Was sollen wir damit? Das behalte lieberst for dich. Uns ist nicht spielend in unserm Herzen."

Milius antwortete, es solle ja für Helma. Die solle es in ihre Kammer stellen, damit die Eltern an dem Anblick keinen Anstoß nähmen.

Und in dem Augenblick kam Helma heraus und nahm der Mutter ihr geputztes Bäumlein ab. Sagte: „Das Christkind hat schon gesucht, wo sein Bäumchen hinte ist..." und senkte ihr Gesicht liebkosend auf das rot beflackerte Genadle.

Darauf drehte eins von inwendig her, von ihrem Herzen her, die Habermannsmutter um und schickte sie ins Haus. Und nun standen die beiden Jungen dicht im Türrahmen. Und während das Mädel das herzblättrige Weihnachtssträußchen in ihren Händen hielt, umschlang der Bursch sein Liebchen und küßte es.

Er hielt es ganz fest und küßte es dauerhaft. Legte soviel in diese kleine Zärtlichkeitshandlung hinein, wie sie, die aufnahmefähig und ausdrucksvoll ist, irgend bergen konnte — — seine Anteilnahme an dem Verlust, der das Haus betroffen hatte, seine Liebe zum Liebchen, seine Sehnsucht nach ihr und seine Freude, mit ihr zusammen zu sein.

Ein Poltern im Hause schreckte das Pärchen auf. Helma flüchtete die Treppe hinauf. In dem Schächtelchen, das ihr Milius zugesteckt hatte, fand sie ein Herzchen in Silber mit einem kleinen, roten Stein. Innen aber in dem anzüglichen Schmuckstück lag ein straffes, blondes Haarkränzchen, das mit roter Seide verschürzt war: eine Locke vom Haupte ihres herzlieben Frühlingsjungen. Sie ging ihrem Tagewerk nach mit flinken Füßen und hellem Lächeln. Milius pfiff zu der Arbeit, die ihm oblag.

„Dir hängt freilich der Himmel voll Geigen," sagte Rosamund.

„Ich free mich, daß ich derhäme bin."

„Mog sei." Und Rosamund setzte sich auf das Kanapee und begann zu grämeln. —

Zur Mittagszeit kam Besuch, Dehler mit seiner Tochter. Sie wollten zum Abend wieder weiter, die Nacht in Saalfeld bleiben. Aber das gaben Stauchs nicht zu, Rosamund war ausgetauscht. Alles wippte und federte wieder an ihm und war leichtsinnig und großartig. Und Amanda trug auf.

Nachher sprach Dehler vom Holzhandel. Er gehe, antwortete Rosamund — mal besser, mal schlechter — mal mit großem Verdienst, mal mit kleinerem.

„Mal mit Verlust," warf Dehler ein.

Rosamund antwortete: „Auch das kann vorkomme, daß man mal muß kaufen wegen der Nachfrage, oder daß man ennen andern nicht will dran lassen. Jeder Handel hat seine Schwierigkeiten. Man kann nix ganz und gar vorhersehe." Er erzählte, daß ihm die erste Hypothek auf sein Grundstück aller Wahrscheinlichkeit nach werde gekündigt werden.

Dehler antwortete: „Für diesen Fall rücke ich auf."

„Das heißt," entgegnete Rosamund, „du nimmst noch die erschte dazu."

„Nein, das tue ich nech. Ich habe doch mein Geschäft. Ich nehme die erste nech dazu sondern dafür."

„Ja, ja, wollen abwarte. Das ist nämlich mit den Leuten so: es ist mit Erbteilung. Die haben alle was anzubrocken. Das ist schon möglich, daß gerade einen die Anlage paßt. Danach bleibt alles sozusagen beim alten."

Dehler sagte: „Das ist hier bei dir e doppelter Betrieb, wie ja auch bei uns. Aber bei dir ist das zeitraubender. Wir kochen unsern Balsam und destillieren unsere Essenzen und Öle und Tropfen und dergleichen. Hernach gehen wir auf die Reise — Stieler, der Schnäpse macht, ist dreimal in Brüssel

Digitized by Google

gewesen — Gräf hat seine Kundschaft in den Rheinlanden — Müller jeht nach Böhmen — ich nach Schlesien — Keßler pascht nach Polen rüber — jelte, das hat seine bestimmte Einteilung. Zurzeit sind wir wieder daheim und machen unser Feld. Bei dir ist das anders. Dein Feldbesitz ist auch größer und verlangt mehr Arbeitskraft. Sodann hast du verschieden zu kaufen. Du nimmst doch nech bloß den Verstrich wahr. Wenn einen Bauern sein Wald juckt, weil er Geld braucht, das ist e Fall för dich. Der Holzhandel ist ein Seiltänzerstückchen. Da stürzt manch einer ab."

Der Soldat und Flora traten in die Stube. Sie wollten eine Schlittenfahrt machen. Fragten an, ob es erlaubt sei.

Dehler warf ein Auge in die Ställe, Rosamund begleitete ihn. Dann sahen beide Väter, wie die Kinder von dannen fuhren.

Pferde und Schlitten konnten sich sehen lassen. Und die Kinder waren zwei junge Schönheiten.

Flora Dehler hatte ein feines Gesicht, Näschen, Mund und Oval waren auserlesen. Der Blick der dunkelgrauen Augen war freilich ein wenig kühl. Aber sie ermangelte der Wärme nicht. Kaum achtzehn Jahre alt hatte sie der Tante Berta die Zügel des Wirtschaftswesens aus den Händen genommen, sich beinahe restlos auf den ersten Platz gestellt. Der ihr zukam, als der Tochter des Hauses. Sie war ein ganz kaufmännisches Menschenkind. Das Nützliche und Fördernde besaß alle Vorrechte. Aber sie hatte auch eine Herzecke. Und in der Herzecke stand das Bild des Milius Stauch. Als ein Liebes, das mit jedem neuen Sehen schärfer hervortrat. Alles gefiel ihr an ihm — sein Äußeres, sodann sein Wesen mit all seinen Hemmungen, der Ungesprächigkeit und der Eingeknöpftheit, sein ordentlicher Sinn, sein Pflichtgefühl. Es gefiel ihr auch, daß er in keinem Stücke dem Onkel Rosamund und der Tante Amanda glich. Für den Milius Stauch, in ihren Händen, ihr zugeteilt, hätte sie Großtaten verrichten können, in ihrem Sinne. Sie hätte sich auf halbe Verzichte einlassen können, auf den Verzicht einer täglich fortlaufenden Bequemlichkeit zum Beispiel oder eines Vorteils.

Nachdem sie die Tante Berta entthront hatte, lebte sie nicht etwa krieghaft mit ihr. Sie hatte durch die Tante ihre Erziehung erhalten, die gut gewesen war, ohne überflüssige Fesselung. Darum berieten sie noch heut bei allen Fragen im wirtschaftlichen Leben. Aber als Mann am Steuer taugte die Tante nicht; dafür war sie zu umständlich der Welt gegenüber. Sie hatte innen eine durchlässige Stelle, wo jedermanns Not und Beschwerde hindurchsickerte und ihr das Herz und die Gedanken belastete. —

Der Tag war voll Sonne, die Landschaft war mit Schnee bedeckt in all ihren Breitungen und Wellungen und mählichen Aufstiegen. Wo Gestein sich hervordrängte, schmückte der Schnee die Brüche und Stüfchen. Die Laubbäume aber trugen ihn in den Gabelungen als feinste Polsterung, und die Fichten streckten ihre Nadelhände vor und hielten ihn säuberlich.

Milius sah, daß sein Bäschen ein schönes Mädchen war, das gefiel ihm ohne Aufregungen. Er wäre nun wohl lieber bei seinem Liebchen gewesen. Aber das Bäschen hatte nichts an sich, was ihn ärgerte. Und er konnte drum doch, während er mit ihr dahin fuhr, an sein süß holdes Mädchen denken, an den Verführerton in ihrer Stimme und an ihre schnurrig kleinen Mädchenworte, ihre Kinderworte und Spaßworte, an diese kleinen Klingelworte und Dummheitsworte, die so süß und lachhaft schmeckten. Allmählich tauchte im Gestrüpp um die Augen das Zärtliche auf. Das Bäschen sah es. Ihr Herz klopfte. —

Die abschiednehmende Sonne begann den Himmel anzumalen. Sie durchschoß ein langes Wolkentuch, das breit darüber hinlief, mit ihren feurigen, dunkel rotweinrötlichen Gluten. Zu Häupten färbten sich die Wölklein zart ein wenig rosenfarben. Es geschah sehr rasch, und es war ohne eigentlichen Stillstand. Der rote Fluß trat ein, erreichte allmählich seinen Höhepunkt und verblaßte. Sie fuhren während der Zeit auf ansteigendem Wege, eng zwischen den Bergen. Die Fichtenzweige waren hier dick mit Schnee beladen in der Streifenbreite der Nadeln wie vielfingerige Hände. Je höher die Fahrenden kamen, um so griffiger waren die Zweige bepackt, und zuletzt hingen sie tief herab unter breittatzigen Lasten. Mit grau werdendem Licht kehrten sie heim. —

Flora Dehler erwachte in der Nacht und dachte an die Fahrt zurück. Das Bewegliche in der Landschaft, der Schlitten mit den ausgreifenden Pferden, dazu der Fahrer in der bunten, schmucken Uniform mit dem ganz feinen Kopf und den unredseligen Lippen, das war fest in ihrem Gedächtnis geblieben. Das hatte irgendein konstantes Spiegelchen erfaßt. Das saß in der Wunschecke. An den Vetter Milius dachte sie mit lückenloser Ausführlichkeit. Und von der Wunschecke aus formten sich Bilder. Schnurrige Bilder, bei denen der Geldbesitz keine Rolle spielte, bei denen es sich nur um den



Digitized by Google

Besitz der Person drehte. Die Stube, in der ihr Bett stand, war ganz hell vom Monde, der erst seit wenigen Tagen im Zeichen des Abnehmens stand. Schneeweiß kam das Licht vom Himmel herab. Gesellte sich dem wirklichen Schneeweiß zu, das auf Äckern und Wäldern lag. Durchtränkte die Luft fremd und stumpf und geheimnisvoll, und beunruhigte mit seiner lauernden Schwermut die Menschen. —

Flora Dehler sagte am andern Morgen zu ihrem Vater: „Milius könnte doch mit uns mitkomme auf e paar Tage."

„Ach, was soll er bei uns."

„Der würde dir schon gefallen."

„Wer weiß auch."

„Doch! Er ist so, wie wir sind. Er hat nix von seinen Eltern."

„Die Hypothek damals," sagte der Vater, „hätte ich nech sollen gebe. Was ich von dem Holzhandel höre, kann mir nicht einleuchte. Ein Geschäftsmann muß sich immer Grenzen ziehen. Sonst läuft er ins Ungewisse. Wir werden's erfahren."

„Das bezieht sich aber doch auf den Vater und nicht auf den Sohn."

„Es betrifft, wenn es schief ausläuft, die ganze Familie."

Flora Dehler hatte eine goldene Kette in der Hand, daran ein Kreuzchen hing. Die Kette legte sie um den Hals, trat vor den Vater hin und sagte halblaut: „Die Kette und das Kreuzel, die hast du mir damals gegeben — du weißt schon ... Nune schenke mir heute das — —" Sie schwieg und horchte, daß der Vater bejahen solle. Als er stumm blieb, fuhr sie fort: — „daß du den Milius einladest, er soll mitkommen auf e paar Tage." Und sie drehte sich um und ging aus der Stube.

Stand es so — —? Stand es so — —?

Dehlers Gesicht wurde tiefernst.

Als sein Töchterchen sechs Jahr alt gewesen, war eins der kleinen Gespielen ins Haus gekommen — —: „Die Flora — —" hatte es gestottert.

„Was denn?"

Sie sei fort — — —

„Ach, wohin denn?"

„Mit dem Wasser — fort —"

„Womit?! Mit dem Wasser?"

Hineingefallen sei sie und mit dem Wasser gleich fortgeschwommen. —

Das zagende Kind hatte er damals mit hartem Griffe gepackt.

„Wo? Wo?" Zehn Aufschreie hatten in jedem Wort gelegen.

„Hinten im Garten."

Ja, da ging das Flüßchen breit und hoch in roher Kraft des Hochwassers bis an seinen Rand. Und das Kind, das er mit sich gerissen hatte, sagte nun: Das sei doch schon vorhin geschehen.

„Wann?!"

„Schon vorhin doch."

Das Kind geschleudert, als ob er es zerbersten wolle. Vier Monate lang hat es mit gebrochenen Knochen danieder gelegen. Und nun dem Wasser nach. Springend, mit schreckfürchtenden Augen. Barhäuptig, wie er sein Haus verlassen hatte. Im flatternden leinenen Arbeitskittel durch das peitschende harte Pfeifen des Tauwindes. Sein Körper hat nachher mit einer Lungenentzündung geantwortet, die er glücklich überwunden hat.

Wenn er seine Augen aufschlug in seinem Krankenbette, sah er auf das Lager seines Töchterchens, das ein Ohngefähr gerettet hatte, ein Strauch, in den hinein es von dem strömenden Wasser geschleudert worden war, und in dessen dolchigem Wuchs ihr Gewand sich gefetzt hatte. Die Tante sprach zwar vom Finger Gottes des allmächtigen Vaters; aber um ein derartiges Lob ausstellen zu können, war die Genesungshilfe dem Erwin Dehler nicht rasch genug. Das Kind mußte viel leiden, bis es endlich wieder einigermaßen sicher auf seinen zwei Beinchen stand, und eine lange Reihe von Wochen war darüber ins Land gegangen.

Damals hatte er das goldene Kettchen gekauft. Das solle das Kind als Erinnerungszeichen tragen, daß es ihm zweimal geschenkt worden sei.

Dehler hatte einen Bruder, der höher oben in den Bergen wohnte. Mit dem tauschte er das Anwesen. Er vergrößerte seinen Landbesitz damit und kam frei von den tückischen Zeugen jener Tage, dem Wasser und den Menschen. Denn die Menschen trugen ihm sein Verfahren gegen das Kind nach, das ihn benachrichtigt und hierdurch sein Kind vom Tode errettet hatte.

Dehler lud den jungen Soldaten ein, mitzukommen. Rosamund stimmte eifrig zu: jawohl, jawohl, auf zwei oder drei Tage. —

Als Milius sein verblüfftes Gesicht machte, schickte er ihn. Holte ihn ein draußen im Stall und sagte ihm, daß er die Einladung annehmen müsse. Hatte seine Gesichtszüge dazu in lauter Kerben gehackt, aus denen seine Augen wie dreinschlagende Knüttel hervorsprangen.

Nach einer gräßlichen Pause würgte Milius heraus: — Erstmal zu Habermanns hin — und das melden, — daß er heut und morgen nicht kommen könne — —

Darauf ein gehässiges Lachen vom Vater. Habermanns! Was ihnen Habermanns

Digitized by Google

sollten! Nannte den Habermann einen Dreck- und Jammerwirt und einen Faulenzer.

Und durch Milius' Kopf lief pfeilschnell das Abwägen der beiderseitigen Arbeit. Und er fragte sich, wieso der Vater den Habermann einen Faulenzer schelten dürfe. Da sein eigenes Arbeitsmaß demjenigen des Habermann nicht gleichkomme — wenn man so annehmen wolle — und nicht etwa sein Getreibe mit Trinken und Tafeln und Kartenspielen und Umherkutschieren als Arbeit ihm anrechnen wolle.

Als der Schlitten zurechtgemacht wurde, lief er zu Habermanns. Die saßen beim Essen an dem Tisch mit den dicken, gedrehten Füßen. Saßen da in ihrer grauen, teilnahmlosen Trauer. Und er erzählte, Dehlers seien gestern gekommen, und er müsse heute mit hinauf nach des Vaters Bestimmung. Auf zwei Tage.

Liebchen trug ein schwarzes Kattuntuch glatt um den Kopf gebunden, dazu eine dunkle, an das Schwarze und Graue gemahnende Jacke und eine blau-schwarz leinene Arbeitsschürze. Sah ihn an mit ihren klugen, weitgerückten, braunen Augen. Faßte nach dem Jackenausschnitt. Und der Milius Stauch sah ein Schnürlein auftauchen und an dem Schnürlein ein rotbraunes Herzel aus doppelter Papierlage, das blank und fröhlich über dem stumpfen, dumpfen Trauerzeug gaukelte. Hatte sonst nichts von diesem Besuch beim Liebchen erwischt, weder Händedruck noch Kuß, sondern nur diese zwei Augen voll Herzfreude. —

Die beiden Väter saßen hinten im Schlitten. Milius fuhr, Flora saß neben ihm. Als sie an Habermanns vorüberklingelten, sagte Flora: „Was machen denn die?"

„Der Sohn ist gestorben."

„Ach, das ist wohl schlecht für sie."

„Ja, das ist schlecht."

„Wenn wir aber wieder emal herkommen, da gehen wir hien."

Sie lächelte. Dachte an die drollig häßliche Puppe damals in der Kindheit. Sagte aber nichts. Hatte eine Erfahrungs-Lebensklugheitserbschaft eines reifen Menschen in sich. „Hübsch ist sie nech, jelte?"

„Wer?"

„Helma Habermann."

Dem Soldaten stieg das rote Blut bis in die Stirn.

Nun sah Flora Dehler in die Weite. —

Milius Stauch blieb seine zwei Tage vorbedungener Zeit mit leichtem Herzen. Es war schön bei den Dehlers. Das Vieh tadellos, die Baulichkeiten beinahe herrschaftlich. Er ging mit in das Laboratorium und in die kellerigen Hofgebäude zu den großen Fässern, die der Likörbereitung dienten. War geschickt und zeigte, daß der Betrieb ihn anziehe. Und er ließ sich von Spaßens Hermann, von dem langen, fiedelbogenkrummen Alten, der am Abend ein wenig herzuhuschte, Vortrag über die vergangenen Zeiten halten. Wie sie um Achtundvierzig den Schulzen entthront hätten. Ausgetrommelt: er gelte nicht mehr. Wolfens Heinrich habe das Amt übernommen. — Und nun gewartet, was die Gegenpartei anstellen werde. — Was haben sie schließlich angestellt? Sie haben gelacht. Krauße, der alte Schultheiß, hat gutwillig, was an Schreibereien dazu gehörte, herausgegeben, und Heinrich Häußler, den sie Wolfens nennen, hat den Kram in seinen Schreibsekretär eingesperrt. Er erzählt auch vom verbotenen Vogelfang, der noch heute fortbestehe, und von der Wilddieberei. — Zu guter Letzt vom Paschen. — Hierbei aber wurde sein Gesicht ganz schlau. Er war zu seinen früheren Zeiten Balsamsträger gewesen. In Witgendorf, Döschnitz, Rohrbach, Meura, Deesbach, Oberweißbach hatte er eingekauft. Hatte nur allererstklassigste Fabrikate geführt mit feinen Wässern, die dem Gesundungsdrang nachhelfen und die Schmerzen lindern sollten, und seinen Wundsalben, Brand-, Flechten-, Frostsalben, die denselben Zweck des Heilens verfolgten. Das hatten sie alle gewußt, die Leute in Polen, zu denen er hinüber paschte, daß er aus den berühmtesten „Labbeltoriens" seine Waren herzutrug. Und daß diese Waren immer halfen — unter allen Umständen.

Die Tante sah, daß Flora gern die alte Plaudertasche entfernt hätte, und sie sagte: „Gieh miet, ich will mal wieder dein Bein betrachte." Führte ihn abseits und er mußte ihr seine elenden Löcher und Schwären freilegen, die der Heilkraft seiner unfehlbaren Salben trotzten. Sie reinigte ihn und verband ihn und schalt ihn. „Wenn deine Minna das nech besser kann hale (halten), da kommst du bei mich. Ich mache dich das."

Indessen erzählte Flora vom Theaterspiel. Und vom Tschardas, den sie getanzt hätten. Machte vor. Trällerte die Melodie dazu mit heller Stimme. Holte darauf den Vetter zum Mittanzen. Und die beiden jungen Menschen lachten und drehten sich; zirpten und flatterten wie junge Vögel im Liebesgarten.

Zwischen den Fenstern stand das Sofa. Hier saß Dehler mit seiner Zeitung. Er sah über das Blatt hinweg den beiden zu. Sah seiner Tochter Gesicht in heller Sonne. So, wie er es bisher noch nie gesehen hatte. So,

Digitized by Google

als sei sie beschenkt worden mit Ketten und Ringen.

Nachher sagte er zu dem Soldaten: „Du willst morgen schon weg? — Das ist schade. Ich hätte dich gerne noch e paar Tage hier behalten.“ Lud ihn ein, zu bleiben, er habe eine zweitägige Reise vor.

Kam von der Reise zurück. Erzählte, daß er bei Stauchs herangefahren sei. Brachte noch nötigstes Gepäck für den Soldaten mit. Und der Soldat solle bis zum Schlusse seines Urlaubs bei Dehlers bleiben. Die Eltern würden ihn in der Garnison dann aufsuchen. — Erledigt also! — Gefragt, ob er einwillige, hatte er den Soldaten nicht.

Wenn der an Heimkehr dachte, tauchte das Bild des Vaters vor ihm auf mit den drohenden Augen, die wie Totschläger schauten. Die Forderungen stellten. Keine, die mit Nebensachen in Berührung standen. —

Dehler nahm ihn am anderen Nachmittag mit auf die Jagd.

Sie standen ober dem Dorfe und sahen unten tief im Grunde die vielen kleinen Bergköpfe, als brodelten sie aus dem Erdboden hervor. Alles unter dickem Schnee begraben. Hier und da war ein Weg eingetreten. Hier und da buschte ein Streifen spießenden Strauchwerks neben einem Stüfchen oder einer Falte hervor. Jenseits war dann die große Breitung, über die sich die gewellten Felder hinzogen. Und in der Runde blendete, den Horizont abschließend, das flammendblaue Weiß der ineinanderfließenden, verschneiten, massigen Bergkontur. Das Dorf lief vom Berge nach unten wie ein Bach. Die schieferbeschlagenen Häuser und Gehöfte sahen nach Wohlstand aus. —

Am Abend gingen sie in den Gasthof, wo Dehler zum Kartenspiel verabredet war. Sie spielten Rehkopf. Pfiffen ihre Stiche auf den inmitten des Tisches stehenden Teller. Da war einer mit einem vollen, glattrasierten Gesicht, mit schwarzen, zur Mitte gescheitelten Haaren, die Hautfarbe gelblich, über siebzig Jahre alt, das Schlipschen ein wenig künstlerisch umgebunden. Aus seinem Laboratorium gingen allerbeste Erzeugnisse hervor. — Ein anderer, langer, blonder, füchsischer, weltgewandt, heiter und gerieben bis in die Fingerspitzen. — Ein kurzer, bedachtsamer, zögernder, herrenhafter. — Dann Dehler, der scharfe, kühl überlegende aus der Egoistenecke. Und alle hieben sie ihre Stiche durch die Luft, daß die Luft pfiff. Und keiner von ihnen sah nach einem Bauern aus.

Nannten sich aber alle Bauern. In der andern Ecke der großen Gaststube saß Flora mit der Wirtstochter und dem Soldaten.

Milius nahm alles, was er sah, in sich auf. Der weltmännische Anstrich bei diesen Laboranten war anderer Art als daheim bei seinem Rosamund. Es steckte Knochenbau in diesen Männern.

Er rodelte am andern Tage mit dem Bäschen auf der Fahrstraße. Immer tiefer führte der Weg hinab, — hinunter in den Bereich der Bergleiber — dann deren Basis zu, dem Aufwuchs aus dem Tale. Mit so starkem Gefälle hatte Milius noch nicht gerodelt. Er fühlte, daß er des Schlittens nicht mehr Herr war. Wußte dessen Geschwindigkeit nicht mehr einzudämmen. Rechts unten hinter der Wegbiegung kam ein Wiesenlappen, ein eingesetzter, ansteigender Erdflicken vor der zurückweichenden Berggruppierung. Über die kleine, wüste Grabenrinne, die den Fahrweg begleitete, führte eine erdbeschüttete Übermauerung zu dem Nutzland hinüber. Milius rief ein paar Worte der Kameradin zu — „Ich biege da ab — abspringen nach links — wenn ich rufe —“ Stemmte seine Hacken ein und bremste mit aller jungen Kraft, als ob die Knochen zersplittern sollten. Dadurch nahm der Rodelschlitten die Kurve. Aber die Macht des Gefälles war noch hinterdrein, steckte im Holz, war ein aufsitzender Tück, der Unheil anrichten wollte. Der Schlitten sprang. Nahm nachher Schaden. Der Soldat mußte ihn schließlich auf der Schulter heimbefördern.

Auf seinen Ruf war Flora abgesprungen. Er folgte unmittelbar danach. Als er in den Schnee des Grasfleckes flog, fühlte er einen wüsten Anprall in allen Gliedern. Aber er raffte sich gleich auf und sprang der Kameradin bei. Beide dehnten und probten sie danach ihren Körper. Und der Vetter klopfte dem Bäschen den Schnee von den Kleidern. War vorsorglich ohne Zärtlichkeit. Jungenhaft faßte er zu und küßte sie. Erschrak zutiefst ein wenig. Lachte aber darüber. Und Flora war dessen froh, daß er bei ihr war. — Noch zwei Tage — Silvester und Neujahr. Sie gossen Blei durch den Erbschlüssel aus der Erblade. Spaßens Hermann deutete den Guß.

„O weh!“ sagte er, als er das Blei des Soldaten begutachtete, „das hier is ene ganz verwickelte Angelegenheit.“ Er prüfte weiter. — „Die Hauptsache, wo ich hier sehe,“ sagte er, „is ein Kreuz und davor liegt eins auf den Knien. Aber du bist es nech, der kniet, du gehst weiter. — Das sieht böse. — Da sind viele Dornen.“

Flora sagte mit ruhiger Stimme: „Das leide ich nicht!“ Faßte nach dem Bleiguß. Sagte tändelnd: „Das sind doch aber Blumen. Und da is doch e Schlitten. Und der Sol-

Digitized by Google

dat fährt spazieren." Und sie drückte lachend den Guß zusammen.

Draußen jauchzten Mädchenstimmen. Die Haustochter machte das Fenster auf. „Ja, wir kommen miet. Wartet nur."

⁂ ⁂ ⁂

Der Soldat war auf der Heimfahrt. Nicht auf der Fahrt nach der Garnison. Er war vom Pfade der Wahrheit abgewichen und hatte mit Worten seinen Urlaub um vierundzwanzig Stunden gekürzt. Im Dehlerschen Hause war eine Hand, die stärker war als er. Er wußte selbst nicht, woher das kam, daß er nicht frei heraus gesagt hatte, daß er den letzten Urlaubstag für sich gebrauche.

Zum Aufenthalt bei seinem Schätzchen.

Von solchen Dingen spricht man freilich nicht. Wenn das Spielerei ist und Leichtfertigkeit, dann wohl, dann lacht man dazu. Aber wenn das heiliger Ernst ist — ein Meinsein und Deinsein —

Nein, das hält man in seinem Herzen verborgen. Bis etwas Öffentliches, ein Brautstand daraus wird.

Er dachte an seines Vaters gehässigen Blick. Faßte die Ursache ins Auge. Es mußte sich um irgendwelche Vorteile in bezug auf Dehlers drehen. Oder um irgendwelche Feindseligkeit gegen Habermanns. Um irgendetwas Unehrliches. Er wollte nicht zu seinen Eltern. Es war ihm beinahe, als ob er sich vor einer Roheit fürchte. Er war Soldat. Mußte dem Staat gehorchen. Bezog seine Freistunden von ihm. Seine Eltern gaben ihm reichliches Taschengeld zur Verschönerung dieser Freistunden.

Unversehens flog ihm ein Gedanke zu — der Gedanke, daß er im schlimmsten Falle in die Habermannsche Wirtschaft hineinheiraten könne. Ja, wie dachte er sich denn diesen schlimmsten Fall? Er dachte doch wohl an einen Heiratszwang. Und mit wem? Mit Flora Dehler? Der Gedanke rastete. Wäre er ein doppelter Milius Stauch, sagte sich der Soldat, so könnte er beide Mädchen heiraten. — Würde es vielleicht auch tun — die Flora und die Helma. Bei der Frage nach dem größeren Glück trat er ohne Besinnen auf Helmas Seite. —

Aber er nahm auch das Bäschen in Schutz. Das Glück an ihrer Seite würde anders sein, immerhin aber auch ein Glück. Es würde zutiefst im Herzen vielleicht ein bißchen alltäglicher hergehen als in Helmas Blumengarten.

Und nun dachte er an das Alter — an die herrenhaftere Behaglichkeit im Laborantendorfe und an das sachte Zusammenrücken im Bauernhause. Man sitzt dann auf der Ofenbank in der gestrickten Wolljacke oder liegt auf dem Höllenstein, ruht aus auf dem Kanapee oder sitzt im Rohrlehnstuhl am Tisch und liest seine Zeitung. Und die Frau spinnt oder strickt oder bessert aus. Oder sitzt daneben.

Und Helma hat dann keine Zähne mehr im Munde — und ihr Haar ist grau geworden. — Die hübschen, krausen, bunten Gedanken aber hat sie immer noch. — Und die blanken, braunen, klugen Augen auch. Und er ist ein alter Kerl geworden — — aber nicht verschrumpft und mürrisch, das hat Helma nicht zugegeben. Er denkt an die Kinder und fängt jungenhaft an zu lachen.

In Saalfeld kauft er eine Perlenkette, mehrsträhnig, von kantig gegossenen, granatbraunen Glasperlen mit Schlößchen. Läßt sie auf Watte in ein Schächtelchen verpacken. Kauft auch noch ein Tütchen mit Genäsch, ohne große Ansprüche.

Die Dämmerung macht sich schon bemerklich, als er endlich pilgert. Er nimmt die Fahrstraße und kommt mit großem Umwege allmählich an sein Ziel heran. Der Himmel ist ganz dunkel, die Sterne sind hell. Sie sehen aus wie Nadelstiche in der weiten, schwärzlichen Himmelsbespannung, durch die der himmlische Glast blinzelnd herausdrängt. Der Abend und der schwarze Himmel ersticken alle Formen und alle Farben, unterdrücken alle Flächen und alle Straßen. Dem Schnee haben sie seine weiße Leuchtkraft genommen. Er liegt da, als ob ein Alp an seinem Atem sauge. Durch die dunkle Welt geht Milius Stauch. Sein Schritt ist langsam, kein weitfördernder Soldatenschritt. In ihm baut es. Da sich nichts von außen einmischt, sind die stillen Zuträger emsig an der Arbeit. Dehlers, seine eigenen Eltern, Habermanns — alle tragen sie ihre Werte und Mängel herzu. Zeigen sich von allen Seiten. Verweilen. Gehen. Kommen wieder. Zeigen dies und das von ihren Vorzügen. Decken ihre kleinen und großen Abgründe auf. —

Der Soldat lacht plötzlich auf. Er denkt an sein Mädel, das er sehen und herzen will — denkt an ihren Mund mit den schmalen Lippen, die so fein zu plaudern verstehen — denkt an den Klugheitswinkel um Kinn und Näschen, den ganz vertrackten Schlauheitswinkel. Faßt in seine eine Tasche nach dem Perlenkettchen, das er ihr bringen will, und in seine andere Tasche nach dem süßen Geschleckere für ihr Zuckerschnäuzchen. Fühlt es warm in seinem Herzen aufsteigen und geht froh durch den winterlichen Abend dahin. Er will ein Weilchen mit seinem

Digitized by Google

holden Liebchen stehen und es drücken, will darauf zurückpilgern durch die Nacht und am andern Morgen früh nach seiner Garnison abfahren. Einkehren bei Vater und Mutter will er nicht. Er will keine Rede herausfordern, der er nicht nach seinem Empfinden begegnen darf. Er ist der Sohn.

So pirscht er sich seitlich hinterwärts heran zu den Rückgiebeln, die der Straße abgekehrt sind. Sieht das Habermannsche Gehöft in dunkler Ruhe vor sich liegen. Erschrickt und denkt an Abwesenheit, an Dorfbesuch. Sagt sich aber: nein, bei dem schweren Trauerfall bleiben sie daheim, gehen ihrer Arbeit nach und denken an ihre Wunden.

Er wartet ein wenig, daß sich irgend etwas ereignen solle. Und sieht wirklich, kaum daß ein paar Minuten vergangen sind, wie das Fenster von Liebchens Kammer sich erhellt. Sieht Schatten auf den Rollvorhang fallen — eine Hand — einen Arm in irgendwelcher nicht zu erklärender Verrichtung. Danach kommt der richtige Abstand zwischen Licht und amtierender Person. Und er hat Liebchens Schattenbild klar wie für ihn hingestellt auf der Rouleaufläche — jetzt den Kopf im Profil, jetzt die Zopffront und die ganze kleine Mädelsperson mit gebreiteten Armen. Sie ist mit irgendeiner Sache in Unstimmigkeit, zieht und zerrt an einem Gegenstand und breitet sich —: sie zieht ihre Jacke aus. Zieht und zerrt und breitet sich weiter und hebt ihren Rock über den Kopf.

Nun beginnt der Soldat zu lachen und freut sich jungenmäßig, daß er zuschauen darf. Greift Schnee vom Erdboden auf und saust einen Schneeball als Neckfanfare gegen das Fenster. Ein Aufkreischen drinnen. Eine breite, dunkle, fremde Masse schwemmt daher. Das Licht erhält anderen Stand, das Schattentheater hat ausgespielt. Aber es rattert eins am Fenster, öffnet es, stellt sich breit und stämmig hin zur Verfügung des Klopfenden und fragt nach Namen und Begehr. „Wer will da was?“ Und als es sich herausgestellt hat, daß der Soldat der Anfrager ist, kommt der straffe Bescheid, daß er am Tage wiederkommen solle. „Itze ist doch Nacht, da geht man doch nicht bei den Leuten.“

Er müsse heute noch nach Saalfeld zurück, antwortete der Soldat.

Dann hätte er sich früher sollen einstelle. Wo er doch eben erst angekommen sei. — Und er bittet die Habermannsmutter um sachten Anruf, damit kein Fremdes die Unterhaltung höre. Denn er wolle sogleich wieder zurück. Seine Eltern dürften nicht wissen, daß er hier gewesen sei. Steht da mitten im herausfallenden Fensterlicht.

Indessen hat sich der zweite Fensterflügel aufgetan und Helma ist an die Seite ihrer Mutter getreten. Sie hat ein Tuch umgenommen. Die Mutter aber hat einen Packen unter ihrem Arm, den sie mit rascher Rückwendung zuvor aufgegriffen hat. Als er sein Mädel am Fenster sieht, bettelt der Soldat, es solle herabkommen, eine Viertelstunde nur — zehn Minuten nur. — Darum sei er doch hergekommen. —

„Ich kann nicht,“ gibt sein Herzschatz zurück. „Meine Mutter hat mir meine Sachen weggenommen, meine Jacke und meinen Rock.“ Und das Mädel lacht zu ihren Worten.

Da lacht schließlich auch der Soldat über die Gefangenschaft. Aber er bettelt um Urlaub. —

Die Habermannsmutter sagt: „Das kann ich nich zugebe, Milius. Wenn deine Eltern das weis kriegen, daß du hier gewasen bist und ich habe mein Mädel bei dich rabgelassen zur Nacht, da gibt das schlechte Reden, wo sich nich geziemen. Und das will ich nich ha'e. Das paßt mir nicht. — Das ist überhaupt nix für dich, du kommst hierher bei uns, wo nie was kann draus werre mit dir und Helman. Deine Eltern brauchen ene andere Schwiegertochter, und wir brauchen enen andern Schwiegersohn.“

„Und wir brauchen uns,“ antwortet der Soldat. „Wir sind doch keine Kinder mehr, wir haben doch auch mitzureden. Um uns geht es doch. Wir haben's nachen doch auszubaden.“

Helma beugte sich zum Fenster hinaus und sagte: „Dein Weihnachtsbäumchen mit den vielen roten Herzeln, das setze ich alle Abend auf den Stuhl vor meinem Bette, vors Kopfende hin. Danach träume ich von dir. Ich kann's dir nicht zeige, daß ich's hier habe, sonst macht mein Mutterle das Fenster zu, und ich bin eingesperrt.“ Dazu klang wieder ihr junges, klingendes Lachen.

Frau Habermann sagte zu ihrer Tochter: „Mach', komm weg von's Fenster.“

Aber die Antwort lautete: Das kann ich nicht, Mutterle.“

„Ich befehle es, Helma.“

„Folgen kann ich aber doch nicht.“

„Helma, itze werre ich aber barbarisch.“

„Das machst du nicht, Mutterle. Hinterher ist dir das leed und das schadet dir dann. Da wirst du krank.“ Sie bückte sich zum Fenster hinaus. „Schönen Dank fürs Kommen. — Vielen Dank. — Und du giehst nune. — Ich werf dir aber erst noch a bissel was rab för unterwegs. — Runter läßt mich

Digitized by Google

Kinderbildnis
Gemälde von Hela Peters

Digitized by Google

Digitized by Google

mein Mutterle doch nicht." Sie trat ein paar Schritte in die Kammer zurück. Kam wieder mit etwas im Arme, einer Anzahl roter Äpfel. „Die sind von dan Baume, du weßßt schon, wo ich abgestürzt wäre, wenn du mich nicht hätteſt feſte gehalten — wo du mir das Leben gerettet haſt. Ohne dich wäre mein Herzmutterle itze ganz alleine. — Nune beiße ich ab, und du ißt unterwegs weiter. Drei Äpfel habe ich. Und von jedem naſch ich erſt a biſſel."

Und ſo tat ſie, biß von jedem Apfel einen kleinen Biſſen ab. Warf ſie nacheinander dann dem Milius Stauch zu, der ſie auffing mit ſeinen Händen, ſo daß das Apfelwerfen wie ein halbes Ballſpiel war, voller Anmut und Natürlichkeit. Zum Schluß eine Kußhand lang und innig mit den Fingerſpitzen ihrer beiden Hände. Darauf ſchloß ſie raſch das Fenſter und drehte ſich nach der Mutter um, die wortlos zurückgetreten war, als Helma an den Apfelbaum und die Lebensrettung erinnert hatte. Sie ſetzte ſich jetzt auf das Bett und ſagte mit bebender Stimme: „O, du lieber Vater im Himmel, was iſt das Leben doch ſchwer. Was muß ich doch aushalte."

„Wir müſſen alle aushalten, Mutterle." Helma hockte vor der Mutter und umfaßte ihre Knie. „Ich hätte doch auch lieber a biſſel die Haustüre aufgemacht und hätte a biſſel geſtanden. Mir is das doch auch nicht leichte geworden — das bloße Kucken vom Fenſter her. Wo er doch mir wegen gekommen iſt das Ende und därf nune bloß hochkucke, und das iſt alles, was er dafür kriegt, för den Herweg und för den Rückweg. Da hat die Herzmutter nicht dran gedacht. Und die weßß doch, daß mein Herze an ihm hängt. Und wenn das nötig ſein wird, daß ich das muß losreiße von ihm, wenn es keinen andern Ausweg merre gibt, aber gar keinen einzigen andern, da werre ich das auch tun, das weiß die Herzmutter auch. Ich werre mein Mutterle nicht verloſſen."

Sie ſtand auf, holte das Weihnachtsbäumchen, ſtellte es der Mutter auf die Knie, zwiſchen die gefalteten Hände, ſetzte ſich neben die Mutter auf den Bettrand und umfaßte ſie. Kuſchelte ſich dicht heran. Und ſo, halb hinter der Mutter ſitzend, begann ſie einen Pſalm herzuſagen: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat."

Darauf ereignete es ſich, daß die Mutter Habermann einhelfen mußte. Es geſchah ſogar, daß ſie ſchließlich die Führung übernehmen mußte.

Sie ſaß aufrecht da, ſprach über das rot beflackerte Bäumchen hinweg, das ſie zwiſchen ihren Händen hielt.

Die alten Tröſter ſtellten ſich ein und tropften aus den Augen.

Helma rückte den Stuhl vor das Kopfende, ſtellte ihr Weihnachtsbäumchen darauf, trat vor die Mutter hin, machte einen breiten Knicks mit geſpreiztem Unterröcklein und ſagte: „Mutterle, ich muß jetzt ſchlofe. Gieh, ſchlof auch. Der liebe Gott wird ſchunn vürſorge. Gieh, gieh!"

Und die Mutter ſtand auf und ging. Wußte: ihr Kind war feſt, ohne Gnade. War eine Reife in ihrem Willen. Und ſie ſah das kleine, junge Geſicht mit dem lächelnden Mund und den ſtrahlenden Augen, das ſchon den großen Zug der Kraft in ſich trug. —

Helma hatte ihre Tür eingeklinkt, zog ihre Röcke ab, löſchte das Licht und legte ſich nieder. Sie ſah ihren Milius in der Dunkelheit vor ſich ſtehen, unten im Schnee in der kleinen, blaſſen Fenſterhelle, zwiſchen den paar Bäumen des Grasfleckes, die mit kahlen Äſten die dunkle Luft durchmuſterten.

Sprach ein wenig zu ihm in ihren Gedanken und ließ dann ihre Gedanken mit ihm wandern. Darüber kam der Schlaf und deckte ſie zu. —

Und Milius Stauch ging dahin und aß ſeine drei Äpfel mit glücklicher Inbrunſt. Aß die ganze Helma damit auf, ihre Kußlippen an den Bißſtellen, ihre Hände, die die Äpfel herzugetragen hatten. Dachte an ihre flinken Füße, dachte an ihre ſchwenkenden Rockfalten. War ein Schlemmer an ſeinen drei Äpfeln und merkte zugleich, was er längſt wußte, von ſeinen Jungensjahren her, daß die Äpfel an ſich gut von Geſchmack waren. Quälte ſich nicht mit Bedauern, daß ſeinem Gange ſo knapper Lohn beſchieden geweſen. Lachte vielmehr über die Mutter Habermann mit dem Röckebündel, und lachte weiter, aber anders, nicht ſo jungenhaft beluſtigt, ſondern ſtiller, ſtolzer, über Liebchens feingeſetzte Rede, welche die Herzmutter in die Flucht geſchlagen hatte.

Der Himmel war heller geworden, die Sterne leuchteten breiter in ihren ſchönen Gruppierungen. Ein Schuß Gold war ihrem Geblinkere beigemiſcht. Sie waren ſtrahlender, größer und froher anzuſehen als zuvor, wo Milius ſeine Wanderung angetreten hatte. Und die Milchſtraße war herrlich eingezeichnet mit dem feinſten Gewimmele.

Als er am andern Morgen im Abteil ſaß, auf der Fahrt nach ſeiner Garniſon, ſah er, wie ein blanker Lichtfinger über den Himmel griff und wie ſchwarze, verdehnte Schat-

Digitized by Google

ten über die Landschaft zackten. Ein vergeßliches Breitlicht faßte nach allen Gegenständen und betastete sie. Am Himmel zeigten sich Wölkchen, die mit bräunlich und violett durchzogen waren. Der Blick auf den Sonnenstand wurde ihm erst bei einer Biegung des Weges. Da sah er die Lichtbringerin einen Schuh hoch über der Bergstufe, die dem Horizont vorgelagert war, als ein kreisrundes Loch, daraus Weißglut hervorblendete. War jedoch dem kreisrunden Loch im Himmelsgemäuer eine Schutzplatte von gedunkeltem Silber vorgelegt, die unruhig auf der Weißglut schwamm. —

Es gab keinen Soldaten in der ganzen Kompagnie, der so eifrig seine Liebesbriefe schrieb wie Milius Stauch. Man sah ihm an, was er schrieb, das Zärtliche und das Wichtige. Denn er faßte seine Stellung von der männlichen Seite aus auf, als der Darüberstehende. Dieses Männlichkeitsgefühl war aber wie ein Schatzkästlein, das Kleinodien barg, Pflicht, Treue, Vorsorge. Es war voller seelischer Muskeln und Arbeitsverlangen. Und voller ganz blitzsauberer, blitzfrommer, bäuerlicher Zärtlichkeit. Wenn die Briefe seines Schätzchens einliefen, barg er sie auf der Brust bis zur stillen Stunde. Dann wußten die Soldaten, sie durften ihm nicht mit Neckereien kommen. Wenn er den Brief hervorzog und zu lesen begann, also zu einer Zeit, da keine dienstliche Unterbrechung zu erwarten war, dann war alles andere ausgelöscht, dann saß er mitten im Soldatentrubel, der ihn nichts mehr anging, und in ihm gaukelten die Sehnsüchte und die ganz heitre Burschenfreude. —

Mit seinem Liebchen daheim war es dasselbe Spiel. Die Mutter sah auch das Spitzbübische und das strahlend Andachtsvolle, wenn Helma ihre Liebesbriefe schrieb oder empfing. Hier war auch der Alltag ausgelöscht und der Feiertag angebrochen.

Und die Zunge der Herzmutter lag in Banden, daß sie nicht vom Wandel und vom Verblassen zu sprechen wagte. Denn eine matte Schelmerei bleibt ja schließlich wohl haften, eine fast verwischte Erinnerung gibt es ja doch bis ins späte Alter. Immerhin ist des Bleibenden wenig und lohnt der erduldeten Schmerzen nicht. —

Habermann sprach indessen ärgerlich von der Heirat. Helma solle endlich zulangen. Er hatte einen Knecht gedungen, mit dem er zufrieden sein durfte. Hatte auch ein paar Stücken Feld verpachtet an die Händlerfrau. Aber nun ärgerte er sich über alle die Versäumnisse, die dem Felde widerfahren würden. Und dann hub das Schimpfen über Stauchs an. Rosamund hatte ihn zur Rede gestellt wegen Liebschaftsbegünstigung zwischen seinem Sohn und Habermanns Tochter. Er verfolge andere Pläne mit seinem Sohn. Habermann hatte ihm im gleichen Sinne geantwortet. Nun taten die beiden Väter feindlich und roh.

Und Helma sprang daher wie das Leben und schaffte. So eine Unrobuste und verstand zuzugreifen, als habe sie Kräfte für ihrer drei. Umfaßte die Mutter und sprach krause Worte und feines Herzbetteln. Und ihre Augen liefen dem Vater entgegen wie bewaffnete Soldaten.

Darüber war der Winter eingeschlafen, und das Frühjahr hatte seine Arbeit angefangen. Den kranken Menschenkindern machte es schwere Glieder und müde Gedanken, und dem jungen Volke wirrte es in bangem Sehnen die Köpfe und die Herzen. —

(Fortsetzung folgt)

## Es kommt ein Gewitter. Von Hermann Hesse

(Aus den Gedichten des Malers)

Der Berg steht schwarz und der Himmel von Stahl,
Alle holde Farbe rinnt
In die letzten besonnten Häuser und Matten,
Dahinter ist alles fahl,
Alles todesbereit und voll Qual und Schatten;
Aber die Sonne spinnt
Noch immer grell und ahnungslos
Ihr Farbenspiel wie ein Kind mit Glasperlen im Schoß.
Bald kracht alles zusammen,
Bald steht alles in Flammen —
Aber vorher und bis zum letzten Augenblick
Lieg ich mit meinem Farbkasten auf der Lauer,
Lese den bleichen Baum und die grellgelbe Mauer,
Folge der blauen Schwärze mit schnellem Blick.
Wie kommt sie bös und geschwind,
Und noch immer kein Wind!
Plötzlich wird Regen und Hagel knattern
Und meine hübsche Malerei zum Teufel flattern,
Dann wird alles erlöschen und untergehn —
Augen, trinket die Farben in euch hinein!
Morgen vielleicht wird schon Herbstwind wehn,
Ach! und kein Sommer mehr sein.

Digitized by Google

# Die Selbstbiographie als Formproblem

Von Dr. Paul Wohlfarth

In der Stufenfolge der Formen literarischen Selbstbekenntnisses im unmittelbaren Sinne — mittelbar ist jede schriftliche Kundgebung wie überhaupt jede menschliche Handlung Selbstbekenntnis — führt ein gerader Weg vom lyrischen Gedicht über den Brief und das Tagebuch zur Selbstbiographie. Was ihnen sämtlich eignet und gegen alle anderen Bildungen ihr Unvergleichbares verleiht, der Wirkungsniederschlag eigenen Erlebens in unmittelbarem Zusammenhang mit diesem Erleben und der Person des Erlebenden, tritt am stärksten im lyrischen Gedicht zutage. Bietet äußeres Geschehen hier nur den Anstoß zu den allein in Frage kommenden inneren Erschütterungen, so ist auch die Frage des In-die-Welt-Tretens für das lyrische Gedicht nur bedeutungsloses Nachspiel. Auch wenn es nicht zu Papier gebracht oder vorgetragen wird, bleibt es lyrisches Gedicht. Demgegenüber ist der Brief seinem Wesen nach für einen anderen bestimmt, soll diesen, auch wo bloß seelische Erlebnisse mitgeteilt werden, über deren Gegenstand und Bewegtheit in Kenntnis setzen und bedingt daher eine allgemein verständliche Formgebung — das lyrische Gedicht wird oft einen letzten, nicht lösbaren Kern enthalten — damit aber eine gewisse Distanz von diesem Erleben. Unter dem Eindruck tiefster Leiden und Freuden geschriebene Briefe — wie etwa gewisse Briefe Goethes an Behrisch aus der Leipziger Zeit — sind lyrische Gedichte. Eine noch weitere Distanzgebung eignet dem Tagebuch. Denn besteht dieses auch aus einzelnen, einen nicht allzugroßen Zeitraum umspannenden Blättern, die an sich nicht mehr zu enthalten brauchen als ein Brief, ja zunächst nicht einmal dazu bestimmt sind, einem andern mitgeteilt zu werden, so bedingt doch der Zweck des Tagebuchs eine ungleich stärkere Verselbständigung und Objektivierung. Der echte Brief ist Augenblicksprodukt und, soweit er nicht rechtserhebliche Tatsachen enthält, mit der Erwartung behaftet, alsbald der Vernichtung anheimzufallen. Auch das kürzeste Tagebuchblatt soll Dauerwert haben, der Schreibende will eine Entwicklung für sich oder seine Kinder oder die Nachwelt niederlegen, zusammengesetzt aus einer Reihe unmittelbarster Eindrucksbilder. Dieser Zweck bedingt einmal eine strengere Auswahl, weiterhin eine bestimmtere Gestaltung unter irgendwelchen sachlichen oder persönlichen Gesichtspunkten, schon mit Rücksicht auf den Zusammenhang, vor allem aber das Bewußtsein einer höheren Verantwortlichkeit. Im Brief läßt man sich leicht gehen, das Tagebuch schließt eine solche Haltung aus.

Am weitesten ist die Distanz zwischen Erleben und Darstellen bei der Selbstbiographie, damit die Haltung freien und unmittelbaren Bekennens fast schon in Frage stellend. Die Selbstbiographie umfaßt immer einen langen Zeitraum, wird nur von alten, jedenfalls aber von gereiften Menschen geschrieben, deren Lebenswerk grundsätzlich abgeschlossen ist. Ihr Stil ist daher ein kühlerer, abgeklärterer, gebändigterer. Innerhalb dieses Zeitraums sind die Einzeleindrücke mehr oder weniger verwischt, haben sich bereits zu einem festen Gesamtbilde geformt. Der Verfasser steht dem Lebensganzen objektiver gegenüber, des wilden Augenblicks Gewalt, die noch so oft das Tagebuch beherrscht, ist gebändigt. Der größeren Verselbständigung, Distanzierung, Objektivierung entspricht eine größere Verwobenheit mit der Umwelt. Nicht im Sinne der Milieutheorie, als ob die herrschenden Sitten, Anschauungen und sonstigen Tatsachenkomplexe gerade dieses Leben verständlich, zu ihrem Objekt machten. Sondern umgekehrt wird das zeitliche Geschehen in viel höherem Maße Objekt der Selbstbiographie als des Gedichts, Briefs, Tagebuchs. Diese lassen sich sämtlich als Schilderungen im wesentlichen innerer Vorgängen denken; ein Leben, als Ganzes überblickt, kann nicht als losgelöst von der Umwelt vorgestellt werden, schließt sich mit dieser zu einem Ganzen zusammen. Goethe drückt diesen Gedanken in der Einleitung zu Wahrheit und Dichtung so aus: „Denn indem ich mich bemühte, die inneren Regungen, die äußeren Einflüsse, die theoretisch und praktisch von mir betretenen Stufen der Reihe nach darzustellen, so ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt."

⁂ ⁂ ⁂

Nicht jede Kultur freilich läßt Selbstbiographien entstehen. Daß der Mensch sich selbst als Gegenstand seines Schauens und Erkennens betrachtet, ist vielleicht der größte Schritt in der Entwicklung des menschlichen Geistes. Selbstbiographien entstehen daher nur in Zeiten und Völkern, die ihre Ursprünglichkeit verloren haben. Hermann der Cherusker hat ebensowenig Memoiren geschrieben wie Hendrik Witboi. Dem entspricht als Voraussetzung eine fortgeschrittene subjektive Kultur des Verfassers. Der Bergmann, der Bauer wird keine Memoiren schreiben oder doch nur dann, wenn er mehr ist als Bergmann, als Bauer. Wenn Braeker, der arme Mann im Tockenburg, in seinen Erinnerungen seine Jugend als Hirtenknabe schildert, so doch nur, weil er zur Zeit ihrer Abfassung ein Mann von tiefer, umfassender Geistesbildung auf der Grundlage eines reichbewegten Lebens war.

Damit ist bereits ein weiteres, höchst be-

Digitized by Google

deutsames Problem angedeutet. Während Gedicht und Brief Augenblicksprodukte sind, das Tagebuch die allmähliche Entwicklung eines Lebens oder Lebensabschnitts darzustellen sucht, und zwar seiner Entstehung nach lücken- und sprunghaft, blitzlichtartig und mit wechselndem Rhythmus, entfaltet sich in der Selbstbiographie eine festumrissene, plastisch abgerundete Persönlichkeit, womit nicht im Widerspruch steht, daß in der Regel nur eine Seite ihrer sich darstellt, der Staatsmann, der Soldat, der Künstler, der Reisende, der Hochtourist. Immer ist diese Entwicklung in der Darstellung eine planmäßig geordnete, weil der Verfasser schon vorher das fertige Bild geformt hat. Selbstbiographie ist aber nicht nur die Darstellung einer Persönlichkeit, sondern vor allem die Darstellung einer Persönlichkeit, das ist also eines Menschen von Größe, Bedeutung, Unvergleichbarkeit. Im Gedicht ist die Persönlichkeit — so verstanden — völlig anonym, der Wert des Briefes liegt ausschließlich in der Kraft oder Zartheit, dem Witz oder Geist der Darstellung, gleichviel wer der Schreiber ist, dem Tagebuch ist das Element der Persönlichkeit — immer in dem genannten Sinne — wenigstens nicht wesentlich; ob der Schreiber sich zur Persönlichkeit entfaltet, kann sich ja erst mit fortschreitender Entwicklung zeigen, und auch dann kann das literarische Produkt von hohem Wert sein, wenn jenes Ziel nicht erreicht ist. Die Selbstbiographie aber entspringt dem Willen und Zwange, sich mit der Welt oder mit sich selbst auseinanderzusetzen. Ein solcher Zwang besteht aber nur nach einem Leben, dessen Kämpfe und Entscheidungen sich zu einem Schicksal zusammengeballt haben. Das will heißen, daß es nicht so sehr auf die Buntheit und Zahl, die Bewegtheit und Unvergleichbarkeit von Abenteuern ankommt, dann wäre der Landsknecht des Mittelalters, der Offizier der napoleonischen Kriege mehr Persönlichkeit als jeder andere. Sondern daß bei einem gewissen Maße äußeren Erlebens jeder Augenblick in ihm der Stärke nach als tiefe Erschütterung, die Entscheidung, ja schon die Begegnung als wie von einer übermenschlichen Macht und doch wieder als zwangsläufig von letzten seelischen Schichten her bestimmt empfunden wird, mag es sich nun um Sieg oder Niederlage handeln, ja daß es nunmehr scheint, als ob ein solches Leben die großen Geschehnisse anzieht wie der Magnet die Stahlspäne: das ist Schicksal und das ist Persönlichkeit. Nur ein solches Schicksal und eine solche Persönlichkeit kann Inhalt der Selbstbiographie von Rang sein; ob sie die Gewinnung politischer Macht oder kriegerischer Lorbeeren, die Entfaltung des künstlerischen Genies oder die Bezwingung unersteigbarer Alpengipfel zum Inhalt hat, ist von untergeordneter Bedeutung.

Deutet diese Begriffsbestimmung, besser Schau der Persönlichkeit bereits an, daß sie bei aller Selbstgenugsamkeit und Ichzentriertheit zugleich eine ganz andere Zone, sei es als Subjekt, sei es als Objekt, beherrscht, die Geschichte — im weitesten Sinne — daß also das Leben der Selbstbiographie auch Gegenstand der Geschichtsschreibung sein kann, so bedarf es einer Abgrenzung beider Formungen, um dem Bilde der Selbstbiographie weiter die erforderliche Abrundung und Abgeschlossenheit zu geben. Daß sie, wie eingangs hervorgehoben, der Wirkungsniederschlag eigenen Erlebens in unmittelbarem Zusammenhange mit diesem und der Person des Erlebenden ist, kann gegenüber der Geschichtsschreibung nur als äußerer Rahmen angesehen werden, der die inneren Grenzen im dunkeln läßt. Der Selbstbiograph will ja auch Geschichte schreiben, glaubt hierzu sogar besonders befähigt zu sein, weil er eben auf Grund seiner eigenen Erlebnisse mehr zu wissen und sagen zu können glaubt, als jeder andere. Trotzdem wird niemand die Lebenserinnerungen des Benvenuto Cellini und Grimms Leben Michelangelos als irgendwie gleichartig ansehen. Nicht daß Cellini einige Jahrhunderte vor Grimm geschrieben hat, ist das Entscheidende. Auch nicht der Gegensatz von subjektiv und objektiv trifft den Kern der Sache. Jedes Zeitalter hat zu großen Menschen und Kulturperioden ein anderes Verhältnis, wir betrachten die Renaissance heute unter ganz anderen Gesichtspunkten als Winckelmann und Goethe, und daß auch Grimms Werk von diesem Subjektivismus beherrscht ist, steht für uns außer jedem Zweifel. Auch daß bei der Selbstbiographie der Stoffkreis durch die eigenen Erlebnisse des Verfassers begrenzt, beim Geschichtswerk grundsätzlich unbeschränkt ist, trifft nicht das Richtige. Kein Geschichtsschreiber ist in der Lage, die Gesamtheit des tatsächlichen Geschehens zu erschöpfen. Nur der kleinste Teil dessen, was geschehen ist, findet in seinem Werk Aufnahme, mag es sich auch um eine Lebensbeschreibung handeln und nur auf dieses Leben bezogen sein, nämlich nur das, was er unter irgendwelchen Gesichtspunkten für wertvoll hielt. Auf der anderen Seite werden gerade die Memoiren der geistig hochstehendsten Persönlichkeiten bemüht sein, die ganze Fülle zeitgenössischen Lebens zu bewältigen, ja sogar, wie Goethe, in die Vergangenheit zurückgehen, um so dem Ganzen größere Verständlichkeit und Abrundung zu verleihen.

Gegenüber allen diesen Gesichtspunkten scheint es, als ob der grundsätzliche Unterschied viel tiefer zu suchen ist, nämlich im Wissenschaftsbegriff. Ganz allgemein ist Wissenschaft jedenfalls diejenige Erlebens- und Darstellungswelt, die die Gewinnung allgemein gültiger Gedanken und Gedankenkomplexe zum Inhalt hat, mag es sich nun um echte Naturgesetze oder beschreibende Darstellungen, moralische Imperative oder Rechtssätze handeln. So ist auch die Geschichtsschreibung Wissenschaft. Ein Geschichtswerk

Digitized by Google

ist nicht anders möglich, als daß über seinen Gegenstand alle zu dieser Zeit bestehenden Kenntnisse zu einer höheren und neuen Einheit zusammengeschlossen werden, die so von jedem Anerkennung heischt. Daß sich alsbald Strittigkeiten erheben, das Ganze nach zwanzig Jahren vielleicht überholt ist, steht dem Begriff der Geltung nicht entgegen, da diese nicht Wahrheit, nur eine Etappe auf dem nie vollendbaren Wege zur Wahrheit ist. Die Methode der Selbstbiographie ist eine völlig andere. Der Selbstbiograph schildert seine Welt so, wie er sie erlebt hat oder erlebt zu haben glaubt. Sein Werk ist gültig nur für ihn, mag er auch noch so überzeugt sein, die objektive Wahrheit geschrieben zu haben. Dieser Gedanke läßt sich auch so ausdrücken, daß der Unterschied zwischen Selbstbiographie und Geschichtswerk zu finden ist in der Verlängerung derselben Linie, die vom Gedicht über Brief und Tagebuch zur Selbstbiographie führt, nämlich in einer weiteren, hier aber ungleich gesteigerten Vergrößerung der Distanz des Schaffenden zu seinem Erleben. Der Historiker steht ganz anders über seiner Welt und seinem Ich als der Selbstbiograph. Doch ist dies wohl mehr ein Bild, das seine begriffliche Grundlage im Wissenschaftsbegriffe hat. Damit ergibt sich nun auch die Berechtigung der oben als grundsätzliche Unterscheidungsmerkmale abgelehnten Gegensätze von Ichbezogenheit und Weltbezogenheit, subjektiv und objektiv. Als Ableitungen vom Wissenschaftsbegriff und Distanzbilde sind diese Unterscheidungsmerkmale durchaus zutreffend. Der Selbstbiograph schaut, wählt und ordnet den Stoff immer nur mit Beziehung auf sich. Ereignisse und Menschen würdigt er nur insofern, als sie zu ihm irgendwelches, wenn auch nur mittelbares Verhältnis haben. Er steht noch mitten in dem Strom, der sein Leben umspült hat, er kann nur das schildern, was ihn selbst berührt. Und auch für die Akzentgebung, die er den Dingen zuteil werden läßt, ist ausschließlich das Maß ihres Einflusses auf ihn, oder vielmehr seiner seelischen Bereitschaft für sie von Belang. Alles Gesichtspunkte, die in dieser Kraßheit Geschichtsschreibung unmöglich machen. In der Geschichte des deutschen Geistes im 19. Jahrhundert ist gewiß die Abkehr Friedrich Nietzsches von Richard Wagner und der Schopenhauerschen Philosophie von größter Bedeutung. Malwida von Meysenbug schildert in ihren „Memoiren einer Idealistin" den Winter 1876/1877, den sie mit Nietzsche in Sorrent verbrachte, jenen Winter, in dem Nietzsche diesen entscheidenden Schritt tat. Nietzsche, dieser zarte und keusche Geist, mag vielleicht, was er damals, in allen Lebenstiefen zitternd, durchlebt hat, sorgfältig in seiner Brust verschlossen haben. Als Malwida ihre Erinnerungen schrieb, mußte sie aber wissen, was er damals durchlebt hatte. Was hätte näher gelegen, als die Eindrücke dieser Wandelung wiederzugeben? Trotz aller mütterlichen Freundschaft für Nietzsche stand Malwida aber seinem Lebenswerk, ja dem Zentrum seiner Persönlichkeit völlig fern. Deshalb geht sie auf diese Fragen überhaupt nicht ein.

Dieses Beispiel ist deswegen so bezeichnend, weil die Schreiberin eine geistig hochstehende, universal gebildete Frau war und Probleme in Frage standen, die bereits damals oder wenige Jahre später als brennende empfunden wurden. Dem Gesetze der Distanz konnte auch sie sich nicht entziehen. Demgegenüber erfordert der Beruf des Geschichtsschreibers eine gewisse Höhe und Vogelschau über den Dingen, die freilich verschiedene Grade zuläßt, ja fordert. Wer Zeitgeschichte schreibt, dessen Distanz zu seinem Stoff wird immer eine verhältnismäßig geringe bleiben. Trotzdem werden auch hier die Grenzen gegen die Selbstbiographie leicht zu finden sein. Etwa das Verwerten eigener Wahrnehmungen, das wir z. B. in den Hamannschen Veröffentlichungen finden, macht derartige Werke noch nicht zu Memoiren.

⁂ ⁂ ⁂

Diese Verschiedenheit der Distanz, die der Selbstbiographie einerseits gegen Gedicht, Brief, Tagebuch, anderseits gegen die Geschichtsschreibung Stellung und Gepräge verleiht, muß nun besondere Bedeutung innerhalb der Memoirenliteratur selbst gewinnen, ja dieser erst ihren unerschöpflichen Reichtum und Reiz geben, den ihr zu allen Zeiten entwickelten Geschmacks — zum mindesten der abendländischen Kultur — Entdecker und Liebhaber gesichert hat. Denn in dieser Distanzverschiebung drückt sich, ungleich mannigfaltiger, als dies das Geschichtswerk, ja auch Gedicht, Brief, Tagebuch gestatten, nicht nur das Temperament, sondern das ganze Ethos des Schreibenden aus. Alle sachlichen Gegebenheiten, Umwelt, Zeit, Rasse treten dahinter weit an Bedeutung zurück, so daß wir ein Dutzend Memoiren einer Epoche lesen können, ohne daß die sachlichen Wiederholungen ermüdeten. Freilich gibt es auch, hierdurch bedingt, wertmäßige Verschiedenheiten. Sinkt die Distanz bis zur Froschperspektive, wie in den vielen Hofdamen- und Kammerherrenmemoiren, dann schwindet der literarische Wert fast völlig, weil sich eben, bedingt durch die gleiche Gesinnung der Verfasser, eine wie die andere liest, ob sie Ludwig XIV. oder Wilhelm II. betrifft. Daß das entgegengesetzte Extrem, die Selbstbiographie aus der Gipfelschau, die Grenzen gegenüber der Historie zu verwischen und das hier gegebene Schema zu sprengen droht, kann freilich nicht geleugnet werden. Memoiren sind eben etwas Lebendiges, das der starren Formen spottet. Diese doch aufrecht erhalten wollen, heißt dem Leben Zwang antun.

Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.

Freilich Werke dieses Wuchses sind äußerst selten und es ist vielleicht kein Zufall, damit

Digitized by Google

aber Rechtfertigung und Trost dieses Versuchs, daß der Dichter dieser Verse bisher wohl als einziger solche Memoiren geschrieben hat: Goethe. Daß für dieses souveräne Schauen und Gestalten, wie überhaupt für den ganzen Rhythmus seines Schaffens und Lebens der Bekenntnis- und Selbstbefreiungscharakter seines Dichtens Deutung und Wurzel ist, kann in diesem Zusammenhang nur andeutungsweise bemerkt werden.

* * *

Daß sich innerhalb dieser Grenzen eine fast unbeschränkte Fülle von Buntheit und Reichtum, Rhythmus und Bewegtheit der Memoirenliteratur eröffnet, bedarf keiner Ausführung und soll hier nicht an Beispielen gezeigt werden. Wohl aber erscheint es in Fortführung der bisher gewählten Richtlinien geboten, den Einfluß der Distanzverschiebung auf die Stilform überhaupt anzudeuten. Geht man von dem Verhältnis und Gegensatz von Subjekt und Objekt aus, dessen Geltung für die Selbstbiographie bereits Verwertung fand, so liegt auf der Hand, daß die zunehmende Entfernung beider Zonen zugleich ein Wachsen der Distanz bedeutet. Der kühl rechnende Staatsmann, der seine Memoiren schreibt, wird sich z. B. in ganz anderm Maße über sein Erleben stellen, als etwa der Künstler, der seine Erinnerungen zu Papier bringt. Damit ist aber eine ungleich größere Distanz zu seiner Welt, ja zu seinem Ich gegeben. Als Beispiele mögen etwa die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks und die Erinnerungen des Benvenuto Cellini genannt sein. Die kühle, oft sarkastisch gewürzte Sachlichkeit dort, die leidenschaftliche Bewegtheit hier sind zwar psychologisch bedingt durch das Temperament der Persönlichkeiten, auf dieselbe Wurzel ist aber auch die Distanzverschiedenheit zurückzuführen. Beide Symptome gehen Hand in Hand. Damit hängt ein anderes Problem zusammen, das sich an dieser Stelle aufdrängt: die Frage nach dem geschichtlichen Wert der Selbstbiographie. Daß die Distanzfunktion hier ausschlagende Bedeutung gewinnt, ist sicher. Freilich nicht für die Werthöhe, sondern fast ausschließlich für die Wertart. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß bei souveräner Höhe des Erzählers mehr das bewußt Geschaute, das logisch Konstruierte, bei distanzloser Verwobenheit in den Strom des Geschehens dagegen mehr das unbewußt Empfundene, das was zwischen den Zeilen steht, Bedeutung gewinnt. Dort also die Einzeltatsachen und konkreten Zusammenhänge, hier die allgemeine Gesinnung der Zeit, die Kultur der Epoche, die Persönlichkeit des Erzählers selbst. Um bei den obigen Beispielen zu bleiben, so erblicken wir den geschichtlichen Wert der Gedanken und Erinnerungen in der kristallklaren Darstellung der Menschen, Tatsachen und Zusammenhänge, die das gewaltige politische Drama des deutschen Aufstiegs aus nationaler Zerklüftung zur Einheit und Vormachtstellung bedeuten, daneben in der Fülle politischer Weisheit, die seinen Kommentar bildet, mag alles auch gesehen sein durch das Temperament des Erzählers und Hauptakteurs. Wer über die allgemeine Kultur dieser Epoche, von der die Politik ja nur ein Exponent ist, etwas wissen will, wird in den Gedanken und Erinnerungen nur höchst lückenhafte und einseitig gefärbte Auskünfte erhalten. Auch ein Bild der Persönlichkeit Bismarcks ergeben sie nicht, der als *Σῶον ἀπολιτικὸν* hier überhaupt nicht auftritt. Dem Leser seiner Familienbriefe tritt wenigstens ein ganz neuer Mensch entgegen. Ja selbst die Gestalt des Staatsmanns kann den Gedanken und Erinnerungen nicht ohne weiteres entnommen werden, höchstens eine Reihe von Elementen, aus denen erst mit Hilfe anderer Quellen ein Gesamtbild gewonnen werden kann. Ganz anders Benvenuto Cellini. Was dieser etwa über die Belagerung Roms oder die Person Franz' I. von Frankreich sagt, kann weder Anspruch auf Glaubhaftigkeit machen, noch erweckt es überhaupt unser historisches Interesse in nennenswertem Maße. Sondern was diesem Buche seine feste Stellung in der Memoirenliteratur verleiht, ist einerseits die packende Schilderung jener Kultur, anderseits das lebendige Bild des Autors selbst mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, Künstlerstolz und Freiheitsliebe, Jähzorn und Eitelkeit, Berechnung und Leidenschaft. Auch innerhalb des Rahmens der politischen Memoiren kann die Distanz natürlich eine verschiedene sein. Die Erinnerungen des Generals von der Marwitz etwa sind von einem ungleich tieferen Standpunkt aus erlebt und geschrieben als die Gedanken und Erinnerungen. Und sofort tritt wieder das Distanzgesetz in Kraft. Die Einzelheiten, etwa was Marwitz über Stein und Hardenberg sagt, lassen uns kalt, ja werden sofort als falsch erkannt. Was über den verhängnisvollen Einfluß der antimonarchistischen Bewegung in Neapel und Sizilien vorgetragen wird, nötigt uns ein Lächeln ab. Der Geist jener Epoche aber — vom Ausgang Friedrichs des Großen über die napoleonischen Kriege bis zu den Revolutionen des Jahres 1830 — ist in allen Tiefen erlebt und geschildert. Vollends der Mensch Marwitz mit seinem unbeugsamen Trotz, seinem extremen Preußentum, seinem alle persönlichen Vorteile verachtenden, auch nicht die Spandauer Zitadelle scheuenden Frondeurgeist steht wie aus Erz gegossen vor uns. Kein Wunder, daß Fontane in seinem Erstlingsromane, um das friderizianische Preußen zu schildern, einen Absatz aus den Marwitzschen Erinnerungen wörtlich übernommen hat.

Die Distanz ist in ihrer Funktion nicht beschränkt auf das Problem des geschichtlichen Werts. Viel augenfälliger ist ihr Zusammenhang mit der Sprache der Darstellung selbst, dem Stil im engeren Sinne. Dieser

Digitized by Google

Stil ist freilich, wie eingangs bei der Abgrenzung gegenüber Gedicht, Brief, Tagebuch hervorgehoben wurde, ein gebändigter. Dennoch gewährt dieser Rahmen noch einen weiten Spielraum für die verschiedensten Nüancen. Denn mögen auch, wie oben betont, nur gereifte Menschen ihr abgeschlossenes Lebenswerk niederschreiben, so erwacht dieses damit doch wieder zu neuem Leben, einem solchen zwar, das unter anderen Kategorien sich entfaltet, aber doch nicht mit kühler und unpersönlicher Fremdheit geschaut wird. Sondern indem das Temperament des Schreibenden nach wie vor in seiner Eigengesetzlichkeit und Unvergleichbarkeit triumphiert, muß es jetzt, wo die Zeit des Handelns vorbei ist, vor allem im Stil der Darstellung zum Ausdruck kommen. Und wieder tritt das Distanzgesetz in Kraft. Je höher der Schreibende über seiner Welt steht, desto ruhiger und kühler ist der Vortrag, je mehr er in sie verwoben ist, desto heißer und leidenschaftlicher gestaltet sich der Ausdruck. Dies braucht nicht durch Beispiel bewiesen zu werden. Für die Nachprüfung genügt der Hinweis auf die bisher genannten Werke.

Die Betrachtung des Stils bildet zugleich den Übergang zu einem neuen Problemkreis. Wenn, wie bereits in anderem Zusammenhange angedeutet, alle inhaltlichen Verschiedenheiten, ob es sich um politische oder Künstlermemoiren, Kriegs- oder Reise-Erinnerungen handelt, für die hier behandelten Fragen zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, wenn vielmehr in dieser Untersuchung Persönlichkeit und Stil in den Vordergrund treten und wenn endlich jene das Setzen von Grenzsteinen gegenüber der Historie erforderlich machte, so ist es das Problem des Stils, das zu einer Auseinandersetzung mit der Kunstform der Poesie, insbesondere des Romans führen muß.

Allerdings erscheint es von vornherein verfehlt, die Kunst der Darstellung = Stil im engeren Sinne = auf die dichterische Leistung und soweit es sich um nicht gebundene Rede handelt, auf den Roman zu beschränken. Nicht weniger als dieser kann ein Lehrbuch der Anatomie, ein Geschichtswerk, ja selbst ein gerichtliches Urteil stilistisch vollendet und lebendig geschrieben sein. Auch darauf kommt es nicht an, daß es sich hier wohl um eine erwünschte Beigabe, nicht aber um ein notwendiges Bestandteil handelt. Sondern der Stil des Romans gibt diesem erst sein eigentliches individuelles Gepräge, hinter dem die dargestellten Vorgänge an Bedeutung weit zurücktreten. Der Stil des medizinischen Lehrbuchs, des Geschichtswerks, des Urteils wird immer bei aller Formvollendung eine typische Geistigkeit aufweisen. Die jahrzehntelange wissenschaftliche Schulung in derselben Gedankenwelt, die reiche Verwendung von Fachausdrücken, endlich eine generationenlange Überlieferung führen zwingend auf die e Bahn. In den seltenen Ausnahmefällen, wie etwa den Werken Georg Simmels, sprechen wir daher auch bezeichnend von artistischem Stil. Denn dessen Vorzug ist eben nicht eine typische und ideale Vorbildlichkeit, sondern die individuelle Ausprägung. Und hier ist die Verbindung mit der Selbstbiographie. Was diese uns an Tatsachen mitteilt, mag uns interessieren. Wären sie das allein Ausschlaggebende, die Selbstbiographie wäre nur Rohstoff für den Historiker, und kein Laie würde sie lesen. Selbst die große geschichtliche Persönlichkeit wird schließlich in einem Werke über sie reiner und mit höherer historischer Gerechtigkeit entwickelt als in ihrer eigenen Selbstbiographie. Sondern die Kraft oder Zartheit der Darstellung, noch genauer deren Wie, das Allerpersönlichste des Verfassers ist es, was uns in dem lebendigen Zusammenhang mit seinem Werden fesselt und entzückt, mögen die mitgeteilten Tatsachen nun objektiv wichtig oder unwichtig, wahr gefärbt oder erlogen sein. Dieses Individuelle des Stils gehört freilich zur Persönlichkeit des Verfassers, die wir oben unter der historischen Kategorie betrachtet haben. Trotzdem denken wir uns bei rein ästhetischer Würdigung den Stil wieder von der Persönlichkeit getrennt, mit der Materie des Kunstwerks zu einem Ganzen verschmolzen, dem wir nun Selbstgenugsamkeit, eigenes Gesicht und Leben zuschreiben. Und nun beruht die Verwandtschaft beider Stilarten, des Romans und der Selbstbiographie, nicht auf der Prosaform schlechthin, auf der Tatsache, daß über die ganze Seite geschrieben ist. Dieses Symptom ist ein völlig äußerliches. Sondern das schon mehrfach behandelte Attribut der Gebändigtheit ist es, was beide Stilarten kennzeichnet. In einem Aufsatz aus dem Jahre 1797: „Über epische und dramatische Dichtung", sucht Goethe die Grenzen dieser beiden Dichtungsarten zu ziehen und gelangt dabei zu folgendem Ergebnis: Während der Epiker wie ein Rhapsode das vollkommen Vergangene und Abgeschlossene vorträgt, in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersehend und die Zuhörer bei gleichmäßiger Verteilung des Interesses beruhigend, wirkt der Dramatiker wie ein Mime; er will, daß die Zuhörer in steter sinnlicher Anstrengung die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühlen, sich selbst darüber vergessen. Was hier vom Epiker gesagt ist, gilt im großen Ganzen auch vom Selbstbiographen.

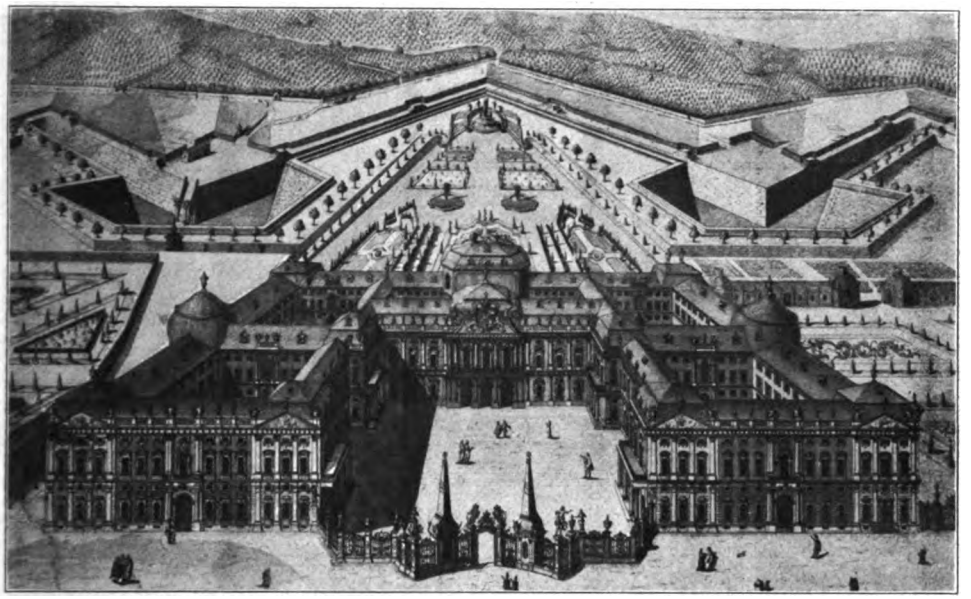
Schwieriger gestaltet sich das Problem, was die Selbstbiographie vom Roman trennt. Daß sie wahre Geschehnisse, dieser erfundene zum Inhalt hat, trifft nicht das Wesentliche, ist nicht einmal immer richtig. Der historische Roman kann ja dasselbe Leben schildern wie die Selbstbiographie. Vielmehr scheint es, als ob diese Abgrenzung nur möglich ist bei Gegenüberstellung von Dichtung und Geschichtswerk. Eine Bismarck-

Digitized by Google

monographie etwa wird ihren Helden, will sie Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen, in irgendwie objektiv-abgerundeter Form darstellen. Dabei kann sie von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgehen, ererbte Eigenschaften und Einflüsse der Umgebung in den Vordergrund stellen oder ursprüngliche Anlagen im Triumph über diese, das staatsmännische Genie in allmählichem Aufsteigen oder tiefere, allgemein menschliche Seelenschichten. Immer wird die Gesamtheit aller zurzeit bekannten Tatsachen dem Bilde einverleibt werden müssen, soll ihm Geltung zukommen. Anders der Roman Bismarck. Der Dichter schaut von vornherein ein Bild seines Helden, das nicht nur der Kenntnis der Tatsachen vorausgeht — das mag oft auch beim Historiker der Fall sein — sondern er wählt auch die Tatsachen nach diesem Bilde aus, ja bedient sich zur Ausgestaltung und Abrundung der Improvisation, wobei es dann vorkommen kann, daß er wahrer ist als der Historiker, insofern er Tatsachen und Zusammenhänge intuitiv schaut, deren dokumentarische Begründung erst einer späteren Quellenforschung vorbehalten bleibt. Immer aber ist es ein freies Gestalten des Stoffs, das die Dichtung erlaubt, ja heischt. Zwischen diesen beiden Polen, der dichterischen und geschichtlichen Wahrheit, steht nun die Selbstbiographie und empfängt von hier ihren eigentlichen Stil. Auf der einen Seite glaubt der Selbstbiograph streng der Wahrheit zu dienen, nur Tatsachen und Zusammenhänge zu geben, die unbedingt zuverlässig sind, sogar fest überzeugt, hierzu mehr als alle anderen befähigt zu sein. Auf der anderen Seite kann er dies nun doch nicht, ist noch viel zu sehr in dem Leben verwoben, das er schildern will und das er doch nicht geltungsmäßig schildern kann. Dichtung und Wahrheit, so könnte der Titel aller Memoiren lauten. Dazu kommt ein anderes. Entspringt die Selbstbiographie dem Willen und Zwange, sich und sein Werk mit der Welt auseinander zu setzen, so maßt sich der Selbstbiograph damit eine so zentrale und überragende Stellung an, daß die Inanspruchnahme weiterer Rechte unausbleiblich ist. Der Selbstbiograph will, weithin vernehmlich, belehren, warnen, bessern, anklagen oder verteidigen. Ob dieses Recht begründet ist, erscheint belanglos. Auch wer, wie Bismarck, ein Werk schreiben darf „den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft", dessen Stil muß vom Zweck der Darstellung beeinflußt sein. So ist der Selbstbiograph nicht imstande, ungefärbt und geltungsmäßig zu schreiben. Daß er es nicht kann, scheidet ihn vom Historiker, daß er es doch will, vom Dichter. Weit entfernt in diesem Fehlen geschichtlicher Treue sowohl wie unbefangener Improvisation einen Mangel zu sehen, erblicken wir hierin vielmehr einen besonderen Reiz der Selbstbiographie, ja das letzte Geheimnis ihres Stils. Bald ist es jenes leichte und unbewußte Posieren, das in den verschiedenen Stärkegraden vorherrscht, von dem trockenen Generalsstabswerk des Julius Cäsar bis zu den fast schon jonglierenden Erinnerungen des Kardinals Retz, bald eine leichte Überheblichkeit oder Schauspielerei oder Rhetorik. Um ein Bild zu gebrauchen — denn der begrifflichen Festlegung scheinen sich diese letzten Deutungen entziehen zu wollen — so ist es die Geste, die den Stil der Selbstbiographie sowohl von den eingangs genannten Bekenntnisformen wie vom Geschichtswerk, wie vom Roman trennt. Daß diese Geste bei den romanischen Völkern stärker ist als bei den nordischen, liegt im Wesen der Rassen begründet. Für den Stil der Selbstbiographie ist dieser Gradunterschied belanglos. Auch die Größe der Distanz ist nicht geeignet, die Geste zu beseitigen. In den Gedanken und Erinnerungen etwa nimmt sie die Form der politischen Rhetorik an.

Und nun scheint es doch, als ob diese Folgerungen scheitern sollten an dem Werk, dessen Unfaßbarkeit schon oben eingeräumt werden mußte: Goethes Dichtung und Wahrheit. Hier finden wir weder Pose noch Überheblichkeit, weder Schauspielertum noch Rhetorik, von irgendwelcher Geste ist keine Spur. An dieser Stelle brauchen wir uns aber nicht mit der oben gewählten Deutung zu begnügen, daß die Selbstbiographie das Leben des Organismus noch in sich birgt, der sie geschaffen, und sich daher von starren Schemata nie restlos bändigen läßt. Sondern daß sich Wahrheit und Dichtung der hier entwickelten Formel zu entziehen scheint, gibt dieser Schöpfung doch wieder seine symbolische Bedeutung für unser Thema und innerhalb seiner, damit zugleich die oben aufgestiegene Verlegenheit nunmehr befriedigender behebend. Die drei Motive, die die Selbstbiographie beherrschen: Bekenntnis, Geschichte, Dichtung, sind durch ihre Verschmelzung in ihr überall sonst in ihrer Reinheit getrübt, wie diese Zeilen anzudeuten versuchten. Allein Dichtung und Wahrheit vereint die drei Elemente zu neuer Einheit, ohne ihren Eigengehalt irgendwie zu beeinträchtigen. Das bedeutet aber, daß gerade die Unvollkommenheiten und Menschlichkeiten, in denen versucht wurde, das Unvergleichbare der Selbstbiographie darzustellen, Distanzverschiebung und Geste, hier fehlen. Ist so Dichtung und Wahrheit mehr als Selbstbiographie, so doch auch wieder Vorbild und Ideal einer solchen, etwa im Sinne der platonischen Idee, weil deren eigentliche Wahrheit und Wirklichkeit darstellend, nicht blutleerer Begriff, sondern lebendes Urbild und wesenhafte Gestalt.

Digitized by Google



Prospect der Hochfürstlichen Wirtzburgischen Neuen und Prächtigen Residenz, wie selbe gegen den großen Platz und gegen die Stadt anzusehen. Kupferstich von M. Müller, Inge et Archit. del. Um 1760
Diese und die anderen photographischen Aufnahmen wurden uns von der photographischen Werkstätte K. Gundermann, Würzburg, zur Verfügung gestellt

# Das Schloß in Würzburg

## Von Wilhelm von Scholz

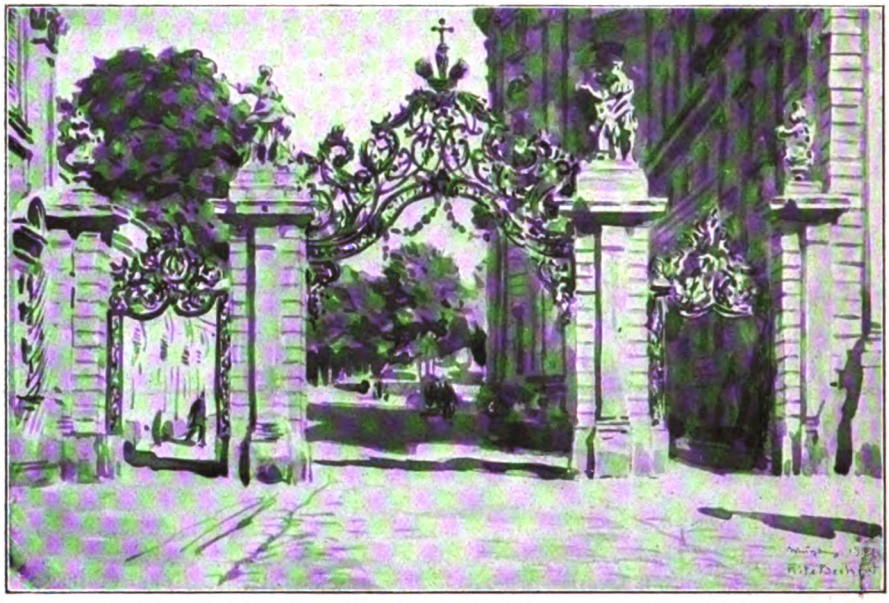
Große Architektur kann nur da entstehen, wo der Zweck des Bauens über die praktische Aufgabe hinausliegt, wo allein seelisch-geistige Wirkungen erstrebt werden oder doch deutlich miterstrebt werden, wo in dem Bauwillen, materiell-praktisch gesprochen, zweckfreie Kräfte sich betätigen und schaffen.

Wir können an geschmackvollen Landhäusern, an Nutzbauten alter Zeit, wie etwa den Nürnberger Befestigungsanlagen, reiche Freude haben: und doch werden wir in unserem Gefühl solche Eindrücke ganz deutlich von denen eines gotischen Domes, eines barocken Fürstenpalastes unterscheiden können, sie als geringwertiger empfinden. Das Wort, daß die Schönheit der Ruinen neben ihrem häufigen Verwachsensein mit der Landschaft vor allem darin bestehe, daß jeder Zweck aus ihnen geschwunden ist, ist unbedingt richtig. Nur wo die kleinen praktischen Zwecke zurücktreten, wir nicht mehr an sie denken müssen, kann das befreit sich erhebende Gefühl entstehen, um dessen willen wir immer wieder die alten Dome aufsuchen, daß sie wie große Musik uns in ihre gewaltigen

Treppe nach den Terrassen im Hofgarten

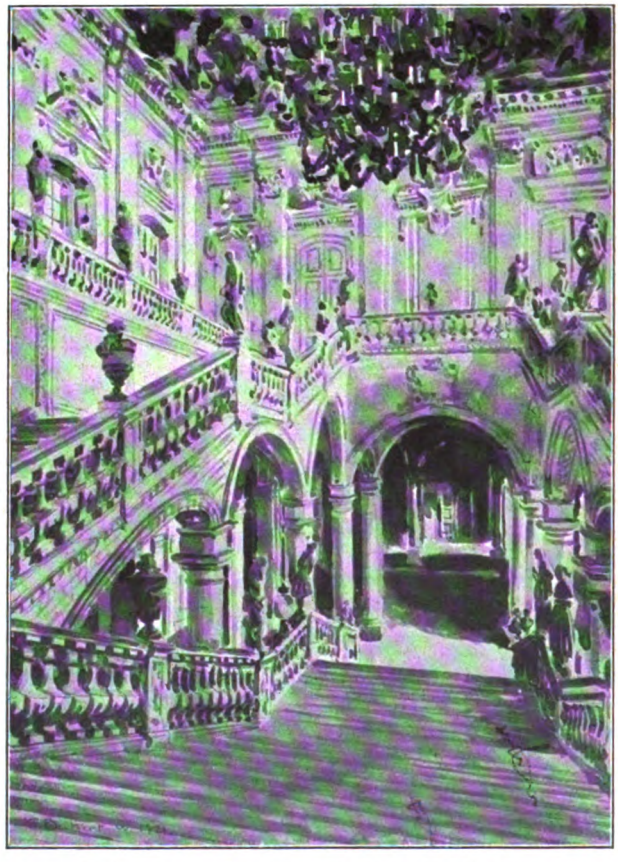


Digitized by Google



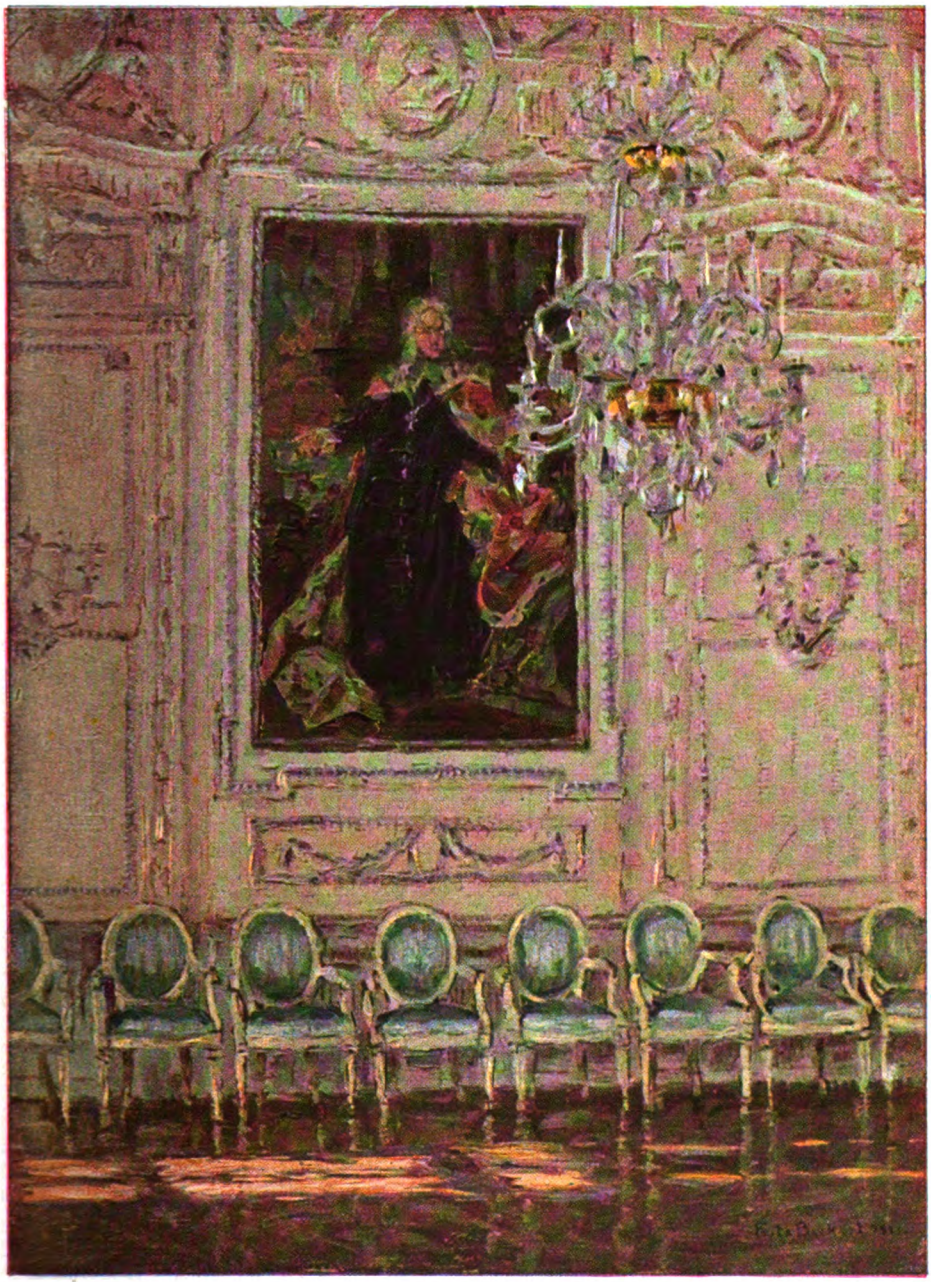
Das ‚Rennweger Tor'. Schmiedearbeit von Joh. Georg Oegg. Zeichnung von Prof. Fritz Beckert

Räume emportragen. Und in der Tat ist in den Domen aller Stilepochen vom frühen Romanischen über Gotik und Renaissance bis zum späten Barock der praktische Zweck, ein Versammlungsraum für die Gemeinde zu sein, unwichtig neben dem rein seelischen Bauwillen, einen Gottesraum zu schaffen. Die Baumeister, in denen eine höhere Aufgabe als die praktische lebendig ist und zeugt, kommen in allen Zeiten sofort auf dies eine: alle Baumaße, die ursprünglich nach den durchschnittlichen Maßen des menschlichen Körpers genommen sind, weit zu übersteigern. Nicht mehr Türen für Menschen, sondern Portale für Riesen stellen sie hin, Treppenhäuser, Flure, Raumhöhen, die immerwieder zu betonen scheinen, daß sie nicht nach



Treppenhaus. Zeichnung von Prof. Fritz Beckert

Digitized by Google



Wandteil aus dem ‚Ingelheimer Saal' mit dem Bildnis des Fürstbischofs Friedrich Karl von Schönborn
Gemälde von Prof. Fritz Beckert

Nutzzwecken gefragt werden wollen, sondern daß der Beschauer vernehmen solle, welche Gefühle aus ihnen sprechen.

Als die Baukunst im 18. Jahrhundert einen ihrer größten Höhepunkte erklomm, übernahm sie an übermateriellen Aufgaben die des Kirchenbaues von den Vorgängerstilen. Aber es trat eine neue Aufgabe hinzu, die mehr oder weniger erst im 18. Jahrhundert von einem, den ganzen Baucharakter bestimmenden, äußerlich sich ihm bisher überall aufprägenden, großpraktischen Zweck, dem der Wehrhaftigkeit, befreit wurde: Der Palastbau, der eigent-



Digitized by Google

lich erst jetzt sich überpraktisch entwickelt, und deshalb das Neue ist, was die Architektur des 18. Jahrhunderts bringt. Erst mit dem Moment, in dem der Panzer der Wehrhaftigkeit von dem Schlosse des Fürsten — bedingt durch die Veränderungen in der kulturellen Entwicklung — abfiel, konnte ein geistiger Ausdruckszweck bestimmend für die Paläste werden. Was hier ausgedrückt werden soll, ist freilich viel irdischer und niederer, als

Hauptportal mit Prunkgiebel

was die Erbauer der Gotteshäuser symbolisch zu gestalten hatten; aber es ist immerhin noch so weit über den meisten Nutzzwecken, daß auch von ihm eine Steigerung unseres Fühlens ins Erhabene ausgeht: Macht, absolutes Herrschertum, geistliche und weltliche Herrschaft. Nicht ein Gottgefühl wie in den Domen wird erweckt, aber die Vergöttlichung, die Apotheose eines an und für sich schon symbolischen Menschen, des

Wandgemälde von G. B. Tiepolo im Kaisersaal: Kaiser Friedrich Barbarossas Vermählung mit Beatrix von Burgund durch Bischof Herold

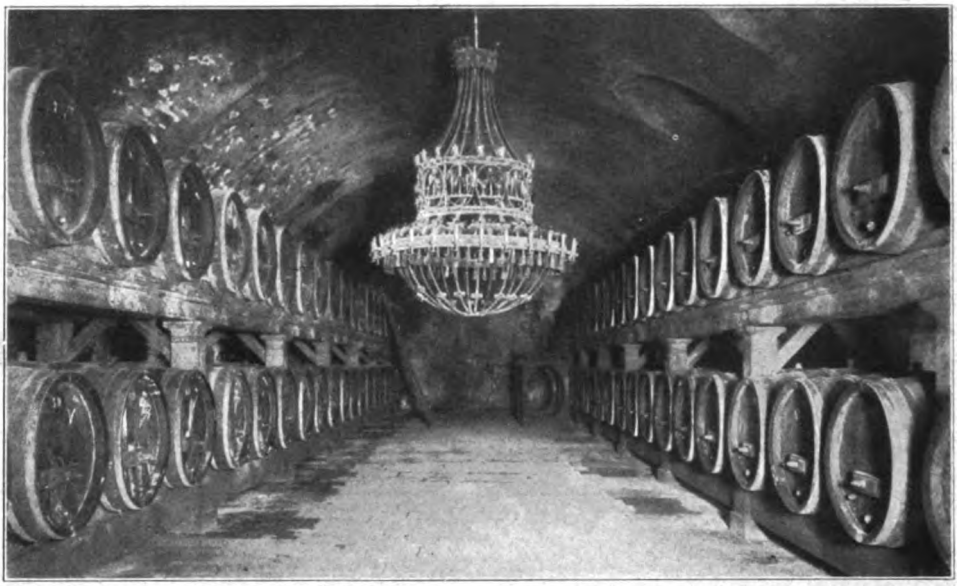
Digitized by Google

**Nordwand im Kaisersaal mit dem Deckengemälde G. B. Tiepolos: Die Anerkennung der herzoglichen Gewalt der Bischöfe zu Würzburg durch Kaiser Barbarossa**

Herrschers, wird dargestellt. Napoleon I. gab dieser Wirkung des barocken Palastbaues sarkastischen Ausdruck, als er im Treppenhaus des Würzburger Schlosses, unter Tiepolos gewaltigem Deckenfresko, zu den ihm bereiteten Räumen emporstieg: „Ein stolzes Pfarrhaus!"

Aus dem hier dargelegten Gedanken werden wir den großen Bau dieses herrlichen Fürstenpalastes, der nicht mit Unrecht das monumentalste und prachtvollste Werk des deutschen Barockstils genannt worden ist, unmittelbar verstehen: sowohl in seiner riesigen, viele Höfe und Flügel umspannenden Gesamtanlage, als auch in der Ausweitung der Räume, der Gestal-

Digitized by Google



Der Hofkeller

tung jeder einzelnen Schmuckform, der Anordnung der aus allen damaligen Kunstgewerben überreich in die Gemächer hinein komponierten Kostbarkeiten: der Brüsseler Gobelins, der Venezianer Spiegel, des italienischen Stucks und Marmors und schließlich des Tiepoloschen Riesenwerks im Treppenhause und seiner Fresken im Kaisersaal. In all diesen ist immer wieder, hier groß und gewaltig wie mit

Ausschnitt aus einem der Brüsseler Wandteppiche mit Szenen der Alexanderschlacht

Digitized by Google

Wand im ‚Dritten Alexanderzimmer' mit Brüsseler Wandteppichen (Alexanderserie nach Lebrun)
Gemälde von Prof. Fritz Beckert

Posaunenton, dort stiller, mehr zur Einsicht und zum Verstande der Besucher sprechend, eines ausgedrückt: Macht.

Ein stolzes Pfarrhaus! Man mag dies Wort Napoleons bewundernd nachsprechen, wenn man auf der verlängerten Mittelachse des Haupthofes vor dem Gesamtbau, ihn nach rechts und links in ganzer Ausstrahlung bis zu den seitlichen Arkaden überschauend, staunend steht. Man wird der Kulturtatsache inne, wie ein Pfarrhaus so stolz werden konnte, wie das Christentum aus der Religion der Elenden, Armen, Niedrigen, zur geistigen Macht, der Kirche,

Digitized by Google

Spätrokoko-Kanapee im ‚Souperzimmer'

lich vernehmbar aus diesen Steinen.

Während wir langsam über den weiten, sonnigen Residenzplatz auf das dreifache Hauptportal zugehen, das als ein giebelgekrönter, säulengeschmückter, in bewegten Formen bis zum Wappen und zur Kreuzkrone sich emporrichtender Mittelrisalit in der Tiefe des Ehrenhofes sich erhebt, wächst der Bau vor uns, rechts und links neben uns mit den großen Seitenflügeln, bis er uns den Himmel verengt. Ehe wir unter dem breiten Balkon eintreten, werfen wir noch einen Blick auf den Lageplan, der uns das Schloß mit seinen rechts und links vorgeschobenen Nebengebäuden einer großen, ansteigenden Parkanlage, dem Hofgarten, breit vorgelagert und sozusagen der Stadt mit ihren Dächern wie dann die Kirche zur gebietenden weltlichen Macht wurde. Das spricht, über den breit gedehnten Vorplatz weg, deut-

Spiegelzimmer. Wände mit Spiegeln und Glasplatten belegt

Digitized by Google

Das Kind Moses tritt Pharaos Krone mit Füßen. Supraporte im ‚Dritten Alexanderzimmer'
Von Giovanni Antonio Pellegrini

und Kirchtürmen gegenübergestellt zeigt. Aus dem Plan heraus lockt es uns, uns umzuwenden, und, was wir in ihm lesen, in lebendigen Eindruck zu verwandeln. Die Breite der Stadt, der den bischöflichen Fürsten untertänigen Residenz, scheint drüben über dem Platz ehrfürchtig haltgemacht zu haben und sich nicht näher heranzuwagen. Es ist Abstand geschaffen. Schon hiermit beginnt der Baumeister, das Machtsymbol zu gestalten: dieser Abstand ist gewissermaßen das Fundament für die ideelle Absicht seines Baues, die Übersteigerung des Herrschers, und ist verwandt mit dem Gotikerkunstgriff, die Kirche aus engem Gassengewirr plötzlich und unvermutet über Giebel und Dächer in unendliche Höhe aufragen zu lassen. Wie bei der Kirche durch die plötzliche Höhe wird hier durch den Abstand die Seele der Eintretenden in den gemäßen Zustand versetzt: in Ehrfurcht.

Dies ist der erste Eindruck, wenn man

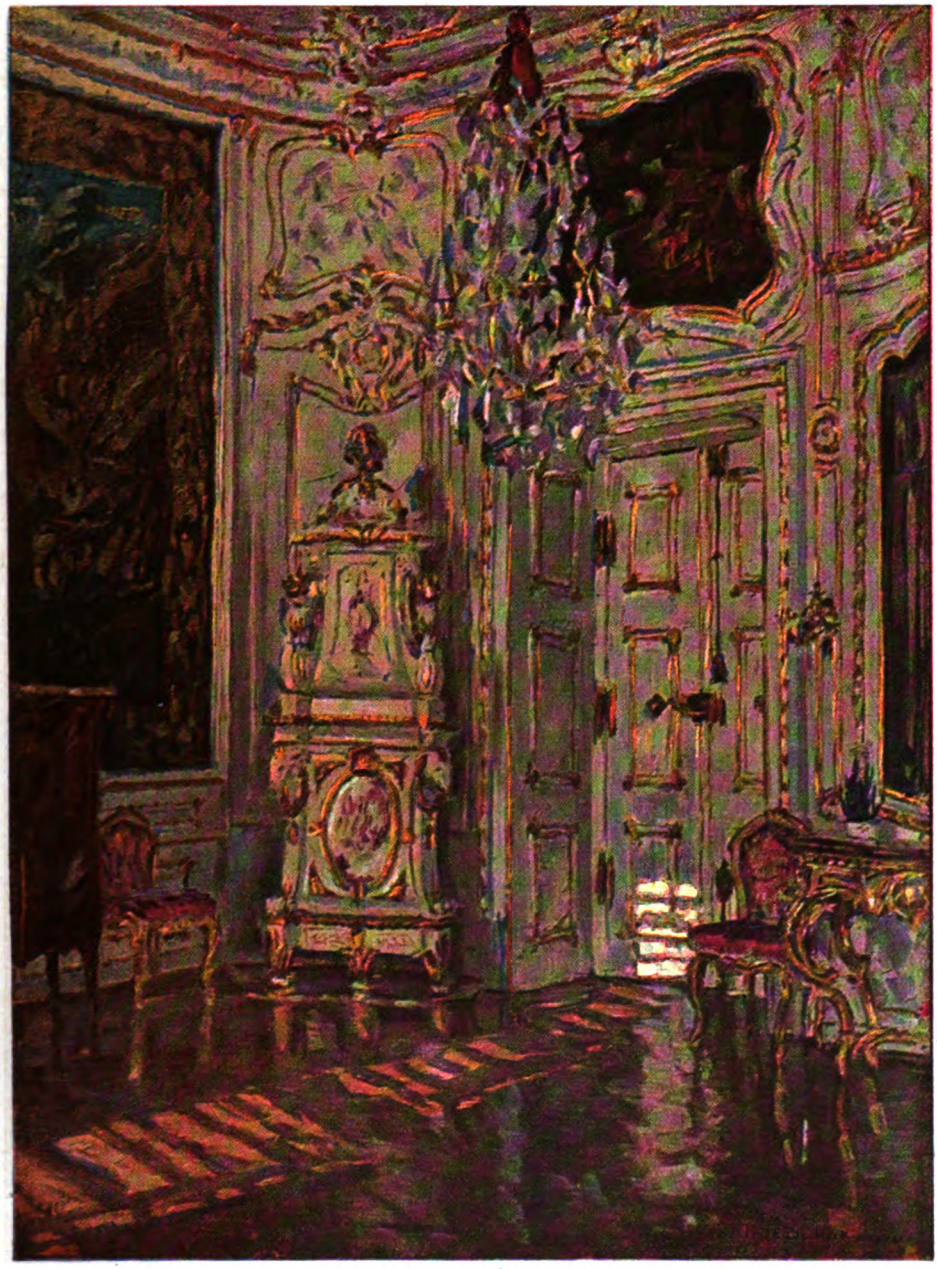
Der geniale Erbauer des Schlosses: Architekt und Artillerieoberst Balthasar Neumann. Ausschnitt aus dem Deckengemälde des G. B. Tiepolo im Treppenhause

Digitized by Google

Aus dem Thronsaal. Gemälde von Prof. Ferdinand Brütt

durch die breite, hohe Einfahrtshalle in das kirchengroße Treppenhaus eintritt und langsam aufsteigt: Das Sichniedersenken der von Tiepolo bemalten Riesendecke des Treppenhauses über dem Aufsteigenden und das erste Festwerden des ungeheueren Gemäldes, das über dem Ankömmling auf dem unteren Treppenteil schwebt, schwankt und auch in sich noch ganz Fülle und Wirrnis ist. Von der dem Aufstieg gegenüberliegenden Stirnseite an beginnt es, wenn man die Balustrade um den großen, viereckigen Treppenschacht umwandelt, langsam fest zu werden, sich zu ordnen, zu gestalten — ohne daß wohl jemals das Bedauern darüber schwindet, daß es wie ein Bilderbuch nacheinander angesehen werden muß. Man kommt allmählich wieder zu dem Gefühl, daß der Anfangseindruck des Gemäldes, das Schweben und Schwanken über dem Eintretenden, doch seine stärkste Wirkung und seine Aufgabe ist.

Digitized by Google



Ecke im ‚Souperzimmer'. Frühklassizistischer Raum. Gemälde von Prof. Fritz Beckert

Das Sichdrängen und die Fülle der Gestalten bringt es dem Gaste zum Bewußtsein, daß er eintritt, wo die Menschheit aller Erdteile zu Gaste kommt: in den Palast des Herrschers. Man mag so oft eintreten, wie man will, man wird immer Neues finden, Neues sehen, ohne je zu Ende zu kommen. Was erst ein Tadel zu sein schien, die Unübersehbarkeit, wird, aus der gewollten Idee betrachtet, zum höchsten Vorzug, zur Vollendung. Dabei ist raumkünstlerisch alles zu bewundern: die mächtige Anordnung, die Gruppierungen, die Übergänge, die kühnen Verkürzungen und Überschneidungen, die Raumerweiterung und das Hinweisen des Besuchers

Digitized by Google

auf den Raum, auf die Tatsache Raum. Denn in der Gestaltung des Innenraumes sind die Barock-Architekten noch größere Meister gewesen als im Außenbau. Es ist, als habe ihre Phantasie am schönsten und sichersten von innen aus Wand und Gewölbe zur Raumgestalt gedehnt und ausgeweitet: mehr als von außen die Steingestalt des Baukörpers modelliert. Wenigstens sind sie im Innenbau gegenüber den Vorgängerstilen selbständiger, schöpferischer.

Es ist hier der Ort, ein Wort von den Männern zu sagen, deren Zusammenwirken das Würzburger Schloß seine Ent-

Die Schloßkirche

Digitized by Google

Susanna und die beiden Alten. Supraporte im ‚Dritten Alexanderzimmer'. Von Giovanni Antonio Pellegrini

stehung verdankt. Sieben Bauherren hatte nacheinander das riesige Werk, ehe es fertig dastand: die Fürstbischöfe Johann Philipp Franz Grafen von Schönborn, der im April 1720 die Fundamente legen ließ, aber nur bis 1724 das langsame Werden des Baues erlebte; Christoph Franz Freiherrn von Hutten zum Stolzenberg, unter dem das Werk weitergeführt wurde; von 1729 an den Bruder des Gründers Friedrich Karl Grafen von Schönborn, unter dem am 30. Dez. 1744 der Rohbau vollendet wurde; von 1746—1749 Anselm Franz Grafen von Ingelheim, unter dem wenig an dem Bau geschah; von 1749 bis 1754 Karl Philipp von Greiffenklau, in dessen Regierung die Vollendung des Kaisersaales und des gewaltigen Deckengemäldes im Treppenhaus fällt: und schließlich Adam Friedrich Grafen von Seinsheim, den eigentlichen Vollender der Residenz, unter dem aber der letzte Teil der Innenausstattung gemäß der gewandelten Zeit dem Grundstil des Werks entgleitet und klassizistischer Formengebung verfällt. Die freilich später noch weiter veränderten

Juno. Stuckfigur im Kaisersaal von Antonio Bossi (Meisterbestimmung nach frdl. Mitteilung von Dr. R. Sedlmaier-Würzburg)

Digitized by Google

Hofschmied Joh. Georg Oegg, der Urheber der schmiedeeisernen Schloßtore, zeigt Vulkan einen Gitterentwurf

Gemächerreihen in Empirestil, durch die man vom Treppenhause aus geführt wird, lehren deutlich, wie der klassizistische Stil, der für kleinere, bürgerlichere Aufgaben reizvoll ist, versagt, trocken und nüchtern erscheint, sobald er mit dem wilden, großen Barock in irgendeine Eindrucksnähe tritt. Selbst wo das Barock seine ungeschlachte erste Rauheit bereits abgelegt hat, und auf seine zierliche zweite Jugend, das Rokoko, zustrebt, erscheint der Empirestil kaum überhaupt noch wie ein Stil dem wundervollen Vorgänger gegenüber. Es ist wie eine Erlösung, wenn man in die dem Baucharakter gemäß eingerichteten Gemächer kommt: das herrliche Spiegelzimmer, die

Lichtträger im Treppenhaus Von Joh. Peter Wagner

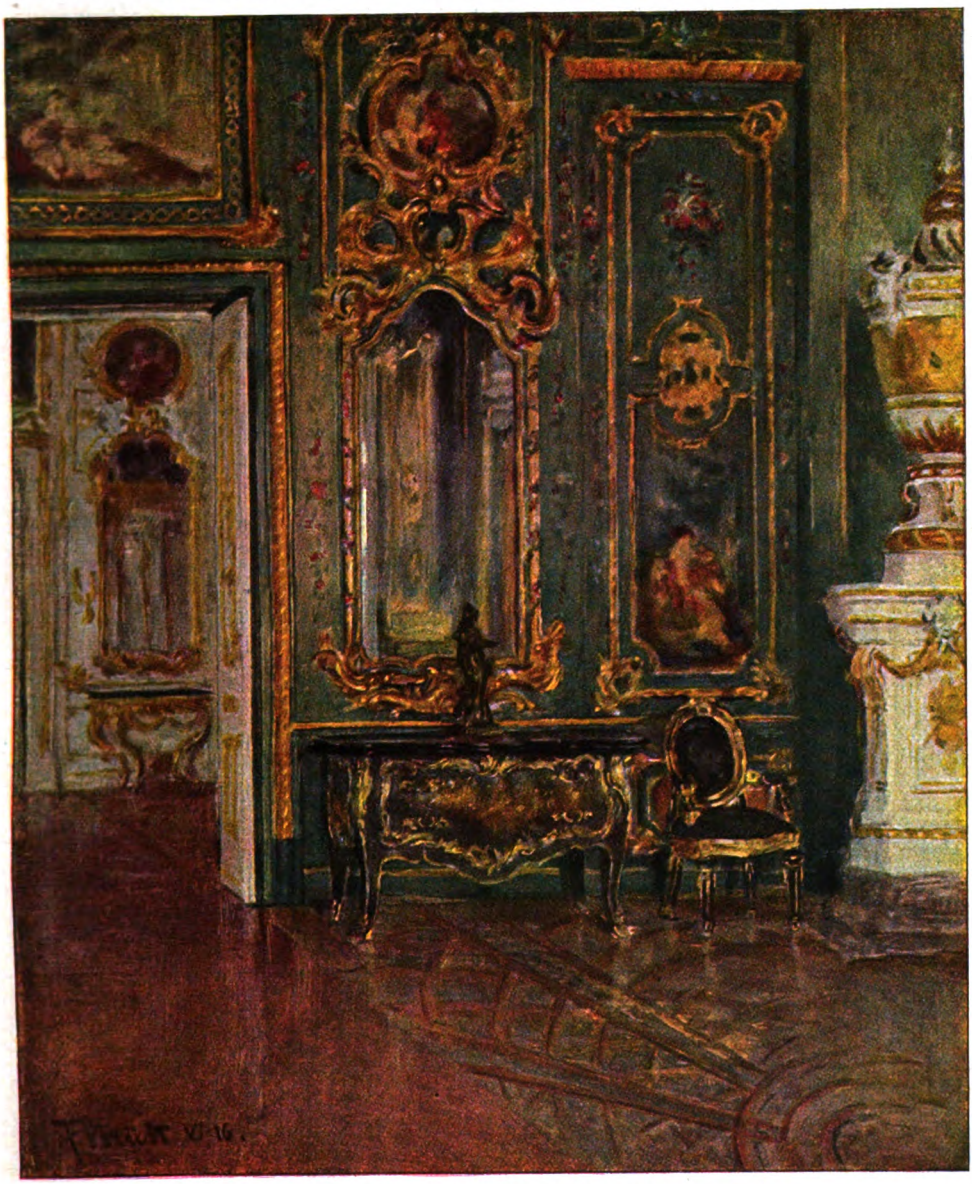
Räume mit den Alexander-Gobelins, die von leuchtender Tiefe der Farben, schöner, senkrechter Gliederung der Komposition sind, und in den Kaisersaal, der neben Gesamtanlage, Außenbau, Treppenhaus und Kircheninnerem die bedeutendste Leistung an dem Schloß ist.

Gartenplastik: Genrefigur Besenhändler Von Joh. Peter Wagner

Gartenplastik: Der Winter. Von Joh. Peter Wagner

Mehr als der Bauherren ist das Schloß ein Denkmal eines der größten, vielleicht des größten deutschen Baumeisters, des Artillerie-Obristen Balthasar Neumann, der den Gesamtplan und die Einzelpläne entwarf und die Ausführung des Baues bis zu seinem 1753 erfolgten Tode leitete. Als ein echter Herrscher stand dieser Mann — der sich in Deutschland noch andere unvergängliche Denkmäler gesetzt wie das geniale Treppenhaus in Bruchsal, die Kirchen von Vierzehnheiligen und Neresheim; dessen Entscheidung während seiner Würzburger Zeit alles Bauen in der Stadt unterstand, dessen Willen und Urteil wir damit

Digitized by Google



Aus dem ‚Grünen Saal'. Gemälde von Prof. Ferdinand Brütt

eins der schönsten einheitlichen Stadtbilder verdanken — als ein Herrscher stand dieser Mann immer mitten in seinem Werke, jedem helfenden Künstler einen abgemessenen, doch innerhalb der vom Ganzen gesetzten Grenzen freien Spielraum zur Entfaltung aller persönlichsten Kräfte lassend, so Tiepolo, so dem ausgezeichneten Kunstschmied Ögg, der die prachtvollen Hofgartentore und manches andere Schmiedewerk für das Schloß schuf, und vielen anderen Künstlern, von denen noch der Maler des Gartensaales Joh. Zick, erwähnt sei.

Die Stimmung, die um das Wandeln durch diese Säle fließt, dieses Gefühl ist — neben vieler Einzelbewunderung — vor allem immer wieder dies: das Innewerden der seelischen Kraft des Baumeisters im Schaffen des Machtsymbols. In dem Treppenhaus, das wie ein eine Sinfonie eröffnender Tonsturm über den eintretenden Fürstengast erbraust, in

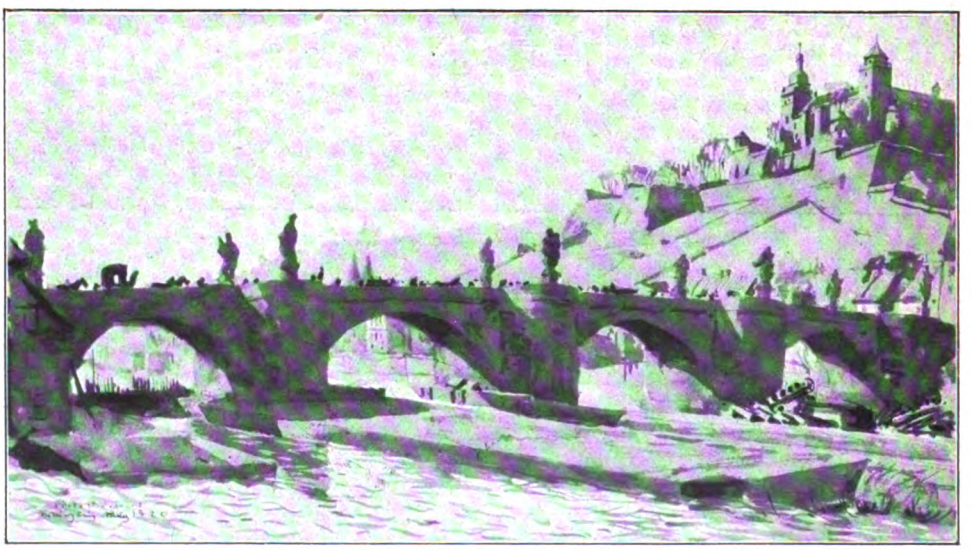
Digitized by Google

dem Staats- und Kirchenfürstentum sichtbarer Ausdruck geworden ist, um dem Nahenden in die Seele geprägt zu werden, wird der Gast, der empfangenen Ehrfurcht voll, zu den Menschen geführt: sie haben Hoheit von der Architektur, durch die der Weg zu ihnen führt, bedürfen aber kleinerer Räume, um nicht selbst klein zu erscheinen.

Mit der ungenauen Symbolik, deren sich die Menschen so oft befleißigen, und da wir nun einmal nur den Menschen vergöttern und zum strahlenden Mittelpunkt machen können, wird die fürstliche Person übersteigert. Nicht nur schmeichlerisch. Sondern vor allem, weil jeder, der irgendwie an der Macht Anteil hat, in dieser Person ein Herrschaftszeichen, ein Symbol für sich hat. Das unpersönliche eherne Machtwirken, das diese Puppen lenkt, bleibt unsichtbar dahinter, wie Gott hinter den Kirchenbildern, ist aber fühlbar, indessen im Vordergrunde einem Menschen Überlebensgröße verliehen wird. Schleppgewand und hohe Krone erweitern sich zum glänzenden Gefolge, das wie eine lebendige Schleppe dem Fürsten nachfolgt, und zum Baldachin, der ihn über sich erhöht und vergrößert; wie sein Arm durch das Zepter wächst; sein Fuß um Stufen.

Architektonisch und im Werke des schmückenden Malers vollendet sich diese Bausymphonie über das Machtthema in dem Maestoso des Kaisersaales, der sozusagen das im Treppenhaus stürmischer gegebene Eröffnungsmotiv auf ruhender Höhe wieder aufnimmt, um es nach dem deutlichen Weiterdrängen des Treppenhauses nun für alle Dauer gipfelhaft, fast ins Ewige ausklingend, in die Seele zu prägen. Neumann und Tiepolo haben hier eine Einheit geschaffen, wie sie kaum wieder erreicht worden ist. Und neben diesem Erlebnis als dem besondersten des ganzen Schlosses tritt selbst die herrliche Kirche etwas zurück, zu der man leichter andere Werke nennen kann, die ihr gleichkommen.

Ehe wir das Schloß verlassen, um uns in den Parkanlagen des Hofgartens zu ergehen, von der Höhe der rückwärtigen Terrassen mit ihren reizenden Putten die schöne Ostfront des Baues zu betrachten und die überreichen Eindrücke sich ordnen zu lassen, treten wir im Treppenhause noch einmal vor die Südwand des Deckengemäldes, wo es sich mit seiner flachen Wölbung über die Türen zum weißen Saal hinabsenkt. Da schwebt das Brustbild des Fürstbischofs Karl Philipp von Greiffenklau, von Genien in Wolken gehalten. Aber das suchen wir nicht. Zu den beiden Schöpfern sehen wir verehrend hinauf, dem stolzen, dunklen Italiener im weißen Mantel: Giovanni Battista Tiepolo, und zu der schlichteren Gestalt des auf einem Kanonenrohr sitzenden Balthasar Neumann.



Die alte Mainbrücke mit Blick auf den Marienberg. Zeichnung von Prof. Fritz Beckert

Digitized by Google

# Das Gespenst der Liebe

## Novelle von Karl Rosner

Im Sommer achtzehn war es — an einem Abend von so milder und traumschöner Versunkenheit, wie ich sie außer über diese unendlich weiten Niederungen Kleinrußlands nie und nirgends je ausgegossen sah —. Drei Jahre etwa ist es also her, daß ich damals mit meinem Freunde, dem Baron Fedor von Gorff, im Garten seiner Datsche bei Kijew zusammensaß, und daß er dabei, wie wir so von fernen schönen Frauen, von Liebe, Glut und Leidenschaften — und dann von Tod und Asche und Vergänglichkeiten sprachen, auf dieses ungewöhnliche Erlebnis zu reden kam. Auf jene weit zurückliegende Stunde, in der er — selbst noch ein sehr junger Mann — dem geisternden Gespenste der Liebe begegnet war.

Drei Jahre etwa ist das her —

In diesen Tagen aber, in denen ich die erschütternde Nachricht von der ruchlosen Ermordung des kaum erst Fünfzigjährigen durch bolschewistische Banden erhielt, ist mit der Erinnerung an die Zeit unserer Gemeinsamkeit auch das Bild jenes Sommerabends wieder lebhaft vor mich hingetreten.

Ich will versuchen, mit den Worten meines hinweggenommenen Freundes wiederzugeben, was er mir damals, während draußen das blaue Dunkel um die riesigen Bäume des alten Gartens hing und während unsere Gläser im Mondlicht dünn erglimmerten, erzählte. Ich will's versuchen, weil mir sein seltsames Erleben aufbewahrenswert erscheint, nicht nur des nackten Vorganges wegen, sondern mehr noch, da es, unirdisch beinahe, eine lang versunkene und dennoch unvergängliche Gestalt umspielt: den großen Korsen.

* * *

„Halt — lassen Sie mich rechnen — ja: im Jahre zweiundneunzig hatte ich geerbt — also im Jahr darauf ist es gewesen, und dreiundzwanzig war ich damals alt. Also, was tut man, wenn einem das Glück in solcher Jugend mit einem Male so rund hunderttausend Rubel schenkt — gute, richtig gehende alte Zarenrubel! — und wenn man bisher von der Welt eigentlich nichts gesehen hat? Nichts — denn die paar Gouvernements im Umkreis: Wolhynien, Podolien, Cherson, Poltawa — Orel — nein, das kann nicht gelten. Also: reisen! Natürlich: reisen! Unsere Familie war schon damals über alle Welt verzettelt — wir Gorffs waren von je ein wenig unruhvolle Leute. Der brave, alte Schuß von gutem, deutschem Blute, der einen nicht verfaulen läßt, der immer wieder abenteuern will! In Deutschland hatte ich Verwandte sitzen — in der Krim, in Kurland, in Nordfrankreich — in Argentinien, in Brasilien. — Schwierigkeiten? Strapazen? Mit zweiundzwanzig Jahren? — Erbarme dich! Du lieber Gott! — Ich glaube, heute brauche ich mehr Vorbereitungen, wenn ich nach Wilna oder nach Odessa fahre — aber damals? Man zog eben los — fertig. — Was kostet die Welt?!

So also habe ich damals auch meinen Onkel Peter aufgesucht, der als ein richtiger deutscher Kolonist sein Haus in São Leopoldo hatte und Ausfuhrhandel mit Tabak und Häuten, mit Maté und weiß Gott was sonst für guten brasilianischen Erzeugnissen nach Europa trieb.

Ich kam von Rio de Janeiro über Portalegre —

Das alles, die Seefahrt längs der märchenschönen Küste, die bunten Menschen in allen Farbenmischungen zwischen Gelb und Schwarz, Wesen und Umtrieb rings, war eine neue Welt für mich.

Ich weiß nicht, wie das Leben dort drüben heute aussehen mag. — Damals war es ja überall auf unserer Erde so, daß man noch seinen Spaß am Dasein haben konnte.

Ich erinnere mich auch noch: schon wie ich in dem deutschen Gasthof meinen Namen nannte, waren mir alle Türen offen. Gorff? Baron Gorff? Vielleicht verwandt mit unseren Gorffs in São Leopoldo? Neffe?! Nun dann aber —!

Ich war also mit einem Male Gast der Kolonie — wurde gewissermaßen herumgereicht, als zugehörig aufgenommen. Denn unter den vielleicht fünfzigtausend Einwohnern, die Portalegre damals hatte, waren doch gut fünf-, sechstausend Deutsche — und was nur irgend etwas vorstellte und etwas konnte, war eben deutsch: Der ganze Handel — die Kontors — der ganze Hafen und die Werften —

Also ich ließ den guten Onkel drüben ruhig warten — der lief mir nicht davon — und blieb für ein paar Tage bei den neuen Freunden. Was sehenswert war in der Stadt, mußte ich kennen lernen: den Hafen, das Theater, die Schlächterei, die Kathedrale und das alte Jesuitenkloster — dazu ritt ich mit ihnen morgens längs der Nie-



Digitized by Google

derungen des Astuars des Jacuhy und saß mit ihnen dann, während draußen die pralle Sonnenglut die Straßen dörrte, in den Kaffees bei altem Cachaça. Bei alldem hatte ich mir auch noch einen kleinen Flirt zugelegt — eine allerliebste eingeborene Senhora — achtzehn, zierlich, nußbraun, mit einer Pelle wie weicher Samt. — Der machte ich den Hof, ein wenig hochmütig — man war doch etwas Besseres, als all diese Caboclos-Herrschaften, auch dann, wenn sie lange Haare trugen — aber doch reichlich verliebt und in Atem gehalten —

Ich galt als Deutscher — daß ein Gorff auch etwas anderes sein könnte als ein Deutscher, fiel dort dank der unerschütterlichen Form meines sieben Fuß hohen Onkels keinem Menschen ein. Gewiß — ich wohnte in Rußland — wie andere in Brasilien oder in Argentinien — das wußten sie. Aber Rußland lag ihnen doch eigentlich mächtig aus dem Wege —

Und da, als einmal so die Rede auf unser Gut und auf die Zustände in Rußland kam, hob ein älterer Herr, der mit in unserem Kreise von fünf oder sechs Menschen war — ein Portugiese war es, Senhor José nannten sie ihn, und der Agent irgendeiner Kaffee-Fazenda im Innern war er wohl — aufhorchend den Kopf und tippte mit dem Zeigefinger in die Luft.

Mir ist's, ich sähe diesen Zeigefinger noch, an dem ein dicker, altmodischer Siegelring mit einem roten Steine saß —: In Portalegre gäbe es doch auch eine Senhora, eine Französin, die lang in Rußland gelebt hätte und später in den vierziger Jahren durch irgendwelche Umstände hierher nach Brasilien verschlagen worden sei. — Mademoiselle Bonchamps. — Das heißt, es wäre ja nun auch schon eine ganze Reihe von Jahren her, daß er mit ihr zusammengetroffen war — aber, was sie damals von Rußland erzählt hätte: man fröre sich zu Tode, wenn man auch nur daran dächte! Übrigens eine sehr, sehr merkwürdige Dame — eine höchst interessante Dame! — Bildschön soll sie in ihrer Jugend gewesen sein, und sie habe ihm einmal selbst ein Medaillon mit einer Miniature gezeigt: bildschön! Jetzt freilich — lieber Gott! — der Zeigefinger mit dem schweren goldenen Siegelring wippte jäh, tat das ab, strich es fort. Aber den Hals reckte der alte Herr über den Tisch und meinte wichtig, leise, als gäbe er da ein Geheimnis preis: „Sie ist doch damals die Geliebte des Kaisers Napoleon gewesen!"

Ich nickte: „Also eine Rivalin der in ihrer Jugend auch so schönen Kaiserin Eugenie?"

Er hob die Hand, die Innenfläche ausdrucksvoll ablehnend mir zugewendet. Eilig, ein wenig überlegen meinte er: „Nein — nein — ich spreche nicht von Napoleon III. — sie war die Freundin des großen Kaisers!"

Ganz deutlich erinnere ich mich noch, daß nach der ersten wortlosen Verblüffung eine ungläubige, abwehrende Heiterkeit über uns alle kam, eine Fröhlichkeit, die sich am Ende in einem ungehemmten Lachen befreien mußte.

Ein schwäbischer Herr, der den Deutschen von Rio Grande ihr Bier braute, schlug rot und prustend auf den Tisch: „Senhor — jetzt, warum saget Se nit glei', sie hätt's als no' mit'm alte Fritz g'halte?!"

Und ein anderer legte dem alten Herrn beschwichtigend die Rechte auf den Arm: „Nehmen Sie's nicht übel, lieber Freund — Ihre Kaffeeproben in Ehren! — aber mit den Geschichtsdaten, da stimmt es wohl nicht ganz: der große Kaiser ist, wenn ich nicht irre, im Jahre 1822 gestorben —"

Der Senhor schüttelte den Kopf: „Doch — Sie irren: sogar schon 1821 — vor zweiundsiebzig Jahren!"

„Nun also!"

Da hob der andere nur geheimnisvoll bedauernd und ein wenig gekränkt die Schultern an: „Ich kann nur sagen, was ich von ihr selbst gehört habe. — Es steht den Herren frei, das nachzuprüfen — die Dame wohnte damals oben in der Rua São Pedro."

Das alles sagte er so ernst, so sachlich und bestimmt, daß dadurch doch wieder eine Art Unsicherheit in unseren Unglauben fiel. Ein Schwanken zwischen Scherz und Ernst, in dem wir uns am Ende darüber einig waren, daß, wenn etwas an diesen Dingen war, diese Mademoiselle Amélie Bonchamps zweifellos als die größte Sehenswürdigkeit von Portalegre angesehen werden müßte: merkwürdiger als Hafen, Kathedrale, Schlachthaus und Theater —

Und plötzlich — weiß Gott, wie das kam — war ich erkoren und bestimmt, der Dame meine Aufwartung zu machen: „als Jüngster und als Schönster", wie der Brauer meinte — als Fremder — und als selbst in Rußland angesessener Mann, der dann also mit ihr auch über Rußland plaudern konnte.

Am nächsten Morgen habe ich bei Mademoiselle Bonchamps meinen Besuch gemacht.

Rua São Pedro — oben, an den Berg gequetscht, im alten, winkeligen Viertel hinter dem ehemaligen Jesuitenkolleg liegt das enge, ansteigende Gäßchen. Über holperiges

Digitized by Google

Pflaster, zwischen hochräderigen Maulesel-karren und lungernden Caboclos quält man sich im Schatten der Mauern in weiß glühender Hitze hindurch.

Das Haus ist bald gefunden. Eine derbe, fette Negerin öffnet und grinst mich fletschend an. Alles ist schlampig und schmuddelig an ihr — eine Wolke von Knoblauchdunst und ranzigem Öl geht von ihr aus. —

Ja. Senhora Bonchamps wohne hier — Ob ich die Senhora sprechen könne?

Ein Gesicht, als ob ich nach dem Monde verlangt hätte —

Ich gebe ihr meine Karte und sage ihr, ich wäre ein deutscher Herr aus Rußland — ja aus Rußland! — sie möge die Senhora fragen —

Sie dreht die Karte in den fettigen Fingern — derlei ist ihr noch nie begegnet. Dabei wird dieses kleine, weiße Blatt zusehends fleckig, unansehnlich. — Sie wackelt, schmatzt und stinkt nach Knoblauch und schlägt mir die Türe vor der Nase zu.

Ich warte. Nach einer Weile ist es mir, als hörte ich Stimmen wispern — als bewegte sich ein Fenstervorhang — als würde ich beobachtet. — Ich klopfe meine Wickelgamaschen mit der Gerte — warte —

Endlich ist der schwarze Fettkloß wieder da. Ungeheuer komisch scheint sie jetzt alles zu finden. Ihr dicker Steiß zittert, der breite Mund schnattert. Mühsam macht sie sich verständlich. Ein Gemisch von Portugiesisch und Französisch ist dieser Brei:

„Senhora noch im Bett (jetzt, mittags um zwölf!) aber du abend kommen, sechs Uhr — dann Senhora dich erwarten — oh!“ — Sie blinkert mich an, als ob mir ungeheuere Genüsse bevorstünden, und streicht sich mit verdrehten Augen über das Gesicht. Dann fletscht und grinst und lacht und schnalzt sie wieder, stößt mich mit vorgestreckten Fingern an die Brust: „Du Russie? Du Napoleão?!“

Also man hat ja allerlei erlebt — ich gehe. —

Nachmittag, ein paar Minuten nach sechs bin ich wieder da oben in der Rua São Pedro.

Die Schwarze wartet schon an der Türe. Diesmal hat sie sich schön gemacht: noch mehr ranziges Fett — ein wandelnder, zu dick gestopfter Klubsessel in einem Kattunbezug in Knallrot, giftigem Grün und Preußisch-Blau. Aber eine stolze Selbstzufriedenheit liegt auf dem fletschenden Gesicht.

Watschelnd, auf bloßen Füßen pendelt sie voran.

Dämmerig und kühl ist es in dem schmalen, sonnenhellen Flur, durch den der Blick in einen ansteigenden, ungepflegten Garten geht: üppig wucherndes Strauchwerk, Federpalmen. — Das Haus ist so gebaut, daß die Wohnräume nach rückwärts, nach diesem Garten zu gerichtet sind.

Eine neugierige Erwartung ist in mir. — Irgend etwas, das mich erregt, so sehr ich mich dagegen wehre. Soviel ist sicher: was uns der Senhor José erzählt hat, ist natürlich Unsinn — aber jetzt wird man ja sehen, was für einen Bären uns der alte Kaffee-Onkel aufgebunden hat!

Die Schwarze öffnet eine Seitentüre, tritt vor mir ein —

Mit einem Male ist das Tageslicht erloschen.

In einem Zimmer stehe ich, dessen Fensterläden fest geschlossen sind, so daß kein Schein des Tageslichtes eindringen kann, und in dem irgendwo im Hintergrunde eine mit Wachskerzen bestückte Silbergirandole ihre matten, gelblichen Flämmchen in das Dunkel sticht. Beinahe aufgesogen werden diese kleinen Lichtlein —

Und eine brüchig dünne Stimme sagt: „Sara — allez!“ —

Da wirft mir die Alte noch einen stolzbefriedigten Blick zu, watschelt an mir vorbei hinaus und schließt die Türe.

Immer noch quälen sich meine Augen in das Dämmern.

Spillerige, vergoldete Möbelchen sehe ich jetzt — eine bis zur Zerbrechlichkeit schmale Gestalt. — Und höre diese unwahrscheinlich spröde, wie zersprungenes Glas klingende Stimme fragen: „Baron de Gorff?“ —

Ich trete näher — und weiß noch, daß ich ganz benommen war. — Vielleicht auch kam's von dem Geruch: es roch betäubend stark nach Moschus und nach Nelken —

Alles schien mir unwirklich. Als ob ich da in eine Welt des Unirdischen geglitten wäre! —

Kennen Sie Goya? Goyas grausame Bilder uralter Weiber — nein, uralter Hexen? — Verdorrte und verweste Frauenkörper, die noch im Putz der Jugend umgehen und unter falschem Prunk und greller Schminke süßlich lächeln und die entzündeten, rot geränderten Greisinnenaugen glühend flackern lassen? Irgendwo in Nordfrankreich, in den Museen in Lille oder in Valenciennes habe ich sie später gesehen! So — so etwa! — Denken Sie sich eine zum Leben erweckte Mumie — und schreiend bunt bemalt! — Die über den zahnlosen Kiefern eingesunkenen Lippen im Strahlenkranz der tausend Fältchen leuchtend rot wie eine tiefe Wunde — und blühend aufgesetzte Bäckchen — und auf dem wackeligen Knochen-



Digitized by Google

schädel einen Bau von dichten, braunen Locken mit hellen Seidenbändern und mit bunten, blinkenden Agraffen —

Eine Hand hebt sich und streckt sich zitternd mir entgegen. Eine Hand, an deren holzdürren Krallenfingern die zu weit gewordenen Ringe ununterbrochen aneinanderklappern. Ich beuge mich darüber hin —

Dann sitze ich auf einem von diesen gebrechlichen, vergoldeten Stühlchen ihr gegenüber, und sie redet. Ihr Kopf unter dem Bau der braunen Locken nickert dabei auf dem mageren Faltenhalse, als wäre er eine kaum zu tragende Last. — Sie spricht französisch.

Rußland? So, aus Rußland? — Ja — Sara hätte schon gemeldet — Sara — die Schwarze. — Nein, es ist schwer mit den Domestiken hier — und man muß Nachsicht haben —

Ich erwähne die Bekanntschaft mit Senhor José, dessen Mitteilungen mir den Mut gegeben hätten, sie als eine halbe Landsmännin, wenn man so sagen dürfe —

José? — Senhor José? — Die Kehle würgt, die schweren Lider schlagen. Nein — nein, sie kann sich nicht entsinnen. Aber das ist jetzt öfter so in diesen letzten zwanzig oder dreißig Jahren. — Ja früher — früher — und was sie in ihrer Jugend erlebt hat, das ist ihr alles völlig klar geblieben — das weiß sie so genau, als wäre es gestern gewesen — aber jetzt, in der letzten Zeit —

Sie tattert vor sich hin —

Ein verblaßtes, ausgeschnittenes Seidenkleid mit großblumigem Muster, wie es vielleicht vor vierzig oder fünfzig Jahren zu gesellschaftlichen Festen Mode war, trägt sie. Zu weit ist es ihr und ist mit alten, steinbesetzten Schmucknadeln zusammengesteckt. Die bunten Steinchen glimmern im Widerschein der Lichter. Kettchen und Perlreihen, die um den Hals geschlungen sind, rinnen über das weißgepuderte Pergament der Brust in den Ausschnitt. Einen Fächer hat sie im Schoße, ein Riechfläschchen, eine Email-Bonbonnière —

Mir ist, daß ich am liebsten aufstünde und ginge. — Grauen und tiefstes Unbehagen; und zugleich etwas wie Scham darüber, daß ich hier vor diesem armen, lächerlich aufgeputzten, uralten Geschöpfe sitze — in Auswirkung einer Laune, eines in übermütiger Gesellschaft beschlossenen Ulkes —

Jetzt kann ich mehr und mehr von dem Zimmer erkennen: Ein Spinett — eine halboffene Glasservante mit allerlei Porzellan und glitzerndem Kleinkram, an der Wand ein Bildnis Napoleons nach dem Gemälde von Vernet, ein paar Stiche —

Von draußen bullert es gegen die Türe: mit dem Knie — dem Ellenbogen — weiß ich —

Da rückt sie auf.

Sara tritt ein, in beiden Händen ein Tablett, das sie auf das goldene Tischchen stellt: Kaffee. Lapisblaue Sèvres-Täßchen, so kostbar schön, daß ich sie heut noch vor mir sehe —

Haben Sie jemals Kaffee im Lande des Kaffees getrunken? Also: Zum Tote-Auferwecken!

Mademoiselle Bonchamps nippt zitternd an ihrem Täßchen und bekommt Leben. Die Lichter flackern noch vom Luftzug der Türe, huschen über sie hin. Sie fingert tastend, sich versichernd, über ihre Schläfenlocken und sagt dann wieder mit dieser dünnen, zeitlos fernen Stimme und so, als knüpfe sie an schon Gesprochenes an: „Ich habe meine Jugend bis zum Kriege dort verbracht. Ein Landhaus bei Moschaisk haben wir gehabt und das Stadthaus mit der Bank. Und man hat gut dabei gelebt — mein Vater sagte immer: soweit man als Franzose in einem anderen Lande als in Frankreich leidlich leben kann. — Bis dann eben der Krieg gekommen ist —"

„Der Krieg?"

Sie nickert wieder mit dem allzuschweren Kopf: „Eben — der Feldzug unseres großen Kaisers. — Ja, achtzehnhundertundzwölf — zwei Jahre nach dem Tod der Mutter — und ich war damals gerade achtzehn Jahre alt, gerade achtzehn —"

Ganz wirr ist mir: So ist an dem, was der Senhor José uns da erzählt hat, doch etwas Wahres —?! Ihre weiterzitternden Worte höre ich, und muß dabei rechnen: achtzehn war sie damals — und jetzt: da muß sie ja jetzt über achtundneunzig sein —!

Ihre entzündeten und untermalten Augen, die wie die Augen eines alten, uralten Vogels sind, verglimmen, starren schmerzhaft verzogen in die gelben Flämmchen der Kerzen.

„Und da — ja, wie der Krieg gewesen ist, da waren wir mit einem Male doch Fremde und Franzosen — und alles war feindlich. — Wie verschwunden die ältesten Freunde! Die Diener sind fortgelaufen — und das fremde Gesindel hat gestohlen und geplündert. — Und das ist schlimmer geworden, je weiter die glorreiche Armee vorgerückt ist — in der Richtung auf uns und auf Moskau zu. — Denn alles ist aufgebrochen und geflohen — alles."

Sie spricht jetzt eintönig, als sagte sie da Worte, die sie tausendmal im Leben schon gesagt, gedacht hat, und immer sieht sie dabei noch in diese kleinen Flammen und über die hinaus.

Digitized by Google

„Und der Vater hat immer gesagt: Wir bleiben — wir sind Franzosen, niemand wird uns etwas anhaben — der große Kaiser wird seine schützende Hand über alles halten — und unsere Landsleute sind keine Räuber — wir bleiben. — Aber dann eines Tages — das war am 28. August, und die Nachrichten von dem Sieg des Kaisers bei Smolensk und von dem Übergang über den Dniepr waren überall — da ist der Vater nicht in das Landhaus gekommen — da haben sie ihn mit fortgeschleppt — Befehl des Statthalters Grafen Rostopschin — als Gefangenen — als Geisel — bis an die asiatische Grenze. — Ich bin allein geblieben —"

Ihre Hand greift zitternd hoch und legt sich auf das Tischchen, fingert an der Silbersäule der Girandole. Als ein dünnes Beben geht es durch die Lichter — durch ihre auflebende Stimme —

„Was waren das für Tage —! Wiasma hat er genommen, und bei Gschatsk hat der Murat die Russen geworfen, und Brodino ist gekommen. — Drei Tage lang — drei Tage lang hat das gebrüllt — das Landhaus war doch kaum zwei Meilen von der Schanze — und die Russen haben geplündert — da habe ich auf unsere Landsleute gewartet wie auf Erlöser. — Aber die ersten, die am achten gekommen sind, waren noch schlimmer! Aber dafür kann Er doch nicht. — Da bin ich nach der Stadt geflohen. — Und da waren sie dann auch — und das Bankhaus war ein Pferdestall, und die Wohnung war ausgeraubt und voll mit Verwundeten und Kranken, und ich bin umhergeirrt — alles hat nach mir greifen wollen —"

Das arme aufgeputzte Gespenstlein schüttelt sich —

„Einen Offizier von der Garde habe ich um Hilfe angerufen: Ich will zum Kaiser — ich bin Französin. — Er hat mich ausgelacht — und hat mich angesehen wie die anderen. Aber da, wie ich noch rede, schreit es in all dem Umtrieb: Vive l'empereur! Hundert Stimmen — tausend Stimmen: wie eine Welle — eine Woge. — Und zwischen seiner Suite von Generalen in Gold und Orden, grau, unscheinbar, auf einem kleinen weißen Pferde — Er. — Und ich in meiner Not bin hingestürzt zu ihm und habe meine Hände aufgehoben und geredet. — Sein Pferd hat er gehalten, und die anderen haben die Köpfe zusammengesteckt und gelächelt. — Aber er hat mich angehört — und immer hat er mich angesehen dabei — und hat mir dann gesagt, er würde für mich sorgen, und hat mir die Hand gereicht, die ich geküßt habe. Als ob ich vor Gott stände — so war das. — Mit einem Offizier hat er gesprochen — nur ein paar kurze Sätze — dann ist er weitergeritten. — Hat noch einmal zurückgewinkt zu mir, und die anderen haben schon wieder geschrien — hundert und tausend: Vive l'empereur!"

Sie schweigt — wie eine Erschöpfung ist das —

Ich starre auf das Tischchen, auf die gelbe gekrümmte Knochenhand, muß denken: Eine Hand, die noch lebt, die sich noch bewegt — und die die Hand Napoleons gehalten hat! — kann es kaum fassen —

Jetzt tasten diese unsicheren, runzeligen Finger wieder nach dem blauen Täßchen. Sie trinkt, die rotgefärbten Ränder ihres Mundes zucken, sie redet. Lebhafter, schneller rinnen ihr die Worte —

„Der Offizier aus dem Gefolge ist zurückgeblieben und hat mir ein Quartier besorgt — und einen Diener — einen Wagen. Alles, was ich gebraucht habe, war gleich zur Stelle: Befehl des Kaisers. — Das ist drei Tage so gewesen. Und dann, am zwölften nachmittags ist es weitergegangen auf Moskau zu. Der Offizier hat mir gesagt, daß ich zu meiner Sicherheit im Wagen folgen soll. Halbwegs nach Moskau habe ich die erste Nacht verbracht — der Jubel all der vordrängenden Menschen war um mich. Es ging nach Moskau in den Winterfrieden! Wer das nicht miterlebt hat, kann es nicht verstehen. Und Er — er hat es wiederum erreicht, der Kaiser und der Sieger, der sie alle überwunden hat: Rom, Madrid, Lissabon und Amsterdam, Berlin, Wien, München und die anderen. — Und jetzt nach Warschau und nach Wilna Moskau —!"

Ihr Blick kommt aus der Ferne, wendet sich und trifft das Bild nach dem Gemälde Vernets. Die Hände fingern um den Fächer —

Wie festgebannt bin ich ihr gegenüber und wage nicht die leiseste Bewegung.

Sie sagt: „Und da am vierzehnten am späten Nachmittage habe ich ihn zum zweitenmal gesehen. Der Wagen fuhr langsam im Zug der vielen Fuhrwerke über eine Anhöhe vor der Stadt — und oben kaum ein Dutzend Schritte von der Straße stand, wieder zwischen seiner stolzen Suite, Er, sah nieder auf das Meer von Häusern und von Kuppeln. — Sah nieder als ein seliger Sieger — mit Augen, wie ich sie noch nie und dann nie wieder bei einem Menschen gesehen habe. — Und merkte plötzlich mich und meinen Wagen, hob seine kleine Hand und winkte, lächelte mir zu — und wie ich dann zurücksah, blickte er noch immer nach mir aus. — Mir sind die Tränen aus den Augen gestürzt vor Glück: vor Moskau, in

Digitized by Google

den höchsten Stunden seines Ruhmes und von Frankreichs Ruhm hat Er mich dummes Ding von achtzehn Jahren wiedererkannt und hat mir zugewinkt —

„Sie lächeln — Sie lachen mich aus, Baron —"

Ich schüttelte nur abwehrend den Kopf.

„Denken Sie doch — ich war doch jung und voll Begeisterung — und Er — der große Genius!" Und plötzlich werden ihre Hände unruhig — greifen die kleine Bonbonnière auf, deren Deckel, wie ich jetzt merke, mit einem Miniaturbildchen geschmückt ist, schieben sie mir zu: „So — so sah ich damals aus!" —

Ein Köpfchen voll von süßer, leidenschaftlicher Lieblichkeit. — Große, feucht schimmernde Augen — ein weich schwellender Knospenmund. — Kein Weg, keine Zusammenhänge mit diesem uralten, gleichsam vom Tode vergessenen Geschöpf.

Sachte lege ich das Döschen wieder auf den Tisch.

Da redet sie weiter: „In einem Vorstadthäuschen hat der Offizier für mich Quartier gemacht. Ich war wie trunken von allem Erleben — ein Mann hätte ich sein und für den Kaiser sterben mögen! Ich bin zu Bett gegangen — aber ich habe keine Ruhe gefunden — und draußen durch die Straßen sind die Trommeln und die Signale gelaufen, und Marschlieder haben geklungen, und Pferde haben gewiehert. Wie im Fieber war alles Leben —

„Nach elf Uhr aber — ja, nach elf Uhr rasselt unten ein Wagen vor, und es wird an das Haus gepocht — ich höre, daß man öffnet, daß gesprochen wird — und dann klopft es an meine Türe. — Ich werfe meine Kleider über, öffne: da steht ein Offizier und reicht mir ein geschlossenes Billett und sagt: Vom Kaiser — und ich warte. —

„Meine Hände sind geflogen — kaum daß ich das Billett aufbrechen konnte. — Dieses Billett —"

Sie schluckt mit leerer Kehle — greift sich an den Hals, zerrt an einem von diesen Kettchen, die sie umgewunden trägt, zerrt daran aus der Tiefe ihres Ausschnittes ein großes Medaillon hervor. — Puder und Schminke kleben an der goldenen Kapsel, die sie jetzt mühsam öffnet, und ein Blättchen — ein vergilbtes, schmutziges Blättchen mit brüchigen Rändern fällt heraus. Das faltet sie auseinander und hält es mir mit flatternden Fingern hin —

Zwei Zeilen — eilig, wie in Ungeduld und Unrast hingeworfen: „Wollen Sie einem heute ruhlos Glücklichen ein paar Stunden Ihrer süßen Jugend schenken? N."

Das Blättchen nimmt sie wieder, sie faltet es zitternd zusammen, sie führt es an den rot geschminkten Mund, sie legt es wieder in die Kapsel, hält die gleichwie ein Allerheiligstes mit beiden Händen. Die brüchig dünne Stimme quält sich in Erregung und Erschöpftheit nach Worten: „Ich habe keinen Augenblick lang überlegt, gezögert — nein keinen Augenblick! Es war im Leben dieses Größten eine Stunde, in der ich armes, nichtiges Ding — in der ich ihm etwas geben konnte. — Minuten später war ich in dem Wagen. In einem Gasthof, gleichfalls vor der Stadt, war sein Quartier: und da — da hat er mich erwartet — so wie er bis zu meinem Kommen Depeschen erwartet hat — und Unterhändler. — Und da hat er mich dann genommen. — Liebe? In seinen Armen hat er mich gehalten und geküßt — hat mit meinem Haar gespielt — meinen Körper gekost. Geweiht hat er mich in dieser Nacht, die die stolzeste seines Lebens war — und in der er mein Leben als Geschenk von mir genommen hat —"

Sie starrt wieder in diese matten Kerzenflämmchen. Noch schmaler und verkrümmter und verfallener wird sie mit jedem neuen Augenblick —

Ich hebe meine Hand — da sagt sie noch: „Im Morgendämmern hat der Wagen mich wiederum zu meinem Hause gebracht. Zwei Stunden später ist der Kaiser nach Moskau eingezogen in den Kreml. Die Glocken haben geläutet — und die Garden haben gejubelt — und die Häuser haben gebrannt. — Sie haben zu brennen nicht mehr aufgehört. — Ich habe ihn nie mehr wiedergesehen." —

Immer tiefer nickert das Knochenköpfchen unter seiner Last aus falschem Lockenwerk und Bändern jetzt — und ruckt dann doch noch einmal auf. Da fragt sie: „Und Moskau — haben sie denn Moskau wieder aufgebaut, Baron?" —

Seit damals? In den achtzig Jahren?! — Ich nicke nur und habe zugleich wieder das Empfinden, als wäre alles das ein Spuk —

Und dann sinkt ihr der Kopf noch tiefer —

Sie schläft. Und immer hält sie dabei noch die Kapsel mit dem alten, angegilbten Brief in beiden Händen.

Leise, beklommen, gehe ich zur Türe — als ob ich ein Unrecht täte — und immer dabei die Augen auf das kleine, aufgeputzte, schlafende Gespenst gerichtet —

Eine Erlösung ist mir das helle Tageslicht des Flures —

Draußen die dicke Negerin weiß gleich Bescheid: Senhora schläft — die Schwarze

Digitized by Google

grinst und wackelt mit der Fülle ihrer Fleischlichkeit — Senhora schläft beinahe immer —

Ich bin gegangen. —

Was bleibt noch zu sagen? Der Bericht, den ich dann abends beim Cachaça meinen Freunden gab, war einsilbig und schamvoll dürftig — ich war noch tief unter dem Druck meines Erlebens und bin den auch am nächsten Tag nicht losgeworden. Am übernächsten Tage aber bin ich nach São Leopoldo in die Kolonie gefahren.

Und etwa ein Halbjahr darauf habe ich — wieder nach Europa — einen Brief von einem meiner deutschen Freunde aus Portalegre bekommen, da stand in einer Nachschrift, quer an den Rand geklemmt: Das alte Fräulein Bonchamps wäre nun gestorben — und wäre über neunundneunzig Jahre alt gewesen. —

⁂ ⁂ ⁂

So hat mein jetzt dahingegangener Freund, der Baron Fedor von Gorff, mir vor nun drei Jahren an jenem Sommerabend in seiner Datsche vor Kijew den Hergang dargestellt, wie er — selbst noch ein sehr junger Mann — dem geisternden Gespenste der Liebe begegnet war —

Ich habe niemals Grund gehabt, an der Wahrheit seiner Erzählung zu zweifeln. Aber ich war dann doch betroffen, als mir, im Herbst des Jahres neunzehn, der Zufall ein Dokument in die Hände spielte, das als eine unanfechtbare Ergänzung zu der Mitteilung über sein merkwürdiges Erlebnis gelten darf. Da fiel mir bei den Vorarbeiten zu einem Werke, in dessen Handlung der Rückzug Napoleons aus Moskau im Jahre 1812 verwoben ist, im Münchener Kriegsarchiv das „Tagebuch 1812" des bayrischen Hauptmanns Freiherrn von Gravenreuth in die Hände. Der schildert unterm zehnten Dezember einen Vorgang, der, kaum begreiflich, heiter, unbesorgt beinahe, inmitten dieses grenzenlosen Elends aus Eis und Tod und Grauen steht: Im Defilee von Ponari — unweit westlich von Wilna ist es, und er quält sich mit dieser Handvoll ihm verbliebener, zum Tode abgezehrter, von Frostschäden und Hunger zerfressener Leute, seine Kanonen über die vereiste Höhe hinaufzubringen. Aber die Pferde brechen nieder — und die Menschen auch. Sechsundzwanzig Grad unter dem Nullpunkt liegt die mordende Kälte — um Leben und Tod geht die Flucht, denn die Kosaken sind um den unaufhaltsam hinschmelzenden Elendshaufen her. — Da kommt ein französischer Offizier auf den Hauptmann zu, weist auf eine gleichfalls hier festgefahrene Kalesche und bittet ihn dringend um Hilfe: Sehen Sie, wer in dem Wagen sitzt — es ist eine Dame, die vom Kaiser sehr protegiert wird! Und Gravenreuth stapft hin und findet ein junges, reizendes Geschöpf, das ihn fragt, ob es denn gar nicht möglich sei, den Berg hinaufzufahren? — Ein Mädchen — ein junges, blühend schönes Mädchen inmitten dieses letzten Grauens?! Seine Kanoniere müssen heran — jeder fühlt so wie er das Außerordentliche dieses Gegensatzes — was möglich ist, versuchen sie, was irgend noch an Kräften in ihren armen, zu Gerippen abgefallenen Körpern ist, setzen sie ein: zehn, fünfzehn Schritte weit bringen sie die Kalesche vor — da gleitet sie im Eise wieder ab — es ist vergeblich —

Und Gravenreuth schreibt in dem Tagebuche: „Da dankte sie mir aufs verbindlichste, stieg mit einem schönen Fuß aus dem Wagen, nahm eine Kassette unter den Arm und ging ganz entschlossen, geführt von ihrem Diener und Begleiter, den Berg hinauf."

Über Eis und Elend, zwischen Haufen von starr gewordenen Toten, die für Ihn — für Ihn gefallen waren, schritt sie mit ihrem schönen Fuß —

Das war Amélie Bonchamps — deren süße Jugend der große Korse für ein paar Stunden einer Nacht in seine Arme riß und deren Leben an diesen Stunden gezehrt hat bis an sein grausam spätes Ende.

## Den Verzagten. Von Hermann Essig †

— Kein Leid kommt so von ferne,
Kein Leid ganz ungeahnt,
Der matte Glanz der Sterne
Hat längst vorausgemahnt —

Mein Herz hat bang geschlagen,
Ich hab' es auch gehört.
Sein Zittern und Verzagen
Hat doch umsonst gewehrt.

's ist eben arm, das Leben,
Die Sorg' sein Mäntelein.
Das Glück kehrt stets daneben
In andern Häusern ein.

— Nur still! Wer Schmerz empfunden,
Wer Not gelitten hat,
Der hat den Weg gefunden —
Zum Himmel einen Pfad.

Digitized by Google

# Josef Weiß

## Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt

Mit zwanzig Jahren erfuhr Josef Weiß, der am 27. August 1894 geboren ist, den Beginn des Weltkrieges, und dies ungeheure Erlebnis, ihm persönlich an Fronten in Rußland und Frankreich, als Soldat, unmittelbar nahegetreten, bildet den erschütternden Ausgang seiner Kunst. Nicht als ob er ein Maler des Krieges geworden wäre; dazu war er viel zu sehr Visionär und deutscher Grübler. Vielmehr durchdrang das Ungeheuerliche dieses Geschehens, ähnlich wie bei anderen ernst und groß angelegten deutschen Künstlern, sein ganzes Wesen derart, daß es seinem Werk eine wahrhaft apokalyptische Tiefe gab, die ihn zu einem Schöpfer in eigentlichem Sinne machte, der aus seinem Innersten die Gegenstände der Darstellung zog, nicht aus der Anschauung der Natur. So daß man ihn in dieser Hinsicht einen Expressionisten nennen kann, wenn er auch technisch und formal nichts mit denen zu tun hat, die der landläufige Begriff unter Expressionisten versteht. Gemeint ist damit vielmehr die Abwendung von bloßer Naturdarstellung, die seine ganze Kunst durchdringt; selbst da, wo er Landschaften darstellt, also scheinbar Wirklichkeiten.

Es verlohnt sich, bei dem Beispiel seiner Landschaften zu verweilen, die uns lehren können, was Ausdruckskunst ist im Gegensatz zu naturalistischer. Wenn er die Endlosigkeit der russischen oder polnischen Ebene, wenn er das Moseltal oder die düstere, vielgestaltige Pracht des Walchensees in seinen kleinen Blättern gibt, so ist es niemals ein Abbild bestimmter Gegenden: die malerische Seele des Landes, die ernste und furchtbare Traurigkeit dieser Gestade tauchen mit einer Unmittelbarkeit vor uns auf, die überwältigt wie eine Höllenszene Dantes. Nicht der bloße Stimmungszauber der Romantiker lebt in ihnen, sondern das Dämonische und Wilde einer unbezähmbaren feindlichen Natur, die den Menschen erdrückt — weil dieser Mensch, der Künstler Josef Weiß, von übermächtigen Erlebnissen des Krieges im Tiefsten so erschüttert wurde, daß er die Welt nur pessimistisch sehen kann. Und da, wo die Landschaft selber ihm nicht die Unterlage des Düsteren geben kann, in den offenen, heiteren Tälern der Mosel: da setzt er sie durch atmosphärische Erlebnisse, durch die Einfügung von unwirklichen und sonderbaren Phänomenen wie des Blitzes in den Traumzustand, der seinem unheimlichen Raumerlebnis zugrunde liegt.

Doch ist es nicht diese tiefe Traurigkeit allein, die sein Weltbild färbt. Der Grund seiner künstlerischen Auffassung liegt tiefer, liegt in der grenzenlosen Ehrfurcht vor der Welt, vor ihrem Schöpfer, liegt in der religiösen Gesinnung des Künstlers. Es ist nicht die Rede von Kirchlichkeit, sondern von Religiosität; und wenn Weiß auch in seinen tiefsten Werken zu biblischen Gestaltungen sich erhebt, so bedeutet das nur eine äußere Bestätigung für jene Grundstimmung, die in grenzenloser Hingabe an alles Göttliche und Unendliche liegt, in der Sehnsucht nach Erlösung.

So, geschaffen aus dieser Weltanschauung, kann auch eine schlichte Landschaft, kann auch ein Bildnis der Mutter, ja die barocke Ornamentik von Tierdarstellungen religiösen Geistes voll sein, wie sie es in der Tat bei Weiß sind. Denn Kunst ist ja nicht „Nachahmung der Natur" in mehr oder weniger genauer oder origineller Weise, sondern Offenbarung von Erlebnissen aus einer lebendigen Weltanschauung heraus; und bleibende Werte sind immer nur geschaffen worden aus jener Ehrfurcht, die jenseit des lauten Tages das Ewiggültige, das Geistige als herrschend anerkannte.

Wenn Josef Weiß für die Verkörperung seiner Visionen fast ausschließlich die Graphik — in Gestalt von Holzschnitten, seltener von Steinzeichnungen — und, was ungefähr dasselbe bedeutet, von Zeichnungen wählt, so ist das keineswegs einem Verzicht auf wirksame und dauernde Kunstformen gleichzusetzen. Er folgt damit nur einem Drang, der ganz deutsch ist und seit je bei uns gegolten hat: Schongauer und Dürer haben ihr Wertvollstes in graphischen Blättern gegeben, und bis zu Runge, Rethel und den jüngsten Künstlern hat die graphische Kunstform als eine der Tafelmalerei völlig gleichberechtigte zu gelten. Ja, man kann wohl sagen, daß in der Kunst der Gegenwart, fast wie zu Dürers Zeiten, die zeichnenden Künste bedeutsamer sind für den Ausdruck deutschen Wesens als die Malerei. Und wenn in frühesten Zeiten die Kunst sich in monumentalem Maßstabe an den Wänden der romanischen und gotischen Dome als Fresko (oder gar Mosaik) aussprach und den Gehalt der heiligen Schriften in mächtigen Zyklen wiedergab, so liegt auch darin eine Verwandtschaft mit dem Geist des Linearen in der germanischen Kunst. Das Illustrative, die Darstellung dramatischer Begebenheiten in mächtigen Zyklen bildet das Wesen, sowohl dieser Fresken, wie der kennzeichnendsten Graphiker, die, wie etwa in Dürers Apokalypse, in der Schedelschen Weltchronik oder im Rethelschen Totentanz und Hannibalszug, an die volkstümliche Form des Illustrationsbuches gemahnen, um in der Sache demselben Ziel zu dienen wie jene Kirchenfresken: der Erbauung und Ergötzung des Volkes.

Digitized by Google

Winter

Gemälde von Richard Albitz

(Berlin, Sammlung Koch)

Digitized by Google

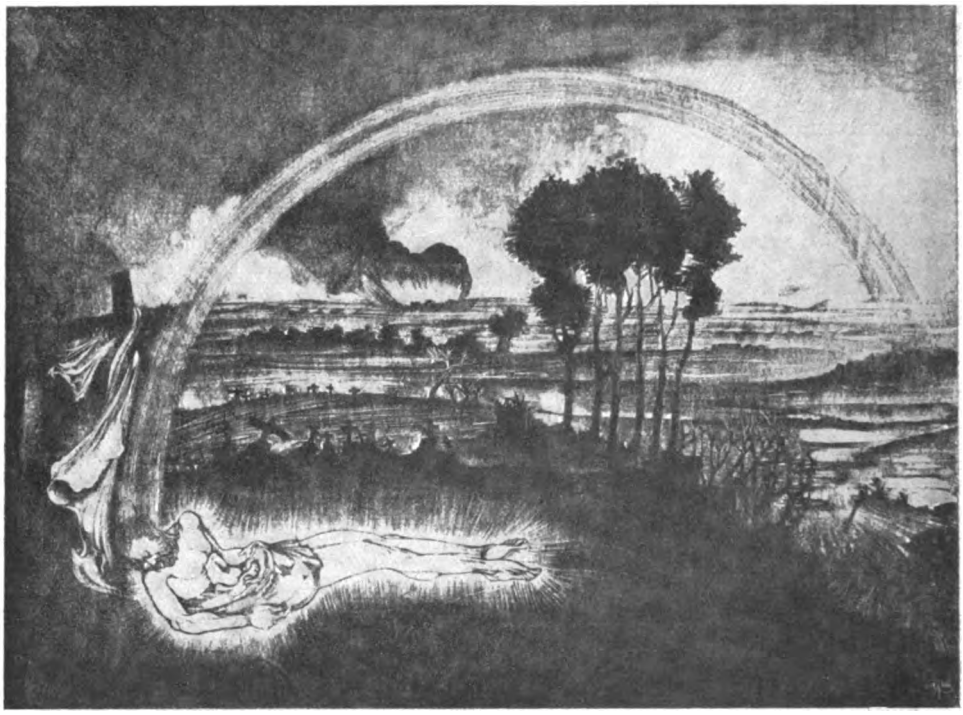
Solch ein erbauliches Moment liegt auch dem Weißschen Schaffen zugrunde; und wir wundern uns nicht, daß er in letzter Zeit mit ausführlichen Holzschnittfolgen religiösen oder legendarischen Inhalts vor die Öffentlichkeit getreten ist, wie es Kokoschka in mehreren lithographischen Mappenwerken getan hat. Die mystische Seelenverfassung dieses Künstlers kann sich denn auch in graphischen Folgen nicht genügen, und Kokoschka strebt mit innigstem Verlangen zum Fresko; wobei es denn abermals nicht erstaunlich ist, daß Josef Weiß ihm in derselben Sehnsucht gleichsteht. Beide sind Süddeutsche — Kokoschka Wiener, Weiß Münchener — und die altererbte Freude an dem schönsten Handwerk, dem Kirchenfresko, hat sich an beiden Orten und in ihren Ländern bis zum heutigen Tage frisch erhalten. Es ist kein Zufall, daß die prächtigsten Fresken sowohl der romanisch-gotischen wie vor allem der-barocken Zeit sich in Bayern und Österreich finden (das Rheinland allein rivalisierte darin mit ihnen); und so ist es klar, daß auch in der Gegenwart das Wandbild großen Stiles und die Lust daran sich mehr bei den Süddeutschen als dem kühleren Nordländer lebendig finden.

Angesichts des düsteren Zustandes unserer nationalen Existenz wird es leider wohl allen Künstlern mit innerem Drang zum Monumentalen noch auf lange hinaus versagt sein, sich praktisch an Wänden zu betätigen. Doch ist es zu bedauern, daß bei der wachsenden Neigung und Befähigung unseres künstlerischen Nachwuchses hier verzichtet werden muß. Für Josef Weiß aber bedeutet diese Entsagung vielleicht kein Unglück: er ist so jung, daß seine Form noch reif werden kann, bis es so weit ist. Kann man, äußerlich betrachtet, sich doch billig verwundern, daß er überhaupt ein solches Verlangen trägt, wenn man das winzige Format der Blätter bedenkt, in die er seine Gestaltungen preßt, und den Weg, den er genommen hat. Aber gerade dies läßt auf ein günstiges Ergebnis für später hoffen. Denn sein künstlerischer Werdegang entbehrte nicht ganz der Gefahren, die München für den jungen Künstler enthält und an denen wirklich so viele Treffliche gescheitert sind. Die ungeheure Fülle der Bildungsmöglich-

Die Schöpfung. Holzschnitt



Digitized by Google



Per aspera ad astra

keiten in dieser phäakischen Stadt stand ihm offen, und er benützte sie mit dem starken Eifer, der seine Tätigkeit überhaupt kennzeichnet. Daß er darüber nicht eklektisch und akademisch wurde, daß vielmehr seine Arbeiten den Eindruck machen, als ob sie, frisch wie am ersten Tage, aus irgendwelchen Unergründlichkeiten des Ostens aufgestiegen seien, persönlichen Stils, selbstherrlich gemodelt und mit einer fast eigensinnigen Arabeskenhaftigkeit: das zeugt doch sehr für seine innere Festigkeit und selbständige Weltauffassung; ist auch wohl zum Teil auf seine zwangsweise Lösung aus diesem Zusammenhang und gewaltige Erschütterung im Kriegsleben an der russischen Front zurückzuführen.

Bei alledem kam ihm seine frühe und nicht zu spät abgebrochene Schulung im Handwerklichen sehr zustatten. Er war einige Zeit an der Münchner Kunstgewerbeschule, und der treffliche Geist F. H. Ehmckes ebnete ihm wohltuend die ersten Schritte. Auf Ehmcke, diesen feinsten Geist unter unseren Schriftkünstlern, dessen Geschmack wahrhaft aufbauend und umfassend zu nennen ist, geht sicher die graphische Sicherheit und glänzende Technik von Weiß zurück; wenn auch nur, wie bei jedem guten Lehrer, im handwerklichen, nicht im schöpferischen Sinn: denn daß Weiß seine besondere Form aus sich selbst gebildet hat und aus dem Geist der Münchner Zeichnung heraus, ist nicht zu bezweifeln. Seit einem Jahrhundert war ja die graphische Überlieferung der Isarstadt unbestritten: in jüngster Zeit sorgten „Simplizissimus“ und „Jugend“ für seine ständige Übung im illustrativen Schwung, und wenn man mit Beziehung auf Weiß besondere Namen hervorheben will, so mögen wohl die Genialität Rudolf Wilkes, die sprühende Lebendigkeit in Slevogts Illustrationen und das geistreiche Ornament in Mayrshofers Figurenzeichnung nicht ohne Eindruck gewesen sein.

Aber seinen Stil, seine absonderliche Holzschnittechnik, hat Weiß sich selber „erkläubelt“. Sie entsprechen vollkommen dem Grüblerischen, Kosmischen, unendlich Variierten seiner Raumdarstellung; und sind ganz und gar verschieden von der dekorativen Breitflächigkeit des heutigen Holzschnittes. Eine solche beinahe übermenschliche Feinheit in der Handhabung der Technik konnte auch beinahe nur in München entstehen, wo die abstrakte Kunst sogar eine so spinnwebzarte Phantastik erzeugt wie die von Paul Klee. Nicht mit breitem Messer fährt Weiß in die Holzfläche, Späne reißend und mächtige Flächen Schwarz stehen lassend: seine Holzschnitte erinnern vielmehr an sehr peinlich genaue Lithographien und scheinen mit spitzer Kreide gezeichnet zu sein. In der Tat gehört eine große Beherrschung der zierlichsten Werkzeuge dazu, um diese letzten Feinheiten in Strich und Tonlage, diese unendliche Sorgfalt in der Abschat-

Digitized by Google

Opfergang der Mütter. Holzschnitt

Digitized by Google

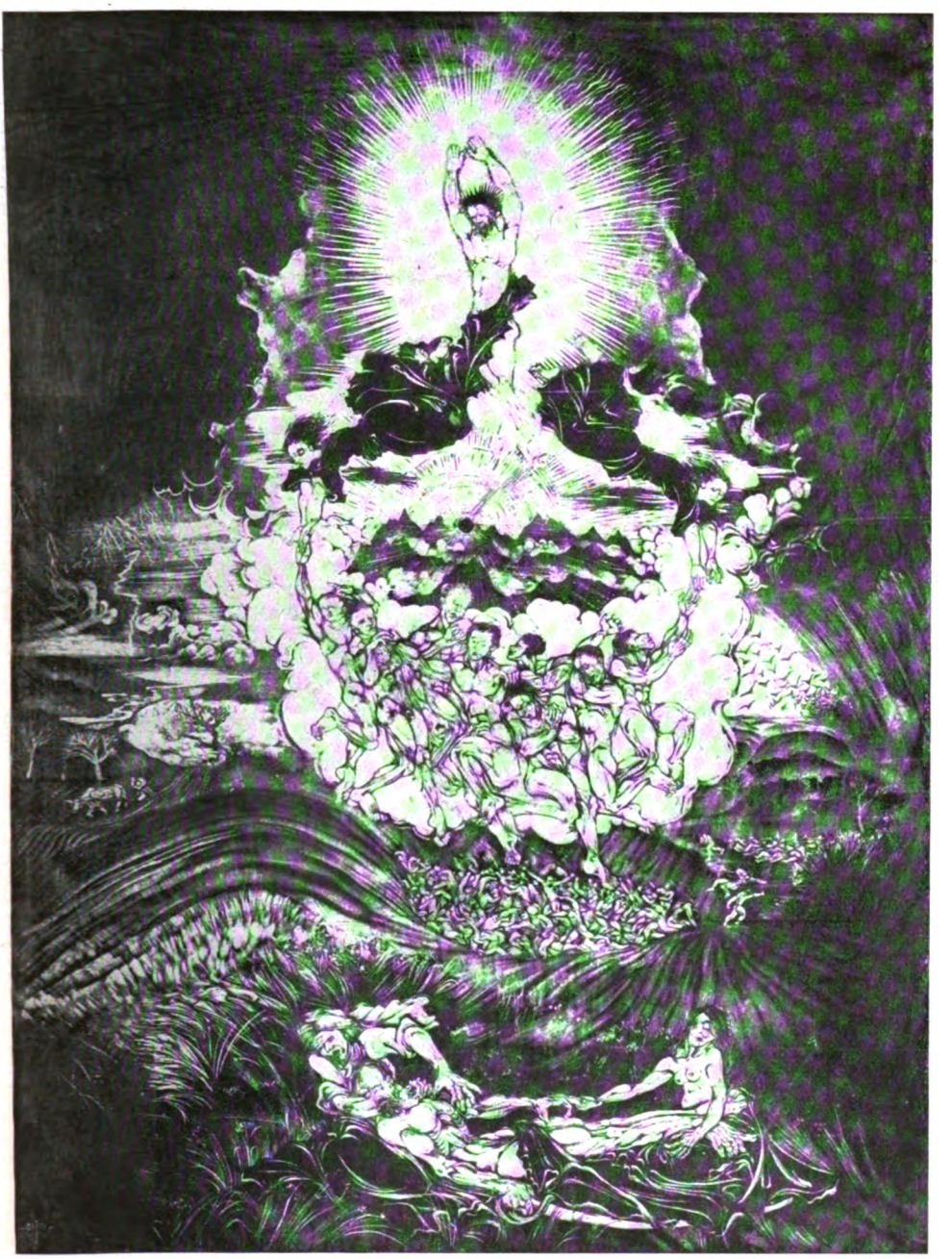
Aus Faust I: Kerkeröffnung. (Mit Erlaubnis des Verlages von Hugo Schmidt, München)

tierung des Schwarz auf der Holzfläche hervorzuzaubern. Mit Schnitzmesser und Rille ist es dabei nicht getan: feinste Liniensysteme einzuritzen und parallele Linienwischer etwa mit scharfem Stahlpinsel hin und her und übereinander zu legen, gehört dazu, und es bleiben noch genug der technischen Geheimnisse, so daß man es oft nicht für möglich hält, diese Feinheiten mittels Holzschnitt herausgebracht zu sehen. Die technische Folge ist natürlich auch, daß von solchen Platten mit äußerster Sorgfalt die Blätter abzuziehen sind und oft nur wenige Drucke gemacht werden können, die denn seinerzeit wohl zu den größten Seltenheiten und Leckerbissen der Graphik gerechnet werden mögen.

Solche materiellen Betrachtungen erscheinen freilich nicht recht angebracht angesichts des ethischen Ernstes, der in dem Werk des Künstlers steckt. Jedes Blatt ist eine vollwertige Neuschöpfung und erfüllt von einem schweren Ernst, der sich technisch nicht genug tun kann, ähnlich wie ein gotischer Meister seine Madonna mit allen Köstlichkeiten hochgesteigerten Kunsthandwerks ausstattete, um seiner Verehrung sinnfälligen Ausdruck zu geben. Aus religiösem Geist geboren, sind die Blätter Werke voller Hingebung an das Wesentliche, die in feinster Technik einen Ausgleich sucht für die Schwere seelischen Ringens. Darum wollen sie auch aus nächster Nähe betrachtet werden; in ihre Feinheiten, in das unendliche Einzelwerk ihrer weiten Räume muß man sich mit liebender Sorgfalt versenken und sie ablesen, wie man ein Buch liest.

Ein ungemeiner Reichtum von Gedanken

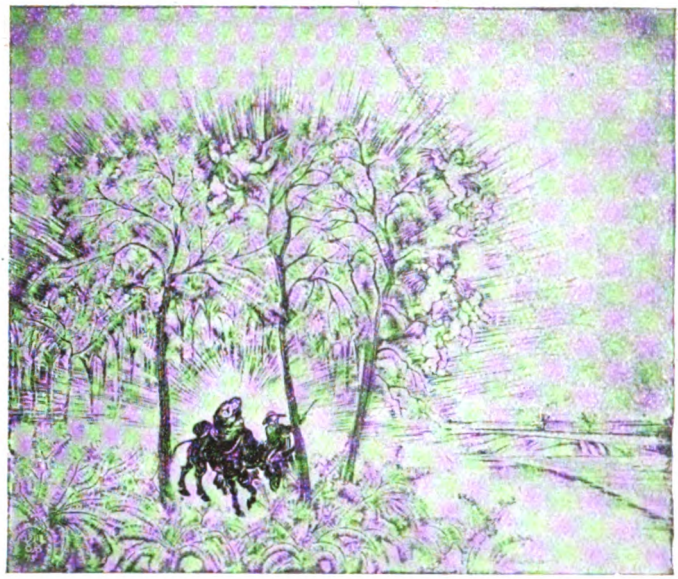
Digitized by Google



Post tenebras lux

ist in sie hineingelegt und in Form verkapselt. Aber es ist nicht so, daß diese Gedanken auf literarischen Verbindungen beruhten, wie bei Klinger, daß die Zeichnung ein Anlaß sein sollte, sich großartige Begriffe, gedankliche Konstruktionen daraus zu holen. Weiß' Darstellungen wirken vielmehr durch unmittelbare Anschaulichkeit, und seine Gedanken sind bildhaft; wichtig ist nicht, was man sich dabei denkt, sondern was es zu betrachten gibt. In dieser Anschaulichkeit liegt der Reichtum, liegt eine illustrative Bildhaftigkeit wie bei gotischen Holzschnitten. Es hat alles seine eigentümliche Klarheit

Digitized by Google

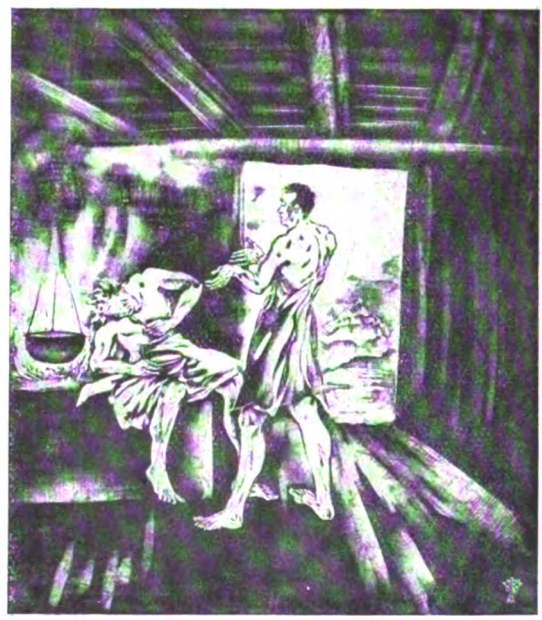


Die Flucht nach Ägypten. Holzschnitt

und Deutbarkeit, Gedanke ist restlos in Bildform eingegangen; und nur weil diese so über die Grenzen des Alltäglichen hinausschweifen zu kosmisch apokalyptischen Ideen voll Dämonie, weil sie religiöser Natur sind, wirkt er mystisch und auf manche auch schwer verständlich.

Mit der Negation, der Verzweiflung über das Weltunheil beginnt er seine tiefer schürfenden Blätter, die er 1916 in der ganzen Unbequemlichkeit der russischen Front arbeitete. „Der Krieg frißt die Männer" ist technisch noch etwas unbeholfen und besitzt darum nicht das Zwingende seines späteren Ausdrucks und der mächtigen Raumvorstellung, das bereits das nächste Blatt so ergreifend macht: „Die Mütter", wie sie in nicht endendem Zuge, unabsehbar, aus dem Dunkel und dem Leide des Krieges hervorquellen und ihren Gram durchs Leben schleppen. Solche Visionen eines zu unerhörtem Umfang auf der ganzen Erde gesteigerten Leidens der liebenden Menschheit, die sich in der Mutter verkörpert, sagt vielleicht mehr von dem Gräßlichen der Katastrophe aus, als Darstellungen wirklicher Kriegsgreuel: daß gerade die Unschuldigen, die Besten, die ohne dies am schwersten zu tragen haben, vom Grauen des Krieges gepackt, ihrer Liebsten, ihres Lebensinhaltes beraubt werden. Unter all den mehr oder minder offiziellen Kriegsschildereien, die „unsere Helden" verewigten, trifft ein solches Blatt um so erschütternder, weil es rein menschlich empfunden ist und sich den Blick für die Tragödie dieser Jahre nicht durch Phrasen verdunkeln läßt.

Höher erhebt sich Weiß in den nächsten Werken, die sich von dem erstickenden Jammer der gepeinigten Kreatur zum Göttlichen wenden: „Erlöse uns von dem Übel" noch in tiefem Pessimismus; Gott-Vater und Christus leiderfüllt, ohnmächtig, dem Grauen zu steuern. Das ist die Empfindung eines Menschen, der Jahr um Jahr das Blutmeer steigen sieht und keine Hoffnung am Horizont erblickt, daß dem Elend je ein Ende gemacht werden könne: da erlischt auch der Glaube an göttliche Hilfe. Aber es ist nur ein Übergang, ein Ausdruck augenblicklicher Verzweiflung, der bald einer hoffenden Gesinnung Platz macht. In „Post tenebras lux", in dem das Licht leuchtet über der Finsternis, erhebt sich hoch das strahlende Bild des Erlösers, der aus der Nacht des Grauens aufsteigt zur Glorie und die Menschen in Scharen zu sich nachzieht, die gläubig aus dem Düster zu ihm hinaufverlangen. Bei aller Durchbildung kleinster Figuren wirkt ein solches Blatt künstlerisch doch vor allem durch den gewaltigen Gegensatz der Helligkeit, die sich



Esau verkauft die Erstgeburt. Holzschnitt

Digitized by Google

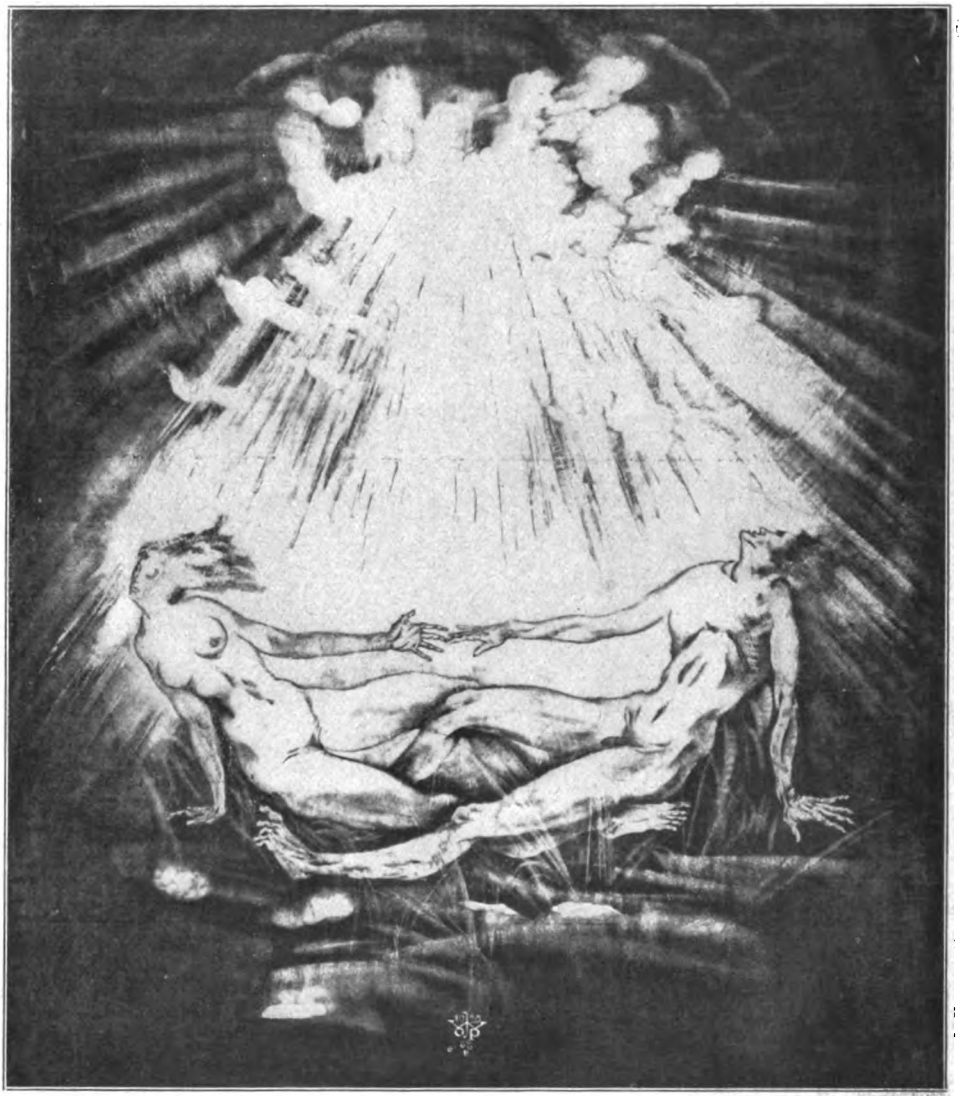
Genesis: Eva, Mutter aller Lebendigen. Holzschnitt

triumphierend aus dem Dunkel der Tiefe entwickelt. Und noch unmittelbarer überzeugt vielleicht das Symbolische in „Per aspera ad astra", das den Traum eines Mannes schildert, der Krieg und Hoffnung auf Frieden erlebt in dem schön verbindenden Regenbogen. Er überspannt einen Horizont voll unendlicher Grabkreuze und brennender Ortschaften und weist, von dem Schläfer ausgehend, über alles Leiden hinüber zur Helligkeit eines zukünftigen Friedens.

Daß auch ein Traum von Frieden täuschen und dieser nur eine Fortsetzung des Kriegsdunkels und gar nicht sehr hell und erfreulich sein kann, haben wir ja leider erleben müssen.

Die raumhafte Symbolik dieser Blätter steigert sich zu den höchsten Visionen in seinen biblischen Werken, in denen die Verschmelzung der religiösen Gedanken mit unendlichen Raumgebilden irdischen und himmlischen Gepräges den künstlerischen Ausschlag gibt. Sie sind aus der Mystik religiösen Erlebens erwachsen und illustrieren irgendwie ein alt- oder neutestamentarisches Geschehen auf sehr neue und überraschende Art: der „Kampf", das ungeheure Ringen des Menschen (Jakob) mit Gott, „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn"; das feine, fächerhafte Lichtereignis der „Flucht nach Ägypten", bei der das Exotische der Landschaft recht eigentlich durch Ausnutzung der Holz-

Digitized by Google



Genesis: Wer sagt Euch, daß Ihr nackt seid? Holzschnitt

schnittechnik in federförmiger Vegetation und Strahlenglorie herausgeholt ist; „Fruchtbarkeit", die in einem ähnlichen Lichtsymbol das Heilige der Mütterlichkeit und die blumenhafte Anmut der Erzeugensidee preist; in biblisch-menschlichem Sinne noch gesteigert in der späteren Form der „Eva, Mutter aller Lebendigen" aus dem Genesis-Zyklus: Licht und Gnade und die Fruchtbarkeit der Erde in Ährengestalt neigen sich vor dem köstlichen Sein einer Mutter, die ihr Kind stillt und um die ein Höhleneingang seinen phantastischen Rahmen zieht.

Diese Blätter leiten schon zu den mächtigsten Gedankenschöpfungen von Weiß hinüber, den mystischen Genesisszenen: „Die Schöpfung" und „Erschaffung des Weibes" und den letzten Zyklen, Faust und Apokalypse.

Wenn seit Michelangelo alle Darstellungen der Genesis im wesentlichen sich aus Erinnerungen an die ungeheuren Gebärden der sixtinischen Decke aufbauten und darum unzulänglich wirken mußten neben jenem Titanen, so blieb der germanischen Phantasie doch ein Gebiet, in dem sie seit jeher Besonderes erschaffen hatte, die Raumsymbolik. Was die Fresken des italienischen Trecento (im Camposanto zu Pisa, in Capp. Spagnuoli und in Kirchen zu Florenz), die frühromanischen Wandgemälde, die Visionen eines Dürer, Altdorfer, Wolf Huber, Grünewald

Digitized by Google

Aus der Apokalypse: Die fünfte Hornesschale
(Mit Erlaubnis des Verlages von Hugo Schmidt, München)

so übermächtig und überzeitlich macht, ist die symbolische Verwertung höchster Raumphantastik. Und diese stand auch Joseph Weiß für seine Schöpfungsbilder zu Gebote: nicht die Gebärde des „Werde" eines Riesen durchbebt seine kleinen Blätter mit gewaltigem Leben, sondern das überirdische Lichtphänomen und die Unendlichkeit der Raumerscheinung. Gott-Vater im Vordergrunde, umringt von dem überquellenden Gewimmel seiner Geschöpfe, ist beinah passiv gedacht. Aber um ihn kreist eine ganze Welt, auf ihn bezieht sich alles, Licht und Leben strahlen von ihm aus, und es ist augenfällig, wie sehr er nicht nur den Mittelpunkt, sondern das schaffende und lebenerhaltende Prinzip zugleich, selber darstellt. Das Herumziehen des unermeßlichen Weltenhorizontes im Kreise um ihn, das Weiß schon bei Jakobs Kampf mit Gott anwendete, wie eine Aureole, ist nur ein Mittel der phantastischen Raumabstraktion, zu der ihm der Holzschnitt willig die Hand bot: das optisch Unfaßbare eines so mystischen Vorganges ist von ihm ins Räumliche übersetzt. Erde und Himmel, Wolken, Meer und Himmelslichter, unendliche Gebirge und Strahlengarben sind in verwirrender Fülle aufgetan, mit feinster Ziselierung ihrer Einzelheiten; ein Sinnbild der Uferlosigkeit dämmernder

Digitized by Google

Apokalypse: Das dreifache Wehe. Holzschnitt

Urzustände der Schöpfung, die sich eben aus dem Chaos löst, wirbeln um Gott, dessen Größe aus aller Vergleichung gerückt ist, das Urgeheimnis alles Werdens, das beschlossen ist in gewaltiger Raumsymbolik.

Die Zyklen aus den letzten Jahren bedeuten nicht überall eine Steigerung gegenüber der Kraft jener Visionen. Das gilt vor allem wohl für Faust, dessen konkrete Dramatik Weiß nicht zu liegen scheint; wie er denn nicht eigentlich ein Darsteller tätiger Handlungen genannt werden kann. Diese Illustrationen des Werkes (das in monumentaler Ausstattung in zwei Bänden den ganzen Text bringt) leiden an der Zwiespältigkeit, daß eine anschauliche Szene dargestellt werden soll mit den gleichen phantastisch-überweltlichen Formen wie die Schöpfungsbilder. In manchen Blättern der Genesis steht er dagegen ganz auf seiner Höhe; zumal in dem der mütterlichen Eva, in der das Erdgebundene und das höhere Symbolhafte in gleicher Weise trefflich sich darstellen. Diese Zyklen müssen freilich, ihres fortlaufenden und illustrativen Charakters wegen, als Ganzes angeschaut und genossen werden; denn da sie einheitliche Vorstellungsreihen bilden, so bedeutet jedes Herausnehmen einzelner Stücke ein Zerreißen von Zusammenhängen. Am höchsten steigert sich diese Gemeinsamkeit der Idee naturgemäß bei der Apokalypse, mit der sich Weiß in Wettstreit mit Dürer begeben hat. Indessen kann man ihm nicht unrecht tun; denn diese beiden Holzschnittfolgen sind so grundverschieden in der Ausprägung der gleichen Gedanken, daß von einem Vergleich keine Rede sein kann. Die Raumsymbolik und Unendlichkeit seiner früheren Genesis-Szenen wird hier zur fortlaufenden Notwendigkeit, und in ihr und mit ihr erhebt sich die mystische Raserei zu erstaunlicher Höhe. Die Leidenschaftlichkeit des Theologen Johannes, die so viel Alttestamentarisches in der Gesinnung, so viel Zukunftsträchtiges im Visionären enthält, wird beinahe noch von der Furie dieser gewitterhaften Phantasie überboten, die Welten in Bewegung setzt und auf ungeheure Gestalten bezieht, die mit Feuer- und Erdmassen Fangball spielt und Aonen von Raumweiten mit ausfahrender Gebärde zusammenreißt; und die schließlich in ihren Darstellungsmitteln doch weit einfacher und übersichtlicher geworden ist, als in den früheren Blättern. So daß man nicht anstehen wird, diesen Zyklus als das bisher reifste

Digitized by Google

Walchensee. Holzschnitt

Digitized by Google

Sehet, welch ein Mensch! Holzschnitt

Werk von Josef Weiß anzusehen: bis vielleicht ein neues es noch überbietet. Denn seine Schöpferlust ist von einer unendlich quellenden Kraft, recht aus unserer chaotischen Zeit heraus, die sich in den ausschweifendsten Phantasien der bildenden Kunst nicht genug tun kann. (Ebenso wie „Faust" ist die Apokalypse im Verlage von Hugo Schmidt in München erschienen; Siebenundzwanzig große Wiedergaben der Holzschnitte mit Einleitung von Hugo Kehrer und dem Text der Apokalypse.)

## Frage. Von Erika Spann-Rheinsch

Schau' ich zur Wintererde
Mit Ahnungsblicken nieder,
So fühl' ich: Hier schlummern mir Blumen
Und schlummern mir neue Lieder!

Und frage: Wie werdet ihr leuchten,
Ihr Blumen, die erst kommen?
Wie werdet ihr Lieder klingen,
Die noch kein Ohr vernommen?

Digitized by Google

# Der Mensch Humperdinck

## (Erinnerungen an gemeinsames Schaffen)

Von Robert Misch

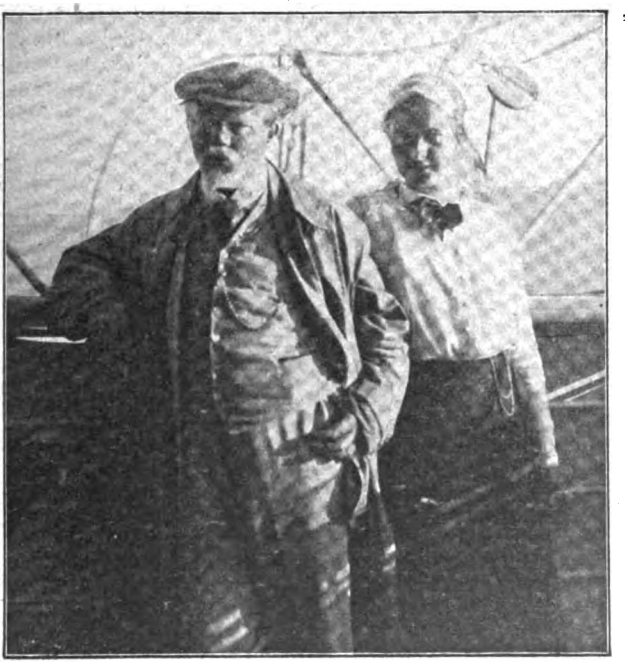
Es war im Jahre 1889, als ich Humperdinck kennen lernte — in Biebrich, auf der Terrasse des schönen Wirtshauses am Rhein. In demselben Biebrich, in dem Richard Wagner eine Zufluchtsstätte gefunden und „Die Meistersinger" vollendet hatte. Ich war damals Leiter eines Wiesbadener Blattes und hatte die ersten Bühnenerfolge bereits errungen. Der „Lektor" und „musikalische Sachverständige" des Musikverlages Schott in Mainz, mit dem mich ein Mainzer Kollege bekannt machte, interessierte mich eigentlich nur als Freund des Hauses Wahnfried und einer der Jünger des Meisters, dessen Sohn Siegfried er schon damals in der Theorie seiner Kunst unterrichtete. Ein Musiker wie andere auch. Nur fielen mir schon damals die prachtvollen blauen Augen und die hohe, von regem Geistesleben zeugende Stirn auf, auch sein verträumtes Wesen. Wir wechselten freundliche Rede und sahen uns dann fast zwei Jahrzehnte nicht wieder.

Sein „Hänsel und Gretel" hatte ihn längst zu einem berühmten Manne gemacht, ihm Gold und Lorbeeren errungen, als wir uns bei einem befreundeten Maler in Berlin wiedertrafen, der eben seine drei Mädels und seinen Buben, bildhübsche, frische Kinder, porträtierte. Seine Mainzer und Frankfurter Zeit und auch die Boppparder Episode lagen nun schon hinter ihm. Er war nicht nur der gefeierte Komponist, sondern auch ein hochgeschätzter Lehrer an der Berliner Hochschule für Musik geworden. Ich besuchte ihn einige Male in seiner Grunewald-Villa, die er Isidora Duncan abgemietet hatte. Ihr kleiner Tanzsaal war sein großes Arbeitszimmer geworden. Und hier klagte mir Humperdinck einst:

„Die Leute wollen mich immer auf den Märchenkomponisten festnageln; aber nun möchte ich gern einmal einen anderen Text haben, zu einer realistischen, etwa einer lyrisch-komischen Oper. Über hundert Entwürfe und Libretti habe ich da in meinem Schrank liegen. Keiner gefällt mir."

Da erzählte ich ihm einen Stoff mit einem Studentenhintergrund, der gleich nach den Befreiungskriegen spielen sollte. Eine harmlos-heitere Sache mit Verkleidung, Entführung, Fuchstaufe, Studentenulk, Mondscheinromantik und Liebe. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mich funkelnden Auges anblickte, jugendlich enthusiasmiert: „Das gefällt mir — das kann was für mich sein. Davon machen Sie mir einen Entwurf."

Ich hatte den Stoff einige Jahre vorher für die Sprechbühne geplant und gestaltete ihn nun also für die Opernform um. Meister Humperdinck erwärmte sich immer mehr dafür, nur sollte ich den Hintergrund an seinen geliebten Rhein verlegen. Aber nun kam ein zeitliches Hindernis dazwischen: Humperdinck hatte sich Direktor Reinhardt gegenüber zur musikalischen Illustrierung von Vollmöllers pantomimischem Spiel „Mirakel" verpflichtet, sollte es einstudieren und zunächst in London dirigieren. Also mindestens ein Jahr Verschiebung. Es kam noch schlimmer. Der angetrie-



Engelbert Humperdinck mit seiner Tochter auf der Fahrt nach Afrika

Digitized by Google

bene und gehetzte Meister — Humperdinck war stets ein langsam Arbeitender und von zartem Körper und zarten Nerven — brach in London zusammen und kehrte krank nach Berlin zurück, wo ihn ein Schlaganfall an den Rand des Grabes brachte. Ganz langsam genas er wieder, erwachte auch seelisch und künstlerisch zu neuer Triebkraft.

Kurz vor der Katastrophe hatte Humperdinck seine neuerbaute Villa in Wannsee, abseits vom See inmitten eines großen Gartens, bezogen, an die sich meine hauptsächlichsten Erinnerungen knüpfen. Hier erst lernte ich ganz sein inniges Ehe- und Familienleben kennen. Humperdinck hatte das große Glück gehabt, eine Frau zu gewinnen, die ihn in allem ergänzte, was ihm fehlte, ohne ihn in seinem künstlerischen Schaffen beeinflussen zu wollen oder zu können. In allen Dingen aber, die nicht seine Kunst betrafen, in allen materiellen Fragen leitete sie diesen, darin fast kindlichen Mann. Sie führte nicht nur mit Hilfe einer unverheirateten Schwester, der „Tante", dies gastfreundliche Haus aufs musterhafteste, sie hatte auch das Finanzielle fest in die Hand genommen, stand hinter seinen Kontraktabschlüssen und dergleichen mehr. Und das war notwendig. Hatte doch Humperdinck für eine verhältnismäßig geringe Abfindung die Notenverlagsrechte von „Hänsel und Gretel" abgetreten und sich nur die Bühnentantièmen vorbehalten, die ihm dann allerdings ein Vermögen einbrachten. Ganz weltfremd stand der Komponist allen Geldfragen gegenüber. Er war wirklich der Märchenpoet und Träumer, wie sich das Volk, zumeist wohl mit Unrecht, den Künstler, insbesondere den Musiker vorstellt. Und wie bei Beethoven vertiefte sich diese Weltentfremdung durch seine zunehmende Schwerhörigkeit, die Verkehr und Gespräch immer schwieriger gestaltete. Nahm man sich aber die Mühe, diese Schwierigkeiten zu überwinden, und traf man das richtige Thema, so merkte man bald, wie scharf trotz alledem dieser „Träumer" viele Dinge der Welt beobachtete und — bespöttelte. Dieser vielseitig gebildete Geist — als Sohn eines Gymnasialdirektors auf humanistischer Grundlage erzogen, mit starken Interessen für Naturwissenschaften — verband zarteste Lyrik mit einer ironischen Betrachtung des Weltgetriebes. Er liebte Witz, und er hatte Witz. Dazu mußte man freilich erst sein Vertrauen gewonnen haben. Fremden Menschen stand er zunächst ablehnend und schweigsam gegenüber. Auch im Kreise der Freunde und der Familie konnte er oft stundenlang schweigen. Das ging so weit, daß ihn Fernstehende und oberflächlich Urteilende zuweilen für stumpf und verbraucht hielten. — „Außer mir und meinem Schwager Wette," sagte mir einst seine Frau, „sind Sie jetzt der einzige, der ihn zum Reden bringen kann, und den er auch leicht versteht."

Der Wein, den er als echter Rheinländer schätzte, als Sachverständiger zu würdigen verstand und mit Maßen trank, belebte seine Zunge zuweilen. Welche gemütlichen Abende verlebten wir nicht — im Verlaufe unserer Arbeit war ich des öfteren Logiergast in der Wannsee-Villa — auf seiner Diele, die in riesigen Abmessungen gehalten ist und einen Sternenhimmel trägt, der bei verdunkeltem Saal aufleuchtet! (Ein effektvoller elektrischer Kniff.) Während wir ein „Bömlchen" am offenen Kamin tranken, in dem nach Altväterweise große Holzblöcke schwelten und knisterten, lösten sich Herzen und Zungen. Das waren unvergeßliche Stunden, in denen der Meister auftaute und sich gehen ließ. Humperdinck saß dann wie ein vielgeliebter Patriarch in einem seiner violetten oder blauen Samtschlafröcke — der einzige Toilettenluxus, den sich der sonst so einfache und bescheidene Mann gönnte — zwischen den Seinen und einigen nahen Freunden oder Schülern. Waren junge Mädchen dabei, Freundinnen der Töchter, so war er besonders „aufgekratzt", denn er liebte die Jugend und den Reiz holder Weiblichkeit. Auch hingen seine Schüler mit großer Verehrung an ihm. Außer Siegfried Wagner wären als solche besonders Leo Blech, der Berliner Generalmusikdirektor und Komponist, und Oskar Fried zu nennen. An solchen Abenden war er dann meist nach einer gewissen Stunde plötzlich verschwunden. Lautlos hatte er sich ohne Abschied, allem Formenkram abhold, zur Ruhe begeben.

Musiziert wurde an solchen Abenden sehr wenig, eigentlich fast nie. Von seinem Schlaganfall hatte Humperdinck eine leichte Behinderung in der linken Hand zurückbehalten, die durch gewisse Fingerübungen fortzubringen er bald verschmähte. Mir spielte er zwar von Zeit zu Zeit das neu Komponierte unsrer Oper vor und sang dazu mit der allen Komponisten und Kapellmeistern eigenen Krähstimme. Aber infolge der nur unvollkommen gespielten Harmonie gab es mir stets nur einen recht unvollkommenen Eindruck, wenn ich auch besondere Schönheiten der Musik sofort erkannte.

Ich hatte allmählich die beiden ersten Akte der Oper, die erst „Der Taugenichts" benannt werden sollte, dann aber von ihm sehr glücklich in „Gaudeamus" umgetauft wurde, in Verse gegossen. Nach seiner Genesung machte er sich in seiner langsamen Art an die Vorarbeiten, notierte sich Motive usw. — Da hatte ich die unglückselige Idee, mit einer anderen Arbeit dazwischenzutreten. Die Jahrhundertfeier der Befreiungskriege stand bevor. Ich hatte Blücher, eine meiner geschichtlichen Lieblingsgestalten, in den Mittelpunkt einer sonst freierfundenen Handlung beim Rheinübergang bei Caub gestellt und bat ihn, zu diesem Einakter, den ich mir als Fest- und Gelegenheitsstückchen, als Beigabe zu einer kurzen Oper oder einem größeren patriotischen Stück dachte, einige Musikeinlagen zu komponieren. Hatte

Digitized by Google

ich das Werkchen in kaum zwei Wochen vollendet, so würde ja wohl Meister Humperdinck in 3—4 Wochen die Musik dazu machen. Leider ging er auf meinen Plan ein; aber aus den Wochen wurden dem langsam Arbeitenden Monate. Zur Festfeier kam es zu spät und war und blieb überhaupt ein Zwitter, das nicht Oper und nicht Schauspiel war, aber auf Wunsch von Verleger und Direktor (die Kölner Oper brachte es zunächst) durch ein übrigens prächtiges und gehaltvolles Vorspiel, durch neue Einlagen, eine Pause und Szenenwechsel künstlich zu einem abendfüllenden „Singspiel" ausgereckt wurde, nach Kriegsausbruch auch über viele Opernbühnen (auch in Berlin) ging. Indes ein ganzes Jahr war für unsere eigentliche Oper verloren — und dann brach der Krieg aus.

Vorher aber — im Frühjahr 1914 — machten wir, Meister Humperdinck, seine Frau, seine Tochter Edith und ich, auf Einladung der „Hapag" eine prächtige Orientreise auf dem Vergnügungsdampfer „Meteor", die in Genua begann, über Nizza und Montecarlo nach Algier, Tunis, Ägypten, wo wir zwei Wochen in Kairo blieben, und nach Beirut führte, von wo uns die Libanonbahn nach Baalbek und Damaskus brachte. Über Rhodos, Kreta (Kandia und Knossos) ging es nach Korfu (Achilleion), Cattaro und Venedig zurück, wo wir angesichts der auf den Kaiser wartenden „Hohenzollern" wieder an Land stiegen. Unvergeßliche, märchenhafte Tage, durch den Krieg, der wenige Monate später ausbrach, wie ein Abgrund von unserer schlimmen Zeit getrennt! Diese Reise, die mich von früh bis spät mit Humperdinck zusammenbrachte, band uns eng aneinander und gewährte mir einen Einblick in das Innere dieses zugleich kindlichen und klugen Künstlers, den mir sonst ein jahrelanger Verkehr nicht ermöglicht hätte.

Diese schönste und weiteste Reise seines Lebens trug auch wesentlich zu seiner Stärkung und vollen Genesung bei. Die Seekrankheit kannte er nicht. Wenn bei starkem Seegang der Speisesaal nur von ganz wenigen Passagieren zu den Mahlzeiten besucht wurde, der liebe Meister war sicher dabei. Nie vergesse ich, wie ich ihn bei der ärgsten Schaukelei, zwischen Algier und Tunis — an den Tischen saßen kaum vier speisende Gäste, und auch mir war der Appetit vergangen — vor einer hochgehäuften Portion Gänsebraten antraf. Wie oft haben wir später darüber gelacht!

Voll regsten Interesses saugte er förmlich die herrlichen Architektur- und Landschaftsbilder, all dies fremdartige Leben des Orients in sich ein. Von den Teilnehmern dieser Gesellschaftsfahrt mit ehrfürchtigem Respekt umgeben, war er wie durch eine unsichtbare Mauer schon durch sein Gehörleiden von ihnen getrennt. Das herrliche Frühlings- und Wüstenklima Kairos im Februar, die wundervolle Sonne, die Klarheit und Trockenheit der Luft sagten ihm besonders zu. Das Menahaus, das originelle und prächtige Hotel am Rande der Wüste bei den Pyramiden von Gizeh, wollte er im nächsten Winter für einige Monate aufsuchen und dort — ein Gegensatz, den die meisten Künstler lieben — an unserer deutschen Rhein- und Studentenoper arbeiten. Auch eine herbstliche Fahrt nach Madeira und Teneriffa planten wir beide.

Die Wander- und Reiselust, die Sehnsucht nach der Sonne des Südens, uralt germanische Triebe, waren in diesem urdeutschen Künstler, dessen Musik so fest im heimischen Mutterboden wurzelt, ganz besonders stark ausgeprägt. Aber stets ergriff ihn bald immer wieder die Sehnsucht nach seinem Heim und nach der Heimat, so daß seine Gattin ihm zuweilen sagte: „Dort, wo du nicht bist, ist das Glück." — Eine solche Reise wie diese, in einem schwimmenden Hotel, rastlos weiter von See aufs Land, von Land auf See, noch dazu an der Seite der Gattin und der erwachsenen liebenswürdigen und schönen Tochter, war daher besonders nach seinem Geschmack. — Aber „was sind Pläne, was sind Entwürfe!" Im Herbst 1914 waren uns die glückseligen Inseln und Ägypten so unerreichbar wie der Mond. Und tiefe Wehmut ergriff mich, als ich unser liebes, wackeres Schiff „Meteor" etwa zwei Jahre später im Hamburger Hafen tatenlos träumend vertäut fand. Damals aber ahnte es keiner von uns, was uns so bald bevorstand. Wie harmlos lachte Humperdinck, als ich auf der Zitadelle von Kairo mit den schottischen Soldaten scherzte! Wie ahnungslos wohnten wir in Tunis einer Wohltätigkeits-Veranstaltung des französischen Generalgouverneurs bei, zu der man uns durch Funkspruch eingeladen!

Beinahe wäre dem lieben Meister in seiner Unbekümmertheit allen äußeren Dingen gegenüber ein recht fatales Reiseabenteuer zugestoßen. Auf der Rückreise lag unser Schiff vor Korfu auf der Reede. Bald nach der Besichtigung des Achilleion, der ein Frühstück im Hotel folgte, sollte die Abfahrt nach Cattaro vor sich gehen. Frau Humperdinck und ihre Tochter besichtigten noch zuvor mit anderen Reisenden die Zitadelle. Ich hatte es übernommen, unseren Meister mit aufs Schiff zurückzubringen, verlor ihn aber aus den Augen und fuhr, in der Hoffnung, ihn schon an Bord zu finden, mit einem der Boote hinüber. Kurz vor der Abreise entdeckten Frau und Tochter sein Fehlen und fuhren nach dem Hafen zurück, da der Kapitän ja genau an seine Stunde gebunden war. Was hätte der Weltfremde ohne Geld, inmitten einer fremden Umgebung wohl begonnen?! Große Aufregung auf dem Schiff! Im letzten Augenblick — man verzögerte die Abfahrt um eine halbe Stunde — brachten sie den lieben Meister triumphierend an, der harmlos und vergnügt dem bunten Hafentreiben zugeschaut

Digitized by Google

hatte, ohne an Schiff und Abreise zu denken.

Kurz nach Kriegsausbruch ging dann Humperdinck, erfrischt und ausgeruht, an die eigentliche Komposition seiner letzten großen Oper „Gaudeamus", die er natürlich ganz durchkomponierte wie die übrigen. Außer seiner komischen Oper „Heirat wider Willen", die leider am Text scheiterte, (und unserem unerheblichen Singspiel) ist es der einzig realistische und heitere Stoff, den der Meister vertont hat. Voll Eifer stürzte er sich zuerst auf den mittelsten, den zweiten Akt, der in einem Jungfernstift zu Boppard um 1820 spielt, und dessen Inhalt ihn besonders anzog. Eine Gesangsstunde und eine Tanzstunde der jungen Mädchen, das Wiedersehen und das Liebesduett, die Postkutschenabfahrt der falschen Marquise, das Gutenachtlied der Pensionärinnen, ihr Abgang mit den brennenden Kerzen, die erst gestörte, dann doch geglückte Entführung der weiblichen Heldin, das entzückende Piano-Terzett am Fenster, das Erwachen und die Wiederberuhigung des nächtlichen Marktes, der Übermut der in Nachtgewändern herbeistürzenden jungen Mädchen: es ist wohl mit das Zierlichste, Graziöseste und Anmutigste, wie später auch der Erfolg bewies, was die Muse des Komponisten ihm spendete.

Dieser Akt war die Frucht eines Frühlings und Sommers in Wannsee und am Rhein, an den er immer wieder zurückkehrte, wie Antäus neue Kraft aus dem Mutterboden saugend. Er machte sich dann auch bald an den ersten, den eigentlichen Studentenakt mit der „Fuchsentaufe" auf dem Drachenfels. Der „Landesvater", das bekannte „Fuchsen". (Was kommt dort von der Höh') und das Gaudeamuslied bildeten den Einschlag zu seinem feinen Musikgewebe, in das sich realistische, auch in der Musik humorvoll gehaltene Szenen der Handlung, eine Hymne an den Mond und zwei seiner schönsten Liebesduette einflochten. In motivisch sehr feiner und reizvoller Verschlingung des letzten Liebesduetts mit dem weit in der Ferne verklingenden Gaudeamusliede der mit Fackeln abziehenden Studenten, auch instrumental außerordentlich wirksam, schließt dieser Akt.

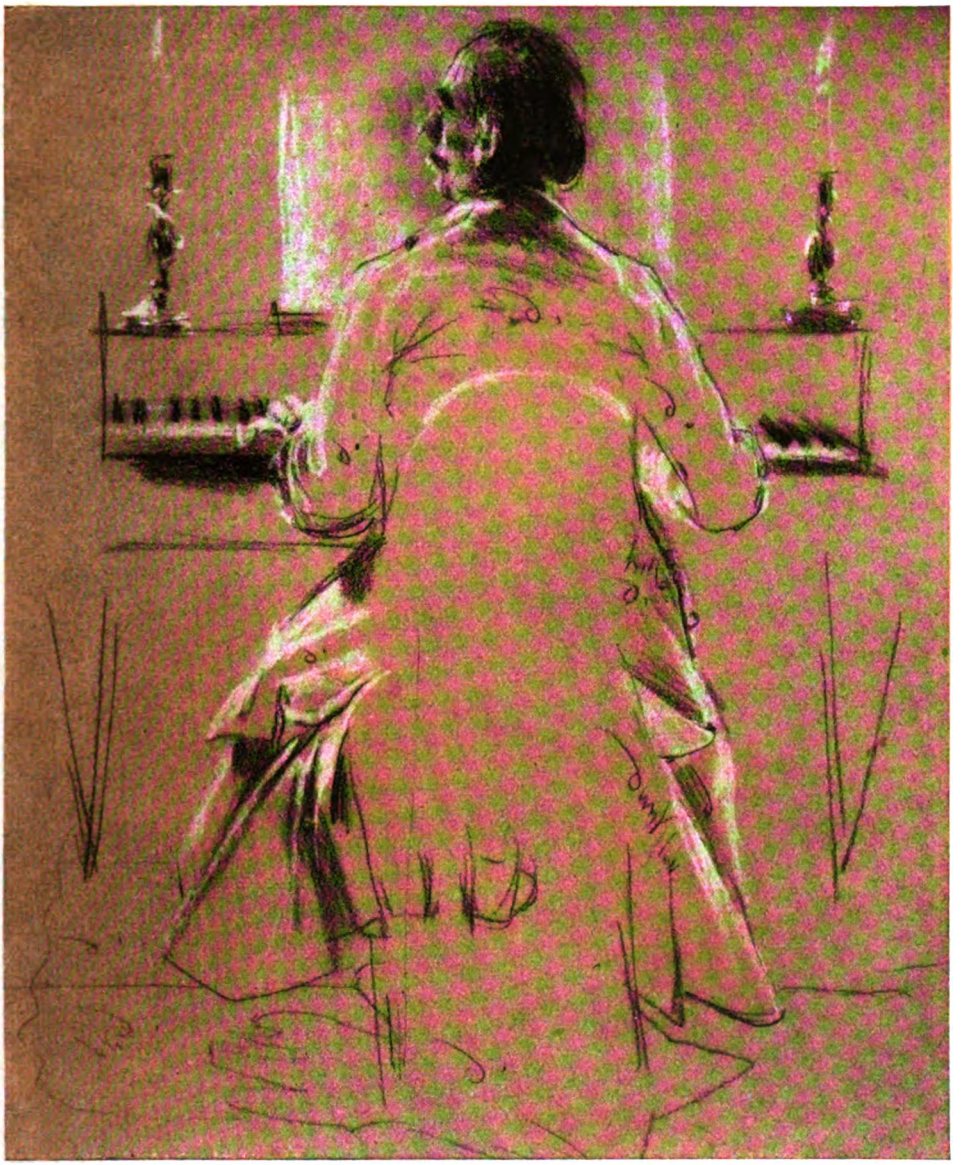
Mancherlei äußere und innere Gründe ließen aber dann, nachdem der erste Akt fertig instrumentiert war, eine große, große Pause entstehen. Wolfram, sein einziger Sohn, der ihn stets anfeuerte, seine Einzelskizzen abschrieb und zusammenstellte, war in den Krieg gezogen und erkrankte dann. Vater und Mutter reisten zur Pflege nach Bruchsal. Hier erkrankte der Meister selbst und schließlich auch die ihre Kranken pflegende Mutter und Gattin, die dann leider einer Herzschwäche erlag, im März 1916. In seiner stillen und ruhigen Weise ertrug es Humperdinck gefaßt; aber innerlich verharschte diese Lebenswunde wohl nie. Hatte ihm doch diese gute, kluge, in jüngeren Jahren auch schöne Frau unendliches Glück gespendet.

Natürlich litt die Beendigung der Oper darunter. Und außerdem konnten wir uns über den letzten Akt nicht recht einigen, so daß es erst der Vermittlung eines gemeinsamen Freundes und eines gegenseitigen Nachgebens bedurfte, um diese Gegensätze auszugleichen. So kam das Ende des Krieges herbei, ehe Meister Humperdinck die letzte Note schrieb und sein Finis unter die Gaudeamus-Partitur setzte.

Da der Komponist in Wannsee, der Textautor am Scharmützelsee, also fast drei Stunden Eisenbahnfahrt voneinander entfernt wohnten, so war die Aussprache über ihr gemeinsames Musenkind, außer meinen öfteren Besuchen, die er einige Male erwiderte, natürlich in der Hauptsache brieflich. Als teuere Reliquie, liebe Erinnerung und Niederschlag dieser herzlich von mir geliebten Arbeit, der letzten großen und ganz andersartigen Oper des „Märchenkomponisten", sind mir eine große Anzahl von Karten und Briefen geblieben, die ich einmal der preußischen Staatsbibliothek vermachen möchte und vorher als Sonderbüchlein herausgeben, sobald erst dies letzte musikalische Vermächtnis des Meisters dem deutschen Volke und auch dem Ausland so recht nach seinem ganzen Werte bekannt sein wird.

Kaum fertiggestellt, erlebte „Gaudeamus", dank dem Entgegenkommen des damaligen Intendanten Dr. Kraetzer (jetzt in Mannheim), in einer szenisch und musikalisch gleich vortrefflichen Wiedergabe im Frühjahr 1919 zu Darmstadt seine Uraufführung, unter lebhafter Teilnahme (auch an den Proben) des großherzoglichen Paares, mit einem geradezu ungeheuren Erfolge, den auch die Kritik anerkannte. Das Publikum jauchzte in heller Begeisterung den freudestrahlenden Meister immer wieder und wieder hervor. In Rostock, Kiel, Schwerin und an anderen Bühnen blieb ihm dieser Erfolg treu, trotzdem man, wie mir ein Bühnenleiter sagte, „doch jetzt nicht gerne Studenten auf der Bühne sieht"; trotzdem oder gerade weil es sich musikalisch und textlich von den Extremen der „Allerneusten" fernhält und alle Errungenschaften des nachwagnerischen Orchesters mit Melodienreichtum und einem prächtigen, graziösen Humor seiner musikalischen Arbeit verbindet. Nach diesem Schwanensang hat Humperdinck wohl nur noch kleinere Arbeiten verfaßt. Und nun haben wir ihn an einem herrlich-sommerlichen Tage dieses schönsten Herbstes in Stahnsdorf unter märkischen Kiefern, dem Symbol seiner zweiten Heimat, die er mit seinem feinen Naturgefühl ebenfalls liebte, an der Seite der Gattin zur ewigen Ruhe gebettet! Das deutsche Volk wird ihn nicht vergessen, die Musikgeschichte ihn stets zu einem der ersten Meister der nachwagnerischen Epoche zählen.

Digitized by Google



**Modellstudie zu Ph. E. Bach am Klavier**
**Von Adolph von Menzel**
Studie zum Flötenkonzert (1852). Kreide, gelbbraunes Papier, weiß gehöht
(Berlin, National-Galerie)

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der heilige Bub

## Novelle von Fritz Berger

Im Baumgarten hinter dem Hause lag der Dieter mit dunkelrotem Kopf im Gras auf dem Bauch, und mit zusammengebissenen Zähnen schluchzte er wütend vor sich hin. Manchmal riß er kleine Grasbüschel aus dem Boden, die er mit zuckenden Händen hinter sich warf; einmal griff er in blindem Tasten einen Apfel auf, dessen Kühle sein Wüten für einen Augenblick beruhigte. Er richtete sich zum Sitzen empor, betrachtete mit seinen verheulten Augen die Frucht, sah, daß sie rote Backen hatte, und biß endlich mit verzweifelter Wehmut hinein. Gleich darauf aber spuckte er gewaltig aus, denn in der Hälfte des Apfels, die er noch in der Hand hielt, ringelte sich der Vorderleib eines fetten Apfelwurms, dessen Hinterleib er also mit dem Bissen vom Apfel im Munde hatte. Weit ausholend schmiß er den Rest hinunter an das Scheunentor, wo er zerplatzte und einen feuchten Klecks, wie einen unregelmäßigen Stern hinterließ. Und wie wenn das unsaubere, kleine Mißgeschick ihn seinen großen Kummer noch herber und eindringlicher hätte fühlen lassen, stützte der derbe, fünfzehnjährige Bub die Ellenbogen auf die hochgezogenen Knie, die Backen auf die Fäuste und heulte ausgiebig vor sich hin, bis es genug war. Endlich aber schlief er, erschöpft von seinem Rasen und vom Weinen, in dem heißen Spätsommernachmittag ein, und der leichte Luftzug, der von den Wiesen herüberstrich, führte den feinen Heuduft über sein verwirrtes Kraushaar und sein von den verschmierten Tränen schmutziges Bubengesicht.

Drinnen im Hause aber schmetterte eine noch viel schärfere Tonart. Wie ein heiliges Gewitter fuhr die Bäurin von der Stube in die Küche und zurück, rasselte mit Pfannen und Töpfen, blaß vor Zorn, Atemnot und Herzklopfen, und ließ Blitz, Donner und Hagel aus ihrem Munde gehn, bis wieder Atemnot und Herzklopfen ihr Einhalt geboten. Im Vorüberschießen gab sie einer heulenden, jungen Magd, die auf der Bank am Ofen saß, mit ihrer knochigen Faust manchen erfahrenen Knuff ins Kreuz oder in die Rippen und hob die gleiche Faust mit drohendem Schelten gegen den Bauer, der finster und verlegen am Fenster stand und auf den Hof hinausstarrte.

Es war ja freilich eine verdammte Geschichte, daß ihn seine Frau mit der Magd ertappt hatte; aber schließlich war sie doch selber daran schuld, daß er nebenaus gegangen war. Warum auch lag sie, die so viel älter war, als er selber, und es immer mit ihren Herzkrämpfen bekam, wenn einmal etwas uneben lief, und die dazu dürr und eckig war, wie ein Eichenkloben, ihm immer mit Schelten und Schmälen in den Ohren und machte ihm das Leben sauer! Nun ja, jetzt schimpfte sie eben, bis ihr Kropf leer war, nachher fing sie an zu weinen, schließlich trutzte sie noch ein paar Tage lang, und dann war's fertig. Also machte man einstweilen einen runden Buckel, bis das Donnerwetter sich verzogen hatte. Er fing sogar an, ganz leise auf die Scheiben zu trommeln, als sie unter heftigem Selbstbedauern zum Schluchzen überging, wie er es erwartet hatte.

Da fuhr er plötzlich zusammen: Was rief die Frau da? Der Bub war mit dazugekommen, der Dieter? Sakramentsakrament! Jetzt war's gefehlt! Und der grobe Mann wurde erst blaß unter seiner sonnenverbrannten Haut, dann aber feuerrot, und die Hände, mit denen er gerade einen Zapfenstreich hatte an die Scheiben trommeln wollen, sanken ihm herab. Das war ihm bös in die Knochen gefahren! Einen scheuen Blick tat er über die Schulter in die Stube hinein, sah, daß die Frau jammernd und keuchend im Winkel saß, das Nastuch vor die Augen, die linke Hand auf die Brust gedrückt, und schlich wie ein armer Sünder zur Tür hinaus. Im Flur schlug er sich den Hut auf den Kopf und verließ das Haus durch die Hintertür, um nach den Feldern und Wiesen hinauszukommen.

„Sakramentsakrament!" stieß er fortwährend durch die geschlossenen Zähne, und er duckte sich unter die Johannisbeerbüsche und Stangenbohnen, wie wenn der Gendarm hinter ihm her wäre. Als er aber in den Baumgarten trat, wäre er beinahe über den Körper des Dieter gestolpert, der da mit verschwollenen Augen und geballten Fäusten schlief; auf den Zehen ging er mit schlechtem Gewissen an seinem Buben vorbei und verschwand mit hastigen Schritten, immer halblaut vor sich hinfluchend, in der Richtung nach dem Dorfe zu.

Es wurde keine gute Nacht für die Leute, die im Hofe des Wendelin Strittmatter zurückgeblieben waren. Die Magd war nach des Bauers Weggehn noch eine Weile zaghaft in der Stube gesessen, ob vielleicht die Frau sie noch heute abend zum Hause hinausjage. Als diese aber fast regungslos im Winkel sitzen blieb und nur ab und zu schwer aufstöhnte, wurde dem Mädchen in dem dunkelnden Gemache unheimlich zumute, und es schlich, wie vorher der Bauer, leise zur Tür hinaus. Im Flur aber hörte sie das Vieh im Stall sich bewegen, schritt zu und schüttete den Tieren wie gewohnt ihr Futter auf, lockerte die Streu mit der Furke, sah nach, ob die Kühe nicht zu kurz angehängt seien,



Digitized by Google

daß sie sich niederlegen konnten, kurz, sie erfüllte ihre Verrichtungen wie jeden Tag, ohne Nachlässigkeit, weil sie etwa doch das Haus verlassen müßte, aber auch ohne besondere Sorgfalt. Beinahe wäre sie dann wieder in die Stube gegangen, weil ihr gesunder und von Gewissensbissen keineswegs gestörter Magen sie daran erinnerte, daß es Zeit sei zum Abendessen; aber an der Tür fiel ihr ein, es werde wohl nicht geraten sein, der Frau heute abend noch vor die Augen zu kommen, und sie tappte hungrig über die dunkle Stiege nach ihrer Kammer hinauf.

Während sie beim Scheine eines Lichtstumpens in ihren Sachen kramte, unschlüssig, ob sie nicht am besten ihr Zeug gleich jetzt zusammenrichten sollte, damit sie morgen früh zum schleunigen Abzug parat wäre, schlich abermals ein verstohlener Schritt durchs Haus; unter dem huschenden Tritt nackter Sohlen erkrachte die Holzstiege, die Tür der Kammer nebenan öffnete und schloß sich leise, und die Magd hörte durch die dünne Bretterwand, wie nach kurzem Umhertappen sich einer schwer aufs Bett warf und in sein Kopfkissen hineinschluchzte.

„Jesses, der Dieter!" fuhr es ihr halblaut heraus, und sie wurde blaß vor Schreck, als ihr einfiel, was die Frau vorhin gesagt hatte. Also war es doch wahr! Umsonst heulte doch der Dieter nicht so, der sonst jeden Abend an die Zwischenwand geklopft und ein lustiges „Gutnacht, Madlene!" herübergerufen hatte! Und das dumme, aber nicht schlechte Ding begann erst jetzt, recht bitterlich und schamvoll zu weinen, daß sie der Magen stieß, nicht wie heute abend, wo sie eben losgeheult hatte, wie es sich gehörte, wenn man bei einer Lumperei abgefaßt worden war. Endlich aber schlief sie, auf ihrem Koffer hockend, über ihren Tränen doch ein und erwachte erst mit steifem Kreuz, als der Lichtstumpf in der Bierflasche schon heruntergebrannt war. Im Dunklen warf sie die Kleider ab und kroch ins Bett, versuchte auch noch Reu und Leid zu erwecken, aber mitten unter den herrlichsten Vorsätzen von Abbitte und fortan unsträflichem Lebenswandel sank plötzlich über sie der tiefe, bleierne Schlaf der Leute, die tagsüber schwere, körperliche Arbeit geleistet haben.

Auch der Dieter, der in seinen Kleidern auf dem schmalen Bette lag, war endlich ruhig geworden, aber sein Schlaf wurde von abscheulichen Träumen heimgesucht, in denen er bald mit dem Vater rang, wie ein Verzweifelter, bald die Hände um Madlenes weißen Hals krampfte, um an ihnen beiden das Leid seiner tief verletzten jungen Männlichkeit zu rächen.

Denn die glatte und pralle, zwanzigjährige Madlene war mit dem frühentwickelten Knaben recht unvorsichtig umgegangen und hatte ihm manche kindische Liebkosung zuteil werden lassen und gestattet, die bei einem erwachsenen Burschen nicht ohne Bedenken gewesen wäre. Und wenn sie etwa in der heißen Heuzeit zusammen rechten oder im Schatten saßen und sich abkühlten, so zeigte sie ihm wohl von ihren nicht allzu derben Reizen mehr, als für das erwachende Blut des Knaben gut war. Vielleicht geschah das ohne Arg, war's doch nur das Spiel mit einem Kinde; vielleicht aber auch sandte die krauslockige Landschöne die Probepfeile ihrer Verführungskunst mit der gleichen, verschlagenen Berechnung ab, mit der auch vornehme Damen aus bloßer Lust am Treffen eine unbegehrte und untaugliche Beute anschießen, wie denn überall unter dem Gotteshimmel die Völker der Langhaarigen sich im Zweikampf der Geschlechter bloß durch die größere Feinheit oder Plumpheit ihrer Waffen von einander unterscheiden.

In Dieters Haut jedenfalls hafteten die Bolzen fest, welche die schöne Madlene so oder so auf ihn abgeschossen hatte, und in deren Versendung das hirnlose Geschöpf selbst dann nicht innehielt, als der Bauer ihr nachzustreichen begann. Und in seinem erdhaften Sinne war diese Knabenliebe nicht so ein himmelblau duftiges Schwärmen, wie es dem von früher Jugend an mit romantischer Lyrik gefütterten Gymnasiasten sein erstes, kindisches Liebesahnen vergoldet, sondern der heißblütige und verliebte kleine Mann hatte wunderlich ernsthafte und gründliche Pläne gemacht: Der Hof würde ja einmal ihm gehören, ihm ganz allein, da keine Geschwister da waren; dann wollte er die Madlene heiraten. Daß die ein paar Jahre älter war, als er selber, das machte gar nichts, die Mutter war ja auch ein Dutzend Jahre älter, als der Vater. Und wenn sie erst einmal seine Frau war — er biß die Zähne zusammen, wenn er daran dachte, und ballte die Fäuste, oder er lief in den Hof hinaus und spaltete mit der Axt einen recht knorrigen Buchenklotz, damit die dunkle Kraft, die in ihm tobte, irgendwo hinauskonnte.

So hatte er den Sommer hindurch, je strotzender Muskeln und Adern ihm anschwollen, sich immer fester in diesen Zukunftsplan hineingedacht, und manche Nacht lag er mit klopfendem Herzen in seinem Bette, wenn er hörte, wie nebenan das blühende Mädchen sich auf dem Lager herumwarf.

Und heute also war das gekommen! Totschlagen müßte er sie alle beide, den Vater und das schlechte Ding, oder das Haus anzünden, daß sie alle verbrannten, er selber mit! Oder er wollte sich aufhängen, da vor ihrer Kammertür, daß sie tot umfiel vor Schreck, wenn sie morgens heraustrat und er ihr mit geschwollenem Gesicht und blauroter Zunge entgegengrinste, wie damals der Landstreicher, den sie im Walde gefunden hatten!

So raste der verzweifelte Bursch, dem das Erlebnis einen Hieb ins Kernholz versetzt hatte, bis endlich auch er in schweren Schlaf versank.

Digitized by Google

Fäusteschlagen an seine Tür und jammerndes Rufen weckten ihn am hellen Morgen aus einem furchtbaren Traume, in dem er mit dem Beil auf eine dunkle, knurrende Gestalt losgeschlagen hatte, die unter seinen Hieben laut erdröhnte, aber gleichwohl nicht umzubringen war. Er schrak wild empor und erkannte die heulende Stimme der Madlene: er solle doch schnell hinunterkommen, es sei mit der Mutter etwas passiert! Und immer lauter jammernd polterte sie die Stiege wieder hinab. Als der Dieter eilends hinunterkam, fand er die Mutter auf der Bank im Winkel zusammengesunken, mit verglasten Augen und halboffenem Munde.

Mit mehr dumpfem Staunen, als Schmerz und Trauer stand der Dieter da, noch ganz benommen von seinem schweren Schlafe. Unter reichlichen Tränen erzählte Madlene, wie sie heruntergekommen und gleich nach dem Stall gegangen sei, um dem Vieh aufzuschütten. Dann sei sie in die Stube getreten, um zu sehen, wo die Bäurin bleibe, und so habe sie die Frau gefunden. Sie müsse schon mehrere Stunden tot sein, denn sie sei schon ganz kalt.

Mit starren, abwesenden Augen blickte der Dieter auf das Mädchen, das am Ende seines Berichts mit vielen geläufigen Worten über das Unglück zu jammern anhob und die Tugenden der Verstorbenen zu rühmen begann. Jählings aber verstummte sie, als sie in den Augen des Buben eine Anklage zu lesen meinte, woran dieser in seiner halben Betäubung aber keineswegs gedacht hatte. Doch auch dieser Lage zeigte sich ihr behendes Wesen gewachsen: sie schickte sich an, die Stube dem feierlichen Augenblick entsprechend herzurichten.

Zwar die tote Frau noch einmal anzurühren wagte sie doch nicht; aber sie griff aus dem Herrgottswinkel über ihr das Kruzifix herab und stellte es auf den Tisch, daneben die beiden versilberten Leuchter, deren Kerzen sie anzündete, und sie ging hin und wieder, um Dieters starren Augen auszuweichen, mit manchem Seufzer und trauernd zur Seite geneigtem Kopf. Endlich hängte sie ein weißes Tuch über den Spiegel, hielt das Pendel der großen Wanduhr an und blickte dann kummervoll getröstet auf das Werk ihrer Hände.

Da fand sie, daß noch etwas fehle: zwar das Weihwasserkesselchen neben der Tür war längst eingetrocknet; aber auf der Kommode unter dem Spiegel stand neben ein paar Schachteln, die mit Muscheln beklebt waren, zwei schlechten Vasen aus Milchglas mit staubigen Stoffblumen, einer Photographie der Bäurin im Hochzeitstaat und einer ebensolchen des Bauers in Infanterieuniform mit rot aufgemaltem Kragen und Aufschlägen ein großes und dickes, geschliffenes Glas mit rubinrotem Streifen und der täppischen, eingeätzten Inschrift: „Trinken ist das allerbest schon vor tausend Jahr gewest." Diesen Pokal ergriff sie und ging damit vors Haus an den Brunnen, wo sie ihn sauber ausspülte und mit frischem Wasser füllte. Im Vorübergehn brach sie ein Zweiglein Buchsbaum ab, das sie hineinsteckte, und trug dann diesen Notersatz für Weihwasser mit frommer und bekümmerter Miene in die Stube, wo sie das Glas in schicklicher Weise vor das Kruzifix stellte. Nachher fiel ihr ein, sie hätte wohl Salz oder Zucker in das Wasser werfen oder etwas Essig hineingießen sollen, damit es eben nicht das pure Wasser wäre, aber schließlich ließ sie alles, wie es war.

Der Dieter aber stand noch immer in der Stube und folgte mit leeren Blicken allen ihren Verrichtungen. Weil ihr das unheimlich wurde und sie doch nicht wagte, ihn anzureden, die brennenden Kerzen aber, die in der durchs offene Fenster einströmenden lieblichen Morgenluft leise zu flackern begannen und das Gesicht der Toten im schattigen Winkel wechselnd beleuchteten, sie an die Kirche erinnerten, nicht zuletzt wohl auch, weil angesichts des verwaisten Knaben in ihrem oberflächlichen Sinne jetzt doch die Reue die Oberhand gewann, sank sie auf die Knie und sprach mit halblauter Stimme erst ein Vaterunser und dann ein Sterbegebet.

Als sie eben geschlossen hatte: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr!" — da sprach der Dieter zum ersten Male. Mit heiserer Stimme fragte er: „Wo ist der Vater?"

Mit einem furchtsamen, halben Blicke erwiderte die Madlene, sie wisse es nicht; die Schlafkammer der Eltern sei leer und das Bett unberührt. Offenbar sei der Bauer die Nacht überhaupt nicht nach Hause gekommen.

Eine kurze Weile stand der Dieter fassungslos mit dämmerndem Bewußtsein: hier ruhte die tote Mutter, einsam im Winkel gestorben, der Vater, der ihr das Herz gebrochen, war in Zorn und Scham davongelaufen und lag in weiß Gott welchem Wirtshaus herum, und die einzige, die bei der Leiche betete, war die verbuhlte Magd, die schwere Mitschuld am Tode der Mutter traf, und um die noch gestern seine schwülen Gedanken gestrichen waren. In seinem unreifen und langsamen Denken war er nicht imstande, mit einmal zu erkennen, in wie besonderer und schrecklicher Weise alle Umstände zusammentrafen; aber die düstere Ahnung sank über ihn herein, daß ein schweres und unerbittliches Schicksal auf seine wehrlose Jugend herabgebrochen sei und sie erdrücken wolle. Und da stürzte er in die Knie, schlug mit der Stirn auf das Bänklein neben der Leiche auf, und erschöpft durch die Stürme der Nacht fing er nun erst an, hilflos wie ein kleines Kind zu weinen und nach der Mutter zu rufen.

Die erschrockene Madlene wagte nicht, den Burschen zu trösten, und betete in ihrer Angst und Reue alles herunter, was ihr grade einfiel; just war sie bei einem Notgebet gegen Sturm- und Wetterschaden, als der Bauer eintrat. Gestern abend war er



Digitized by Google

bis nach Sonnenuntergang durch die Felder gelaufen und dann scharf trinkend im Wirtshaus gesessen, bis der Wirt nichts mehr hergab. Statt nun nach Hause zu gehn, wohin er sich nicht traute, war er durch die helle Nacht nach den Matten hinaufgestiegen und in ein Heustadel gekrochen, in dem er seinen Rausch, aber nicht sein schlechtes Gewissen, zur Hälfte verschlief bis in den hellen Tag hinein. Jetzt stand er mit wüstem Kopfe und schlaffen Gliedern in der Tür, Heuhalme im Haar und am Rock. Als er mit noch blöde zwinkernden Augen erkannt hatte, was geschehen war, knickten ihm die Beine vollends ein, und er sank auf ein Stühlchen neben der Tür, die er offen stehen ließ, so daß im luftigen Durchzug die Geranien auf dem Fensterbrett rauschend ihre Blütenbüschel schüttelten und die weißen Gardinen gegen die unruhig auf dem Tische flackernden Kerzen hinwehten. Und das einzige Wort, das der Bauer in seinem Schrecken hervorstieß, war das gleiche, mit dem er gestern davongegangen war: „Sakramentsakrament!“ stammelte er verstört.

Die Madlene hatte, als der Bauer eintrat, einen Augenblick überlegt, ob sie auch ihm, wie vorher dem Dieter, ihren Leidbericht machen sollte. Sie spürte aber doch, daß ihr Gewissen zu schlecht war, zumal der Bub noch immer still vor sich hin jammerte, und da der Bauer ihrer offenbar gar nicht achtete, sann sie darauf, sich mit guter Art zur Stube hinaus zu machen. Unter ununterbrochen währendem, lautem Beten rutschte sie mählich auf den Knien der Türe zu und hatte sich schließlich an der endlosen Kette der lauretanischen Litanei, zu der sie selbst die Responsorien sprach, bis nach dem Flur zurückgegriffen. Da stand sie erleichtert und geräuschlos auf und huschte nach dem Stall, wo sie allerdings vonnöten war, da die Kühe gemolken werden mußten.

Dem jetzt völlig ernüchterten Bauer fiel endlich ein, daß er auch noch anderes verrichten müsse, als nur erschrocken vor sich hin zu fluchen. Mit unsichern Schritten trat er zum Tisch, sah den Buchsbaumzweig im Wasser stecken, zog ihn heraus und besprengte mit einer ungeschickten Bewegung Stirn und Brust der Frau mit Madlenes Notwasser. Jetzt erst sah er, daß die gebrochenen Augen noch halb offen standen; aber auch er traute sich nicht, den Leichnam zu berühren, sondern trat erschrocken zurück, da es ihm vorkam, als ob die toten Augen starr auf die seinen gerichtet seien. Dabei aber stieß er an den stillgewordenen Dieter, der bei der Berührung stracks emporfuhr und den Vater mit einem bösen Blicke ansah. Betreten und ohne in sich die Kraft zu finden, den Sohn zurechtzuweisen, wandte sich der Bauer ab; der Dieter aber ging, ohne noch einmal nach ihm oder der Mutter zurückzuschauen, mit festem Schritt aus der Stube und überließ den haltlosen Mann der schlimmen Zwiesprache mit seinem Gewissen und der toten Frau, die er, der als Knecht auf den Hof gekommen, nie geliebt, sondern aus bauernschlauer Berechnung geheiratet und auf jegliche Weise bis ins letzte Ende hinein und aus dem Leben hinaus gekränkt hatte.

Ein Vierteljahr später also heiratete der Bauer Wendelin Strittmatter seine Dienstmagd Magdalene Rutishuser.

Nun ja, darüber gab es nicht viel zu sagen; er war ja erst wenig über vierzig hinaus, und man mochte es ihm schon gönnen, daß er sich jetzt eine Junge und Runde zulegte, nachdem er solange mit einer Alten und Kantigen gehaust hatte. Auch brauchte der Hof, wenn er auch nicht sehr groß war, eine Bäuerin, die dem Wesen vorstand, und daß die Madlene schaffen konnte, das wußte jedermann. Freilich mußte sie sich nun doppelt daran halten, wenn sie etwas für sich und etwaige Kinder erhausen wollte; denn der Hof, der von der verstorbenen Frau stammte, war dem Dieter verschrieben, der schon bisher als zu seinem Eigenen dazu gesehen hatte, wenn der Bauer vor dem Zanken seiner kränkelnden Frau, und weil er ohnedies gern über dem Glase hockte, ins Wirtshaus entwichen war.

Immerhin rief das Aufgebot von der Kanzel bei den meisten nur gelassene Billigung hervor, höchstens etwas Schmunzeln bei einigen Schalkhaften, denen die glatte Madlene selbst in die Nase gestochen hatte, und die durch manche derbe, aber wohlaufgenommene Bauernkaressen beim Tanz und sonstwo handgreiflich überzeugt waren, daß in ihren Kleidern nicht bloß ein aufwattierter Besenstiel steckte.

Das Kopfschütteln begann erst am Hochzeitstage, denn da fehlte der Dieter, fehlte bei der Trauung in der Kirche und beim Hochzeitessen im Wirtshaus. Seit dem Tode der Mutter hatte er im Hause kaum den Mund aufgetan, außer zum Essen, bot niemandem die Tageszeit, und wenn er angesprochen wurde, was selten genug geschah, da der Bauer sowohl als Madlene sich vor dem finsteren Wesen des Burschen mit Grund scheuten, so antwortete er meist gar nicht oder nur mit düsteren, haßerfüllten Blicken oder kurzen und groben Worten. Aber er arbeitete wie ein Knecht und härter als ein Knecht. Wenn er, um die Felder für die Winterbestellung zu bereiten, einen Tag lang den Pflug geführt hatte, für den er eigentlich noch viel zu schwach war, dann fiel er des Abends mit zerbrochenen Gliedern auf sein Bett, das er sich seit jener Nacht, ohne zu fragen, in der unbenutzten Knechtskammer über dem Stall aufgeschlagen hatte. Da konnte er kommen und gehn, ohne daß ihn jemand sah, und er brauchte nicht zu sorgen, daß ihn etwa die Madlene hörte, wenn er wieder einmal einen seiner schmerzlichen Wutanfälle bekam.

Die aber mehrten sich, als der Dieter aus

Digitized by Google

Blicken und Worten merkte, daß es nun soweit sei, und daß er die Madlene, die er zu seiner Frau hatte machen wollen, zur Stiefmutter bekommen sollte. Nicht zehn Rösser, so schwur er sich damals mit blutigen Tränen, sollten ihn zu dieser gottverfluchten Hochzeit bringen! Und das machte er wahr, denn am bestimmten Tage war er in aller Frühe auf und davongegangen und nirgends zu finden, so daß der Bauer fluchend und die Braut weinend vor Scham mit ihren bestürzten Zeugen den Weg zur Kirche und in den neuen Ehestand antraten und zu fühlen meinten, wie die spitzen Blicke der Leute ihnen durchs Festgewand und gar durch die Haut bis in ihre Heimlichkeit hineinstachen. So war denn vom ersten Tage an der Frieden weggesunken, der ohnedies nur auf einer brüchigen und unterhöhlten Oberfläche gestanden hatte; denn der Dieter war nun ganz und gar widerborstig und aufbegehrisch geworden und hängte nicht nur der Stiefmutter das Maul an, sondern auch dem Vater, der aber nicht wagte, den Burschen dafür zu züchtigen, sondern wie billig seinen Zorn an der Frau ausließ.

Aber das Ärgernis wenigstens mit dem Buben dauerte nicht mehr lang; der Pfarrer mischte sich ein, der ohne eigene unziemliche oder hinterhältige Neugier durch einige scharfäugige und scharfzüngige Weiblein über seine eigenen Beobachtungen hinaus auf dem laufenden erhalten wurde über alle wichtigen und nichtigen Dinge in seiner Gemeinde. So meinte er auch den Schlüssel zu den Vorgängen im Hause des Strittmatter in der Tasche zu haben, bevor er daran ging, die aus den Fugen geratene Seele des Dieter aufzuschließen und einzurenken.

Es wurde aber, als der Pfarrer den Dieter zu sich kommen ließ, wohl eine merkwürdige Unterredung, wie sie der geistliche Herr sich kaum vermutet hatte. Nach kurzem Verlauf nämlich zeigte es sich, daß der Seelenhirte befangener war, als sein bockiges Schäflein. Denn als der Pfarrer mit gütiger und eindringlicher Rede dem Dieter sein Unrecht vorhielt, auch mit allen üblichen Worten ihn an das vierte Gebot erinnerte, das eben, wie früher gegen Vater und Mutter, jetzt gegen Vater und Stiefmutter gelten müsse, da wurde der Bursche zwar dunkelrot, freilich nicht vor Beschämung, wie der andere meinte, schaute aber dem freundlichen alten Herrn mit einem festen Blick in die Augen, und erklärte ungelenk, aber unmißverständlich, das vierte Gebot habe nun für ihn keine Geltung mehr, er könne Vater und Mutter nicht mehr ehren.

Vergebens suchte der bestürzte Geistliche den Grund für diese ungeheuerliche Rede und Sinnesart herauszubekommen; der Dieter blieb standhaft und entschlossen: nur im Beichtstuhl werde er den offenbaren.

Ja was denn daraus werden solle! jammerte der alte Herr, hilflos vor dem starren Sinn des Fünfzehnjährigen, dessen gute Artung ihm noch vom Kommunionunterricht her bekannt war und dem er keine Herzensschlechtigkeit zutraute.

Aus dem Hause wolle er, und geistlich wolle er werden, fuhr der Dieter so unverweilt heraus, daß der Pfarrer merkte, hier sei mit Gründen nichts mehr zu machen, mochte er sie nun auf göttliche oder auf menschliche Autorität stützen. Denn was einmal im Schädel eines Schwarzwälder Bauernbuben festsitzt, das läßt sich selbst mit Pulver nicht mehr wegsprengen; eher geht der Schädel mit in die Luft. Bevor er den Dieter aber seufzend entließ, bestellte er ihn für den folgenden Tag zur Beichte in die Kirche, hoffend, es werde dem Eindruck des heiligen Orts und des ehrwürdigen Vorgangs gelingen, das starre Wesen doch noch zu erweichen.

Am nächsten Tage aber, als der Dieter mit blassem Gesicht und von Tränen geröteten Augen die Kirche verließ und hinter ihm der Pfarrer mit kummervoll geneigtem Haupte dem Pfarrhause zuschritt, da hatte der Bub, und nicht der Geistliche, eine gewonnene Sache, wenigstens zur Hälfte. Ganz aber war sie gewonnen, nachdem der Pfarrer auch mit dem Wendelin Strittmatter eine Unterredung gehabt hatte; dieser, der scheu und verlegen gekommen war, denn der Pfarrer konnte höllisch scharf mit einem durch die Hecken fahren, wo es nötig war, fühlte seinen Herzspann weichen, als er erfuhr, worum es herging. Ohne Sperren, vielleicht auch schon mit schnell berechnenden Hintergedanken, gab er seine Zustimmung, daß der Dieter geistlich werden dürfe, zumal der Pfarrer mit keinem Wort verraten hatte, daß er nunmehr tiefere Kenntnis über den Grund des Zerwürfnisses im Hause Wendelins hatte, als dieser selbst.

Nach manchem Schreiben an die Direktion des Gymnasiums in der Kreishauptstadt und den Präfekten des dortigen bischöflichen Knabenkonvikts und nach ebensovielen zweifelnden Antworten von beiden Stellen, weil der Dieter doch schon zu alt sei, um die Humaniora von unten anzufangen, machte sich der Pfarrer, der denn auch ein Schwarzwälder war, und ein richtiger, mit entschlossenem Eigensinn daran, den Dieter so weit vorzubereiten, daß er wenigstens nicht mit den Kleinsten auf die Schulbank zu sitzen käme. Ja, um ihn desto gewisser zu fördern, wie er sagte, in der Tat aber aus schöner Menschlichkeit und Fürsorge für das Seelenheil seines Schutzbefohlenen, nahm er diesen ganz zu sich ins Pfarrhaus, wo er sich in Haus und Stall, und wenn das Frühjahr käme, im Garten nützlich machen könne.

Der Dieter aber lernte mit zusammengebissenen Zähnen, und wenn es seinem des Lernens entwöhnten Kopfe im Anfang auch härter ankam, als damals seiner noch unerwachsenen Kraft das Pflügen mit den störrischen Ochsen, so drückte er sich doch mit der gleichen harten Entschlossenheit durch,

Digitized by Google

so daß er um die Weihnachtszeit den steilsten Anstieg überwunden hatte und nunmehr weniger beschwerlich, aber mit dem gleichen heißen Eifer, auf etwas flacherer Bahn weiterschreiten konnte.

Dennoch gelang es ihm nicht, ganz zu erreichen, was sein Lehrer gehofft hatte, als er nach Ostern die Prüfung machte: statt in die Tertia, konnte Dieter nur in die Quarta aufgenommen werden. Denn der Pfarrherr, der zwar über die Bedürfnisse der Liturgie hinaus ein fermer Lateiner war und wohl auch seinen Homer noch gerne aufschlug, hatte in der Mathematik selbst nur ziemlich verstaubte Kenntnisse, und auch das Französische, oder, wie er es mit Laune nannte, das Frankogallische, hatte er seit seiner Schulzeit gar nie mehr, und auch damals nur mit Abneigung getrieben, da ihm die Aussprache Schwierigkeiten machte. So konnte er seinem Schüler in diesen beiden Fächern nur recht wenig mitgeben, was ihn freilich nicht sehr bekümmerte, da er sie für unwichtig hielt und gründlich mißachtete.

Die prüfenden Herren aber dachten darüber weniger läßlich, und der Professor des Französischen, der ohnehin den „Bibelreitern und Kulturbremsern", wie er als starker Geist die zahlreichen durch ihre Geistlichen vorbereiteten Prüflinge zu nennen beliebte, nicht grün war, warf durch den rauhen Windstoß seines Urteils das Bäumlein von Dieters Hoffnung vollends um, das schon unter der scharfen Säge des Mathematikers sich zum Fallen geneigt hatte.

Es war ja freilich ein bißchen arg: nach einer recht unvollkommen gelösten schriftlichen Arbeit, die nicht einmal besondere Fußangeln und Fallstricke enthielt, bekam Dieter, um seine mündliche Fertigkeit zu erweisen, ein französisches Buch in die Hand, aus dem er vorlesen sollte. Mit schlechtem Vertrauen fing er, dessen Sprachwerkzeuge sich unter den rauhen alemannischen Kehllauten entwickelt hatten und keinem Nasal gewachsen waren, zu lesen an: „Eh Frahßä e eh Ahglä dischbidär ahsahbl" ...

„Was ist das?" brüllte der empörte Professor, und mit sonorer Eleganz las er dem verdutzten Dieter den Satz vor, wie es allerdings der gute Pfarrer niemals gekonnt hätte: ‚Un Français et un Anglais disputèrent ensemble.'

Der dunkelrot gewordene Dieter fing mit noch schlechterer Zuversicht von neuem an: „Eh Frahßä e eh Ahglä dischbidär" ...

„Genug und übergenug!" rief der Professor, wandte sich stracks um und ließ den betretenen Dieter nach donnernd zugeschlagener Türe allein.

Er kam also nur in die Quarta und saß unter sehr viel jüngeren und kleineren Knaben, die mit der unbewußten Grausamkeit der Jugend den hochaufgeschossenen Burschen zur Zielscheibe ihrer nicht immer feinen Witze zu machen begannen. Aber mehr noch als seine mächtigen Fäuste und seine ungewöhnliche Körperkraft bewirkte bald sein ruhiges und verschlossenes Wesen Zurückhaltung und selbst Achtung bei der unbedachten Jungmannschaft. Auch die Lehrer, die im Anfang den Dieter mit zweifelnden Augen betrachtet hatten, erkannten binnen kurzem, daß in ihm nicht einer von den vielen mäßig begabten Bauernbuben vor ihnen stand, wie sie alljährlich zu Dutzenden von eifrigen Landpfarrern in die Gymnasien geschickt werden, um dem Heere der streitenden Kirche einen zuverlässigen Nachwuchs zuzuführen, sondern ein aus einem ganz besonderen Holz geschnitzter Kerl, der sich sein Ziel selbst ausgewählt hatte und den Weg dahin über alle Unebenheiten hinweg hartnäckig verfolgte. Dazu kam aber bald noch etwas anderes.

Als der Dieter damals in Zorn, Ekel und zurückgeschlagener Sinnenbrunst ohnmächtig raste und über gewalttätigen und schrecklichen Plänen brütete, da kam er endlich zur Ruhe in dem dämmernden Entschluß, nicht allein den Hof zu verlassen, sondern aus der Welt überhaupt zu flüchten. Wenn es im Lande Klöster gegeben hätte, so hätte er vielleicht den abenteuerlichen Versuch gemacht, in ein solches, das er sich als den Ort friedlichster Beschaulichkeit voll Betens und Psalmensingens vorstellte, als ein künftiger frommer Mönch jetzt schon einzutreten. Wie eine Art Kloster aber kam ihm auch das Pfarrhaus vor, wo der Geistliche mit seiner alten Schwester einsam hauste und keine weltliche Versuchung über seine Schwelle ließ. Und so verbiß er sich in seinem Grübeln immer fester in den Gedanken, daß er Pfarrer werden wolle, dem Vater und der Stiefmutter zum Tort und sich selber zum Heile.

Bevor aber sein Pfarrer ihn auf den Weg zu seinem Ziele setzte, sprach er eingehend mit ihm die Pflichten durch, die er seinem künftigen Stande schulden werde, und stellte ihm das Leben berühmter Heiliger und anderer namhafter Männer von wenigstens heiligmäßigem Wandel als Vorbild hin, dem er möglichst nahe kommen müsse. Hierbei tat er vielleicht etwas zu viel, da er nicht an den erschütterten Seelenzustand des Dieter dachte; denn in dem jungen und unverdorbenen, aber ganz außer sich geratenen Burschen erwachte aus der Asche der Abbrunst eine solche Verachtung des Weibes und aller fleischlichen Begierden, als ob auch er, wie so manche seiner neuen Vorbilder, durch allen Schlamm von Sünde und Ausschweifung hindurchgegangen wäre und wie jene die endliche Bitterkeit in der Hefe des allzuoft und hastig geleerten Bechers der Lust gefunden hätte. Solche hochtrabenden Sätze, die er in manchem von des Pfarrers Büchern fand, machten ihm Eindruck, und es dauerte nicht lange, da meinte er seine eigene Sündhaftigkeit darin bezeichnet zu sehen, ja, er säumte nicht, sich beizeiten einen heimlichen Spartopf von guten Wer-

Digitized by Google

ken und Kasteiungen anzulegen, um am Tage der Abrechnung besser zu bestehn.

Bald war er so weit, daß er sein Körperliches nur mit Widerwillen empfand, und gegen die Regungen seines jungen Blutes, über die er nicht Herr war, kämpfte er an, wie gegen den üblen Teufel selbst. Der alte Pfarrer, der so schwere Anfechtungen am eigenen Leibe nie erfahren oder aber sie längst vergessen hatte, erstaunte nicht wenig, als er eines Nachts darauf kam, daß der Dieter, statt in dem weichen Bette, auf der harten Diele seines Kämmerleins lag. den Kopf auf einem großen Wörterbuch, statt des Kissens, und ohne eine andere Zudecke, als ein paar Kleidungsstücke. Er wollte das nicht unbedingt tadeln, obwohl er nicht wußte, gegen welchen Feind der Bub mit diesen Waffen rang, mahnte aber doch zur Mäßigung, da er sich für sein Studium frisch halten müsse. Dabei ahnte er nicht, daß der junge Asket auf dem bloßen Leibe einen Bußgürtel trug, den er sich nach der Beschreibung in einem seiner Legendenbücher aus einem alten Faßreifen selbst hergestellt hatte, und der ihm die Haut jämmerlich zerschand, sonst hätte er dem Unfug wohl ein schnelles Ende gemacht, da so heftige und wilde Bußübungen ihm mit Grund verdächtig und unwillkommen waren. Wenn er ihm dagegen das Gebet immer wieder als die beste Hilfe in allen Kämpfen und Versuchungen empfahl, so wußte er wohl nicht, daß der Dieter hierin längst ein übriges tat und in mancher frostigen Winternacht in seinem dünnen Hemde vor dem Kruzifixe kniete und sich zerrang, bis ihm vor Mattigkeit die Augen zufielen.

Der Dieter war also, wie er das Gymnasium bezog, auf dem besten Wege, sich zu einem kleinen Heiligen heranzubeten und zu büßen, und nur sein überaus kräftiger Körper behütete ihn vor schweren Störungen seiner Gesundheit. Auf manche seiner Übungen und Kasteiungen freilich mußte er verzichten, als er ins Konvikt eintrat, da dort deren erforderliche und zulässige Ausdehnung durch die Hausordnung festgesetzt war, und auch seinen schmerzlichen Bußgürtel mußte er bald ablegen.

Diese größte Heimlichkeit des Dieter war aber bekannt geworden, als im Sommer die Konviktszöglinge zum gemeinsamen Baden geführt wurden; während alle anderen schon im blaugrünen Wasser des Bodensees plätscherten, blieb er in sich gekehrt und ohne einen Blick auf die nackten Körper der Kameraden, die ihm schamlos vorkamen, am Ufer und machte keine Anstalten, sich auszukleiden. Vergebens mahnte der Aufsichtführende zur Eile, der Dieter erklärte entschlossen, er wolle nicht baden. Da rief der muntere Mann, der annahm, es liege hier ein Fall der ihm sonst bekannten Schwarzwälder Wasserscheu vor, einige der anderen herbei, um dem Kameraden beim Auskleiden behilflich zu sein. Lachend eilte der nackte und triefende Schwarm hinzu, und dem Dieter, der totenblaß und zitternd angesichts des Vorgesetzten keine Gegenwehr wagte, wurden die Kleider vom Leibe mehr gerissen, als abgezogen. Endlich flog auch das Hemd ins Gras — und jählings entstand eine tiefe, betretene Stille.

Denn um die schlanken Hüften des nackten, hageren Jünglings, der da auf dem grünen Anger stand und in bebender Scham die Hände vor das Gesicht preßte, schlang sich der grausame Gürtel, dessen Spitzen und scharfe Ränder tiefe blutende und schwärende Wunden in das zarte Fleisch gerissen hatten. Mit Entsetzen starrten die eben noch so lustigen Knaben auf das Marterbild, und bebend und blaß, wie Dieter, aber vor tödlichem Schreck, stand der junge, frische Geistliche da, der ja nur Dieters Bestes gewollt hatte, und dem aber etwas spät einfiel, daß der Scherz, den er beabsichtigt hatte, von allem Anfang an von etwas grobem Schlage gewesen sei. Über die gesenkten Häupter der kleinen Schar aber, die da schweigend im Sonnenschein am Seeufer stand, zog es dahin wie der Flügelschlag der Ewigkeit, der wohl mitten im Alltag uns anweht, wenn ein gewaltiges Erleben uns ans Herz greift.

Endlich faßte sich der Aufsichtführende so weit, daß er die andern wieder ins Wasser schickte. Dann löste er mit zitternden Händen den blutbefleckten Marterreifen von Dieters Hüften und war ihm beim Ankleiden behilflich mit der Sorgfalt eines großen Bruders, der seinen jüngeren ohne Absicht im Übermute verletzt hat. Mit beweglichen Worten bat er den Verwirrten um Verzeihung und schickte ihn allein nach Hause. Den Gürtel aber rollte und band er eng zusammen und barg ihn unter seinem Gewande, um ihn nach der Rückkehr dem Präfekten vorzulegen, ob er vielleicht durch das unheimliche Beweisstück für den außer aller Voraussicht liegenden Vorgang die ernste Rüge, die er verdient hatte, zu mildern vermöchte.

Natürlich wurde der Vorfall bald in der Schule, ja in der Stadt bekannt und besprochen; aber bei allem Aufsehen, das er erregte, war doch von den Kleinen wie den Großen kaum einer, selbst nicht der starkgeistige Professor des Französischen, so seelenhart, daß er gewagt hätte, ihn etwa lächerlich zu finden. Höchstens meinte einer von den kälteren, der Bub gehöre eben einer anderen Welt an, als der gegenwärtigen, und wußte wohl nicht, wie gründlich richtig das war.

Daher wurden auch fortan manche sonderbaren Eigenheiten des Dieter duldsam aufgenommen, mit denen ein anderer wohl schlimm angestoßen wäre. Wenn er, der sonst alle seine Arbeiten mit unsträflichem Fleiße erledigte, als Sekundaner etwa sich weigerte, von der Liebe zwischen Dido und Aneas Kenntnis zu nehmen oder auch nur

Digitized by Google

die Wörter zu diesen Versen des Virgilius aufzuschlagen, so ging man darüber als über eine Wunderlichkeit hinweg; als in Prima Horaz gelesen und weit über Gebühr gepriesen wurde, ersparte man dem Dieter die Küsse und Umarmungen der Lydien, Lalagen und aller andern leichten Schönen, und der launige Lehrer des Griechischen ersann noch einen anderen Ausweg, um Ärgernis und Beschämung zu vermeiden: wenn im Homer eine der heiklen Stellen heranstand, die von den saftigen Liebesabenteuern der Götter und Helden handeln, und die der lebensfrohe Grieche mit heiterer Schalkhaftigkeit über den schönhinwallenden Blumenteppich seines Gesanges verstreut hat, auf dem sie wie rosige Ferkelchen herumtollen, quiekend und mit geringelten Schwänzlein, so mutete er weder dem Dieter, noch einem anderen die Übersetzung zu, sondern gab sie selbst mit klug gewählten Worten und ließ dann aber die vorkommenden unregelmäßigen Zeitwörter und Hauptwörter nach allen Richtungen hin abwandeln und beugen. Für diese Leistung jedoch erwählte er sich mit Vorliebe den Dieter, der während des Übersetzens die Finger in die Ohren zu stecken pflegte, um nichts von den Scheußlichkeiten zu vernehmen; aber dann verfehlte er keine Form, sondern antwortete Schlag auf Schlag.

Daß auch die Blüten der deutschen Dichtkunst auf dem Boden von Dieters widerwilliger Seele verdorrten, war somit kein Wunder. Der einzige Dichter, den er allenfalls gelten ließ, war, sonderbar genug, Gotthold Ephraim Lessing, unter dessen Rationalismus er den Gottsucher ahnte und dessen Evangelium der Toleranz er, was vielleicht noch sonderbarer erscheinen mag, selbst mit der äußersten Duldsamkeit aufnahm. Denn Dieter war weit mehr mystischer Schwärmer, als eifernder Katholik, und hätte zweifellos dem heiligen Franziskus von Assisi die Palme viel eher gereicht, als etwa dem Ignaz Loyola.

So schritt er manches Jahr seine eigenen, wunderlichen Wege durch den schönen Park eines aufs Universale gerichteten Lehrplans, mit dessen Hilfe das Gymnasium die größte Freiheit in der Beurteilung aller menschlichen Dinge zu erreichen strebt, und er mied alle sorgfältig gepflegten Bäume, deren Früchte heitere Sinnenfreude gewährten oder versprachen, suchte dagegen und verehrte mit Inbrunst und oft qualvoller Andacht jene wenigen und einsam stehenden, die in den Höhlungen ihrer morschen Stämme verwitterte Heiligenbilder trugen und zur Abkehr von allem Irdischen mahnten. Darüber achtete er es wenig, daß man ihn mehr und mehr mit sonderbaren Augen zu betrachten anfing, und es war fast nur Bescheidenheit, die ihn erröten ließ, als er durch Zufall erfuhr, daß er endlich von den Kameraden hinter seinem Rücken mit gutmütigem Spotte nur noch „der heilige Bub" genannt wurde.

Nach Hause dachte er selten oder vielmehr, er wollte nicht daran denken. Er meinte sogar, er habe alle Wurzeln herausgerissen, mit denen er im Heimatboden festgesessen hatte, ja, er hoffte noch alle abst rben zu sehen, die ihn mit der Gebrechlichkeit d r irdischen Dinge überhaupt verbanden. Aber wenn er etwa zur Frühjahrszeit über den Seerücken streifte, so begegnete ihm wohl, daß er einem pflügenden Bauersmann versunken nachblickte und die Linie der Furchen prüfend und scharf vergleichend mit den Augen maß, oder gar, daß er eine Handvoll des frischgepflügten Bodens aufgriff und den herben Duft der fruchtbaren Ackerkrume in tiefen Zügen einsog.

Einst geriet er an einem heißen, einsamen Sommernachmittag in ein Seitentälchen, fern von allen Menschenwohnungen, in dessen sanftansteigender Mattenwiege das frische Heu in kleinen Haufen geschichtet lag. Auf deren einen im Schatten des Waldrandes ließ sich Dieter zu kurzer Rast und Einkehr nieder. Das Büchlein, das er hervorzog, stammte nicht aus der Bibliothek des bischöflichen Knabenkonvikts, denn es war eine Auswahl aus dem „Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius, und es ist zweifelhaft, ob der Präfekt große Freude über das eigenartige Andachtsbuch gehabt hätte. Der Dieter aber, der durch Zufall beim Buchhändler darauf gestoßen war, hatte es immer in der Tasche und grübelte oft stundenlang über den mystisch-geheimnisvollen Versen, bei deren manchem man sich fragen wird, ob ihr Verfasser überhaupt noch auf dem Boden des Christentums gestanden habe. Der nunmehr über zwanzigjährige Primaner Dietrich Strittmatter jedoch erkannte in den Sprüchen nicht den schlechtverhüllt oder unbewußt pantheistischen Sinn, sondern nur das Ringen einer suchenden Seele gleich seiner eigenen, die um das Einssein mit Gott sich müht, so, wenn er las:

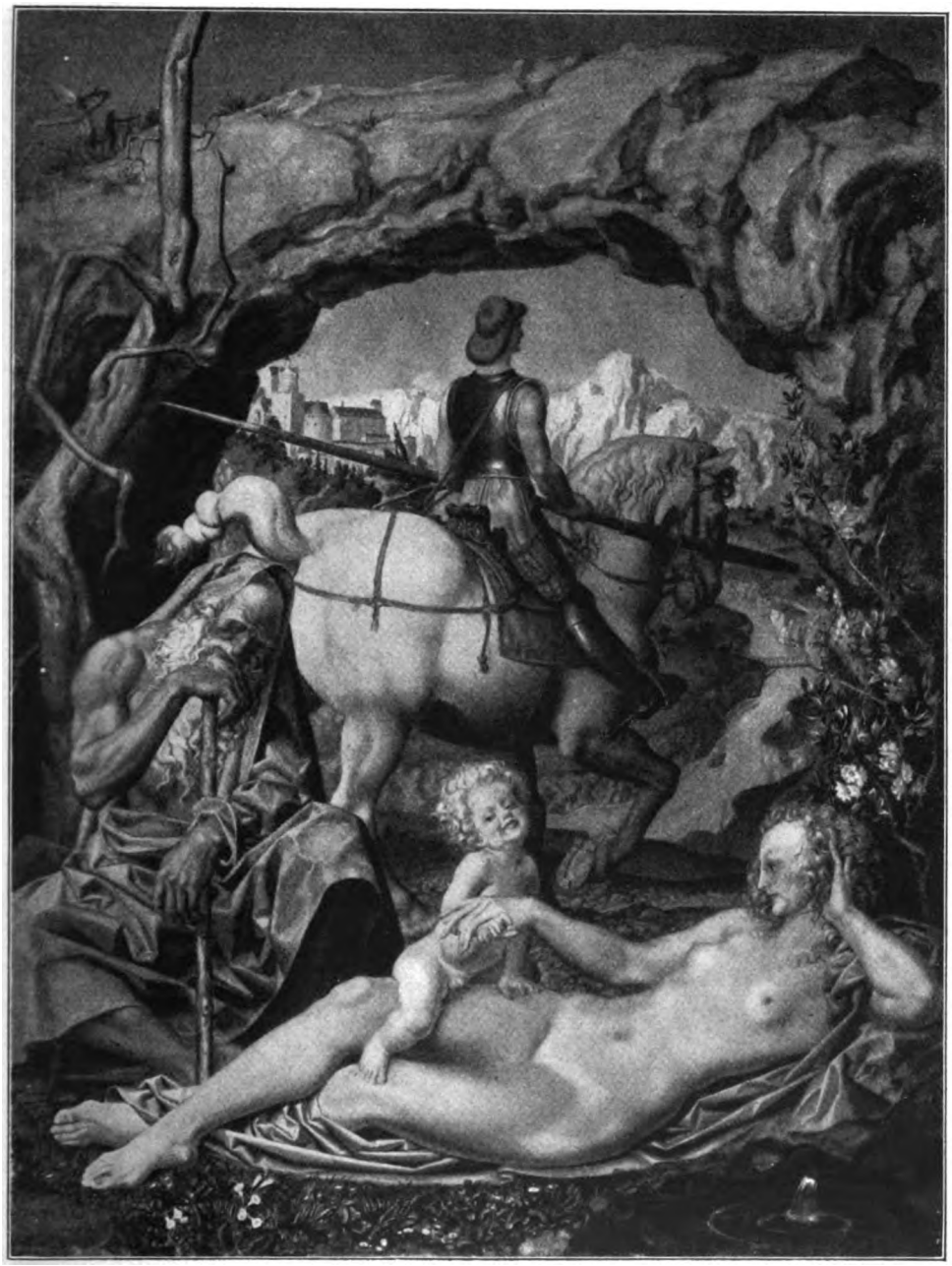
Ich bin nicht außer Gott, und Gott nicht außer mir;
Ich bin sein Glanz und Licht, und er ist meine Zier.

Heute aber stieß er beim verlorenen Blättern auf einen Vers, der ihm den Weg zur irdischen Vollkommenheit aufs trefflichste anzuzeigen schien und ihn in seiner hingegebenen Stimmung tief ergriff:

Wer unbeweglich bleibt in Freuden, Leid und Pein,
Der kann nunmehr nicht weit von Gottes Gleichheit sein.

Und als er ganz in der Nähe und da und dort über das Büchlein verstreut den gleichen und ähnliche Gedanken entdeckte, da versank er in ein tiefes, unruhiges Sinnen, aus dem er unvermutet hinüberglitt in Erinnerungen aus seiner Knabenzeit, in der er ohne alles Sinnieren über Diesseitiges und Jenseitiges dummlich und erdhaft dahingelebt hatte. Auf seinen eigenen Feldern hatte er gearbeitet, daß er abends wie ein Stein ins Bett gefallen war, und mit den eigenen Ochsen den Pflug geführt, da wußte man doch, wofür man schaffte! Noch ganz

Digitized by Google



Die vier Lebensalter

Gemälde von Theodor Baierl

Digitized by Google

Digitized by Google

anders hatte das Heu geduftet, als hier, wie er es noch auf den eigenen Matten wendete und rechte, zusammen mit —

Ja, nun stand er stracks und steil auf, mit einer strengen Falte zwischen den Augen und hart zusammengepreßten Lippen. Wie sagte doch sein Wandersmann?

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden,
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.

Nicht jedesmal war der Dieter nach Hause gefahren, wenn die Ferien herankamen; durch die Verwendung seines heimischen Pfarrers war es möglich geworden, daß er mit einigen Elternlosen und ganz Verlassenen, für die niemand sorgte als die Gemeinde und etwa ein gleichgültiger Pfleger, in den leergewordenen Räumen des Konvikts zurückbleiben durfte. Die seltenen Male, wo er einige Wochen zu Hause zugebracht hatte, war es für alle drei ein ungutes und scheues Zusammensein gewesen, am meisten wohl für den Dieter selbst, weil er, wie sehr er es auch als Pflicht fühlte und mit sich selber darum rang, doch seiner Seele das große Verzeihen nicht abzwingen konnte.

Vielleicht kam es den Bauer härter an, daß der einzige Sohn sich der Heimat so entfremdet hatte, als er zeigte. Daneben aber bohrte in dem eigennützigen Manne, dem der Dieter immer zuwider gewesen war, weil er die Augen seiner herrischen Mutter im Kopfe trug, seit er dessen Gleichgültigkeit gegen Besitz und Gewinn erkannt hatte, schon lange die Berechnung, wie er ihm seine Ansprüche auf den Hof abkaufen oder ihn vollends daraus verdrängen möchte, zugunsten der Kinder, die er von der zweiten Frau erhoffte.

In den ersten Jahren jedoch blieb diese Hoffnung eitel, und der Bauer, der daran verzweifelte, anders als auf diese Weise in den Besitz des Hofes zu kommen, verfehlte nicht, der Frau die ärgsten Vorwürfe zu machen, als ob sie durch ihren Wandel vor der Ehe ihre Unfruchtbarkeit selbst verschuldet habe. Die Frau Madlene aber war in ihrem dummen Kopfe des festen Glaubens, daß sie verhext sei, und natürlich konnte nur die verstorbene Bäurin ihr diesen Tuck angetan haben. Daher ließ sie es nicht bei Beten und Wallfahrten bewenden und sorgte dafür, daß das Weihwasser im Hause nicht ausging, weil auch hierin ihr Gewissen der Toten gegenüber nicht ganz reinlich war: auf den Rat einer ausnehmend klugen Frau, die auch sonst das Gras wachsen hörte, tat sie vielmehr ein übriges, indem sie an allen üblen Gedenktagen ihrer früheren Verfehlungen, besonders aber an dem letzten, der die Bäurin das Leben gekostet hatte, zu deren Grab pilgerte und mit heftigen Gebeten und Gelübden den Groll der Verstorbenen zu besänftigen beflissen war. Endlich, es war schon im siebenten Jahre ihrer Ehe, schien ihr dies geglückt zu sein, und der Bauer verschob einen entschiedenen Angriff auf Dieters Uneigennützigkeit nur noch bis zur Geburt des Kindes, die um die Weihnachtszeit erwartet wurde. Es traf sich aber, daß just um diese Zeit alle seine gewinnsüchtigen Pläne mit eins und für immer dahingingen.

In diesem Herbst hatte Dieter die Universität bezogen, nach manchen langen Unterredungen mit seinem Pfarrer, von denen er aber immer nachdenklicher zurückkam. Vielleicht hätte in diesen Tagen der Vater von Dieter alles erreicht, denn der angehende Student trug sich jetzt ernstlich mit dem Gedanken, Ordensmann zu werden, statt Weltgeistlicher, da er nicht mehr hoffte, im Getriebe des Alltags der rechten Feierstimmung der Seele teilhaftig zu werden, die, wie er meinte, ihn schnurstracks vor die offene Himmelstür zu führen, aber nur in der Abgeschiedenheit der Klausur zu erblühen vermöge. Der mißtrauische Bauer dachte jedoch seine Karte erst dann auszuspielen, wenn er den sicheren Trumpf in der Hand hätte, den ihm aber die Frau erst in einigen Monaten ins Haus bringen sollte; daher ließ er den Sohn abziehen, ohne das Wort zu sprechen, das vielleicht das andere gegeben und eine neue Grundlage geschaffen hätte, auf der sie wenigstens erträglich und ohne die schlecht verborgene Feindseligkeit nebeneinander hätten leben mögen.

Als Dieter auf die Universität kam, um nach dem Rate seines alten Freundes für einmal es mit der Theologie zu versuchen, pfiff gerade durch die kirchlichen Kreise eine scharfe Kampfluft, losgelassen aus stets bereiten, prallgefüllten Schläuchen durch einige besonders hitzige, ansehnliche Kleriker, die ihrerseits wieder durch gewisse unliebsame und wenig geschickte Maßregeln des Staates auf den Plan gerufen waren. Auch von den Kathedern der Hörsäle wehte dieser scharfe Wind herab um die Köpfe der Studenten, ja, mit Betrübnis mußte Dieter erleben, daß auch Angehörige des Ordens, auf den er seine stille Hoffnung als auf eine mögliche Zuflucht gesetzt hatte, sich nicht von dieser Kampfesstimmung freigehalten hatten, als sie um die Adventszeit in der Universitätsstadt vielbesuchte Missionen abhielten. Er war eben noch zu unerfahren, um zu erkennen, daß es nur eine von den zahlreichen Reibungen war, in der die beiden nebeneinandergeordneten Mächte im Staate ihre Kräfte erprobten, und obwohl sein Verstand für diesmal dem Angegriffenen recht gab, so wurde er doch durch die unter schmetternder Fanfare erfolgte Gegenwehr aufs stärkste betroffen. Denn der scharfe Ton war so gar nicht übereinzubringen mit der milden und verträglichen Art, in der etwa sein heimischer Pfarrer ähnlichen Streitigkeiten mit dem Amtmann oder dem Bürgermeister auszuweichen oder sie beizulegen verstand. Die kirchliche Welt, auch die der Ordensleute,

Digitized by Google

war also doch ganz anders beschaffen, als er sie sich zurechtgedacht hatte.

Auch das theologische Studium erfüllte ihn, je länger er es trieb, mit Erstaunen und Enttäuschung. Wo er sich letzte Aufschlüsse voll himmlischer Klarheit und Verzückung erwartet hatte, da fand er eine recht trockene Gelehrsamkeit, die jene Heilswahrheiten, welche er als des Beweises nicht bedürftig zu einem Wesensteile seiner inbrünstigen Seele gemacht hatte, mit den Methoden der sonst nicht immer gelobten exakten Wissenschaften zu beweisen bemüht war, wobei aber, wenn man genau zusah, das Exempel doch nicht immer klappen wollte.

In seinem schweren und langsamen Blute aber fand er fürs erste nicht den Entschluß, in Gottes Namen umzukehren, solange es noch Zeit war, wenn er auch wohl merkte, daß es ohne sein Zutun in ihm bohrte und schaffte. Und eines Tages erkannte er ohne Freude, daß der Fehler nicht allein an den Einrichtungen lag, die ihm nüchtern und starr und manchmal selbst feindlich erschienen, sondern doch wohl zum guten Teil an ihm selber.

Blindlings und in leidvollem Zorne war er in seiner ratlosen Jugend damals losgestürmt, nur bestrebt, einen möglichst großen Abstand zwischen sich und die Eltern zu legen, und wie ein Mensch, der mit brennenden Kleidern ins Wasser springt, so hatte er sich in seine heftigen geistlichen Übungen gestürzt; sein Widerwillen gegen alle Lebenslust und Sinnenfreude aber, ja selbst seine inbrünstige Versenkung in das wunderliche Christentum des Angelus Silesius erschien ihm jetzt als eine Art von Scheuklappen, die er sich angeschnallt hatte, um sich jeden Blick nach rechts und links, ganz besonders aber nach rückwärts zu verbieten.

Als er so weit war, begann er mit vollem Bedacht weiterzubohren und traf bald auf seine empfindlichste Stelle in einem abgelegenen und gemiedenen Winkel seines Bewußtseins, wo jene gefürchteten Erinnerungen voll Haß und Abscheu verkapselt lagen, wie Finnen im dicken Muskelfleische. Obwohl er hier schmerzlich zurückzuckte, ließ ihm doch das gründliche Wesen, das in ihm steckte, keine Rast, und wenn er auch den Kopf etwas hängen ließ, weil er vorläufig noch nicht absah, wohin das alles noch führen solle, so stach er doch unbarmherzig hinein in alle ungesunden und verdächtigen Stellen und begann in sich eine etwas gewalttätige und schmerzhafte, aber heilsame Gesundkur, die ihn wohl auf seine gute und natürliche Art zurückgeführt hätte, auch wenn die Ereignisse nicht eingetreten wären, die gerade um diese Zeit sich in seiner Heimat vorbereiteten.

Als er an Weihnachten nach Hause kam, mit dem Vorsatze, den er mit Genugtuung als gut und fromm empfand, nun endlich ins reine zu bringen, was zwischen ihm und den Eltern lag, da empfing ihn der Vater mit unruhig beobachtenden Blicken voll hinterhältiger Gedanken; die Stiefmutter aber lag in schweren Kindesnöten, und wie sehr ihr junger und kräftiger Leib auch arbeitete und sich mühte, so konnte sie doch dem Bauer den Sohn nicht gebären, auf den er bestimmt rechnete. Zu spät merkte die Hebamme, die in unmutigem Warten nun schon den zweiten Tag scheltend auf dem Hofe weilte, daß das Kind gegen die Ordnung mit den Beinen voran ans Licht strebte; statt nun aber, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, der Arzt zu holen, nahm sie in frechem Vertrauen auf ihre handwerksmäßige Kunstfertigkeit die Wendung selbst vor, mit dem Erfolge, daß das endlich ans Licht geborene Kind tot war und auch die von ihrer Bürde befreite Wöchnerin in wenig Stunden sich still zu Tode blutete.

Mit Schrecken hörte Dieter in seiner Kammer das Schreien der Kreißenden, das erst nach Mitternacht verstummte; er hatte, als er ankam, gar nicht gewußt, welches Ereignis bevorstand, und wartete jetzt in tiefer Erregung, bis er hinuntergeholt würde, um das Neugeborene zu sehen und die Stiefmutter zu begrüßen. Endlich aber, als niemand ihn zu rufen kam, stieg er beim späten Aufgang der Wintersonne hinab in das allzu stille Haus, mit freundlichen und verzeihenden Worten auf den Lippen.

Als er die Tür zur Stube öffnete, schlug ihm die dumpfe und verbrauchte Luft widrig entgegen. Auf dem Tische stand eine große Kaffeekanne und eine halbgeleerte Tasse; Brot und Speck lagen dabei, wie wenn eben jemand von einem zeitigen und nahrhaften Frühstück aufgestanden wäre. Über einem Stuhl hing ein dicker Frauenmantel, daneben auf dem Boden schwammen blutige Leinwandstücke in einem wassergefüllten Eimer. Auf der Ofenbank lag schlafend eine große Katze, die, als Dieter eintrat, blinzelnd den Kopf erhob. Sonst war niemand da.

Durch die angelehnte Tür der Schlafkammer tönte halblautes Murmeln. Dieter öffnete vorsichtig, tat einen Blick hinein und stand in tiefster Bestürzung. Denn drinnen lag in dem breiten, unordentlich zurechtgemachten Ehebette Frau Magdalene mit wachsbleichem, regungslosem Antlitz in den gewürfelten Kissen, und in ihrem Arme ruhte das neugeborene Kind, bleich und regungslos und tot, wie die Mutter. Auf einem kleinen Tische neben dem Bette stand das Kruzifix aus dem Herrgottswinkel in der Stube, daneben brannten in den versilberten Leuchtern zwei Kerzen, deren steile, gelbe Flammen in das rosige Licht hineinstachen, das die aufgehende Sonne durch die kleinen Fenster auf die stillen Gesichter in dem großen Bette sandte. Vor das Kruzifix war ein starkes geschliffenes Glas mit rubinroten Streifen und eingeätzter Inschrift gestellt; darin steckte im Weihwasser ein immergrüner Buchsbaumzweig, an dessen Blättern noch

Digitized by Google

einige Schneeklümpchen hingen, die eben zu tauen begannen.

Davor aber kniete trockenen Auges die schuldhafte Hebamme und ließ die Perlen von Frau Magdalenens Rosenkranz durch die Finger gleiten, mit leiernden Lippen betend, mit ihren Gedanken wohl schon bei dem Bericht für die Leichenschau und den Arzt, den sie haßte und fürchtete, weil er ihr schon einige Male scharf auf die Finger geklopft hatte. Als Dieter vollends eintrat, hob sie den Blick nach ihm, erkannte mit Betretenheit, wer es war, stand auf und rückte betend mit kleinen Schritten an ihm vorbei in die Stube, wo sie die letzten Gesätzlein des schmerzhaften Rosenkranzes verhallen ließ, um dann in schleuniger Flucht das Haus zu verlassen.

In schweren Gedanken stand Dieter vor dem Bette. ‚Alles wiederholt sich im Leben,' mußte er denken, denn in seiner Erinnerung wachte jener Tag auf, wo er vor seine tote Mutter getreten war. Damals war es freilich ein frischer Sommermorgen gewesen und die Mutter hatte in der Stube gelegen; aber das Kruzifix, die Kerzen und selbst das Glas mit dem Buchsbaumzweig, alles stand wieder da, wie ehemals. Ja, sogar eine gleichgültige Beterin hatte hier wie dort gekniet, und auch sie hatte sich davongemacht mit einem Gesicht, wie das leibhaftige böse Gewissen. Damals aber war es die Madlene gewesen, und die lag jetzt selber da, bleich und kalt, und sie hatte mit dem bitteren Tod bezahlt, was sie einst in ihrem leichten Sinn verfehlt hatte.

Ihm aber, dem Dieter, der da in tiefem Erbarmen vor dem Schmerzensbette stand, ihm hatte der Tod die Türe vor der Nase zugeschlagen, und für die Verzeihung, die er endlich seinem frommen Herzen abgerungen hatte, war es zu spät; jetzt wog ein anderer Schuld und Sühne ab. Aber nicht für alles war es zu spät, gottlob, dem Vater wenigstens konnte er noch die Hand reichen und mit einem Druck die Feindseligkeit auslöschen, die sieben Jahre zwischen ihnen geschwelt hatte! Aber wo war der Vater? Ein widriger Gedanke durchfuhr den Dieter: sollte er wieder weggelaufen sein, auch so, wie vor sieben Jahren?

Da hörte er aus der dunklen Nische zwischen dem hohen Fußende des Bettes und der Wand ein schweres Atmen; er trat hinzu und fand den Alten auf der Kleidertruhe sitzen, das frühergraute Haupt gesenkt und auf die Fäuste gestützt. Mit einem freundlich bittenden Wort streckte Dieter dem Vater die Hand hin. Der aber stand langsam auf, sah ihn aus hohlen, übernächtigen Augen mit einem bösen Blicke an und trat in die Stube und zum Hause hinaus, ohne noch einmal nach dem Sohne oder den Toten auf dem Bette zurückzuschauen. Den erschütterten Dieter aber überließ er der Zwiesprache mit seinem noch immer nicht genug gereinigten Herzen und der toten Frau, um die einst seine erwachten Sinne in heißem Begehren gestrichen waren, an die er dann jahrelang nur mit Haß und Abscheu zu denken vermocht hatte, und deren ernsthaftes Totenantlitz aber ihm jetzt ein hallendes: „Richtet nicht!" in sein Gewissen hineinrief.

Ja, Dieter, alles wiederholt sich im Leben, und das ist gut so! Denn in dieser schweren Stunde wirst du das letzte und häßlichste Unkraut aus deinem Herzen ausroden, die Selbstgerechtigkeit, die, vielleicht ohne daß du es wußtest, unter deinem heiligmäßigen Wandel zu wuchern begonnen hatte!

⁂ ⁂ ⁂

Voll schwerer Sorge war Dieter nach der Universität zurückgereist, denn der Bauer, dem mit dem Tode auch des Kindes die letzte Hoffnung dahingegangen war, wich verschlossen und tückisch allen ehrlichen Versuchen des Sohnes aus, mit ihm wieder zurechtzukommen, da er ihm sein jahrelanges Trotzen nun mit Wucherzinsen heimzuzahlen gedachte. Das Schlimmste aber war, daß er vor Zorn und Enttäuschung, die ihm in seinem beschränkten Schädel als unheilbar vorkam, weil er von sich auf andere schloß und dem Dieter nichts Gutes zutraute, auf ein wüstes Trinken verfallen war, über dem er den Rest von klarem Urteil völlig verlor.

Mit ein paar verkommenen Gesellen saß er tagelang hinter dem Glase und ließ sich den Kopf noch mehr warmmachen, als es der Schnaps ohnehin schon tat, und dann stieg ihm wohl sein eingebildetes Elend auf die Zunge, daß er auf den Tisch hieb und schrie: „Vom Hof herunter und in den Boden hinein will er mich haben, der verfluchte Herrenvogel, der er auch ist!"

Denn je mehr er selbst herunterkam, um so mehr sah er in wiedererwachter Knechtsnatur in dem fremdgewordenen Dieter nur den Sohn der alten Herren des Hofes, zu denen er selbst nicht gehörte. Darum wäre von ihm aus der Hof ganz verlottert, wenn nicht der alte Knecht, den er in den letzten Jahren eingestellt hatte, zum Rechten gesehen hätte, so viel die Arbeit des Winters es verlangte.

Der Dieter aber saß in der Universitätsstadt und nahm das Studium wieder auf, das ihm keine Freude machte. Ob er auch berufen sei für das Amt, das für den, der es ernst nimmt, wohl das schwerste von allem ist, das wollte er gar nicht mehr überlegen, sondern er dachte, daß er es eben machen müsse, wie hundert andere, die ohne Bedenken ihres Weges schreiten und schließlich doch ganz gute Geistliche werden, mit denen ihre Gemeinde und ihre Vorgesetzten ebenso zufrieden sind, wie sie mit sich selber. Ebensogut hätte er ja Arzt oder Richter werden können, oder Philologie studieren; dazu wäre es übrigens jetzt noch immer Zeit gewesen. Aber wozu das Studium wechseln? Dieses hatte er einmal angefangen, so wollte er es auch zu Ende führen. Pfarrer werden, das war ein Beruf, wie jeder andere, die Haupt-

Digitized by Google

sache war, daß man fleißig dafür arbeitete. Und das tat er mit grimmigem Eifer, wie nur je in seiner besten Schülerzeit.

Wer damals in Dieters gleichgültige und freudlose Seele hätte blicken können, der hätte ihn wohl für einen von den traurigen Philistern gehalten, wie sie zu Hunderten die Hörsäle der Hochschulen bevölkern, und nicht nur diese, Menschen, die mit nichts anderem als einem ausdauernden Sitzteil ausgestattet, in gleichviel welchen Beruf hineinrutschen, der sich ihnen gerade darbietet, und ihn dann aber auch zum Gottserbarmen öd und unlustig verwalten. Was aber bei allen anderen Ämtern und Beschäftigungen nur dem eigenen oder staatlichen Geschäftsbetrieb zum Schaden gereicht und allerdings etwa beim Schulmeister aller Grade zum Verbrechen werden kann, solche gedanken- und herzlose Berufsübung wird zur Unsittlichkeit beim Geistlichen, der zum Vermittler der jenseitigen Dinge nicht durch Stola und Bäffchen gestempelt werden kann.

Aber auf diesem bedenklichen Wege war der Dieter gar nicht in Wirklichkeit, wenn er es auch selber meinte. Sondern seine tiefe Unlust und Niedergeschlagenheit war nichts anderes als das stadium contritionis, der Zustand der Zerknirschung, der nach allen Moralisten der Wiedergeburt der Seele vorangehen muß, und der nicht bei allen Sündern in gleicher Weise zutage tritt. Bei dem Dieter war es der letzte Abschnitt seiner Reinigungs- und Gesundkur, die er schon vor Weihnachten an sich begonnen hatte, und die durch die Stunde an Madlenes Totenlager, wie durch die Unversöhnlichkeit des Vaters in Lauf gehalten und beschleunigt worden war. Daß es bei ihm länger dauerte, als bei anderen Menschen, nun, dafür war er ein schwerblütiger Wälderbauer; Eichenholz bohrt und schneidet sich eben schwerer, als tannene Bretter, aber was daraus gezimmert wird, das ist währschaft und hält für die halbe Ewigkeit.

Im Anfang des März erhielt Dieter von seinem Pfarrer einen eiligen Brief, auf den er sofort zusammenpackte, um in die Heimat zu reisen. Der Vater habe, leider als er vom Wirtshaus kam, so schrieb der Pfarrer, einen bösen Sturz getan, und erst am Morgen darauf sei er gefunden worden, bewußtlos und klamm vor Kälte, da er die Nacht im schmelzenden Schnee gelegen habe. Viel Hoffnung gebe der Arzt nicht mehr, und wenn Dieter ihn noch am Leben treffen wolle, so müsse er schnell kommen.

Bald stand Dieter zum dritten Male in seinem jungen Leben an einem Totenbette, und wieder war ein unversöhnter Mensch von ihm gegangen. Aber diesmal fühlte er die Schuld nicht bei sich allein, denn über alle Bemühungen hinaus, die ihm nach Madlenes Tod fehlgeschlagen waren, hatte er dem Vater einen ehrerbietigen Brief geschrieben, in dem er sich selbst nicht schonte, und der, wenn es überhaupt einen gab, den Weg zur Versöhnung hätte eröffnen müssen. Doch von dem Knecht erfuhr er, und der Pfarrer bestätigte voll Trauer, daß der unselige, vom unablässigen Trinken ganz herabgekommene Mann, der nicht mehr spürte, wie sehr er sich selbst beschimpfte, in trunkenem Hohne seinen Kumpanen im Wirtshaus das Schreiben des Sohnes, das er schon einige Tage zerknittert in der Tasche mit sich herumtrug, vorgelesen und es dann zusammengedrückt und ins Licht gehalten habe, um sich mit seinen zitternden Trinkerhänden die Pfeife daran anzuzünden. Am nämlichen Abend aber geschah es, daß er den schlimmen Fall tat, von dem er nicht mehr aufstand.

Dieter war nicht mehr so selbstgerecht, daß er hierin ein unmittelbar erfolgtes göttliches Strafgericht erblickt hätte, das den Vater in der Blüte seiner Sünden dahinraffte, um ihn der Verdammnis zuzuführen; so einfach stellte er sich das Walten der Vorsehung doch nicht mehr vor. Vielmehr vertraute er sicher, daß dem irrgegangenen Manne, wenn selbst ihm sein jäher Tod keine Zeit gelassen hätte, zu bereuen, was in seinem Leben zu bereuen war, dereinst ein gnädiger Richter erstehen werde. Den Teil der Schuld aber, der, wie er wohl fühlte, ihn selber dafür traf, daß es mit dem Vater dieses Ende genommen hatte, nahm er in Reue auf sich.

Schon auf dem Heimwege vom Leichenbegängnis und beim Totenessen nestelte sich der und jener von den Nachbarn und Angrenzern an ihn, um ihm auf den Zahn zu fühlen, wie er es mit dem Hofe nunmehr zu halten gedenke. Denn mancher hoffte, es werde, da der Dieter nun doch wohl verkaufen müsse, mit dem angehenden Pfäfflein keine Schwierigkeit haben und etwa ein guter Schick zu machen sein. Der Dieter aber gab nur ausweichende Antwort, weil er mit Recht meinte, eine so wichtige Sache müsse man zweimal beschlafen. Die Bauern freilich dachten, er halte aus erlaubtem Eigennutz zurück, um ihr Begehren zu steigern und einen höheren Preis zu erzielen, und ihre Achtung vor Dieter, den sie für einen unpraktischen Studierten gehalten hatten, stieg beträchtlich.

In diesem jedoch war, als er nach dem Tode des Vaters zum ersten Male seit so viel Jahren wieder durch das ganze Anwesen geschritten war, eine wunderliche Bewegung emporgestiegen, die ihm allerdings den Entschluß schwer machte, den Hof loszuschlagen.

Wenn er den Blick zu dem eichenen Balken über der Haustüre erhob, so las er neben der Jahreszahl 1652 den Namen seines Urahnen von der Mutter her, Fridolin Vonderach, der das Haus gebaut oder doch aus der Asche des großen Krieges wieder hatte erstehen lassen, er selber wohl der Nachkomme vieler trotziger Bauern, die an der gleichen Stelle vielleicht seit manchen hundert Jahren seßhaft gewesen waren, nämlich da, wo der Bach, der rauschend vom

Digitized by Google

Bergwalde herabkam, in ruhigerem Laufe dahinfloß und ihrem Geschlechte den Namen gegeben hatte. Der gleiche Familienname neben neueren Zahlen wiederholte sich auf den seither errichteten Gebäuden, Ställen und Scheunen, ja der Dieter entsann sich eines alten, ungeheuren Buches, der „Kosmographey der gantzen Welt“ des Sebastian Münster, das in dem Wandschrank in der Stube zu oberst lag, und auf dessen Vorsatzblatt jener erste bekannte Urahn seinen Namen eingetragen hatte. Und als er jetzt ging, es herabzuholen, und es aufschlug, was ihm früher die Mutter immer verboten hatte, da fand er neben des Ahns Namen auch die seiner vier Ehefrauen, die dieser rüstige Freier nacheinander ehelichte; erst von der letzten, die er im Alter von sechzig Jahren heimführte, hatte er sechs Kinder gehabt, darunter zwei Söhne. Diese Stammutter aber, Dieter las es mit Erstaunen, hatte als Mädchen Magdalena Rutishuser geheißen, gerade wie seine verstorbene Stiefmutter, mit der er also wohl von Urzeiten her verwandt gewesen war. Ja, Dieter, alles wiederholt sich im Leben, die Namen, die Ereignisse und die Menschen!

Die lange Reihe der Vonderach stieg herab bis auf Dieters Großvater und dessen einzige Tochter, die Dieters Mutter gewesen war, und damit schloß die Ahnenliste. Der Vater Strittmatter fehlte, sei es, daß die Mutter, als sie ihn recht kennen lernte, ihn nicht für würdig hielt, in der stolzen Linie zu stehn, sei es, daß er selbst, als gewesener Knecht ohne Herkommen, sich scheute, seinen geringen Namen neben die vornehmen der alten Bauern zu setzen. Und als der Dieter die Namen noch einmal überflogen hatte, griff er zur Feder und schrieb unter den der Mutter seinen eigenen auf das rauhe Papier, ohne sich etwas Weiteres dabei zu denken, als daß er auch dazu gehörte; daß er den Namen des Vaters dazu zu setzen vergaß, auch dabei dachte er sich nichts.

Alles aber, worauf er blickte, weckte jetzt, da er mit überlegendem Auge sah, die Erinnerung an die Vorfahren: die steinerne Schwelle, die tief ausgehöhlt war von hunderttausenden von Tritten freudiger und sorghafter Menschen, deren Blut auch in seinen Adern floß, die schweren, von ihren ruhenden Körpern glatt polierten Tische und Stühle, von denen mancher eine längst verschollene Jahreszahl trug, bis herab zu den zinnernen Tellern, die zerkratzt und zerrieben waren durch die Messer und Löffel vieler Geschlechter der Vonderach, auch durch die seinen.

Über solcher einsamen Zwiesprache mit den zahllosen wackern Vorfahren, deren tüchtiges Leben nun in sein einziges zusammenlief, verflog der letzte Rest von schwärmerisch-christlichem Weltbürgertum, in dem er sich so manches Jahr halbverklärt und körperlos zwischen Himmel und Erde schwebend gedacht hatte, und zwar dem Himmel näher, als der Erde, und er fühlte die tausend Fäden, die ihn ans Diesseits knüpften und herabzogen in seine Berge, sein Dorf, in sein eigenes Haus.

Am Morgen des nächsten Tages schritt er hinaus auf die Felder, die hinter dem Baumgarten beginnend über die flachen Höhen gelagert waren und sich vom Bache hinaufschwangen bis zum fernen Waldsaum, wo ein starres Dickicht von Jungtannen eine schwarze, zackige Linie als Grenze zeichnete, über der einzelne, gewaltige Fichten emporragten und mählich zu dem düsteren Hochwalde der Berge hinüberleiteten. Die Märzluft war warm vom Föhn, der in weichen, heißen Wellen daherstob und den letzten Schnee des Nachwinters aufgesogen hatte. Nur in den Mulden lagen noch einzelne langgestreckte Lasten mit zernagten Rändern, von den Winterstürmen da zusammengeweht, aber auch aus ihnen rannen eilige Wasserfäden hervor und suchten den Bach, der mit belebterem Rauschen zu Tal stürzte. Über den feuchtblauen Himmel zogen hoch oben die feinen, weißen Föhnstriche, viel tiefer aber jagten nasse, weiße Wolkenballen vor dem Atem des Windes her. Mit ihren herunterhängenden und ihnen voran flatternden Fetzen streiften sie die Wipfel der hohen Fichten und ließen, wenn sie die Sonne bald verhüllten, bald freigaben, bald Licht, bald Schatten über die Landschaft wandern. In diesem Spiele erglänzten die klebrigen Blatt- und Blütenknospen der Obstbäume, die dicht vor dem Aufbrechen standen, leuchteten die ersten Gänseblumen und Primeln aus dem kurzen nassen Grase von Rainen und Matten, und ein paar frühzeitige Finken sangen das erste Lied des bescheidenen Vorfrühlings in die wiedererweckte Welt.

Über die Felder in der Ferne zogen langsam und mit schweren Schritten die pflügenden Bauern, die jetzt, da die Erde sich geöffnet hatte, sie bereiteten für die Frühjahrssaat, bevor etwa ein einfallender Frost sie wieder verschlösse. Auch Dieter, der über den vom Tauwasser aufgeweichten und schmutzigen Feldweg langsam emporgestiegen war, fand den alten Knecht bei der Arbeit. Aber er konnte sie nicht loben, denn der Pflug war nicht tief genug gegangen, um den schweren Boden richtig umzustürzen, und die Furchen zeigten manche Ausbuchtungen, wie sie einem nachlässigen oder schwachen und ungeschickten Pflüger begegnen mögen.

Gerade kam der Alte über die Höhe zurück auf Dieter zu, und dieser bemerkte wohl, daß beim rascheren Ausgreifen der bergab schreitenden Ochsen, über die der Pflügende nicht die rechte Gewalt hatte, der Pflug bald nach rechts, bald nach links auswich. Der Knecht las wohl in Dieters Augen den Vorwurf; denn als er herangekommen war und den Pflug gewendet hatte, band er die Leitseile an der Pflug-

Digitized by Google

sterz fest und trat mit schwerem Atem zu Dieter.

Er wisse wohl, meinte er, daß er nicht sauber geschafft habe; aber das föhnige Wetter mache ihm immer solche Atemnot zu dem Gliederreißen, das ihn in jedem Frühjahr überfalle wie ein Beißwurm. Dieter solle es doch nicht zürnen, aber der Acker müsse eben bestellt werden, so gut oder schlecht es ohne Hilfe gehn wolle.

Dieter nickte nur und trat zu dem Pfluge. Er sah gleich, daß das Pflugmesser oder Kolter, von dessen Stellung für das tiefe Pflügen fast alles abhängt, zu hoch gesteckt sei, und auch das Vorgestell war so tief eingehängt, daß kein Zweifel blieb, der Alte habe sich die Arbeit nach Tunlichkeit erleichtert, da er niemand erwartete, der ihm auf die Finger sah. Mit ein paar Handgriffen stellte Dieter den Pflug so ein, wie es der schwere Boden verlangte, den er noch wohl kannte; dann nahm er die beiden Sterzen in die Hand, fühlte im Greifen, daß es der gleiche Pflug sei, den er selbst und wohl sein Vater und Großvater über den gleichen Acker geführt hatten, und er rüttelte leise daran, wie an der Hand eines alten Freundes.

Da trat der Knecht, der Dieters Beginnen mit bedächtigen Augen verfolgt hatte und sich sein Schweigen nicht zu deuten wußte, mit der Geißel in der Hand heran, um weiter zu pflügen. Dieter aber bedeutete ihn kurz, die Ochsen anzutreiben, er selbst wolle den Pflug führen.

Es war wohl nur ein Einfall, neben der Erinnerung an die eigene Arbeit am gleichen Platze aus dem altererbten Bauernblute angesprungen, daß er versuchen wollte, ob er wohl noch pflügen könne. Aber als die Ochsen sich schwer ins Geschirr legten, der umgesteckte Kolter tief in den Boden hineinstach und ihn mit seinem scharfen Messer durchschnitt, als über die silberne Pflugschar die dunkelbraunen, glänzenden Schollen in weichem Stürzen sich vor seine Füße legten und ihren herben, kräftigen Duft zu ihm hinauf sandten, der ihm so unendlich vertraut geblieben war:

Da wurde ihm mit eins zumute, als ob er nie auf den Schulbänken den widerwilligen Kopf mit gelehrter Wissenschaft gefüllt, nie in qualvollen Stunden über fremde und eigene Sündhaftigkeit die Zähne zerknirscht und die Hände zerrungen hätte mit Gedanken voll Weltflucht und Abtötung, sondern als ob er immer den Pflug geführt und sein eigenes Feld bestellt hätte, wie die hunderte seiner Vorväter, die er bis in die fernsten Zeiten erahnte, eine lange Reihe fester Bauern auf eigenem Grund, deren erdhafte Kraft und erdhafter Sinn sein bestes Erbe war.

Eratmend hielt er auf der Höhe, wo der Acker zu Ende war und wo der Blick hinaus nach Süden streifte; da lag über dem weithin ziehenden Tale des Rheines und fernem Hügellande die silberne Kette der Alpen in der föhnklaren Luft. Und in die schimmernde Ferne hinaus und tief hinein in sein eigenes Wesen schaute der Dieter mit leuchtenden Augen.

Der Knecht aber holte zu weiterer gemächlicher Arbeit die Pfeife hervor, und während er mit Stahl und Stein Feuer schlug, blickte er nach der eben gepflügten Furche hinab, sah, daß sie tief und schnurgerade war, und brummte anerkennend: „Pflügen kann er, der Dieter, fast wie ein Meisterknecht!“

Dann fiel sein Blick auf diesen, der in seinem halbgeistlichen Gewande mit flatternden, feuchten Locken hochaufgerichtet in Wind und Sonne stand; und wieder brummte er in halber Scheu: „Er sieht doch aus, schier gar, wie ein Heiliger, der Dieter!“

Der aber hieß ihn den Pflug wenden und zog eine zweite Furche die Höhe hinab, tief und schnurgerade; mit mächtiger Kraft verhielt er das Gespann, das beim Hinabschreiten stärker ausgreifen wollte, sah die gleichmäßigen braunen Schollen über die Pflugschar rieseln und setzte Schritt für Schritt mit schwerem, langsamem Auftreten in den fruchtbaren Boden, ein wiedergewonnener Sohn der mütterlichen Erde, die er nie mehr verlassen wollte.

## Der Schwur. Von Carl Paul Hiesgen

Im Dielengang ging zwölfmal
Die alte Bauernuhr.
Du riefst, ich sollte kommen,
Mir war's ein heilger Schwur.

Um Mitternacht stieg leise
Mein Herz zu dir herein.
Du lagst im weißen Linnen,
Als wie im Totenschrein.

In deinen Madonnenhänden
Schlief blühend ein Ave Marie.
Ich öffnete weit deine Arme
Und küßte dein schneeweißes Knie.

Und küßte dich, bis du weintest,
Und ging bei deinem Schwur.
Im Dielengang ging zwölfmal
Die alte Bauernuhr.

Digitized by Google

# Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin

Mit fünfzehn photographischen Aufnahmen von Hans Natge, Karl Schenker und Zander & Labisch, Berlin

## Die Franzosenkrankheit

Es war in den liebenswürdigen Septembertagen, wo der Theaterkarren gewöhnlich noch ein bißchen ziellos über die staubige Straße zuckelt. Da lud das Theater in der Königgrätzer Straße, das ebenso reizend ist, wie es scheußlich heißt, zu einer Première ein, einer richtigen Première, denn die Verfasser waren Franzosen und hießen tadellos echt: Gaston de Caillavet und Robert de Flers. Man konnte sich die „Fahrt ins Blaue", auf die die beiden Herren ein verliebtes Pärchen schicken, wohl gefallen lassen und brauchte nicht entrüstet zu tun, wenn eine von Frieda Richard mit entzückendem Takt gespielte Großmama die jungen Leute, die sie auf einer regelrechten Hochzeitsreise vermutet, in fürsorglicher Liebe verkuppelt. Aber die Wetterkundigen fürchteten, daß die Pariser Stückeschreiber und die Berliner Theaterdirektoren sich mit dieser einen Fahrt nicht begnügen würden, und in der Tat bekam ein Theater nach dem andern die Franzosenkrankheit. Das Trianontheater unter den Stadtbahnbogen ließ Wedekind Wedekind sein. Der „Kammersänger" mit Kaiser-Titz tat freilich seine Wirkung auch auf ein dem Dichter fernes Publikum, und der noch nirgend öffentlich gegebene „Tod und Teufel" mit Heinrich Schroth als dem ideal gesinnten Mädchenhändler zog gewiß die Leute an, zumal auf dem Zettel sehr deutlich zu lesen stand, in welcher Öffentlichkeit das Drama spielt. Aber „Freund Teddy" von Rivoires und Besnards G aden erwies sich als zuverlässiger, ein anständiges und unterhaltsames Stück, dessen Neubelebung sich lohnt, da Arnold Korff mit warmherzig-

Erika Gläßner, Heinz Stiede und Frieda Richard in der ‚Fahrt ins Blaue' von Gaston de Caillavet und Robert de Flers. (Theater in der Königgrätzer Straße)

Digitized by Google

drolliger Menschlichkeit den verliebten Helden spielt. Das unter der gleichen Leitung der Brüder Rotter stehende Kleine Theater griff ebenfalls auf einen altbewährten Boulevard-Schwank zurück: „Fräulein Josette — meine Frau" von Govault und Charney, obgleich Carola Toelle ein wenig zu klösterlich für die tugendhafte Heldin erzogen war. Und selbst das Kleine Schauspielhaus unterbrach den vielgescholtenen und prozeßverfolgten Schnitzlerschen „Reigen", um die wundervoll rangenhafte Käte Dorsch als Kiki in Picards Schwank, verliebt, berechnend und wehrhaft über die Bühne tollen zu lassen. Ein paar Schritte weiter, im neugegründeten Theater am Zoo begann Gustav Charlé mit einem falschen Franzosen, mit Rudolf Eger, dessen „kleine Lecassot" kein Modell, sondern eine Marquise ist und gottlob nicht den leichtsinnigen Maler, sondern den treuen Freund und Marquis heiratet. Aber über einen verunglückten Roda Roda fand auch diese Bühne den heilbringenden Weg nach Paris, und wenn man dem „Ewig-Männlichen" von Romain Coolus auch nicht viel Besseres nachsagen kann, als daß Hansi Arnstädt Toiletten trägt, wie sie einer Kokotte mit 40000 Franken Monatsrente zukommen: der Direktor hat, was er braucht, um sein gewiß gewagtes Unternehmen der Gunst der Masse zu empfehlen. Auch Bühnen, die es eigentlich nicht nötig haben sollten, machen die französische Mode mit. Die „Tribüne", die den an die Geheimnisse dichterischen Schaffens rührenden „Wettlauf mit dem Schatten" von Wilhelm von Scholz in einer sehr eindringlichen Vorstellung herausgebracht hatte, verschrieb sich alsbald den knalligen Wirkungen von Alexandre Bissons „Fremder Frau", die freilich durch Rosa Valettis überragende Kunst aus einem gruseligen Kinoschmarren zu einer fast vollgültigen Tragödie wird. Und wenn ich schließlich noch Tristan Bernards „Hühnerhof" in den Kammerspielen erwähne, so ist damit die lange Reihe der französischen Gäste bei weitem nicht vollständig namhaft gemacht.

Käte Dorsch
in der Titelrolle von „Kiki" von André Picard
(Kleines Schauspielhaus)

Man kann nicht sagen, daß die Franzosen sich durch die Bank sittenlos aufführten. Ein Stück wie z. B. der „Hühnerhof" wird auch zarte Seelen durch keine ausgesprochene Unanständigkeit verletzen. Da ist einer, der sich vor den Frauen nicht retten kann und sich nach Ruhe sehnt, und ein anderer — von Hugo Thimigs quecksilberner Blondheit aufs lustigste dargestellt, — der sich in Abenteuer stürzen möchte, aber sich am Ende in einer possenhaften Wendung mit einer ziemlich verkalkten Tante einschließen muß. Warum soll man über solche Dinge nicht lachen, wo as Lachen so rar geworden ist? Das Unangenehme ist nur, daß wenige fühlen, wie fremd uns diese Lustigkeit ist, die sich an einer rein physisch genommenen Erotik entzündet. Es ist für einen Deutschen schwer festzustellen, was deutsch ist in der Kunst. Aber man kann mit Sicherheit behaupten, daß diese Spielart unserm Wesen widerspricht und nur deshalb beklatscht wird, weil wir wie überall so auch im Theater das Fremde für vornehmer oder mindestens für flotter halten. War das schon in Friedenszeiten ein Jammer, so ist es jetzt eine Schande. Man darf die Theaterdirektoren nicht tadeln: sie wollen und müssen verdienen. Die Presse aller Parteien tut ihre Pflicht: sie warnt, aus Gründen des guten Geschmacks und des Nationalstolzes. Schuld allein hat das Publikum, das es nicht über sich gewinnt, derartige Vorstellungen zu meiden.

Sonderbare Heilige und geschäftstüchtige Macher versuchen freilich uns einzureden, daß auch diese Krankheit ein Segen sei. Sie schwärmen von der Solidarität der Kulturvölker und verschweigen klüglich, daß immer nur wir es sind, die darauf hineinfallen. Und sie schwindeln. Denn wenn wir an das Beste denken, was der gallische Geist unsrer Bühne geschenkt hat, an Molière, so bemerken wir, daß sich niemand um ihn bekümmert. Wir haben in Max Pallenberg einen Humoristen, der für die Charakterrollen des großen Franzosen geschaffen ist. Er muß in einer amerikanisch-deutschen Albernheit („Jonnys Busenfreund" im Komödienhaus), zusammen mit Hans Waßmann, sein Talent verzetteln, und wenn er Molière spielen will, tut er wohl daran, sich zu den Tschecho-Slowaken zu verfügen.

### Der Operettentaumel

Wenn man an die Franzosen denkt, wird man milde gegen die Operette. Sie er-

Digitized by Google

Margarete Christians im ‚Hühnerhof' von Tristan Bernard. (Kammerspiele)

scheint selbst in ihren geringeren Leistungen als das kleinere Übel. Die alte Revue hat James Klein in der Komischen Oper neu belebt. Er erreicht mit dem die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit glossierenden „Herrn der Welt" zum mindesten den Glanz der Ausstattung im alten Metropoltheater; das, was man unter „Betrieb" in Berlin versteht, hat den Stoff für Kollos „Königin der Nacht" mit der reizenden Alice Hechy im Neuen Operettentheater hergegeben. Eine richtige Tanzoperette ist das in der Handlung recht arme „Nixchen" von Oskar Straus im Wallner-Theater. Antikisch kommt uns diesmal Gilbert in der „Braut des Lucullus" (Luzulus sagt der humanistisch ungebildete Berliner). Das Theater des Westens hat für den behaglichen Römer den rundlichen Humoristen Jakob Tiedtke. Zu Offenbach hat sich der hochbegabte Eduard Künnecke gefunden, nachdem er mit seinem reizenden „Vetter aus Dingsda" erneut seinen Melodienreichtum und seinen feinen Geschmack erwiesen hatte. Seine neueste Operette — wiederum am Nollendorfplatz gespielt, gesungen, getanzt — schöpft aus dem alten Amphitryo-Stoff und bringt eine lustige, gelegentlich auch etwas bedenkliche „Ehe im Kreise" zustande. Die Aufführung ist glänzend. Lori



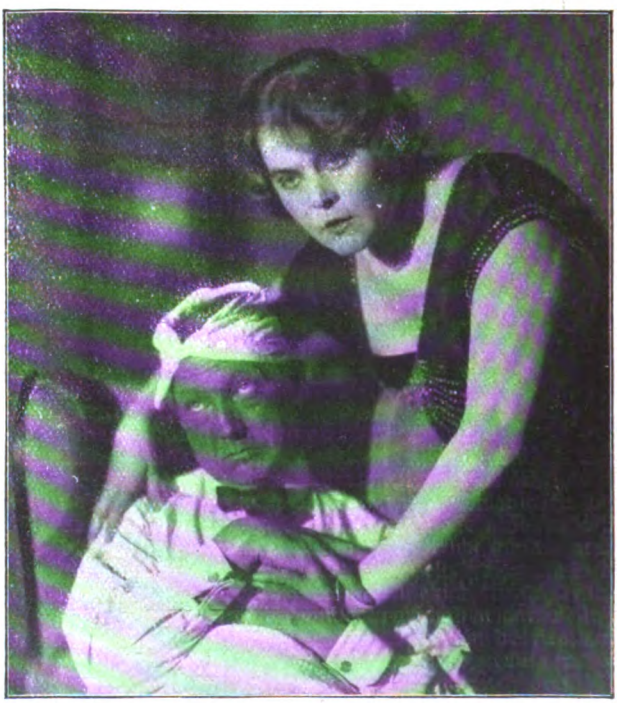
Digitized by Google

Fräulein Klinder und Arnold Korff in ‚Mein Freund Teddy' von Rivoire und Besnard. (Trianon-Theater)

ungefähr so gestaltet sind, wie sie der Durchschnittsbürger selber erlebt hat. Was freilich gegen den dichterischen Wert des Werkes spricht. Denn diesen Vorzug teilt es mit einem ordentlichen Zeitungsbericht. Ein Oberstleutnant, altpreußisch, tüchtig, ein wenig trocken und ganz phantasielos, hat im Krieg seine Frau und seinen Sohn verloren. Die Frau hat sich an einen pazifistisch salbadernden Hausfreund verloren. Der Junge, der carloshaft für die schöne Stiefmutter schwärmt, ist Kommunist. Der Adjutant des alten Herrn ist nicht minder bankrott. Er findet sich nicht in die neue Zeit und ist entsetzt, als seine in Sudermanns Sinn „frei" gewordene Braut von Liebe ohne Ehe redet. Es fehlen auch nicht die unentwegt Gläubigen, der jüngere Bruder dieses verzweifelten Offiziers und eine kleine verwaiste Waltin. Es treten angesäuselte Soldatenrätler auf. Maschinengewehre knattern. Und während eine ausströmende Gasflasche den unrettbaren Oberstleutnant erlöst, findet sich die verirrte Leux gibt die Alkmene. Den lebhaftesten Beifall erringt Claire Waldoff als Europa durch ein zündendes Couplet. Im deutschen Künstlertheater — wer denkt noch an die „Scheidungsreise"? — ist Max Adalbert als heiliger Ambrosius zu sehen, d. h. als tugendhafter Gymnasialprofessor. Er singt sogar, was er eigentlich nicht kann, und wandelt selbst diesen Mangel in einen humoristischen Vorzug.

### Die Revolution

„Wo waren wir stehengeblieben?" fragt Max Adalbert als heiliger Ambrosius. Vielleicht hat sich auch Sudermann so gefragt, als er sich in seiner Reihe vaterländischer Schauspiele vom „deutschen Schicksal" an den „Notruf", sein Revolutionsdrama, machte. Er hat seine Lorbeeren als der freilich nicht ganz unbestechliche Kritiker der Zeit gesammelt. Die Zeit schritt fort. Er ging mit oder doch hinterdrein, und so schrieb er mit all seiner Bühnengewandtheit ein Stück aus dem bösen Spartakistenwinter 1918 19. Der Reiz des in der Königgrätzer Straße aufgeführten Dramas liegt darin, daß Menschen und Schicksale



Lili Breda und Hans Waßmann in ‚Jonnys Busenfreund' von Walter D. Ellis. (Komödienhaus)

Digitized by Google

Gattin zum Gatten, was eigentlich eine Roheit ist, denn fünf Minuten vorher war sie zum Sterben bereit. Das ist alles gut gemeint und nicht ohne Wirkung gemacht, aber es steht kein erglühender Mensch dahinter.

Die politische Gesinnung Sudermanns wird den Lesern dieser Hefte näher stehen als die des Münchner Kommunistenführers Ernst Toller. Mag er als Revolutionär gesündigt haben und büßen müssen: die Reinheit seines dichterischen Schaffens hat die ergreifende Vorstellung seiner „Masse Mensch" in der Volksbühne vor jedermann offenbart. Eine Frau, von Mary Dietrich mit unvergeßlicher Kraft gestaltet, hilft die Masse zum Umsturz treiben, stimmt der Bewaffnung der Menge zu und fühlt sich dann des vergossenen Blutes schuldig. Sie sühnt durch den Tod, nachdem sie sich einer gewaltsamen Befreiung aus der Haft widersetzt hat. Aber dieser Opfertod ist nicht umsonst. Wir fühlen auch ohne die etwas aufdringliche Symbolik zweier armseliger Gefangener, die sich um ein Stück Brot zanken und beim Knall der Salve Frieden schließen: wenn die Menschheit überhaupt noch besserungsfähig ist, so wird sie es durch das uneigennützige Vorbild einzelner. Und ist das nicht merkwürdig, daß ein kommunistischer Agitator sich gegen die Masse wendet und im einzelnen das Heil erblickt? — Die Regie hatte Jürgen Fehling. Es war meisterhaft, wie er die schwierige Aufgabe einer zwischen Wirklichkeit und Traum schwebenden Dichtung löste.

Lori Leux und Ilse Marwenga im ‚Vetter aus Dingsda' von Robert Künnecke. (Theater am Nollendorfplatz)

Zum eigentlichen Revolutionstheater von Berlin entwickelt sich immer mehr das Große Schauspielhaus. In diesem weiten Raum, der die Leitung des Spiels wie den Spieler selbst zu greller Deutlichkeit zwingt, ist das Drama des Mitleids, sind Hauptmanns „Weber" in die Nähe von Hölz und Spießgesellen gerückt. Und Hartmanns Karl Moor, Klöpfers Götz konnten das Schillersche Schauspiel so wenig wie das Goethesche vor dem Schicksal retten, zu Spektakelstücken zu entarten. Gewiß, auf dem Titelblatt der „Räuber" steht „in tyrannos", und das letzte Wort des Verlichingen heißt: „Freiheit", und immer hat uns der Sturmwind kühner Jugend erfrischt, der durch beide Werke gewaltig braust. Er hat sicher auf keiner Bühne so hinreißend getobt wie im Großen Schauspielhause. Aber Schiller und Goethe haben nicht bloß fortissimo vorgeschrieben, und jedes andere Tempo ist nun mal in diesem Hause unmöglich.

Ein Revolutionär, der kurz vor der Entscheidung stockt und sich nach Pflicht und Schuldigkeit subordiniert, ist Fritz von Unruhs Prinz Louis Ferdinand. Das Deutsche Theater brachte die wegen ihrer zersplitternden Einzelheiten nicht sonderlich bühnengerechte Tragödie zu starker Wirkung. Denn so kräftig der Dichter den Konflikt in der Seele seines zum König berufenen und aus preußischem Pflichtgefühl entsagenden Helden anpackt: es fehlt eine letzte Klarheit grade an



Digitized by Google

der entscheidenden Wendung. (Buch bei Erich Reiß, Berlin.) Die von Gustav Hartung geleitete Vorstellung zeigte das Deutsche Theater mit Hartmann als dem Prinzen, Lina Lossen als Königin, Werner Krauß als Wiesel (dem Kriegsrat und Königsmacher) auf einer Höhe, die seinen besten Überlieferungen entspricht.

### Artistentum

Auch im „Kean" von Alexander Dumas floß einmal revolutionäres Blut. Unsre Väter und Großväter wenigstens empfanden dies Schauspiel von Genie und Leidenschaft als einen Kampfruf wider die gesellschaftliche Mißachtung, in der der Stand des Bühnenkünstlers noch immer lebte. Nun hat Kasimir Edschmid aus dem alten Theaterstück „ein Stück Theater" gemacht. Aber der Titel trügt. Es ist ein Stück Zirkus geworden und gehört statt ins Deutsche Theater ins Große Schauspielhaus. Trotz Bassermann, der in der Titelrolle den Hamletschen Monolog erschütternd spricht. Trotz Paul Graetz, der als Souffleur gespenstisch herumhuscht und sein Liedchen vom Hampelmann so rührend singt und summt, als sei es etwas Heiliges. Denn das Wesentliche des Abends ist Boxen und Springen und Pistolenschießen und vor allem, daß Bassermann auf den Händen läuft. Viel Seele hatte Dumas nicht. Aber der Expressionist hat noch viel weniger.

Emmi Sturm in der Titelrolle der ‚Braut des Lucullus' von Gilbert. (Theater des Westens)

Auch Sternheims „Manon Lescaut" lebt aus zweiter Hand (was man so leben nennt). Das Theater in der Königgrätzer Straße hat ihm eine neue Rolle für die Orska zu danken. Aber auch ihre ebenso raffinierte wie engbegrenzte Kunst führte das Schauspiel nicht zum Siege, das Sternheim (nach der Anzeige seines Verlegers) „über der Vorlage des berühmten Liebesromans des Abbé Prévost" geschaffen hat. Sternheim ist Philistertöter. Und wie philiströs ist es, glauben machen zu wollen, daß die Dirne wesentlich interessanter und wertvoller ist als der Bourgeois!

Als ein beglaubigter Dichter lebt Max Dauthendey in unsrer Erinnerung. Die „Spielereien einer Kaiserin" freilich, die das Lessing-Theater wieder aufnahm, lassen wenig von dem Reichtum an echten Schätzen ahnen, den der Lyriker namentlich auszustreuen pflegte. Er hat in diesem Schauspiel nicht mehr gegeben als fünf Bilder aus dem Leben der ersten Katharina, der Gattin Peters des Großen. Wir sehen sie filmmäßig als Dragonerweib, als Geliebte Menschikoffs, als Kaiserin, als Herrscherin und endlich auf dem Totenbett. Diese Bilderfolge ist geschmackvoll und unterhaltend gemacht; sie entbehrt jedoch der festen dramatischen Verknüpfung, und sie würde vermutlich nicht wieder aufgefrischt worden sein, wenn das Theater nicht für die Katharina und den Menschikoff zwei hervorragende Darsteller hätte: Tilla Durieux und Albert Steinrück. Hier genießt man einmal bloß Schauspielkunst. Jedes Wort, jede Bewegung, jede Miene ist von klassischer Vollendung.

Im Banne der Franzosen steht der Schauspieler Kurt Götz, dessen „Ingeborg" der erste Erfolg des neuen Theaters am Kurfürstendamm geworden ist. Das Theater hat sich unter Direktor Roberts Leitung im Hause der alten Sezession angesiedelt und sieht viel liebenswürdiger und geschmackvoller aus, als man es dem Kurfürstendamm zutrauen sollte. Götz ist ein geschickter Plauderer, der nicht ohne Erfolg durch die Schule von Oskar Wilde gelaufen ist, und es berührt sehr angenehm, daß er seiner blonden Ingeborg den unvermeidlichen Ehebruch nicht allzuleicht macht. Indem er ein Deutscher ist und die Liebe, selbst die unerlaubte, noch etwas mit Herz und Gewissen zu tun hat. Und wenn man das berücksichtigt,

Digitized by Google

Paul Hartmann in ‚Prinz Louis Ferdinand von Preußen' von Fritz v. Unruh. (Deutsches Theater)

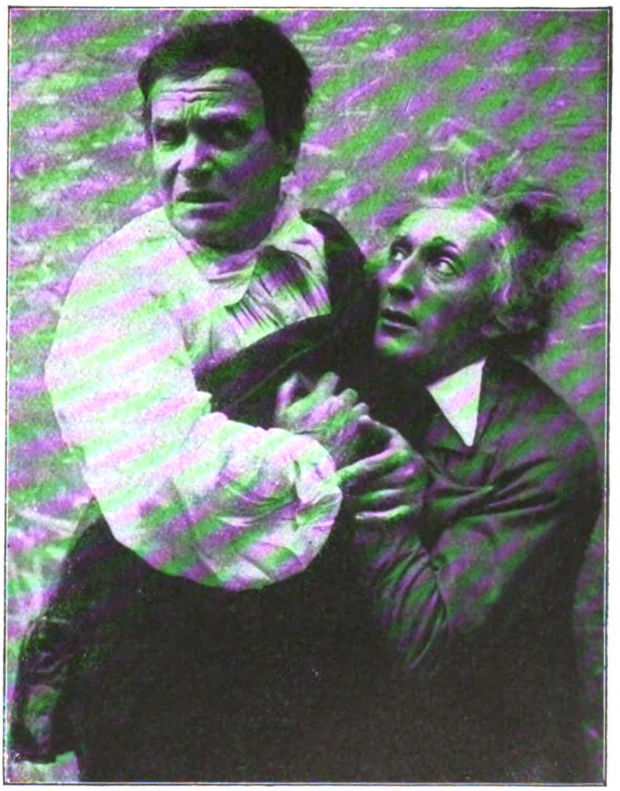
möchte man den Verfasser beinah schon aus der Gesellschaft der Macher entfernen.

### Das deutsche Herz

Vielleicht klingt die Überschrift dieses Abschnitts manchem pathetisch oder sentimental. Aber wer einen halben Berliner Theaterwinter überstanden hat, wird dankbar für das, was seine Kritik entwaffnet, was ihm ans Herz gegriffen hat. Und er möchte den Fernstehenden, die diese viel und oft mit Recht geschmähte Stadt abscheulich finden, nachdrücklich versichern: wir sind selbst im Theater nicht so gottverlassen, wie ihr glaubt. Freilich muß man das Deutsche suchen wie überall im Vaterland. Aber es ist da, und wer will, kann sich daran erquicken.

Man muß sich nur von Vorurteilen befreien. Schloßpark-Theater in Steglitz, das klingt beinah wie früher der Schwarze Adler in Schöneberg oder Mutter Graebert in der Hasenheide, und doch hat sich hier, ähnlich wie bei der großen Volksbühne am Bülowplatz, ein Unternehmen durchgesetzt, das unter der Leitung von Paul Henckels und Dr. Hans Lebede eine Reihe vortrefflicher Leistungen aufweisen kann. Es war ein Mißgeschick, des Lyrikers Heynicken „Ehe" aufzuführen. Aber man spielt Eulenbergs „Alles um Geld", Henckels, der den phantastischen Schuldenmacher gibt, und verleiht der im Zwischenreich von Romantik und Realistik schwebenden Tragödie das eindrucksvollste Bühnenleben (Buch bei J. Engelhorn, Stuttgart). Über dasselbe kleine Theater tändelte Bahrs „Konzert", an das die Vergeßlichen längst nicht mehr dachten, wenn sie die geläufige Klage anstimmten, daß wir kein deutsches Lustspiel hätten. Hebbels „Maria Magdalena" wurde nicht ganz bezwungen, aber der Versuch zeigte doch, wie ernst die Bühne ihre Aufgabe nimmt.

Auch das Lustspielhaus in der Friedrichstraße steht in diesem Winter (und in seiner Geschichte zum erstenmal) unter einer Leitung, die

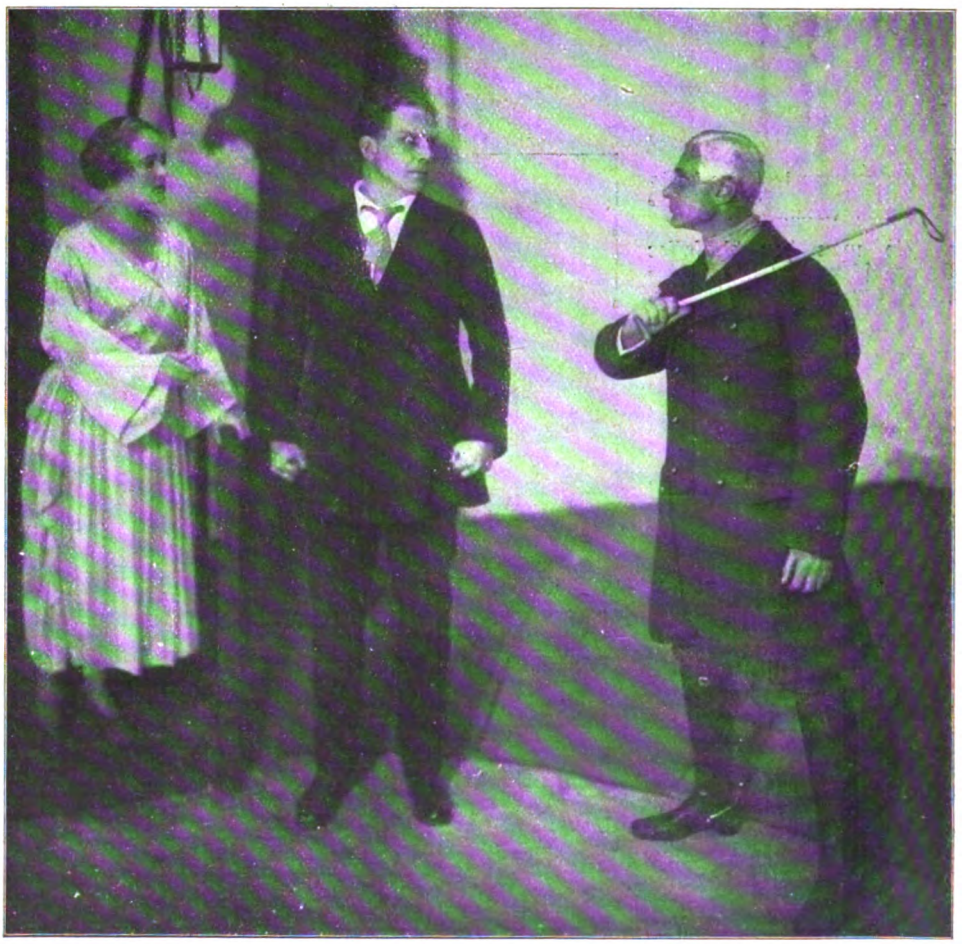


Albert Bassermann und Paul Graetz in ‚Kean' von Kasimir Edschmid (Deutsches Theater)

Digitized by Google

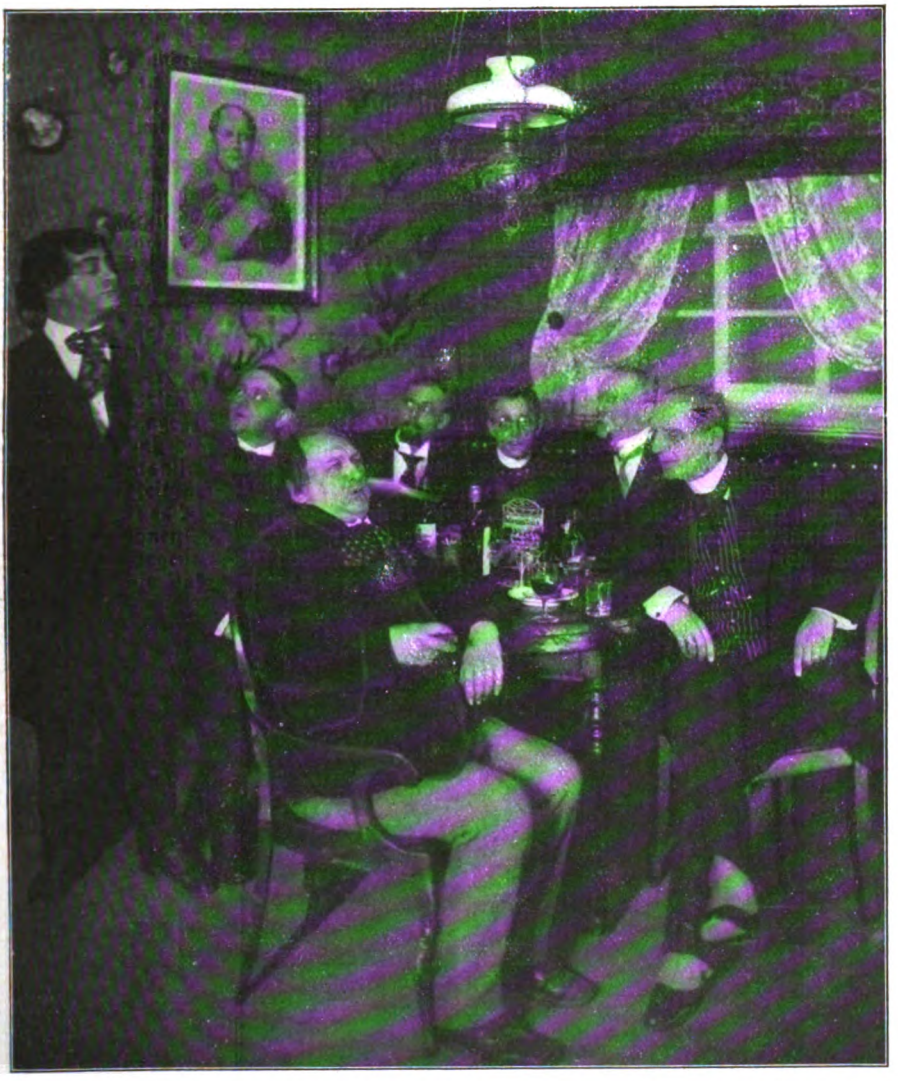
es ernst nimmt mit der deutschen Kunst. Es begann mit den „Schauspielern", einer Komödie von dem Rheinländer Wilhelm Schmidtbonn. Ein Fünfzigjähriger — Alfred Abel spielt ihn herrisch, knapp, kalt, hundertfach enttäuscht und dennoch lebensgläubig — wird noch einmal von der Sehnsucht nach Liebe geschüttelt. Drei hübsche Schauspielerinnen von einem wandernden Meerschweinchen haben es ihm angetan. Eine von ihnen soll die Seine werden. Die Truppe befindet sich in Not. Die drei, die das Ansinnen zunächst abgewiesen haben, besinnen sich und kommen eine nach der andern zu dem fremden Herrn. Der wundert sich über das dreifache Glück, bis er sich seiner Einsamkeit erneut bewußt wird. Doch eine von den Dreien bleibt und schenkt sich ihm aus Mitleid, was ihren Verlobten und Kollegen, der ihre edle Regung versteht, nicht auf die Dauer verstimmt. Die Vorstellung scheiterte an den drei Damen, die nichts von der romantischen Schwermut hatten und ebensowenig von der romantischen Heiterkeit, die das Wesen dieses Stückes ausmachen und die ihm trotz theatermäßigem Ungeschick seinen Wert verleihen.

Einen stärkeren Erfolg erspielte dasselbe Theater (gleichfalls unter Heinz Saltenburgs Leitung) dem „Peter Brauer" von Hauptmann (S. Fischer, Berlin). Die Tragikomödie ist 1911 entstanden, und ihre Verwandtschaft mit dem „Kollegen Crampton" und „Michael Kramer" liegt auf der Hand. Es ist nicht minder klar, daß sie nicht zu den Meisterwerken des Dichters zählt. Und dennoch! Der verlumpte Maler, der den falstaffmäßigen Helden abgibt, braucht vielleicht nicht einmal von einem so prächtigen Humoristen wie Tiedtke gespielt zu werden, um seine Menschlichkeit zu bewähren. Dieser Mann ist das Stück wert, mag es im übrigen lässig gebaut sein und im letzten



Fräulein v. Ackney, Hans Marr und Alfred Abel in den ‚Schauspielern' von Wilhelm Schmidtbonn (Lustspielhaus)

Digitized by Google



Die Stammtischgäste im II. Akt von Gerhart Hauptmanns ‚Peter Brauer'. (Lustspielhaus)

Akt an Dürftigkeit und an Längen leiden. Und auch sonst gelingt Hauptmann mancherlei, was kein andrer ihm nachmacht. Da gibt es z. B. einen Rittmeister mit etwas schwerer Zunge — unsinnig, talentlos! Aber dieser Mann (Alfred Haase) ist keine Karikatur. In Beschränktheit und Ungeschick ist auch er ein Mensch, ein prächtiger, ein rücksichtsvoller, und es ist ein Irrtum, wenn man die Gestalt als eine unzeitgemäße Verhöhnung des Militarismus ansieht.

Der „Peter Brauer" ist kein Meisterwerk. Das sind dagegen die „Jungfern von Bischofsberg", die endlich in den Kammerspielen zu längst verdienten Ehren kamen. Hauptmann wird vermutlich mit anderen Werken, die gleich den „Jungfern" vor vielen Jahren auf ein unempfängliches Publikum stießen, ähnliche Erfahrungen machen. Dieses Lustspiel galt für dünn, schwächlich, langweilig. Und jetzt stellte sich heraus, daß es deutsch ist, wie die Figuren am Naumburger Dom, von denen es schwärmt und zu denen auch kein Deutscher eine Wallfahrt unternimmt. In diesem Stück atmet ein wunderbares Behagen, eine selige Leichtigkeit, ein gutmütiger Humor. Und die Ausführung war des Kunstwerks würdig. Da war Max Gülstorff als Oberlehrer Dr. Nast, und es war um jede Bewegung schade, die einem entging, weil man doch auch die reizenden vier Ruscheweys sehen wollte und den weinfrohen Onkel und den frischen Dr. Grünwald, den melancholischen Bibliothekar oder den frechen Vaga-

Digitized by Google

bunden. Man hatte an diesem Abend das seltene Erlebnis einer reinen und köstlichen Heiterkeit.

Nachdem die böse Zeit einer seelenlosen Pedanterie vertrieben ist, machen sich die Menschen vom Bischofsberg nach Bimini auf den Weg, zur Märcheninsel. Und wir ahnen, wie im Märchen letzte Erfüllungen ruhen. Julius Berstl hat ein richtiges Märchenspiel geschrieben: „Der lasterhafte Herr Tschu." Es wird im Lessing-Theater gegeben und zeigt einen bösen Mandarinen, der vom Höllenrichter zur Strafe für seine Sünden noch einmal auf die Erde geschickt wird. Er muß in den Leib eines Flickschneiders schlüpfen und wird nun an seiner Frau und an seiner Geliebten um einige schmerzliche Erkenntnisse reicher. Alexander Granach war

Tilla Durieux in den ‚Spielereien einer Kaiserin' von Max Dauthendey. (Lessing-Theater)

Herr Tschu, Elisabeth Bergner die Geliebte, beides die schauspielerischen Höhepunkte des Abends, der im übrigen darunter litt, daß der Dichter sich den Humor hatte entgehen lassen, der in dem verschneiderten Richter liegt. Und doch: man war dankbar, daß wieder einmal jemand die Rätselfrage stellt: Was bist du?

Schlichter tut das auch Ferdinand Raimund und weiß besseren Bescheid, weil er ursprünglicher empfindet und volkstümlicher gestaltet. Am Bülowplatz hatte man gegen das Ende der vorigen Spielzeit den „Bauer als Millionär" herausgebracht. Wer das ergreifende Schicksal Wurzels je erlebte: wie die Jugend Abschied nimmt und das Braunerl in einen Schimmel verwandelt, ging mit sorgender Liebe ins Staatstheater, wo die „Gefesselte

Celly Böheim, Roma Bahn, Liselotte Denera und Mervis in den ‚Jungfern vom Bischofsberg' von Gerhart Hauptmann. (Kammerspiele)

Digitized by Google

Fräulein Bergner und Herr Franael im „Lasterhaften Herrn Tschu“ von Julius Berstl. (Lessing-Theater)

Phantasie“ neu einstudiert war. Es schien alles getan zu sein. Der Schauspieler Karl Etlinger, der den Harfenisten Nachtigall spielen würde, hatte das Zauberspiel bearbeitet, und man führte die Musik auf, die Mottl für das Stück aus Schuberts „Zauberharfe“ entlehnt hat. Aber hatte sich der gute Raimund nicht übernommen, als er die Phantasie selber auf die Bühne zu bringen wagte? Er hatte doch nun mal was von seinem ursprünglichen Konditorhandwerk. Gewiß! Seine Genien könnten aus Tragant sein. Aber er ist eben doch ein Dichter und hat ein reines Herz, und wir glauben an seine Phantasie, die Neid und Anmaßung in Fesseln schlagen, und lachen über die Dichterlinge im Hofstaat Hermiones, der Fürstin. Uns geht eine Ahnung auf, daß dem melancholischen Komödianten und Vorstadtdichter Vipria und Arrogantia das Leben schwer gemacht haben wie nur je einem Großen und daß in diesem bunten Spiel eine ergreifende Lebensbeichte ruht. Uns behagt der wienerische Apollo, dem Ledebur das Aussehen eines alternden Theaterdirektors und ersten Helden gab, und wir jubeln, wenn der Harfenist Nachtigall seine Späße macht und einen Kranz Knackwürste als nahrhaften Lorbeer empfängt. Ja, dieser Harfenist, der bei Hofe durchfällt und



Digitized by Google

Elsa Wagner als Vipria und Paula Conrad als Arrogantia in der ‚Gefesselten Phantasie' von Ferdinand Raimund. (Staatstheater)

statt König nur Narr wird: er ist der eigentliche Held des Abends und in Etlingers Darstellung eine echt tragikomische Gestalt. In dieser Welt ist gut sein, denn es ist unsre deutsche Welt, und sie wird bestehen, wenn die Franzosen, die Operettenmacher, die Revoluzzer und die Artisten von heute längst vergessen sind.

## Lied der Heimatlosen. Von Else Torge

Kam der große Sturm, der Leben brach, —
Auch mein kleines Haus in Trümmern lag!
Mann und Heim und Kind wie Hauch verflogen, —
Wanderschuh, ach, hab' ich angezogen.
Menschen, Städte wechseln um mich her,
Bin an keinem Ort zu Hause mehr.
Niemals Fluß und Stern so einsam schwinden,
Als ein Weib, das nicht vier Wände binden. —
Was ist Lust und Glück, — was Leid und Tod?
Leben hat sein eigenes Gebot:
Heilig Wunder, wachsend mir aus Schmerzen, —
Jedes Tal ward Wiege nun dem Herzen,
Tausend Ufern zu, von Bergen nieder
Jauchzt die übervolle Seele wieder,
Fremde Tore, Dachgehöck und Mauern
Überschütten mich mit Heimatschauern,
Niegesehne Menschen sind Vertraute —
Machtvoll sich die größre Zuflucht baute!
Für das enge Heim, das mir entschwand,
Bist nun Heimat ganz — o Vaterland!

Digitized by Google

# Sprechen, Vortragen, Reden

## Von Dr. Gustav Manz

Von meiner badischen Heimat erzählt man sich aus längst verklungenen Zeiten eine hübsche Anekdote. Der alte Großherzog Friedrich, jener gütige Fürst, geliebt und verehrt von hoch und niedrig, jung und alt, kam bei einem seiner vielen Besuche im Lande Baden in irgendein Dorf, wo er mit allen Ehren empfangen wurde. Der Ortsschulze hatte die schwierige Aufgabe übernommen, den Landesherrn zu begrüßen. Aber er kam schon über die vertrackte Anrede „Königliche Hoheit" nicht mehr hinaus; immer starrer wurde sein Blick, immer röter wurde sein Kopf; schließlich legte er verzweifelt die linke Hand auf die Herzgegend und stotterte die Worte heraus: „Königliche Hoheit, do steckt's." Das hat ihm selbstverständlich der alte Großherzog Friedrich gutgeschrieben, und die weitere Rede blieb ungehalten.

Wie oft mögen sich wohl im deutschen Vaterlande ähnliche Dinge zutragen! Wie oft mag es einem verzweifelten Sprecher unmöglich sein, das strudelnde Chaos der durcheinanderirrenden Gedanken zu ordnen und zu formen, rednerisch zu gestalten! Freilich vom rein menschlichen Gesichtspunkt betrachtet, hat dieses Versagen im rechten Augenblick etwas Rührendes: denn der stille Beobachter merkt wohl, daß es nicht die Armut der Empfindungen, sondern eben die Unfähigkeit des Gestaltens ist, die einen solchen Redner dem auf den Sand geschleuderten Fisch vergleichbar macht. Viel übler ist ja der umgekehrte Fall: labbriger Redeschwall ohne geistige Grundlage, ohne Durchleuchtung mit wahrem Empfinden. Diese seelenlose „Routine" bildet das genaue Gegenteil jener Redeverkümmerung. Sie ist nichts anderes als eine abscheuliche Wucherung, gegen die mit den schärfsten Instrumenten vorgegangen werden müßte. Beides aber, das Zuwenig und das Zuviel, sind Fehlerzustände, Mißbildungen, die sich dem Kundigen darstellen als der nicht erreichte oder leichtfertig mißachtete Ausgleich von Inhalt und Form, zwischen seelischem Gehalt und klanglicher Verkörperung.

Man sagt nichts Neues, wenn man behauptet, daß gerade dem deutschen Wesen von Hause aus die Kunst der Rede in geringerem Maße eigen sei als etwa den beweglicheren Romanen. Aber man wiederholt auch nur Längsterkanntes, wenn man demgegenüber versichert, es sei durchaus möglich, diesem Mangel der Anlage durch Schulung abzuhelfen und vielleicht kümmerliche Keime doch zu einer erfreulichen Lebensfähigkeit zu entwickeln. Im allgemeinen dürfte diese Tätigkeit angenehmere Früchte tragen, als etwa der Versuch, den geborenen Schwätzer auf ein vernünftiges und erträgliches Maß seiner mündlichen Äußerungen zurückzudämmen. Entwickeln und hervorlocken macht ja gewiß immer mehr Freude als Abhacken und Beschneiden. Jedenfalls habe ich in langjähriger Tätigkeit, in den verschiedensten Berufskreisen, im öffentlichen und im häuslichen Unterricht des Vortrags und der Rede diese Beglückungen eines geduldigen, aber schließlich doch befriedigten Gärtners erfahren dürfen . . .

Wer immer sich mit diesen Dingen praktisch beschäftigt — ich tue es nunmehr seit etwa drei Jahrzehnten — der entdeckt alsbald den Grundquell aller Mangelhaftigkeit des mündlichen Ausdrucks, ganz einerlei, ob es sich um die verständnisvolle, gefühlsmäßig betonte Wiedergabe einer Dichtung oder um das Formen frei aufsteigender Gedankenreihen in mündlicher Rede handelt. Das ist das Unbewußtsein dessen, daß die menschliche Stimme ein Organ ist, dem von der Weltschöpfung, man möchte fast sagen, die priesterliche Aufgabe geworden ist, Seelisch-Schwebendes, Unwägbares, Unmeßbares in Klänge zu formen und so allein, da Seele zu Seele immer nur durch körperliche Vermittlung spricht, dem anderen etwas mitzuteilen, einen Teil seiner selbst an den anderen hinzugeben. Wie aber ist die Priesterin Sprache, vor allem in der Materialisierung unseres gesamten Lebenszuschnittes, in der Hast der modernen Geschäfts- und Erwerbsjagd herabgewürdigt worden zum dienenden Aschenbrödel! Die meisten Menschen benützen ihre Stimme ja überhaupt nur als Betriebsstoff für die Fortleitung des Alltäglichen und Gleichgültigen, des Trivialen und Überflüssigen. Man kann es letzten Endes wohl verstehen, daß die sprachliche Sonderlingssucht gewisser Expressionisten aus dem ängstlichen Bestreben erwächst, um Gottes willen nichts gemein zu haben mit dieser Philistersprache eines durch und durch kaufmännisch eingestellten Daseins.

Im Zusammenhang mit der eben angedeuteten Tatsache ist auch die merkwürdige Erscheinung zu begreifen, daß viele unter uns von Wert und Wesen ihrer Stimme keine Ahnung haben, ja daß sie geradezu, wenn man sie einmal im Unterricht künstlerisch anzuwärmen und aufzulockern verstanden hat, vor der Klangleistung und Tragfähigkeit ihrer eigenen Stimme erschrecken. Das beweist nur, daß sie ihnen gar nicht als ein lebendig arbeitendes Organ in das Vorstellungsleben eingedrungen ist: sie wissen zwar, daß der Turner nicht bestehen kann, wenn er nicht dauernd seine Muskeln stählt; daß der Klavierspieler nicht vorwärtskommen kann, wenn er nicht Tag um Tag in be-



Digitized by Google

wußten Übungen seine Finger über die Tasten jagt, aber das wissen sie nicht, daß das zarte, genial erdachte Instrument der Stimme rettungslos verkümmern, verstauben und vertosten muß, wenn nicht auch ihm ständige Aufmerksamkeit und sorgsame Liebe gewidmet wird. Wir treiben als Kinder eines „hygienischen" Zeitalters Sonderpflegen allerart; Zahnpflege, Fußpflege, Handpflege gehören zu den unweigerlichen Pflichten des sogenannten gebildeten Mitteleuropäers; Sprechpflege aber rechnet man zu den Überflüssigkeiten, wenigstens wenn es sich um die eigene Muttersprache handelt. Ich habe unter meinen Schülern gelegentlich Seminaristen oder angehende Oberlehrer gehabt, die mir einwandfrei die phonetischen Geheimnisse der französischen oder englischen Sprache enthüllen konnten. Dieselben Leute aber ahnten nichts von der Klangsymbolik unserer deutschen Laute. Unserer eigenen Sprache gegenüber zeigten sie eine Vertrustung des Seelenlebens, deren Schorf schließlich nur mit den beizenden Mitteln der Ironie oder der Karikatur zu entfernen war.

Und da komme ich auch noch auf etwas anderes, was der Pflege des lebenden Wortes entgegensteht. Das ist die sogenannte „Verbuchstabung" unseres schreibseligen und druckwütigen Zeitalters. In irgendeinem Lehrbuch der Sprechkunst wird mit Recht darauf hingewiesen, daß viele unter uns auf die Frage: was ist ein „i" oder was ist ein „u"? die Feder zur Hand nehmen würden, um den Buchstaben „i" oder „u" hinzuschreiben. Soweit ist es mit uns gekommen, daß wir in einer völligen Verdrehung der Wirklichkeit das kümmerliche Gerüst unserer Schreibsprache als etwas Wesentliches ansehen, hinter dem die wundervolle Architektur des Klanges schmählich versteckt wird. 25 Buchstaben zählt unser Abc, aber sie bedeuten doch angesichts der Fülle wirklich vorhandener und möglicher Klänge nichts anderes, als etwa die sogenannten „Sigel" der Parlamentskurzschrift im Vergleich zu dem wirklich gesprochenen Wort.

Wer also die Kunst des Sprechens, Vortragens oder Redens weiterzugeben unternimmt, der muß seine Schüler erst über diesen klaffenden Abgrund zwischen Schrift und Klang hinübergelotst haben! Er muß am eigenen lebendigen Beispiel aufgezeigt haben, daß die Schrift das letzte, das Äußerliche, das Behelfsmäßige ist, daß vor der Schrift der Klang steht, daß aber auch er kein erstes ist, sondern nur die Folgeerscheinung seelischer Vorgänge, der Versuch, Unsagbares zu sagen, Unmeßbares zu messen. Freilich wäre es verfehlt und ein Hindernis für die unterrichtliche Förderung, wollte man bei diesem Stufengang von der seelischen Vorstellung, d. h. der inneren Anschauung über den schwingenden Klang bis zur zeichnenden Schrift bereits beim zweiten Schritt in den Pessimismus verfallen, aus dem heraus etwa Fritz Mauthners viel besprochenes sprachkritisches Werk entstanden ist. Mit diesen Unzulänglichkeiten, die sich immer drohend erheben werden, wo Endliches und Unendliches zusammenstößt, muß man sich abfinden: ein Lehrer, der nicht Optimist ist, ist kein Lehrer.

Wer meinen bisherigen, freilich nur leichthin andeutenden Worten aufmerksam gefolgt ist, mag sich schon von selbst gesagt haben, auf welche Weise den Mängeln der Sprechscheu abzuhelfen wäre. Ich habe in meinem Buch „Das lebende Wort" (5. bis 7. Auflage, Berlin 1921) nicht lehrhaft, sondern in einer Reihenfolge praktischer Vorschläge versucht, einen solchen natürlichen Lehrgang aufzuzeichnen. Unabhängig z. B. von Prof. Geißler (dessen „Rhetorik" ich nur auf das wärmste empfehlen kann!) bin ich gleichfalls aus den Erfahrungen der Praxis zu einem entwicklungsgeschichtlichen Aufbau auf psychologischer Grundlage gekommen. Ich lehre zunächst sprechen; ich verlange Deutlichkeit und Schönheit der Aussprache als zwei gleichgerichtete Wege zur inneren Wahrheit; ich fordere die gründlichste Vorbereitung, vor allem in der Atemführung, diesem Betriebsquell des Sprechvorgangs, im genauesten Einüben der einzelnen Laute und Lautverbindungen. Ist diese Rodearbeit getan, dann lehre ich lesen, d. h. vorlesen, nicht für sich lesen, sondern für andere lesen. Allmählich suche ich die Loslösung vom sklavischen Anklammern an die Druckzeile, mit anderen Worten, ich leite die Kunst des Vorlesens allmählich hinüber in die Kunst des Vortragens, ich verlange immer stärkere Ausbildung des Raumbegriffes im Buche, immer weiter schreitendes Erfassen größerer Wort- und Satzgruppen. Alle diese Dinge sind immer noch Vorarbeit für das ideale Ziel des freien Vortrags, der für die überwiegende Masse der lernbegierigen Schüler das Erstrebenswerte bildet. Hier gabelt sich der Unterricht. Es handelt sich darum festzustellen, ob der Lernende sich im künstlerischen Vortrag von Prosa- und Versdichtung ausbilden oder auf das freie stürmische Meer der öffentlichen Rede hinaussteuern will.

Ich halte eine Schulung gerade auf letzterem Gebiet in einer völlig politisierten Volksgemeinschaft für unerläßlich und habe, wo immer ich es konnte, auf das entschiedenste betont, daß wir in Deutschland im allgemeinen, etwa im Gegensatz zu England, schwere Unterlassungssünden begangen haben. Freilich, unsere sozialistische Partei hat schon vor Jahrzehnten, unter dem Druck der äußeren Verhältnisse, Rednerschulen und Diskutierklubs nach englischem Vorbild eingerichtet. Sie hat ihren Parlamentariern, Gewerkschaftsführern und Vereinssekretären dadurch ein Rüstzeug mitgegeben, das sie gegenüber den Vertretern der bürgerlichen Parteien ohne weiteres in Vorteil setzen mußte. Und wenn dem gegenüber vielfach mit Recht behauptet wird, es handle sich da

Digitized by Google

häufig um Schlagwortdressur und rednerische Schablone, so ist es eben die Aufgabe aller derer, die sich heute endlich um diese Dinge bekümmern, solche Fehler und Auswüchse zu vermeiden!

Gerade deshalb, weil ich vom Redner Deckung von Form und Inhalt verlange, ehrliche Ausdruckskunst, habe ich auch den künftigen Rede beflissenen stets vor die freie Darbietung eigener Gedankenreihen eine Zwischenstufe gesetzt: den verständnisvollen Vortrag von Versen und Prosa, d. h. die Einübung am gegebenen Stoff. Nicht allein, daß auf diese Weise stimmliche Ausdauer und all die Geheimnisse des zusammenhängenden Vortrags (Verteilung von Licht und Schatten, die Gesetze der Steigerung, des Wechsels in Zeitmaß, Tonfärbung und Tonstärke) erschlossen werden, — die Sprache unserer großen Meister in gebundener und ungebundener Rede liefert den vorbildlichen Stoff für die kraftvolle Anschaulichkeit, den Reichtum des Wortschatzes, das Wesen und den Wert der Metapher, die architektonische Gliederung des Satzes, die Aneinanderfügung der Satzreihen, den zielbewußten Aufbau einer Rede. Sorgsamste Auswahl des Beispielstoffes hat darauf zu achten, daß man nicht abstrakte Abhandlungen vorlesen, sondern lebendig Erschautes in immer freierer Lesekunst wiedergeben läßt. Schon hier wird angesichts alles dessen, was in plastischer Rundung und in berückender Farbenfülle vor dem inneren Auge ersteht, auf den berühmten, alles erschöpfenden Ausspruch Friedrich Theodor Vischers hinzudeuten sein: „Eine Rede ist keine Schreibe!“

Hat man die Schüler erst soweit gefördert, so muß der kühne Sprung aus der Theorie in die Praxis so rasch als möglich geschehen, denn wenn das Reden über die Dinge meistens vom Übel ist, so ist es dies ganz gewiß in Sachen der Redekunst selbst! Das lebendige Beispiel des Lehrers muß jeden Augenblick vorhanden sein, aber es wäre verfehlt, wenn er den Vorsprung seines Könnens und Wissens, seiner Gewandtheit und Geistesgegenwart die noch Aufstrebenden zu sehr spüren lassen wollte. Mut machen, Selbstvertrauen wecken sind wichtige Aufgaben für den, der dem anderen die Zunge lösen will. Letzten Endes kommt es ja immer darauf an, ihm die Kunst der Rede als eine Willenshandlung hinzustellen, durch die man auf einen anderen einwirken, durch die man ihn nicht etwa überreden oder überrumpeln, sondern glaubhaft überzeugen will. Mit Recht haben aber alle Praktiker unserer Tage den schweren Ballast der antiken Rhetorikregeln so ziemlich über Bord geworfen. Es ist selbstverständlich, daß uns Aristoteles, Quintilian, Cicero u. a. noch manchen guten Wink im einzelnen geben können, im übrigen aber entfernt sich die deutsche Rede himmelweit von dem, was die antike Rhetorik von ihren Jüngern verlangte. Es handelt sich ja bei uns, soweit wir nicht gewissenlose Demagogen sind, nicht um die Leidenschaftserregung um jeden Preis, nicht um eine schauspielernde Darstellung wirklicher oder geheuchelter Gefühle, nicht um einen Kampf mit allen Mitteln der Täuschung und Hinterlist, sondern um die ehrliche Aussprache eigener Überzeugung. Das beständige Hindeuten auf das Grundgesetz deutscher Redekunst, nämlich sachliche Klarheit und Kürze, ist dringlichste Notwendigkeit. Der Lernende muß schließlich zu der Überzeugung kommen, an die er vielleicht beim Beginn seiner Studien bei Leibe nicht gedacht hat, daß nur aus der Kraft und Stärke der Persönlichkeit, aus der Lauterkeit des Wesens die Kunst der wirksamen Rede erwächst. Wir wissen, daß in der Geschichte der neueren Redekunst Männer in erster Reihe stehen, die, wie Bismark, große Redner, aber rein handwerklich betrachtet schlechte Sprecher gewesen, daß andere, wie z. B. Naumann, ihre unleugbar starken Wirkungen trotz eines schnarrenden Organs erreicht haben. Es soll damit gewiß nicht gesagt sein, daß man im Hinblick auf solche Beispiele das Technisch-Handwerkliche vernachlässigen dürfe, aber immerhin mag daraus ersehen werden, daß die Eigenschaften des Charakters, der gesamte geistige Zustand und die vorherrschende Temperamentsrichtung von entscheidender Bedeutung sind.

Immer wieder komme ich in meinen praktischen Übungen auf das Paradoxon zurück, daß die Kunst zu reden nichts anderes ist, als die Kunst zu schweigen, d. h. alles Unwesentliche zu unterdrücken, immer bei der Sache zu bleiben, den Schmuck nicht überwuchern zu lassen. Die Bewährung dieses Grundsatzes kann man natürlich nur erreichen, wenn man in den Redeübungen (wie ich sie z. B. an der Berliner Verwaltungsakademie eingeführt habe und in entsprechender Form künftighin auch an der Technischen Hochschule in Charlottenburg vornehmen werde) den Versuchssprecher nur über Dinge reden läßt, von denen er wirklich etwas versteht. Es muß ihm klargemacht werden, daß die höchste Stufe rednerischer Fähigkeit erst dann erreicht ist, wenn man sich dazu zwingt, in zehn bis zwanzig Minuten über ein Thema zu reden, dessen sachliche Beherrschung einem an sich gestatten würde, mehrere Stunden zu sprechen. Der Redner, der alles sagt, was er weiß, ist gewiß kein vollendeter Vertreter seiner Kunst.

Eine der wichtigsten Aufgaben ist in diesem Zusammenhang die allmähliche Ausbildung in der Kunst der freien Aussprache, dessen, was wir im Vereins- und Parlamentsleben mit den herkömmlichen Fremdwörtern „Debatte“ und „Diskussion“ zu bezeichnen pflegen. Kann man sich mit seinen Lernbeflissenen erst in dieses freie rednerische Schlachtgetümmel begeben, so ist meistens das Stadium allgemeiner Mitarbeit glücklich erreicht. Selbstverständlich ist es bei der Auswahl der Stoffe, die da im sogenannten

Digitized by Google

„Referat“ und „Korreferat“ mit anschließender Aussprache behandelt werden, von entscheidender Wichtigkeit, daß „die geistige Weitspannung des Themas einen möglichst großen Teil der zum Lernen vereinigten Arbeitsgemeinschaft rein sachlich oder gefühlsmäßig fesselt. Denn immer wieder kommt es darauf an, nachzuweisen, daß beim Reden der eine laut spricht, die anderen leise mitsprechen, daß aus diesem Hin und Her einzig und allein die gemeinsame geistige Luft gewonnen wird, innerhalb deren Redewirkungen des einzelnen zündende, entzündende, d. h. Beifall oder Widerspruch weckende Kraft ausüben.“ In diesen Sätzen suchte ich in dem der öffentlichen Rede gewidmeten Kapitel meines oben erwähnten Buches das Wesentliche zusammenzufassen. Man möge mir gestatten, auch noch einige weitere Sätze aus jenem Zusammenhang anzuführen. Ich warne dort zunächst vor der unseligen deutschen Neigung des ewigen Kritisierens, die ein Haupthindernis für die Entwicklung zur rednerischen Wirksamkeit bildet. Denn diese erfordert Entschlußkraft, Wagemut und Ehrlichkeit, sie setzt Wärme, Feuer und Beweglichkeit voraus, alles Dinge, die der nicht zu besitzen pflegt, der sich lediglich auf unsachliche oder höhnische Zwischenrufe beschränkt. Gemeinsame Arbeit an einer gemeinsam aufzuklärenden Sache muß stets das Leitmotiv für jedes einzelne zur Besprechung gestellte Thema sein. Und, daß es gelingt, auf diese Weise die ursprünglich nur entgegennehmenden Schüler in darbietende Mitarbeiter zu verwandeln, habe ich oft genug erlebt. „Wir erkannten manches Mal in gemeinsamer Freude, daß Redekraft wächst mit der Vertiefung des Menschlichen in uns, daß Wort und Klang nichts anderes sind oder sein sollen, als der Versuch, Geistiges in eine leibliche Form zu bannen. Und es ist dann zunächst gleichgültig, ob man über die Unsterblichkeit der Seele oder die Erhöhung der Eisenbahnpreise sich allmählich Herzen und Sinne erregt und die Köpfe erhitzt. Denn es gibt nichts im weiten Umkreis menschlicher Dinge, was nicht den Anspruch hätte, um seiner selbst willen ehrlich beurteilt und ehrlich verteidigt zu werden. Die Wirkungen der Redekunst sind nicht an das ‚Was‘, sondern an das ‚Wie‘ des Vortrags geknüpft. Es kommt immer nur darauf an, ob es den Beteiligten gelingt, innerhalb der gegebenen Grenzen die besonnene Auswiegung vorzunehmen, Kleines nicht aufzubauschen, Großes nicht herabzuwürdigen, Form und Inhalt, Ton und Vortrag zu einer Stileinheit zu verschmelzen, die in geschlossener Wucht kraftvoll auf ihr Ziel, die seelische Eroberung des anderen, zusteuert.“

Trefflicher hat sich über diese Dinge im urdeutschen Sinn, d. h. in einem wesenhaften Gegensatz zu romanischer Schönrednerei oder zu jener sophistischen Hinterlist des Engländers Hamilton (in seinem berüchtigten Büchlein über parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik) niemand ausgesprochen, als der selber so redekarge aber schreibgewaltige Gottfried Keller in seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten“. Man lese doch wieder einmal nach, was dort der alte Frymann und der alte Hediger zur Sache zu sagen wissen! Freilich ist es einer der genialen Züge Kellerschen Humors, daß diese beiden wackeren Schweizer, die einem anderen so gute Ratschläge zu geben wissen, vorher selbst nicht in der Lage waren, die von ihnen erwartete Rede zu halten, — ein hübsches Beispiel dafür, daß Kritisieren leichter ist als Bessermachen.

Dem gegenüber sei es der Zweck dieser Zeilen, dahin zu wirken, daß wir uns die Zunge lösen zu schöpferischer Mitwirkung an den Aufgaben unseres privaten und öffentlichen Lebens; ferne aber sei uns jene zersetzende Nörgelei, die sich wie ein Meltau auf Blüten legt, oder gar jener uferlose Redeschwall, der unter seinen trüben Fluten alles keimende Leben ertränkt!

## Frauen im Pelz. Von Alfons Paquet

Die Winterluft ist voll vom zarten Glimmer
Des trockenen Schneestaubs, den der Wind
Im weiten Schwall von den beschneiten Dächern fegt.
Die Frauen gehn, in Pelze eingehüllt,
An ihren Hüten schillern Taubenflügel,
An ihren Füßen pelzbesetzte Stiefel.
Wie gleichen diese Frauen doch den zarten Tauben,
Die zierlich gehn, doch niemals sich zum Flug erheben.
Wie sind die Wangen frisch und ohne Falsch,
Wie ist ihr Gang voll heiterer Wärme,
Wie glitzert um sie her die kalte Winterluft!

Digitized by Google

# Neues vom Büchertisch

## Von Karl Strecker

E. G. Kolbenheyer: Das Gestirn des Paracelsus (München, 1922) — Franz Werfel: Spielhof (München, 1921) — Elsa von Bonin: Versuchungen des Herzens (Jena, 1921) — Elisabeth Schucht: Die von uns geboren (Halle a. d. S., 1921) — Alfred Kleinberg: Ludwig Anzengruber (Stuttgart, 1921)

Lange haben wir auf Sie gewartet, Dr. Erwin Guido Kolbenheyer. Seit Jahren schaute der Bücherwart dieser Hefte von einem stattlichen Hügel, der sich aus Papier und Pappdeckeln angehäuft und auf den er sich gerettet hatte, nach Ihnen aus; aber vergebens beschattete ich meine Augen vor dem grellen Alltagslicht und suchte die Horizontlinien und die Wege, die von dort herlaufen, nach Ihrer hohen Gestalt ab, die mir seit Ihrem Erstling, dem Spinoza-Roman ‚Amor dei', schon vertraut war. In langen Linien zog es heran, das Literaturgewimmel, wie Ameisenreihen, die größer und größer wurden, je näher sie kamen, und endlich Menschengesichter erkennen ließen und je ein Buch, das sie zu meinem Hügel legten, wie jenes Bäuerlein seinen Scheit zum Scheiterhaufen. Denn wie Noah aus Furcht vor dem Wasser Seefahrer und Schiffskapitän wurde, so habe ich mich aus Entsetzen vor der andringenden Sintflut der Zeitliteratur auf den hohen Bücherhaufen gerettet, den mir Brief- und Paketträger ins Haus schleppen, und ein Spötter könnte sagen, ich stände in Wahrheit über dem Schrifttum der Gegenwart ... Nun endlich naht dem Ausschauenden eine Gestalt, auf die ihrer Größe nach der Name Kolbenheyer ausgezeichnet paßt, in blutrotem Gewande, das aber keine zeitpolitische Bedeutung hat und nicht aus der Werkstatt eines Kleidermachers, sondern eines Buchbinders stammt. Mächtig wie die Gestalt, ist auch der Band, den ich mit beiden Händen in Empfang nehme und sogleich zu eingehender Zwiesprache abseits führe, er trägt die Aufschrift: Das Gestirn des Paracelsus. Wir erlebten schon die Kindheit dieses Philippus Aureolus P. Theophrastus Bombastus von Hohenheim, von eben dem Meister erzählt, der jetzt die Fortsetzung bietet. Wir sahen, wie Theophrast zu Maria-Einsiedeln im Kanton Schwyz von seinem Vater, dem Arzt und Chemiker, ersten Unterricht erhielt und wie die Keime seiner Entwicklung in ihn gelegt wurden, ihr Wachsen und Werden wurde uns in jener klaren, hellen und stählernen Sprache geschildert, die auch dies schwere Buch — schwer nach Umfang und Gehalt — auszeichnet.

Mit einem mächtigen Auftakt, wie von Posaunen geblasen, beginnt das Epos. Über die unumstößliche, aber ach so kleine Wahrheit, daß die Menschen ein Gleichnis brauchen, zu dem sie in ihrer Einsamkeit flüchten können, wenn die bange Stunde sie befällt, breitet „der Sturmgewaltige" flügelgleich seinen Mantel, sieghaft, wie die ewige Sehnsucht, die keine Gleichnisse kennt. Aus so brausendem Sturm mächtiger Empfindungen und Gedanken versetzt uns der Dichter sogleich in das stille Dämmerlicht eines Klosters. Der Bischof liegt im Sterben. Die Mönche liebten ihn nicht, denn er war hart und streng gegen sie, wie gegen sich und führte ein verstummtes Leben: heimlich beschäftigte er sich mit Experimenten der Chemie und Alchimie. Nun war er von den Giftdämpfen seiner Geheimnisse überwältigt worden und in seiner Sterbestunde ruft er nach Theophrast, dem von allen verspotteten Klosterschüler. Der Bischof hatte in ihm eine verwandte Seele gefunden, einen Willen, hinter die Form zu kommen, mit der ein guter Gott die Sinne sättigt — er sollte der Erbe seiner Studien sein. Bevor noch das Sterbeglöcklein läutete und des Kirchenfürsten Nachlaß von unwürdigen Händen durchstöbert würde, sollte Theophrastus Bombastus von Hohenheim heimlich mit den Schriften des Bischofs aus dem Kloster entweichen, dies geistige Vermächtnis von der dreigestuften Welt und ihren Geheimnissen (hier klingt Swedenborgs Stimme hinein) zu retten. Und Theophrast entflieht leichten Herzens der Lateinschule und seinen Quälern mit dem geborgenen Manuskript. Er eilt zum Vater, der ihn sogleich in Obhut und Dienst nimmt, denn auch er sucht die Wahrheit in glühenden Öfen und dampfenden Elixieren. Aber Theophast ist die Heimat zu eng. Auf sich selber fühlt er sich zurückgewiesen, und stark genug, sein Schicksal zu schmieden, seine Träume zu erfüllen. Und er zieht in die Welt hinaus, seiner Bestimmung entgegen. Unmöglich, daß wir ihm auf diesen vielen Wegen folgen könnten. Braucht doch sein Dichter fast ein halbes Tausend stattlicher Buchseiten dazu, seine Abenteuer und seine Entwicklung zu beschreiben, ihn in lustige Weinschenken und auf die furchtbare Öde der Pestinsel zu führen, an Krankenbetten, wo er seine neuen und eigenen Methoden, seine erfundenen Arzneien erfolgreich anwendet, so daß er zum „Doktor beider Arzeneien promovieret" wird. Wir begleiten ihn als Feldscher im Kriege, als gesuchten Arzt

Digitized by Google

im Frieden, wir sehen, wie er die Heilkraft der Natur zu erkennen und zu benutzen weiß und in seinem immer praktischen, immer rastlosen Streben zum Begründer der pharmazeutischen und dadurch der medizinischen Chemie wird. Ein Zurückführen des Medizinwesens auf Einfachheit, auf die Natur ist sein Ziel, und indem er so die alten, hochgelahrten Köpfe und Zöpfe der Zunft zum Wackeln bringt, beschwört er zugleich Neid, Verleumdung, Streit und Verfolgung gegen sich herauf. Wohin ihn seine vielen Fahrten auch führen: in Montpellier, Paris, Danzig, Wilna, Wien, Tübingen, Freiburg — überall sieht er dieselben hochmütigen, höhnischen Gesichter unter den Baretten und überall neiderfüllte, haßkalte Blicke. Aber er ist in sich gefestigt und frohen Mutes. Er sieht zu seinen Füßen hingekrümmt die vier Elementstiere der Alten. Er aber türmt den Altar der neuen Kunst, seiner eigenen deutschen Kunst auf vier Steinsäulen aus dem Feuergrunde. Und die Säulen tragen ihre Namen: „Philosophei, Astronomei, Alchymei und die Tugend des kunstlauteren Gemüts." Heimatlos und angefeindet von allen Seiten, ohne Herd und Bett zieht er entsagend und doch froh des eigenen Rätsels dahin wie in einer Nacht, die von Flammenzeichen durchglüht ist.

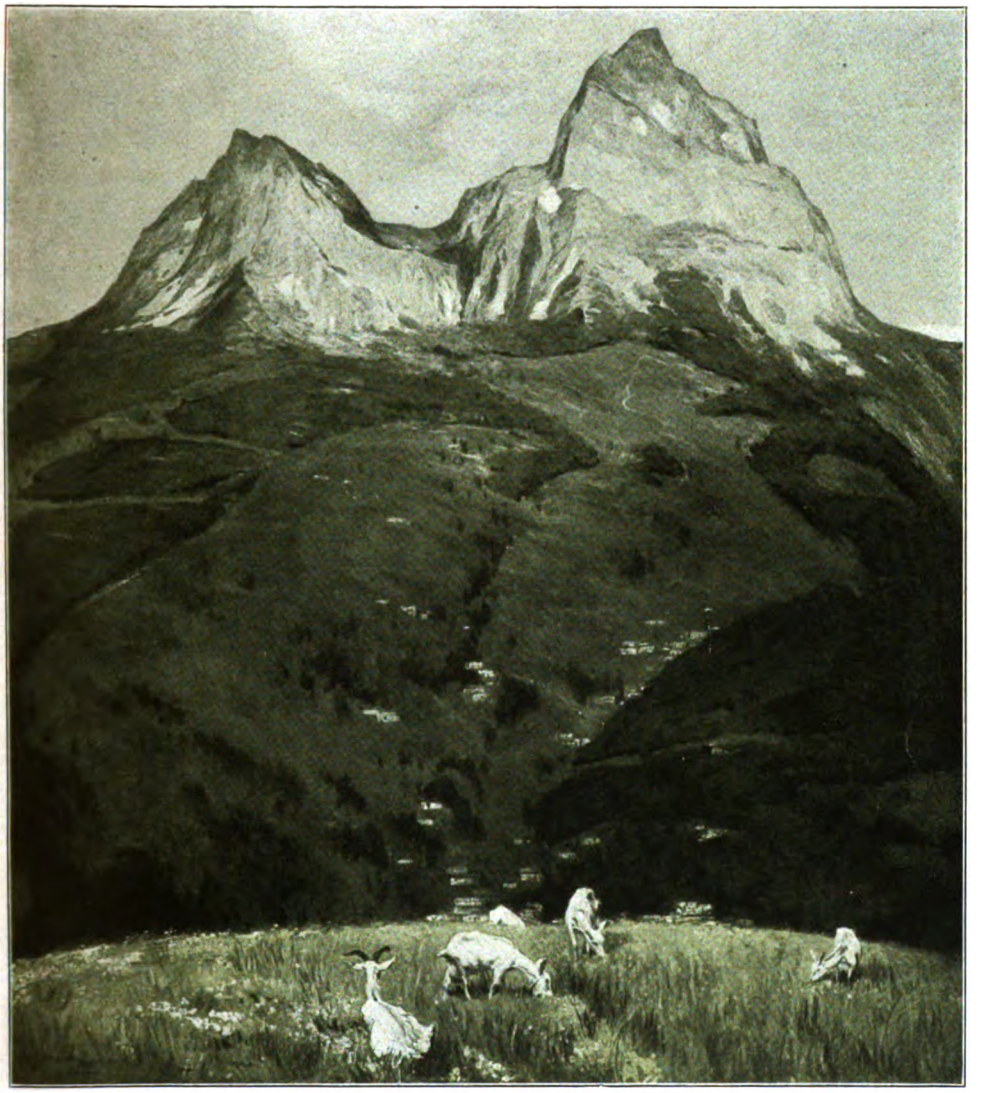
Die Erzählung schließt mit dem Abschied des Paracelsus von Basel, das er wegen heftiger Streitigkeiten mit den dortigen Ärzten verlassen muß. Wir werden also, da er damals erst 35 Jahre alt war, noch einen dritten Band des großangelegten Epos zu erwarten haben und uns dazu das Schlußwort aufsparen. Auch in diesem Bande hat Kolbenheyer nachgewiesen, daß er einer der größten Epiker unserer Zeit ist. Voll Poesie und Wissen, voll feurigen Schwunges und tiefen Ernstes, dabei mit einer Kunst lebendiger Schilderung begabt, die nicht vielen eigen ist, fesselt er uns selbst mit diesem entlegenen Stoff, als erlebten wir ein spannendes Drama. Oft ist er ein wenig verschleiert und dunkel, und hie und da einmal gesucht im Ausdruck, aber immer ein Epiker von hohem Wuchs, mächtig einer Sprache, die wie Orgelbrausen klingt.

⁂ ⁂ ⁂

Für jeden, der die Wirren und Gärungen unserer neuen Zeitdichtung mit Ernst und Aufmerksamkeit (das heißt in diesem Fall mit Sorge) beobachtet, wird Franz Werfels erzählende Phantasie Spielhof eine freudige Überraschung sein. Nicht als ob auch hier ein großes Kunstwerk vor uns läge — dazu ist es an sich zu schmächtig und im Ausklang zu verloren —, aber es bedeutet eine Umkehr, eine merkenswerte Abkehr von dem Ismenblendwerk der Programm- und Cliquendichter mit ihren aufdringlichen Mätzchen, eine Einkehr zu der Quellen des Eigenen, die jedem Dichter schließlich das Beste geben müssen, und eine Hinkehr zu dem schlichten Stil, zu den uraltewigen Gesetzen der Lebensgestaltung, die schon unter der Sonne Homers gereift sind. Werfel galt als ein Vertreter des „abstrakten Expressionismus", reiner Gedankendichtung, die bei ihm mitunter in Hymnik oder in Predigt umschlug, unrettbar schien er den gesuchten Ausdrucksformen der Moderne verhaftet. In seinem Spielhof reißt er sich los von den farbigen Stricken und glitzernden Netzen der Klüngelliteratur und geht seinen eigenen Weg — aufwärts ... das ist das erfreuliche: aufwärts, gleich Kolbenheyers Paracelsus, wie ein Mann, der sich selber sucht, in der Einsamkeit des Friedens gewiß ist. Und merkwürdig: ein Suchen nach seinem besten Selbst ist auch die eigentliche Begebenheit dieser Erzählung. Lukas, zu einem öden Bürodasein im Aktenstaub vom Leben verurteilt, träumt in der Nacht seines dreißigsten Geburtstages einen seltsamen Traum, dessen er sich aber am Morgen nicht mehr entsinnen kann. Er hat nur ein dumpfes Gefühl, als wäre er für eine Stunde in einer unbekannten Welt gewesen und hätte dort das geliebteste Wesen, ein Weib, einen Freund, ein Kind begraben müssen. Und eine mächtige Sehnsucht steht in ihm auf, heißt ihn Beruf und Umwelt abschütteln. Mit Wanderstab und Rucksack macht er sich auf den Weg — seinen Traum zu suchen.

Zu gar wunderlichen Erlebnissen führt ihn sein Weg. Er gelangt an eine Fähre, von einem gespenstisch-riesenhaften, uralten Fährmann betreut, der in seiner Wohnung vor dem Bilde von Gott-Vater und Sohn die erschreckende Frage tut: „Immer Vater und Sohn! Wer weiß aber etwas vom Großvater?" In einem weißen, sauberen Bett, das seltsamerweise für den Ankömmling wie wartend aufgeschlagen steht, heißt der Alte ihn Schlaf suchen und seinen verlorenen Traum finden. Aber im Traum sieht Lukas nur seinen toten Vater, den er alt und mürrisch gekannt, als fröhlichen, werktätigen Mann und einen Jüngling, der ihm ähnlich, aber doch nicht er selbst ist, sondern schöner, besser, — die Vollendung von Vater und Sohn. Er sieht die ewig schreitenden Geschlechter — und erwacht. Er wandert weiter, seinen rechten Traum zu suchen. In einem Bauernhaus findet er bei einer sauberen Bergmannsfrau wiederum „auf höheren Befehl" ein Bett bereitet, und wiederum träumt er einen Traum, süß und schrecklich zugleich, aber noch immer ist es der rechte nicht. Und er findet den dritten Traum, das ist der Spielhof, der Hof seiner Kindheit und Unschuld, der Hof der Kindheit mit Musikautomaten und Puppentheater und anderem Spielzeug. Das wunderschöne, weiße Kind in diesem Spielhof aber ist er selbst, nicht wie er war, sondern wie er hätte sein können, sein sollen: „Es lag auf diesen Kinderzügen die Weisheit jener Geschöpfe, die sich niemals durch ihre Geburt von sich selbst entfernt haben, oder im Augenblick des Todes eins mit sich werden."

Digitized by Google



Die Mythen
(am Vierwaldstätter See)

Gemälde von
Prof. Kurt Kempin

Digitized by Google

Digitized by Google

Und der Kleine zeigt ihm seine alte Großmutter, die aber das Aussehen einer Puppe behält. Unklar, verschwommen ist diese Vision, aber er erkennt sie als den wiedergefundenen Traum: eine Stunde ist er in einer unbekannten Welt gewesen und hat dort seine liebsten Menschen begraben müssen. Nun steht er wieder vor der engen Stadt, die er vor drei Tagen verlassen hat und zu der er wieder hinunter muß.

Man sieht: wir haben hier keinen großen Stoff, keine besonderen und bedeutenden Begebenheiten vor uns, manches mutet sogar unklar an, ist mit Symbolen und Allegorien überhäuft, mit Recht darum „Eine Phantasie" genannt. Aber es kommt nicht auf das Was in diesem Buch an, sondern auf das Wie, nicht auf das Ziel, sondern auf den Weg. Franz Werfel wirft hier alle Stelzen und Krücken einer mechanisch hergestellten Kunstform von sich, er zieht das kennzeichnende (aber auch abgetragene) Zunftgewand des Expressionisten aus, er folgt ganz einfach seiner dichterischen Eingebung, seinem künstlerischen Traum und siehe da: auf einmal ist er ein anderer, ein Größerer, ein Eigener. Nicht mehr allein Gedanken- und Begriffsdichter, sondern ein Schauender, der zum erstenmal auch ein vertrautes Verhältnis zur Natur findet, deren Darstellung hier überrascht, uns einen ganz neuen Werfel zeigt. Als einer der ersten unter der Schar der uniformen „Ausdruckskünstler" hat er diese einzwängende Gleichtracht der vorgeschriebenen und vergänglichen Kunstmode von sich geworfen und schreitet frei seinen Weg. Aber nicht nur äußerlich bricht Werfel mit den Satzungen der „solidarischen" Neutöner. In seinem Traume vom Vater löst er sich auch von dem unumstößlichen Dogma der Jüngsten, daß alle Väter ausgemachte Schurken seien, (wobei das Spaßhafte ist, daß sie zu einem Teil wohl selber einst in so liebliche Gemeinschaft aufrücken werden), eine Meinung, die er selber noch in seinem letzten Roman: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" wenn auch mit anerkennenswerter Würde vertreten hatte. Werfels Spielhof ist durchhaucht von reiner, ungesuchter Romantik, empfangen vom Geist der Musik, die er hier einmal sehr schön „unser Einverständnis mit Gott" nennt.

⁂ ⁂ ⁂

Die Schriftstellerin Elsa von Bonin — nicht zu verwechseln mit Frau Anna von Bonin, die unter dem Decknamen Hans Werder ihre Unterhaltungsromane zu schreiben begann — hatte schon vor Jahren einen Roman veröffentlicht, der zufällig nicht in meine Hände gelangt ist. Sollte sie, wie bei einer Dame, die man nicht kennt, schon aus Höflichkeit anzunehmen ist, noch jung sein, so könnte die Lebensmüdigkeit, Weltgleichgültigkeit, die sich in den Versuchen eines Herzens etwas blasiert und ein wenig weltschweifig äußert, traurig stimmen. Gerade darum traurig stimmen, weil in diesem Roman eine fein organisierte Netzflügler-Seele (wenn dieses Bild erlaubt ist) und zugleich ein wacher Verstand offenbar werden, denen man ein eheliches Verhältnis zueinander wünschen möchte, das frischere und frohere Geisteskinder zur Welt brächte. Eine große Trauerweide scheint ihre Schatten über das Leben dieses jungen, vornehmen Herrn zu spannen, der den Roman in Ichform und zugleich in Briefform an eine tote Geliebte schreibt. Er hat sie so sehr geliebt, daß er keine Freude mehr am Leben findet und beharrlich das eintönige Instrument Trübsal bläst. Er will in diesem großen Romanbrief den Nachweis führen, daß er sich redlich bemüht habe, seine Schwermut zu bekämpfen und dem Leben gerecht zu werden. Er läßt sich willig in die Bahn fremder Gefühle treiben, er reibt sich die Augen, sieht die Liebe, den Kummer, die Freude der anderen, und zieht ihnen nach. Er liebt, soweit das einem gebundenen Herzen möglich ist, er heiratet eine vortreffliche, standesgemäße Frau, die hübsch, klug und verständig ist, sie schenkt ihm zwei gesunde Knaben, ihn selbst locken Ehre und ersprießliche Tätigkeit. Als reicher Magnat, als Reichstagsabgeordneter und mit anderen Ämtern Gesegneter, kann er ein Leben im großen Stil führen. Und er tut es. Er hofft redlich, daß alles gut ausgehen könnte bei starkem Willen. Vergebens. Er häuft durch sein Suchen nach Heilung der Herzenswunde nur Schuld und neuen Kummer auf sich. Schon seine Heirat ist ein Unrecht, weil er ein edles Menschenwesen um sein Glück betrügt, schlimmer noch, daß er später im verzweifelten Anklammern an das Leben sie auch noch buchstäblich betrügt. Er erkennt schließlich, daß sein Rechtsstreit mit dem Leben verloren ist, daß nur die gute, starke Rasse in ihm es noch ertragen hat, während er selbst für sich allein jämmerlich zusammenbricht. Und es kommt die Stunde, wo er nicht mehr weiter kann, freiwillig scheidet er aus dem Leben.

Der Roman hat den Schimmer eines feinen Gespinstes, seelisch wie gedanklich, der Stil ist knapp und klar, die Schilderung der Begebenheiten zeugt von epischem Können — meisterhaft zum Beispiel die Hüttennacht mit Sinaida —, mitunter klingt ein feiner, inniger Ton tief ins Herz hinein, so gleich zu Anfang die Schilderung der Mutter oder später der Liebe zu Adriana. Und doch befriedigt der Roman nur an einzelnen Stellen. Dieser melancholische Byronsproß wühlt zu viel in belanglosem Familienkram, es gibt langweilige Stellen, bei denen man ungeduldig auf seinem Stuhl rückt; überflüssige Scheinphilosophie drängt sich auf, der herrische Egoismus eines von hochmütigem Dünkel Besessenen wird oft so dick aufgetragen, daß er nicht nur abstößt, sondern zur Quelle stiller Heiterkeit beim Leser wird, etwa wenn bei einem Besuch von

Digitized by Google

Offizieren der einzige Infanterieleutnant, der obendrein einfach Bergmann heißt, von dem tiefgebeugten Weltschmerzler, der diesen Briefroman schreibt, mit hochgereckter Nase als seines Verkehrs unwürdig übersehen wird, oder wenn er fassungslos vor der Tatsache steht, daß ein Baron, ein richtiger Baron, den Lehrberuf erwählt hat. Seelische Brutalität ist keine seltene Eigenschaft dieses oft sehr gescheit, mitunter auch geziert Plaudernden — eine seltsame Mischung mit den obengeschilderten Eigenschaften.

Alles in allem haben wir es mit einem beachtenswerten Talent zu tun, das wohl nur darum die berührten Fehler in diesem Roman aufweist, weil eine Frau dichterisch in die Seele eines Mannes schlüpft. Wir wissen ja alle, wir Männer, daß die Frauen uns für grobkörniger halten, als wir sind — oder nicht? Scherz beiseite: hätte Elsa von Bonin einen weiblichen Ichroman geschrieben, wären sicherlich jene Schlacken nicht zu spüren gewesen. Wir hoffen auf ihr nächstes Werk und wünschen ihr, daß sie dazu aus den Schatten der Trauerweide in helles Sonnenlicht treten möge.

Verschiedener können zwei Schriftstellerinnen kaum voneinander sein als Elsa von Bonin und Elisabeth Schucht. Während jene in die Seele eines Mannes schlüpft und dessen sehr maskuline Erlebnisse darstellt, ist Elisabeth Schucht in ihrem Roman Die von uns geboren so sehr Weib, daß sie sich zu einem leidenschaftlichen Hohenlied der Mutterschaft aufschwingt. Künstlerisch betrachtet bedeutet der Roman nichts. Er ist im Stil des Zeitungsberichtes erzählt, sprunghaft und mit äußerer Spannung erfüllt. Die Gutsbesitzerin Beate Thyssen lebt in unglücklicher Ehe. Obwohl sie ihrem Mann zwei Kinder geschenkt hat, will sie sich von ihm trennen, denn dieser Mann, an Gestalt ein Hüne, ist feige und schlaff, obendrein knauserig und ausschweifend. Beate will zu ihrem Jugendgeliebten, dem Arzt Ernst Koch. Aber in der Nacht, bevor sie diesen Entschluß ausführt, bricht Feuer aus. Ihr Sohn Hans, der von den Flammen abgeschnitten ist, soll aus dem Fenster in ein aufgehaltenes Sprungtuch springen, aber er ruft herab: „Mutter — ich kann nicht." Er wagt es nicht, er ist zu feige, er hat das Blut des Vaters ... Da dringt die Mutter in das brennende Haus, faßt den Knaben und springt mit ihm hinunter, der Knabe ist gerettet, aber sie verliert den rechten Arm. Nun gibt sie ihren Plan auf und bleibt bei den Ihren. Aber ihr Mann sinkt tiefer und tiefer, und auch die Kinder bringen der entsagenden, sich selbst bezwingenden Mutter nur Kummer. Die Tochter verlobt sich mit einem leichtsinnigen Offizier, und Hans gibt sich noch als halber Knabe einem ausschweifenden Leben hin. In dieser Not bewährt sich der alte Jugendgeliebte der Mutter: er klärt die Kinder auf, zeigt ihnen das Opfer der Mutter, die so über ihre Kinder nun doch noch den Sieg des Guten davonträgt und nun beruhigt sich der lange aufgeschobenen Operation unterziehen darf, bei der sie stirbt. Es ist ein Tendenzroman und seine Lehrmeinung lautet: „Das Verantwortungsgefühl für die, die nach uns kommen! Das tut mehr not, als alle Theorien von Kindespflichten. Nicht Rückschau — Vorschau! Und wird euch dies alles so recht von Herzen klar bewußt, so ergibt sich von selbst die Ehrfurcht — die Liebe — die Dankbarkeit für die, die euch geboren, und die doch auch nur für euch gelebt." — Gabriele Reuter, die das Buch mit einigen empfehlenden Worten einleitet, rühmt mit Recht die Gesinnung und den sittlichen Wert der Erzählung. Abgesehen hiervon ist sie flach und jedes dichterischen Hauches bar.

Ein Buch, das endlich einmal kommen mußte, ist Alfred Kleinbergs Ludwig Anzengruber, ein würdiges Denkmal des humorvollsten und volkstümlichsten Dramatikers der neueren deutschen Dichtung. Schon sind dreißig Jahre seit seinem Tode verflossen, dieweil seine Dichtungen immer lebendiger auf unseren Bühnen und in unseren Herzen werden. Aus diesem mit ungemeiner Sorgfalt und Liebe aufgebauten Lebensbilde, mehr noch aus der mit feinem Verständnis gegebenen Erläuterung und Darstellung des großen Dichterwerks, wird ein neues Geschlecht die große Verehrung für diesen Poeten schöpfen, die ihm gebührt, und so an dem Toten wieder gutmachen, was seine Zeitgenossen an ihm gesündigt haben. Das rund 500 Seiten starke, gut ausgestattete und mit einem Bildnis Anzengrubers geschmückte Buch erfüllt restlos seinen Zweck. Professor Klingenberg, ein bekannter österreichischer Literarhistoriker, zeigt nicht nur die warme Verehrung für den Dichter, ohne die ein solches Werk immer nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle bleibt, er hat auch die nötigen Kenntnisse und das fachmännische Urteil, seiner Aufgabe ganz gerecht zu werden. Wilhelm Bolin, Anzengrubers ältester und bester Freund, hat das Buch mit empfehlenden Worten eingeleitet. Und Klingenberg selber schließt daran das schöne Bekenntnis: „Biographie ist ein Wiederaufbau eines verklungenen Lebens mit allen Mitteln künstlerischen Schauens und Gestaltens." Es kommt tatsächlich bei solch einem Werke keineswegs darauf an, möglichst viele neue Tatsachen beizubringen, wie die Wichte meinen, sondern das scheinbar Widerstrebende mit liebevollem Verstehen und Sicheinfühlen zur Einheit der Persönlichkeit zusammenzuzwingen, das Wesen und Werk des Mannes bloßzulegen in ihrem Verhältnis zur Kunst und zur Zeit.

Digitized by Google

# Illustrierte Rundschau

**Die Modenkünstlerin Hedwig Buschmann — Elfenbeinarbeiten von Otto Glenz sowie von Herwegh und Voß — Die Ankefaspitze von Anna Keßler — August Gaul † — Ausstellung Berliner Photographie — Zu unsern Bildern**

Selbstverständlich sind auch unter den Schneidern die Schuster in der Überzahl, d. h. die schnellfertigen Macher, die ohne die geringste Spur innerlicher Beteiligung ihren Auftrag erledigen. Und doch ist die Schneiderei, vor allem die für die Damen, ein höchst reizvolles Handwerk, das es wohl verdient, mit dem Ehrennamen einer Kunst geschmückt zu werden. Mit Geschmack und Phantasie kommt eine Künstlerin wie Hedwig Buschmann in Berlin noch lange

nicht aus. Um so entzückende Kleider zu schaffen wie die hier abgebildeten, muß man sich auch in die Menschen einfühlen, die sie tragen und erst zum Leben erwecken sollen. Man muß die Menschen sozusagen erdichten, für die man Kleider entwirft, und es mag für eine Künstlerin einen tiefen Schmerz bedeuten, wenn so ein Kleid nicht an die rechte Stelle kommt. Hedwig Buschmann liebt ihre Werke, denn sie hat von ihrem Selbst

**Links:** Abendkleid aus gelb-silbernem Chiffonbrokat mit weißem Pelz und zartfarbig gesticktem Gürtel. **Rechts:** Schwarzes Chiffonsamtkleid mit hellkirschrot bemalter Seide gefüttert. Modelle von Hedwig Buschmann, Berlin

Digitized by Google

hineingelegt, und wer sie nur als Geschicklichkeitsproben wertet, der hat ihr Wesen nicht richtig erkannt.

Die Elfenbeinkunst ist von der Mode so begönnert worden, daß der künstlerische Schund wie Unkraut aufgeschossen ist, und manchem, der sich nicht ganz sattelfest fühlt, mag die Lust vergehen, sich mit Dingen abzugeben, die mit Hilfe eines ebenso kostbaren wie ansprechenden Materials Werte vortäuschen, welche vor dem strengen Gericht der Zeit nicht standhalten werden. Denn das ist das Seltsame, daß sich das Geschmacklose und Unehrliche eines Tages doch verrät. Auf einmal kann man so ein Stück nicht mehr ansehen! Dieser Gefahr setzt sich der Kunstfreund bei den Arbeiten von Otto Glenz zu Erbach i. O. nicht aus. Der Künstler steht im innigsten Verhältnis zur Natur und beherrscht die Elfenbeintechnik und ihre Forderungen vollkommen.

Dies gilt auch von zwei jungen Rheinländern namens Herwegh und Voß, die in Berlin eine gemeinsame Werkstatt

Oben: Elfenbeinanhänger von Otto Glenz, Erbach. Unten: Geschnitzte Elfenbeinkette aus der Werkstätte von Herwegh-Voß, Berlin

Digitized by Google

für Edelmetall- und Elfenbeinarbeiten gegründet haben. Sie haben allerlei lustige Einfälle, verstehen jedoch sehr gut, sich von jeder bloßen Spielerei fernzuhalten. Es ist unterhaltend zu beobachten, wie sie Ketten und Broschen in feinster Ausschnitt- und Perlenarbeit mit phantastischen Vögeln und flötenden Panen in reizender Silhouettenart schmücken, ohne sich gegen das Material zu versündigen.

⁂ ⁂ ⁂

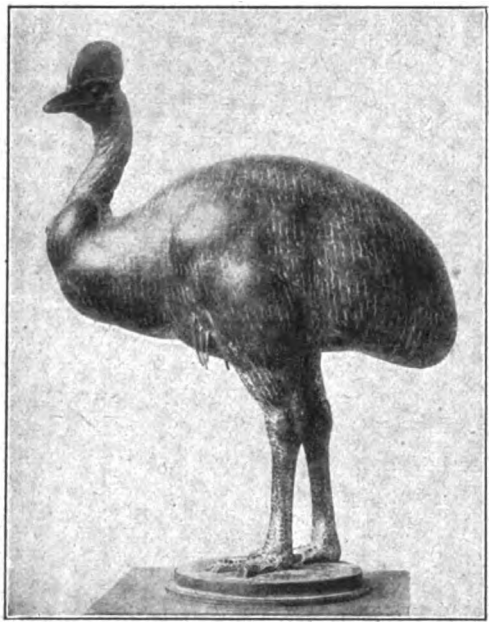
Eine neue Spitze hat die Plauener Industrielehrerin Anna Keßler erfunden: die Ankefaspitze. Selbstverständlich beruht sie auf alten Überlieferungen, und zwar der Filettechnik. Die Häubchen, Handschuhe und Kragen, wie sie in den sechziger Jahren unsre Mütter und Großmütter arbeiteten, zeigen die Anfänge dieser Technik, die, umgestaltet, eine sehr wirkungsvolle Handspitze ergibt, welche es mit fremden Mustern durchaus aufnehmen kann.

⁂ ⁂ ⁂

Mit August Gaul, der am 18. Oktober im 52. Lebensjahr verstorben ist, hat die deutsche Kunst einen ihrer liebenswürdigsten und tüchtigsten Meister verloren. Er war mit einer seltenen Ausschließlichkeit Tierbildhauer und hat es auf diesem Gebiet zur Vollendung gebracht. Er war der unumstrittene Erste in seinem Fach, und daß er sich beschränkte, war ein Zeichen der bedächtigen Weisheit, mit der er schuf, was ihm erreichbar war. Gaul hat den pathetischen Realismus, womit er die Löwen am Begasschen Kaiserdenkmal in Berlin arbeitete, bald aufgegeben. Er sah in der Ruhe und Klarheit der Formen sein Ziel und wurde darin durch ägyptische Vorbilder bestärkt. Ins Monumentale freilich vermochte er seine Werke nicht zu steigern. Er war hierfür zu herzlich, vielleicht sogar zu deutsch veranlagt, und es ist bedeutungsvoll für das Ausmaß seines Talents und die Liebe, die es erweckt, daß Gaul einen Brunnen geschaffen hat, der schnell den zärtlichen Namen „Streichelbrunnen“ erhielt. Ihm war das Tier der gute Freund. Gewiß

Ankefaspitzen von Anna Keßler-Plauen

Digitized by Google



resausstellung Berliner Photographie stattgefunden, ein Unternehmen, das sich wiederholen soll und das gewiß geeignet sein wird, die vielen ästhetischen Fragen, die uns auch heute noch die Lichtbildkunst aufgibt, zu klären. Der Herausgeber des Photographischen Jahrbuchs Artur Ranft legt ein Bekenntnis der Ehrlichkeit ab: die künstlerische Entwicklung soll sich nur auf dem Boden des rein Photographischen abspielen. Damit ist allen Mittelchen und Mätzchen der Krieg erklärt. Und unsre Bilder zeigen: es geht! Wie frisch und ursprünglich hält die Hartmannsche Aufnahme die Bewegung fest, genau in dem Augenblick, wo die beiden Figuren bildmäßig wirken, und mit welcher Zartheit ist die Falkesche Gruppe nicht gestellt, sondern empfunden.

⁂ ⁂ ⁂

Und nun zu unsern Bildern! Es ist Kürze geboten, und so mag es einmal im Depeschenstil gehen. Ein feierlicher Auftakt: das strenge Frauenbildnis des Düsseldorfers J. Müller-Maßdorf. Einfache Linien. Starker Farbenkontrast. — Alfred Bachmann (zw. S. 480 u. 481) ist den

brachte er mit einer überraschenden Kraft zunächst das heraus, was für die äußere Erscheinung einer Katze, eines Kasuars, eines Pinguins bezeichnend war. Aber in ihm steckte nicht bloß ein scharfsichtiger Bildhauer mit einer bewundernswert sichern Hand und einer bis ins letzte gehenden technischen Schulung. Er war wie fast alle unsre deutschen Künstler auch ein Stück Dichter und fühlte eine fast zärtliche und sehr ehrfürchtige Liebe zu seinen Modellen. Er vermenschlichte sie nicht. Aber er ließ eben ahnen, daß doch wohl eine tiefe Verwandtschaft uns mit den fälschlich seelenlos bezeichneten Geschöpfen Gottes verbindet, und wenn diese innige Auffassung mit die Schuld daran trug, daß Gaul die letzte monumentale Größe nicht erreichte: ihr ist es zuzuschreiben, daß Gaul zu den wenigen Bildhauern zählt, die volkstümlich geworden sind und den Beifall des Kenners wie des Laien auf sich vereinigen.

⁂ ⁂ ⁂

Im Kunstgewerbemuseum zu Berlin hat die erste Jah-

Oben: Kasuar. Bildwerk von Prof. Aug. Gaul. Unten: Prof. Aug. Gaul †
Zeichnung von Prof. Max Liebermann

Digitized by Google

Lesern längst bekannt; stark in der Beobachtung von Wasser und Luft; hier ein kraftvoller Dramatiker. — Paul Plontkes „Spitzenklöpplerinnen“: Erinnerung an Brügge und andre flandrische Städte und Nester, dem Maler im Kriege vertraut geworden; kräftige und derbe Farbwirkung; trotzdem über dem Bilde der Silberduft der Landschaft (zw. S. 488 u. 489). — Das Kinderbildnis zw. S. 496 u. 497 von der begabten Hela Peters. — Die Landschaft von dem Berliner Richard Albitz

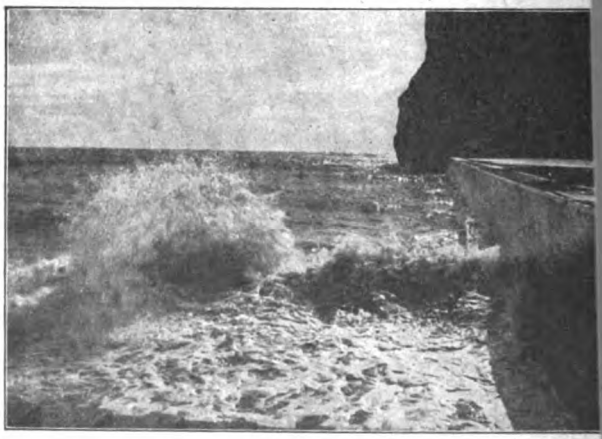
(zw. S. 528 u. 529) fesselt durch die merkwürdige Farbigkeit. Man spürt Kälte, Nässe, Sonne. — Menzels Studie (zw. S. 544 u. 545) gibt Gelegenheit, an ein verdienstvolles Unternehmen des Verlags Ernst Arnold, Dresden, zu erinnern: die „Graphischen Bücher“, eine Sammlung, die allmählich das Wesentliche aus dem weiten Gebiet der Graphik älterer und neuerer Zeit übersichtlich und wissenschaftlich zuverlässig bringen soll. Man kann den schönen Bänden nur alles Gute auf den Weg wünschen. —

Erste Jahresausstellung Berliner Photographie: Ausflug. Aufnahme von Otto Hartmann, Karlshorst. Unten: Dr. Heller und Frau, Gustav Falkes Tochter. Von M. Diez-Dührkoop, Berlin

Digitized by Google

Aus der Ersten Jahresausstellung Berliner Photographie. Oben: Die Tänze
Aufnahme von Karl Schenker, Berlin (Mörlins Verlag). Unten: Die Welle.
C. J. von Dühren, Berlin

Theodor Baierl (zw. S. 552 u. 553), geborener Münchner, ein Hauptvertreter ausgesprochen christlich-deutscher Kunst. Die Stadtpfarrkirche in Augsburg erfreut sich einer Reihe Fresken, der Dom zu Worms mehrerer Glasfenster von seiner Hand. Unser



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höc**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing**
**feld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herau
Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nach
verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velh
Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

# Velhagen & Klasings Monatshefte

[illegible]

[illegible]

[illegible]

## Inhalt des Februarheftes:


Die Kleinhelmshabermann. Roman von Martha Renate Fischer (Fortsetzung) . . . . 665

Das geflügelte Kind. Gedicht von Leo Sternberg . . . . . 680

Rudolf Sommer. Von Hans Rosenhagen. Mit 14 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben nach Gemälden und Zeichnungen des Künstlers . . . . . 681

Josef Görres als Herausgeber des Rheinischen Merkurs. Von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Schellberg. Mit einem Bildnis . . . 698

Treibeis. Gedicht von Martin A. Nolte. Mit drei Zeichnungen von Eugen Oswald . . . . . 699

Kunstgenossen. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Ludwig Hevd. Mit 11 Wiedergaben von Gemälden, Zeichnungen und Photographien und einer mehrfarbigen Einbeklage von Prof. Max Slevogt . 701

Der Stift des Herrn Korbes. Novelle von Alice Berend . . 707

Heiden. Gedicht von Hans Much 681

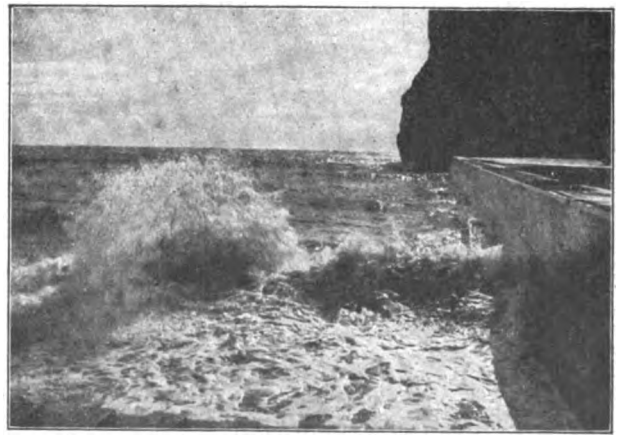
Der dimensionale Raffson und seine Sternenwelt. Von Dr. Fritz Huber . . . . . 682

Schwabinger Boheme. Von Emil Herold. Mit 12 Wiedergaben von Zeichnungen und Radierungen Emil Arnolds und Willy Jaeckels . . . . . 699


Digitized by Google

Aus der Ersten Jahresausstellung Berliner Photographie. Oben: Die Tänzerin Maria Asty Aufnahme von Karl Schenker, Berlin (Mörlins Verlag). Unten: Die Welle. Aufnahme von C. J. von Dühren, Berlin

Theodor Baierl (zw. S. 552 u. 553), gebürtiger Münchner, ein Hauptvertreter ausgesprochen christlich-deutscher Kunst. Die Stadtpfarrkirche in Augsburg erfreut sich einer Reihe Fresken, der Dom zu Worms mehrerer Glasfenster von seiner Hand. Unser



Bild, an Welti mahnend, reizvoll und sicher in der Komposition, wundervoll die rechte Hand der liegenden Frau. — Die „Mythen" endlich (zw. S. 576 u. 577) von dem Darmstädter Prof. Kurt Kempin: tüchtig, klar, von fast dokumentarischer Treue.

P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Februarheft Preis 13 Mark *)

Auslandspreis für Holland 1 Gulden, für Italien 8 Lire, für die Schweiz 2 Franken, für die Skandinavischen Länder 2 Kronen, für die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexiko ¼ Dollar, usw.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.

*) Die Papier- und Druckpreise haben in den letzten Wochen eine so überraschende Steigerung erfahren, daß wir zu unserem lebhaften Bedauern genötigt sind, den Preis der Monatshefte auf 13 M zu erhöhen.

## Inhalt des Februarheftes:

| | Seite |
|---|---|
| Die kleine Helma Habermann. Roman von Marthe Renate Fischer (Fortsetzung) . . . . | 585 |
| Das geflügelte Kind. Gedicht von Leo Sternberg . . . . . | 620 |
| Rudolf Dammeier. Von Hans Rosenhagen. Mit 14 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben nach Gemälden und Zeichnungen des Künstlers . . . . . | 621 |
| Josef Görres als Herausgeber des Rheinischen Merkurs. Von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Schellberg. Mit einem Bildnis . . . | 633 |
| Treiberlied. Gedicht von Martin v. Katte. Mit drei Zeichnungen von Eugen Oßwald . . . . . | 640 |
| Menschenaffen. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Ludwig Heck. Mit 23 Wiedergaben von Gemälden, Zeichnungen und Photographien und einer mehrfarbigen Kunstbeilage von Prof. Max Slevogt . . | 641 |
| Das Glück des Herrn Korbes. Novelle von Alice Berend . . | 657 |
| Weben. Gedicht von Hans Much | 661 |
| Der dimensionale Aufbau unserer Sinnenwelt. Von Dr. Fritz Huber . . . . . | 662 |
| Schwabinger Boheme. Von Emil Herold. Mit 12 Wiedergaben von Zeichnungen und Radierungen Karl Arnolds und Willy Hallpeins . . . . . | 669 |

Digitized by Google

Seite

Es war einmal. Baltische Kulturbilder von Carl Worms . . . 679
Vollmond. Gedicht von Alfred Wilky Kunze . . . . . 685
Der Schrei aus der Tiefe. Erzählung von Börries, Freiherrn von Münchhausen . . . . . 686
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Stationen. Erinnerungen von Olga Wohlbrück . 691
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker . . . . . 697
Illustrierte Rundschau: Der Aachener Maler Bastiné — Der Radierer Paul Herrmann — Indische Reisebücher von Hagenbeck und Ottmann — Zu unsern Bildern . . . . . 701

## Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Im gelben Gegenlicht. Gemälde von Otto Bauriedl . . . Titelbild
Kinderbildnis. Gemälde von Harold Bengen. . . . 592—593
Kruppsche Hüttenleute. Gemälde von Prof. Robert Sterl 608—609
Orang-Utan. Gemälde von Prof. Max Slevogt . . . . 640—641
Kabarett. Gemälde von Walter Miehe . . . . . 680—681
Gaukler. Gemälde von Richard Mauch † . . . . . 696—697

## Kunstbeilagen in Tondruck:

Regenwetter. Künstlerische Aufnahme von Peter Oettel 600—601
Bildnis. Gemälde von Carl Horn . . . . . 616—617
Tanz. Bildwerk von Bernhard Pöppelmann . . . . . 664—665
Schwere Scholle. Farbenholzschnitt von Prof. Carl Alexander Brendel. . . . . 688—689

* * *

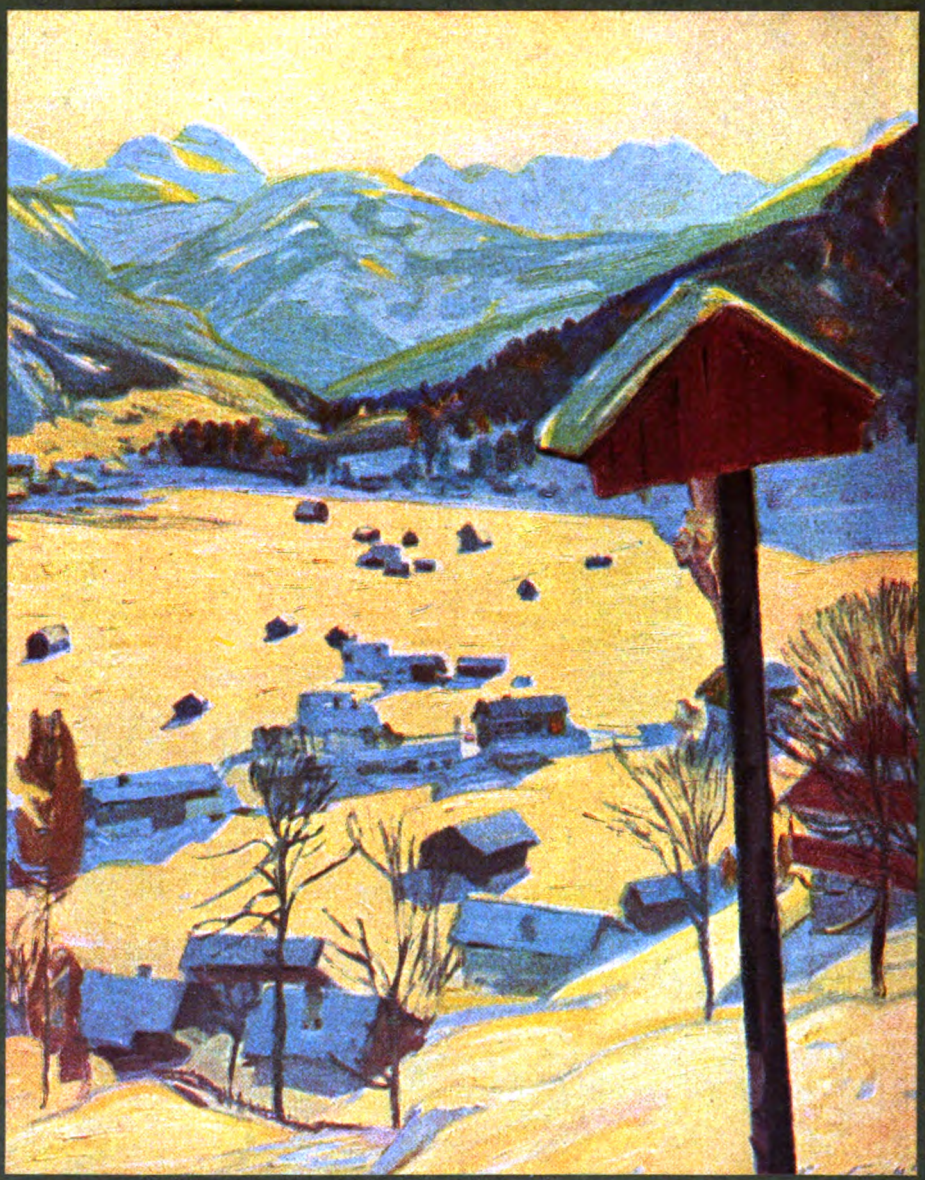
Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

## Geschäftliches:

Vorderer Anzeigenteil . . . 1—24
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate . . . . 6
Unterrichtsanstalten . . . 6— 7
Hotels u. Pensionen . . . 7
Heilanstalten . . . . . 8
Hinterer Anzeigenteil . . . 1— 8

Digitized by Google

Digitized by Google



Im gelben Gegenlicht
Gemälde von Otto Baurriedl

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
36. Jahrg. / Februar 1922 / 6. Heft

# Die kleine Helma Habermann

## Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer

*Fortsetzung*

Um den Anfang April lief bei Stauchs ein Brief vom Vetter Dehler ein, worin dieser das dem Stauch als eine zweite Hypothek gemachte Darlehn auffagte. Der Grund hierzu sei, also schrieb Dehler, daß Stauch die erste Hypothek, in welche Dehler habe aufrücken wollen, anderweitig vergeben habe. Stauch antwortete mit Ausflüchten, setzte seine Worte weltmännisch und tat so, als ob er die Angelegenheit damit für erledigt halte. Dehler jedoch blieb auf seinem Recht bestehen. Nun suchte Stauch den beharrlichen Gläubiger in seinem Wohnorte auf. Fand ihn jedoch daselbst nicht vor. Dehler war auf die Reise gegangen. Er besuchte seine Geschäftsfreunde in Schlesien und sammelte neue Aufträge. Rosamund schaute umher. Lobte, was er sah. Besprach schließlich seine Angelegenheit mit der Tante Berta, die ihm nicht raten konnte. Stauch achtete der Ablehnung nicht. Redete jetzt sogar von einer Geschäftseinzahlung, die Dehler leisten solle und die gut verzinst werden würde, gewissermaßen von einem beweglichen Depot, das beliebig herangezogen werden könne, aber in bestimmtem Zeitraum immer wieder ergänzt werden müsse.

Er sprach zu Weibern — auch Flora hatte sich eingefunden und hörte ihm zu —, betonte ausgiebig den hohen Zins, den das Kapitälchen einbringen würde, und vergriff sich im Ton, denn er war ganz ungeschäftlich. Und dann räusperte er sich: er hatte mit seinen streifenden Augen die grauen Augen der Nichte erwischt, die kühl und kaufmännisch dreinschauten.

Sie sagte: „Da läßt der Vater sich nicht drauf ein."

„Warum nicht?"

„Das ist doch kein Geschäft — nix Sicheres."

„Das laß du nur deinen Vater entscheide."

Aber sie wiederholte: „Nein, das macht er nech, das ist nix für uns." Drehte sich und ging von dannen.

Als sie miteinander aßen, zog Rosamund andere Register auf. Er sprach von seinem Sohn. Nun wurden Floras kühle, graue Augen warm. Sie hörte ihm zu und zeigte ihre Vorliebe.

In der Nacht kam übles Wetter. Stürmischer Wind sprang auf, Regen stellte sich ein. Rosamund hörte dem Wetter zu. Sorgen saßen an seinem Bette. Die Sorge, wo er das Geld zur zweiten Hypothek auftreiben solle, falls Dehler starrköpfig bleibe und auf Auszahlung dringe. Dann auch die Sorge um den beweglichen Geldpunkt, eine Auszahlung, die bevorstand. Eingesperrt, wie er hier war, nahm alles trübe Farbe an. Alle Mauern rückten zusammen. Zuletzt war kein Durchschlupf mehr für ihn zu sehen. Ja, was denn weiter alsdann —? Seinen Kram verkaufen —? Das war keine Sache zum Scherzen.

Er schalt auf sich selbst. Auf seinen Zug zum Wohlleben. Zur Großartigkeit. Bauer bleiben! Selber ackern! Selber ernten! Selber seine Mistfuhre laden. Das heulende Elend wäre ihn angegangen, wenn nicht die Wut sich eingestellt hätte hier auf die Menschen in ihren fetten Betrieben. —

Am andern Morgen besuchte er ein paar

 Nachdruck verboten. Copyright 1922 by Velhagen & Klasing 

Digitized by Google

Bekannte und horchte nach Holzkäufen. Einer erzählte ihm von dem Bankerott eines großen Holzhändlers, mit dem Beckmann viel gehandelt hatte. Das komme vor, antwortete Rosamund. — Am Ende werde es auch Beckmann betreffen. — Möglich, daß es ihn jucken werde. — Bloß jucken? — Mehr nicht. — Na, na! —

Als Rosamund wieder zu Dehlers kam, war Flora im Laden und verkaufte einer Balsamträgerin ihre Tropfen und Salben. Hienfong-Essenz, Mariazeller Tropfen, Lebensbalsam und Lebensöl, Brand- und Wundsalbe, Weiße Salbe. Sie schrieb die Rechnung. Die Frau zahlte. Flora strich ein und sagte: „Willst du nix abzahle?"

„Heute kann ich nech — heute ist mein Kauf schon größer gewesen."

Flora erwiderte: „So lange läßt man nech gerne anstehe. Das gieht nicht." Aber sie klappte ihr Buch zu.

Es war eine hagere, große Frau, die vor ihr stand. Eine von den Frauen, denen das Leben Steine vor die Füße wirft, sie mögen sich schicken, wie sie wollen. Ihr Mann war schwächlich, ihr Kind, ein Mädchen von zehn Jahren, konnte sich nicht mit dem Wachsen befassen, weil es allzuviel arbeiten mußte.

Dann war noch eine Schwiegermutter im Hause, die seit acht Jahren krank an der stillen Gicht lag. Konnte sich nicht aufdecken, konnte sich nicht zudecken, aber ihr Bett stand in der Wohnstube mitten im Leben. Auf daß die alte Frau noch sehe. Noch teilnehme. Die Schwiegertochter begrub sie nicht vor der Zeit. Sie teilte ihr noch mit — Pläne — wie den mit dem Korbhandel, als künftigen Ernährungsträger. Sie gab ihr auch von ihrer Sorge ab, alle ihre hundert Meilen Sorge mußte die Mutter mit durchlaufen. Und sie trug ihre gesamte Freude heran ohne Unterschlagung; ihre gesamte ganz dünne Freude, die keine strotzenden Ursprünge hatte, kein lachendes Rot, kein quellendes Blau, kein kraftjauchzendes Grün. Die sich an ganz mageren Farben mußte genügen lassen.

Und die Schwiegermutter sah die Tochter an, das lange, wackere Gesicht, das schlichte, braune, gezopfte Haar, die festen, eifrigen, stillen Augen, die wollten. Empfing die Schattenbilder des Lebens als eine Bejahung. Denn bis zu Mitfreude oder Mitsorge reichte doch der Stoff in ihr nicht mehr zu.

Sie konnte sich doch nicht mehr aufdecken — nicht mehr zudecken.

Wenn abends alle Arbeit getan war, kam die Schwiegertochter mit dem Psalter oder dem Neuen Testament und las vor als Tagbeschluß und Abendsegen. Sie nahm jede Silbe extra auf die Zunge. Auf daß sie nichts verkürze. Hatte etwas so Besinnliches bei ihrem Vortrag. Und zum Schluß streichelte sie die alte Frau und lächelte dazu. Ja — — und sie hielt ihren Oberkörper ein bißchen sehr gerade.

Diese Eline Kessel, die gegen die Vierzig heran war, stand vor der jungen Flora Dehler, die mit einem Stein nach ihr warf, sie solle zahlen. Flora Dehler war aber nicht unfreundlich, sie sagte nur geschäftlich ruhig, ohne Umschweife, was sich gehörte.

Dann mischte die Tante sich ein: wann Eline denn „gehe"?

„Morgen früh," antwortete Eline sanft.

„Ach, du giehst auf Saalfeld zu — jelte?" So die Tante.

„Ja."

„Ich komme heute abend noch a bißchen hien. Du sollst mir was mitbringe." Sie sprach noch ein paar Worte Wärme und Tröstlichkeiten.

Indessen ging Rosamund in die Wohnstube hinüber. Da lagen auf einem Arbeitstisch kleine Berge der schlanken Laborantenfläschchen aufgeschichtet, schon gefüllt und verkorkt. Flora versiegelte sie jetzt. Das ging ja unheimlich rasch, ganz maschinenmäßig — die Griffe nach dem Fläschchen und mit der anderen Hand das Überwischen des Siegellacks mit einem Strich, so daß er deckte und nichts vergeudet wurde.

„Das hast du weg," sagte Rosamund.

„Ja, das macht die viele Übung. Wie ich noch e Kind war, ha ich das doch schon gemacht." Sie lachte. Und dann sagte sie ärgerlich mit einem Kopfwinken zurück: „Sie macht immer Übergriffe. Das kann sie sich nech abgewöhne."

„Kessels sind ordentliche Leute," entschuldigte Rosamund. „Und Eline hat's schwer."

„Ja. Aber Geschäft is Geschäft."

Er sah ihr weiter zu, studierte ihr Gesicht, das so fein war. Darüber wurde ihm sonderbar zumute — himmelkrank. Wieder trat die Tante ein, gluckerte ein wenig mit ihrem lieben Lachen, das zwei starke Hände hatte und wegräumte. Stellte sich ein bißchen breit mit an den Tisch und erzählte Spaßhaftes von Milius' Anwesenheit um Neujahr. Unterbrach sich: „Was ist denn mit dich? — Lieber Gott, du bist doch kreideweiß."

Flora war nun auch zur Hand. Sie holte vom besten Likör.

„Unterwegs wird das wieder besser," sagte Rosamund.

„Ja, wann denn unterwegs?"

Es werde allmählich Zeit. — Behüte, er müsse doch noch zum Mittag dableiben. — Nein, nein, das könne er nicht. —

Digitized by Google

Sein Weg führte ihn dann bei Kessels vorüber. Just kam Eline aus dem Haus und säuberte ihre Fensterscheiben. Das Haus war klein und alt mit Fensterscheibchen von kaum Spannengröße. Eline trug einen Blechnapf voll Wasser und einen kleinen Schöpftopf, mit dem sie von außen die Fensterscheiben begoß. Das Wasser trieb am Hause herunter. Aber es war doch alles fein und sauber, das Haus, das Ställchen und der kleine Schuppen hinter dem Hause. Das Töchterchen fegte. Alle Leute fegten und planschten dem Sonnabend zu Ehren. Und um alle Häuser gackerten im bunten Flor die vielen Hühner mit ihren prachtvollen Herren im großen Kamm mit langen Bartlappen. Rosamund blieb stehen. Eine schöne, rehfarbene Ziege kam dazu. „Ist das deine?" — „Ei ja!" — „Und deiner Dorothee geht es gut?" — „Ei ja." — Ja, die Großmutter sei doch ihr Trost. Immer eine Stelle, zu der man sprechen könne. Der liebe Gott sehe es auch. Ach, der wisse Bescheid. — So sei nun einmal ihr Glaube. — Sonst, wer weiß, was sonst ihrem Mann alles zustoßen könne. Denn er sei doch auch anfechtbar. „Ach, meine Dorothee will ich schon pflege," sagte Eline. „Der will ich ihr Dasein schon erleichtre, soweit eins kann. Das weiß sie auch, daß ich an ihr hänge. Dann tut sie so gravitätisch . . ." Und sie lächelte mit ihren ganz weißen Zähnen, die unecht waren, und sprach wieder alle ihre guten Worte ohne Verkürzung.

Und die alte Dorothee — lieber Gott! — die sich nicht aufdecken konnte — die sich nicht zudecken konnte — —

Rosamund stapfte bergab. Er sah über die Bergfelder mit ihren Hebungen und Senkungen und oberen Flächen, die einem großen Teppich aus breiten Flicken von frischfarbenem, grünem und braunem Samte glichen.

Dann hielt er sich tiefer. Schlug einen Weg ein, der abschnitt. Kam ganz in die Enge, zwischen Wald und Berg auf gewundenem Weglein. Hatte nichts zu betrachten, das ihn ablenkte. Dachte an die Eline Kessel mit ihren Porzellanzähnen — wie sie lächelnd behauptet hatte, daß die Großmutter gravitätisch tue — — die Großmutter, die sich nicht — — Dachte im Gegensatz dazu an die junge Flora Dehler, an das Geschäftsmäßige, Gegenständliche, das ohne Wärme war. Fühlte, wie ihn etwas von innen her ankroch. Ihm zum Munde hochschäumte. Haß! Auch die Tränen stellten sich ein. Sie liefen breit über seine hüpfenden und zuckenden Wangen.

Mag die Mutter in der Grämelecke sitzen, mag der Vater poltern und werfen, soviel er will — in einer Woche ist Pfingsten!

Wer kommt zu Pfingsten auf Urlaub daher? Der Soldat! Der sehr geehrteste, allerfeinste Soldat! Die ganze Landschaft putzt sich für den Soldaten. Sehe eins die Bäume an, die Kastanien mit ihren Blütenbäumchen und ihren Blattfächern, die alle Tage größer werden, die schlanken, goldbraunen Fischchen am Buchengezweige, daraus die ganz durchsichtig blanken, hellgrünsten Buchenblätter sich prinzeßlich herauswinden, die wassergenügsamen Bergweiden mit den weißgrauen, knolligen, ungekämmten Kätzchen — all die grünen Pinselchen, Quästchen, Büschelchen, die aus der Zweighaut hervorsprießen, neugierig, ungestüm, ellenbogenhaft, krähend, jauchzend, betend, jubilierend. Ja, die Hefenfrau kennt eine Frau oben in der Gegend von Wickersdorf, die in einer Nacht die Bäume hat meckern hören. Und der Vetter Michael erzählt auch mancherlei von Geräuschen, deren Urheberschaft aussteht. Kommt weder Mensch noch Tier dafür in Frage, ob der Klang gleich darauf hinweisen möchte. —

Helma Habermann ging gen Saalfeld zu den Butterkunden. Machte ihre Sache ab, pilgerte wieder heim, Einkäufe im Korb, Kaufmannswaren.

Da der Himmel verdrossen war, hatte sie ihre Person nicht sonderlich herausgeputzt. Und sie sah nicht hübsch aus. Die Haut hatte schlechte Farbe. Der Mund war zugeklappt wie ein Alltagsmund. Am Fuß schmerzte sie was. Sie mochte einen Stein- oder Glassplitter eingetreten haben. Der Schmerz war nicht eben schlimm, aber mit der Zeit wurde er doch lästig bis zum Hinken. Sie ging links der Saale, nicht auf der großen ebenen Fahrstraße, dem durch die Landschaft laufenden weißen Band, dem auf weite Strecke die Hauptverbindung obliegt in dem Zuge dieser großen, sich einander angliedernden Taleinschnitte. Der Weg, den sie innehielt, verband Dörfer, die abseits lagen, führte in die Berge und über die Berge und um die Berge, war ein Verzweigler und Einsammler. Er lief hier durch die grünen Felder, und es ging sich wohl auf ihm. Erlen am Wege, die nackend dastanden mit ihrem grauen Geäste ohne Rücksicht auf die frühjahrliche Bekleidungsnotwendigkeit. Andere Laubbäume schlossen sich an. Kirschbäume säumten die Straßenränder. Weiterhin kommt dann zur Rechten der Steinbruch und noch ein wenig weiter, aber nun am andern Wegrande, das weiße Zechsteinschlößchen, der Wetzelstein. Und nach drüben, jenseits der Saale, wird der Blick auf den Bohlen frei



Digitized by Google

mit seinen wunderschönen geologischen Verwerfungen. Kurz bevor der Steinbruch erreicht war, setzte Helma ihren Korb ab, zog Stiefel und Strumpf aus und nahm ihren Hinkefuß in Augenschein.

Eine kleine unartige Stelle zeigte sich. Sie befeuchtete ihren Finger und wischte ab. Ja, da war wohl ein Löchlein im Fleisch. Aber wie sie auch drückte und schob, sie konnte keinen Fremdkörper zum Austritt bewegen.

Darüber kam ein Schritt heran, und eine junge Männerstimme sagte brummig heiter: „Verlohnt's denn?"

„Ei jawohl."

„Ene Spanne reicht wohl nicht zu?"

„Nee, die reicht nicht zu."

Der Mann stand weiter. Er war mittelgroß, dunkelköpfig, mit Schnurrbart und breiten, dicken, dunklen Brauen. Das Gesicht rund und gebräunt. Und die Hände mit einem schwärzlichen Überzug versehen, den keine Seife entfernen konnte und der ihn als Schlosser oder Schmied verriet.

Helma hatte Strumpf und Schuh wieder angezogen. Hob jetzt den Korb auf den Rücken. Sah neben sich auf dem Grasrand ein ganz verqueres Aststück liegen mit vielen splittrigen, ungemütlichen Stellen und nahm es in die Hand.

Der Schmied sagte gutmütig unbeholfen: „So färchtnig sind Sie? Ich will Sie doch nichts tun."

Darauf lachte Helma und gab zurück: „Das ist auch bloß für alle Fälle." Sah den Mann ganz warm und freundlich an und sagte: „Gehen Sie nur, ich kann doch nicht Schritt halte."

Der Schmied nickte, es sei recht so, lächelte vor sich hin und ging. Und Helma folgte auf der nämlichen Straße, lächelte ebenfalls und freute sich über den Menschen. Dennoch — — sie kannte ihn nicht. Und hier in der Gegend des Steinbruchs hieß es vorsichtig sein. Der Steinbruch hat das Aussehen einer großen, länglichen, strauchbewachsenen Einbuchtung mit hohen Wänden. Rot die Farbe des Steins, malerisch die Vorsprünge und Bauchungen, und das Buschwerk hoch und niedrig, mit flatternden grünen Pelerinchen der Frühlingsblätterfarben.

Es begann zu regnen in spärlichen Tröpfchen. Ein Gewitterlein redete mit sich selber. Als das nächstgelegene Dorf erreicht war, schüttete ein Wolkenfetzen kurz und kräftig seinen Segen aus. Helma sprang die Steinstufen zum Gasthof hinauf.

An einem der Tische im Gastzimmer saßen die alte Hefenfrau und die heilige Händlerfrau. Die Hefenfrau sagte, als Helma eintrat: „Das ist recht von dich, daß du untertrittst."

„Wegen dem bissel Regen doch epper nicht?" Helma lachte, kramte in ihrem Korb und lieferte der Gastwirtin eine Anzahl Päckchen ab. „Alles pünktlich erledigt. Dafür geben Sie mir a bissel Wasser und Seife für meinen Fuß. Da habe ich was eingetreten."

An einem der langen Tische saß der Schmied. Er hörte nachher die Unterhaltung zwischen der Hefenfrau und der Händlerfrau auf einer Seite und der Helma Habermann auf der andern. Zuvor sah er, wie Helma Habermann wieder in die Stube kam, lachenden Mundes und auf gleichmäßig zutretenden Füßen.

„Das ist der Urheber," sagte sie, „a bissel Glas, daß man es kaum sieht, und das bringt so e großes Frauenzimmer aus dem Tritt."

Der Schmied lächelte. So e großes Frauenzimmer ... Und dann sah er, wie bald auch die Helma Habermann lächelte, zu dem, was die Hefenfrau sagte. Aber das Lächeln war voller Staunen.

Die heilige Händlerfrau jedoch bekräftigte.

Darauf erwiderte Helma Habermann: „Unsinn! Unsinn! Wo kann denn mein Vater mein Jawort weggebe, und ich weiß nix davon? Einweihe muß er mich doch wenigstens. Und übermorgen schon — —?"

„Übermorgen kimmt er bei euch hin," sagte die Hefenfrau. „Ich ha's von ihm selber."

„Da hat er dir eins aufgebunden. — —"

„Das hat er nicht. Er ist doch auch nicht uneben. Der kriegt schon allerwege, was er braucht."

„Aber nicht bei mich!"

„Ja, das mußt du mit deinen Vater ausmache. Mit dem ist er einig. Er bringt Viertausend zu. Soviel hat ihm müssen sein Bruder auszahle."

„Aber der kennt mich doch kaum, der Löser. Und der soll ans Heirate denken mit mich? Da muß er doch erscht antrete, und mir a bissel die Hand drücke und a bissel scharmutzieren." Sie riß ihren Mund weit auf vor Lachen. „Unsinn! Unsinn! Unsinn!" und in ihrer Stimme klang wieder das Glöckchen.

Die Händlerfrau schlug ihre heiligen Augen auf und sagte: „Du kannst dich drauf verlasse. Ich ha's von seiner Schwägern gehört. Das ist eine Frau, was keine leichtsinnigen Reden macht. Ach, und der Armin Löser, der wird deine Billigung schon finden. Und die erben auch noch, Lösers. Da is noch ene Schwester, mit der ist nix Gescheidts. Die sieht so gelb aus und so weiß, und dann hat sie solche rote Maullippen. Wenn die stirbt, erben die zwei Brüder noch emal."

Digitized by Google

„Das geht mich alles nix an, der Armin Löser nix und seine Schwester nix. Ich bin doch keine Kuh, wo man in den Stall bringt, und da frißt sie und ist zu Hause."

Die Wirtin hatte ihr eine Tasse Kaffee hingestellt. Die nahm sie beim Wickel. Blinzelte während des Schlürfens mit den Augen, das Vorhergegangene sei erledigt, und sie wolle ihre Ruhe haben. Hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestemmt. Machte sich ganz breit. Hielt die Tasse zwischen den zehn Fingern.

Die füllige Hefenfrau mit ihren sechzig Jahren, mit ihrem rechtschaffenen wackelnden Oberzahn und dem dunkeln Kattuntuch, das fest wie eine Mütze den Kopf umschloß, sagte: „Jeder hat sein Gewissen. Danach geht's. Wie ich jung war, ich hatte doch meinen Valentin. Aber meine Mutter hat die Heirat nicht zugegeben. Sie hat die Gewalt gehabt. Da habe ich mich mußt füge. Und meinen Mann hat sie mir oo ausgesucht: den nimmst du. Nune arbet' man miteinander. Was soll man den Mann da ploge? Ich kann ihn nicht schänden. Wenn meine Mutter mal grillig war, er hat sich immer försch Loch gestellt. Er hat mir nix laßt anhänge. Nu waren wir immer einig. Man kann gegen das Leben nix machen. Man muß a bissel nachgiebig gegen das Leben sein."

Die blonde Händlerfrau verdrehte ihre heiligen Augen und sagte ausdrucksvoll im kirchlichen Tonfall: „Wir waren erscht drei Jahre verheirat', da starb mein Mann. Das kann dir doch ebenso giehe, Helma. Dernach bist du wieder frei."

Darauf lachte Helma Habermann mit weit aufgerissenem Munde. „Ich soll einen heirote, wo ich bloß drauf warte, daß er balle stirbt? Nee — das mache ich nicht. Und das will auch mein Mutterle nicht. Unsinn! Unsinn! Unsinn!!" Und ihre Augen strahlten und sahen ein ganz anderes Zukunftsbild an der Seite des Milius Stauch. „Und itze geht's heim!" Sie stand auf. Drollig an Stimme und Mienen sagte sie: „Da will ich mein Mutterle aber ins Verhör nehmen."

Die Hefenfrau äußerte: „Ich giehe mit. Der Regen hat aufgehört."

Sie stemmte sich mit ihren Händen auf den Tisch, um den Aufstand zu bewerkstelligen. Davon krachte der Tisch. Und der Stuhl, als er von ihrem Gewicht befreit wurde, ließ auch etwas wie einen Kreischton vernehmen. Helma Habermann aber riß ihren Mund auf bis zur äußersten Möglichkeit und lachte Tränen. Sprang der Hefenfrau bei und tröstete sie. Hob an den Körben des Gewichtes wegen und sagte: „Ich nehme deinen Korb, Heinerjette, der ist schwerer. Ei gar, so viel mußt du nicht mehr tra'el Der hat Gewicht." Und die Hefenfrau war einverstanden. Und sie gingen beide von dannen, an der Mühle vorüber.

Ehe dann der Weg zu steigen begann, wurden sie von einem Schritt überholt, und der Schmied sagte: „Den Korb trage ich." Nahm der Hefenfrau den Korb ab und streifte die Bänder geschickt über die Achseln.

Er sagte zur Helma Habermann gewandt: „Ausreißen tue ich nech mit dem Korb vom Fräulein. Da ha ich zuviel Respekt, Sie könnten mich einhole, und dann ging's mir danach." Und dann sah er, wie der Weg schmal und einsam wurde zwischen abschüssigem, hohem, busch- und baumbewachsenem Rand zur Saale hinab und steilem ansteigenden Gelände zur Berghöhe hinauf. Und immer schwieriger, nun ganz, ganz schmal, zur Rechten von rotem Fels begrenzt und zur Linken neben einem knappen Barrièrechen hin, das wegen der Absturzgefahr angebracht worden war. Denn der Fels sprang hinunter in geradem Fall in doppelter Haushöhe.

Der Schmied ging vorneweg, seinen Laufstock hatte er mit Lächeln der Hefenfrau gegeben. „Zum Stützen . . ."

Da hatte Helma Habermann wieder zu lachen begonnen.

„E Zacken ist es freilich nech," hatte der Schmied darauf anzüglich gesagt. —

„No — ich will mal frä'," fing nun die Hefenfrau die Unterhaltung an. „Wie alt sind Sie denn?"

Darauf sagte der Schmied, daß er fünfundzwanzig Jahre alt sei.

„Was Festes hunn Sie doch wohl schon?" Also weiter die alte brave Heinerjette.

„Ene Schmiede, ja," antwortete der Schmied „und ene Frau auch, und dazu e Mädelchen von drei Jahren. Mit dem Jungen gieht die Frau noch, der kann alle Tage einrücke."

„Jo, wenn man da ene liebe Fraue hat — —"

„No — sie bringt die Kinder. Dadraufhin muß man den Weibsen was nachsiehe."

Er wandte den Kopf und traf auf Helmas Augen, die bedauerlichen Ausdruck hatten. Auf Grund dessen sagte er: „No ja — sie ist gut. Sie macht ja. Freilich — was Unebnes da springt ma doch nech ran." Lachte. Und sie gingen nun weiter, vorn der schwarzschopfige, stämmige Schmied mit dem Korb auf dem Rücken, danach die Hefenfrau in wuchtender Breite und zuletzt die zarte Helma.

Der Weg führte bergab. Eine saftgrüne stille große, runde Wiese tat sich auf, zur

Digitized by Google

Linken nach der Flußseite zu, von Weidengebüsch eingefaßt. Laubbäume standen da als Wächter des Friedens. Berge schauten herüber. Vögel riefen von drüben her aus den Wäldern. Es gab so wunderschöne Bäume auf dieser Wiese, mit tiefem, kurzen, rundumlaufenden Bewuchs, der weit unter den hohen Baumkronen ansetzte und malerisch-neckisches Aussehen hatte, etwa wie schamhaft angelegte, rutschende Pluderhöschen. Und alles war so jung hier, die Wiese in ihrem Grün, der absonderlich fröhliche Baumbewuchs, die drei Menschen einschließlich der alten Hefenfrau, die jetzt die regennasse Wiese überquerten.

Denn nun spannte die Hefenfrau mit beiden Händen ihre Röcke nach vorn und zeigte ohne Scheu ihre derben, stampfenden Beine, und Helma Habermann tat desgleichen, nur daß hier zwei schlanke, aber nicht unhübsche Steilchen zu sehen kamen. Der Schmied aber war ein paar Schritte zurück, betrachtete und lächelte gutmütig. Und dann ging er neben der Jungen, und Helma Habermann begann zu plaudern. Machte ihn auf die Bäume mit den Pluderhöschen aufmerksam. Kam auf den Sorgenstuhl ihrer Herzmutter zu sprechen, was der aushalten müsse. Der Schmied hörte ein zerhacktes Stimmchen reden. Und nahm an, daß sie ihn für unglücklich in der Ehe halte und ihn durch Hinweis trösten wolle, daß überall der Sorgenstuhl vorhanden sei. Er gab den Korb zurück, denn sein Weg zweigte ab. Schönen Dank für die Gesellschaft. Dazu reichte er die Hand. Lächelte ein bißchen, nickte und ging.

Und er hat noch manch liebes Jahr, wie es die Zeit etwa hergab, und der Zufall es veranlaßte, an den Gang mit der dicken Hefenfrau und dem kleinen, braunen Mädel zurückgedacht, mit gutmütigem Lächeln, das gewissermaßen fernab war. Und hat auch manch einem davon erzählt, wie von einem Bildchen: „Da ging ich mal — —“ Oder: „Da hab' ich mal ein Mäderle getroffen — Das ist schon viele Jahre her — —“ Bis mal eine dieser Erzählungen an die rechte Quelle kam — — —

Als die beiden Weiber allein dahingingen, jetzt bei aufsteigendem Wege, kam das Gewitter richtig zum Ausbruch mit ein paar bitterbösen Schlägen, grellem Zacken der Blitze, rauchgrauem Himmel und klatschendem Regen. Es war nur von kurzer Dauer. Die beiden Korbträgerinnen waren darüber heimgekommen. Helma hängte die triefenden Kleider über die Stange, band den nassen Kopf mit einem Tuche ein und machte sich über die fällige Arbeit her.

„Alles erledigt, Mutterle. Dabei bin ich pudelnaß geworden. Heinerjette war mit dabei.“ Sie erzählte beiläufig. Schaffte und drehte sich. Und dann schlüpfte sie ins Haus. Schlecht war ihr zumute. In den Gliedern zog es. Im Kopf war etwas Unwirrsches. Sie dachte an das Geschwätz der Frauen, daß am übernächsten Tage ihr Verlöbnis mit dem Armin Löser stattfinden solle. Darauf stieg sie auf den Höllenstein, die ebene Oberdecke des bäuerlichen Backofens, der neben dem Ofen in Schulterhöhe in die Stube hineintrat, von der Küche aus aber bedient wurde. Er war keine Unzierde für die Stube, denn er bildete eine Vorderlinie mit dem Ofen, stellte sozusagen ein hochgelegenes Kämmerlein dar zwischen Stubenseitenwand und Ofen, ein Absteigequartier, das einer oder zwei Personen harte, warme Lagerstatt bot. Denn im Ofen wurde gekocht, auch alles von der Küche aus. Oben quer nach der Küchenwand zu lag ein strohgestopftes Kopfpolster. Darauf legte sich Helma zurecht. Hatte neben sich den warmen Ofen und unter sich die Backofenwärme. Lachte, als sie an die tröstende Rede der Händlerfrau vom frühen Tode ihres Ehemannes dachte. Gähnte. Wurde allmählich warm durch und durch. Kriegte eine kleine, verwischte, müde Stelle im Kopfe.

Die Stube war dunkel. Durch die Fenster fiel es grau herein, so daß der Blick bald keinen Anhalt mehr fand.

Helma hörte, wie eins sagte: „Meine Sache ist das nich, daß ich mit ihr rede. Mein Wille ist das überhaupt auch nicht. Du denkst bloß an dich, du willst dir'sch leichter machen.“ Es war die Stimme der Herzmutter. Ganz ermuntert hörte Helma dem Gespräch der Eltern zu. Es verhielt sich wirklich so, wie die Frauen gesagt hatten: Löser war herbestellt worden, und ihre Verlobung mit ihm sollte tunlichst am übernächsten Tage stattfinden. So war des Vaters Wille! Im Falle ihrer Widerrede würde er zum Stock greifen, sagte er. Da wolle er aber zudrücken!

Helma lachte auf. Es war dasselbe wurzellose Lachen wie zuvor, als sie an die tröstende Rede der Händlerfrau gedacht hatte.

Habermann zündete die Lampe an. Sein Mädel stieg vom Höllenstein herab, und die Unterredung zwischen Vater und Tochter begann. Von der einen Seite der Befehl, von der anderen Seite das Nein.

Nein, nein, nein! Ja, wenn es notwendig wäre; aber notwendig sei es nicht. Der Vater solle noch einen Knecht dazu mieten. Oder er solle einen älteren nehmen. Den könne er wegschicken, wenn er nicht nach

Digitized by Google

Wunsche sei. Mit dem Schwiegersohne aber müsse er auskommen. Und dann handelte sie um ein Jahr Aufschub — um dreiviertel Jahr — um ein halbes Jahr.

Habermann aber sprach von der Peitsche. Und die Herzmutter stand immer bereit, sich dazwischen zu werfen. Zuletzt handelte, schacherte, feilschte das Mädchen um einen Aufschub von vier Wochen. Der Vater solle den Löser abbestellen. In vier Wochen werde sie sich erklären, ob sie den nehmen werde, oder ob es ein anderer sei, den sie nehme. — Und das sei doch gegen allen Anstand, daß der Löser hintenherum komme. Ob er etwa den Vater heiraten wolle. Und sie sprach wieder davon, sie sei doch keine Kuh, die man hier ab- und dort anbinde.

Und der Vater Habermann, der froh war, daß die Sache im Schusse war, daß der unvermeidliche Kampf tobte, der bestanden werden mußte, der Vater Habermann, der sich vor dem Waffenstillstand als der Niederlage fürchtete, darin jeder errungene Vorteil ihm wieder entrissen werden würde — wurde viehisch roh. Durch!

Da war die Mutter kurzsichtig und wurde auch hart. Der Mann wollte nicht mehr, was half da das Sperren?

Helma blickte die Eltern an. Sie schaute vom Vater zur Mutter.

Die Mutter sagte: „Helma, du hast itze deinen Willen lange genug gehabt. Itze mußt du aber nachgeben. Mer können doch die Wirtschaft nich hinrichten. Da gehört en Junges her, was seinen Profit dran hat und nune zupackt. Dir fällt's doch auch emal zu. Für wen plogen wir uns denn sonst?" Standen beide vereint desselben Willens, Vater und Mutter — beide roh, in großer Angst vor der Niederlage. Und Helma sah vom einen zum andern. Und begann zu lächeln. Daß es der Mutter kalt über den Rücken lief. Sagte: „Gut! Gut!" Und lachte auf. Rieb ihre Augen und sagte: „Mich schlofert's! Ich bin müde." Sah wieder die Eltern an und ging aus der Stube. Aus war der Kampf.

Die Eltern setzten sich auf die Ofenbank. „No," sagte der Mann, „das hätte geholfen." Die Frau schwieg.

Als der Mann vom Termin zur Hochzeit zu sprechen begann, sagte sie: „Ich weßß nich." Und wiederholte das Wort. Darüber kam eine zwistige Rede in Gang. Unfroh gingen sie nach ihrer Kammer.

Ehe sie sich niederlegte, trat die Mutter bei ihrem Mädel ein — bei dem Herzmädel, das der Mutter immer Balsam herbeigetragen hatte in allen Nöten ihres Lebens. Es kam der Mutter doch ein bißchen wie Totschlag vor, was jetzt an dem Mädel verübt werden sollte. Ach, und sie wünschte nicht, daß ihres Mädels Seele Schaden nehme. Diese feine, kleine Lachseele, diese Goliathseele mit den Psalmen Davids. Die Beine zitterten ihr, als sie eintrat. Aber siehe, da lag das Mädchen schlummernd im rotbunten Bette, den Kopf auf dem nackten Arm, die Augen geschlossen, die Brauen ein klein wenig gegeneinandergerückt. Atmete ruhig.

Nun lief die Frau von dannen auf leisesten Sohlen, als ob ein Feind im Hinterhalt liege. Denn inwendig warnte sie etwas, es sei nicht wahr, daß ihr Kind schlafe. Und es sei eine Lüge, daß ihr Kind unverweinte Augen habe. Aber trotz allen Betens und Bangens tat ihr Kopfkissen allmählich doch seine Schuldigkeit, und die Gedankenverwischung begann.

Das hellgraue, durchsichtige, lückenhafte Vorhänglein, durch das die Täglichkeit immer wieder einmal hervorblitzte, rollte allmählich ab, und die Seele der Mutter Habermann trat in die Vorgärten vom Schlummerland ein. In dieses feine, starke Kraftland, das jeden Atemzug mit reichen Medizinen der Ruhe speist, das voller Wunderkammern steckt der abgeschiedenen Seelen und der höchsten Merkwürdigkeiten. Und wo am Ausgang das Kräutlein Vergessen steht, dessen Duft ein Auslöscher ist — dessen, was man im Traumland gesehen hat.

Die Herzmutter wurde aus dem Traumland vorzeitig abgerufen durch ein Geräusch, das der nächtlichen Stille nicht angehörte. Sie hatte in feiger Angst die Schlafkammertür nicht eingeklinkt. Da hatte ihre Sorge Posten gestanden. Ließ jetzt das Knarren einer Treppenstufe zu einem Höllenkreischen anschwellen, das die Mutter weckte. Stellte die Frau gleich mitten in ihren Alltag hinein. Die Mutter Habermann rutschte aus dem Bett. Trat mit brennendem Licht zur Treppe hinaus. Und sah hier ihr Mädel wanderfertig mit einem Bündel im Arm, einem Sachenpaket.

„Wo willst du hin?"

„Fort."

„Bei wem willst du hin?"

„Bei meiner Pate."

Leise die Stimmen, Frage wie Antwort.

Der Alte mit seinem schlechten Gewissen war auch wach geworden. Rutschte auch aus dem Bett. Kam dazu, wie er ging und stand, bloß- und dürrbeinig, nur im Hemde, dem er die schnell ergriffene Hose beigesellte. Der eine Hemdärmel war aufgerissen und schlenkerte neben dem haarigen Arm daher. Die Mutter hatte Strümpfe auf den Füßen, einen Rock auf dem Körper, dazu eine alte,

Digitized by Google

ungute Taille. Der Kopf war mit einem wollenen Tuche eingebunden. Sie sah ganz und gar angezogen aus und war doch in ihrem Bettgewande.

Und Helma sah die lächerlichen Gestalten und lachte nicht. Und die beiden Alten sahen auf ihr Mädel, und es begann ihnen in den Knien unsicher zu werden.

Sie sahen, daß ihr Mädel von ihnen ging — sie verließ — sahen es nicht nur am Bündel, das sie im Arme trug.

Da sagte die Mutter mit fremder Stimme: „Wenn es so ist — — wenn — wenn — —"

Und der Vater sagte: „Freilich, da warten wir e paar Monate noch — — Er machte eine Pause und sagte: „Oder — —"

Und die Mutter fiel ein: „Ja, das ist besser, da verkaufen wir am Ende lieber."

Steil stand der Schrecken zwischen ihnen, ein himmellanger Pfahl. Verkaufen — — Von jedem heimlich schon gedacht, aber noch von keinem ausgesprochen. Ja, warum denn nicht verkaufen — wo doch kein Sohn mehr im Hause ist? — Freilich würde der Verkauf das beste sein.

Dem Alten fielen seine Weitläufigkeiten ein. Der Mutter tauchte die größere Rast und Ruhe auf, die der Körper einforderte. Verkaufen! —

Helma dachte an den Abschied von der Scholle, das Verstoßen der Scholle. Ja doch.

Sie hatten sich getrennt. Die Alten waren allmählich in geordneten Schlaf versunken, das Mädel lag wach und weinte Stunde um Stunde, bis die Brust erleichtert war und die Gedanken taumelnd im Kopfe sich stießen. Bis die Werkzeuglein, die sie hervorbrachten, überanstrengt den Dienst verweigerten.

— — — — — — — — — — — — — —

Ja, was war das nun für ein folgender Tag! Der Alte war guter Dinge. Und die Frau war auch erleichtert wegen des annehmbaren Ausweges, der sich darbot. Ihr Bäuerliches, ihre Anhänglichkeit aus langer Gewöhnung, ihr Freiheitsgefühl mit eigenem Hof und Haus und Ackerland, ergab sich in die Notlage.

Helma sah braun und blaß und krank aus und ein wenig schuldbeladen. Und war doch Siegerin.

Der Alte suchte den Löser auf und machte seine Auseinandersetzung mit ihm ab. Und Helma ging fernerhin braun und blaß und krank einher und tat, was ihres Amtes. Konnte nichts anderes denken, als daß jetzt der Vater beim Löser sei, und daß er alle hinterhaltige Verabredung rückgängig mache.

Konnte nichts anderes denken, als wie nahe ihrem Hals der Strick gewesen war, der sie anschleifen sollte. Dachte immer neue Vergleiche. Und zwei fremde Stimmen waren in ihr, eine, die sie der Treulosigkeit gegen die Scholle zieh, gegen das lebendige Eigentum, und eine zweite, die sich gegen die Herzmutter erhob. Die erste Stimme mußte sie aber unterstützen, damit die zweite nicht die Oberhand erhielt.

Und die Mutter schlich in den Sorgenstuhl und fühlte den halben Abfall und tat Buße in ihres Herzens Grunde. Sie sagte: „Helma, mir is schlecht. Du gehst beim Vetter und holst mir e paar Tropfen. Ich brauche sie aber erscht för morgen frühe. E paar habe ich noch. Du kannst oo mal horchen wegen ener Tageliehnern." Sie wollte ihr Mädel ein Weilchen nicht sehen. Der Herrgott würde ihr goldenes Herz wieder in den gehörigen Takt bringen. Denn die Alten hatten sich nun der Eingriffe begeben und warteten demütig auf Gottes Ratschlüsse. —

Helmas Weg führte sie wieder über die baumgegürtete Wiese, über den Felsenweg am roten Gestein. Sie machte ganz rasch im Dorfe drüben ihre Sache ab. Ging ohne Verzug wieder heimwärts und sprach mit sich selber. „Es ist alles gut geworden," sagte sie, „das ist doch die Hauptsache. Schön war das von meinem Mutterle nicht, aber da muß man darüber weg. Das hilft nix. Das muß man vergesse. —" Und blieb doch stecken.

Die Mühllache lief ihr zur Linken wie schwarzbrauner, geriefter, blank polierter Stahl, dunkel von Baumschatten und Spiegelungen. Dann wurde es breiter, lichter — die Saale. Der Weg stieg. Die Sonne war schon untergegangen. Aber das Licht hing noch ein wenig weiter in der Luft.

Sie setzte sich am Wege nieder und wollte Ordnung in sich schaffen. Zwang sich Entschuldigungen zu denken und gelangte zum Gegenteil. Die Balsamfrau fiel ihr ein, die jüngst vorgesprochen hatte mit Wundsalbe, Hienfong und Hamburger Lebensessenz. Eline Kessel war der Name.

Als die Balsamfrau das gesehen hatte, wie die Habermannsmutter im Korbstuhl saß, und wie die Tochter mit feinen Worten zu der Mutter redet, da hatte sie von ihrer Schwiegermutter zu erzählen begonnen — die seit acht Jahren an der stillen Gicht zu Bette liege. Die sich selbst nicht aufdecken könne, nicht zudecken könne. Und der sie doch alle ihre Freuden zutrage und alle ihre Sorgen. Die sie auch am Psalter und dem Evangelium teilnehmen lasse. Und hatte ihre alte Dorothee gelobt, daß sie ihr noch lange verbleiben möge. Daß sie ihr beileibe keine Last bereite.

Digitized by Google

Mädchenbildnis
Gemälde von Harold Bengen

Digitized by Google

Digitized by Google

In Helmas Herzen wurde es warm, und sie sagte vor sich hin: „Mutterle — Mutterle —“ Sah ihr Mutterle vor sich, damals — vor Jahren — als Großmutter zu dem hölzernen Puppenkinde. Hörte das hochnotpeinliche Examen nach Herkunft der Bekleidungsstücke. — Sah ihr Mutterle weiter an ihrem Geist vorüberziehen, immer mit dem warmen Sonnenschein ihres Mutterherzens. — Sah sie so in allen ihren verschiedenen Lebensstunden — in der Nachsicht mit ihrem bequemen Mann. — Sah sie in Krankheitszeiten — in Trauerzeiten — ergeben und gläubig im Hafen des Sorgenstuhls. — Sah sie tragen — tragen — tragen — ihr Leben lang. — Und sah sie in ihrer rüstigen, ernsthaften Vorsorge anstandsvoll ihrer Tochter Ruf behüten, indem sie Rock und Jacke ihres Herzmädels unter ihren Arm steckte und damit das Entweichen unmöglich machte.

Eine köstliche Wärme zog in Helmas Herz. „Mutterle — Mutterle!“ Lachte und weinte in Erinnerung und gegenwärtigem Dankgefühl. Hatte den Trieb, heim zu kommen, und stand auf. Hörte dabei plötzlich einen ganz merkwürdigen Schritt, ein sachtes Pfeifen. Lauschte und stutzte.

Und sie flatterte jauchzend mit gebreiteten Armen daher. Hing dem Soldaten am Halse — dem Milius Stauch — der sie ein wenig hob, so daß sie ihre Hände hinter seinem Nacken verschränken konnte, und hing dem jungen Mannsbilde nun auf der Brust als ein feines, lebendiges Kleinodlein, bis er zufaßte und sie wie ein Kind auf dem Arme trug.

Und das Küssen! Gott! Gott! Gott! Das viele Küssen! Und das Liebhaben! Das feste, feste Aneinanderschmiegen! Und der rein körperliche Wärmeaustausch.

Und alles erneuerte wieder, als das Mädel zu sprechen begann und das Herz ausschüttete. Als die Gefahr sich wieder abzeichnete. Wie ein grauenhafter, großer Spuk sich wieder zeigte. Ein toter Spuk, der keinen Schaden mehr anstiften konnte. Dem man aber doch noch ansah, was er an Leid herbeigeführt hätte. Trennung! Schmerzen! Und wieder kam das Küssen! Und das Liebhaben! Und der Wärmeaustausch.

Danach ein kleines, feines, halbsattes Atemschöpfen.

Und nun gehen sie bergan am roten Fels vorüber, Helma vorauf, der Soldat hinterdran. Strecken schelmisch ihre Rechte aus, so daß ihre Fingerspitzen den Felsen streifen.

So machen es die unsoliden Männer und Burschen ihres Heimatsdorfes, die lieber im Nachbardorf als im heimischen ihren Schoppen trinken. Denn das Nachbardorf ist großartiger. Wenn sie im nächtlichen Dunkel ihre Schritte heimwärts lenken, tasten sie mit der Rechten nach der Felsennähe wegen der zur Linken lauernden Absturzgefahr. Die abgestoßenen Nägel an der Rechten sind das Kennzeichen ihrer lebensgenießerischen Gänge.

Es ist nun ganz schummerig geworden. Das dunkler gewordene Licht weckt wunderbare, feine Töne der Traumhaftigkeit und Verschlafenheit in der Landschaft. Aber Bursch und Mädchen sehen nichts von aller Schönheit. Es unruht in ihnen. Preßt ihnen Herz und Atem. —

Jetzt hat der Gang hintereinander sein Ende erreicht. Wie der Weg erst bergan führte, so hat er wieder bergab geführt. Ist nun breiter geworden. Und vor den beiden tut sich die Wiese auf. Die aller acht Tage ein anderes Ansehen hat, in ihrer Beblumung und im Gehabe des Baumwuchses. Aber sie biegen zur Rechten ab — schlagen wie spielerisch einen Weg ein, der sie nicht heimführt. An einem sickernden Bächlein gehen sie entlang. Hinter einer Strauchwand halten sie sich, die sie gegen Sicht schützt.

Ach, das Geklemme von Wiese und Busch und Berg, das ganze Gewinkle und Gelausche kennen sie von Kindeszeiten an. Da tut sich bald eine Kammer vor ihnen auf, der Fußboden von Gras und Kräutern gebildet, die Wände von spielendem Buschgezweige aufgebaut, die Decke hoch, hoch, ein wenig Himmelsfarbe und drunter Baumkronengewiege.

In dies Lauschepläßchen ziehen sie ein wenig ein.

Die Dämmerung nimmt zu. Der Mond leuchtet blank zur Erde hernieder.

* * *

Die Habermannsmutter hatte einen Traum von einer wunderfeinen, goldenen Kette von vielen Meilen Länge. Den Traum übersetzte sie sich als Vorzeichen kommender guter Tage. Und ihre Seele, die den Traum ersonnen hatte als Sehnsuchtsgebet um das Ausruhen von allen vergeblichen Widerständen, wurde heiter und des Glaubens an eine Erfüllung voll.

Da war nun der Milius Stauch im Orte —

Die Habermannsleute konnten nichts gegen das Einvernehmen der Jungen, das Anstoß bei Rosamund Stauch erregte, tun. Sie trugen verrostete Waffen in ihren Händen.

Der Alte tat sich um wegen des Verkaufs seines Gütchens, und trachtete nebenher noch Vorteile herauszudrücken durch kleinen, unübertriebenen Holzverkauf. Versäumte Notwendiges an täglicher Arbeit. Ließ dann

Digitized by Google

wieder den Bauern in sich sprechen und holte nach. Und Helma arbeitete und schaffte um der paar Freistunden willen, die sie im Verein mit dem Soldaten von dessen kargem Urlaub abbröckelte.

Das feinste Vorpfingstwetter arbeitet weiter. Das Wachsen schlägt wahrhaftig Purzelbäume. Alles ist versessen, zur Erde herauszukommen, zu fächeln und aufzuklappen. Andachtsvoll stehen die Fruchtbäume mit ihren übergestülpten Blütenröckchen, mit ihren schleierigen, weißen Märchenglocken. Jegliches Gewächs lockert den Griff. Da sind die Ahorne, die binnen vierundzwanzig Stunden das gesamte Blattwerk herausgegeben haben, das straff eingeknospet war und das nun schlaff wie nasse Wäsche von den Zweigen herniederhängt — und das — das — das in vierundzwanzig Stunden Dauer sich steift und breitet zu voller, bunter, gelbrot-grüner Schöne! Mit einem Male verdecken die Bäume die Aussicht! Schicken den Blick zurück, der nach den Bergen fliegt, ihrer Bekrönung durch Baumwuchs oder Ackerland, ihren Gesichtsfalten von Tausenden von Jahren, den menschlichen Einmischungen, als da sind Wege oder Steinbrüche, oder Ruheplätzchen für die armen, menschlichen Gebrechlichkeiten. Sie halten den Blick auf bei ihrer jungen, grünen Pracht, breiten und füllen sich von Stunde zu Stunde mehr. Bis eines Tages ihre Mauer undurchblickbar ist.

Mitunter schlägt Milius den Herrenton an. Und Helma lacht nicht seines Überlegentums. Und sie sehen und erschauen alles rundum.

Der Schlosser Ulrich aus Saalfeld erschaut nichts. Er erschauk den paradiesengrünen Farbenton der Saat nicht, nicht die Pluderhöschen an den weitkronigen Bäumen auf der Wiese. Und er kennt auch nicht das Klingen und Summen und was so drum und dran hängt an allerlei Schwebetönen der Fliegen und Mücken, der Grashüpfer und der kleinen Nagetiere. Er geht mit flatternden Joppenschößen dahin und hört kaum die Lerchen singen.

Es ist am ersten Pfingstfeiertag. Milius hat sich mit seinem Rosamund erzürnt. Der Alte wollte ihn hinauf zu Dehlers schicken. Da hat der Junge an Verkürzung gedacht und hat sich aufgelehnt. Und hat sich draußen mit seinem Schätzchen gefunden, irgendwo zwischen den Bergen. Sie gehen nebeneinander dahin und führen sich sacht bei der Hand. Der Himmel hat weißes, gläsernes Schuppengewölk, das wie Silber blitzt. Die Luft ist zutraulich und zärtlich, wie ein Kind nach dem Schmollen.

Sie hören den Bach lachen, gurgeln und zischen, sehen, wie er lockt, springt und läuft. Hören die Lerchen singen. Erschauen sie in ihrem wolligen Flackerflug hoch oben zwischen den Wolken, wie sie schweben und schiffen. Wieviel Lerchen singen denn — oben unter den Wolken — oben über den Wolken — unten zwischen Saat und Ackerscholle —? Wieviel Lerchen flackern auf — wieviel fallen herab —? Und immer singen sie und jubilieren sie. Sie singen: „Wiedersehen, tü tüt tüt —“ oder sie singen: „Hier sitz' ich, hier sitz' ich.“ Die dort drüben eben aufsteigt, singt: „Tütterütü“ — und danach singt sie: „Tü — tü — tü — tü — tü —“ und schmelzt ihren Ton immer weiter in köstlichste Süße hinein. — „Siehst du wohl, siehst du wohl,“ singt die eine. Man kann gar nicht nachsingen, was die Lerchen alles singen. Sie sind Gesangeskünstler. Sie singen, schmelzen, zwitschern ihre Melodie auf dem allerzärtlichsten Vokal. Sie verbessern jeden Vokal nach ü hinüber. Sie lachen auf ü, sie lieben auf ü, sie schelten auf ü. Sie singen: „Hört, hört, hört, es geht schon.“ Oder sie singen: „Siehst du, da sitz' ich.“ Aber jeder Vokal ist mit ü überzogen. Die Hefenfrau sagt, die Lerchen singen: „Wüssen Sü, wüssen Sü —“ und die Habermannsmutter sagt, sie singen: „Tütelü —“ und das sei alles. —

Ein kleiner, schwarzer, pudliger Hund tauchte auf. Danach kam ein derber, bäuerlicher Mann mit kreisrundem Gesicht und einer Brille vor den Augen. Der Mann sah das junge Volk, das den Lerchen nachschaute in ihrem drolligen Fluge, der so ungeschickt anhebt und so schwebend anmutsvoll weiter verläuft, wenn sie ihre Wolkenhöhe erreicht haben. Hörte, wie das braune Mädel versuchte, dem Gesange nachzuzwitschern. Und er blieb lächelnd stehen und sagte: „Ja, die singen immerzu, die Lerchen, und die werren nich heiser davon. Aber wenn wir Menschen bluß amal a bissel merre pappern, da titt uns gleich der Kehlkopp wiehe.“ Und Helma Habermann lachte, und der Mann mit dem kreisrunden Gesicht lachte ebenfalls.

Der Himmel war kostbar durchsichtig, porzellanblau, glasblau, türkisblau. Ginster blühte. Das Bachwasser plauderte.

Da sprach und plauderte auch die Helma Habermann.

Und der reife, bäuerliche Mann mit dem kreisrunden Gesicht sagte zum Milius Stauch: „Ich bin noch ledig, bloß ich bin nicht merre jung genug. Sonst — das Fräulein kann sich betragen mit jedermann, die würde mir auch gefalle.“

Darüber gerieten die Jungen ins Freuen. Scherzrede erfolgte von hüben und drüben. —

Digitized by Google

Sie sitzen jetzt auf einem Rasenstüfchen. Hören ein Summen. Sehen ein Kriechen. Ein Loch im Stüfchen und darin ein Wespennest. Ei, ei! Sie sitzen jedes auf einer Seite vom Wespennest. Es zuckt ihnen vorlaut in den Fingern nach einem Stäbchen, daß sie stören möchten. Es fächelt ihnen zwischen den Lippen, ein wenig in den Bau hinein zu pusten. Und Helma klopft spielerisch ein klein wenig auf den Rand zum Wespenloch. In gehöriger Entfernung und sacht. Ein bißchen unruhig werden die Wespen. Eine kommt heraus und schnüffelt wegen der Gefahr. Und sucht ab. Dann kommt noch eine.

Milius verbietet im strengen Tone. Sie werden sich doch beileibe nicht zanken, die beiden Kinder? Sehe eins an —: Helma zieht ein Brummlippchen. Ja, warum sollen sie sich nicht einmal zanken? Doch — wegen der Versöhnung, die nachfolgen muß. Ihre Liebe möchte einmal beißen und kratzen aus Spielerei. Denn die Abschiedssorge frißt schon an ihnen.

Nicht die Sorge um die Machtstellung des alten Rosamund, trotzdem der Soldat die Ablehnung wacker spürt und sie auch der Helma Habermann zugetragen wird durch Gute und Böse, durch die rechtschaffene, alte Heinerjette, wie auch durch die schlaue, kleine, steckendürre Horcherin, die Theresie, die so unzuverlässig im Weitererzählen ist, oder durch die Tochter der Hefenfrau mit ihrem ganz engen Standpunkt, die Lydia, die so wunderschön ausbessert und stopft, und ihre Hände so niedlich zu drehen weiß während des Erzählens, und noch durch manche andere.

Das alles ficht indessen das junge Paar nicht an. Die Liebe frißt sie. Der Liebesbaum in ihnen wirft so breite Äste, daß er jeglichem Organ den Platz verringert. Er stößt jeden Nerv aufwieglerisch an. Sie brauchen durchaus ein kleinstes Zerwürfnis wegen des nachfolgenden Versöhnungstaumels, oder sie brauchen etwas anderes, das sie außer Atem bringt, irgendein anderes kleinstes Explosiönchen.

Ja, da kommt der Ulrich. Vielleicht können sie sich an dem ein bißchen reiben. Sie sitzen da wie die bösen Buben und lachen. Zeigen ihm: sieh einmal, hier ist ein Loch im Rasenstüfchen. Was mag drinnen sein im Loch? Rücken ein bißchen ab. Man müßte einmal pusten, sagen sie. Und der Trottel geht auf den Leim. Bückt sich. Pustet, was die Lunge irgend hergeben will. Schickt den Wespen einen Luftstoß von Geschoßstärke in den Bau, eine Kriegserklärung, die sie annehmen. Er steht da gespreizt mit Beinen und Joppenschößen. Und das gelbbraune Volk fährt über ihn her, zwängt sich ihm in jeden Winkel seiner Kleidung. Sucht die Hautstellen. Wie gespritzt fahren sie zum Loche heraus und verteilen sich über den Angreifer.

Er springt zurück, reißt sein Taschentuch hervor, fährt über Nacken und Gesicht damit, schlägt damit. Wirft seine Joppe ab, unter der das Gesindel steckt. Schleudert die Weste von sich. Reißt brüllend seine Hose vom Leibe. Quetscht, zerdrückt — tötet — zertrampelt, was er erwischen kann. Flucht und schimpft und stößt allerhand Schmerztöne aus. — Und er verliert alle Scham, denn er reißt das Hemd hoch und macht seinen Körper frei. Wirft sich schließlich in das Bächlein, das neben der Straße zu Tale plappert.

Und die jungen Unholde ersticken beinahe im Lachen, ihre Jauchztränen fließen, Backen und Kiefern schmerzen von ihren jubelnden Verdehnungen. Dabei halten sie sich dem Kampfplatze fern, springen von dannen, um nicht in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Und sie haben gesehen und gezählt. Acht Stiche, zehn Stiche, nein zwölf Stiche — — o weh! o weh! Ach, trösten sie sich, der Ulrich hat ein dickes Fell und eine gute Natur. Warum ist er so ein Tolpatsch? Sie kommen in das Holz. Suchen ein feines Plätzchen, um sich niederzulassen. Haben wieder eine kleine Stube mit Strauchwänden und einer Decke aus Himmelsblau und einem Ausblick auf Wiesengründe. Und sie sind ganz glücklich. —

Am Abend vor dem frühen Morgen, wo der Soldat in seine Garnison zurückkehren muß, schleicht er heimlich in den Grasgarten unter Liebchens Schlafkammerfenster. Mitternacht ist vorüber. Er denkt nur daran, Liebchens Fenster zu sehen. Seine Sehnsucht und seine dankende Liebe haben ihn nicht schlafen lassen. Es ist ein Seil gespannt von seiner Seele zu ihrer Seele. Wenn er zaubern könnte, würde er Liebchen an das Fenster zaubern. Will sie nicht umfangen. Will sie nur sehen. Und über ihnen oben am Himmel müßte die Krone der Liebe schweben. Eine himmellichthelle Krone. Eine große Glanzstelle, die siegreiche Zukunft kündet.

Es hatte geregnet. Donnerstimmen, die aus verschiedenen Zentren kamen, sprachen zueinander. Blitzscheine eilten über die Himmelsweite. Sie rissen eine hohe breite Lichtbahn in das schwärzliche Himmelsgewölbe, oder sie tauchten kurz und blendend auf wie ein zürnendes Gottesauge. Denn man sah keinen Blitz, nur der Flammenschein, bald blasser, bald schärfer in seinem Geleuchte, jagte flackernd und zingernd über die Wolkenmassen, wunderbar gefärbt in

Digitized by Google

rosenrotbläulichem Licht, in weißbläulichem oder klarbläulichem Licht. Und in dem Flimmern der bestrahlten Fläche erstand für weniger Sekunden Dauer die Landschaft wie ein Feenbild an Bergen und Weiten und Wäldern und Bäumen und paradiesengrünen Frühlingstriften — lebte auf für weniger Sekunden Dauer und sank wieder zurück in die Dunkelheit. — Allmählich wurde das Schwingenzucken des großen fremden Lichtvogels, der über den Himmel strich, seltener. Blasse Huschhelle flackerte daher, wie ein müdes Lidzucken. Und der Donner murmelte aus tiefem Schlafe.

Unten im Garten stand Milius Stauch, oben im offenen Fenster lehnte sein Liebchen vorgebeugt. Beider Augen waren in das schwärzliche Dunkel gerichtet. Suchten einander darin. Glaubten einander darin zu finden — als noch einmal mit breitem Flügelschlage der Lichtvogel über den Himmel zog — begleitet von dem orgelnden Donnerrollen.

Und das war doch beinahe, dieses einzelne Geschehnis, als habe sich der Wunsch des Soldaten erfüllt, als habe die himmellichthelle Liebeskrone über ihnen beiden gestanden. Und als habe eins da oben auf der himmlischen Orgel klaviert, ihnen zur Bekräftigung eines segensreichen Ausganges.

Also faßte es der Milius Stauch auf. Und also verstaute er es in seiner Erinnerung. Stand unter dem frommen Einfluß, während er heim in seine Garnison fuhr, aß sein Frühstück, das die Mutter ihm mitgegeben und biß dazu von den Karfreitagseiern, die sein Liebchen ihm zugesteckt hatte. Seine Seele aber trug schwer an dem Abschied und sehnte sich nach dem, was er entbehren sollte. —

Und das Leben lief weiter, brachte jedem seines Tages Arbeit und rückte die Lebenslinien, fügte Widerstände, die den Lauf erschwerten, schlug seine Hacke ein und riß tödliche Abgründe. —

Die weißfederköpfigen Butterblumen, die Ball an Ball gestanden hatten, waren abgesamt. Im üppigen Wiesengras standen ihre vielen nackten blassen beraubten Schäftchen mit den abgekippten Kelchblättern in melancholischer Eintönigkeit. Herrlich in strotzender widersetzlicher Kraft leuchtete das Sommergrün an Baum und Strauch. Tanne und Fichte trugen ihre fingerlangen hellsten Jugendtriebe neben dem schwarzgrünen Altersnadelkleid.

Es sah aus, als pausiere die Natur ein wenig, als raste sie und halte den Atem an. Die Nächte waren weißhell, das Korn begann zu blühen.

Habermann hatte von einem Holzkäufer oben in den Bergen gehört. Machte sich auf den Weg und behorchte sich unterwegs, wo irgend er dazukommen konnte. Wo war einer, der Holz kaufen wollte, wo war einer, der eine Bauernwirtschaft erwerben wollte? Er traf auf einen alten wackligen Schäfer mit seiner Herde und den zwei Wachthunden, einem schwarzen glattlockigen, altersschwachen, der rasten wollte, und einem ganz jungen braunen, der ein Beißer und Kläffer war. Der Mann führte ihn am Strick, den der Hundekerl spielerisch zwischen den Zähnen hatte.

Die Sonne schien. Habermann fing die Unterhaltung an.

Es ging um dies und das ins allgemeine hinein. Dann kamen die Geradezufragen. Das Verfahren war ein langweiliges; aber es blieb nicht ohne Erfolg. Eine Holzauktion solle angesetzt sein da oben — oder wohl bloß mehr eine Besichtigung. Große Käufer sollten benachrichtigt worden sein.

Da mochte für den Bauern Habermann etwas abfallen.

Er ging weiter. Sah über die Acker, strich mit den Augen über das Holz in der Runde und begutachtete die jährliche Wachslänge.

Im Gasthofe fand er zwei Personen vor, die des Geschäftes harrten, Beckmann, den großen Holzhändler, und Rosamund Stauch. Sie tranken Kaffee. Nachher ließen sie Bier kommen. Sie hatten ihren Platz am Fenster der großen Gaststube gewählt, ganz am Ende in der Ecke, wo an der Nachbarwand das Klavier stand, das mit einem Überzug von buntem Möbelstoff versehen war.

Habermann hatte sich möglichst weit entfernt dicht neben den Schenktisch niedergelassen. Er bestellte Bier. Ging darauf in die Küche und befragte sich bei den Wirtsalten. Um was drehe es sich hier? Wer werde erwartet? Wie solle der Handel sein? Etwa nur ein Abschluß eines schon im Gange befindlichen Geschäftes oder etwas Neues, das werden könne oder nicht werden könne?

Schließlich fragte er auch nach dem Wege, auf dem die Hauptpersonen daher kommen mußten. Er wollte sie abfangen. Mußte aber zu seiner Enttäuschung erfahren, daß keiner darüber Bescheid geben konnte. Vielleicht kämen sie über die Berge, sagten die Alten, hinten durch die Acker. Oder sie würden am Ende von unten, von der Stadt herkommen, auf der Hauptstraße. Möglicherweise aber — Auch der Beckmann und der Stauch hätten danach gefragt. —

Die beiden saßen schon über eine Stunde hier oben. Sie hatten miteinander geredet und miteinander geschwiegen. Waren beim

Digitized by Google

Reden an einen Punkt gekommen, der Aussprache heischte, vor der sie aber beide zurückwichen. Denn ein Bruch konnte daraus hervorgehen. Ihrer beider Hoffnung jedoch lag im Fortbestand mit einsetzendem Aufschwung. Endlich kam ein Dritter und brachte Botschaft, daß man sich gut noch zwei Stunden zu gedulden haben werde — bis die Dickwänste kommen würden, die Großsprecher. Er gehörte zu denen in der Fensterecke. Setzte sich dazu, und sie tuschelten.

Dann rief eins nach Karten und verlangte nach dem Wirt, er solle den vierten Mann abgeben. Aber der junge Mann war nicht daheim, und der alte Wirt, der Großvater, war ein wenig fahrig im Gedächtnis.

Habermann hatte die Botschaft mit angehört. Er wollte hier warten. Aber das Aufgeleimtsein vielleicht auf zwei oder drei Stunden Dauer gefiel ihm nicht. Er ging also wieder auf ein Weilchen in die Küche, wo der Großvater ein Paar Schuhe besohlte. Als der Alte sein Geschäft, seinen Land- und Wirtschaftsbestand dem Schwiegersohne übergeben, hatte er das Basteln begonnen. Er schreinerte ein wenig, bestrickte Töpfe, besserte die Schuhwaren aus, alles so weit es der Wirtschaftsbetrieb erforderte und alles in unübertriebener Zulänglichkeit. Er machte Lehrjungenarbeiten, die ihrem Zweck aber gerecht wurden.

Dem Alten war der Habermann langweilig, das Absonderlichtun, daß er von Holzverkauf sprach und von Wirtschaftsverkauf. Er war immer ein Neidhammel gewesen, der keinem Menschen was gegönnt hatte. Ihm mißfiel alles beim Nachbar von der Stiefelsohle angefangen bis zum Hemdkragen hinauf. Lachte eins, so mäkelte er. Fror eins, so mäkelte er wieder.

Als Habermann seinen Platz in der Gaststube wieder einnahm, sagte unter vier Augen der zuletzt Gekommene des feindlichen Tisches zu seinen Genossen: „Der Habermann könnte doch mitspielen."

„Mit dem stiehen wir nich so," antwortete Rosamund.

„No, heh, was macht das."

„Du bist doch auch nicht besser mit ihm dran wie wir," nun wieder Rosamund.

„Das schon. Drum spikle ich aber doch Skat mit ihm, wenn's die Not erheischt. Wir brauchen ja nicht weiter mit ihm zu rede."

„Das läßt sich nicht so durchsetzen."

Sie papperten weiter. Der dritte Mann behauptete, das wäre blamierend, wenn sie hier sitzen sollten in der richtigen Vierzahl, und wollten sich daran stoßen, daß sie nicht miteinander einig wären. Stand auf, ging zum Habermann und fing die Unterhaltung an. Vom Wetter. Vom vergeblichen Warten. Dann vom Skat. Und ja, da waren Greifzangen in der Luft: sie rückten richtig zusammen, und das Spielen begann. Sprachen nur das Sachliche. Allmählich jedoch ließ die Feindschaft nach, und die Mienen wurden umgänglich. Sie spielten zwei Stunden lang. Es war der große Beckmann, der den Ton angab, einen ein kleines bißchen aufgeregten Ton. Der allmählich sachter wurde, als besinne sich der Mann. Ja, der große Beckmann wurde leutselig bis zur Kameradschaftlichkeit gegen den Bauer Habermann. Legte die Karten und sagte: „Das Warten ist langweilig. E Geschäftsmann sitzt nicht gerne müßig. Hören Sie, brauchen Sie nicht irgend was an Holz in kleinen Pöstchen? Wollten Sie nicht bauen?"

Habermann antwortete, nein, er wolle weder bauen noch kaufen.

„Aber verkaufen ..."

Das schon eher. Ja, er sei eben darum hier. Und er setzte auseinander: da sei ein Zipfel schlagbarer Fichten. Nun wurde das Größeverhältnis festgelegt. Es war dem großen Beckmann ein bißchen zu wenig. Ja, und sie sollten möglichst bald geschlagen werden; denn er wolle danach sein Gütchen verkaufen.

Beckmann entgegnete, sein Bekanntenkreis sei ein sehr großer, vielleicht könne er irgend jemand nachweisen. Er wolle daran denken. Sie sprächen schon noch darüber. Er setzte sich wieder zurecht. „Wer gibt? Habermann, Sie geben."

Habermann mischte und gab, und sie spielten weiter. Und dann kam endlich die Erlösung. Die beiden großen Holzhändler traten ein, und die Unterredung begann.

Sie sagten, daß sie eigentlich versorgt seien und daß sie sich nur bei besonders preiswerten Angeboten zu einem Kaufe entschließen könnten. Habermanns kleinen Fichtenkram wollten sie sich baldigst ansehen. Waren viel beflissener mit dem kleinen Bauern und seinem Holzzipfel als bei den großen Angeboten des großen Beckmann.

Habermann ging seiner Wege. Den Unterschied im Verkehrston hatte er wohl bemerkt und zog seine Schlüsse daraus. Auch ein Stutzen Rosamunds war ihm aufgefallen, als Beckmann mitten im Spiel sich an ihn herangemacht hatte mit Verkaufsangebot und Kauffrage. —

Die Sonne neigte zum Untergange. Weiß- und gelbdoldig leuchtete es aus den grünen Wiesen in unvergleichlicher Schönheit; viele, viele lila aufrecht stehende Glocken blühten an den Kornrändern.

Digitized by Google

Als Habermann sich umdrehte und den Weg zurückschaute, gewahrte er zwei Gestalten, die hurtig daherkamen und aufgeregt mit ihren Händen in der Luft umherfuhren. Er erkannte Stauch und Beckmann, die zu streiten schienen. Wollte Bescheid wissen, was da im Gange sei, und blieb stehen.

Nachher gingen sie miteinander. Das sonst so heitere, füllige Gesicht des Rosamund Stauch, wie auch das brutale Geldverdienegesicht seines Geschäftsfreundes hatten einen grauen Hautton, über dem das Rot der Erregung flackerte, und einen gespannten Ausdruck. Das hagere Bauerngesicht des Habermann aber war ein Aufpasser.

Beckmann fing ein Gerede über den Saatenstand an. Als ihr Weg sie wieder an einem Holzstreifen dahin führte, kam er auf das sozusagen Wissenschaftliche des Holzhandels zu sprechen. Lobte ihn. Nun ja, man habe einmal Schwierigkeiten, das wolle heißen, daß man sich gelegentlich verschätzen könne, und daß alsdann der Verdienst für die geleistete Arbeit ein zu geringer sei — immer von dem Standpunkte aus gerechnet, daß man als Verdiener ziemlich ausgiebige, auch begründete Ansprüche stelle. Aber im allgemeinen biete der Holzhandel Aussichten auf Erwerb eines Vermögens dar, einen Aufschwung sozusagen von Klasse vier nach Klasse eins. Während der Landbesitz bei aller großen Plage ein nennenswertes Höherkommen beinahe ausschließe. Was man in dem einen Jahre auf die Bank trage, müsse man in dem andern Jahre wieder zusetzen. Von dem Standpunkte aus betrachtet könne er also ihn, den Habermann, mit seinen Verkaufsabsichten seines Gütchens wohl verstehen. Nach seiner Beurteilung eigneten ihm auch andere, mehr kaufmännische Fähigkeiten. Er selbst habe gegenwärtig ein Geschäft im Gange, das aller Berechnung nach einen ausgiebigen Verdienst abwerfen werde. Er sei nicht abgeneigt, einen guten Bekannten sich beteiligen zu lassen — selbstverständlich unter barer Einlage. Das sei Geschäftsprinzip bei ihm. Mit einer kleinen Einzahlung, von vielleicht dreitausend Mark, würde er sich in diesem Ausnahmsfalle genügen lassen. Er glaube, daß der Profit das Doppelte überschreiten werde in drei Wochen bis drei Monaten Zeitlauf.

Habermann, der magere, lange Bauer, hörte zu und mißtraute. Er habe anderes vor, sagte er. Es war der erste kaufmännische Sieg, den er errang.

Zwei Wochen später kam die verbürgte Nachricht vom Bankerott des Beckmann, und wieder eine Spanne später, ein paar Tage nur, lief eine Schauermär um, die sich aber als Wahrheit auswies: der große Beckmann war abgetan, er hatte freiwillig seine Zelte auf dieser Erde abgebrochen.

Sein Zusammenbruch war ein vollständiger gewesen, durch nicht ganz einwandfreie Machenschaften hinaus gezögerter. Wegen der unvermeidlichen Folgen im gerichtlichen Verfahren und wegen allerlei bürgerlicher und kaufmännischer Unmöglichkeiten, je wieder ins Gleichgewicht, geschweige denn auf einen grünen Zweig zu kommen, hatte der robuste, handelstüchtige Mann, der vorteilsflinke Geist, seinem Leben durch Erhängen ein Ziel bereitet.

Es war gräßlich, sich das auszumalen: ein Beckmann, der gönnerhaft aufzutreten liebte, hatte in der Schlinge eines gemeinen, hänfenen Strickes geendigt, auf einer dunklen Bodenkammer, deren Schlüssel er von innen abgezogen hatte. Um nicht gestört zu werden — nicht zurückgeholt zu werden. Diesen Mann, der breithändig zu geben pflegte, der leben ließ, hatte der leere Säckel, diesen Mann, der festsohlig seine Wege zu gehen wußte, hatte der verlegte Lebenspfad von hinnen getrieben, der Ausblick in Knechtsenge, der ganz ferne Ausblick vielleicht auf die Qual des abgeräumten Tisches. Nicht so sehr eine Haftstrafe an sich als Gewissensbiß, als vielmehr die Haftstrafe als Verkürzer in der Ehrzumessung der Menschen. Ihre verneinende Gesinnung hätte er unter die Füße getreten, aber ihr Recht ihn als öffentlich bemakelten Menschen auf niedrigere Stufe zu stellen, hätte ihm jeden letzten Faden Lebenskraft abgeschnitten.

Her also mit dem hänfenen Erlöser!

Rosamund taumelte, als ihm die Kunde überbracht wurde. Er schlug der Länge nach auf die Diele hin. Seine Amanda kriegte ihn nicht sobald aus der Ohnmacht wieder zum Leben. Als er seine verflatterten Sinne allmählich wieder beisammen hatte, wankte er zum Tisch, saß dort, in hochgestemmten Händen sein Gesicht vergrabend, und weinte schluchzend. Das Schluchzen wurde mitunter so laut, als ob er schreie.

Seine Frau drang in ihn, daß er sich aussprechen solle.

„Hin, alles hin!“ antwortete er ihr.

„Was denn hin?“

„Alles hin!“

„Das Kapital etwa,“ forschte sie, „von der Bank, das — das —“ Ihre Stimme schluckte.

„Alles hin!“ lautete wieder die Antwort.

Ihr Eingebrachtes, lieber Gott, nebst allem, was dazu gespart worden sei, und nebst dem großen Verdienst aus den vergangenen Jahren, dem Holzverdienst?

Digitized by Google

„Ja doch! Hin! Hin! Alles miteinander hin!“ Er begann zu toben. Der Hund! Der Lump! Der Betrüger! Der Teufel habe ihn geholt! Er sei aber zu schlecht noch für den Teufel! Die Leute einwickeln, als sei es eine Ehre für sie und sie hinterher aussaugen. Dieser Lumpenkerl!

Die Frau zeterte.

Da sprang er wie ein Rasender auf und sah umher. Seine wilden Augen flogen, als ob sie Ausschau nach Verwüstbarem hielten. Und dann kamen die Keulenschläge. Nicht bloß das Geld sei weg, die paar Tausende, sondern alles sei weg! Das Gut überlastet und drüber hinaus über das Gut noch seine Gutsagen, seine Querschriften! Nicht der Löffel im Tischkasten gehöre ihnen mehr. Drohungen und Anklagen folgten. Gegen die Frau, was sie alles verbracht habe! Und wieder und abermals gegen den fahnenflüchtigen Beckmann, wie gegen diese und jene Unvorhergesehenheit.

Aber keinmal klagte er sich selbst an. Er war wie eine zärtliche Mutter gegenüber seiner Person, die er schonte und mit bunten Lappen der Entschuldigungen und des Bedauerns umwickelte.

Seine Augen waren fürchterlich anzusehen. Ein unheimliches Licht brannte darin, als ob sich seelisch etwas bei ihm ereignen werde — eine Verschiebung. So gerechnet, als ob jegliches Erfassen von dem Augenblicke der Verschiebung an unter eine falsche Nummer würde zu stehen kommen, das Heitere zum Beispiel unter den Ausdruck der Trauer und des Tränenergusses, und das mitleidig Teilnahmsvolle oder herzinnigst Betrübte unter den Ausdruck einer nicht einzudämmenden Fröhlichkeit.

Amanda erschrak; aber ihr Erschrecken ging nicht tief. Das Erschrecken über die bloßen, nackten, drohenden Tatsachen der Verarmung war ungleich größer gewesen. Der Magennerv hatte stärker als der Herznerv geantwortet. Ihre Zeterstimme erschallte mit Anklagen und Wehklagen.

Da griff Rosamund mit breiten Händen an seinen Kopf und drohte mit dem Strick. Sah erleuchtet dabei aus, wie wenn er einen Ausweg erschaute, der ins Lichte mündete, auf ein Ausruheplätzchen. Sah zugleich aus wie einer, der die Rute in der Hand hält, das Strafwerkzeug.

Darauf begann Amanda sich zu fürchten und wurde zahm. Und Rosamund sackte wieder auf der Bank zusammen und nahm den Kopf in seine Fäuste.

Er begann einen Ausweg zu suchen und fand keinen. An jedem ausmündenden Wege stand ein Polizist, der die Rechte andrer wahrzunehmen hatte. Da die Sperre ohne Gnade war, warf er die Schultern zurück und empfahl dem Herrgott an, seinen Karren aus dem Dreck zu ziehen.

Das war alles am Vormittage geschehen. Die aus seiner verfahrenen Lage hervorwachsende brutale Gleichgültigkeit der zusammengebissenen Zähne hielt bis zum Nachmittage an. Dann schwand sie plötzlich vor dem Anblick zweier Personen, eines Mannes und eines Mädchens, beide von behendem Wuchse, die auf der Dorfstraße daher kamen.

Denn er erkannte Dehlers, Vater und Tochter.

Er stand vor seinem Hoftor, wandte sich jetzt um, klappte das Tor zu, als ob er nichts gesehen habe, und torkelte ins Haus.

⁂ ⁂ ⁂

Es wurde eine böse Unterredung. Dehler bestand auf seinem Recht der Auszahlung. Das freilich erst bei drei Monaten zur praktischen Gültigkeit gedieh. Aber er suchte anderweitige Deckung durch Holz-, Vieh- oder Landüberlassung. Er begehrte Klarlegung der Verhältnisse.

Darauf verwirrte sich Rosamund und begann zu faseln.

Dehler schrieb auf, trieb an, fragte, forschte — bis das gesamte große, elende Lumpenstück eines ganz zerfetzten Besitzes vor seinen Augen ausgebreitet lag.

Der kleine Mann mit der scharfen Art zu blicken und der haarscharfen Art der Rede fand schwere Worte, die den Kern trafen. Er faßte den Rosamund Stauch ohne Schonung an. Setzte ihn herab auf die Bank zu den ganz Unzuverlässigen, die derjenigen der Lumpe benachbart war. Und eröffnete ihm Aussichten, wie sie dem Beckmann vorgeschwebt hatten, als er zu der hänfenen Erlöserin seine Zuflucht nahm: Landstraße und Armenhaus — wenn nicht —

Was?

Wenn nicht eins die Sache in die Hand nähme — und nach Maßgabe der gesammelten Dokumente, vorausgesetzt daß keine Verheimlichungen vorlägen, den ganzen Kram zurechtrücke.

Herausspringen würde freilich herzlich wenig, keine Zukunft in dem Sinne vergangener Tage, aber doch ein kleinster Notgroschen von ganz wenigen Tausenden Höhe, zwei, drei Tausenden vielleicht, mehr kaum.

Zwei, drei Tausenden — —! Rosamund griff nach dem Rettungsseil. Der weitere Holzhandel schoß ihm durch den Kopf, auf ganz sicherer Grundlage im kleinen. Gleich her mit dem Gelde am liebsten.

Ja, von wem denn aber?

Digitized by Google

Dehler sagte, daß er niemanden kenne, der für den Rosamund Stauch gutsagen würde, daß er auch keinen kenne, der das Gut, wie die Verhältnisse jetzt lägen, kaufen würde — wo der Zwangsverkauf in Aussicht stehe. Bei dem dann aber für den gewesenen Besitzer nichts als der Wanderstecken übrigbleiben würde. Wenn einer, also sagte Dehler, in der von ihm erwähnten Weise die Angelegenheit ordnen solle, der müsse andere Interessen verwandtschaftlicher Natur im Auge haben — — als künftiger Schwiegervater des Milius Stauch.

Für den Jungen würde schließlich einer eintreten, für den Vater nicht. Denn der habe all sein reiches Hab und Gut verludert, während der Junge ein solider Mensch sei, dem Anscheine nach, und sich unter richtiger Leitung schon noch vollends festigen werde. — Ob denn da nicht irgendwelche Heiratsaussichten vorhanden seien?

„Hier in —"

Nun ja, überhaupt, in Saalfeld, oder in der Garnison, oder hier im Orte.

Rosamund starrte den Dehler an. Sein Blick war ohne Kraft. Und dann sah er sich nach der Flora Dehler um.

Die saß auf der Bank am Fenster dem Vater gegenüber, mehr im Rücken des Rosamund Stauch, der mit seinem harten Gaste am Tische saß. Das heißt der Rosamund Stauch hockte auf seinem Stuhl wie ein Teigstück, und der Dehler saß straff aufrecht, die Faust auf die Tischplatte gelegt und zugleich mit seinem Stuhl ein wenig abgerückt.

Denn er stand wohl auch auf zu kurzem, verdrossenem Gang durch die Stube, zu ein paar ärgerlichen knappen Schritten, nach denen er stehen blieb und irgendeinem Gedanken zornig Ausdruck gab. Und doch auch wieder neue Fragen stellte, aus denen hervorging, daß er den Fall weiter in seinen Gedanken behandelte, ihn nicht unter allen Umständen fallen ließ.

Er sah die grauen Augen seiner Tochter beständig auf sein Gesicht gerichtet mit Wärme und Zuversicht.

Flora erwartete die Erfüllung ihres einzigen großen Wunsches von ihrem Vater — ihr Lebensglück.

Sie wäre nicht abzuspeisen gewesen durch Vertröstungen oder Geschenke. Sonst hätte Dehler den Kram des Rosamund Stauch von sich geworfen und den leichtfertigen Kerl in seinem Brei ersticken lassen.

Stauch sah die Hilfsbrüderschaft in Floras Blicken, und seine Hoffnung lebte auf.

„Ich habe doch an Heirat zwischen unsern Kindern gedacht, zwischen meinem Sohn und deiner Tochter." Es kam immerhin ein bißchen kläglich heraus.

Dehler schwieg. Schließlich sagte er: „Ja das könnte doch bloß geschehen bei festen Unterlagen. Zuvor mußte man aufräumen. Ich habe nichts gegen deinen Sohn. Aber man müßte die Bedingungen erst aufstellen, und er müßte sich erklären, ob er damit einverstanden ist." Er setzte sich und notierte. Legte feste Zahlen an. Rechnete.

Ja, so würde es gehen. Verkauf des Gutes, sobald es sich passen würde. Bis dahin der Besitzer Rosamund Stauch unter Dehlers Kontrolle, gewissermaßen als ein Angestellter bei freier Beköstigung und einer kleinsten Geldzahlung für eigenste Bedürfnisse. Rechnungslegung gegenüber dem Erwin Dehler, der die erforderlichen, eben notierten Gelder vorschießen würde. Und dem es freistehen sollte, zu einem festgesetzten Preise das Gut zu übernehmen, bei etwelchen Verstößen seitens des Rosamund Stauch.

Nach der allgemeinen großen Abrechnung und Erledigung sodann Festlegung des übrigbleibenden Geldes oder Verwendung desselben unter Dehlerscher Beratung. Alles dies beim Rechtsanwalt aufgesetzt, gerichtlich festgemacht ohne Ausschlupfürchen.

Dehler legte den Rosamund Stauch sozusagen in ein Bett, das nach Zentimetermaß gemacht war, keinen Zentimeter länger als der Mann bei natürlicher Körperlage gewachsen war, aber zu kurz, wenn er sich strecken wollte, ebenso auch keinen Zentimeter breiter als seiner Schulterweite angemessen war, wenn er in ruhiger Haltung verharrte. Die Lagerstatt war für einen demütigen und ergebenen Menschen zugeschnitten. Nichts Leblustiges war daran. Es war eine Lagerstatt, ungeeignet für frohe Träume.

Und doch ward diese erbärmliche Enge als eine Wohltat nur zugestanden dem Vater des Milius Stauch nach der Verlobung des Sohnes mit der Dehlerschen Tochter.

Davon daß Milius den Plänen der Alten beistimmte, hing einzig die Hilfe ab. Im andern Falle: — nichts! Keinen Pfennig. Denn es blieb ein mißlich ärgerliches Unternehmen, wenn auch bei strenger Handhabung eine Geldgefahr für den Vorstrecker ausgeschlossen erschien.

Flora stand auf, legte dem Vater dankbar die Arme um den Hals und küßte ihn. Und Dehler hob die Hand und streichelte seiner Tochter Wange.

Rosamund Stauch aber hockte auf seinem Stuhl kreideweiß von Angesicht. Seine glasigen Augen haschten nach den Augen des jungen Mädchens, die seinem Blicke keine Antwort gaben. In seiner fürchter-

Digitized by Google

Regenwetter. Künſtleriſche Aufnahme von Peter Oettel

Digitized by Google

Digitized by Google

lichen Enge fiel ihm die hänfene Erlöserin als Drohmittel ein. Und er sprach von ihr.

Darauf zuckte Dehler die Achseln.

Dieses ablehnende Achselzucken schlug den Rosamund Stauch tot. Empörung wollte heraufbrausen, aber es wurde eine bloße kraftlose Widerspenstigkeit daraus. Er machte Ausstellungen, die abgelehnt wurden.

Dehler sagte, daß er sich acht Tage lang an seine Worte gebunden halte. Daß er, wenn diese Zeit verstrichen und keine Einigung erzielt worden sei, nach neuen Gesichtspunkten, die ausschließlich seine eigenen Vorteile im Auge hätten, verfahren werde, und auf die alten Pläne nicht zurückkommen werde. Das sei fest beschlossene Sache bei ihm. Er stand auf, lehnte eine Einladung zu Kost und Trunk ab, er habe es eilig, weiter zu kommen. Sprach überhaupt kein allerkleinstes Wort, das über den Bedarf der Minute hinaus gereicht, und war dann wieder draußen auf der Dorfstraße, auf der er behende mit seiner Tochter weiter ging ohne Umblicken. —

Die veränderten Verhältnisse hatten den beiden Lebensgenießern im Stauchschen Hause ein Gesicht gezeigt, das sie entsetzte. Sie verbrauchten drei Tage der bewilligten Gnadenzeit mit Vergeblichkeiten, Trost- und Hilfeeinforderungen, die sie enttäuschten und um keinen Schritt weiter brachten.

Fernere drei Tage legten sie an mit dem Schlagen von bunten Seifenblasen. Es drehte sich um die absonderlichsten Verkaufsmöglichkeiten und um ganz waghalsige Heiratspläne.

Am letzten dieser sechs vollständig vergeudeten Tage wurde Amanda krank. Und das war die erste große wirtschaftliche Tat, die sie in Diensten ihres Mannes vollbrachte. Denn es ließ ihm einen Aufschub erstehen nach der einen Seite und schaffte ihm verstärkte Druckmöglichkeit nach der anderen.

Er hatte ein Kettenklirren im Ohr, wußte nicht, ob es vom schlechten Gewissen oder vom Schicksalsschritt im allgemeinen herrührte. Aber es graute ihm vor dem Deutlicherwerden und Näherkommen.

Er fuhr am siebenten Tag in die Garnison seines Sohnes, um Urlaub für diesen, wegen Erkrankung der Mutter, nachzusuchen. Stand als ein zitternder Alter vor dem Hauptmann und brachte sein Anliegen vor.

Der Hauptmann, der ihn einige Wochen zuvor kennen gelernt hatte, als einen bäuerlich geweckten, schelmischen Mann, sah prüfend auf den ganz verstörten Antragsteller. Er sagte ihm, daß der Urlaub auf Grund der zwingenden Veranlassung bewilligt sei — trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse, da das Manöver vor der Tür stehe, ein Umstand, der die Urlaubsdauer einschränke.

Die graue Farbe und die hängenden Gesichtszüge des Bauern Stauch, dazu der Blick, der nicht recht standhielt, weckten Mißtrauen in ihm. Vielleicht lag mehr noch vor als nur der Krankheitsfall. Er dachte an geschäftlichen Zusammenbruch. Dabei meldete sich wieder der Wunsch, den guten Soldaten für die Wehrmacht zu erhalten.

Die beiden Stauchs fuhren ab. Unterwegs fragte Milius den Vater nach dem Grund seines Kommens, von der Erkrankung der Mutter abgesehen.

Der Vater sehe so verstört aus — sagte er.

Ja, das verstöre den Menschen, antwortete Rosamund, wenn eins so plötzlich gelb werde und umfalle und dann so daliege.

Wenn die Erkrankung der Mutter eine so besorgnisvoll schwere sei, würde der Vater gewiß nicht selbst gekommen sein, entgegnete der Sohn. Was denn sonst noch vorliege?

Da sei freilich mancherlei, erwiderte Stauch. Wenn das Schicksal einmal einen Menschen beim Schopfe fasse —

„Verluste?“ fragte der Sohn.

Rosamund fing an zu weinen aus rotgeränderten Augen. Unverändert die Haltung dabei, stier wegblickend die Augen. Nach einer Weile zog er sein Taschentuch, wischte ab und schneuzte sich.

Sie waren im Abteil auf der Fahrt, standen ganz allein am einen Ende des großen Wagens. Aber eine Station war erreicht, der Zug hielt und es stiegen neue Fahrgäste ein. Nun schwiegen sie beide. Sie wandten keinen Blick einander zu. Wollten beide nicht lesen, was auf dem Gesicht des andern geschrieben stand.

Der Vater wollte des Sohnes Erschrecken, seinen Sturz nicht sehen, und der Sohn fürchtete sich vor dem Ausdruck trostlosen Jammers in des Alten Zügen. Die ganz stillen Tränen ohne Wangenzucken waren ihm ins Herz gefahren.

Auf dem Wege von ihrer Bahnstation zum Heimatsorte redeten sie dann.

Die Sonne schien heiß auf die Felder herab, die der Ernte entgegenwuchsen, auf die Gerstenstreifen, die grünlich, hochschleirig am Wege standen, auf das Korn, das schwerhalmig sich zu bäumen begann. Blauer Hafer leuchtete herüber, ein gemähtes Kleefeld buchtete sich zwischen die Halmfelder ein.

Nun sprach Rosamund. So sei die wirtschaftliche Lage. Der Schurke, der Beckmann, habe ihn ins Verderben gelockt. Seine Stimmung war die, daß alles um ihn her zertrümmert sei, und daß nun einer dahertreten müsse, um die Trümmerstätte aufzu-



Digitized by Google

bauen, einer, der aus dem zerstörten Palast ein Wohnhäuslein hervorgehen lasse, aus dem Magengeschlemme einen Fetzen Wurst für die tägliche Erfordernis. Er sprach zu Milius, seinem Sohn, als zu dem Berufenen. Allen anderen Kram beiseite werfen! Hier seiner Pflicht nachkommen!

Da sei Dehler, der ihn zum Schwiegersohn begehre und der unter diesen Umständen die erforderlichen Vorschüsse leisten wolle. Die nicht gefährdet seien. Denn ein paar Tausend würden verbleiben — um die Zukunft der Eltern sicherzustellen.

Und nun ging wieder das Klagelied los gegen Schicksal und Menschen. Er machte die Luft dick mit seinen Reden, verlegte Weg und Steg, so Flucht wie Auflehnung.

Denn ganz verschwommen, ganz rasch dachte Milius daran, sich zu bergen. Er dachte an das Verbleiben beim Militär oder an die Einheirat bei Habermanns. Auch daß es irgendwelche Möglichkeit geben müsse, ohne die Dehlersche Hilfe den Faden des heimischen Besitzstandes zu entwirren und aufzuwickeln.

Als sie dann aber daheim zwischen den Wänden waren und sich zu dem stieren, verdunsenen Gesicht des Rosamund das ratlose und verdutzte Gesicht der Mutter gesellte, sah er ein, daß es keine Flucht für ihn gebe.

Die Mutter hatte sich aus dem Bette aufgerafft, saß in der Sofaecke. Und ihre Augen wanderten, und ihre Hautfarbe war wie Wachs, und ihr Mund, wenn er sich auftat, brachte nur den Namen des Sohnes hervor. Was lag aber alles darin an Hilfeheischung!

Milius hatte die Uniform ausgezogen. Er wollte nicht im Soldatenrock seinem Liebchen sagen, daß er die gelobte Treue nicht halten könne. Daß er sie verlassen müsse, weil seine Alten sonst verhungern würden. Daß er — — Ja, da war doch kein Ausweg sonst zu finden.

Seine Zeit drängte, Gott sei Dank. Nur vier Tage Urlaub einschließlich der beiden Reisetage waren ihm bewilligt worden. —

Feierabend war herangekommen. Milius ging durch das Dorf und blickte umher. Er schaute nach seinem Liebchen aus, dem er Ade geben mußte. Dachte an eine trockne, harte, kurze Viertelstunde der Auseinandersetzung von seiner Seite. Dann an einen Händedruck und gute Zukunftswünschung beiderseitig. Und dann auch daran, daß ein jeder von ihnen doch etwas mit sich hinüber nehmen würde in seine kommenden Tage — ein Erinnerungsbild überglücklicher Stunden, das nie ganz verblassen würde. —

Ohne daß es sich als Minderer in die neuen Tage einmischen durfte.

Er dachte an diese neuen Tage an Floras Seite nicht ohne ein Gefühl starker Bitterkeit. Und er meinte, daß Helmas Weg in ein anders gestaltetes Leben ein leichter zu gehender, als der ihm beschiedene sei, und freute sich dessen.

Und dann erschaute er sie, winkte verstohlen und ging fürbaß.

Sie hatte gesehen, in welchen Schlupf er abgebogen war, und folgte ihm nach. Suchte und fand ihn.

Er ging rasch vor ihr her weiter ins Einsame.

Ackerland, das in einen Rasensaum überging, lag platt da wie eine schmale Tenne. Hinter dem Ackerland stieg bebuschter Berg an. Jenseits des Rasensaums kam eine steilschräge Senkung. Oben am Rand aber des Rasensaums und der Senkung standen Eichen in gerader Reihe. Eine Buschecke führte in waldigen Bestand hinüber. Es war ganz einsam hier. War nur eben abendhell unter den weitgebreiteten Baumkronen. Nach unten, wo die grasbestandene Senkung verlief, wo sie aufstauchte in flache Breiten, war der Weiterblick versperrt durch eine Kette hoher Haselsträucher.

Hier oben unter den Eichen wartete Milius.

Helma lief herzu. Wunderte sich, daß kein Empfang stattfand. Daß keine ausgebreiteten Arme auf ihr Eintreffen warteten. Daß kein lachender, verliebter Mund einen Ton der Freude ihr entgegensandte.

Milius sah ihren springenden, flatternden Schritt und drehte sich ab. Sah in das abgesperrte Landschaftsbild zu seinen Füßen, auf die Haselsträucher, die junge Frucht trugen. Sein Atem zögerte, sein Herz ruckte.

Hart drehte er sich um.

Und dann wurde aus dem Wiedersehen dieser jungen Liebesleute, aus dem viel erträumten Jauchzen, Küssen und Ineinanderschmelzen, ein stummes Handgeben, das von beiden Seiten zögernd war.

Helma suchte ihres Liebsten Augen. Die schauten sie an wie dunkle, verschlossene Kammern. Dabei ging plötzlich ein Lächeln um ihren Mund, und sie sprang an seinen Hals und drückte sich an seine Brust. Sie umschloß seinen Nacken mit ihren Fingern und legte ihre andere Hand liebkosend und haltend und zwingend an sein Gesicht, an seine Wange. So, daß er die ganze Helma fühlte, daß er ihre Besitzrechte sich zurück in das Gedächtnis rufen mußte, ihre große Hingabe. —

Dennoch packte er mit beiden Händen ihre Arme und tat Einhalt.

Digitized by Google

Er begann zu reden. Legte alles klar: die Seinen am Abgrund ohne Rettung, wenn er nicht einspringe und sich zum Opfer bringe. Der Vater habe unverantwortlich gehandelt. Nachher hätten ihn die Verhältnisse freilig überrannt. Jedenfalls gebe es keinen Weg sonst, um den Eltern eine ungefährre Sorgenfreiheit zu erringen für ihre letzten Lebensjahre. Nein doch, er verbesserte sich, es sei härter, denn es könne im strengen Sinne von keiner Sorgenfreiheit die Rede sein, sondern nur von einer Lebensmöglichkeit.

Seine Stimme klang, als gehe sie aus einem fremden Organismus hervor, blechern, unjugendlich. Ihrer beider Gesichter waren bleich, die Züge gespannt und hart. Fast war es nun, als ständen sich zwei Fremde gegenüber, so starke Sprache und so starkes Gehör fand die eiserne Notwendigkeit in ihnen. Das Dämmerlicht warf Schatten auf die Gesichter; aber kein Schatten konnte so dunkel sein, daß nicht eines am andern die Seelensprache, das tiefst Innerste erkannt hätte, die das Gesicht zum Ausdruck brachte. In dem Burschen war die Furcht groß vor einem Überfall, vor dem Beflügelten in seinem Mädchen, vor all dem, was ihm selbst nicht gegeben war. In dem Mädchen aber war alles stummer Schrecken, ein Weben von der Vergangenheit in die Zukunft hinüber.

Aus dem Gesicht des Burschen sprach neben dem Gramvollen das Durchringen, das Abbrechen. Aus dem des Mädchens ein herrenloses Versinken. Ihre Arme hingen schlaff herab, ihre Hände faßten Halt suchend nach ihren Kleidern, ihre Augen hoben sich, ganz verglaste, verjagte Augen.

Dabei begriff sie, daß die Notwendigkeit vor ihr stand, mit Tyrannengriff zupackte, lebensstarke Rechte auslöschte wie Schrift auf einer Schiefertafel, und Pflichten aufbaute, die weitab von diesen Rechten lagen.

Sie stammelte ein paar Worte.

Was waren das für Worte?

Milius merkte auf. Er bückte den Kopf vor und sah nach ihrem Gesicht, es solle erläutern, was sie gesprochen hatte.

Und während sie ihn noch anstarrte, mit Augen, die ganz wohl einer Sterbenden eignen konnten, gewahrte er, wie sie sacht in sich zusammenfiel. Sie hockte auf dem Grasboden und hatte ihr Gesicht in ihre Hände versenkt. Das hatte er nicht erwartet. Er hatte das herzwarm Strömende in ihr gefürchtet, das sich ihm an die Brust hängen würde, und gegen das er sich mit aller Kraft der drei Leiber, die in Gefahr waren, riesenstark würde stemmen müssen, mit der Kraft der Vorsorge für seine beiden Alten und für sich selber. Und er hatte auch ein bißchen ihr flinkes Mundwerk gefürchtet, das kränken und beleidigen würde, herabsetzen ins Jammerlappige mit mädchenkindischem Zorn. Oder eine Härte — aber er wußte selbst nicht was für eine. Diese Gehorsamkeit und Zerbrochenheit jedoch waren Fremdheiten ihrer Seele.

Etwas in ihm begann zu zittern. Und dies Etwas, das ihn mit Furcht erfüllte, tastete ihren gestammelten Worten nach — — „Bin doch — — bin doch — — — — deine Frau — —"

Und jetzt begriff er. Und der Schrecken packte ihn.

Er brauchte Stütze. Sah keine. Und so kniete er auch nieder. Senkte auch sein Gesicht in die Hände. Und stammelte um Gewißheit. — Ob er recht verstanden habe. — Ob es so mit ihr stehe. — Gott der Herr im Himmel solle sich ihrer doch erbarmen.

Ganz leise von ihren Lippen: Es sei aber doch so. Ach — und sie wären beide — allzu glücklich gewesen.

Darauf noch ein paar Fragen. Und noch ein paar Antworten.

Milius wühlte seine Finger in das Haar und stöhnte, Helma aber stieß nicht Seufzer noch Klage aus. Wäre ihr schwerer Atem nicht gewesen, der vom Leben kündete, so hätte man sie können für ein gerichtetes Mägdelein halten. Denn ihr Nacken war so scharf herabgebückt, als sei der Kopf just im Fallen begriffen. —

Der Sommerabend umfloß die Landschaft. Hinter ihnen die Tenne der leuchtenden Felder, über ihnen die schattenden Eichenkronen, vor ihnen die grüne Grassenkung, die von der Stufe hinab zum Tale fiel.

Sie knieten beide hier, Bursch und Mädchen — oben auf dem grünen Rasensaum — zwei junge Menschenkinder, die vom Baume der Erkenntnis gegessen hatten und der Buße warteten. Der Bursch schluchzte, daß sein Körper schütterte. Da stand das Mädchen auf und ging sacht von hinnen. Und der Bursch hörte es und hörte es nicht. Und seine zwei Pflichten zerfleischten ihn weiter. Sie drangen beide auf ihn ein mit gleichen Rechten und heischten Zahlung ihrer Forderungen. Allmählich kam eine Art Ruhe und Erleuchtung über ihn. Er raffte sich auf, trocknete seine Tränen ab und schaute umher. Sah, daß sein Mädchen wirklich gegangen war, nickte vor sich hin und lächelte.

Es war recht so, daß sie den Platz geräumt hatte. Sie war eine ganz Starke, daß sie ihn nicht durch vorwurfsvolle Rede und durch Trauer- und Schmeichelworte bedrängt hatte. Das Lächeln auf seinen Lippen verblieb. Es war aber doch ein sonder-



Digitized by Google

bares, zum einen Teil schuldvoll trauervolles Lächeln, das einen Unterton von Glück hatte. Zum andern Teil jedoch war das Lächeln hart, und zwar in dem Sinne, daß am letzten Ende doch er der Zahler sein würde. Es war aber ohne alle Übertriebenheit empfunden, recht und schlecht, als etwas, das sich so gehörte.

Er ging heim im Soldatenschritt. Kam so auf den Hof, drückte mit festem Handgriff die Klinke nieder.

Und sah seine beiden Eltern vor sich, die Mutter in die Sofaecke gerückt und mit Bettstücken zugedeckt, fahl und ein bißchen verdummt, und den Vater auf der Bank ohne Pfeife und ohne Zeitungsblatt.

Als nun die Mutter des Sohnes Gesicht sah, darin nichts von Willfährigkeit zu lesen stand, nichts vom Plauderton, raffte sie sich auf, packte ihre zwei Bettstücken mit unsichern Händen und verließ die Stube.

Rosamund sah sich verdutzt um mit dem Hausherrnblick, stand zugleich auf und machte die Kammertür zu. Sah seine Frau dabei in der Kammer auf dem Bettrand sitzen, schlapp und unbrauchbar, voller Angst vor dem, was sich zutragen werde.

Er drehte den Kopf nach seinem Sohn und sagte unwirsch: „Was soll das heiße? Die Mutter verschreckt sich. Die läuft weg vor dir. Wir waren doch einig, daß an der Sache nix zu ändre ist. Die ist wie sie ist, und wenn wir uns die Haare alle einzeln ausraufe. Du bist e junger Kerl, du stehst nix aus. Du packst deinen Koffer und ziehst um. Das ist deine ganze Tat, die du dabei tust. Aber wir, ich und die Mutter, wo wir unser ganzes Leben lang die Herren hier gewesen sind und haben uns geschunden hier einen Tag wie den andern, wir sollen alle Freiheit einbüße. Wir sollen uns lassen von dem großen Salbenkocher kommandieren, so soll's gemacht werre. No, du wirscht dein Wörtle noch einwerfe, wenn du erscht da im Hause bist als der Schwiegersohn."

„Ich komme nicht hin," antwortete Milius hart.

„Du? — Wir fahren morgen hin."

„Ich nicht."

Rosamund stand mitten in der Stube seinem Sohn gegenüber, vier, fünf Schritte von ihm entfernt.

„Da gibt's keine Wahl," sagte er kurz. „Was geschehen muß, das macht man eben. — E Kind hat überhaupt Pflichten gegenüber seinen Eltern, wo eins nicht erscht das Maul drüber aufsperrt. Bis itze haben wir for dich gesorgt, und wie gesorgt! Nune ist das deine Pflicht, du tust a bissel was för uns. Das hat dir nie an nix gefehlt. Du hast deine Soldatenzeit konnt durchmache wie e Prinz. Die Mutter hat dir satt Kisten geschickt, und ich habe das Geld hergetan, aber ausführlich. Das ist ja lehrreich, wie du dich aufführscht itze. Aber da kommst du nicht bei mich durch. Morgen wird hingefahren und der Kontrakt feste gemacht, daß ich weß, wo ich dran bin. Vielleicht läßt er sich noch beeinflusse, Dehler, daß ma noch en bißchen kann an den Handel rantrete. So e grußes Bauerngut, und da soll man so verengert werre. Man weß nich, wie man sich soll retriere."

Während er noch weiter schalt und tobte, richtete er immer wieder einmal die Augen auf seinen Sohn. Und traf auf dessen Angesicht immer auf den gleichen Blick — der stillen, festen Ablehnung. Darüber wurde er ganz laut. Und sah doch, wie er seine Sache nicht damit verbesserte. Er zog sein Taschentuch und wischte seine Stirn. Jappte dabei ein paarmal, als ob ihn etwas anfliege. Das war ein bißchen Theater, das ihm in dieser Form immer angehangen hatte. Schließlich sah er wieder auf seinen Sohn. Sah ein Lächeln an dessen jungem Munde, das nichts Sohnliches hatte. Und das tat ihm wehe, denn es setzte ihn herab. Wut packte ihn.

Milius sagte: „Ich kann deinem Wunsch nicht nachkomm', weil ich gebunden bin. Ich habe a Mädel, das ich heiraten muß. Das ist meine Ehrenpflicht."

Rosamund schäumte. Schimpfworte stürzten heraus. Nachher kamen die Fragen: „Wer denn? Was denn?" und der Ton war hohnvoll hämisch. „Baut der Storch da etwa?" fragte er. „Sieh mal an, was du alles kannst! Und heiraten willst du? Auf was denn? Und wer ist denn überhaupt deine hohe Dame? Etwa dem Habermann seine?" Seine Augen und sein Mund geiferten, seine Hände, sein ganzer Körper, der dienernde Bewegungen gehässiger Untertänigkeit machte. Dabei drängten seine Augen aus dem Kopf, sahen käsig und kugelrund aus.

Und Milius reckte sich gerader und gerader. Er sah nach der Tür, die hinausführte.

Rosamund verstand den Blick. „Du bleibst hier."

„Ich gehe dahin, wo ich hingehöre. Ich will mein Mädchen nicht unglücklich mache."

Rosamund begann zu lachen. Die Furcht vor der Zukunft, vor seinem Sitzplatz, dem Eßnapf, der Bewegungsfreiheit, hatte sein Gehirn angetastet. Er schüttelte sich fast vor Lachen. „Das wäre neu," sagte er, „daß man wegen sowas ene Mähre macht, da zahlt man aus und danach ist's gut." — Er

Digitized by Google

lachte wieder. „Also dem Habermann seine!“ Und eine große Schadenfreude sprach aus seinem Lachen.

Mit der erhobenen Faust sprang Milius herzu. Der Alte wich aus. In diesem Augenblicke zerriß etwas in dem Sohne, das keine kommenden Tage wieder verbinden konnten.

Ehe das gräßliche Ringen begann, gurgelte eine Gestalt daher, stolperte und fiel um. Mit vom Grauen verzerrten Gesicht lag Amanda auf der Diele.

Als sie sich aufrichten wollte, wimmerte sie. Sie langte nach ihrem Sohn und rief seinen Namen.

Und ob ihr Gesicht auch blöde war vom Entsetzen dessen, was ihre Augen erschaut und ihre Ohren erhorcht hatten, so leuchtete doch ein Licht daraus, das von oben kam, leuchtete aus aller einfältigen, schreckhaften Verzerrung doch die Mutterliebe. Sie dachte nicht an sich selbst in diesen Minuten, sondern nur an das Kind, das ihr Schoß getragen hatte. „Milius . . .“

Ihr Sohn eilte zu ihr. Mit heiserer Stimme fragte er: „Was denn? Was soll ich denn?“

Sie faßte nach ihm, hielt sich fest an seinem Zeug und stammelte: „Milius . . .“

„Ja, aber was soll ich denn? Was willst du denn? Steh doch auf, Mutter.“

„Milius . . .“ sagte sie. Und so weiter auf alles Fragen und Umfragen. Sie nannte immer nur seinen Namen. Sie hielt auch ihre Augen auf die seinen gerichtet, was er fühle und denke. Und ihre Hand hielt sich weiter an seinem Zeug. „Milius . . .“

Dieser sein Name, immer wieder gestammelt, wirkte gleich tausend Tropfen des herrlichsten Heil- und Beruhigungsbalsams. Sein Herz ließ vom harten Schlagen ab, das Brausen und Perlen in seinem Gehirn milderte sich. Und die Atemzüge, gleich treuen Dienern, schöpften freien Luftraum innen. Er hatte die Mutter aufgehoben und auf seinen Armen zurück zum Bett getragen, als ein ungeschicktes Bündel mit ihren Röcken und Tüchern. Nun sah er ihr Gesicht ganz nahe vor sich, das Kranke darin, aber auch ein Stückchen Fremdes, das der große Jammer mitgebracht hatte, ein Wanderhaftes der Gedanken. Sein Gesicht veränderte sich. Alle Härte und Aufgebrachtheit entschwand daraus.

Und die Mutter hielt seine Hand und nannte seinen Namen. Sie sah seinen Gram um sie, seine Mutter, und sah den Gram um seine zerschlagene Lebensfreiheit und den ganz allertiefsten Gram um den Totschlag, den er ausüben sollte an seinem Mädchen, seiner kleinen, feinen Helma Habermann. — — Die ihm vertraut hatte. — Die seine kleine Frau gewesen war. —

Er hingegen erschaute, wenn er seine Mutter ganz genau betrachtete, daß ihre Gedanken ungehorsam aller Orten vorsprachen und zugleich doch bei ihm waren. Denn immer wieder kam sein Name von ihren Lippen. Das klang trostlos eintönig, ein Tropfen, der fiel, und aufs neue fiel. Darüber legten sich eiserne Bande um seinen Nacken und um seine Hände.

Er half ihr von ihren Sachen. Streichelte sie. Und dann fiel sie in Halbschlaf. Und er saß neben dem Bett mit gesenkter Stirne. Aller Hemmnisse, die sie den Ihren in den Weg gebaut hatte, ihrer Einfältigkeit wie ihrer sinnlosen Kleiderkäufe, entsann er sich nicht, er sah nur ihre Mutterliebe, die nach seinem Herzen getastet hatte.

Inwendig erzählte ihm eins, sie würde nicht mehr lange leben, und er dürfe sie nicht darben lassen.

Die Tür tat sich auf und ein grauenhaftes Gesicht trat ein. Es gehörte seinem Vater an; aber der Sohn hatte es noch nie so gesehen mit ganz stieren Augen, die trunken von Angst waren. Das Gesicht hockte auf einer aus allen Fugen gegangenen Gestalt, der der Knochenbau zu mangeln schien. Schlappe, sackige Hände, schlurrende Füße, viel zu tiefsitzende Knie, die nach vorn knickten.

Auf den Knien rutschte die Gestalt heran. Kroch vor ihm auf dem Erdboden.

Und der Mund stammelte ein paar Sätze halb zermahlener Worte.

Da war etwas, davon die Gesetzlichkeit nichts erfahren durfte. — — Keine große Sache, aber doch etwas, das eilte. — Auch nichts ganz Schlimmes — ein Übergriff nur aus Leichtsinn und Vergeßlichkeit, der ganz rasch ausgeglichen werden mußte. Dem man freilich abhelfen konnte durch eiligen Verkauf von einigen Stücken Vieh. Aber — — — dazu mangelte es, zum Verkauf, just an der Zeit. — Und eben daran an der mangelnden Zeit würde auch der Versuch scheitern, leihweise den Fehlbetrag heranzuschaffen. Denn es war durchgesickert, wie er stand, und daß der Hund und Schurke, der Beckmann — — Mehr der zermahlenen, heiser klingenden Worte.

Milius starrte den Knienden und Rutschenden an, der sich jetzt aufzurichten bestrebte. Er sah sein feuchtes Haar, das verwirrt den Kopf umstand, als sei er aus einer Schlägerei hervorgegangen. Darunter das ganz fremde, verquollene Gesicht.

Er half dem Vater nicht, auf die Füße zu kommen. Kehrte seine grauen, glasharten Augen vielmehr ab.

Digitized by Google

Dabei traf er auf die wehrlosen Augen seiner Mutter. Und er hörte wieder, wie sie seinen Namen sprach.

* * *

Zwei fremde Männer, Rosamund und Milius Stauch, fuhren miteinander über die Berge. Milius führte die Leinen, die beiden schönen Stauchschen Pferde waren vor den Wagen gespannt. Bis Saalfeld fiel die Straße gelinde ab, bald hinter Saalfeld aber stieg sie um so kräftiger an. Und so ging es dann weiter mit gelegentlichem Fall und verdoppelten Aufstiegen. Sie sprachen nicht miteinander, denn sie waren zwei fremde Männer, zwischen deren beiden Seelen ein tiefes, unüberbrückbares Wasser floß. War aber keine Halsstarrigkeit in ihnen, sondern war Unabwendbarkeit.

Rosamund hatte seine Rechte auf Gnadenerlaß verwirkt durch seinen gehässigen Hohn, der gegen die unglückliche kleine Helma Habermann hämisch angespült hatte — die durch seine Schuld zur Richtbank geschleppt wurde Und er hatte seines Sohnes Zukunftsparadies nicht nur vernichtet, wie er wußte, sondern er hatte es roh zertreten. Da war so vieles, was er totgemacht hatte für alle Zeiten mit breiten Füßen. Alle Lerchen zum Beispiel, die ihr Tirili und Tütelü sangen. Dann auch hatte er alle Farben auf allen Blumenwiesen ausgelöscht und alle Spiegelungen auf dem fließenden Saalewasser — versteht sich: nur die Paradiesesfarben und -spiegelungen. Und so auch mit den Sträuchern und Bäumen und mit den Wanderwolken am Himmel droben. Er hätte mit guten nachsichtigen Worten die kleine Helma Habermann beklagen sollen, der er den Lebensschützer und Glückbringer entreißen mußte. Und nun von ihm aus gesehen, dem Milius Stauch aus, auf sein Handeln bezüglich. — Es ging hier nach den Pflichten — welche Pflicht die zwingendere war. —

Darauf dachte er an seine Zukunft, und das geschah ohne Fürchten. —

Indessen blickte Rosamund umher, ob keines des Weges komme, das man mitnehmen könne. Er wollte aus der Vereinsamung, in der er hier saß, einen Anschluß haben. Aber sein Wunsch erfüllte sich nicht.

Nach längerer, ziemlich ebener Straße kam jetzt die letzte scharfe Steigung bergan. Bei der Wegbiegung tauchte das Dorf auf. Das weiße Vormittagslicht ruhte auf den schwarzen Schiefern der Häuserbekleidung und der Dächer und ließ sie erglänzen.

Der Wagen hielt. Rosamund und Milius stiegen ab. Ganz rasch war die Tante Berta zur Stelle. Wie es Amanda ergehe? Milius gab Auskunft. Darüber kam der Knecht und half beim Ausspannen. Und nun gingen sie ins Haus, wo ihnen Dehler entgegentrat. Er war beim Packen gewesen. In einem offenen Raum standen eine Anzahl Kisten, ein Gehäufe von Holzwolle lag daneben auf dem Fußboden. Sie kamen in die Stube und legten ihre Hüte ab. Die Stimmung war eine ganz nüchtern ordentliche. Hier sollte ein Geschäft zum Abschluß gebracht werden, das in allen Punkten schon feststand.

Jeder beherrschte sich also. Aber Rosamund war doch ein bißchen sichtbar der Zertretene. Und dann fragte Milius, wo Flora bleibe. Darüber stutzte Dehler. „Ja," sagte Milius ungelenk, es handle sich doch um ihrer beider Zukunft.

Und Dehler stutzte wieder, lächelte aber dazu. Er holte seine Tochter. „Komm nur."

Dehler nickte.

Rosamund war überflüssig, keiner forderte seine Zustimmung ein oder bat etwa um seinen Segen. Graugesichtig saß er am Tisch, indes die andern dahergingen, forttraten.

Erwin Dehler stand vor einem Schreibpult mit geschlossenem Oberteil. Er trug die braune Wolljacke über dem Hemd, dazu die sehr hoch gegürteten Beinkleider. Rosamund sah, wie er gegen das Pult lehnte, dann, wie er die Hände in die Taschen der Beinkleider schob. Er stand jetzt vor dem Pult, ein wenig später stand er seitlich; er bewegte sich, wie er wollte, Rosamund jedoch saß auf seinem Stuhl am Tische. Er war ausrangiert, ein abgesägter Baumstamm.

Als die Frauen hinausgegangen waren, schloß Dehler das Pult auf, nahm seine Niederschrift heraus und trug vor, wie die Stauchschen Verhältnisse ständen, alles klipp und klar, sein künftiges Eingreifen und seine daraus entspringenden Rechte. Am übernächsten Tage sollte die Zusammenkunft beim Notar stattfinden. Über den Termin zur Heirat spreche man später, wenn Milius' Soldatenzeit abgelaufen sei. Unnötig lange wolle man die Heirat nicht hinausschieben. Dehler verlangte eine Übersiedlung des jungen Mannes in seinen Betrieb, den er landwirtschaftlich vergrößern wolle.

Darauf kam Rosamund auch ein wenig zu Worte. Weil die Sache sozusagen Lot bekommen hatte, Richtung, Gleichgewicht, ließ die feindliche Spannung nach. Weil sie Geschäft wurde, sich in das tägliche Leben umsetzte, wurden ihr ihre Widerstände genommen. Die Verblüffung und der Schrecken waren dahin, die Arbeit des Aufräumens begann.

Sie gingen ins Freie und besichtigten das Feld, das Dehler kaufen wollte. Es trug Roggen, die Frucht stand gut.

Digitized by Google

Rosamund machte Vorschläge, wie dem Acker aufzuhelfen wäre. Dehler antwortete: „Von der Landwirtschaft verstehst du was, das muß man dir lasse."

Nachher gingen sie heim, setzten sich an den Tisch und aßen. Flora und die Tante hatten eine feine Mittagskost hergestellt, mit jungen Tauben und jungem Gemüse. Die Tante war eine rasche gute Köchin, desgleichen Flora, die im besten Gasthofe der Nachbarstadt das Küchenwesen erlernt hatte. Die Klöße dampften, ein Eierkuchen wurde als Nachspeise in Aussicht gestellt. Selbstgekelterter vorzüglicher Brombeerwein stand auf dem Tische.

Als die Tauben erledigt waren, ehe denn der Eierkuchen im Gesichtskreise erschien, forderte Dehler zum Anstoßen auf die Verlobten auf. Und es geschah also. Sie hoben alle ihre Gläser und stießen an. Und das Brautpaar küßte sich.

Es gehörte sich freilich, daß es geschah, darum zögerte auch keins von ihnen beiden. Aber sie machten kein Geschehnis daraus, keine Bänglichkeit oder betonte Festlichkeit. Sie besiegelten ihr Übereinkommen durch Unterschrift.

Nach dem Kuß reichte Flora ihrem Verlobten die Hand, und das geschah mit festem Druck und schloß das hochheilige Versprechen der getreuen Kameradschaft und jeder Art von Fürsorge und Liebe in sich ein.

Und Milius erwiderte den Druck. Es wurde keinerlei Überschwang von ihm erwartet. Darüber war er dankbar und erlöst. So wurde der Druck seiner Hand zu einem warmen und festen.

Die Tante räumte das Geschirr zusammen und ging in die Küche wegen des Eierkuchens. Sie rechnete nach, wen das betreffen mochte, der Verrat und Totschlag, der drinnen begangen worden war. Dachte an die kleine Helma Habermann — aber nur ja nicht, ja nicht —! Nein, nur ja nicht, nur ja nicht —! das wolle der große Vater im Himmel gnädigst verhüten, der den Habermannsleuten einen so schweren Packen der Schmerzen und Fehlschläge ohnehin hatte aufgeladen — nur ja nicht, wollte sie in dieser Verbindung an das kleine, tapfere Habermannsfräulein denken.

Sie sah sie vor sich ganz wie zufällig — wie sie als Kind daher gekommen war, spießzöpfig, kugelrund und ungeschickt an Jacke und Röcken, mit dem holzgeschnittenen Puppenkind an ihrem Herzen — sah sie, wie sie in die Stauchsche Wohnstube eingetreten war, wo die schlafäugige, feine Lockenpuppe der Flora Dehler auf dem Tische gelegen. — Und erlebte das ganze, kleine lächerliche Theater der Puppenbeleidigung und des Puppenmutterschmerzes, das viele Jahre zurücklag, aufs neue. Und dann auch weiter den gerechten Verlauf — die Auseinandersetzung und Ausgleichung bei der Herzmutter auf der Ofenbank. Sah immer wieder das kleine Mädchen mit seinen Liebesphantasien zu dem hölzernen Herzschatz vor sich stehen, hörte das Gezeter, das aus gesunder Lunge kam, sah das im Weinen hervorplusternde Kinderschnäuzlein. — Und sah den Milius Stauch daneben als beleidigten Vater. — Und sie betete um Gnade, indes ihre Tränen flossen.

Flora kam in die Küche. „Wo bleibst du denn bloß? Was soll denn das? Du weinst ja!" Ihr Blick, zuerst unruhig, wurde erstaunt und ungehalten. „Bleib nur draußen," sagte sie hastig, „den können wir nicht gebrauche, den Anblick." Sie nahm die Schüssel mit den Eierkuchen und kehrte in die Stube zurück. Und die Tante ergab sich in die Lage und nahm sich des Aufwasches an. Kam nachher im geflickten Zeug und nahm Abschied. Sie wolle aufs Feld. Man müsse sich schicken, wenn man Tagelöhner habe. Sie hätten noch etwas Futterrüben zu pflanzen. Man müsse dabei sein, sonst fördre es nicht. Mit lächelndem Munde die Hand gereicht als der gesegnete Alltag. Und dabei ihre Gedanken gehabt über die Zivilkleider des Milius Stauch, daß er seine Uniform zu dem Besuch heute, zu dem traurigen Geschäft nicht habe hergeben wollen. Und unterwegs dann wieder ein paar Augen voll Tränen vergossen um das junge Blut, das von den Fangarmen des Schicksals zwangsmäßig gepackt worden sei, ohne Möglichkeit der Gegenwehr.

Am späten Nachmittag trug ihr der Wind ein Räderrollen zum Rübenacker hinauf, und sie sah umblickend unten im Fahrweg das Stauchsche Gespann mit den beiden Männern die Fahrstraße hinabrollen. Dabei bemerkte sie, daß sie miteinander sprachen. Denn Rosamund streckte den Arm und zeigte, und Milius folgte durch Kopfwenden der Weisung. Ja, sie hatten nun ihren Anlauf genommen, daß sie über den Berg der Schmerzen hinwegkamen, der ihr vergangenes Leben von der Zukunft trennte.

Es war kalt, mehr ein wüstblickender Novembertag, denn ein Julitag. Aber die Sonne hatte sich nicht völlig ausschalten lassen, man sah ihren Umkreis unter den Wolken, die den Himmel bedeckten und daraus hervorgehend einen wunderbaren breiten Strahlenfächer, der sich auf dem dickbauchigen Gelagere ausbreitete und bis weit zur Himmelsmitte hinaufreichte. Mit ungeblendetem Auge durfte man das Wunder be-

Digitized by Google

trachten, denn es war ungrell, von feinstem weißen Geglitzere und durch kleine matte Farbentöne schattiert.

Milius dachte an Helma Habermann und an ihre feinen Spiel- und Verhimmlungsworte. Was würde sie mit ihrem Vogelzwitschern die weiße hübsche Allotria des strahlenstreifigen Himmels bewundern, wenn sie ihn sähe. Ein Lächeln kam ihm, das bald verblich.

Die Fahrt führte im flotten Tempo wieder bergab. Die Bremse knirschte. Hin und wieder tauschten die beiden Männer eine Bemerkung aus ohne Feindschaft und ohne Wärme. Als Saalfeld erreicht war, stieg Rosamund aus. Er führte eine Bankanweisung bei sich, die er morgen ehestens einlösen wollte. Ohne die flüssige Summe heimzukommen, getraute er sich nicht. Da konnte schon einer seiner warten und von ihm verlangen, daß er Rechnung lege.

Milius fuhr weiter. Tief in ihm steckte die Furcht vor falschen Begegnungen. Habermannsche Felder lagen in der Nähe der Fahrstraße. —

Als er daheim angelangt war und die Pferde ausgeschirrt hatte, suchte er die Mutter auf. Sie saß wieder in der Sofaecke zwischen Bettstücken.

Nun werde ihr gut, sagte sie, da sie ihn sehe. Er saß neben ihr und hielt ihre Hand, und sie erschaute, daß seine Haut bleich war und seine Züge abgespannt bei seinen jungen Jahren, und sie nannte leise wieder seinen Namen.

Da nahm er sie in seine Arme und legte seine Stirn auf ihre Schulter.

So hatte er nie bei ihr gesessen. Was ihm an Streicheln und Hätscheln zugeflossen war, das war von der Habermannsmutter auf ihn übergegangen.

Er hob den Kopf, setzte sich zurecht und berichtete mit sachter Stimme.

Es sei nun alles geordnet, er habe sich mit Flora Dehler verlobt. Der Vater komme erst morgen, er müsse auf der Bank in Saalfeld erst abheben. Es wickle sich nun aber alles ohne Schande ab. Freilich binde ihnen Dehler die Hände, aber das sei ihm nicht zu verdenken.

Sie legten sich zur Ruhe. —

Ein paar Stunden nach Mitternacht stand Milius auf und ging ins Freie.

Die Gärten, die auf dieser Dorfseite hinter den Gehöften lagen, fielen alle ein wenig den Berg hinab. Er ging unten an den Zäunen dahin und sah aufwärts nach den Hausfenstern, die dunkel waren. So hinterwärts des Dorfes ging er von Besitz zu Besitz weiter auf schmalem Pfädlein in der weißhellen Julinacht. Als er bei jener letzten Zaunecke angelangt war, wo das ermordete Kind unter dem Stachelbeerstrauch seine Stimme in das Leben, das es, kaum betreten, wieder hatte verlassen müssen, mit leisem Wimmern einmischte, kehrte er schaudernd um.

Der Morgen erhob sich dämmernd aus dem weißhellen Licht der Nacht in das buntheller Licht des Tages hinüber. Die Kornfelder geisterten und leuchteten weiß, alles an Gartenkräutern schien zu phosphoreszieren. Nur die Bäume standen dunkel da, fremde Eindringlinge oder Schläfer.

Ein Vogel zirpte auf. Von Sekunde zu Sekunde nahm das Licht zu. —

Als Milius von seiner Mutter Abschied nahm, sagte sie: „Soll ich ihr was ausrichte?“ Ihre Stimme kam leise.

„Was sollte das sei? —“ Und nach einer langen Pause: „Laß nur — —“

Er kehrte in seine Garnison zurück. Schrieb dort am zweiten Tage seiner Helma Habermann seinen Abschiedsbrief. Danach nahm ihn die wohltätige Klammer des Soldatenwesens gefangen. —

— — — — — — — — — — — — — —

Den Brief, den Helma Habermann von ihrem Frühlingsjungen empfing, hat keines Menschen Auge als das ihre zu lesen bekommen.

Sie hat ihn auf ihrer Brust geborgen bis zu stiller Stunde einsamsten Alleinseins Denn sie kannte seinen Inhalt wohl, ehe denn sie ihn öffnete. Auf dem Rasenstreifen unter den weiten Eichenkronen, im weißen Dämmerlicht des Abends hat sie den Wermutstrank seiner Worte in sich aufgenommen.

Da lag die kleine Helma Habermann mit dem Gesicht auf dem Rasenboden, von Weinen geschüttelt. Sie klagte dem Heiland das Leid ihrer Schmerzen. Ihr Jugendblumengarten war zerstört worden, ihre Liebeskammern zerstampft, ihre Urfreude ertötet. Seufzer und Wehlaute entschlüpften ihrem Munde. Keine Anklagen oder Verdächtigungen stellten sich ein. Das Schicksal war stärker als der Mensch, das Stückchen Fortkommen war das Herrische im Leben, dem man sich fügen mußte, wenn es seine Forderungen aufstellte.

Es gingen Wochen dahin. Das zerrissene Herz hörte allmählich auf zu bluten. Das Fieber ließ nach. Die Erntearbeit tat das Ihre dazu, das Schaffen bis zur Kraftgrenze. Am Abend freilich kamen allemal die Tränen wieder. Aber der Schlaf lag auf der Lauer, daß ihm seine Rechte nicht verkürzt würden.

Digitized by Google

Kruppsche Hüttenleute. Gemälde von Prof. Robert Sterl

Digitized by Google

Digitized by Google

Den Absagebrief des Milius Stauch, daß er sein Wort nicht einlösen könne, einen ungelenken Brief ohne lindernde Nebenworte, einen von der höchsten Lebensnot anbefohlenen Brief, den zitternde Hände niedergeschrieben hatten, hatte sie verbrannt. Nachdem sie ihn viele Male gelesen hatte. Immer wieder gelesen — mindestens doch an jedem Abend vor dem Schlafengehen zwei- oder dreimal — wenn sie ihn ihrem Leibchen entnommen hatte und ihn unter ihr Kopfkissen bettete.

Nun ruhte er aus, der Brief, und hatte seinen Frieden. Manchmal wimmerte er noch in der Esse wie das tote Kind unter dem Stachelbeerstrauch, wenn draußen der Wind stieß. Nein, sie wußte, es war der Wind — aber sie dachte doch, es sei der Brief, der ein wenig zum Weiterleben verdammt sei, da er allzu großes Herzeweh bereitet habe. —

Der Vater setzte indessen seine Verkaufsbestrebungen fort, die eines Tages glückten. Da hieß es, von der Scholle Abschied nehmen. Er glaubte, von der Stadt aus händlerisch besseres Fortkommen zu haben und siedelte nach Saalfeld über.

Es war im Oktober. Sonntag. Die Sonne schien. Bunte Sträucher prangten an den Hängen, alles Grasige der Böschungen hatte graugrünen Farbenton angenommen. Aber die Wiesen standen kurzrasig und froh.

In kleinen Gruppen weideten Kühe auf dem kräftigen Grün unter Aufsicht ihres Hüters oder ihrer Hüterin, eine Ziegenherde, die ein handfestes Mädchen beaufsichtigte, wurde herzugetrieben, auf der Dorfstraße trottete, von einem Knaben geführt, eine ganz kleine schwarzköpfige Hammelherde daher. Und am Bach entlang trieb eine große Gänsefamilie, die ein Gänter lenkte, ihr Wesen. Der Gänter redete mit seinen Frauen und wies sie an. Und er beschützte sie gegen jegliches daher kommende Ohngefähr röchelnd und zischend mit schlangenhaft gewundenem, lang gerecktem Halse. —

Die Übergabe der Habermannschen Wirtschaft hatte bereits stattgefunden. Die Möbelstücke sollten am andern Tage verladen und abgefahren werden, sie waren in die Scheune gerückt bis auf die beiden Schlafkammern, die noch im Gebrauch waren.

Helfen hatten die Dorfgenossen nicht viel können wegen der Kartoffelernte, die noch spät im Gange war. Aber dieser und jener hatte doch Hand angelegt, vor allem andern der Vetter Michael und die Hefenfrau.

Im Dorfe führte man häßliche Rede, daß die Helma Habermann guter Hoffnung sei. Man solle sie nur betrachten, sagten die Leute. Außerdem lief der Stauchsche Zusammenbruch noch in den Mäulern der Nachreder um. Aber das ging schließlich keinen etwas an, denn der Sohn heiratete die Tochter vom reichen Dehler. Jedoch mit Habermanns —

Es war um Sonnenuntergang. Rötliche Wölkchen befärbten den Himmel, die Berge nahmen violette Töne an. Ein wenig später verhängten sie sich, und es sah aus, als lagere Reif in den Falten. Zuletzt wurde der Himmel grau und das Licht verdämmerte.

Helma Habermann hatte dem zugesehen wie einem Abschiedsschauspiel hinten vom Baumgarten aus. Jetzt ging sie wieder ins Haus und griff mit an.

Als sie beim Essen alle am Tisch saßen, die neuen Besitzer des Anwesens wie auch die Familie Habermann, erbleichte sie und legte ihren Löffel nieder. Ihr Kind hatte sie mit stummer Sprache Mutter genannt. Sie saß mit niedergeschlagenen Augen, ihre Hände unter dem Tisch gefaltet. Und sie wartete darauf, daß sich das Kind wieder regen solle. Dabei fühlte sie, daß eines Menschen Augen auf ihr lagen und sie befragten. Wagte nicht aufzusehen, wußte aber, daß der Blick, den sie empfand, von ihrer Mutter kam.

Der Himmel war dunkel, die Sterne glänzten. Der Mond kletterte unverdrossen Sprosse um Sprosse am Himmel herauf, aber noch weit gen Osten, unterhalb der Horizontlinie, ohne daß sein Schein bis zur Landschaft heraufdrang.

Helma saß in ihrer Schlafkammer auf dem Bettrand und wartete, daß ihre Mutter kommen solle. Und die trat wirklich ein, als sei es verabredet worden, rückte den Bettschemel herzu und setzte sich. Ohne ihr Kind anzusehen, den Blick gesenkt, faltete sie ihre Hände und begann zu beten. Sie sagte ein Gesangbuchlied her, das der Fürbitte für die Kinder galt. Legte dem Herrgott ihr Kind an das Herz, daß Er es erhalte bei Unglücksfall und Gefahr, daß Er ihres Kindes Fuß nicht gleiten lasse. Fünf Verse umfaßte das Lied, das mit der Bitte um Himmelserbschaft des ewigen Friedens nach sanftem Sterben schloß.

Die Augen der Habermannsmutter blieben gesenkt, ob sie gleich geendigt hatte. Sie wartete, daß Helma sprechen solle.

Eine Minute verrann, noch eine. Sie hörte, daß Helma weinte.

Und dann hörte sie ihre zerhackte, zerbrochene, ganz von Schmerzen zerrissene Stimme: „Mutterle, du machst mich ja tut! Das ist nicht recht von dir! Das därfft du

Digitized by Google

nicht! Mein Herze ist mir so schwer, das schleppt ball auf der Erde, daß ich drauf tret. — Und du legst immer mehr derzu. Das reißt mir ja ab. Das — das —" Und sie lag vor der Mutter auf den Knien und legte ihr Gesicht auf deren Hände. —

Küßte — und küßte — und küßte die Mutterhände. Warf ihre Arme zur Mutter auf, daß sie sich bücken solle. Und beichtete. —

Beichtete zuerst alles große Glück, das ihr zuteil geworden, und das, wie nun die Auffassung mal sei bei den Menschen, ihr als Schuld ausgelegt werde. Und das ja auch Schuld sei. Ja doch, Mutterle. Das zugleich aber doch auch Glück gewesen sei. Nix Gottloses! Ganz gewiß nicht, Mutterle! Immer sei ein bissel davon ab ein Engel gestanden. Ganz leise, ein kleines bißchen schlaff und ergeben sprach sie dann vom Abschied, von jenem Abend unter den Eichen, wo das Schicksal daher gekommen sei und ihr Haus zerschlagen habe.

Und dann nun jetzt — wie das nun sei — mit — mit dem kommenden Kinde — wie die Herzmutter das empfangen werde. — Sie werde einen kleinen Prinzen zur Welt bringen, das habe ihr der Herrgott zugestanden. — Und der Herrgott und der kleine Prinz würden die Herzensgroßmutter auf den Händen tragen.

Da lächelte die Habermannsmutter, löste ihre Hände und umfaßte ihrer Tochter Kopf damit. „Dafür bin ich nich, Helma," sagte sie, „für den Prinzen. Ich bin merre für einen handfesten gesunden Jungen, den wir nich brauchen abwarte über seine Windelzeit weg. Und wenn er deine Gesinnung mitbringt, dann ist das gut. Du hast mir noch nix Schlechtes ins Haus gebracht bis itze. Überhaupt", sagte sie und säumte ein wenig, „du bist nicht die Erschte, die ledigerweise e Kindechen kriegt und wirscht nicht die Letzte sein. Da müssen wir uns mit tröste. — Das ist mir noch zehnmal lieber, als wenn ich dich oo müßte auf dem Brette liegen sehen vor mir wie deine beiden Brüder. Und das wird der Herrgott schon berücksichtige. — Nune stieh auf, du hast e bißchen viel von deinem Urgroßvater an dir, meinem Vater seinem Vater; der war auch e bissel dichterisch."

Der nächste Tag des Abschieds aus dem alten Wohnorte brachte grobes Wetter, es war boshaft kalt und laut von Wind. Die Herzmutter sah schlecht aus. Denn so sauber und großartig ihr Gewissen auch war, daß sie sich christlich und mütterlich recht betragen habe, so hatte doch der Herzwurm an ihr genagt ihres kranzberaubten Helmakindes wegen. Darüber war sie nicht in die gerechte Schlafecke der sanften Buntheiten gekommen, sondern in die böse Ecke, wo die Alpe hausen, die sich dem Schläfer auf die Brust werfen und ihm den Atem verquetschen, die Bettzaierle und Trottenköpfe. —

Jetzt sprang noch die Nachbarschaft herzu mit kleinen Angebinden oder Versprechungen. Sie würden bringen, wenn sie in die Stadt kämen. Vom Schlachten natürlich, ja, sie würden schon an Habermanns denken. Selbst die heilige Händlerfrau kam, um möglicher, im Zukunftsschoße schlafender, noch nicht ersichtlicher Vorteile willen. Und dann sprang die dürre, kleine, halbverlogene Klatscherin, die Theresie daher. Aber die liebsten, feinsten Menschenkinder, die zuverlässigsten, besten und goldechtesten von allen, die Auslese, das blieben doch der alte fahrige Vetter Michael und die Hefenfrau. Der grobe Wind durchpustete sie, aber sie wankten nicht. Sie machten sich nützlich, wo irgend sie konnten. Und dann ade! ade!

Zwei Nachbarn fuhren die beiden Wagen mit den Möbeln und dem Wirtschaftszeug. Der Schultheiß nahm die Frauen auf seinen Rollwagen, Mutter und Tochter Habermann, der gewesene Bauer Habermann saß mit bei den Möbeln auf. —

In aller grauer Morgenfrühe war die Stauchsche Magd daher geschlüpft, Helma solle einmal aufs Dorf kommen. Die antwortete nach kurzem Besinnen, sie habe keine Zeit dazu. Doch, sagte die Magd, sie müsse kommen. — Warum? — Es erwarte sie doch eins.

Auf der Straße stand Amanda Stauch grau und wankend, dazu ein bißchen krumm von Krankheit. Sie trug ein großes Taschentuch in ihren Händen, in das sie hineinweinte. Unter dem Taschentuch hielt sie eine eingewickelte Schachtel kleinen Umfanges.

Sie wolle Lebewohl sagen, sagte sie. Der Helma Habermann alles Gute für die Zukunft wünschen. Wolle ihr sagen, daß sie alle Abend und alle Tage für sie bete. Und wolle ihr als Erinnerung hier das geben, was in der Schachtel enthalten sei, sie werde schon sehen.

„Was ist das, was da drinne ist?" fragte Mathilde Habermann, die sich dazu gefunden, nachdem sie vom Wohnstubenfenster aus die Zusammenkunft beobachtet hatte.

„Meinem Milius seine ersten Schuhchen, die er gehabt hat," sagte Amanda mit unsicherer Stimme. „Die habe ich aufbewahrt för mein erstes Enkelchen. Die sind mein liebstes Erinnerungsstück aus meinem ganzen Leben."

Und Mathilde Habermann antwortete:

Digitized by Google

„Die behalte du nur für dich, da sind die wertvoll. För meine Tochter und för mich würde das aber kein Präsent sein. Ich könnte nich för mich einstehe, daß ich för den sein Wohl bete, wenn ich würde die Schühle sehen. Wir machen weiter kene Verwünschungen; aber Erinnerungen wollen wir auch nicht haben. Milius wäre mir ja willkommen gewasen; aber wu itze das su kummen is, daß er ene andere muß heirote, da schneidt das ab. Nune hat er seinen Weg und wir haben unsern Weg." Sie faßte ihre Tochter beim Arme. „Kumm, Helma!" Ihr Ton war in jeglicher Rede kurz und fest gewesen und hatte jeglichen Widerstand von vornherein abgeschnitten. Sie führte ihr Herzenskind von dannen, indes Amanda heimwankte.

In ihrer Kammer, in die sie hastete, stand ein Schächtelchen auf dem Tisch, das eine Erbbrosche enthielt von ihrer Urgroßmutter seligen Angedenkens her. Diese Brosche hatte sie ursprünglich der Helma Habermann als Zeichen ihrer Anteilnahme bringen wollen. Nein doch, zuerst hatte sie an ganz anderes gedacht — an eine einfache kleine Gabe der Nützlichkeit, eine Wäscheleine, im Hinblick darauf, daß Habermanns mit Seilerwaren nicht sonderlich versehen waren. Der zweite Gedanke erst war zur Erbbrosche gegangen. Und ihr dritter hatte sie an die Schuhchen erinnert, voller Rührung über ihre eigne Güte. Und diese Güte war so übel abgefertigt worden.

Amanda Stauch wuchs wieder zurück. Sie verkleinerte sich. Wurde wieder dumm, wieder schwach. Wo sie zuvor so groß und stark gewesen war im stillen Bloßlegen ihrer Muttergefühle — — „Milius . . ." — — Das waren die Glanzstunden ihres Lebens gewesen, ihrer Herzenskraft, die nicht an eigenen Vorteil gedacht hatte, ihre Siegstunden, wo sie obgesiegt hatte ohne beschleicherische Hintergedanken. —

Indessen waren Habermanns unterwegs durch die wüsten Felder. Auf ihrem Kleeacker, der längst abgeerntet war, grünten und blühten noch ein paar Stäudlein weit verteilt. Der Wind wurde allmählich auch ein bißchen gelinder, und hin und wieder schaute die Sonne zur Erde herunter. Aber sie gab den Abziehenden doch kein freundliches Heimatsbild mit auf den Weg. Luft, Licht, Himmel, Erde, Fluß und Siedelungen — alles sah unwillig aus.

Sie kamen in ihrem neuen Wohnorte an, packten ihre Körbe aus, luden späterhin ihren Hausrat von den Fuhrwerken ab, die indessen auch angelangt waren. —

Es dunkelte dann frühzeitig zum Abend hinüber. Zugleich aber setzte der Wind wieder schärfer ein und wuchs an zu orkanartigem Sturm. Der die Menschen packte und an die Häuser drückte. Wolkenbruchartiger Regen ging hernieder.

Die Mutter Habermann sagte: „Das ist merkwürdig, man braucht nicht ans Vieh denke und sich sorge, daß nix passiert, drinne und draußen. Das ist doch ein sonderbarer Zustand. Man haucht so do-e ohne Verantwortung. Man braucht nirgends eingreife. Wie Gott will. Wollen schlofen gehen itze."

* * *

Als Habermanns ihre Wohnung zurechtgerückt hatten, ihre Stube mit der Wohnküche und den zwei Kammern, nahm Helma Habermann ihr Leben in die Hand. Sie erlernte das fachmännische Ausbessern, Wäschenähen und Kleidermachen, alles im gerechten Nebeneinander an der nämlichen Quelle.

Ihre Lehrmeisterin war eine flinke, kleine, habsüchtige Person, die möglichst viel an Arbeitsleistung aus der Lehrlingin herauszuholen trachtete, sie zu raschem Erwägen und Zufassen erzog und zu draufgängerischer Nadelführung.

Wenn nun darum auch eine städtische Künstlerin der Feinnäherei sich aus dem Bauernkinde nicht entfalten konnte, so wurde doch eine flinke, gerechte Nähterin aus ihr, die eine tadellose Bauernarbeit zustande brachte, an jeglicher Naht, gleichviel, ob sie der Neuanfertigung oder dem Ausbessern diente. Beim Kleidermachen neigte Helma Habermann ein wenig dem Zierlichen zu im Rahmen des Wohlanstandes.

Da sie sich ihrer furienhaften Lehrmeisterin nicht auf jede Stunde des Tages verschrieben hatte, so blieb sie gesund an Seele und Leib und gebar, als ihre Zeit gekommen war, ihr Knäblein, das bald zu wachsen begann. Und das die Züge des Vaters trug.

Den Rufnamen entlehnte der kleine Habermann von seinem Taufpaten, dem Vetter Michael, zum Wohlanstand wurde er von der Großmutter erzogen, und die ganz starke Heiterkeit des gesunden Geistes und Fleisches, mit ihren vielen kleinen Tugenden des täglichen Lebens, lernte er von seiner Helma kennen. Sie hielt ihn zu Wahrheit und Fleiß an ohne Schlaffheit und Übereile, ließ ihn zu gehöriger Zeit seine Händchen falten und hatte eine Rute im Gange, aus Überzeugung sowohl wie aus Erinnerung. Sie saß nun da als eigene Meisterin, nähte, besserte aus und schneiderte. Ihr Heimatsdorf trug ihr die Kundschaft zu.

In den Zeiten des landwirtschaftlichen

Digitized by Google

Leutemangels aber gürtelte sie ihre Röcke auf zur Landarbeit. Dann schaffte sie auf der Scholle, der schon die Arbeit ihrer jungen Kindheit gegolten hatte, oder in den benachbarten Wirtschaften. Blieb in der Natur. Sprach mit der Ackerkrume. Lernte neue Liedstrophen der Lerchen kennen.

Sie war zufrieden mit ihrem Tagesverlauf und mit ihrem Lebenszuschnitt. Hatte ihr Kind als Schatzzuträger immer neuer Freuden und als Erinnerung an Glücksstunden, deren Fortsetzung das Schicksal verboten hatte.

Mit großem Gewinnst war sie aus dem Zusammenbruch ihrer Hoffnungen hervorgegangen. Denn auch das Bildnis ihres Frühlingsjungen war ihr verblieben, der in keiner Weise schuldig oder treubrüchig war.

Sein Leben war von höherer Macht anders eingeschaltet worden. Sollte er wehklagen darüber? — seinen Tagen die sachte Freude, seinen Nächten den Schlummer nehmen? — seine Arbeitskraft schmälern, seine Gesundheit untergraben und zu Falle bringen? — unnutzbar werden? — Nein, das wollte die kleine Helma Habermann nicht.

Als ihr Kind geboren worden war, hatte Dehler die Geldfrage geordnet. Er hatte das Wochenbett bezahlt, den Jungfernkranz und die Erziehungsgelder.

Dieses Kapitälchen war für den kleinen Michael zinstragend angelegt worden. Hing keinerlei Schmach daran, daß der Vater des Kindes einen kleinsten Teil der Marschkosten des jungen Erdenbürgers auf sich nahm. In kleinen Sümmchen kamen die Patengeschenke, das „Eingebundene" dazu, und dann späterhin fortlaufend Ersparnisse der Helmamutter. Denn dem Michael Habermann sollte nach jeder Himmelsrichtung hin eine Pforte in den Luftraum geschlagen werden.

Aber schon als dreijähriger Bub entschied er sich. Er knüpfte eine große Freundschaft mit dem Schlosser Magnus Klötzer an, einem jung verheirateten Handwerksmann aus der Nachbarschaft. Pochte und rappelte in der Schlosserei umher und stieg im Laufe der nächsten jungen Jahre hurtig auf zum gern geduldeten Zureicher.

Helma Habermann hatte den Schaden von der Freundschaft zu tragen, denn ihr Jungchen lief ständig in schwarz angeblaktem Zustande daher, der nur Sonntags einer bürgerlichen Helle wich.

Aber es wurde ein tüchtiger kleiner Kerl aus dem Büblein, ein munteres Lebeweslein, das eine kleine Dämmung als Vatererbschaft in sich hatte.

Als der Michael Habermann fünf Jahre alt war, starb des Schlossermeisters Magnus Klötzers Ehefrau, die ihm keine Kinder geboren hatte, und um ein knappes halbes Jährlein später fragte der Meister, behufs der Übernahme des Pöstchens einer Frau Meisterin, bei der Helma Habermann an. Der Michael sei mitzubringen und solle als des Meisters Klötzer Erstgeborner gehalten werden, wie viele Kinder ihm die liebe Ehefrau auch sonst noch bescheren möge. Wolle er sich auch außerdem von vornherein verpflichten, sich der Frau Meisterin in allem, was Haus, Vieh- und Gartenwirtschaft anbelange, einzufügen. Wobei zu bemerken ist, daß sein Häuschen im Untergeschoß durch die Schlosserei eingenommen wurde, und daß es im Obergeschoß drei Fenster breit war. Sein Viehstand setzte sich aus zwei Ziegen und etlichen Kaninchen und Hühnern, dem sich ein Schlachtschweinchen beigesellte, zusammen, und seine Garten- und Landwirtschaft bezog sich auf einen Pachtacker bescheidenen Umfanges und einen Schrebergarten, deren Erträgnis, was Kartoffeln und Gemüse anbelangte, für den Haushalt von Menschen und Vieh ungefähr zureichen mochte.

Helma Habermann lehnte den Antrag ab. Sie sagte dem Manne, daß sie überhaupt nicht heiraten werde. Daß sie aber — — und nun folgten Zusicherungen der guten Nachbarschaft.

Und zu guter Nachbarschaft hielt die Familie Habermann in der Folge den Meister Klötzer an. Sie litten nicht, daß ein Gefühl des Gekränktseins in ihm hochkommen konnte. Eins und das andere machte sich bei ihm zu schaffen. Sie sprangen ihm auch bei mit gelegentlichen Zureichungen, mit Aushilfen auf seinem Ackerland und in seinem Gärtchen, und der Junge war sein Leibdiener und Freund.

So ergab er sich denn mit der Zeit in eine andere Heirat, der gegenüber die Freundschaft der Habermannsleute weiter bestand.

Bei der Helma Habermann aber riß die Anfrage zur Ehe nicht so bald ab — nur daß sie nicht hervorging aus Vorliebe für ihre Persönlichkeit und aus Werteinschätzung ihrer Vorzüge, wie dies beim Nachbar Klötzer geschehen war.

Eine andere Macht war hier im Spiele — sie hatte einen Zuweiser.

Dem Milius Stauch lag daran, sein gewesenes Schätzchen zur Ehe zu führen. Darum brachte er seine Empfehlung an, wo irgendein wohlgeordnetes Mannsbild in seinen Gesichtskreis trat, ein ungelenker Bursch oder ein Witmann jüngerer Jahre, wert als Stützer für ein Mädchen wie Helma Haber-

Digitized by Google

mann. Er empfahl sie an wie eins eine kaufmännische Ware empfiehlt, ohne daß die eigene Vorliebe vergangener Tage zum Ausdruck kam. Sie sei sehr flink, sehr fleißig, gänzlich unzänkisch und so weiter.

Er war in anderen Erdboden verpflanzt worden, und es ging ihm wohl. Seine Ehe war eine gute; die ihn umgebenden Verhältnisse waren wohlgeordnet. Seine Frau hatte ihm im Verlauf der ersten sechs Ehejahre vier zarte Töchter geboren. Die sie verständig erzog, indem sie der Tante Bertha ein wenig freie Hand ließ zu gemütvollem Unverstande.

Seinen Sohn aus seiner Liebeszeit mit Helma Habermann kannte er nicht. Er wußte jedoch, daß es dem Kinde der Helma Habermann in nichts, was Liebe an Versorgen bereiten konnte, fehlen würde.

Seine Mutter war im ersten Jahre seiner Ehe gestorben. Darauf war dem Vater nach dem Verkauf des Gutes, der bald danach erfolgt war, eine Art Heim bei Dehlers Bruder bereitet worden, demselben, der das ursprünglich Dehlersche Anwesen erworben hatte, den Besitz, wo Flora Dehler, ein Kind noch, fast den Tod gefunden hätte.

Hier half Rosamund in der bescheidenen Landwirtschaft und beim Destillieren der unterschiedlichen Mixturen. War nicht mehr der Holzhändler Stauch, sondern einfach der Hausgenosse. Vergrämelte darüber und wurde ein zänkischer Mann. Und er rückte nach unten hin mit Rock und Schuh, dem Kamm und dem Waschnapf und allem, was sonst noch dazu gehörte. Späterhin wurde er auch so einer, der angetrieben werden mußte, und so einer, der insgeheim sein Schnäpschen nahm. Sein Sohn war ihm ein fremder junger Mann mit Veranlagung zur Tüchtigkeit. Den Schwiegervater seines Sohnes haßte er. Seine Enkelkinder waren dumme Puppen für ihn — alle vier in roten Kleiderchen, alle vier in blauen Kleiderchen, alle vier in weißen Kleiderchen, alle vier mit denselben schmalen Köpfen, grauen Augen und spindeldünnen Beinen. Er verkam doch im Verlauf der Jahre ein bißchen.

Aber er hatte einen Schulmeister über sich, der ihn gelegentlich zurechtschob — die Tante Bertha. Sie kam alle paar Wochen einmal vom Berge herunter und nahm seine Rechte wahr. Die Dehlers sollten merken, daß es einen gab, der ihnen auf die Finger paßte und nicht litt, daß sie dem Vater Stauch seine Grenzpfähle verrückten.

Und der Vater Stauch sollte merken, daß eins sich um ihn kümmerte mit einer gewissen verwandtschaftlichen Anteilnahme. Sie sah seine Wäsche nach, sie paßte den Knöpfen an seinen Anzügen auf, sie nahm seine Kammer in Augenschein. Trug ihm immer ein Päckchen zu, das Leckerbissen enthielt. Fragte ihm auch seine Beschwerden ab. War der gute Geist der Güte und Nachsicht, der Ordentlichkeit und Gerechtigkeit.

Er wehleidete ein bißchen. Da ein Kratzerchen am Kopf. Die Tante lachte über den alten Pimpelkasten.

Ob er sich gestoßen habe? fragte sie ihn. — Ja, ja, gegen einen Nagel habe er sich gestoßen. Ein ganz tiefes Loch müsse da sein und eine lange Schramme.

Die Tante lacht ihr gluckerndes Frauenlachen. Holt einen Napf mit warmem Wasser und seift den Schaden aus. Ihre Seifung erstreckt sich über den ganzen Kopf samt den Ohren und dem Nacken. Dem unseligen Rosamund Stauch treibt die Suppe über die Augen, und er nimmt seine Tatze und verhilft auch seinem Angesicht zu bürgerlicher Reinlichkeit.

Nun, und die Wunde? fragt er. — Die Tante lacht wieder. Erbsengroß, aber beileibe nicht so tief, und der Riß, ehrlich gerechnet, nicht über Zentimeterlänge. Ganz groß und weltklug sieht sie auf das Jammerläppchen von einem Mannsbild hinab.

Dabei taucht plötzlich die Gestalt des früheren Rosamund Stauch vor ihrem inneren Auge auf, des heiteren, unternehmenden, wohlbeleibten Mannes mit der im Lachen hüpfenden Wange. Und ihre Seele erschrickt. Und das krampfige Spiel ihrer Lippen stellt sich ein, das den Schmerz zurückhalten und das Weinen hindern will.

Alle Leute tragen ihren Leidpacken. Die Tante Berta könnte sich seiner entschlagen; denn sie lebt nicht ungern bei ihrem Bruder im großen, geordneten Betrieb einer aufwärts führenden Lebenshaltung, verwitwet wie sie ist, ohne Kinder und sonst näheren Anhang. Denn sie hängt doch an der jungen Hausfrau, die sie erzogen hat, und die fleißig und verständig ist, ihren Kindern eine sorgsame Mutter und ihrem Manne eine Frau, wie sich's gebührt. Sie zankt nicht und macht ihm nicht mit Eifersüchteleien das Leben schwer. Sie sprechen sich aus, wenn sie verschiedener Meinung sind. Aber sie werfen keine Türen im Unmut und sagen sich keinerlei Häßlichkeiten.

In der Stunde, in der die Tante Berta zuerst daran gedacht hat, daß das Leben Ausgleiche bringe, dem, der allzu schwere Lasten zu tragen hat, einen ihn stützenden Freudenbringer, und so in dem Maße weiter ins Wirtschaftliche sowohl wie ins Menschliche hinüber — in der Stunde hat sie einen Packen der Sorge auf ihre Schulter genom-

Digitized by Google

men. Denn sie mißt nun aller Menschen Schicksale mit dieser Elle.

Und fürchtet jetzt den Ausgleich hier fürs Haus. Fürchtet ihn selbst für den Milius Stauch, der zwar in der Notlage war, aber doch in seinem Schritt nicht nachgelassen hat. Der von der Putzstube seiner Jünglingsjahre in die Putzstube seiner jungen Mannesjahre getreten ist, von einer besetzten Tafel zur anderen. Der niemals ausgesehen hat, als ob er Seufzer unterdrücken müsse.

Ein wenig als Sünde rechnet sie ihm die Fremdheit zum Vater an. Obgleich sie zugeben muß, daß es für den Alten besser ist, er hat sein Reich an anderem Orte. Wo sein Anblick nicht allstündlich die Erinnerung weckt, an das, was er zertreten hat. Wo seine ganz schwere, lange Rechnung, die er nicht hat zahlen, seine Lebenszusicherung, die er nicht hat einlösen können, nicht immer aufgeschrieben an der Wand hängen.

Ein kleiner Ausgleich im Sinne der Tante Berta ist dem Milius indessen doch bereits geworden. Seine Frau hat ihm keinen Sohn beschert.

Aber seine vier Mädelchen sind allerliebste Kinder, zierliche Dinger mit einer unheimlichen Ähnlichkeit zueinander. Gutgeartete Töchterchen mit angeborenem Verständnis für das praktische Leben. Keine Ausbünder nach irgendwelcher Seite hin.

Insgeheim lacht die Tante darüber, und sie hat die vier kleinen Mädchen alle lieb, wie sie sind. Und verzieht vom Herz- und Seelennerv aus ein bißchen an ihnen und vertieft die kleinen Unterschiede. So daß aus den vier roten oder blauen oder weißen Püppchen sich schließlich ein „Junge" entwickelt und eine „Sachte" und ein „Feinesbißchen" und ein „Brummlippchen". Aber alles mit haarscharfen Augen in bezug auf die Unterschiede gesehen. —

Als der Stauchsche Haushalt damals auseinander fiel, das Gut in Stücken verkauft worden war und Rosamunds Umsiedlung bevorstand, geschahen die notwendigen Aufräumungen, sowie die kleinen Verkäufe an Hausrat und dergleichen Tagessachen unter der Beihilfe der Tante Berta.

Dabei geriet sie unter die Dorfgenossen. Kam mit der Hefenfrau und dem Vetter Michael zusammen, dessen Schräublein sich indessen noch ein wenig mehr gelockert hatte. So daß er nun redete, ohne daß er einen Satz zum gerechten Ausklang brachte. Er schwatzte vielmehr von einem ins andre hinüber. Machte endlich Schluß, wenn er merkte, daß seine Worte ohne Wegeziel dahertrieben, und lächelte zu seinem Unvermögen.

Es sei schlimm, sagte er, wenn man alt werde. Er könne doch bald nichts mehr erzählen, da sei immer etwas, das ihn ablenke auf andre Reviere. Früher habe er über die Leute gelacht, die keine Sache zu Ende brächten, die immer vom Hundertsten ins Tausendste sprängen. Jetzt erst merke er, daß das Schräublein daran schuld sei oben im Uhrwerk. Und es sei sehr schade, daß es keinen gebe, der hineinfassen und das Schräublein wieder festziehen könne.

Die Tante Berta hatte Vertrauen gefaßt und stellte ihre Fragen mit aller lieben heimtückischen Schlauheit. Hier wären früher doch auch die Habermanns gewesen, wo die denn eigentlich geblieben wären?

Ach, in Saalfeld, antwortete der Vetter Michael. Ja, da wohnten sie.

Was denn der Habermann, der doch Bauer sei, in Saalfeld treibe?

Der Habermann, antwortete der Vetter Michael, habe ein paar kleinere Handeleien mit Holz gehabt. Ja, so sei das wuhl gewesen. — Bei dem einen Handel habe er schön verdient, bei dem zweiten habe er das Verdiente aber wieder zugesetzt, und beim dritten Geschäft habe er hinterher geschmissen.

Und jetzt nun?

Was sie denn meine? Ach so, dem Habermann wegen. Er handle also mit Vieh. Ja, was sich so gerade darbiete. Einem habe er sein Pferd verkauft. Der Handel sei ganz gut abgegangen. Er habe auch schon Kuhhandel gemacht. Und dann habe er ausländische Ziegen kommen lassen. Ja, das sei also so gewesen, daß er bei dem Holzhandel, wu er zugesetzt habe, doch a bissel erschrocken sei. Man denke doch immer noch an Stauch, wie der gestürzt sei. Und nun müsse er aber gehen.

Der Vetter Michael hatte um einen Schrank gehandelt, der ihm zugefallen war. Die alte Hefenfrau handelte um eine Truhe.

Die Tante fragte nach der Frau Habermann, wie es der mit der Gesundheit ergehe.

Heinerjette entgegnete: ihre schadhafte Stelle habe sie freilich behalten. Das wisse keins, wo die stacken möge. Denn die Arbeit bringe sie nicht hen, so viel habe sie nicht. Aber wenn man überhaupt so nicht viel tauge, da mache einen jeder Drack alle.

Und dann kam die Aussprache.

Die Tante solle nicht dumm tun, sagte die alte Heinerjette, als wisse sie nix. Das mit der Helma, daß sie ein Kind habe. Er heiße Michael nach dem Vetter, der auch sein Pate sei. Sie könne der Tante bluß sagen: wenn Milius Stauch die Helma geheiratet hätte, da hätte er ene Frau dran gekriegt, mit der er hätte Galle konnt machen,

Digitized by Google

merre wie mit der, wo er schließlich erwischt habe. Und sie erzählte, wie die Helma nähe. Und wie ihre ganze Gesinnung und Aufführung sei. Das sei eine Feste, sagte sie. Heiraten wolle sie nicht, habe sie gesagt, ihr Kind, das genüge ihr, habe sie gesagt. Außerdem habe sie noch ihre Herzmutter und ihre Arbeit, habe sie gesagt. Ja, so habe sie wirklich gesagt. Und das reicht zu, sagte die alte Hefenfrau. Die beschwere keinen. Die trappe bald amal her, wenn eins in der Not sei, und fasse mit an. Und das Jungechen, das sei ein prächtiges Kerlchen, das sei ein Prinz. „Er hat dem Milius sein Gesicht," sagte die Hefenfrau, „aber so, daß er'sch nich gleich verrät. Wenn mer'sch weiß, da is man balde dahinter, wo er seine Züge her hat. Aber weiß mer'sch nich, da kann man freilich die Adresse nicht angeben."

So hatte die Tante alles erfahren, was sie wissen wollte. Und sie dachte in der Nacht darüber nach, ob sie nicht mit der Helma Habermann in Verbindung treten könne. Aber das ging nicht an. Die Tante Berta gehörte in das Raubnest der Feinde.

Der Tag brachte neue Arbeit und schließlich den Aufbruch.

Und dann sah der gute Hausgeist der Dehlers, wie das häusliche Leben des jungen Ehepaars oben im behäbigen Laborantendorfe immer im gleichen gehaltenen Ton des besten Einvernehmens dahin lief, immer in aufsteigender Linie der geschäftlichen Erfolge und des wirtschaftlichen Aufschwunges sich bewegte. Wie keine schweren Fehlschläge eintraten, keine Unglücksfälle das Haus überfielen. Wie keinerlei Ausgleich sich vollzog.

Sah Einigkeit der Ansichten und Stimmungen. Sah gern getane Arbeit und froh verlebte Feierstunden, die durch das wachsende Ansehen noch gewürzt wurden. Milius Stauch paßte zwischen die Dehlers, als ob er in derselben Form wie jene gegossen worden wäre.

Aber die Tante Aurele Frischauf paßte nicht hinein und war doch aus ihrer Familie hervorgegangen. Ihr verstorbener Mann war Müller gewesen. Die Mühle hatte der Schwiegersohn übernommen. Nun lebte sie als Rentnerin, wo es sich eben machte. —

Die Frau war eine Großmutter ohne Naturbestimmung. Ihre Enkelkinder und sie selber wußten nichts miteinander anzufangen. Sie war ein Marterwerkzeug der Menschen, mit denen sie zusammenhauste. War ein Clown, der jedes Wort durch Grimasse zu einer Drolligkeit machte.

Sie hatte ihre eigene kleine Wohnung etwa in der Mittelentfernung ihrer Lieben. Aber sie flüchtete nur dorthin, sobald sie Unfrieden angerichtet hatte und es in ihrem Interesse lag, abzurücken.

Dann sahen die Nachbarn in ihrem Wohndorfe, wie sie putzte und scheuerte und ihre zwei Stuben von Grund aus aufwühlte. Genossen eine, ach, nur kurze Weile ihre unterhaltende Anwesenheit.

Denn die Tante Aurele hatte ein hilfsbereites Gemüt, das aus ihrer kleinen Häuslichkeit hinaus nach Betätigung drängte.

Sie war fleißig bis zur Teufelei.

Wenn sie ihre drei, vier Bekannten und Verwandten besuchte, unangemeldet und uneingeladen, streifte sie gleich die Staatsröcke ab und ging zum Arbeitsgewand über. Nahm als Gegenleistung die Beköstigung an und gewisse notwendige Gaben, auf die sie durch Hinweise aufmerksam machte. So zum Beispiel, wenn sie Holz oder Erdäpfel gebrauchte. Wenn aber die Geber ihre Lieferungen schließlich ehrlich zusammenrechneten, hatten sie die von der Tante erfahrene Arbeitsleistung nicht zu hoch bezahlt.

Die Abnutzung ihrer selbst jedoch, ihres Ausruhverlangens, durch die unbarmherzige, keinen Augenblick aussetzende Clownerie, die niemals abgelehnt werden durfte, wuchs sich ins Aschgraue aus. Und dann der Unfriede, der mit einem Male da war, und der Ärger, der immer abtropfte.

⁂ ⁂ ⁂

Habermann wäre mit der Zeit ein vermögender Mann geworden, wenn er sich besser gehalten hätte. Aber ihn hatte eine Gier nach Verdienst erfaßt, die ihn nicht an seine Gesundheit denken ließ.

Er wollte überall seine Hände im Spiel haben, bei jedem Ordnungsverkauf und jedem Notverkauf. Keine Kuh, kein Pferd in seinem Umkreis sollte tunlichst seine Krippe wechseln, ohne daß er seinen Händlerverdienst dabei eingesackt hätte. Von eigenen, größeren Käufen, im Holzhandel zum Beispiel, hielt er sich fern, seit dem einen Mal, wo er seinen Säcken ungut geschädigt hatte.

Sonst war er nicht unzufrieden mit seinem Leben.

Keine ins Breite gehende, nie abreißende, wirtschaftliche Betätigung wartete seiner und nahm ihn in die Sielen, kein Pflügen, kein Säen, kein Ernten, keine Mistfuhre, keine Holzarbeit, keine Handgriffe am ungehorsamen Innenbetrieb bei bröckelnden Wänden und hängenden Türen.

Auch die Krankheiten seiner Frau regten ihn nicht mehr auf. Denn es fanden keine Arbeitsbeklemmungen dadurch statt. Sie war jetzt die Frau im Großvaterstuhl, die arbeitete, soweit ihre Kräfte ausreichten. Und

Digitized by Google

von deren Ach und Weh nur wenig bis zu seinen Ohren drang.

An seinem Enkel hatte er Freude. Der Kerl war nicht unfolgsam, und seine Schreib- und Rechenbücher sahen sauber aus. Feile und Schraubenzieher aber handhabte er wie ein Alter. Da war zum Schluß noch alles besser ausgelaufen, als wenn der Heiratsüberfall mit dem Löser damals geglückt wäre.

Er hustete. Seine Tochter brachte ihm Tee. „Du hast die ganze Nacht gehustet," sagte sie. „Du mußt das mal auskoriere. Leg' dich wieder ins Bette, daß du warm bleibst. Heute wird daheim geblieben."

Nein, er habe eine Verabredung, seine Tour, die er zu machen habe, sei lang.

Die Hauptsache sei, daß er gesund bleibe, antwortete Helma. Er habe eine schlechte Gesichtsfarbe.

Habermann steckte seine Zehrung ein und ging. Es war kalt, Ausgang Oktober. Mit ihren bunten, blattarmen Laubkleiderfetzen standen die Bäume und Sträucher überall an Wegen und Böschungen, auf Bergen und Feldern. Der Laubfall raschelte, das sachte Lösen und Schweben und Auffallen der sinkenden Blätter auf den Erdboden. Der Himmel war voll brüchiger, heller Wolken, die hurtig segelten. Schwarze Massen nahmen ihre Stelle ein, zogen den hellen, brüchigen nach, die aus der Blickweite entschwunden waren, und machten einer unweißen, parchenen Decke Platz, die sich über den ganzen Himmel ausbreitete.

Plötzlich aber leuchtete es in dem unwirschen, suppigen Licht, in der unwirschen, suppigen Landschaft irgendwo auf, und eine Baumgruppe zeichnete sich ab mit leise im Luftzug spielenden Blättern, in Gold geschnitten alle miteinander, in Blaßgold, Dukatengold, Rotgold, Grüngold. Und die Stämme der Bäume hatten eine Politur, die ihnen sonst nicht eignete. Mit einem langen Strahl spielte die Sonne hinüber durch eine undichte Masche im breiigen Wolkenbehange. Stellte mitten in die kalte Wirklichkeit einen Zipfel Märchenfarbe.

Habermann sah es, er war nun schon zwei Stunden unterwegs mit kurzen Zwischenräumen, die allemal den Gasthöfen der Dörfer, durch die sein Weg ihn führte, gegolten hatten. Die ihn daherkommen sahen, kannten ihn und kamen mit ihren Ansuchen von selber hervor — das Pferd, die Kuh, ein Zipfel Holz, ein Zipfelchen Land, eine Ziege, ein Stallhasenpaar. Er betrog nicht. Aufpassen mußten sie aber doch. Denn er schröpfte sie ein bißchen mit kleinen Nebenlieferungen, mit Speck und Wurstproben. Wenn eins Land verkaufen wollte, hatte er beim Habermann schlechtes Gehör. Dazukaufen solle der Bauer, aber nicht davongeben; so war seine Rede. Aber die heutige Generation habe im Arbeitseifer leider nachgelassen. Er hatte lange vergessen, wie sehr ihm selbst die Arbeit zuwider gewesen war. Kam sich vor wie der Mann auf der Leiter mit weitem Ausblick.

Helma war öfter mit ihm gegangen. Dann waren sie auch an Sonntagen mit dem Jungen, als drittem Mann, hierhin und dorthin gewandert. Und ob der Alte gleich immer sein Geschäftliches im Kopfe gehabt hatte, so hatte er doch auch gelegentlich den Reden der Helma zugehört, dem bunten Kram, der sich wie Spielzeug anhörte.

Es war merkwürdig, wie oft er heut an sein Mädel dachte. Sie war eine helläugige, alltagstüchtige Person bei aller Märchenrederei. Rasch wie ein Mann nahm sie Stellung zu jeglichen Lebenslagen.

Er dachte an den Treubruch des Milius Stauch, der nun zwölf Jahre zurücklag, an die Geburt ihres Kindes — wie gründlich sie alle Folgerungen anerkannt hatte.

Noch weiter zurück pilgerten seine Gedanken, zu ihrem Kampf um ihre Liebe. Sie hatte harte Auflehnung betrieben, solange Erfolg zu hoffen gewesen. Als aber das Schicksal seine Paßkarte vorgelegt hatte, da hatte sie seine Rechte anerkannt ohne Besinnen und ohne Gemähre. Kein Geseufze hinterher, keine Hausfriedensstörung.

Die Witterung belästigte ihn, das Kalte, Unfreundliche, Feuchte. Sonst hatte ihn ein bissel Regen und Luftzug nicht angefochten.

Er dachte, daß er lieber hätte daheim bleiben sollen. Aber er lief seine Strecke ab. Erledigte, was sich bot. Hatte schließlich ein bißchen was im Rucksack und was im Beutel, eine anständige Tageseinnahme nach nicht unbescheidenen Begriffen.

Und am Endpunkt seiner heutigen Wanderschaft harrte seiner eine Aussicht auf ein Geschäft, das mehr ins Breite gehen würde.

Er saß im Gasthof hinter einem starken Punsch. Nebel zogen durch seinen Kopf, Betäubungsgeister fielen über seine schlappen Gedanken her und erdrosselten sie, Hitze und Kälte stiegen in ihm auf und jagten einander. Drei stramme Laufstunden waren es bis nach Saalfeld hinab. Seine Mattigkeit sagte zu ihm, daß er diese drei Wegstunden nicht überwinden würde. Liegen bleiben unterwegs. Oder abirren, so einfach der Weg war.

Er blieb über Nacht. Hustete. Fieberte. Dachte an seine Tochter und ihre verschiedenen Heiratsanträge, wie sie in jeder Heiratslage, ob hoch, ob tief, ihren Platz aus-

Digitized by Google

**Bildnis**
**Gemälde von Carl Horn**
(Glaspalastausstellung München, 1920)

Digitized by Google

Digitized by Google

füllen würde. Er sah sie im Sonntagskleid mit dem Hut und dem modischen Firlefanz; keine Dame konnte sich geschickter drehen und aufführen, keine Frau Doktor oder sonst dergleichen. Und so spukte sie weiter vor ihm her bei allerlei Verrichtungen, als Schafferin in der Landwirtschaft und als Schafferin im Heimwesen, bei der Krankenpflege, wie bei der Kindererziehung ihres Sohnes Michael. Seine Gedankenkammern taten sich auf und ließen ihr Bild hervorgehen bei längst vergangenen Begebenheiten. Auch sein Herz gab den Anstoß dazu. Denn er liebte seine Tochter doch. Es ist Liebe, wenn man immer einverstanden ist.

Der Kranke schlief ein und träumte, er solle seiner Helma einen Ehemann verschaffen, der zu ihr tauge. Da machte er sich als Vater auf und lief und lief — und suchte einen Mann in schweren Nöten, wohlverstanden, einen Mann, der sich in schweren Nöten befand.

Er fror und fieberte und hustete und schlief. Ganz spät erst stand er auf.

Saß in der Gaststube und zögerte. Es war derselbe Gasthof, allwo er vor langen Jahresläufen mit dem großartigen Beckmann, der bald danach seinem Leben ein Ziel gesetzt hatte, und dem großartigen Rosamund Stauch in Erwartung kommender Geschäftsverbindung beim Skat gesessen hatte.

Der Wirtsalte lebte noch. In ganz beschränktem Maße bastelte er auch noch. Er war ein dürrer Haufen Scheelsucht und Scheltsucht, der seinen Leuten das Leben schwer machte.

Seine Frau hatte vor nun sechs Jahren den Erdenstaub aus ihren Röcken geschüttelt und war aufwärts gepilgert. Sie war gar nicht einmal ungern gegangen. Und es liegt doch sonst im bäuerlichen Charakter, daß eins lieber auf der Scholle bleibt, solange nicht seine letzte Lebensneige ausgetunkt ist.

Der Schwiegersohn war auch gestorben.

Nun saß die Tochter allein mit dem Alten, und ihre Lebensgeister rangen mit ihr, die Lebensgeister, die zum Gleichmaß drängten, und die andern Lebensgeister der Roheit, die mit groben Schritten einhergingen und Platz schaffen wollten.

Habermann sprach mit der Frau. „Du mußt wieder heirote," sagte er, „daß du den Anhalt nicht ermangelst. Ich will mal umhorche. Wie ist denn dein Zuspruch?"

Sie nannte Namen.

Er verwarf und belobte.

„Das ist nix für dich," sagte er. „Der hat enen großen Ton im Kopfe, aber dahinter stackt nix. Den laß abfahre. Den andern aber — —"

Da erhob sie Widerspruch.

Habermann jedoch blieb bei seiner Rede. „Wo es sich um Heirat dreht," sagte er, „da ist man nicht so voreilig, da prüft man, gelte, nicht wahr? Das siehst du den Mann gar nicht an, was der for Geist hat. Er sieht so bieder. Aber es stackt drinne. Der würde dir nicht lossen zu nahe treten. Der würde die Zügel in die Hand nehmen. Da würden deine guten Täge erscht anfangen — wenn du sonst deiner Pflicht nachkommst. Dem Alten würde er seine Grenzen ziehe, wo er nich drüber weg därf. Und das tut not. Du mußt e bißchen einträglich sein, wie es nach deinem Vorteil ist. Bloß das schöne Gekucke, das hat keenen Zwack. Pack du nur zu und nimm den Mann. Hinterher bist du geborgen. Und Liebelei macht er auch mit dir. Da läßt er's nicht dran fehle. Das liegt doch drinne in den Mannsen, das Zuvorkommende. — Mir ist schlecht," unterbrach er sich — „man fürcht' sich vor'sch Raustreten." Er begehrte noch einen Kognak. Trank, hustete, schüttelte sich. Hörte einen Schritt und eine Stimme und sagte mit tiefem Aufatmen: „Das ist meine Tochter."

Ja, es war Helma. Das schlechte Aussehen des Vaters, dazu der Umstand, daß er am vergangenen Tage nicht heimgekommen war, seiner Versicherung entgegen, hatten sie hergetrieben. Dorf um Dorf hatte sie ihm in den Gasthöfen nachgefragt. Im Korb, den sie auf dem Rücken trug, hatte sie seinen dicken Mantel.

Jetzt ordnete sie an, es werde gefahren, nicht zu Fuß der Weg zurückgelegt.

Nahm keinen Widerspruch an.

Und Habermann war der Mann in Nöten, der in ihre Hand fiel und geborgen war.

Das Gespann wurde beschafft. Klapperbeinig nahm der Mann seinen Platz auf dem Hintersitz ein. Seine Tochter kam an seine Seite. Zog den Mantel fest um den Vater herum, kippte ihm den Kragen hoch.

Habermann fühlte das Wagenrattern. Seine Gedanken stellten die Arbeit ein.

Er hatte beide Hände in die Manteltaschen gesteckt. Seine Helma umfaßte seinen Arm, hielt ihn daran und stützte ihn.

Mit der Zeit kamen sie heim.

Helma schaffte den Vater vom Wagen, brachte ihn in die Wohnung, zog ihn aus und behandelte ihn so, als ob er ein Kind wäre. Rückte ihn im Bett zu seiner Bequemlichkeit, rieb ihm die Füße warm. Die Frau kochte einen starken Kaffee, den sie mit zitternden Händen herzutrug.

Und dann wechselten Tag und Nacht. Sie kamen und gingen, indem eins von ihnen auf die fahle Schleppe des andern



Digitized by Google

trat. Die Tage des Oktober schöpften sich aus, der Mond rundete sich. Sein Licht fiel durch die Fenster und die Gardinen mit greller Aufdringlichkeit in die Krankenstube.

Da faßte Habermann nach der Hand seiner Tochter und sprach mit ihr.

Es war eins hinter ihm, das ihn sozusagen vorwärts schob auf das unbekannte Gottesland zu.

Er wäre viel lieber zurückgeblieben. Hätte viel lieber hier unten auf der Erde noch ein wenig seinen Wohlstand gemehrt. Hätte gern seine Gedanken noch pilgern und springen und Möglichkeiten gebären lassen. Wäre auf seiner Überlegenheitsleiter gern noch eine Sprosse höher gestiegen. Und hätte gern noch ein bißchen seine sachte Freude gehabt an seinem Mädel im Firlefanz und an seinem hellwachen Enkelsohn. An all der Wohlgesittetheit dieser kleinen, flinken Mädelmutter und ihres Kindes. An ihrem ganzen inwendigen Knochenbau und an ihrer Unerschrockenheit, die aussprach, was sie dachte an Tapferkeiten. Und schließlich doch auch ein kleines bißchen an ihrem bunten Redeunfug, an der Verbrämung des Alltags. Sie stand doch auch auf einer Leiter. Ja, das stand sie.

Er hielt ihre Hand. Wollte ihr noch Wegweisung für die Zukunft geben. Fand aber die Worte nicht mehr dazu.

Seine Frau kam, sah ihn und begann den 90. Psalm herzusagen: „Herr du bist unsere Zukunft für und für."

Er antwortete etwas mitten in ihren Vortrag hinein. Nichts vom Bauern Habermann haftete seiner Stimme mehr an, weder von dem früheren, noch von dem jetzigen, nichts von dem verknifften und verknitterten Wirtshausspringer, der seine paar Kräfte im Dienste von Hof und Scholle zu täglicher Plackerei nicht hatte hergeben wollen, nichts von dem Geschäftling, dem kletternden Leitermann, der mehr Kopf geworden war. Es sprach etwas Schlichtes und Junges aus seiner Rede, sein kleines Ewigkeitsteilchen.

Er hielt sich noch ein bißchen mit dem Sterben auf; aber schließlich kam er doch damit zustande.

Und dann wurde ihm ein ehrenvolles Begräbnis zuteil mit großem Geleit und vielen Kränzen.

Wenn aber dem Bauern Habermann Gelegenheit geboten worden ist, durch einen Schlitz im blauen Himmelstuche an einem der nächsten Abende etwa zur Erde hinabzusehen, dann wird sein Blick die Seinen beisammen gefunden haben, wie sie mit verweinten Augen seiner, des Ehemannes, Vaters und Großvaters, in Ehrung und Liebe gedachten.

Und weil indessen sein Schlackenherd der Vergangenheit von der himmlischen Dienerschaft entleert und gesäubert worden ist, wird er seine erste ganz große Himmelsfreude genossen haben. —

Die Habermannsherzmutter saß im Sorgenstuhl und teilte Audienzen aus. Die Nachbarschaft sprach vor, unter der Hand auch der Meister Klötzer immer wieder. Zwischendurch stellten die vergangenen Jahre sich ein, um Vortrag zu halten. Sie schlug auch ihr großes, inwendiges Photographiealbum auf und sah seine Bildnisse an, die der Lebenden wie die der Toten. Ging im Geist auf den Gottesacker, maß die Sterbestraße ihrer ganzen Lebensjahre ab mit allerhand Leuten, Nachbarn, guten Freunden und Verwandten, denen der Schlafrock war angezogen worden. Dachte auch an die Höllenhunde, an den Mann, dessen Kindchen unter dem Stachelbeerstrauch nicht zum linden Ewigkeitsschlafe gelangen konnte, und an den Miesel mit seinen nackenden Walpurgistänzen, die nun beide auch indessen gestorben waren. Trat mit dem Herrgott in Verbindung. Er möge Gnade walten lassen. Kehrte immer wieder zu den Grabhügeln ihrer Söhne zurück, die sie seit ein paar Jahren leider nicht mehr gesehen hatte. Ging darauf zu den künftigen Sterbefällen über, dem ihrigen zum Beispiel.

Darüber kam die Sehnsucht über sie nach den paar Freunden ihres vergangenen Lebens und nach ihrem Wurzelboden, ihrem Dorf, wo sie Hausfrau und Mutter gewesen war.

Und sie begann von einer Rücksiedlung zu sprechen. Entkräftete gleich von vornherein, was dagegen sich mochte vorbringen lassen: die Schulveränderung für Michael. Sagte: nein, nein, der Junge solle hier in Saalfeld die Bürgerschule weiter besuchen, die tägliche Fußwanderung her und hin sei nicht schlimm für ihn. Bei sehr schlechtem Wetter könne er auch einmal beim Nachbar Klötzer bleiben. Überließ aber alles der Entschließung ihrer Tochter. Sprach nur ihren Wunsch aus mit einer ganz gehorsamen Sehnsuchtsstimme, die auf Erfüllung hoffte.

Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, aber die Habermannsmutter kriegte es fertig, diesen Widerspruch aufzulösen. Und so ging es denn schließlich nach ihrem Sinne.

Ehe noch Habermann sein erstes Jahr des tiefen Ausruhens im Erdenschoße hinter

Digitized by Google

sich hatte, sagte ihm seine Frau ade und kehrte aus der Straßenenge in die dörfliche Freiheit zurück. Ein Logis im heimatlichen Dorfe hatte sich gefunden, ein Stück Gartenland dazu, ebenso ein Kartoffelacker und ein Fetzen Wiese. Schwein und Ziege wurden angeschafft.

Im kleinen Betrieb, mit dem Blick über Wiese, Feld und Berg, spann nun die Mutter Habermann sacht ihre vorläufigen Tage ab. Besuchte die Toten und die Lebenden. Machte sich in der Wirtschaft und im Garten nützlich. Strickte und spann.

Sie war jetzt einundsechzig Jahre alt. Aber den Störenfried in ihr, der Gott weiß wo steckte — im Blut, in den Nerven, im Magen, in der Leber oder dem Herzen — diesen Teufelsknecht, der sie drückte und schmerzte und peinigte, der ihr Knüppel zwischen die Füße warf, wenn sie schnell des Weges weiter wollte, der ihr Lastpacken auf den Rücken schnallte, die jeder Arbeit Mühe vervielfachten — also diesen Krankheitshund der Hemmungen muß man der Herzgroßmutter Habermann zumindest doch mit Jahrer achte oder neune anrechnen. Auf diese Weise kann Mathilde Habermann um die Siebzig herum verbucht werden, wenn man zum Beispiel an ihre noch von ihr zu entrichtenden Arbeitstaten der Hände denkt.

Als sie noch in Saalfeld gelebt hatte in der Aufregung und ablehnenden Freude über die vielen Bewerber um Helmas Hand, in der Angst, daß ihr Mädel sie im Stiche lassen könne — in dieser ganzen zwölfjährigen Saalfeldzeit, hatte sie einen Ärger gehabt, den sie nicht abschütteln und los werden konnte. Dieser Ärger war der Schlosser Ulrich gewesen.

Er hatte sich zum Aufwiegler ausgewachsen. An lebenden Menschen war er nur mit sich selbst zufrieden, an toten ließ er nach wie vor eine Anzahl großer Geister gelten und tat unstolz mit ihnen. Riß alle trennenden Schranken nieder. Hieß seinen Geist das Wort ergreifen. Und hörte, was der ihrige ihm antwortete. Wobei es zu manch einem auf seiner Seite liegenden Mißverständnisse gekommen sein wird.

Er begann auch nachgerade sich ausschließlich der Arbeit zuzuwenden, die keine Schwielen in seinen Handflächen zurückließ. War eine Art Schriftführer bei einer Arbeitervereinigung, die mit den gegebenen Verhältnissen nicht zufrieden war und die das Maß ihrer Ansprüche bis ins Wolkenkuckucksheimische steigerte.

Dieser Ulrich mit einem ungefügen Mundwerk, das mindestens zehn Ellen breit war, hatte berechnet, daß ein fester Heimatshafen zu seiner Bequemlichkeit und allgemeinen Sicherung erforderlich sei, und hatte seine begutachtenden Augen auf die Helma Habermann geworfen.

Sie gefiel ihm jawohl auch, ihrer Intelligenz wegen. Ebensosehr aber sagten ihm die äußeren Verhältnisse zu, der gefüllte Eßnapf. Denn neben den Mitteln, die der selige Habermann hinterlassen hatte, schätzte er auch die Dazuarbeit ihrer Hände ein, den Nähnadelverdienst. Er war wie ein Luxusvogel im Gebauer, dem seine Versorgung zustand ohne eigenes Körnersuchen.

Aber er fand bei den Habermanns keinen Freund, die Herzmutter grämelte ihn an, und Helma zog ihn auf. Zwar machte er sie manchmal stutzig und zwang sie, ihre Gedanken fliegen zu lassen. Aber sie kam allzuoft dahinter, daß seine Rede nichts als Wortschwall war, nach seinen Zwecken und Wünschen gedreht.

Und dann war er schmutzig zur Unzeit an seinem Leibe und an seinem Gewande.

Es darf eins auf dem Lande ganz gut einmal, im Sinne der äußersten Reinlichkeit, anfechtbar sein, bei wechselnder Arbeit in Haus und Ställen zum Beispiel. Aber so um Feierabend herum wird doch ein jedes, das auf sich hält, seine Hände waschen und Kittel und Schürze auf ihre gerechte Beschaffenheit in Augenschein nehmen. Und am Sonntag, wo das ganze große Abseifen und Kämmen vor sich geht, wird die Gesichtshaut eines jeden, der noch jung ist, schließlich wie Pfirsich oder wie glänzende Email erstrahlen, und das Gewand wird einwandfrei sein.

Beim Ulrich ist dieser Zustand nie beobachtet worden, weder an seiner Haut, noch auch so recht an seinem Hemdkragen und was dazu gehörte. Und er hat doch auch ab und an neues Zeug angeschafft. Aber irgend etwas war immer altwaschen an ihm.

Helma Habermann hatte in ihrem Holzkoffer eine kleine Erinnerungsecke, wo das Holzkind saß mit seinen klappernden Gliedmaßen und einem rechschaffenen Bauernputz, und wo das abgenadelte Fichtenbäumchen, das noch die roten Papierherzchen trug, seine Stätte hatte — samt dem silbernen Herzchen mit der blonden Locke vom Haar des Milius Stauch, die er mit roter Seide andachtsvoll verschürzt hatte. Daneben in einem zweiten Schächtelchen war das feine Perlenhalskettchen untergebracht — man erinnere sich doch nur — —. Auch ein Bild im Rahmen befand sich hierselbst, das den Milius Stauch in voller Größe zeigte in seiner Uniform als Soldat.



Digitized by Google

Ihr Herz hing bis zur Stunde an ihm. — Sie maß ihm keine Schuld an ihrem Unglück bei. — Sollte eins gerügt werden, so war doch wohl sie es, die weniger nachgiebig hätte sein sollen.

Und ihr Unglück jetzt hatte doch auch seinen Glückesschimmer: den Rückblick in das sonnenvergoldete Jugend-Erinnerungsland, wo sie ihre Paradiesestage gelebt hatte.

Alle Schicksale kamen vom Herrgott. Mit dem großen Niegesehenen konnte man keinen Krieg beginnen. Seine Hand nahm und gab. Sie gab großmütig über jedes Maß hinaus. Ihrem Leben hatte sie den Sohn gegeben, ihren Michael.

Es war merkwürdig, daß niemals die Eifersucht Besitz von ihr nahm. Flora Dehler hatte den Sieg davongetragen. Aber ihr selbst waren alle Schätze verblieben. So ein großes Kraftgefühl war in ihr, so ein Natürlichkeitsgefühl, daß Milius seine Seligkeiten ihr alle zuerteilt habe. Daß er einer andern keine so hohe Münze mehr ausfolgen könne.

Es war Pflicht seiner Frau, daß sie ihren Mann glücklich machte, mit dem Stückchen Alltagsglück, das ihr eigen war — mit einem schönen Pferdegespann und vielleicht mit einem Pelzmantel, mit Behaglichkeits- und Wohlstandsdingen. Mehr hatte sie nicht zu vergeben. Das Glück mit Lerchensang lag nicht in ihrer Hand.

Helma Habermann dachte daran, wie oft Milius versucht hatte, ihr einen Ehemann zu verschaffen. Sie lächelte dazu. Er hatte seine Rechnung mit ihr abschließen wollen.

Es waren, je mehr die Zeit hinging, um so seltenere Tage, an denen sie vor ihrem Holzkoffer hockte und mit den Zeugen ihres versunkenen Glückes redete, das Holzkind in den Arm nahm wie ein wirkliches Kind und dem Bilde ihres Frühlingsjungen in die Augen schaute. Aber in ihr war ein Acker oder eine Wiese oder ein Garten mit irgendwelchem, ewig sich erneuerndem Bestand, mit Wurzelwuchs des erlebten Glückes, die ihr Herz speisten, so daß alle Freude jener Tage unvergessen blieb.

Sie wußte wohl über den Verbleib der beiden Stauchs Bescheid. Alle halben Jahr einmal sprach Eline Kessel vor mit ihrem Laborantenkram, erhielt allemal ein wenig Kost und Zuspruch. Und beim Auswählen wurden ein paar einschlägige Worte gesprochen, was Güte des Fabrikats anbelangte.

Der Stieler mache die feinsten Schnäpse und der Dehler die beste Lebensessenz, Gräf auch, das sei gewiß, so sagte Eline Kessel. Ach, sie machten alle gute Waren, und sie nannte weitere Namen.

Helma sagte, sie wolle Lebensessenz vom Dehler nehmen. Wer denn da die Essenzen bei den Laboranten mache? Ob das die Männer oder die Weiber täten?

Das wäre Mannssache nach alten Rezeptbüchern, gab Eline Kessel zur Antwort. Bei Dehlers mache es der Alte mit dem Schwiegersohn, dem Milius Stauch. Ach, mit dem habe er einen guten Griff getan.

So tropften bei jedesmaligem Kommen schließlich ein paar Worte ab; immer in allerhand andere Rede eingemischt.

Helma wußte schließlich, daß der Ehe vier Mädchen entsprossen waren, hübsche, puppenkleine Dingerchen, mit einer ans Lächerliche grenzenden Ähnlichkeit der Gesichtszüge ausgestattet.

Die Frau hatte wohl zumeist nur an sich selbst gedacht, als sie ihre Kinder dem Leben entgegengetragen hatte. Da waren sie denn klein-zierlich in das Erdenlicht hinausgetreten.

Sie dagegen, die Helma Habermann, hatte immer nur *sein* Bildnis vor Augen und im Herzen gehabt — das Bildnis ihres treugeliebten Frühlingsjungen. Darüber war ihr Knabe groß und stark seinem Vater nachgeraten.

(Fortsetzung folgt)

## Das geflügelte Kind. Von Leo Sternberg

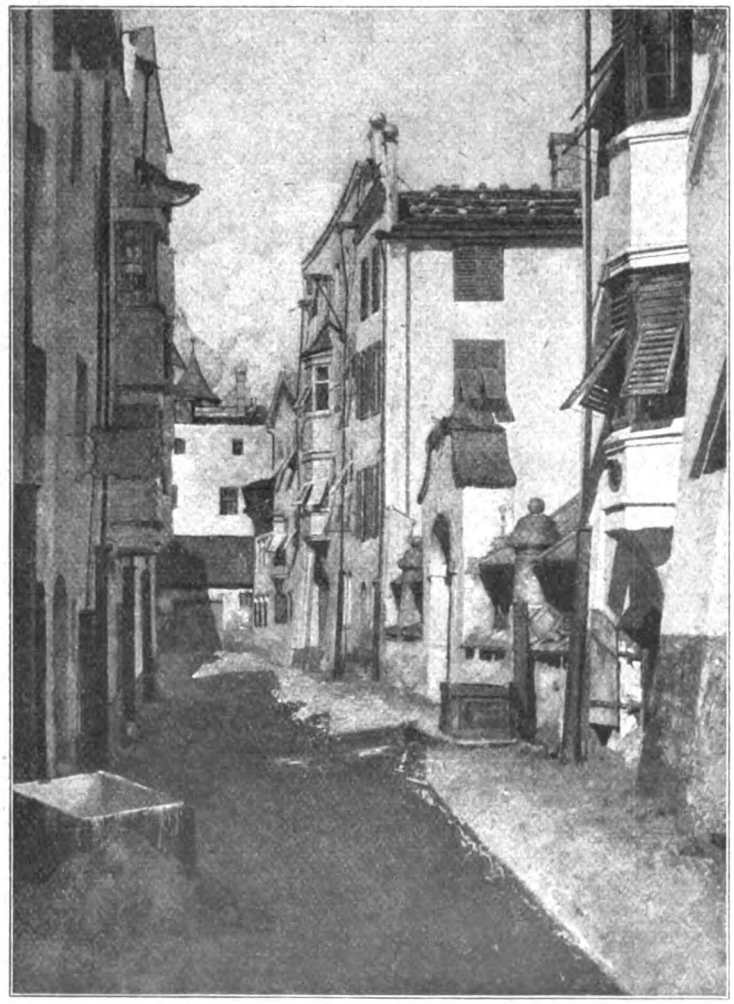
Im Dunkel lag ich — wie wir Menschen sind,
Wenn wir abstürzen von dem Wolkengrat
Gottsucherischen Aufstiegs... Sieh, da tat
Ein Licht sich auf — und das geflügelte Kind
Ritt leicht auf meiner eingesunkenen Brust,
wie eben
Daraus hervorgeflattert, und es sprach:
„Was kletterst du den Himmeln draußen nach?
Ich bin doch in dir!... Können Fernen geben,
Was in dir wohnt? Aus deiner Mitte spielen
Sonnen und Weltenkugeln über allen Menschenzielen."
Da tat ich einen Atemzug
Wie Atemzug des Meers und trug
Schaukelnd das Leben...

Digitized by Google

# Rudolf Dammeier

## Von Hans Rosenhagen

Daß die Berliner Malerei im vergangenen Jahrhundert bis in die siebziger Jahre hinein eine überragende Stellung innerhalb der deutschen Kunst eingenommen hat, ist ohne weiteres bewiesen, wenn man nur die Namen Franz Krüger, Eduard Gaertner, Karl Blechen, Karl Begas, Ed. Magnus, Ed. Meyerheim und Adolph Menzel nennt. Ein scharf betontes Wirklichkeitsgefühl, eine gewisse vornehme Zurückhaltung im Ausdruck unterscheiden diese Berliner Malerei sehr erkennbar von der übrigen deutschen und geben ihr einen ausgesprochen fortschrittlichen Charakter. Der Geist des vorwärtsstrebenden, tüchtigen, bescheidenen, ein wenig nüchternen Preußentums ist in ihr lebendig. Indessen schon in den fünfziger Jahren setzen gewisse Bestrebungen ein, der Berliner Malerei jene internationalen Züge zu geben, die das jüngere Künstlergeschlecht an den Schöpfungen belgischer und französischer Maler zu bewundern begann. Nicht die geringste Schuld an dieser Erscheinung trug die Tatsache, daß die Berliner Akademie seit dem 1850 erfolgten Tode Gottfried Schadows ohne Direktor und ohne bedeutende Lehrer war. Weil sie in Berlin nichts Rechtes zu lernen meinten, zogen die Julius Schrader, Otto Knille, Otto Heyden, Gustav Richter, Rudolf Henneberg, August v. Heyden, Wilhelm Gentz, Gustav Spangenberg, Ernst Ewald, Ernst Hildebrand, Max Michael, Gustav Graef und viele andere nach Paris, um in den Ateliers der Delaroche und Cogniet, der Gleyre und Couture das Rüstzeug für den Malerberuf zu gewinnen. Was sie von dort mitbrachten, waren mit einigen rühmlichen Ausnahmen meist malerische, den großen venezianischen Dekorateuren abgesehene Phrasen, das großsprecherische Pathos der Franzosen und sehr wenig Eigenart. Mit ihren Riesenbildern vertrieben sie allmählich die bescheidenen Schöpfungen der Kunstgenossen, die in der Berliner Überlieferung geblieben waren, aus den akademischen Ausstellungen und brachten es sogar fertig, das Genie Menzel vollkommen in den Hintergrund zu drängen. Dieser Zustand wurde nur wenig dadurch gebessert, daß auf



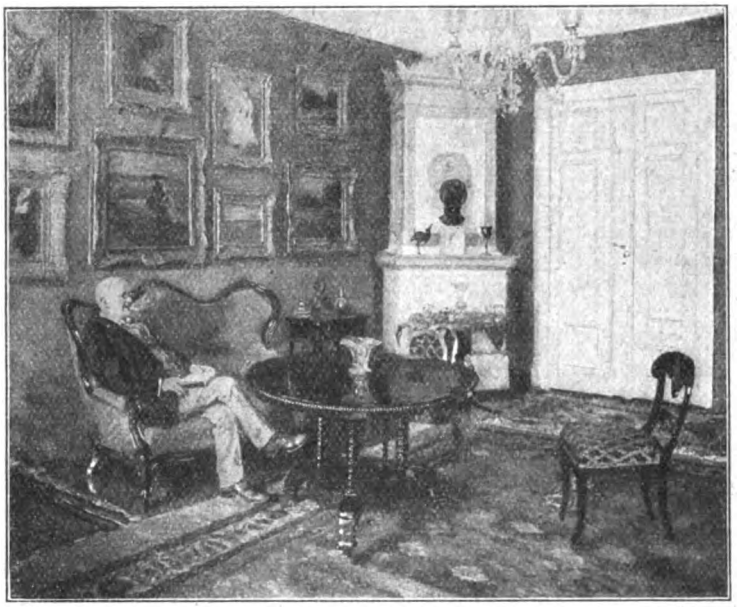
Straße in Hall. 1879

An der Fischerbrücke in Alt-Berlin. 1887

Digitized by Google

Tiroler Bauern bei der Messe in Meran. 1889

Digitized by Google



Der Kunstfreund. 1915

Bedeutung Menzels als Anreger hat vernünftigerweise dazu geführt, daß man auch in seiner näheren Umgebung und Zeit Ausschau nach Begabungen hielt, auf die er gewirkt und die, gleich ihm, während ihrer besten Jahre unbeachtet geblieben sind. Man steht freilich erst am Anfang dieser Entdeckungen und Ausgrabungen; aber man darf um so eher von ihnen sprechen, als es gilt, einigen noch lebenden Künstlern zu der Beachtung und Anerkennung zu verhelfen, die ihnen gebühren.

Betreiben des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Anton von Werner im Jahre 1875 die Leitung der Akademie übernahm. Obgleich Werner sich bestrebt zeigte, das gesunkene Ansehen der Berliner Hochschule durch Berufung neuer und namhafter Lehrkräfte wie Knaus, Gussow, Max Michael, Hellquist, Paul Meyerheim, Bracht, Skarbina u. a. wieder aufzurichten, vermochte er doch nicht die Bewegung in vernünftige Bahnen zu lenken, er verlegte sich aufs Schimpfen, und da er zugleich seine Kunst und Richtung als die allein richtige anpries, brachte er es nicht nur dahin, selbst als komische Figur zu erscheinen, sondern auch die Berliner Malerei als solche im Reiche und im Auslande lächerlich zu machen. Nur ein Künstler war in dieser Zeit sich selbst und der preußischen Überlieferung treu geblieben: Adolph Menzel. Das machte unter mehreren jüngeren Künstlern Eindruck, und man entdeckte, wie turmhoch er als Maler über dem Akademiegewaltigen stand, daß er der einzige wirklich große Künstler Berlins und eigentlich ein Genie war. Die intelligenteren jüngeren Berliner Maler wie Klinger, Skarbina, Liebermann, Fritz Werner zögerten nicht, Gebrauch von dieser Erkenntnis zu machen, und wählten sich Menzel zum Vorbild.

Wie wenig Glück übrigens der Anschluß an Menzel den eben genannten Malern zu Beginn ihrer Laufbahn gebracht, ist bekannt. Natürlich waren sie nicht die einzigen, die damals den Spuren Menzels folgten. Sein Einfluß hat weit über die Grenzen Berlins hinausgereicht und ist auch heut noch — man denke an Slevogt oder Meid — wirksam. Die allmählich eingetretene Erkenntnis von der

Der Berliner steht in dem Rufe, daß er sich überall bemerkbar zu machen wisse, und zwar unangenehm bemerkbar; aber es gibt doch Ausnahmen, und meist sind das die eingeborenen Berliner, die mit den zugewanderten zu Unrecht in einen Topf geworfen werden und für deren Sünden nach der Seite des guten Betragens mitbüßen müssen. Hätte Rudolf Dammeier zu den nicht waschechten Berlinern gehört, es wäre ganz unmöglich gewesen, daß er sein Künstlerdasein so in der Stille geführt, wie es in Wirklichkeit der Fall war. Hat die Öffentlichkeit davon Kenntnis erhalten, daß er als Lehrer sieben Jahre lang erfolgreich an der Berliner Akademie gewirkt und dort den ausgezeichneten, mit dem ganzen Glanz der Pariser Malkultur ausgestatteten Schweden C. G. Hellquist aufs glücklichste ersetzt hat? Ist es zu glauben, daß dieser treffliche Lehrer die Hochschule verließ, ohne den Professortitel erhalten zu haben, den jeder belanglose Maler an seiner Stelle sich sofort verschafft hätte? Er begnügte sich mit der kleinen goldenen Medaille, die ihm zum Abschied verliehen wurde. Mit so viel Bescheidenheit erringt man sich freilich in Berlin weder Beachtung noch Erfolge, und so konnte es geschehen, daß Dammeier, trotzdem er zu den vorzüglichsten Vertretern der Berliner Malerei gezählt werden muß, bis vor einigen Jahren in seiner Vaterstadt so gut wie unbekannt geblieben ist.

Der Mensch und seine Leistung decken sich, wie bei jedem echten Künstler, auch in diesem Falle. Dammeiers Bilder haben ganz das Ruhige, Zurückhaltende, Bescheidene ihrers Urhebers. Sie drängen sich in

Digitized by Google

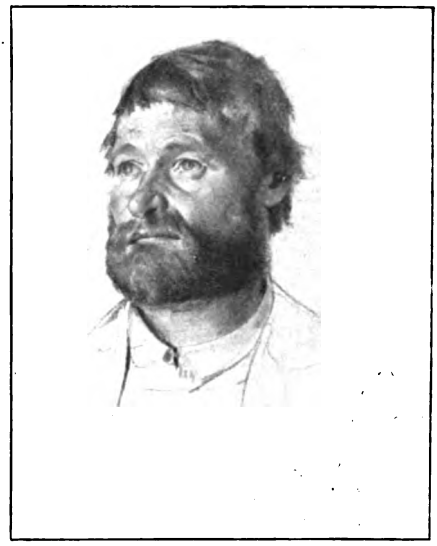
keiner Weise vor, weder durch ihren Umfang, noch durch den Inhalt, weder durch gewagte Farbenzusammenstellungen, noch durch andere Überraschungen. Leicht können sie von oberflächlichen Ausstellungsbesuchern übersehen werden. Dennoch sind sie in ihrer Art vollkommene Kunstwerke von ganz persönlicher Prägung. Dem Tagesgeschmack stehen sie natürlich fern, um so näher aber der holländischen Kunst des 17. Jahrhunderts, und auch an Menzel gemahnen sie. Gutes Handwerk ist in ihnen verbunden mit zartester Empfindung. Dammeier malt nicht, um Bilder in die Welt zu setzen, sondern weil irgend etwas in der Wirklichkeit zu ihm gesprochen, ihn entzückt hat. Ein zärtliches Anschmiegen an die Natur, ein inniges Bemühen, ihren feinsten Reizen auf die Spur zu kommen und sie mit den Mitteln der Malerei zu fassen, machen seine Bilder schön und liebenswert. Nichts von Virtuosität, von gewollter Meisterschaft und Originalität! Treue und Andacht führen den Pinsel Dammeiers. Da er den Motiven gegenüber recht wählerisch ist, auch die Malerei nicht als Geschäft oder zur Unterhaltung betreibt, malt er nicht eben viel, erscheint er als Künstler nicht besonders fruchtbar; dafür kennt er aber auch kein Malschema. Er empfängt das Gesetz der künstlerischen Ausführung vom Gegenstande seines Bildes. Allerdings hat er sich meist wenig darum gekümmert, ob dem Publikum seine Bilder gefielen oder nicht. Er malte sich zur Lust.

Wenn man das Verhältnis, die innerlichen Beziehungen Dammeiers zu Menzel untersucht, findet man, daß er mit ihm den gesunden Wirklichkeitssinn und die anständige Malkultur teilt, von seiner Universalität jedoch weit entfernt ist. Obgleich er sich, mit Ausnahme der Geschichtsmalerei, auf allen Gebieten seiner Kunst versucht hat, beschränkte er sich, ohne irgendwie Spezialist zu werden, schließlich doch auf gewisse Themen der Malerei, oder hat wenigstens in diesen sein Bestes geleistet. Dammeier wollte nämlich ursprünglich Architekt werden, obgleich ihm beim Abgang von der Schule sein Mathematiklehrer die Begabung für diesen Beruf glattweg mit der Bemerkung abgesprochen hatte: „Wat, Sie wollen Baumeister werden? Sie verstehen ja nischt von Mathematik.“ Der Lehrer hatte unzweifelhaft recht. Dammeier verwechselte Neigung und Beruf; aber die Neigung blieb auch dann noch, als er nach fünfjähriger Bemühung um die Baukunst der Malerei sich zuwendete. Bauten, Innenräume mit der dazu gehörigen Ausstattung haben sein Malerauge stets am meisten gereizt. Es brauchten nicht gerade Kunstbauten wie die Sa. Maria della Salute in Venedig oder das Innere

Atelierecke. 1912. Berlin, Sammlung Hermann Nabel

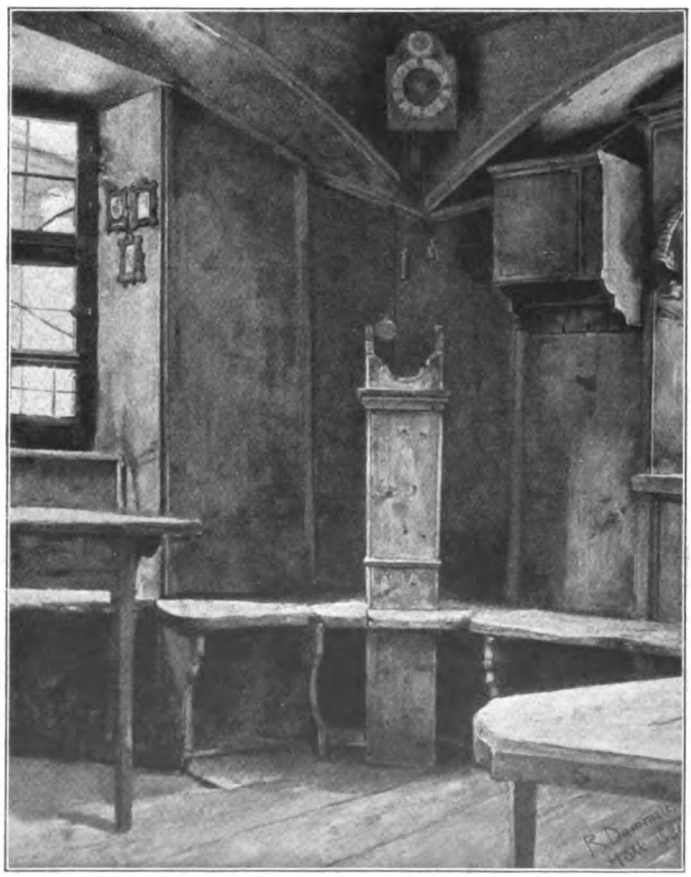
Digitized by Google

alter Kirchen zu sein — alte Straßen, verräucherte Wirtsstuben, Bibliotheksräume, merkwürdige Erker, barocke Orgelemporen, Schmieden, Gebirgsdorfhäuser und dergleichen taten es auch. Wäre Dammeier Architekt geblieben, so hätte er gewiß nicht als Konstrukteur geglänzt, aber sicher einen erfindungsreichen Vertreter der malerischen Richtung in der Baukunst abgegeben. Der angeborene Sinn für malerische Schönheit gereichte ihm natürlich in dem neuen Berufe zu besonderem Vorteil. Und so wendete er aus richtigem Gefühl sich auch gleich dem rechten Lehrer zu, dem eben aus Karlsruhe an die Berliner Akademie berufenen Carl Gussow. Auf diese Weise wurde Dammeier ein Mitschüler Max Klingers, der, wie auch der Norweger Christian Krogh, dem hervorragenden Lehrer aus Karlsruhe gefolgt war. Für die außerordentliche Begabung des jungen Leipzigers zeigte Gussow schon damals volles Verständnis; denn während die übrigen Schüler, zu denen, außer Dammeier, noch der jetzt in Dresden wirkende Wilhelm Claudius, der Berliner Bildnismaler Rudolf von Voigtländer und der talentvolle Holter gehörten, von Gussow angehalten wurden, so lange nach dem



Bärtiger Tiroler. 1885. Studie

Modell zu arbeiten, bis er sich mit dem Geleisteten zufrieden erklärte, genoß Klinger vollkommene Freiheit. Er kam und ging, wie er wollte, und tat, was er wollte. Auch dem immer experimentierenden Krogh wurde manches nachgesehen. Im übrigen herrschte eine strenge Disziplin in der Malklasse, und wer ernsthaft lernen wollte, kam durchaus auf seine Rechnung. Die drei Jahre, die Dammeier bei Gussow zubrachte, haben seine Fähigkeiten in jeder Hinsicht gestärkt. Die von ihm damals gemalten Studien, unter denen die einer sitzenden älteren Frau mit weißem Häubchen, den Oberkörper in ein blaues Tuch gehüllt, besonders auffällt, stehen sicherlich auf der Höhe der gleichzeitigen besten Schülerarbeiten aus der Pilotyschule.



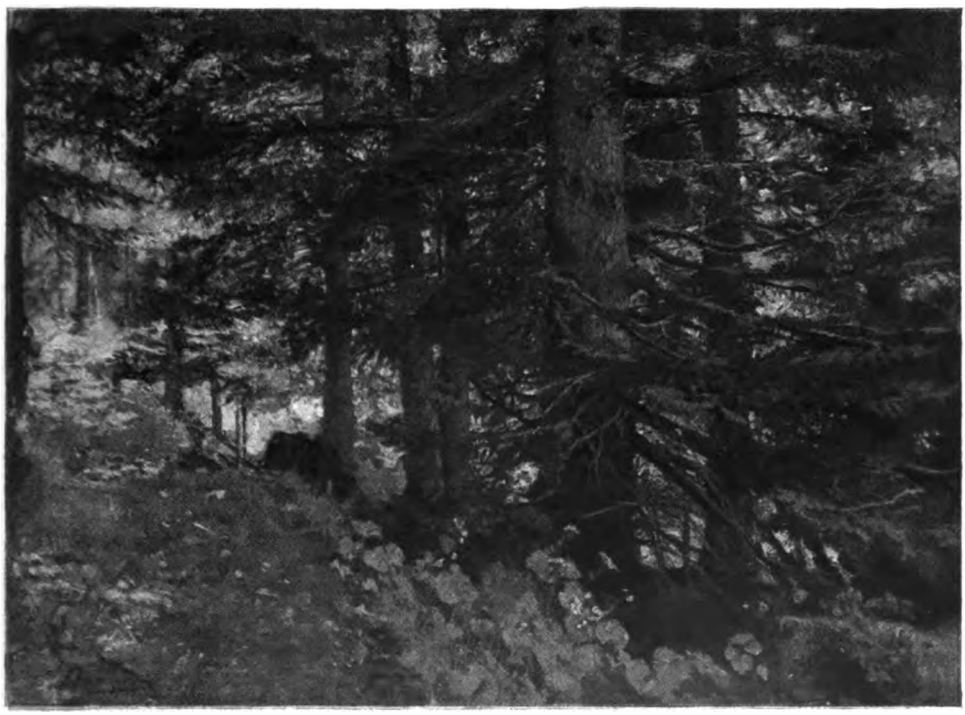
Tiroler Wirtsstube. 1880

Carl Gussow befand sich zwischen 1875 und 1885 auf der Höhe seines Ansehens und seiner Erfolge. Mit dem Aufkommen der impressionistischen Malerei in

Digitized by Google

Deutschland erlosch sein Stern. Von den undankbaren Zeitgenossen fast vergessen, starb er tief verbittert 1907 in München. In diesem Märker und seiner Kunst steckte echter preußischer Geist und neben reichlich viel Ungeschmack sehr viel Kultur. Als Bildnismaler steht er Franz Krüger und Menzel unbedingt näher als Liebermann, der doch als deren Nachkomme gerühmt wird. Und daß er von den besten Vorbildern seiner Zeit, von Leibl und Manet gelernt hat, spricht für seinen Kunstverstand ebenso beredt wie für sein künstlerisches Vermögen. Wann wird diesem vortrefflichen Künstler die ihm gebührende Ehrenrettung zuteil werden?

Seltsam, daß Dammeier einen so ausgezeichneten Lehrer verlassen konnte, um Aufnahme in die Malklasse Ernst Hildebrands in Karlsruhe zu suchen. Er gibt einer nervösen Depression, die einen Aufenthaltswechsel verlangte, die Schuld. Wenn man nicht gerade die paar Kostümfiguren, die Dammeier gemalt hat, mit Hildebrands Wirkung in Zusammenhang bringen will, läßt sich ein Einfluß dieses Lehrers auf die Entwicklung des jungen Berliners überhaupt nicht nachweisen. Von der französisch-akademischen Malweise, die jener bevorzugte, findet sich nicht die Spur in Dammeiers Bildern. Im übrigen führte der junge Künstler bald nach der Ankunft in Badens Hauptstadt seine kranken Nerven im Schwarzwald spazieren und malte zur Erholung seine ersten Architekturbilder in dem malerischen badischen Städtchen Stein, wobei sich erwies, daß er bereits im Besitz all der Mittel und Vorzüge war, die man heut an ihm schätzt. Später hat er dann noch die Wirkung von München versucht, wo er vier Jahre lang lebte; aber seine Art erfuhr dort keine Änderung mehr. Höchstens, daß er seine Palette auflichtete und kecker in der Farbengebung wurde. Stand er so verhältnismäßig früh als ein fertiger Meister da, so hat er doch unablässig an seiner Vervollkommnung gearbeitet, was schon daraus hervorgeht, daß er sich bis jetzt in seiner Kunst auf der Höhe gehalten. Vielleicht, daß um die Jahrhundertwende ein gewisses Nachlassen im malerischen Ausdruck seiner Bilder zu spüren war; seitdem aber hat Dammeier wieder zahlreiche Werke geschaffen, die zum Besten überhaupt gehören, was er je gemacht; und auch jetzt nach Überschreiten des siebzigsten Lebensjahres bringt der Künstler noch Dinge hervor, die jedem jungen Maler zur Ehre gereichen würden. Unter die Bahnbrecher kann man Dammeier allerdings nicht rechnen. Dazu fehlt seiner Kunst das Problematische. Aber er steht auf der Seite der guten Berliner Malerei, wie Chodowiecki, Krüger, Steffeck, Fritz Werner usw., die sich auch nicht mit Problemen herumschlugen, sondern nur den Ehrgeiz hatten, so gute Bilder zu malen, wie in ihren Kräften stand. Was Dammeier gehindert hat, in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Maler zu treten, ist der Mangel an System in der Ausbildung seiner Fähigkeiten.



Hochwald am Brenner. 1908. Berlin, Sammlung Hermann Nabel

Digitized by Google

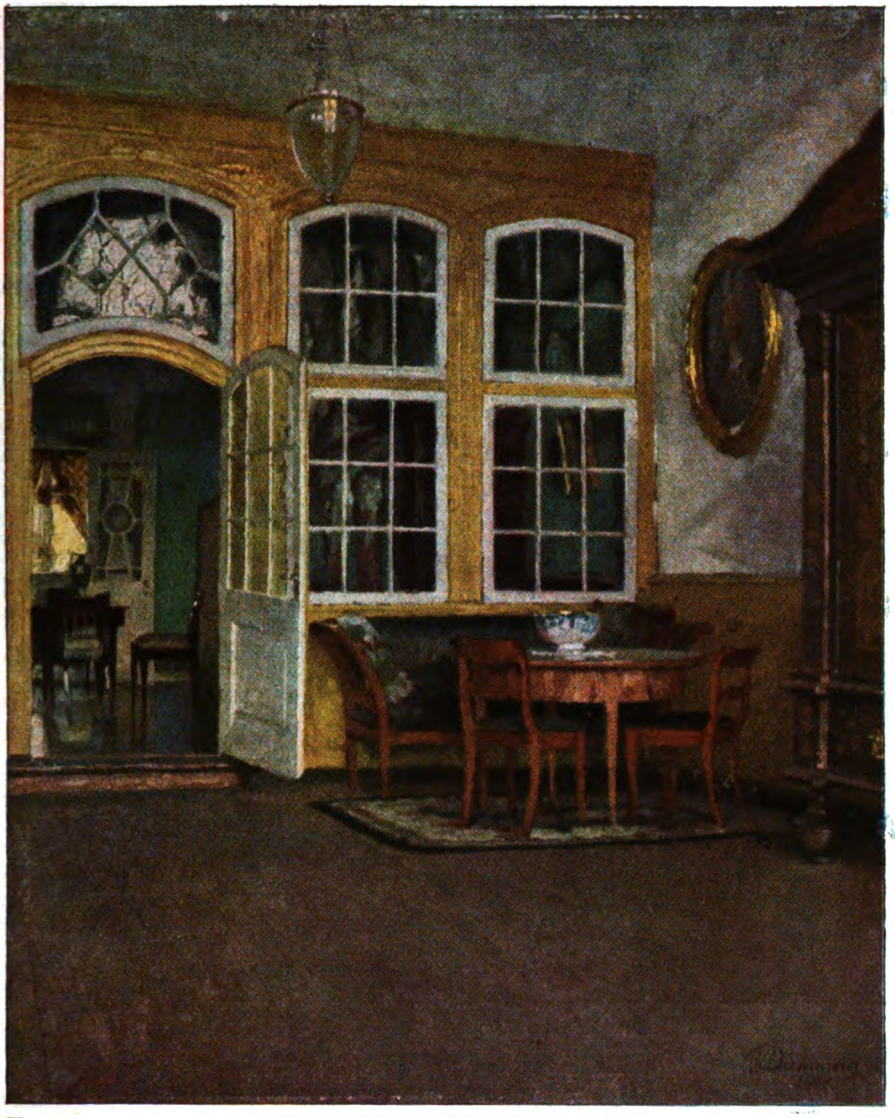
Weil er alles konnte, hat er sich bald in dieser, bald in jener Richtung versucht, bald Landschaften und Stilleben, bald Interieurs und Genrebilder gemalt. Bei seiner ausgesprochenen Begabung für intime und delikate Malerei, bei seiner Neigung, den feinsten farbigen Schönheiten der Natur nachzugehen und aus den unscheinbarsten Erscheinungsformen den äußersten Reiz zu holen, hätte er bei Beschränkung seines Stoffgebietes als Künstler sich einen großen Namen machen können. Aber vielleicht war er dafür zu sehr Künstler, zu leicht dem Eindruck und seiner Stimmung hingegeben.

Es war vorhin angedeutet, daß Dammeier eine Vorliebe für architektonische Motive hätte. Das ist ohne Umstände zu belegen durch seine Bilder. Seine ersten Schöpfungen, die er noch als Schüler der Karlsruher Akademie 1878 malte, sind Straßenbilder aus Stein und die dortige Kirche mit zwei Figuren gegen die Luft gesehen. In Hall in Tirol sind 1879 die wundervolle Treppe des Sommerschlößchens, die Orgelempore (im Stettiner Museum), 1880 der Kirchenwinkel mit der von Holzschnitzereien umrahmten Ausgangspforte und die herrliche Bibliothek, in Volders 1880 die Kirche mit den Platanen und viele andere Bilder dieser Art entstanden. Dann tritt sozusagen ein Bruch in des Künstlers Entwicklung ein. Er begibt sich 1881 in Gesellschaft einiger Freunde nach Schenna in die Gegend von Meran und nimmt während des ganzen Jahrzehnts seinen sommerlichen Studienaufenthalt dort. Nur im Jahre 1887 geht er zur Abwechslung noch einmal nach Hall, ist dafür aber wieder 1891 und 1892 in Schenna. In dem schönen, schon ganz den Zauber der südlichen Natur atmenden, vom Fremdenverkehr noch unberührten Dorfe entdeckt er, daß es noch andere gute Dinge zu malen gibt als Außen- und Innenarchitekturen. Der prachtvolle, stattliche Menschenschlag nimmt ganz seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er zieht seine Übungen bei Gussow zu Rate und, während er tagsüber im Freien malt, zeichnet er abends in der Wirtsstube die charaktervollen Köpfe Schennaer Bauern. Skarbina ist da, auch Henseler und Teschendorff, Schaller und Meurer finden sich ein. Was Wunder, daß man von Menzel spricht und sich in Begeisterung für ihn hineinredet. Ein leuchtendes Vorbild erscheint der kleine Mann im Norden den jungen Malern im Süden, und sie folgen ihm vor allem darin, daß sie zeichnen und malen, was ihnen vorkommt. Dammeiers „Schmiede in Schenna“ (1881) steht ersichtlich unter dem Zeichen Menzels, sowohl nach der Seite des Motivs als auch nach der Art, wie jedes Gerät genau studiert und wiedergegeben ist. Auch der „Bauer auf der Bank“ aus dem gleichen Jahre gehört in die gleiche Richtung. Andere Bilder folgen, wie der „Wirtshaushof“ (1883) und die „Laube“ (1884) in Schenna. Simple Motive, aber frisch gesehen und mit Geist gemalt. Dammeier geht nunmehr erfolgreich unter die Bauernmaler, hält sich aber klugerweise fern von der Defreggerschen Art, die gerade damals ihre stärksten Triumphe feierte.

Studienkopf. 1911

Heitere Lektüre. 1880

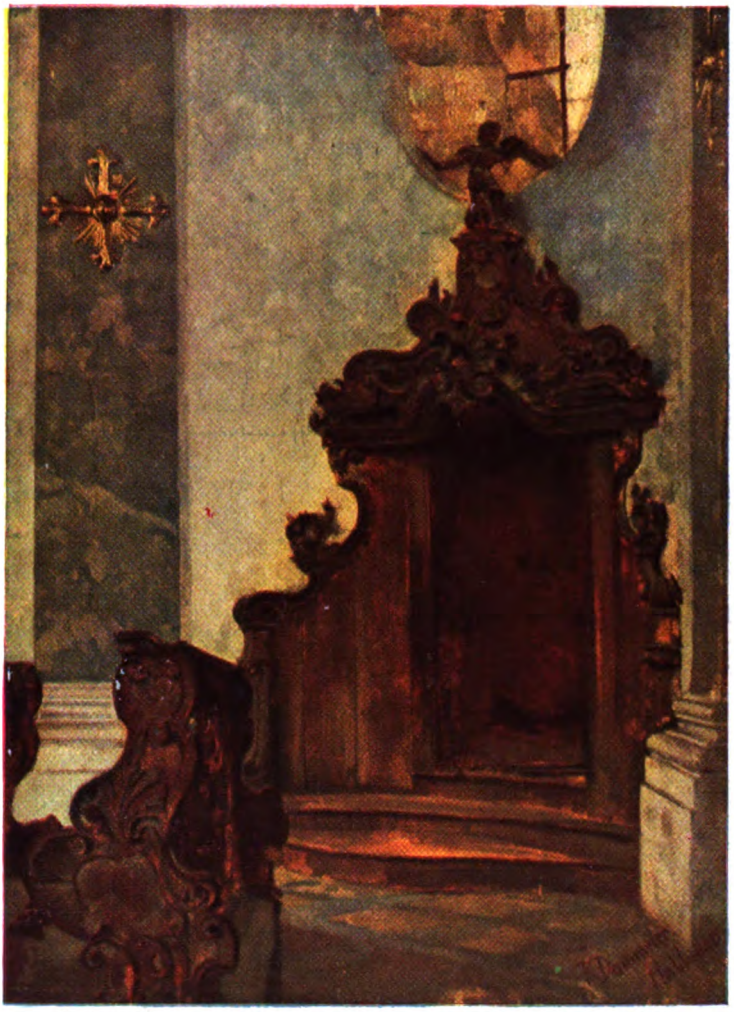
Digitized by Google



Lübecker Diele im Schabbelhaus. 1918

Eher nähert er sich Herkomer, mit dem er 1874 in der Ramsau zusammengetroffen war und dessen schöne Aquarelle ihm einen starken Eindruck gemacht haben. Das auf S. 623 wiedergegebene Bild „Tiroler Bauern bei der Messe in Meran", 1889 gemalt, zeigt wohl am deutlichsten, wie weit es der Künstler in der Aquarelltechnik und in der Bauernmalerei gebracht hat. Die in Schenna verlebten Jahre zählt der Maler übrigens zu den glücklichsten seines Lebens. Als der Fremdenstrom auch über diesen stillen Erdenwinkel sich ergießt, ziehen Dammeier und seine Freunde sich zurück, und nun beginnt jene Systemlosigkeit des Schaffens, die der Wirkung des Malers nach außen entschieden Eintrag tat. Ausgezeichnete Bilder entstehen, wie „Alt-Berlin", „Biergarten in Bogenhausen" (1892, National-Galerie), „Klostergutshof in Gries" (1893, Sammlung Eugen Deter), „Bäuerin mit Kind" (1893, Alfred Meister-Berlin), „Blick auf Kastelruth" (1893), „Die Nachbarn" (Sammlung KommerzienratLustig), „Weinlese in Schenna" (1902), „Sonne in der Kirche" (Schenna 1902). „Kircheninneres" und „Biergarten" in Dinkelsbühl (1904), das farbenreiche „Innere der Johanniskirche in Sterzing" (1907) mit dem die Fremden führenden Küster, das auf S. 631 wiedergegebene „Stilleben" (1907) mit der Nymphenburger Porzellanfigur, die „Waldstudie vom Brenner" (1908), die köst-

Digitized by Google



Aus einer Tiroler Kirche. 1880

liche „Atelierecke“ (1912), die unvergleichlichen Interieurs aus dem Bozener Museum (1914), das Zimmer des Kunstfreundes von 1915 und die prächtigen Lübecker Schabbelhausbilder; aber man sieht, wenn man nicht die Richtung auf die Interieurmalerei dafür nehmen will, eigentlich kein bestimmtes Ziel. Jedenfalls ist die Figurenmalerei, der man, außer den schon genannten Werken, das an Meissonier im besten Sinne gemahnende Bild „Heitere Lektüre“ (1880), das ebenfalls ins Rokoko spielende Bild „Bei der Toilette“ von 1884, und die von der Nationalgalerie erworbene „Bibellesende Dachauer Bäuerin“ von 1900 verdankt, schließlich ganz aus Dammeiers Schaffen verschwunden. Doch auch in diesem Verzicht auf frühere Gewohnheiten läßt sich eine Ähnlichkeit mit Menzel feststellen, nur daß Dammeier niemals von der grotesken Arbeitswut dieses einzigen Künstlers beherrscht wurde. Anderseits ist in seinem behaglichen Fortarbeiten vielleicht der Grund für die Beständigkeit der Qualität in den Leistungen des Malers zu suchen. Er empfindet die farbige Schönheit der Wirklichkeit genau noch so lebhaft wie in jungen Jahren und gibt sie nicht weniger frisch und fein wieder.

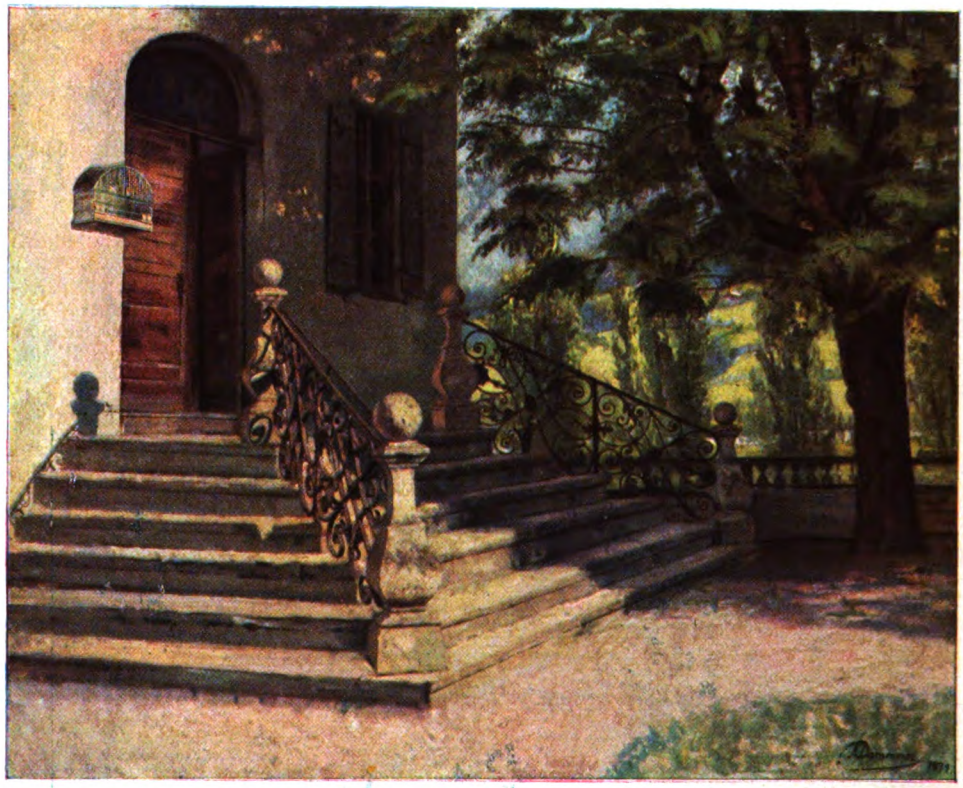
Rudolf Dammeier kam am 150. Jahrestage der Erhebung Preußens zum Königreiche, also am 18. Januar 1851 in Berlin zur Welt. Sein Vater Konrad Dammeier war der Sprößling einer alten hannoverschen Maurerfamilie und einer der letzten Innungsmeister dieses ehrwürdigen Handwerks in Berlin. Von dem schönen, patriarchalischen Verhältnis, das noch um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts zwischen Meister und Gesellen bestand, kann man sich in dieser Zeit der Betriebs- und Arbeiterräte kaum eine Vorstellung mehr machen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer standen sich noch nicht feindlich gegenüber, sondern hatten füreinander Anhänglichkeit und Liebe, teilten Freud und Leid miteinander. Wenn der kleine und zarte Rudolf, der von früh an ein großes Interesse für das Bauhandwerk zeigte, von seinem Vater auf den Bau mitgenommen wurde, paßte das ganze Personal vom Polier bis zum jüngsten Lehrling darauf auf, daß Dammeiers Jungen nichts zustieß. Als der schwächliche junge Mensch, der sich vom 14. Lebensjahre an schon immer eifrig im Zeichnen geübt hatte, Ostern 1871 die Luisenstädtische Realschule verließ, machte er den üblichen Entwicklungsgang des angehenden Architekten durch, nahm Zeichenunterricht bei Hertzer auf der Kunstschule, der ihn mit seiner Proportionslehre maßlos langweilte, ging dann zu Schaller, bei dem er nach

Digitized by Google

Gips zeichnete, hatte bei Steffeck Aktzeichnen und bei dem originellen Domschke Anatomie. Bei Jakobsthal arbeitete er mit dem jungen Doepler um die Wette in Ornamentik. Unter seinen Mitschülern befanden sich damals zwei, die später ebenfalls Maler wurden: Henseler und Wilberg. Das übliche Elevenjahr verbrachte er in dem Atelier von Gropius & Schmieden und übte sich bei Strack im Fassaden-, bei Gropius im Detailzeichnen. Dieser riet ihm, Privatarchitekt zu werden. Dammeier bezog deshalb noch die Bauakademie, um sich bei Lucae im Entwerfen zu vervollkommnen, zugleich aber und mit mehr Neigung besuchte er die Schule des Kunstgewerbe-Museums, an der Meurer und Schaller wirkten. Eine Italienreise, die er mit diesen beiden Lehrern im Jahre 1875 unternahm, brachte bei ihm den Entschluß zur Reife, den Architekten an den Nagel zu hängen und sich der Malerei ganz zuzuwenden. Im Oktober 1875 trat er als Schüler in die Akademie ein, deren Direktor eben Anton von Werner geworden war und von dessen Organisationstalent man sich Wunder versprach. In nicht geringem Maße ist Dammeiers Entwicklungsgang von den Männern beeinflußt worden, mit denen er freundschaftlich verkehrte. Zuerst also von Meurer und Schaller, dann von den Genossen in Ernst Hildebrands Atelier, den Malern Petsch und Borgmann, die ihn bewogen, mit ihnen nach Stein zu gehen. In Karlsruhe hat ihm der Verkehr mit Eugen Bracht, den er neben

Stilleben. 1907

Digitized by Google



Sommerschlößchen in Hall (Tirol). 1879. Berlin, Sammlung Hermann Nabel

Röchling, Kallmorgen, Konrad und Heinrich Lessing im dortigen Künstlerverein kennen lernte, viel genützt. Die Beziehungen zu Ernst Hildebrand hatten zur Folge, daß dieser, der inzwischen als Lehrer an die Berliner Akademie berufen worden war, den von einer zweiten Italienreise zurückkehrenden Dammeier im Herbst 1883 bat, die Stelle eines Hilfslehrers an der zweiten ihm unterstellten Malklasse zu übernehmen, in der er in der Stillebenmalerei zu unterrichten hatte.

Als im Sommer 1887 Hellquist wegen Krankheit beurlaubt werden mußte, wurde Dammeier zum Leiter und ordentlichen Lehrer einer Malklasse an der Akademie ernannt. Im Jahre 1890 legte der Künstler dieses Amt nieder, verlegte seinen Wohnsitz nach München und verblieb dort bis Frühjahr 1894. Seitdem ist er dauernd in Berlin tätig. Seine künstlerische Erntezeit bilden die Sommermonate. Für sein Schaffen war es entschieden günstig, daß er sie zu Anfang meist in der gleichen Umgebung verbrachte: in Hall und in Schenna. Es kam dadurch eine gewisse Stetigkeit des Fortschreitens in seinen Arbeiten zum Ausdruck. Als er nach den Münchner Jahren mit dem sommerlichen Aufenthaltsort ständig wechselte, bald in Kastelruth oder in Gries bei Bozen, bald in Burghausen oder in Dinkelsbühl die Sommer verbrachte oder sich nacheinander in Sarntheim, in Venedig, am Brenner, in Brixen, Bamberg, Lübeck und Brandenburg zum Malen niederließ, litt zwar nicht seine Kunst unter diesem dauernden Wechsel, aber er selbst als Persönlichkeit kam mit seinen Leistungen nicht zu jener einprägsamen Wirkung, die nötig ist, um allgemein bemerkt zu werden. Der daraus zu erklärende Mangel an Erfolg hat nun allerdings nicht die Güte von Dammeiers Leistungen beeinträchtigt, wohl aber ließ er ihn in Unsicherheit über die Stärke und Richtung seiner Begabung. Rechtzeitig gefördert, hätte ein wichtiger Künstler aus ihm werden können.

Es ist ein schwacher Trost für Dammeier, daß viele vortreffliche Maler seiner Generation das gleiche Schicksal gehabt; doch er erlebt wenigstens, wenn auch im späten Alter, noch die Genugtuung, daß man anfängt, den Wert seines Schaffens zu bemerken. Obgleich das für ihn nur noch eine wehmütige Freude sein mag, darf er sie doch mit dem Bewußtsein genießen, mit zu den Berliner Künstlern zu gehören, deren Dasein künftigen Geschlechtern beweisen wird, daß die alte gute Berliner Malerei auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch nicht ausgestorben war.

Digitized by Google

# Josef Görres
# als Herausgeber des Rheinischen Merkurs

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Schellberg

Der Rhein ist nicht nur in politischer, sondern auch in kulturell-geistiger Hinsicht der Schicksalsstrom Deutschlands. Immer wieder wurde zur rechten Zeit die Schönheit von Strom und Landschaft entdeckt, immer wieder ward der Rhein eine lebenspendende Kraftquelle für die deutsche Geschichte. So geschah es auch um die Wende des 19. Jahrhunderts, als das alte Reich zusammenbrach. Da gingen von der rheinischen Landschaft wahrhaftige Ströme des Lebens über die deutschen Stämme aus: Clemens Brentano und Josef Görres, die rheinischen Erneuerer, begannen ihr Werk, vereint mit dem ostdeutschen Romantiker Achim von Arnim, fast zu gleicher Zeit, als die in Vergessenheit versunkenen Schätze des Mittelalters zu neuem Leben geweckt wurden und der Kölner Sulpiz Boisserée der Herold des Domes ward. Mit Recht hat Josef Nadler in seiner überaus anregenden, viele neue Seiten deutschen Kulturlebens enthüllenden Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften (Band 3 Regensburg 1918) auf die große Bedeutung des Rheines und der rheinfränkischen Landschaft für das geistige Leben Deutschlands hingewiesen: auf Koblenz und Mainz, die, ehemals geistliche Fürstensitze, Herde rheinischer Revolution waren, auf Düsseldorf und Köln, die, weltliche Herrensitze und Stadtrepubliken, Ausgangspunkte wurden für die deutsche und katholische Restauration, auf Frankfurt und Kassel, die literarische und wissenschaftliche Führer schenkten. In Mainz übernahm der geniale Georg Forster die Führung der rheinischen Revolution, hier ward der Romantiker zum Jakobiner, um dann bald von der großen Welle verschlungen zu werden. Andere Wege schlug Josef Görres in Koblenz ein, wo sich, wie Nadler richtig erkannt hat, der tiefste Sinn der rheinischen Ereignisse enthüllte. Hier war das Genie der Tat, Josef Görres, Träger der Revolution. Hier vollzog sich seine Entwicklung, die symbolisch geradezu die rheinische Entwicklung überhaupt darstellt. Seine Abwendung von der Revolution, seine Zuwendung zur Romantik ist ein allgemeingültiger Einzelfall, ist ein weithin leuchtendes Zeichen der Umkehr des Rheintales. Ganz erfaßt von den Fluten der Zeit, nahm er, hellen Auges und reinen Herzens, mit unfehlbarer Sicherheit die Entwicklung, die die unbewußt in ihm arbeitenden Mächte vorschrieben. Umjubelt und verhöhnt ward dieser Zeichendeuter, dieser Gebende und Herrschende sein ganzes Leben. Aber er ging dahin, unbeirrt durch den Haß und die Gunst der Menge, der er nie pflichtig gewesen, ganz hingegeben dem Geiste, der ihn trieb, stets sich selbst getreu. Zwischen zwei Revolutionen hat sein stürmereiches Leben sich abgespielt: die dröhnenden Erdstöße der französischen Revolution umgrollten seine Wiege in der alten Rheinstadt Koblenz, neue, schwerbeschwingte Sturmvögel flatterten über sein Grab, in das man ihn in den ersten Februartagen des Jahres achtundvierzig senkte.

Um den Görres des Rheinischen Merkurs zu verstehen, muß man begreifen, wie es gekommen ist, daß der franzosenbegeisterte Jakobinerjüngling zum deutschen Patrioten werden konnte. Es möge ein Bild auffunkeln jenes frühreifen, unlenksamen, genialen Knaben, den unfähige, dem Banne der Zeit verfallene Lehrer und eine Umgebung, der er weit überlegen war, in den Strom der Zeit tauchen ließen. Der mit zwölf Jahren eine Satire auf Papst und Kurfürst schrieb und als Rokokoengel gekleidet an der Karmeliterprozession teilnahm, der frühmündig und freimaulig, wie sein Freund Clemens Brentano ihn schildert, mit einer unersättlichen Lese- und Lernbegier die Lieblingsbücher des Jahrhunderts verschlang, um dann selbständig auf fast allen Wissensgebieten zu arbeiten, die er mit einem bis in das späteste Alter hinein währenden, wahrhaft unheimlichen Gedächtnis sich bald zu eigen machte, bis er sich schließlich mit leidenschaftlich selbstlosem Drang, mit derbem Kampfesmut und lodernder Beredsamkeit in den Dienst des revolutionären Freiheitsideales stellte. Seine frühesten Jugenderinnerungen stehen in Verbindung mit dem Bau des Koblenzer Prunkschlosses, mit der Rheinfahrt der verkauften Hessen nach Amerika, seine späteren mit den großen blutigen Ereignissen, die die in der Rheinstadt hausenden Emigranten forttrieben, die behagliche kleinstaatliche deutsche Welt zertrümmerten und die Flut der Fremden in die Rheinlande brachten. Es lag wahrlich nicht an ihm, sondern an der Zeit selbst, daß die Eindrücke, die er empfing, keine patriotischen Empfindungen in ihm wachrufen konnten.

Auf dem Boden einer zusammenbrechenden Form der menschlichen Gesellschaft erhebt sich die Gestalt des zwanzigjährigen Görres in einer Zeit, in der Altes und Neues, Heimisches und Fremdes miteinander ringen, Revolution und konservativer Sinn, Nationalität und Weltbürgertum,



Digitized by Google

Aufklärung und alter katholischer Glaube. In dieser Welt der Wirrnisse spielt der Jüngling seine erste politische Rolle als Verfasser von Flugschriften, Aufrufen, Klagen und Denkschriften, als Helfer beim Sturze der heimischen Gewalten, als Verfechter der Republik und der Demokratie. Macht des Eigenwillens, angeborene, leidenschaftliche Kampfeslust, brennendes Verlangen, zu den großen politischen Fragen der Zeit Stellung zu nehmen, treiben ihn ins öffentliche Leben, in dem er bald eine führende Stellung einnimmt. Die Revolution hat ihn in ihren Zauberbann gezogen. Sie erscheint seinem, von moralistischen Erwägungen bestimmten ethischen Gefühl als ein Strafgericht, sie läßt ihm die Welt wie in Morgensonnenglanz erstrahlen, sie erfüllt ihn mit einer sehnsüchtig-schwärmerischen Begeisterung. Nun halten die Revolutionsideen ihren Einfluß in sein durch die Aufklärung wohl vorbereitetes Herz. Er wird Jakobiner und führendes Mitglied des Koblenzer Klubs, um einen wilden Kampf zu führen gegen Staat und Kirche.

In diesem Geiste wendet er sich seiner ersten politischen und publizistischen Tätigkeit zu, seiner politischen im Kampfe gegen die Brandschatzungen der Besatzung, seiner publizistischen im Roten Blatt und im Rübezahl, die ein umfassendes politisches, ethisches und philosophisches Programm hat. Ein Schauerbild des ancien régime tritt uns in diesen revolutionären Jugendzeitschriften entgegen, die zu den größten Merkwürdigkeiten unserer politischen Literatur gehören, ein Schreckbild des alten Reiches mit seinen blutdürstigen Despoten, seinen Mätressen und faulen Mönchen, die unentwegt für ihre „Schafsideale" kämpfen gegen die erleuchteten Ideale der Aufklärung, von der er ein rührendes Bild entwirft, während er dem alten deutschen Reiche ein Todeslied voll grimmigen Humors singt und Napoleon verherrlicht.

Schon leben aber in der Brust dieses jungen Aufklärers, dieses letzten Stürmers und Drängers andere Stimmen und Stimmungen. Mag Frankreich ihm auch alle Vorwärtsentwicklung, alle Kultur der Menschheit damals verkörpern, er ist doch zu sehr verwurzelt mit dem alten deutschen Leben, mit dem Rheine, der sich wie ein goldnes Band durch sein Dasein zieht, mit seiner Heimat, an die ihn ein tiefes Gefühl der Gemeinschaft bindet, zu innig ist er verwachsen mit der deutschen Bildung, so wie Herder, Kant, Fichte sie darstellen, und zu stark lebt in ihm der Gedanke des Moralismus, als daß er dauernd dem fremden Volke und dessen politischen Idealen verfallen konnte. Nachdem er vergebens mit leidenschaftlicher Rücksichtslosigkeit die Verderbtheit der fremden Machthaber in der Rheinstadt und deren Umgebung bekämpft und bei seiner Sendung nach Paris erkannt hat, daß das ganze Experiment der Demokratie verunglückt ist, strebt er mehr und mehr aus dem verworrenen Wesen der Jugend zur Klarheit empor, um sich eine neue politische Weltanschauung zu schmieden.

Ohne kennzeichnende frühere Anschauungen aufzugeben, erbaut er sich unter dem Einflusse Herders und vor allem Schellings eine neue Welt, eine Welt der Einheit, des lebendigen Organismus, in dem alles Geschehen sich vollzieht unter dem Gesetze des stetigen Fortschreitens, in dem der Staat, eine rein geistige Macht, die christliche Ideenwelt verkörpert. Von Herders Hand geleitet, belehrt durch die Enttäuschungen seiner Jugend, neigt er sich offenen Blickes liebevoll dem deutschen Wesen und der deutschen Vergangenheit, strebt nach der rechten Erkenntnis der Völker und Zeiten, nimmt die Liebe zur Vergangenheit und die Ehrfurcht vor der Geschichte in sich auf, die grimmige Feindseligkeit vor allem gegen das französische Wesen, die ihn nie mehr verlassen hat.

Wenn er auch noch recht fern davon ist, ein konservativer Politiker zu sein — im landläufigen Sinne ist er es nie gewesen — so gewinnt er doch bald den Weg zu einer nationalen Erfassung des politischen und geistigen Wesens, mag auch vorerst bittere Enttäuschung seinen Flug lähmen. Die Heidelberger Romantik, die ihn erneut der Publizistik zuführt, mit ihrem Tiefblick für alles Geschichtliche, Natürliche und Ursprüngliche, Schlegels und Fichtes Einflüsse machen ihn vollends zum nationalen Schriftsteller, der in tiefster Seele die Notwendigkeit der Wiedergeburt seines Volkes erkennt. Mögen seinem hochfliegenden Optimismus Enttäuschungen auch nicht ausbleiben, die ihren grellsten Ausdruck finden in den einzigartigen „Schriftproben von Peter Hammer", in denen er sich in brennender Scham und wildem Zorn gegen Napoleon wendet, er überwindet die schlimmsten Jahre deutschen Lebens, um beim Ausbruch des großen Krieges als glänzendster Verteidiger deutschen Wesens im Rheinischen Merkur seine scharfe Waffe zu schwingen.

Die großen Ereignisse des Jahres 1813 haben Görres wie die meisten Zeitgenossen überrascht. Er hatte ein zu beträchtliches Stück ohnmächtigen deutschen politischen Lebens geschaut, die Zertrümmerung Preußens und Österreichs hatte eine zu starke Hoffnungslosigkeit in seine Seele geweht, als daß er zukunftsfroh gestimmt sein konnte. Die Politik hatte nicht das erhoffte Heil gebracht; alle Rettung Deutschlands sah er jetzt schon in einer allmählichen, religiösen Durchdringung des ganzen Volkes. Der große Sieg bei Leipzig, der ihm zeigt, daß Deutschlands entscheidende Stunde gekommen, erfüllt ihn mit erdhafter, ungestümer Begeisterung, er wird geradezu Ausgangspunkt seiner vaterländischen Sendung im Rheinischen Merkur. Welchen Wandel das gewaltige Ereignis in seinen Anschauungen und Stimmungen hervorgerufen hat, erkennt man

Digitized by Google

am schärfsten, wenn man sich der Äußerungen über die Zeitlage seit den Heidelberger Jahren bewußt wird. Man denke an die schweren Vorwürfe, die er gegen die Deutschen erhebt, daß alle Erinnerung an die glänzende Vergangenheit verloren, alle Schätze der eigentümlichen vaterländischen Poesie vergeudet sind, an seinen tiefverletzten nationalen Stolz, an seinen „bittern Unwillen auf die Zeit und die allgemeine Hohlheit, auf das nüchtern leere Wesen", an seinen wütenden Grimm, mit dem er die charakterlose Publizistik der Zeit „das Geschmeiß, das schachernde Volk, das die Ehre der Nation auf dem literarischen Trödelmarkte vergaunert und alles mit seinem Unrat befleckt", in den Abgrund der Hölle verwünscht, an die bittere Ironie, mit der er das deutsche Micheltum schilt. Da dringt die Kunde von dem gewaltigen Sieg bei Leipzig auch in die Rheinlande. Jetzt hat Deutschlands entscheidende Stunde geschlagen, jetzt wird in ihm jene zornige Begeisterung wach, in deren Glut die scharfe, dräuende Waffe des Rheinischen Merkurs geschmiedet ward. Mit bebender Ahnung von etwas Großem, das dem deutschen Volke beschieden, mit einem unverwüstlichen Glauben an eine herrliche, tatenreiche Zukunft seines Volkes übernimmt der damalige Physikprofessor der Koblenzer Sekondärschule am 23. Januar 1814 die Leitung des Merkurs, nachdem wenige Tage zuvor die Truppen der Verbündeten an seinem Fenster vorübergezogen waren.

Wie an allen Wendepunkten seines vielgestaltigen Lebens so ist Görres auch jetzt Publizist, der es versteht, im Herzen des Volkes zu lesen, dessen Forderungen mit der Unerschrockenheit des guten Gewissens zu verteidigen und sie als Leiter der öffentlichen Meinung klar auszusprechen. Was schon in den Jugendanfängen sich geregt, offenbart sich mehr und mehr: seine heißblütige Kampfesnatur, deren Schwert das freie Wort ist. Ohne die Publizistik je als Gewerbe betrachtet zu haben, steht Görres in der vordersten Reihe der deutschen Journalisten. Sprachgewaltig wie keiner vor und nach ihm, ganz Wahrheit und Unbestechlichkeit, ganz erfüllt von dem Gefühle der Verantwortlichkeit vor Mit- und Nachwelt. Der Stolz auf alles Deutschtum, auf Deutschlands uralte Geschichte wird in ihm wach, die tiefsten Urgefühle: Vaterlandsliebe, Haß und Verzweiflung, Christentum, Deutschtum, Ehrgefühl und Freiheitsliebe, sie lodern in einem großen und starken Gefühle zusammen. In deren Zeichen wird seine Publizistik immer mächtiger und gewaltiger, bis sie zu einem großen Chore anschwoll und einen Zug des furor teutonicus annahm.

So war er beschaffen, als er seine Zeitung herausgab, die ganz aus den Tiefen seiner in schärfendem Kampfe gereiften Persönlichkeit erwuchs. Sie erblühte aus dem Wurzelboden einer tiefen, dogmatisch noch unbestimmten Religiosität, aus dem innigen Glauben an Gottes Walten in der Menschheitsgeschichte, aus seiner heißen Liebe zur Vergangenheit und zu den urwüchsigen Einrichtungen des deutschen Mittelalters, zur alten deutschen Gesetzgebung und zum alten deutschen Reich mit seinem Kaisertum, das jetzt in den Tagen der kaiserlosen Zeit vor ihm in wunderbarem Scheine sich erhebt. Während er so immer mehr von der Anschauungswelt der Aufklärung fern gerückt ist, werden jetzt Begriffe und Werte vor ihm lebendig im Lichte seiner auf dem Boden der Romantik erblühten geschichtsphilosophischen Voraussetzungen, über die ihm früher die rechte Klarheit gefehlt hatte. Er erkennt die Bedeutung der Begriffe Volk und Nation, der Rechte und Ehre einer Nation, des Wertes ihrer selbständigen Eigenart, die Notwendigkeit der Mitarbeit des ganzen Volkes an den politischen Aufgaben der Zeit. Stammesschranken fallen. Über die Bewohner der Rheinlande hinaus wendet er sich an das ganze deutsche Volk, das er jetzt in der Zeit der gewaltigen Kämpfe und Opfer kennen und lieben gelernt hatte. Getragen aber ist sein ganzes Schaffen von einer innigen Teilnahme für die Menschen und deren Geschicke, von einem tiefen, unverwüstlichen Gefühle für Wahrheit und Gerechtigkeit, von dem heißen Wollen, daß in der Politik das Wesen des Menschen in seiner ganzen Unbestechlichkeit hervortreten soll. Von der Höhe aus wendet er sich in einer gewaltigen, oft stahlharten, immer aus tiefstem Gefühle fließenden Sprache an die besten Seiten der Menschen.

So übernimmt er auf Anregung der Behörde den Rheinischen Merkur, der bisher als doppelsprachige, unter der verantwortlichen Redaktion des Präfekten des Rhein- und Moseldepartements erscheinende Zeitung ganz im Dienste der französischen Interessen gestanden hatte. Der schwachatmige Mercure du Rhin wurde ersetzt durch den Rheinischen Merkur: nach der Kirchhofsstille, die seit langem in den Rheinlanden herrschte, dröhnte seine Alarmtrommel in die Öde der Stadt und die Erregung der Umwelt. Jede Woche erschienen im Anfange vier Nummern, später alle zwei Tage eine, meistens im Umfange von vier Folioseiten. Die zunächst bescheidene Ausstattung wurde bald ersetzt durch eine Kopfleiste, auf der die zwei Flußgötter Rhenus und Mosella in klassischer Nacktheit sich an eine Urne lehnten.

Mit einem in flammender Begeisterung geschriebenen Vorwort führt Görres seine Zeitung ein. Er betont, daß die Zeitung am diesseitigen Rheinufer wurzelt, daß sie aus einem Volke herauswächst, das zwanzig Jahre lang in fremder Knechtschaft geschmachtet, ohne aufgehört zu haben, als Deutsche zu fühlen, das Sprache und Leben stets frei gehalten hat von fremden Formen, so lose auch die Verbindung mit dem alten Vaterlande sein mochte. Die Zeitung soll künden, was die Welt jetzt bewegt, sie soll



Digitized by Google

Freundschaft bringen, mahnen zur Ruhe und Opferfreudigkeit, ein Wegweiser will sie sein durch die Zeit und die Fülle ihrer Zeichen. Zu einem gemeinsamen Gefühle soll diese in der reinen, unverfälschten deutschen Sprache geschriebene Zeitung zusammenknüpfen.

Wie Görres, unterstützt durch Männer wie Jakob und Wilhelm Grimm, Brentano, Achim von Arnim, Stein, Benzenberg, Willemer und andere seine Sendung ausgeführt, lehrt fast jede Seite der vergilbten Folioblätter. Des Papstes Partei ergreift er in dessen Kampfe mit Napoleon. In heller Begeisterung preist er Preußens Heer, Volk und Jugend, die wie ein Mann zum Freiheitskampfe sich erhoben. Er unterstützt Gruners Aufruf an die Männer und Jünglinge des Mittelrheins, feuert die Bewohner der Rheinlande, die seit undenklichen Zeiten ein deutsches Volk gewesen, an, der alten Stammesverwandtschaft eingedenk, zu den Waffen zu greifen, den Rhein, des Landes hochschlagende Pulsader, zu verteidigen. Voll prophetischer Ahnungen folgt er den Heeren ins Feld. Immer wieder prägt er den Lesern die großen Lehren ein, die die Revolution dem deutschen Volke gebracht: wie Arglist, Eigensucht und Trägheit zu Fall gebracht und ein wärmender Frühling blüht, in dem alles Gute keimt und sproßt. Mit leidenschaftlicher Erbitterung wendet er sich gegen die für Deutschland ungünstigen Bedingungen des Pariser Friedens. Zu gewaltigster Kraft aber erhebt er sich in der „Proklamation Napoleons an die Völker Europas", jener in der Weltliteratur einzig dastehenden Irreführung, die er unter die Völker schleuderte, als Napoleon sich anschickte, nach Elba zu ziehen. So täuschend ahmte er des Kaisers Sprechweise nach, daß die Umgebung Napoleons die Proklamation für echt hielt.

Josef Görres. Radierung von Ludwig Grimm

Im ganzen wie im einzelnen ist Görres' vaterländische Tätigkeit im Rheinischen Merkur voll Bedeutung. Er fühlt sich durchaus als Führer und Wegweiser in den wilden Stürmen der erregten Zeit. Er sieht, wie die sittliche Welt in den Tiefen bewegt ist, wie hochgehende Fluten die menschliche Gesellschaft bedrohen. Wie ein Seher kündet er: „Die Menschheit steht an einer Wende der Zeiten. Mit jedem Volke geht ein guter und böser Geist durch seine Zeiten, beide streiten oft grimmig miteinander. Sind der Sünden viele geworden in der Nation, dann siegt das dunkle Wesen; die Zornschale, bis zum Rande angefüllt, wird über ihre Häupter ausgegossen, und sie bereiten sich im Wahnsinn selber ihre Plagen, oder fremde Völker kommen als Werkzeuge der Rache über sie ... Das sind die großen Weltstürme in der Geschichte." Niemand vermag sich der Gewalt der Zeiten zu entziehen. Alle müssen in den großen Stromgang hinein, der die Geister ergriffen hat. Sein Gemüt ist bis auf den Grund bewegt, die Geschichte ist ihm geradezu zum Gottesdienst geworden. Darum richtet er an die Zeitgenossen die Mahnung: „Nehmt, was euch Großes geboten ist, auch mit großem Sinn auf; lest die Worte, die mit Glühschrift über euren Häuptern am Himmel geschrieben stehen; handelt in dem Geiste, der in den Geistern treibt; wollet die Feuertaufe, die die Zeit empfangen, nicht mit lauem Wasser wieder löschen, und sorgt, daß die Geschichte und Gott in ihr endlich würdige Diener finde und nicht alles durch sich selbst und durch unwillige Knechte vollbringen darf." Immer wieder fordert er: „Die Menschen müssen, den Schutt der Außenwelt durchdringend, die ewigen Grundfesten aufsuchen, auf denen sich das neue Staatsgebäude erheben soll." Die neue Zeit verlangt neue Mittel und frische Triebe, die im Schoße des Volkes zur Entwicklung aufgerufen werden sollen.

Sein Volk, seine Nation, ihr Wohl und Wehe steht im Mittelpunkte seines ganzen Denkens. Die Nation ist ihm die Gesamtheit aller Volksgenossen, die gebunden sind durch Blutsverwandtschaft, gemeinsame Ge-

Digitized by Google

schichte, Sprache und Sitte. Ein unbezwingbarer Trieb, der wie ein Naturgebot wirkt, bringt alle zusammen, die dem gleichen Stamme angehören. Heiligste Pflicht eines Volks ist es, sich um jeden seiner Stammesgenossen zu kümmern: „In einem Volke sollen alle stehen für einen, und einer gilt uns tausende, tausend sind tausend mal tausend." Ein starkes Gefühl bewegt ihn für die Unteilbarkeit des eignen wie des fremden Stammes: „Es ist so hohe Herrlichkeit um einen solchen Stamm, der in der Urzeit des Volkes ausgesät, in den alten Hainen aufgewachsen, so viele Jahrhunderte überdauert, so viele Stürme durch seine Wipfel hat brausen sehen und immer tiefer in die Erde hinein und an den Himmel hinaufgewachsen: daß jedes, dem ein Menschengefühl beiwohnt, nur mit heiliger Scheu an ihm zu rühren wagt."

Gemeinsame Geschichte und Vergangenheit sind die stärksten einigenden Bande, die ein Volk besitzt. Ein Volk soll sich seine Geschichte nicht abstehlen lassen. Alle deutschen Länder sind ihm ein Ganzes, ihr gemeinsames Erstarken, ihre Eintracht und ihr Zusammenhalt sind grundlegend für die Zukunft Deutschlands:

„Was Deutschland allein retten kann, ist engster, innigster Zusammenhalt. Was alle eint, ist das gemeine Wohl, die gleiche Liebe, Treue und dasselbe Vaterland."

So verlangt er innere Festigkeit und Geschlossenheit dem Ausland gegenüber, so verwirft er das Streben des Deutschen „in schöner Universalität allen Völkern anzugehören". Deutschland soll ein Staat und die Deutschen sollen ein Volk sein in militärischer Hinsicht, aber auch in Handel und Gewerbe. Bei allem Verständnis für die Verschiedenartigkeit der Einzelstämme will er von deutscher Eigenbrödelei nichts wissen. „Es gibt eine Partei," so sagt er, „unter den Deutschen, die durchaus nicht deutsch sein wollen. Gern lassen sie sich Bayern, Preußen, Sachsen, Österreicher nennen, aber den Deutschen lehnen sie ab ... Die wilden Pferde haben den Instinkt, wenn ein Wolf sie bedroht, daß sie im Kreise sich zueinander sammeln, die Köpfe in der Mitte beisammen, die Hufe aller rundum nur zum Feinde gekehrt; wir aber, wir kehren die tausend Köpfe nach außen und zerschlagen uns miteinander tapfer die Beine."

Ein schlimmer Feind der nationalen Einheit ist ihm der konfessionelle Hader. Wie er wenige Jahre vor seinem Tode (1848) nach leidenschaftlichen konfessionellen Kämpfen die schönen Worte niedergeschrieben hat: „Wir alle, Katholische und Protestantische, haben in unsern Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlichen Irrsals, so oder anders, keiner hat das Recht, sich in Hoffart über den andern hinauszusetzen, und Gott duldet es an keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen," so läßt er auch im Rheinischen Merkur keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die Konfessionen zum Frieden zu ermahnen. Er wendet sich gegen das stille Nachhalten, die Scheelsucht, womit die Glieder der verschiedenen Bekenntnisse sich verfolgen. Das ist kein frommer Eifer, für den man es ausgegeben hat. Der nimmt nicht den Hader mit in die stille Kirche, wo der Gottesfriede wohnen soll, und erfüllt nicht mit Streit das stille Haus.

Alle Einheit wurzelt für Görres in der Selbständigkeit und Freiheit. Die Freiheit ist das Element der germanischen Völkerschaften; wo ihm diese abgegangen, sind sie von je verrottet, erstorben und gefault. Ohne Freiheit ist kein Leben in der Gesellschaft, kein Stolz und keine Ehre in der Persönlichkeit, kein Selbstvertrauen und keine Würde. Er erklärt: „Gott will nicht, daß der Freiheitstrieb, auf dem Ehre, Stolz, Lebensgefühl und Lebensfrische des einzelnen wie der Gesamtheit beruht, unterdrückt werde, noch will er, daß die Rechte, die er der Menschheit gegeben, dem Hochmute launenhafter Willkür zum Opfer fallen."

Immer wieder nimmt er in seinen großen Kriegsaufsätzen und Abhandlungen zu den Nachbarvölkern Stellung. Er steht auf dem Standpunkte, daß die europäischen Völker sich als Staatenfamilie betrachten und eng zusammenschließen müssen. Von dieser Erkenntnis aus warnt er England vor dem Mißbrauch seiner Seemacht, mahnt er die Verbündeten, Frankreich nicht zu vernichten, noch Paris zu zerstören. Den Schrecken der Zeitgenossen vor Rußlands Macht teilt er nicht: zu stark fühlt er in seinem Volke die höhere geistige Macht, die letzthin im Ringen der Völker entscheidet. Ganz überraschend hat sich 25 Jahre später, als die Erinnerung an die Waffenbrüderschaft mit Rußland und England verblaßt und die Weltpolitik ihre besondern Wege gegangen war, seine Stellung geändert.

Da wird der Politiker zum Propheten, dessen Worte zu bedeutungsschwer sind, als daß man achtlos an ihnen vorübergehen dürfte. Deutschland sieht er der Macht dreier Völker gegenüber. Er legt dar: Während Deutschland jahrhundertelang Glaubensstreitigkeiten sich hingegeben, hat die Weltgeschichte ein höchst widerwärtiges Ansehen uns gegenüber angenommen. Die Franzosen sind zu einem mächtigen Volke erwachsen, das wir kaum wiederum werden bezwingen können. Im Osten hat ein Koloß von Erde und Eis sich aufgebaut, der das Jahrhundert nahe glaubt, wo die Herrschaft der Welt ihm gehört. Dort über dem Meere ist ein drittes Reich aufgestiegen, das seine Herrschaft über alle Provinzen des Meeres ausgebreitet, dem Europa offen steht. Diesen drei Kaisertümern, die drohend Deutschland gegenüberstehen, können wir nur die Macht unserer Eintracht und Einheit entgegenstellen. Er schließt mit der Mahnung: „Wir müssen miteinander leben und uns vertragen, weil es sich um unser Dasein handelt."

Digitized by Google

Immer fühlt sich Görres, den Blick stets auf das Höchste und Wesentlichste gerichtet, als Mahner und Warner. Die Deutschen sollen sich wiederfinden in der Anschauung ihrer Vorfahren und fortwirken in ihrem Sinne. Zum alten Reichtum der Geschlechter sollen sie eigenen Erwerb fügen, damit der geistige Besitz der Nation fort und fort wächst. Was nicht wirklich Lebenskraft auf Jahrhunderte in sich birgt, muß vergehen. Die Zeit, mahnt er, duldet kein halbes Werk. Wir Deutsche sollen uns immer gegenwärtig halten, was die gewollt und gestrebt, die vor uns gewesen sind, und dann zu erdenken und ersinnen suchen, wie wir das, was uns obliegt, in ihrem Geiste vollbringen wollen. Nicht nachlassen dürfen die Deutschen von dem begonnenen Werke, bis es vollendet ist. Halb getan, ist nichts getan, halbes Tun wird uns zunichte machen. Immer kehrt er zu den hohen sittlichen Forderungen zurück, die von Anfang an sein öffentliches Wirken getragen haben: Laßt uns sorgen, daß wir vor allem uns selbst bezwingen, den eigenen Dünkel und die Gier, die im Felde nicht geschlagen worden. Sorgen wir vor allem, daß wir das Recht auf unserer Seite haben und selbst an den Überwundenen kein Unrecht üben.

Noch schenkte Görres Preußen sein ganzes Vertrauen. So hatte er in dem prachtvollen Aufsatze zum Schlusse des Jahres 1815 geschrieben: „Wunderbar hat Gott so viele tausend Herzen uns zugewendet und aufgeschlossen, und wir haben nach Möglichkeit gestrebt, das Vertrauen mit aufrichtiger Wahrheit zu erwidern. Nicht, daß wir uns des Erfolges irgend überheben wollten, wenn der Zweck erreicht, soll nicht mehr davon gesprochen werden, denn des einzelnen Menschen Ohnmacht ist für nichts zu achten ... In der Fortdauer möchten wir wie bisher und mehr noch wie bisher im Kampfe der Parteien die gemeine teutsche Sache führen ... Es ist ehrenvoll für die preußische Regierung, unter deren Schutze diese Blätter bisher erschienen, daß wir solche Gedanken wagen konnten, und wir laden darum alle mit frischem Mute, alle, die reinen Herzens sind, zum Werke freundlich ein, die andern werden wir freilich abzuhalten wissen."

Nach Friedensschluß trat in seinem Verhältnis zu Preußen bald eine Änderung ein, als Görres sich stärker mit den innerpolitischen Angelegenheiten beschäftigte. Im Mai 1815 wurde die erste Note gegen Görres vom Staatskanzler von Hardenberg erlassen, der sich Androhungen, Verfügungen, Verhaftsbefehle, Rügen anschlossen. Der Staatskanzler irrte sich sehr, wenn er glaubte, es bedürfe nur eines Winkes, daß Görres die Forderungen der Behörde erfülle. Görres hätte nicht Görres sein dürfen, wenn er den Wünschen nachgekommen wäre. Er verschmähte es, wie er später sagte, „zu einer königlich-preußischen-privilegierten Zeitung herabzusteigen" und von einer Regierung, die bald ganz in den Banden der Reaktion lag, Weisungen entgegenzunehmen. Er ging unbeirrt seine Bahn weiter. Dem Staatskanzler gegenüber betont er: daß er nach wie vor die Interessen des Gesamtvaterlandes vertrete, und daß nach seiner Meinung Deutschland nur geholfen werden könne durch Wiederherstellung der Kaiserwürde in einer die Freiheit sichernden Verfassung. Eine Zensur könne er sich nicht gefallen lassen.

Nur kurze Zeit noch war Görres Ruhe beschieden. Wieder tobte Kriegslärm durch Europa. Napoleon war von Elba geflohen. Da galt es noch einmal für Görres, zum Kampf zu rufen, die Zaudernden fortzureißen, zu mahnen und zu warnen. Wie eine Kriegsdrommete so dröhnt sein Kampfruf in die Erregung der Völker: „Ruft alle auf zur Wehr, was Waffen tragen mag; es ist nicht gemeine Not, die andringt, auch ist sie nicht mit gemeinen Mitteln zu bezwingen." Ganz fühlt er sich vom Geiste erfüllt: „In Zeiten großer Not soll jeder sprechen, wie der Geist ihn treibt." So mahnt und treibt er ohne Unterlaß, bis Friede geschlossen ward. Von neuem kommt für Görres, der seine Schuldigkeit getan, die Zeit der Bedrückungen und Drohungen. Bald vereinigt sich, wie er sagt, „jene lichtscheue, gnomenhafte Partei, die seither wie der Tintenfisch in seiner Flüssigkeit so in ihrem Schatten gestanden hatte", mit allen denen, die im Laufe der Jahre die Geißel des Merkurherausgebers gekostet hatten. Es war in Preußen kein Raum mehr für einen Mann, der zu reden wagte von Deutschland und Freiheit, von Einheit und Reich, von Verfassung und Volksrechten, von Kaiser und Kaisertum. Sein Aufsatz: „Über die Reaktion in Preußen" brachte den Becher zum Überlaufen. Hart und scharf wendet er sich gegen die Verfolger deutscher Vaterlandsfreunde, gegen Preußen und seine Regierung. Am 3. Januar 1816 erfolgte das Verbot durch Allerhöchste Kabinettsorder: „Weil Sie ganz gesetzwidrig und ohnerachtet der an Sie ergangenen Warnungen sich nicht entsehen, die Unzufriedenheit und Zwietracht der Völker erregende und nährende Aufsätze zu liefern und zu verbreiten und durch zügellosen Tadel und offenbare Aufforderungen die Gemüter zu beunruhigen."

So mußte der Rheinische Merkur Schild und Schwert niederlegen. „Mit solchen Maßregeln," stellt Görres fest, „werden Reiche verspielt und Land und Leute verdorben, solcher Blödsinn hat uns seit der Auflösung des alten Reichskörpers zugrunde gerichtet. Es ist ein Jammer um diese deutschen Regierungen, wie sie blind und taub und stumpf für alle Erfahrung umhertaumeln und die Völker mit sich ins Verderben ziehen."

Dieses Verbot war für ihn ein Schlag, den er nie ganz verwunden hat. Die Erinnerung an die Unterdrückung und die spätere Enttäuschung, als er sein Amt als Direktor des öffentlichen Unterrichts verlor, als

Digitized by Google

er immer wieder nach bewährter Verwaltungsart vertröstet und durch leere Versprechungen hingehalten wurde, haben sein Verhältnis zu Preußen naturgemäß bestimmt, haben einen tiefen Groll in ihm aufwachsen lassen. Noch lange zittert der Schmerz in ihm nach, wenn er schreibt: „Das Blatt war mit allen Wurzeln ins Herz der Nation verwachsen, alle Erinnerungen ihrer guten Zeit und ihrer neulichen Erhebungen, alle Hoffnungen der Zukunft knüpften sich daran; wer es vernichtet, versehrte sie im Innersten und säet sich böse Saat." So endete trüb, was in froher Hoffnung und Zuversicht begonnen ward.

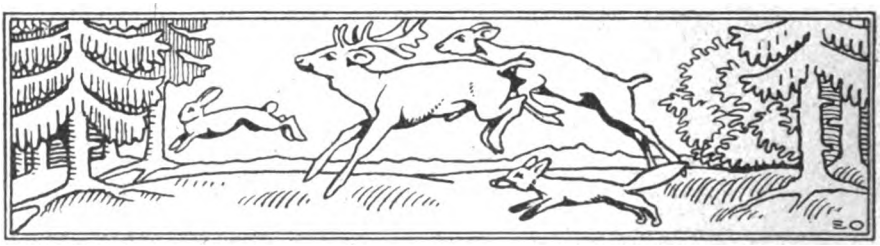
Tröstlich war der warme Anteil, den die Besten ihm in diesen schweren Tagen entgegenbrachten. Blücher und Freiherr vom Stein, Justus Gruner und die Brüder Grimm und all die Freunde der romantischen Zeit hielten treu zu ihm.

Der Rheinische Merkur hatte im Laufe der Jahre europäische Berühmtheit erlangt. Görres' Aufsätze wurden in fremde Sprachen übersetzt, seine Zeitung hatte gleichsam Sitz und Stimme im Rate der Mächte, während zu gleicher Zeit sein Haus Sammelpunkt aller bedeutenden Männer war, die in Koblenz lebten oder in die Rheinstadt kamen. Man begriff, was diese Zeitung bedeutete in einer Zeit, als die moderne Presse noch im Entstehen begriffen war. Man erkannte, daß dieser Mann alle die Eigenschaften besaß, die der Herausgeber einer großen Zeitung haben muß: sittliche, geistige und wirtschaftliche Unabhängigkeit, Klarheit und unbedingte Wahrhaftigkeit, brennende Begeisterung für die großen, unwandelbaren Grundsätze, ein tiefes sittliches und religiöses Pathos, das von Schwärmerei nichts wissen will, ungebändigte Glut und Stärke, wo es galt, als Sprecher seines Volkes für Recht und Gerechtigkeit einzutreten. Dabei war in ihm lebendig eine unerhörte Vielseitigkeit des Wissens und Verstehens, eine alles bewältigende Auffassungsgabe und Kombinationsfähigkeit, wie sie selten zu finden ist, die Eigenschaft, seine Gedanken knapp und scharf und kantig zum Ausdruck zu bringen in einer Sprache, die glühte, zündete und fortriß. All diese Gaben machten Görres zu dem großen Journalisten, der einzig dasteht in der Geschichte der deutschen Zeitung; sie machen ihn zum Begründer der neuzeitlichen Zeitung überhaupt.

Nicht ohne Ergriffenheit kann man Görres bei seiner Arbeit betrachten. In einer kleinen Rheinstadt, fernab den politischen Brennpunkten des deutschen Lebens, gibt er allein alle zwei Tage eine vierseitige Folionummer heraus, ohne alle die äußeren Hilfsmittel, die dem Journalisten der Gegenwart die Arbeit erleichtern. Ganz auf sich gestellt, von verhältnismäßig wenigen Mitarbeitern unterstützt, schuf er seine Zeitung. Und wie schrieb er sie? Seine Biographen berichten, daß die Aufsätze entstanden unter dem Lärm geselliger Freuden und häuslicher Geschäfte, während er am Gespräche teilnahm und die Kinder vor seinen Augen spielten. Bei der Mahlzeit oder in Gesellschaft griff er oft zum ersten besten Fetzen Papier, um einen Gedanken zu bannen. Dann wanderte das Blatt in die Druckerei.

So mögen der Gegenwart dieser Mann und sein Werk wieder näher rücken. Wer nur einmal in den Bann seines mächtigen Wortes, das nie geschmeichelt, nie gefrevelt hat, getreten ist, wird sich nicht mehr von ihm lösen können. Mag man Görres' spätere Entwicklung loben oder schelten, keiner, der nur einmal einen Hauch seines Geistes verspürt hat, wird sich der Gewalt und Größe seines Strebens entziehen können, wie es sich in dem gewaltigsten Dokumente seines Lebens, dem Rheinischen Merkur offenbart: seinem Streben nach Durchdringung unseres ganzen Seins mit Wahrheit, Recht und Liebe, nach dem rechten Ausgleich zwischen Fürst und Volk, den widerstreitenden Ständen und der Fülle verwirrender Ideen, nach dem höhern Zusammenklang der dumpf einander entgegenstrebenden Kräfte der Gesellschaft, nach einer Versöhnung von Freiheit und Selbstbeherrschung, Selbstbestimmung und Autorität. Schon damals führte das Verlangen nach Gerechtigkeit ihn zur Grundforderung seines politischen Programms: dem Ausgleich aller Stände und Belange, der rechten Mitte, zu einem Programm, das die Mitarbeit aller Kräfte bedingt. Als höchstes, alles beherrschendes Prinzip schwebt ihm über der Menschheitsgeschichte: Gott als Quell der Liebe, Gerechtigkeit, Freiheit und Wahrheit. Mit einem tief ergreifenden sittlichen Ernste kommt er immer wieder zurück auf das allein Notwendige: nur die sittliche Gesundung, die religiöse Wiedergeburt, neues, tätiges, kräftiges Leben verbürgen die Zukunft des deutschen Volkes. Es kommt ihm nicht darauf an, daß große Siegesmale errichtet werden — nur den Ausbau des Kölner Domes und die Errichtung eines Denkmals auf dem Schlachtfeld von Leipzig will er zulassen — sein Ideal echten deutschen Handelns besteht darin, daß wir die Idee unser Inneres durchleuchten lassen, daß wir selber Hand an uns legen, damit unser Volk selbst eine leuchtende Ehrensäule werde, wie noch keine in der Geschichte bestanden. Solche Gesinnungen behalten auch heute noch ihren Wert. Für solche Gesinnungen hat er gekämpft mit der ganzen glühenden Beredsamkeit eines großmütigen, tieferregten Herzens, mit einer gewaltigen, etwas Titanenhaftes an sich tragenden Sprache, deren Gewalt Freund wie Feind in Bande schlug und die immerdar bewundert werden wird als ein hochragendes Denkmal deutscher politischer Beredsamkeit. (Wer weitere Kunde über Görres sucht, sei verwiesen auf des Verfassers Werke: Ausgewählte Werke [mit einer umfassenden Auswahl aus dem Rheinischen Merkur] und Briefe von Josef Görres. München und Kempten 1911, 2 Bde.)

Digitized by Google



## Treiberlied. Von Martin v. Katte

Die Stoppeln brach der Pflug zumeist,
Der Brunfthirsch springt sich aus der Feist,
Den ganzen Morgen knallt es weit
Im Walde oben, Treibjagdzeit!
Bi Eddelmanns is't hüte.

Die Jungs sind Treiber alle Mann,
Und Vater, der ist auch „mit an".
Wer schreit und rennt,
Der kriegt eins hinten drauf gebrennt,
Bi Hürsche jetet sachte.

Und jeder hat 'nen großen Stock,
Der Herbstwind weht schon durch den Rock,
Das knickt und knackt, wo Treiber gehn.
Hat einer schon was laufen sehn? —
Au! Det war'n janzen jroten!

Vorn naht er polternd, stutzt, wirft auf,
Gut hingehalten, Kugel drauf!
Hopphopp, der Schaufler wippt und springt,
Der Wedel lacht, der Wedel winkt —
Atsch, ätsch, vorbiëschoten!

Achtung, paßt auf! Ein Schwein, ein Schwein!
Das laßt nur nicht durch unsre Reihn!
Schon knallt's vorn in der Herreneck.
Du, sprang da nicht was hinten weg?
De Voß, det is de Schlauste.

Und knack und knick den ganzen Tag
Durch Blätterhall und Regenschlag.
Der Abend steigt in Gelb und Rot,
Da liegt die Strecke mausetot.
Nu willn wi enen drinken.

Digitized by Google

(Sammlung Dr. Robert Goering-Passavant, Berlin)

Drang Utan
Gemälde von Prof. Max Slevogt

Digitized by Google

Digitized by Google

# Menschenaffen

## Von Geh.-Rat Prof. Dr. Ludwig Heck

Diese Affengruppe, bestehend aus den beiden schwarzgefärbten afrikanischen Gattungen Schimpanse und Gorilla und der rotgefärbten hinterindischen Gattung Orang-Utan von Sumatra und Borneo, ist neuerdings wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten durch die „Teneriffa-Schimpansen" des Berliner Zoologischen Gartens, d. h. die bis zum Herbst 1920 auf der Kanarischen Insel Teneriffa gehaltenen, dann hierher überführten Schimpansen, die dort im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu ganz systematischen, psychologisch genauen Intelligenzprüfungen dienten und hier noch weiter zu solchen dienen.

Wie das Wort „Menschenaffen" unzweideutig besagt, sind die Menschenaffen Tiere, die die Wissenschaft für würdig erachtet, einen Namen zu tragen, der mit demjenigen des Menschen zusammengesetzt ist. Das bedeutet viel. Aufgabe gemeinverständlicher Darstellung muß es sein, für jedermann faßlich zu zeigen, wieviel es bedeutet, aber ebenso auch, wieviel es nicht bedeutet. Körperlich und geistig.

Stellen wir den grundlegenden Körperteil, der allen anderen als Stütze und Schutz zu dienen hat, das Knochengerüst, von Mensch und Menschenaffe nebeneinander, so sind gewiß eine große Menge gemeinsamer Züge ganz unverkennbar gegenüber den Skeletten anderer, namentlich geschwänzter Säugetiere. Den Menschenaffen fehlt der Schwanz, wie dem Menschen; sie haben fünffache Endstücke der Gliedmaßen, wie dieser, und einen ähnlichen, einigermaßen rundlichen Schädel mit demselben lückenlosen, vollständigen Gebiß. Auch sonst ist Aufbau und Zusammensetzung des Knochengerüstes gleich: für jeden Knochen des Menschenskelettes finden wir den genau entsprechenden am Menschenaffenskelett. Und doch steht der menschliche Knochenmann wie eine schöne Idealgestalt neben dem zwar ganz gewaltig starken und schweren, in allen Einzelheiten aber wie verzerrt erscheinenden Skelett des Gorillas, der dagegen wie ein fürchterliches Untier anmutet.

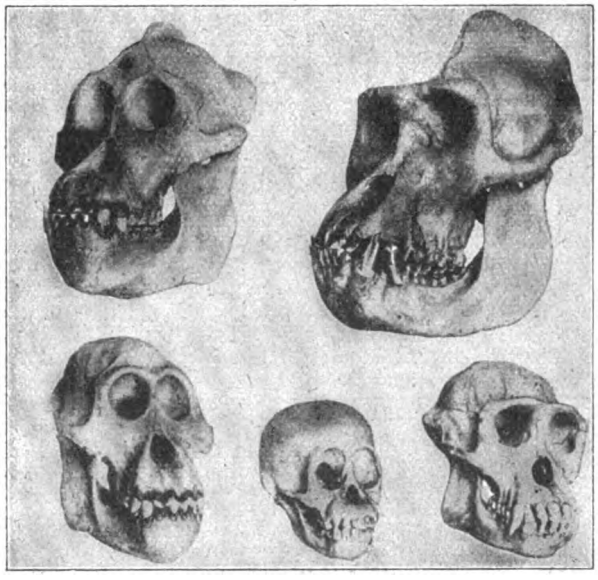
Schimpanse bittend mit langer „Schüppe"

Sowie wir nämlich genauer vergleichen, ergeben sich in jeder Einzelheit Unterschiede, die nach unseren Schönheitsbegriffen alle zuungunsten der Menschenaffen ausfallen. Über den Gesichtsschädel des Menschen erhebt sich geräumig und hochgerundet die Hirnkapsel, gegen die der Kieferteil mit seiner Beiß- und Kauarbeit ganz zurücktritt. Beim Menschenaffen dagegen sehen wir über den stark vortretenden Augenbögen kaum noch eine Wölbung sich erheben, wohl aber lang über den Schädel einen Knochenkamm sich hinziehen, der den Kiefermuskeln zu verstärktem Ansatz dient, und die Eckzähne im Gebiß namentlich der alten Männchen sind zugespitzt und deutlich verlängert, annähernd ähnlich denen der Raubtiere. Der Hals, beim Menschen von der nötigen Länge, um den Kopf wirklich frei und ungehindert beweglich zu tragen, ist beim Menschenaffen kurz, der Kopf mehr nach vorn daran aufgehängt und zwischen die Schultern eingezwängt. Das Schultergerüst selber ist beim Menschenaffen für unsere Begriffe unmäßig stark, die Arme sind übermäßig lang, der Beckengürtel ist im Verhältnis noch stärker, die Beine aber sind trotz aller Schwere der Knochen zu kurz und die Knie nach außen eingeknickt.

Was bedeuten diese Unterschiede? Jedenfalls dürfen sie nicht vom menschlichen Schönheitsstandpunkt aus gewertet, sondern müssen aus der verschiedenen Ortsbewegung, überhaupt dem verschiedenen Leben von Mensch und Menschenaffe erklärt und verstanden werden. Der Mensch lebt auf dem Erdboden, bewegt sich da ganz aufrecht auf seinen langen, gerade gestreckten Beinen, deren Füße nur zum Gehen dienen, und

Digitized by Google

hat dadurch seinen Kopf und seine Hände vollkommen frei für feinere, höhere Leistungen. Der Menschenaffe geht auf seinen kurzen, eingeknickten Beinen nur halb aufrecht, indem er sich dabei auf die eingeschlagenen Fingerknöchel seiner langen Arme stützt, die in dieser Stellung bequem bis zum Boden reichen. Seinem eigentlichen Wesen nach ist er aber mit dieser Körperbeschaffenheit ein Klettertier, und einem Baumleben sind insbesondere seine Hände und Füße offensichtlich angepaßt. Das zeigt sich vor allem darin, daß er seine große Zehe von den übrigen ganz ähnlich abspreizen und ihnen entgegensetzen, mit seinem Greiffuße also ganz ähnlich einen Baumast umklammern kann, wie wir mit unserer Hand. Weniger auffallend, bei genauerer Betrachtung aber doch sehr deutlich und bezeichnend ist die Anpassung der Affenhand an das Kletterleben: der Daumen ist unverkennbar in der Rückbildung begriffen. Und das ist auch sehr erklärlich. Weiß doch jeder von uns, der in seiner Jugend fremde Obstgärten zu plündern pflegte, daß man sich bei hastigem Klettern leicht sehr unangenehm an den Daumen stößt! Das wäre nicht der Fall, wenn unser Daumen schwächer wäre und weiter hinten säße. So ist er aber, und so sitzt er beim Affen. Schon beim Menschenaffen, der doch dem Menschen noch am ähnlichsten ist, und so können die vier anderen Finger, gekrümmt, um so ungehinderter sozusagen als „Kletterhaken" wirken. Trotzdem können die Menschenaffen, ihrer Größe und Stärke entsprechend, sehr derb zupacken: ihre Finger mit den dicken Sehnen unter der harten Haut sind wie Eisenklammern. Diesem Verhältnis entsprechen die Gehirnzustände bei Mensch und Menschenaffe. Das Gehirn des größten und schwersten Gorillamannes, der den schwersten Menschenmann noch weit übertrifft, ist nicht größer und schwerer als das Gehirn eines neugeborenen Menschenkindes, und es erreicht im besten Falle kaum ein Drittel des Gewichtes eines ausgewachsenen Menschengehirnes. Noch ungünstiger stellt sich der Befund für die Menschenaffen, wenn wir vergleichend in den feineren Bau des Gehirns hineinsehen. Das können wir heute, nachdem wir gelernt haben, das Gehirn ebenso, wie andere Organe, in unzählige feine mikroskopische Querschnitte zu zerlegen und es aus diesen vor unserem bewaffneten Auge sozusagen wieder aufzubauen.



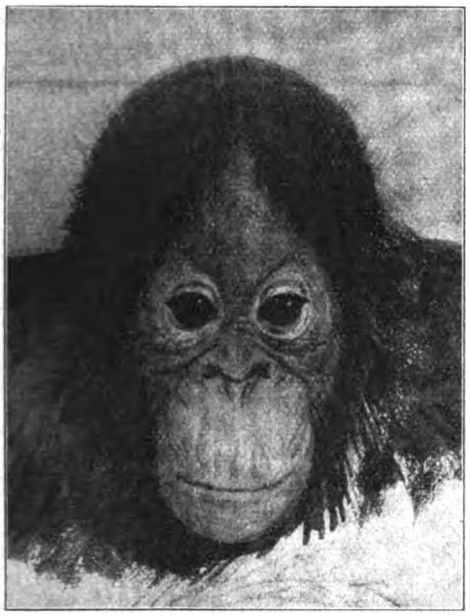
Menschenaffenschädel. Oben: rechts alter Gorillamann; links alter Orangmann. Unten: rechts alter Schimpansenmann; links altes Orangweib; Mitte junger Orang

Da zeigt sich, wieviel geringer im Menschenaffengehirn die Zahl der sogenannten Zentren ist, d. h. derjenigen Grundorgane, an die nachweislich die vielfältigen Leistungen des Gehirns im einzelnen gebunden sind. In demselben Hirngebiete z. B., wo der Mensch gegen 70 solcher Zentren hat, bringt es der Menschenaffe höchstens auf 12! Vielleicht das wichtigste Gehirnzentrum, das Sprachzentrum, fehlt ihm ganz und gar!

Bei fehlendem Sprachzentrum im Affengehirn hat es demzufolge gar keinen Zweck, nach einer „Affensprache" forschen zu wollen, und die Zeitungsfanfaren, die der Amerikaner Garner in gemessenen Zwischenräumen darüber ertönen ließ, sind nur als eitel Humbug zu werten. Das einzige Körnchen Wahrheit daran waren seine ersten phonographischen Versuche über die „Sprache" der amerikanischen Kapuziner- oder Winselaffen, deren Stimme, wie der zweite Name schon andeutet, tatsächlich erheblicherer Modulation fähig ist.

Gerade bei den Menschenaffen sind aber die Lautäußerungen sehr beschränkt. Von dem roten hinterindischen Orang hört man überhaupt kaum einen Ton außer einem gewissen „Quienen" oder Winseln der Jungen. Dabei ist vielleicht bemerkenswert, daß der Orang vollkommen einsiedlerisch, nicht einmal paarweise lebt. Die gesellig lebenden schwarzen Afrikaner, Schimpanse und Gorilla, geben einen kurzen, abgestoßenen O-Laut, bei steigender Erregung ein gewisses Juchzen, und in der höchsten Wut oder Angst ein gellendes Kreischen oder Brüllen von sich. Bei dieser „Sprache" handelt es sich also, wie bei allen anderen Tieren, um nichts weiter als das, was Darwin schon sehr richtig „Ausdruck von Gemütsbewegungen"

Digitized by Google

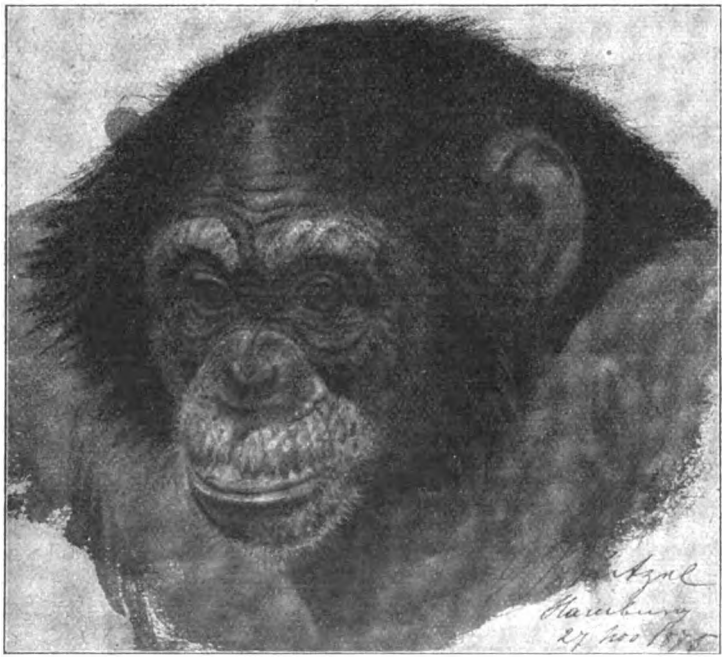


Junger Orang-Utan. Aquarell von Gustav Mützel

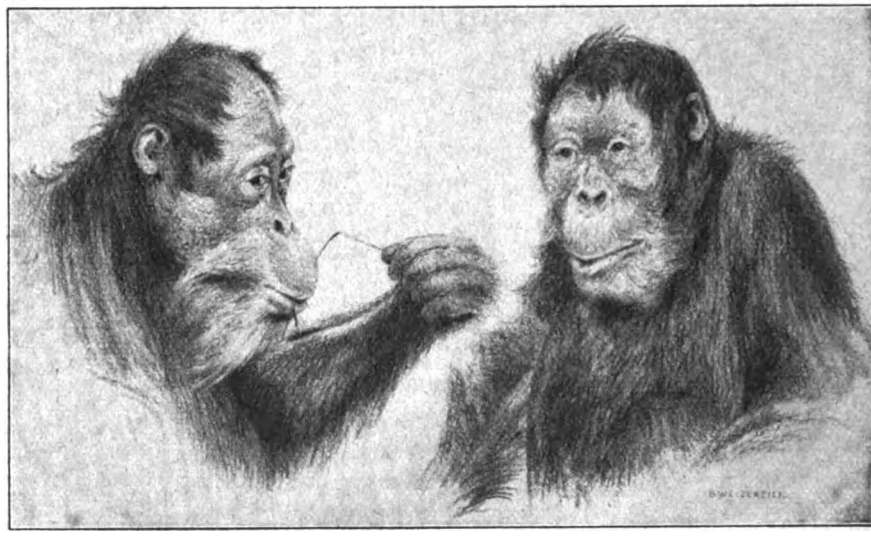
genannt hat. Das hat aber mit begrifflicher Wortsprache im menschlichen Sinne nicht das geringste zu tun.

Begründet sich die Erregung, insbesondere des Schimpansen, auf einen Wunsch, eine Bitte an seinesgleichen oder den Menschen oder das Bestreben, in einer gewissen unterwürfigen Weise gute, freundliche Gesinnung zu zeigen, so werden mit den Tönen zugleich die Lippen zu einer langen „Schüppe" oder Schnute vorgezogen. In dieser Beziehung sind dem Menschenaffen sozusagen keine Grenzen gezogen, weil er keine vortretende Nase hat, wie der Mensch, an der, wie bei diesem, die Oberlippe angewachsen wäre. Tatsächlich können die Menschenaffen ihre Schnute ganz erstaunlich lang ziehen; am meisten der Orang, der auch die Gewohnheit hat, Getränke sich erst hinter die vorgeschobene Unterlippe zu gießen und sie dann durch die Zähne einzuschlürfen. Sehr bezeichnend ist die lange Schnute des bittenden Schimpansen, die etwas an die „Schüppe" unserer kleinen Kinder erinnert. Es muß also dieses Mienenspiel beiderseits, bei Mensch und Menschenaffe, sehr tief im einfachsten und ursprünglichsten Seelenleben begründet sein.

Neben dem fehlenden Nasenvorsprung und im Zusammenhang damit den freien, weit vorstreckbaren Lippen sind eine auffallende Eigentümlichkeit am Kopfe des Menschenaffen, insbesondere des Schimpansen und Gorillas, die Supraorbitalbögen, wie sie in der Gelehrtensprache heißen; verdeutscht möchte ich sie Überaugenwülste nennen. Es ist bemerkenswert, daß diese Überaugenwülste auch beim fossilen Urmenschen, vor allem dem berühmten Neandertaler, noch sehr viel stärker ausgebildet sind als bei den heute auf der Erde lebenden Menschen. Sie treten aber nur am ausgewachsenen Schädel stärker hervor und auch da beim Orang viel weniger als bei den Afrikanern Schimpanse und Gorilla. Im jugendlichen Zustande fehlen sie vollkommen und machen im Verein mit der schwachen Entwicklung des Schnauzenteiles im Gesichte den Schädel des jungen Menschenaffen dem des menschlichen Kindes sehr ähnlich. Eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit der allgemeinen Grundregel im Reiche des Lebendigen, daß verwandte Formen im jugendlichen Alter sich ähnlicher sind als im ausgewachsenen Zu-



Junger Schimpanse. Aquarell von Gustav Mützel



Drang-Utans. Zeichnung von Alfred Weczerzick

stand. Der alte Menschenaffe ist ein wüstes Untier, der junge hat was vom Kinde.

Die starke Verschiedenheit im Alter, die große Ähnlichkeit in der Jugend zwischen Mensch und Menschenaffe wirft zugleich das richtige Licht auf die Frage des Abstammungsverhältnisses, die hier nicht umgangen werden kann. Von den heute mit uns auf der Erde lebenden Menschenaffen können wir nicht abstammen, weil diese geologisch, in der Entwicklungsgeschichte der Erdrinde und ihrer Bewohner, nicht älter sind als wir. Wer daher im Zoologischen Garten am Affenhause und bei den Menschenaffen von „Vorfahren", „Voreltern" usw. spricht, stellt sich damit nur das Zeugnis krasser Unkenntnis aus. Möge also dieses törichte Gerede endlich verstummen! Dagegen gibt die körperliche Ähnlichkeit im kindlichen Zustande zwischen Mensch und Menschenaffe, die wir durch viele Einzelzüge noch weiter belegen könnten, eine gewisse Berechtigung, an eine gemeinsame Stammform zu denken, von der Mensch und Menschenaffe gabelförmig als zwei getrennte Äste nach verschiedenen Richtungen ausgegangen sind. Die Menschenaffen haben sich dabei durch ihr Kletterleben sozusagen festgefahren, während der Mensch durch Erwerb des aufrechten Ganges und zugleich immer bessere Ausbildung des Gehirnes einen freien Weg zur Höhe eingeschlagen hat, auf dem er alle seine Mitgeschöpfe überholte und zum Herrscher der Erde wurde. Für den körperlichen Menschen ist diese Auffassung heute nicht mehr von der Hand zu weisen. Inwieweit man eine selbständige, unsterbliche Seele annehmen und woher man diese ableiten will, ist eine Frage, die sich vom Boden der Tierkunde und Naturwissenschaft überhaupt entfernt. Diese Frage ist also hier nicht zu erörtern, geschweige denn zu lösen.

Es gibt aber auch körperliche Einzelbefunde, durch die der Mensch nicht nur zu den Menschenaffen, sondern zu ihnen und allen übrigen Säugetieren in einem gewissen Gegensatze steht. So die roten Lippen, mit anderen Worten die Umstülpung der Mundschleimhaut nach außen, eine nach Entstehung, Grund und Zweck ganz rätselhafte Eigentümlichkeit des Menschen, und die verschiedene Art der Behaarung auf unserem Kopfe und an unserem übrigen Körper, die es bei den Tieren nicht gibt. Es kommt das gegensätzliche Verhältnis hinzu, daß die Säugetiere, auch die Affen und Menschenaffen, von einer gewissen Bartbildung abgesehen, auf dem Kopfe und an den anderen Körperteilen, wo der Mensch die meisten Haare hat, in der Regel die wenigsten oder gar keine haben.

Schließlich ist an der äußeren Erscheinung der Menschenaffen noch auffällig, daß ihnen ganz und gar das fehlt, was man auf gut Deutsch den Hinteren nennt. Dadurch sehen sie von hinten am allerwenigsten menschenähnlich aus, weil man am Unterende des Rumpfes die doppelte Rundung vermißt, die uns Menschen ziert ... Wir verdanken diese doppelte Rundung aber der starken Ausbildung der Muskeln an jener Stelle, und diese hängt wieder mit unserem aufrechten Gang zusammen. Man kann also, kurz und gemeinverständlich gefaßt, sagen: die Menschenaffen haben keinen Hinteren, weil sie nicht aufrecht gehen und stehen. Die Weibchen teilen aber noch mit den übrigen Affinnen die für menschliche Begriffe nichts weniger als schöne Eigentümlichkeit, daß zur Zeit der Menstruation, die sie in gleichen Zwischenräumen haben wie das

Digitized by Google

menschliche Weib, ihr Hinterende mehr oder weniger beträchtlich anschwillt. Es muß das auch einmal öffentlich gesagt werden, weil die meisten Besucher der zoologischen Gärten diesen merkwürdigen Vorgang, den wir vorläufig nicht erklären können, für eine Krankheit halten und angesichts solcher brünstigen Affinnen sich in mitleidigen Äußerungen über „das arme Tier" oder in unwilligen Redensarten gegen die nachlässige und hartherzige Direktion zu ergehen pflegen.

Über das Freileben der Menschenaffen wissen wir auch heute noch verhältnismäßig sehr wenig: sie sind Urwaldbewohner, scheuer Natur, von scharfen Sinnen und daher nur schwer zu beobachten. Man ist für ihre Lebenskunde ganz auf seltene Glückszufälle angewiesen und kann daher kaum mehr sagen, als daß sie eine Art Zigeunerleben führen, auf den Bäumen oder auf dem Boden unstet umherwandern und jede Nacht wo anders schlafen. Sie machen sich aber jeden Abend ein neues Schlafnest, indem sie auf einem Baume oder größeren Busche in Reichweite ihrer langen Arme die Zweige zu sich her zusammenbiegen und zusammenknicken. So entsteht eine Art natürlicher Sprungfedermatratze, auf der sie dann recht sanft ruhen. Der rote hinterindische Orang als Einsiedler auf seinem einzelnen Nest; die geselligen schwarzen Afrikaner, Schimpanse und Gorilla, auf ihren in Gruppen zusammenstehenden Nestern. Der alte Gorillamann ist zu schwer für ein Baumnest: er schläft auf der Erde, Weiber und Junge in etwas höheren Schlafnestern auf Büschen. Diese Schlafnester hat neuerdings Reichenow d. J. häufig gesehen und genau untersucht. Er fand sie innerhalb der ganzen Horde deutlich in Untergruppen geteilt derart, daß immer zwei große und noch ein oder zwei kleinere nahe beisammen standen, und möchte daran die Vermutung knüpfen, daß größere Gorillahorden sich aus einzelnen Paaren mit ihren Jungen zusammensetzen. Wenn es sich bewahrheitete, daß der Gorilla innerhalb seiner Horde paarweise lebt, so würde das einen überraschenden Gegensatz zu dem Zusammenleben der übrigen Affen bilden, bei denen wir ausgesprochener Vielweiberei begegnen, wie ganz allgemein bei den gesellig lebenden Säugetieren.

Die Nahrung der Menschenaffen soll nach vielfachen Behauptungen der Reisenden durchaus nicht nur aus Pflanzenkost bestehen, sondern es sollen sehr gern auch Tiere, Insekten, Eier und junge Vögel genommen werden. Wir Tiergärtner bestätigen an unsren Pfleglingen aber doch immer wieder die Grundregel, daß die ursprüngliche und natürliche Nahrung rein pflanzlich ist, und neuerdings sind darüber aus dem Freileben auch mehr Einzeltatsachen bekanntgeworden. So lebt auf Sumatra und Borneo der Orang, der wohl kaum freiwillig auf die Erde herabkommt, sondern sich nur im zusammenhängenden Urwalde auf den Bäumen bewegt, offenbar ganz oder fast ausschließlich von Baumfrüchten und zwar auch von unreifen, saueren und bitteren. Der Durian- und der Mangofrucht zuliebe wagt er sich auf Sumatra bis in die Pflanzungen der Eingeborenen, jedenfalls von Hunger getrieben: es scheint also mitunter Schmalhans bei ihm Küchenmeister zu sein. Ähnliches wird vom Schimpansen erzählt, dessen Horden die Pflanzungen der Neger manchmal in sehr unangenehmer Weise belagern und plündern sollen. Auch verlassene Pflanzungen, Altfarmen sucht sowohl der Schimpanse als auch der Gorilla mit Vorliebe auf. Die Waldkost beider ist wohl ungefähr dieselbe. Säuerliche und bitter-aromatische Früchte werden bevorzugt, darunter auch der in unserer Küche gebrauchte Katermum (Amomum).

Warum und wozu aber bei solcher Lebensweise die mehr oder weniger gewaltige Größe und Stärke der alten Menschenaffenmänner, die wir namentlich beim Gorilla anstaunen? Sie ist uns, wie so vieles andere in der Natur, ziemlich unerklärlich; denn die vielberegte geschlechtliche Zuchtwahl, der Kampf und Wettbewerb um den Besitz der Weibchen, bietet doch nur eine sehr wenig befriedigende Erklärungsmöglichkeit, zumal wenn wir hier wieder an die Reichenowschen

Mpungu, der erste lebende Gorilla in Europa (altes Berliner Aquarium)

Digitized by Google

Chica, ein Weibchen der „Teneriffa-Schimpansen", läuft an einem lose auf den Boden gestellten Stock so rasch in die Höhe, daß es die hochaufgehängte Banane haſcht, ehe der Stock umfällt

Schlußfolgerungen aus den familienweise zusammenstehenden Nestern denken. Denn dann müssen wir doch annehmen, daß die einzelnen Paare mit ihren Jungen im Hordenverbande friedlich nebeneinander leben und die Männchen sich ihre Weibchen gegenseitig nicht streitig machen.

Für den menschlichen Jäger allerdings kann solch muskelgewaltiger Urwaldunhold ein lebensgefährlicher Gegner werden. Er wird es aber allem Anschein nach in Wirklichkeit viel seltener, als man von vornherein glauben möchte, und das muß man darauf zurückführen, daß die natürliche Scheu vor dem Menschen, insbesondere dem Europäer mit seiner fremdartigen Erscheinung, schließlich doch stärker ist als alle anderen Antriebe. Immerhin werden Todesfälle von Eingeborenen durch Menschenaffen berichtet und noch mehr Verwundungen und Verkrüppelungen; aber den modernen Gewehren und Patronen gegenüber scheinen selbst die stärksten Menschenaffenmänner verhältnismäßig nur wenig widerstandsfähig zu sein. Ist das nicht auch eine Menschenähnlichkeit?

Über die Fortpflanzung der Menschenaffen war bis in die neueste Zeit kaum mehr bekannt, als daß sie nur ein Junges zur Welt bringen und daß die Mutter dieses Junge monatelang mit sich herumträgt, wie die anderen Affen und der Mensch im Naturzustande auch. Im letzten Jahrzehnt erst haben wir über Fortpflanzung des Schimpansen in Gefangenschaft einige Beobachtungen und Erfahrungen sammeln können.

In Gefangenschaft hat man Menschenaffen schon seit alten Zeiten mit Vorliebe gehalten: reizte es doch erklärlicherweise schon die alten Seefahrer sehr, diese merkwürdigen menschenähnlichen Tiere nach Europa zu bringen!

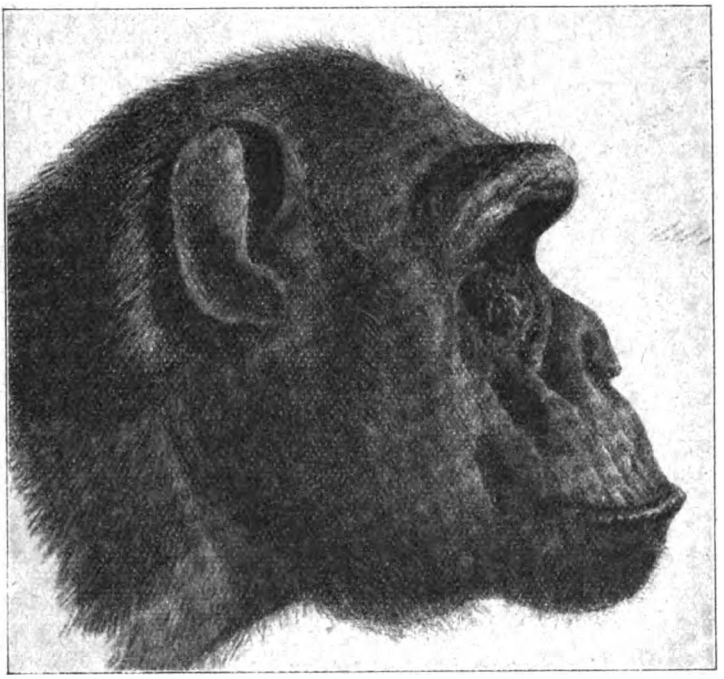
Von ihren menschlichen Landsleuten werden die Menschenaffen übrigens nirgends vorbehaltlos als Tiere angesehen, sondern überall eher als eine Art „Buschmenschen", die nur nicht sprechen, aus irgendeinem Grunde, vielleicht dem nach der Denkweise der Farbigen sehr triftigen Grunde, damit sie nicht arbeiten müssen.

Am längsten ist der indische Orang-Utan bekannt, dessen Name geradezu Waldmensch bedeutet. Ihn kannte schon das klassische Altertum. Plinius spricht von „Satyrn" der indischen Berge mit Menschengesichtern, und nach langen Jahrhunderten noch, bis ins 19., ja sogar bei dem großen französischen Tierschilderer Buffon noch sind überall auf den alten Bildern und Stichen diese

Sultan, das Männchen der „Teneriffa-Schimpansen", stellt einige Kisten übereinander, um die hochaufgehängte Banane zu erreichen

Digitized by Google

„Waldmenschen“, wie selbstverständlich, aufrecht gehend und stehend dargestellt, oft mit einem Ast als „Spazierstock“ in der Hand. So stark war bei den alten Künstlern und Gelehrten der Eindruck der Menschenähnlichkeit und die Überzeugungskraft der Eingeborenenberichte. Die „wilden Menschen“, die der Karthager Hanno mit seiner Flotte an der westafrikanischen Küste sah, waren allerdings wahrscheinlich gar keine Menschenaffen, sondern Paviane, und der erste Europäer, der Schimpanse und Gorilla kennt und unterscheidet, war der englische Weltbummler und Freibeuter Battel zu Ende des 16. Jahrhunderts. Der geschichtliche Ruhm, den ersten lebenden Orang und den ersten lebenden Schimpansen beherbergt zu haben, gebührt dem Zoologischen Garten des Prinzen von Oranien in Het Loo beim Haag, der im 17. und 18. Jahrhundert als wissenschaftliche Anstalt eine Rolle spielte. Mit dem Gorilla dauerte es am längsten: bis zum Jahre 1875, ehe der erste lebend nach Europa kam. Es war der berühmte, von Dr. Falkenstein auf der Loangoexpedition erworbene Mpungu des alten Berliner Aquariums Unter den Linden, wohl eine der berühmtesten Tierpersonen der Vergangenheit.



Mafuka-Dresden, der erste dunkelgesichtige Schimpanse (Tschego?), zeigt die Überaugenwülste. Nach einem Aquarell von Gustav Mützel

Orangs und Schimpansen gehören schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, seit zoologische Gärten in größerer Anzahl aufgetan wurden, zu deren hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten, und es bildete sich sehr bald eine gewisse Art ihrer Haltung und Pflege heraus, die sich mehr oder weniger der menschlichen Kinderpflege annähert, indem man sie einem besonderen Wärter anvertraut, der sich ganz oder doch hauptsächlich ihnen zu widmen hat. Das tut man aber nicht aus vorgefaßter Meinung von ihrer hohen Menschenähnlichkeit, sondern aus der rein praktischen Erfahrung heraus, daß sie so am besten und längsten leben. Namentlich solange sie noch jung und klein sind, haben sie, ihrem Naturtrieb folgend, das lebhafte Bestreben, sich an einen großen, warmen, lebendigen Körper anzuklammern, wie sie das in der Freiheit an ihrer Mutter tun. Der Wärter muß sie daher möglichst oft und lange auf den Arm und den Schoß nehmen, weil sie sich so am wohlsten und behaglichsten fühlen, und dieser zufriedene Zustand ist ohne Zweifel auch auf ihr körperliches Wohlbefinden von Einfluß. Es entwickelt und befestigt sich so ein sehr gutes und schönes Verhältnis zwischen Pfleger und Pflegling, und man hat bei dieser Behandlungsweise in neuerer Zeit den Erfolg gehabt, daß man junge Menschenaffen nicht mehr nur 6 und 7, sondern 16 und 18 Jahre am Leben und gesund erhalten hat.

Das sind nun allermeist einzelne jung eingeführte Stücke, die also ohne jede Berührung mit ihresgleichen, nur unter menschlichem Einfluß groß und dadurch in ihrem äußeren Leben und Auftreten mehr oder weniger vermenschlicht werden. Schon ganz unwillkürlich und ohne besondere Absichten, aus unbewußter Bequemlichkeit und zugleich aus Gründen der Reinlichkeit gewöhnt sie der Wärter an den Gebrauch menschlicher Eß- und Trinkgeschirre, an das Sitzen am Tisch und auf dem Stuhl und schließlich auch an solche Genüsse, wie Kaffeetrinken und Rauchen, denen sie meist leicht zugänglich sind. Dabei spielt natürlich schon eine gewisse Rücksicht auf das Publikum und sein Vergnügen mit, und von da bis zum richtig dressierten Schimpansen des Variététheaters, der als „Konsul“ mit Frack und Claque auftritt, ist dann nur ein Schritt. Bemerkenswert ist dabei, wie diesen Tieren das dauernde Aufrechtgehen und -stehen nach Art des Menschen offenbar

Digitized by Google

Ältere Darstellung eines Waldmenschen vom Jahre 1775

sehr schwer fällt: sie machen als „Gent" in der Regel eine recht jämmerliche, knickebeinige Figur. Als Seilkünstler und Radfahrer dagegen sind sie Virtuosen an Sicherheit und Eleganz, weil sie mit ihren Greiffüßen das Seil umfassen können und als Klettertiere von Natur Equilibristen, Gleichgewichtskünstler sind. Ganz im allgemeinen darf zu diesen Menschenaffendressuren wohl gesagt werden, ohne solchen Dompteurtalenten wie Ernst Perzina u. a. zunahe treten zu wollen, daß eine rechtschaffene Pferdedressur ungleich mehr Arbeit macht. Der Schimpanse begreift, nach unserer Erfahrung im zoologischen Garten zu urteilen, sehr bald, was er soll, und tut es dann auch auf das Stichwort, wenn er weiß, daß er muß. Von jenem rührenden Eifer des Hundes seinem Herrn gegenüber ist aber bei ihm ebensowenig die Rede wie bei den übrigen Affen.

Es bleiben noch die körperlichen Unterschiede der drei Menschenaffengattungen untereinander kurz darzulegen und zum Schluß ihre geistigen Leistungen unbefangen kritisch zu würdigen, soweit sie durch wissenschaftlich einwandfreie Beobachtungen und Versuche klar- und festgelegt sind.

Die Menschenaffenform des indisch-malaiischen Inselgebietes, der Orang-Utan von Sumatra und Borneo, ist durch die rotbraune Farbe seines langen, rauhen Haarkleides auf den ersten Blick schon so auffallend von den schwarzen oder schwarzgrauen Afrikanern Schimpanse und Gorilla unterschieden, daß gar keine Verwechslung mehr möglich ist, wenn man sich diesen groben und grellen Farbengegensatz einmal gemerkt hat. In seinen Körperverhältnissen ist der Orang dem Menschen am unähnlichsten, und in seinen Lebensverhältnissen ist er das ausschließlichste Baumtier, das freiwillig kaum jemals auf die Erde herabkommt. Dementsprechend hat der Orang die kürzesten Beine und die längsten Arme, die ihm am gestreckten Körper noch bis zu den Fußknöcheln herunterreichen. Ferner stehen bei ihm die Füße am meisten nach innen gewendet, so daß sie sich beim Klettern zwar sehr gut an die Äste anlegen, beim Gehen auf der Erde aber bloß mit dem äußeren Rande der Sohle den Boden berühren. Schließlich ist beim Orang nicht nur der Daumen der Hand, wie bei den Afrikanern Schimpanse und Gorilla auch, in der Rückbildung begriffen, sondern auch die Daumenzehe des Fußes, die nicht einmal immer mehr einen Nagel trägt und verwachsene Zehenglieder hat. Alles Dinge, die wir wohl ohne weiteres auf das Baumleben und die Kletterbewegung zurückführen dürfen!

Für zwei andere viel auffälligere und höchst absonderliche Eigentümlichkeiten des Orangs, namentlich des alten Männchens, haben wir dagegen keine Erklärung: für den Kehlsack und die Backenwülste. Beides Zutaten, die den alten Orangmann, mit menschlichen Schönheitsbegriffen gemessen, zu einem geradezu unheimlichen Untier machen, bei dessen Anblick einen wohl ein Gruseln überlaufen kann! Den Kehlsack möchte man natürlich mit der Stimme in Beziehung bringen; dazu besteht aber bei dem beinahe stummen Orang nicht die geringste Berechtigung. Eher könnte man ihn vielleicht noch als eine Art Wasserkissen für den schweren Kopf auffassen. Die Backenwülste fallen schließlich unter die sogenannten sekundären Geschlechtscharaktere, wie das Hirschgeweih und ähnliches, weil sie nur beim Männchen sich ausbilden; damit ist aber für wirkliche Erklärung wenig gewonnen.

Das auffälligste Merkmal des Orangs bleibt aber immer das Haarkleid. Nicht nur durch seine auffallende, brandrote Farbe, sondern auch durch die Länge der einzelnen Haare, die auf Schultern, Armen und Beinen sage und schreibe: einen halben Meter lang werden. Auf dem Kopfe liegt das Haar, wie von hinten heraufgekämmt, manchmal ganz nach Art des scherzhaft sogenannten „Sardellenbrötchens" mancher kahlköpfigen Menschen, und nicht nur am Kinn, sondern auch auf der Oberlippe wächst dem Orangmann ein mehr oder weniger starker Bart, der älteren Männchen der backenwulstlosen Abarten oft einen ganz erstaunlich menschliches Aussehen verleiht.

Die in der Haltung schon richtige Zeichnung eines Orang-Utan vom Jahre 1855

Die Backenwülste haben übrigens durchaus nicht alle

Digitized by Google

alten Orangmännchen. Man hat eine Zeitlang geglaubt, die von Borneo hätten sie, die von Sumatra nicht; das hat sich aber nicht bewahrheitet, und die Frage, wieviel Arten oder Unterarten von Orangs man zu unterscheiden hat, ist überhaupt sehr schwer zu lösen, obwohl bei einem ausschließlichen Baumtier, wie dem Orang, für den jeder größere Fluß und jede größere Freilandstrecke ein Verbreitungs- und Vermischungshindernis ist, die Vorbedingungen zur Ausbildung vieler geographischer Formen und Unterarten ganz besonders günstig erscheinen. Aus den praktischen Erfahrungen im Tierhandel kann man sagen, daß die Borneo-Orangs in der Regel dunkelrotbraun, so recht brandrot, die aus Sumatra (sie kommen gewöhnlich von Deli) hellrotbraun gefärbt sind.

Solch ein junger Orang hat durch seinen hochgewölbten Hirnschädel sehr viel Menschenähnlichkeit, allerdings viel weniger mit einem Kinde als vielmehr mit einem alten Mann, und zwar durch die eigentümliche Haarfrisur. Er hat so eine Art Schopenhauerkopf; oft ist er auch kahlköpfig. Ein alter Orangmann dagegen ist — man muß sagen: ganz eine Sache für sich. Der Kehlsack und die Backenwülste geben ihm ein so eigenartiges Gepräge, daß man ihn mit gar nichts anderem vergleichen kann. Um die letzte Jahrhundertwende waren mehrmals solche alten Riesen-Orangs lebend zu sehen, weil Ernst Pinkert, der damalige Besitzer des Leipziger Zoologischen Gartens, sich die Einfuhr angelegen sein ließ. Die Untiere erregten natürlich überall, wo sie gezeigt wurden, Aufsehen, hielten sich aber nicht lange, weil sie doch nicht mehr in die Gefangenschaft einzugewöhnen waren. Jüngere Stücke hat man schon zehn Jahre und länger am Leben erhalten.

Der ausdauerndste und häufigste Menschenaffe im zoologischen Garten ist aber doch der schwarze afrikanische Schimpanse. Ihn kannte man in der zweiten Hälfte vorigen Jahrhunderts, der ersten Blütezeit der zoologischen Gärten, nur aus Westafrika: vom Senegal und Gambia, aus den Oberguineagebieten, vom Kongo und aus dem portugiesischen Angola. Die jungen Schimpansen, die daher kamen, hatten allermeist helle Gesichter, wenigstens hellen Mund, Nase und Augenwülste, und als daher in den 1870er Jahren der Dresdener Zoologische Garten von der Loangoküste einen dunkelgesichtigen Schimpansen erhielt, die später so berühmt gewordene Mafuka, geriet diese sofort in den Verdacht, ein Gorilla oder Gorillamischling zu sein, und erregte einen Gelehrtenstreit. Man einigte sich dann eine Zeitlang sozusagen auf der mittleren Linie, indem man das Tier nach dem Vorgang des Afrikareisenden Du Chaillu Tschego nannte und darunter eine große, langarmige, dunkelgesichtige Abart des Schimpansen verstand. Aber auch dieser Name blieb der Mafuka nicht erhalten, als mit dem weiteren Fortschritt der Afrikaforschung, zumal aus unseren Kolonien, immer mehr dunkelgesichtige Schimpansen bekannt wurden, wobei sich zeigte, daß der Schimpanse durchaus kein ausschließlich westafrikanisches Tier ist, sondern tief im Innern Afrikas, am Tanganjikasee, noch vorkommt.

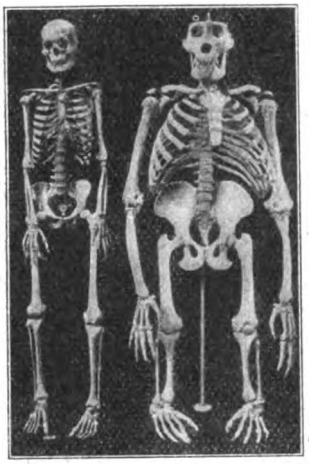
Unter diesen Dunkelgesichtern verdient unsere Kameruner Schimpansin Missie hier Erwähnung, weil sie 16 Jahre lang der verwöhnte Liebling des Berliner und Fremdenpublikums, sozusagen die Primadonna des Berliner Zoologischen Gartens war. Sie hatte sich unter entsprechender Pflege und Behandlung zu einem wahren Menschentier entwickelt, das nicht nur Eß- und Trinkgeschirr zu gebrauchen, sondern auch mittels Schlüssels aus dem verschlossenen Tischkasten herauszuholen verstand. Ja sogar einer Zigarette nach dem Kaffee war Missie nicht abgeneigt.

Wieder eine andere Schimpansenform, die Kahlkopf-Schimpansen, vertritt eine zweite berühmte Schimpansin der Vergangenheit, die Sally des Londoner Gartens, die ein sogenannter Kulukamba war und in der Geschichte der Wissenschaft, insbesondere der Tierpsychologie, eine gewisse Rolle gespielt hat dadurch, daß der englische Psycholog Romanes sie zu Intelligenzversuchen benutzte, insbesondere sich bemühte, ihr das Zählen beizubringen. Dies leistete sie nach den Angaben von R. mit Sicherheit bis 5, mit steigender Unsicherheit bis 10 und darüber hinaus gar nicht mehr. Die Zählfähigkeit mancher Wilden steht, solange sie unter sich sind, auch nicht höher. Es bleibt aber immer der gewaltige, grundsätzliche Unterschied, daß sie, in europäische Schule genommen, mehr lernen können, weil sie ein Sprachzentrum im Gehirn haben und auch sonst die Vorbedingungen, die dazu gehören.

Wenn der Schimpanse durch kürzere Arme und längere Beine in seinen Körperverhältnissen schon mehr dem Menschen sich annähert als der Orang, so ist das erst recht der Fall beim Gorilla, der unter den Menschenaffen die kürzesten Arme und die längsten Beine hat. So sieht er in der Jugend einem häßlichen, haarigen, dickbauchigen Negerkinde recht ähnlich. Auch das heranwachsende Gorillaweibchen ist noch ein ziemlich ebenmäßig gebautes Tier, wie uns die Pussi des Breslauer Zoologischen Gartens beweist, die über sieben Jahre dort lebte. Bis jetzt der einzige Gorilla, der längere Zeit in europäischer Gefangenschaft aushielt. Der alte Gorillamann dagegen ist wieder ein mindestens ebenso fürchterliches Untier wie der alte Orangmann, oder noch fürchterlicher. Er ist nämlich ein Muskelmann von so kolossalem Kaliber (Gewicht bis zu fünf Zentnern!), daß wohl selbst der stärkste Schwergewichtsringkämpfer nicht gegen ihn aufkommen könnte. So gewaltig sind die Muskelmassen auf seinem ungeheuer breiten



Digitized by Google



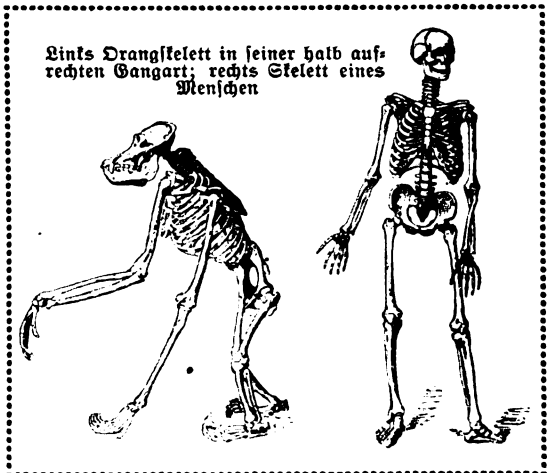
Skelett eines Menschen und eines Gorillas

Schultergerüst und Brustkasten. Wozu, das bleibt freilich ein Rätsel. Wer will solchem Urwaldzyklopen etwas anhaben? Gereizt oder angeschossen, ist er natürlich ein streitbarer Kämpe mit dieser Ausrüstung; er läßt beim Angriff nicht nur ein bellendes Brüllen hören, sondern bearbeitet auch seine mächtige Brust mit den nicht minder mächtigen Fäusten. Dieses Brusttrommeln, eine nur dem Gorilla eigentümliche Gewohnheit, üben auch die Weibchen und schon die Jungen, wenn sie in Erregung geraten. Die Gorillajagdgeschichten nach Du Chaillu, v. Koppenfels u. a., von Tiermalern, wie Leutemann, mit der nötigen Phantasie illustriert, wetteiferten an aufregender Wirkung mit den besten Indianergeschichten und rückten Westafrika mit den Schauern seines Urwaldes in den Vordergrund.

Ich traute aber meinen Augen kaum, als mir im Jahre 1903 von Hauptmann v. Beringe, einem Vetter Wissmanns, eine Kiste zugeschickt wurde mit Fell und Skelett eines unzweifelhaften Gorillas und ein Brief dazu, laut dem v. Beringe diesen Gorilla 3000 Meter hoch in der Vulkankette nördlich des Kiwusees, auf dem Kirunga, erlegt hatte. Also in dem damaligen Deutschostafrika! Es war der erste Berggorilla, den ich dem Berliner Museum überwies und der dort als eine besondere Art, die dicht und lang behaarte Gebirgsform des Gorillas, beschrieben und dem Entdecker zu Ehren benannt wurde. Inzwischen haben die eifrigen Museumssystematiker längst eine ganze Reihe von Gorillaspezies oder -subspezies gemacht, die sich durch Größe, Farbe, Schädel- und andere Merkmale mehr oder weniger deutlich unterscheiden. Mit dem Verlust unserer Kolonien wird aber auch darin jetzt wohl ein gewisser Stillstand eintreten.

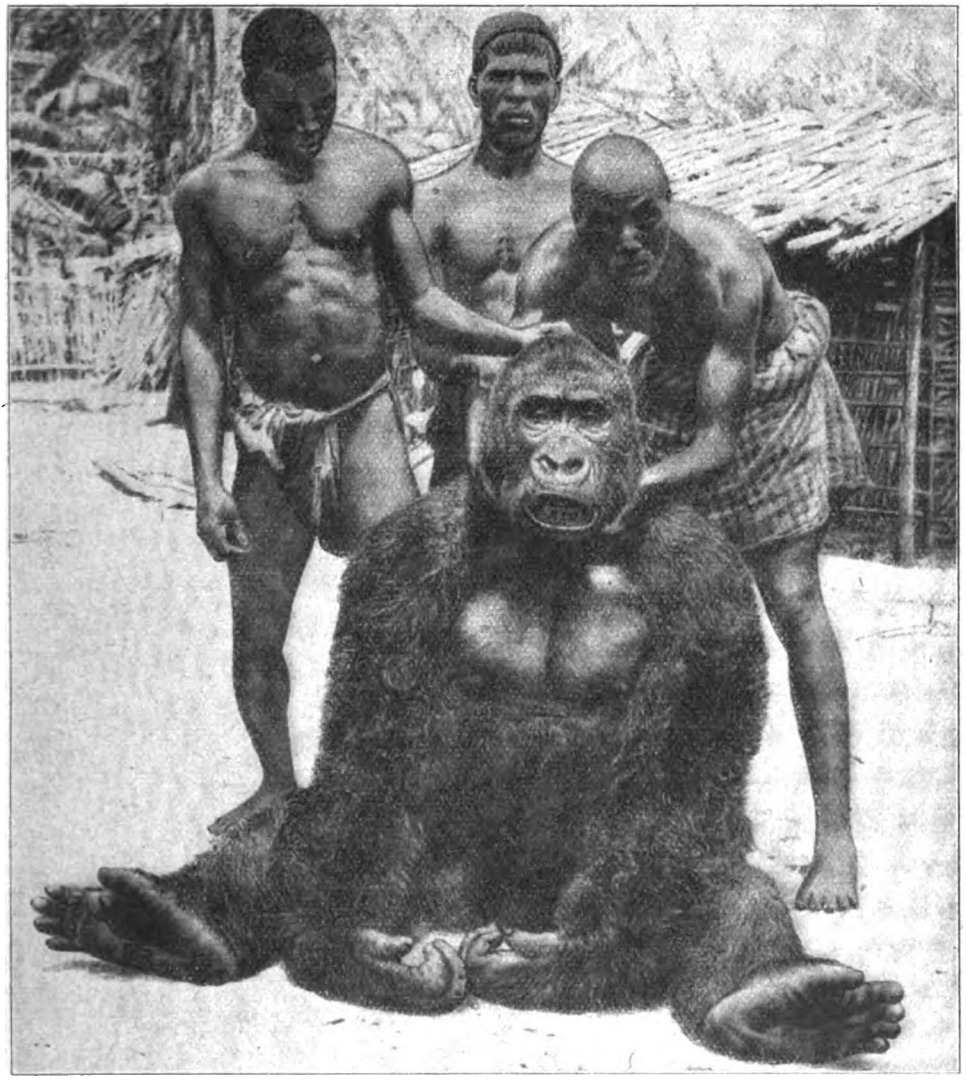
Von größtem Allgemeininteresse sind schließlich die wohldurchdachten, im besten Sinne wissenschaftlichen Intelligenzprüfungen, denen man neuerdings auf einer mit Mitteln der Preußischen Akademie der Wissenschaften eigens zu diesem Zwecke eingerichteten Menschenaffenstation in Teneriffa eine Anzahl dieser Tiere unterzogen hat, bis der Währungssturz nach dem Kriege zur Verlegung in den Berliner Zoologischen Garten zwang. Der Vater des ganzen Gedankens war der Berliner Experimentalphysiologe und Nervenarzt Rothmann, der aber leider die Erfolge seiner Bemühungen nicht mehr erleben sollte, und derjenige, der die meisten Erfolge, höchst bedeutungsvolle Ergebnisse, mit den Tieren erzielt hat, war Prof. Wolfgang Köhler, jetzt auf den psychologischen Lehrstuhl in Göttingen berufen. Er hat in mehreren Berichten an die Akademie seine Arbeiten mit den Tieren äußerst anziehend fesselnd geschildert. Ich will zum Schluß versuchen, das Wesentlichste daraus möglichst kurz wiederzugeben, und bitte, das als aufklärendes Beispiel zu würdigen für den Unterschied zwischen wirklichen, wissenschaftlich einwandfreien Intelligenzprüfungen und anderen sattsam bekannten Vorführungen äußerlich ähnlicher Art, die sich auf Vorurteil und Selbstbetrug gründen. Quadrat- und Kubikwurzeln ziehen, Briefe und Testamente diktieren können die „Teneriffa-Schimpansen", die übrigens alle aus Kamerun stammen, nicht; aber was sie können, das leisten sie wirklich aus ihrer eignen, angeborenen Intelligenz heraus.

Ob ihnen Intelligenz zukomme im wahren Sinne dieses lateinischen Wortes, d. h. wirkliche Einsicht in ursächliche Zusammenhänge, das war die Hauptfrage. Sie mußte bald bejaht werden. Denn es zeigte sich ein grundsätzlicher Unterschied im Benehmen der Menschenaffen, wenn sie vor eine Aufgabe gestellt wurden, gegenüber gewöhnlichen Affen, Katzen und anderen Tieren, die namentlich amerikanische Psychologen ähnlichen Versuchen unterzogen haben. Diese Versuche mußte man selbstverständlich auf möglichst ursprüngliche und unmittelbar wirkende Triebe aufbauen: auf den Freiheitstrieb und den Freßtrieb oder beide zu-



Links Orangskelett in seiner halb aufrechten Gangart; rechts Skelett eines Menschen

Digitized by Google



Erlegter Riesengorilla

sammen. Sperrte man so einen gewöhnlichen Affen, eine Katze in einen engen Käfig ein, aus dem sie sich mittels einer gewissen Vorrichtung befreien konnten, so versuchten sie stets diese Befreiung ebenso plan- und wahllos wie hartnäckig an allen Ecken und Enden des Gefängnisses, bewegten dabei zufällig früher oder später auch den öffnenden Hebel und waren dann mit einem Male frei, offensichtlich ohne irgendwelche Einsicht, warum und wieso.

Sperrte man sie abermals ein, so verlief der Versuch ganz ähnlich; nur war vielleicht zu bemerken, daß die Tiere in Erinnerung an die erste Befreiung eher und mehr an der Stelle des Käfigs sich zu schaffen machten, wo beim ersten Versuche das Gefängnis sich geöffnet hatte. Schließlich richteten sie ihre Bemühungen sofort auf diese Stelle und verstanden so, sich schnell zu befreien; zweifellos aber ohne wirkliche Einsicht in den ursächlichen Zusammenhang. Sie machten an dem Hebel mehr oder weniger zahlreiche, ganz plan- und wahllose Bewegungen, unter denen — rein zufällig — auch einmal die richtige war.

Ganz anders unsere Menschenaffen; insbesondere das Männchen Sultan, das überhaupt die meisten Intelligenzbeweise geliefert hat. Jedenfalls entsprechend seinem Geschlechte, das auch im Freileben der Horde die Führung hat. Bei ihm folgte auf die anfänglichen vergeblichen Bemühungen stets ziemlich bald eine Zeit ruhigen Dasitzens



Digitized by Google

Die Hand eines weiblichen Schimpansen

und — man kann nicht gut anders sagen als: Überlegens. Und dann ergab sich mit einem Male, wie durch plötzliche Erleuchtung, oft sogar begleitet von einem kleinen Aufschrei, die richtige Lösung der Aufgabe.

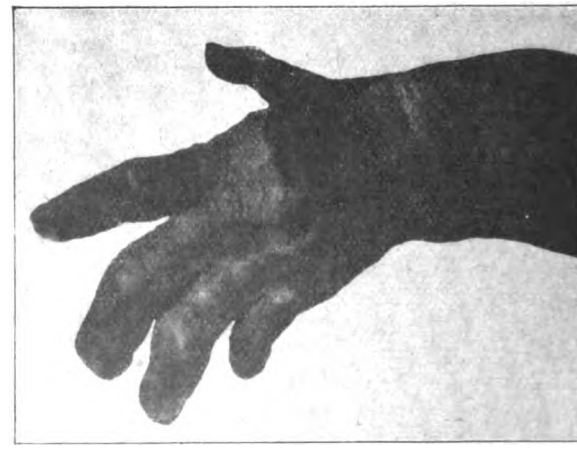
So, wenn dem Affen eine Banane so weit entfernt vom Käfiggitter hingelegt war, daß er sie trotz eifrigster Bemühungen mit der Hand nicht erreichen konnte. Da fiel sein Blick auf ein Bambusrohr, das man in eine Ecke des Käfigs gestellt hatte: er ergriff es und holte sich mit ihm die Banane heran. Also unzweifelhafter Gebrauch von Werkzeugen, den man allerdings geraume Zeit schon nicht mehr allein dem Menschen zuschreiben durfte, seit übereinstimmende Zeugnisse neuerer Afrikareisender vorliegen, daß die Paviane unzweifelhaft mit Holz und Steinen werfen. Aber damit noch nicht genug. Unsere Schimpansen machten auch einen unbestreitbaren Anfang zur Anfertigung von Werkzeugen, indem sie, als ein Bambusrohr nicht genügte, um die Banane zu erreichen, ein zweites in das hohle Ende des ersten hineinsteckten und mit dem so verlängerten Stocke zum Ziele zu kommen wußten. Noch unzweifelhaftere Anfertigung von Werkzeugen ist es, wenn ein Menschenaffe der Station, ein Orang, um sich einen Stock zu schaffen, vorsichtig einen langen Span vom Dachgebälk losspliterte, und ein anderer, als sein Stock nicht durch eine enge Öffnung ging, ihn sofort mit den Zähnen auf die richtige Breite zurechtbiß.

Als eine Banane so aufgehängt wurde, daß die Schimpansen sie im Sprunge nicht erreichen konnten, in der Nähe aber zugleich einige Kisten standen, schoben sie diese nicht nur herbei, sondern stellten sie auch aufeinander, bis die Frucht erreichbar wurde. Dabei offenbarte sich aber sehr bezeichnend ihre Kletternatur, vermöge deren sie geborene Gleichgewichtskünstler sind: es genügte ihnen, wenn die Kisten in der halsbrecherischsten Weise aufeinandergetürmt waren, um, obendrauf virtuos balancierend, zum Ziele zu gelangen.

Ein Weibchen, die stärkste und beste Turnerin, verstand es sogar, unter der hoch aufgehängten Banane an einem langen Stocke, den sie sich selber herbeigeholt hatte und, auf den Boden aufgestellt, in der Hand hielt, so rasch in die Höhe zu laufen, daß sie die Banane schon erhascht hatte, ehe der Stock umfallen konnte.

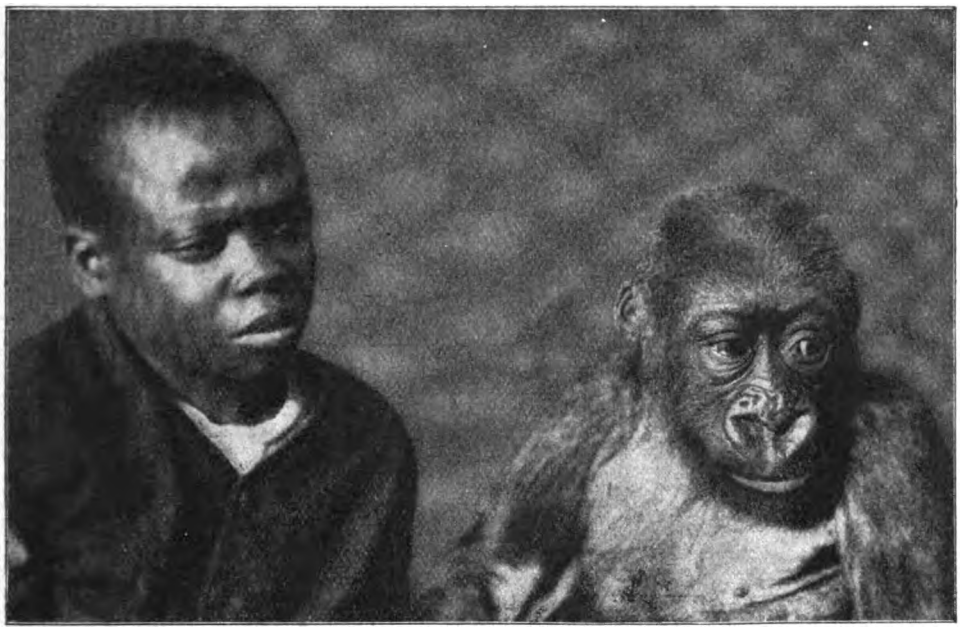
Das Merkwürdigste an diesen Versuchen scheint mir aber, daß sich bei den Stationsaffen persönliche Unterschiede in den Geistesgaben zeigten. Wie sie alle körperlich verschieden aussehen, vor allem verschiedene Gesichter haben, was allerdings zum größten Teil aus ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen geographischen Rassen des Schimpansen innerhalb Kameruns zu erklären sein mag, so sind sie auch geistig verschieden begabt. Es können z. B. durchaus nicht alle den Kistenversuch selbständig ausführen, sondern nur, wenn er ihnen ganz genau vorgemacht wird.

Insbesondere ein Weibchen zeichnet sich durch Dummheit aus, so sehr, daß es sich dadurch geradezu den Namen „Loca“ (d. h. auf portugiesisch die Dämliche) zugezogen hat. Das zeigte sich bei gewissen Gelegenheiten wiederholt in sehr bedeutsamer Weise. Die Stationsaffen pflegten öfter hintereinander im Kreise zu gehen, was um so mehr den Eindruck eines Reigens machte, als sie sich dabei mit irgendwelchem Schmuck zu behängen liebten. Auch bei Regen und Kälte



Die Hand eines männlichen Schimpansen

Digitized by Google



Negerjunge und junger Gorilla aus Carl Hagenbecks Tierpark, Hamburg-Stellingen

suchten sie sich zu bedecken, wie alle Menschenaffen in Gefangenschaft, und ebenso suchten sie sich, namentlich im Nacken, gegen die kräftige Sonne der Kanarischen Inseln zu schützen. Solange nun der Reigen einfach im Kreise ging, hielt Loca, die Dämliche, ganz brav mit. Sobald aber der Führer darauf kam, durch Einbeziehung eines zweiten Mittelpunktes die Tanzfigur zur Ellipse zu erweitern, so ging das über ihren Horizont: sie irrte ab und konnte sich nicht mehr zurechtfinden.

Und doch ist diese Loca insofern das wichtigste Mitglied der Gruppe, als sie nach ungefähr sechsmonatiger Tragzeit zum erstenmal in Europa ein Junges brachte und dieses gut aufzog. D. h. wieder mit einer Einschränkung durch ihre Dummheit. Sie hat ihm nämlich den rechten Arm gebrochen, weil sie es mit aller Gewalt durch ein enges Gitter zerren wollte, während sie es unmittelbar daneben durch weites Gitter bequem wieder zu sich hätte heranholen können. Im Freileben weichen eben die natürlichen Hindernisse, Äste und Zweige, elastisch aus, im zoologischen Garten die eisernen Gitterstäbe aber nicht. Nach der Geburt wurden einige bemerkenswerte Instinkthandlungen beobachtet. Die Alte nahm den Kopf des Neugeborenen in den Mund und befreite ihn (Nase, Mund, Augen) durch Saugen von dem anhängenden Schleim; ferner warf und schüttelte sie ihr Kleines mehrfach hin und her, wodurch offenbar das Atmen und die Lebensgeister überhaupt angeregt wurden. Sie begann auch, das Innere der Nachgeburt aufzufressen, die bekanntlich zur Milchabsonderung anregende Stoffe enthält. Sie tat aber niemals auch nur das geringste, um dem Jungen das Erreichen der Nahrungsquelle an ihrer Brust zu erleichtern, leistete in dieser Beziehung also weniger als jede Kuh oder Ziege, die sich breitbeinig hinstellt, jedes Mutterschwein, das sich auf die Seite legt, wenn die Jungen saugen wollen. Sie trug nur das Junge an ihrem Körper, und zwar in der ersten Zeit öfter seitlich in dem Leistenwinkel zwischen Bauch und Bein, später, als es größer wurde, mehr mitten am Bauche. Es klammerte sich dabei mit allen vieren auf den Leibesseiten der Mutter an die Haare an. Schon in den ersten Tagen seines Lebens stimmte es manchmal in das Rufen der Großen ein,

Digitized by Google

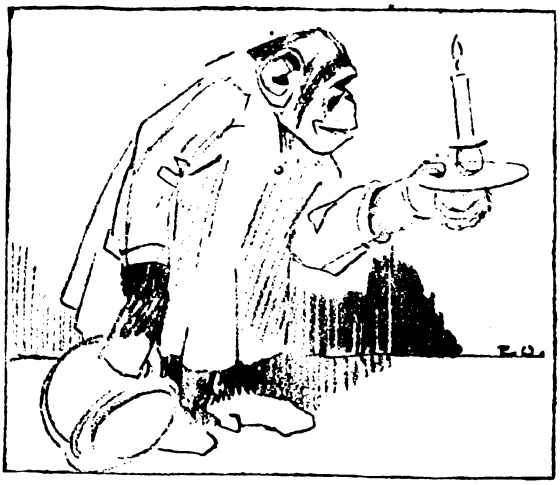
und jetzt, im siebenten Monat, schaut es längst sehr bewußt um sich, bemerkt ohne Zweifel jeden Herannahenden, macht dann öfter eine kleine Schüppe und stößt ein kurzes Quaken aus. Im selbständigen Laufen und Klettern hatte es schon sehr schöne Fortschritte gemacht, und die Alte unterstützte diese, allerdings in sehr wenig geschickter und schonender Weise, indem sie das Kleine einfach an einem Arm hinter sich herzog. Darin ist leider durch die Armlähmung eine gewisse Hemmung eingetreten, die aber anscheinend schon wieder überwunden zu werden beginnt.

Das Junge hat heute noch ein ganz helles Gesicht, obwohl es von dunkelgesichtigen Eltern stammt, und es hat damit also wohl eine ähnliche Bewandtnis, wie mit der weißen Fleckung der Hirschkälber, die bei den meisten Arten später vergeht, bei manchen aber zeitlebens bestehen bleibt.

Über den Verkehr der Stationsschimpansen untereinander muß schließlich noch gesagt werden, daß sie sich, zu mehreren Gleichaltrigen beisammen, viel äffischer zeigen, als die einzelnen Stücke, die man früher hielt, und die doch, das muß man jetzt einsehen, durch den einseitigen Verkehr nur mit Menschen mehr oder weniger unnatürlich vermenschlicht waren, selbst wenn sie nicht systematisch dressiert wurden. So z. B.: als die Gruppe hier ankam und die Tiere aus den Kästen, in denen sie die ganze Reise jeder allein gemacht hatten, herausgelassen wurden, waren wir alle fast gerührt, als wir sahen, wie sie sich unter Freudengeschrei ganz menschlich umarmten. Im nächsten Augenblick staunten wir dann aber um so mehr, als sie sich, ganz äffisch, das Hinterteil zukehrten, also die zur Höflichkeitsgebärde verflachte geschlechtliche Anbietung übten, die wir bisher nur von den niederen „Tieraffen" kannten. Es ist mit dieser eigenartigen Begrüßungsform bei den Affen eine ähnliche Sache, wie bei uns Menschen mit der Verbeugung, die der letzte Rest des Kniefalls ist.

Orang-Utan. Federskizze von Otto Dill

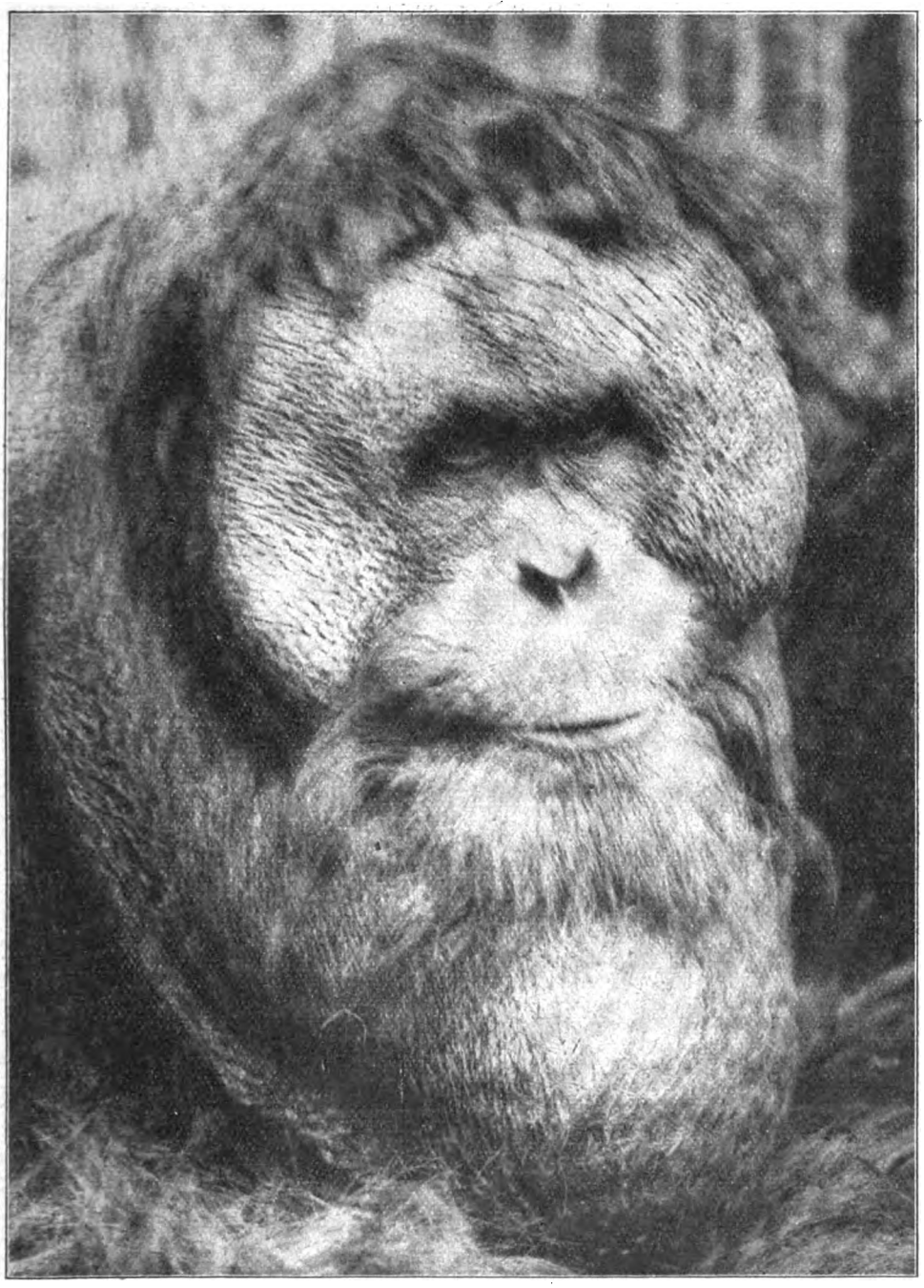
Ferner: was wir ebenfalls bis dahin nur von den Tieraffen kannten: die Stationsschimpansen dienten sich alsbald auch gegenseitig mit dem „Lausen", wie das Publikum zu sagen pflegt. In Wirklichkeit haben die Affen nur sehr wenig Ungeziefer, unsere Schimpansen gar keins, und es handelt sich nur um eine gegenseitige Hautpflege, die aber allerdings täglich mit der größten Beflissenheit und Gründlichkeit auf der einen und der größten Duldung und Hingabe auf der anderen Seite geübt wird. Dabei bearbeiten die sehnigen Finger und harten Nägel für unsere Begriffe mit großer Schonungslosigkeit ebensowohl das Gesicht wie das entgegengesetzte Körperende, ohne daß der so unbarmherzig „Gepflegte" auch nur einmal muckt oder ruckt. Eine einstweilen schwer verständliche Lebensgewohnheit! Aber was wissen wir denn von dem natürlichen Freileben der Menschenaffen? Wer will es beobachten im dichten Urwald und Busch?



Dressierter Gentleman-Schimpanse
Zeichnung von Eugen Oßwald

Aus dem Gefangenschaftsleben, insbesondere unserer Stationsschimpansen, ließe sich noch vielerlei berichten, was die Menschenaffen ihres Namens nicht unwürdig erscheinen läßt. In dieser Hinsicht sind gewiß vor allem solche Züge bezeichnend, die beweisen, daß die Menschenaffen fähig und geneigt sind, freiwillig auch für solche Dinge sich zu interessieren und sich mit ihnen zu beschäftigen, die weder für ihr eigenes Wohl noch für die Erhaltung der Art etwas nützen können. So spiegelten sich alle mit Eifer und

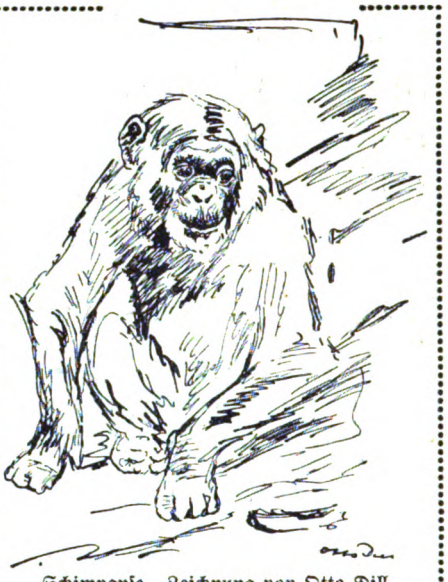
Digitized by Google



Kopf eines alten Orang-Utan von Bornes (Sultan-Amsterdam) mit Kehlsack und Backenwülsten

Digitized by Google

offenbarem Vergnügen, nachdem ihnen einmal ihr Spiegelbild gezeigt worden war. Erst griffen sie zwar danach hinter den Spiegel; bald aber beschränkten sie sich rein auf das Spielerische, und das ging sogar so weit, daß sie sich dann in jeder Glasscheibe, ja in jeder Glasscherbe und Wasserpfütze mit Genuß spiegelten, indem sie den Kopf näherten und entfernten, Grimassen schnitten usw. Und damit auch noch nicht genug: sie ergötzten sich sogar an den Spiegelbildern anderer Gegenstände, indem sie ihre Blicke abwechselnd auf die Wirklichkeit und die Spiegelbilder warfen, die sie durch Drehen des Spiegels zu wechseln wußten.



Schimpanse. Zeichnung von Otto Dill

Anderseits wirken Schreck- und Spukgestalten, Masken, Fratzen auf den Menschenaffen genau so furchterregend wie auf den Menschen; ja sogar schon Kinderspielzeugfiguren in Menschen- oder Tierformen werden als verdächtig angesehen und gemieden, während ganz unkenntliche Gebilde sezessionistischer Plastiken gar nicht beachtet werden. Es läßt das auf sehr tief und jenseits jeder praktischen Erfahrung liegende seelische Empfänglichkeiten schließen.

Ebenso sind gemütlich ansprechende und seelisch gewinnende Züge zahlreich und vielfältig zu beobachten. Futterneid und Futterstreit kommen kaum vor, dagegen freiwilliges Abgeben aus eigenem Überfluß an einen bittenden Hordengenossen, der Mangel leidet, und augenblickliche tatkräftige Hilfsbereitschaft nach dem Grundsatz „alle für einen" bei Gefahr. Dabei wird auch der menschliche Pfleger in die Gemeinschaft einbezogen, wenn er gefährdet erscheint. Und ebenso, wenn an ihm etwas zu „pflegen" ist und er sich das gefallen läßt. Ein Holzsplitter wurde ihm aus der dargebotenen Hand sofort herausgeholt, zwar etwas grob, aber doch auch wieder auf recht geschickte und zweckmäßige Weise. Gibt es einmal Streit untereinander oder Strafe vom Pfleger, so ist bald nachher überquellend zärtliche Versöhnung mit Umarmungen und Händedrücken dem Schuldigen Bedürfnis, und gleicherweise erfolgen stürmische Dankbarkeitsbezeugungen nach jeder Wohltat.

Es treten aber nicht nur in den verstandesmäßigen Geistesgaben, sondern auch im Charakter unverkennbare persönliche Verschiedenheiten hervor, und auch hier ist es wieder ein Weibchen, das sich durch abweichendes, zur Heimtücke neigendes Wesen auszeichnet und zugleich durch eine gewisse Rauf- und Angriffslust. Es ist eine Art Mannweib, und zwar den anderen Weibchen gegenüber auch in des Wortes allereigentlichster Bedeutung. Dabei ist diese „Grande" körperlich die zierlichste und feinste, also die „weiblichste" von allen.

Meine kurzgedrängte, vielleicht allzu kurzgedrängte Betrachtung der Menschenaffen darf ich schließen mit dem Worte: Es steckt wohl alles Tier im Menschen, aber nicht aller Mensch im Tiere.

Die Teneriffa-Schimpansen im Berliner Zoologischen Garten. Scherenschnitt von Otto Wiedemann

Digitized by Google

# Das Glück des Herrn Korbes

## Novelle von Alice Berend

Es gibt Leute, die man nie sieht. Obwohl sie es sind, die die Straßen beleben, die Bahnen füllen, derentwegen die hohen Häuser da sein müssen. Leute, die man erst bemerkt, wenn sie nicht da sind.

So einer war Herr Korbes. Das schlichte Blondhaar nicht anders gescheitelt, wie jeder Friseurkopf im Schaufenster der Vorstadtstraßen. Von Statur nicht zu groß und nicht zu klein. Jeder Anzug, der in den Schrankreihen der Warenhäuser, lebebereit, nur ohne Kopf noch, wanderfertig wartete, schien eigens für ihn gearbeitet. Keine besondern Merkmale verschönten, noch verunzierten Herrn Korbes.

Er war der dreizehnte von vierzehn Geschwistern. Ging die Familie des Sonntags spazieren, wollte kein Vorübergehender glauben, daß alles dies Privatbesitz. Dagegen im Haus gab es für keinen einzelnen etwas, das ihm allein gehörte. Außer was jedem am Leibe angewachsen. Wäsche, Kleider, Kamm, Bürste, Stiefel, wer sie zuerst erwischte, der hatte sie. Daß ein Bett zweien gehörte, war das mindeste. Denn der Papa des Herrn Korbes war ein kleiner Magistratsbeamter, kein Fürst, für dessen weitverzweigte Dynastiegelüste schon in der Wiege vorgesorgt war.

Unser Charakter kommt mit uns auf die Welt. Herr Korbes war schon als Kind von peinlichster Ordnungsliebe. Wenn das zerlesene Märchenbuch auch einmal in seine Hände kam, las er die Geschichten, wo man Wünsche wünschen konnte, die in Erfüllung gingen. Was er selbst in gleicher glücklicher Lage zu erbitten hätte, war ihm außer Zweifel. Ein Kamm, mit dem sich niemand anderes kämmen durfte, ein Bett, wo niemand drinnen lag, noch nachsteigen durfte, ein eigener Waschtisch mit einem Stück duftender Seife. Dinge, die wohl schon mancher besaß. Ganz achtlos. Wahrscheinlich weil er keinen Zauberer dafür hätte in Anspruch nehmen müssen.

Der Zauberer des Märchens, im praktischen Leben ist nun der feste Wille. Korbes, der dreizehnte, ahnte dies. Unbeirrbar ging er auf sein Ziel zu. Sauber, pflichttreu, gescheit und gescheitelt.

Eines Tages war es erreicht. Herr Korbes hatte sein eignes Pult in dem roten Steinhaus, in dem man die Einnahmen der Bürger registrierte, einschätzte und mit staatlichem Recht reduzieren half.

Wenn Herr Korbes seine Lebensanschauung schon früher gewonnen, so befestigte sie sich hier. Mehr als einmal täglich beim Zahlenschnörkeln freute er sich, daß nicht er es war, der alle diese Abgaben zu leisten hatte. Daß nicht er es war, der mit einem dieser großen Vermögen belastet. Nicht einmal durch Heirat wünschte er zu solchem zu kommen. Er glaubte nicht daran, daß geteilte Freuden doppelte sind. Nach den Erfahrungen seiner Kindheit und Jugend.

Dagegen hatte er sich in aller Stille ein ganzes Warenhaus von kleinen Glücken aufgebaut. Wo Herr Korbes Herr war und sonst niemand.

Äußerlich war diese Burg der Zufriedenheit eine leer gemietete Stube der Witwe Weiß. Die etwa keine alte Frau war. Sie war jung, schlank, mit gewelltem Blondhaar und etwas kurzsichtig blinzelnden Blauaugen. Sie hatte den Herrn Weiß verloren, bevor sie noch recht warm bei ihm geworden. Eine Mitteilung, bei der die neuen Mieter ihren Kneifer zu putzen begannen. Während Frau Weiß weiter erklärte, daß sie ihren Angetrauten drei Tage nach der Hochzeit durch einen Messerstich verloren hatte. Herr Weiß war äußerst jähzornig gewesen. Hatte schon manchen zu einem bunten Auge verholfen, bis es ihm selbst so übel ergangen. Unter den Blicken der blankgeputzten Kneifer fügte seine Witwe seufzend hinzu, daß der Tod hingenommen werden müsse, wann er komme.

Herr Korbes hatte unterdessen die Reinlichkeit der Stube geprüft. Die Scheiben waren blank geputzt. Man sah kein Spinngewebe. Herr Korbes mietete. Es war die beste Stube der Witwenwohnung. Mit einem Erkerfenster, von dem aus, wie Frau Weiß erklärte, man die ganze Welt sehen konnte. Wirklich blickte man von dort in zweiundfünfzig Fenster und auf ein Stück belebter Straße.

Jeder Vorzug will berechnet sein. Herr Korbes beugte vor. Er sähe niemals zum Fenster hinaus. Er wisse ohnedies, daß um uns herum viel Unangenehmes geschähe.

Die Witwe Weiß sagte sich, daß sie einen Sonderling vor sich habe.

Doch wußte sie aus Erfahrung, daß gerade diese Art Mieter die pünktlichsten Zahler waren.

Digitized by Google

Sie brachte somit Herrn Korbes Vertrauen entgegen. Das war gut. Denn die Möbel, mit denen Herr Korbes vorfuhr, glichen keiner Kapitalsreserve. Als die Träger ihre Arbeit getan, glich die reinliche Stube einem Speicher für alte Kisten. Nur ein Gegenstand hob das Milieu. Ein blankes, breites Bettgestell, von jener vorzüglichen Art, wie die Witwe Weiß sie in Zeitschriften abgebildet und angepriesen gesehen. Wo tadelloser traumloser Schlaf gleich im Kaufpreis einbegriffen.

Vieles ist weniger, als es scheint, manches mehr. Witwe Weiß begriff dies, als sie tags darauf in der Stube ihres Mieters die tägliche Ordnung richten wollte. Da war keine Kiste mehr zu sehen. Ein hübscher Waschtisch stand da, überzogen, mit Wachstuch, ein Kleiderschrank mit eingekerbten Sonnenblumen. Ein breiter Schreibtisch, über den eine grüne Friesdecke bis zum Boden hing. An einer Wand stand sogar ein Diwan. Kleine durchwirkte Teppichreste bedeckten ihn, machten ihn kunterbunt und echt türkisch. Nur am Fußende schimmerte noch eine Kistenwand hervor. Wie wenn ein Zauberer kurz vor Vollendung seines Werks davongeschreckt. Auf der freigebliebenen Kistenwand leuchteten die Namenslettern einer berühmten Champagnerfirma. Was der Witwe Weiß ein Milderungsgrund schien.

Am andern Tag war auch diese verräterische Stelle verschwunden. Fehlerlos schmückte der türkische Diwan den Raum, zwischen beblümter Kommode und hohem Büchergestell.

Diese Seite des Zimmers war der Wohnraum. Die andre Hälfte, wo sich Bett und Waschtisch an die Wand lehnten, wurde Schlafstube benannt. Herr Korbes hielt genau Ordnung. Nie betrat er den Wohnraum, bevor er vollkommen angekleidet. Ebenso ließ er sich nie zu der Ungeschicklichkeit hinreißen, sich abends auf der Seite des Wohnzimmers zum Schlaf zu rüsten.

Nicht die lauten Freuden machen den Genuß des Lebens. Jede Wollust blieb hinter dem Herrschergefühl zurück, das Herrn Korbes durchdrang, wenn er die Schwelle dieses Heims überschritt. Wo ihm jedes Stück gehörte. Unantastbar für jeden andern auf dieser überfüllten Welt.

Lächelnd addierte Herr Korbes die zehnstelligen Vermögensziffern seiner Mitmenschen. Auf saubern, tadellos liniierten Bogen, mit spitzer Feder, die aus den Zahlen Kunstgebilde zu schnörkeln verstand. Während in seiner Tasche das Schlüsselbund klirrte.

Niemand achtete darauf, daß Kollege Korbes lächelte. Ganz unmotiviert. Denn im Büro lächelt man nur im Gespräch mit dem Vorgesetzten.

Herr Korbes lächelte jedoch auch, wenn er die Tür zu seinem Reich der Zufriedenheit aufschloß. Ein Augenblick, der stets von einem höflichen Gruß der adrett gekleideten Witwe Weiß begleitet wurde. Lächeln verschönt. Dünkte es die Witwe Weiß. Sie freute sich den ganzen Tag auf diesen Augenblick. Ihr jähentrissener Jähzorniger hatte nie gelächelt, soweit sie sich erinnerte.

Herr Korbes nahm diesen Gruß als eine der Unannehmlichkeiten hin, die überall auf den Weg gestreut sind, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Hinter verriegelter Tür jedoch gefiel ihm das schnurrende Gesurr der Nähmaschine im Nebenraum. Er zog es jedem Klavierspiel vor. Da störte kein Trauermarsch den angenehmen Augenblick, wo man die Teetasse an den Mund setzte. Da säuselte kein Liebeslied, wollte man sich ernsthaften Studien widmen.

Das Studium des Herrn Korbes galt der Pilzkunde. Er war ein gewiegter Pilzkenner. Nicht nur das. Er war Vorsitzender des Vereins „Zum Champignon", der an Sommersonntagen in geschlossener Gesellschaft auf die Pilzsuche ging. Aber auch allein widmete sich Herr Korbes in freien Stunden dieser Passion. Seine Beute bereitete er selbst in der weißgetünchten, saubern Witwenküche. Frau Weiß sagte dann, daß sie Walduft spüre. Eine gehäufte Messerspitze voll erhielt sie als Kostprobe. Es genügte, um auch in ihr ein außerordentliches Interesse für diese edle Pflanzenart zu wecken. Sie hätte sich gern am Studium beteiligt. Herr Korbes war jedoch der Ansicht, daß Pilzsuchen keine Damenbeschäftigung sei ...

Geruhsam folgten sich die Tage. In der linden Abwechslung der Jahreszeiten, aber sonst in peinlicher Ordnung.

Jedoch, man kann sich vor großem Glück so wenig schützen, wie vor dem Gegenteil.

Eines Abends fand Herr Korbes die Einteilung seines Zimmers aufs willkürlichste gestört. Eine Kiste stand auf der Grenze zwischen Schlafraum und Wohnstube. Gerade an einem Tage, wo Herr Korbes von einem Jugendfreund begleitet war, der einmal sehen sollte, wie gut man es haben kann, wenn man es ein wenig versteht. Jener war ein Seemann, der aller Friedlichkeit auf festem Land hohnlachte.

Der Freund bemerkte natürlich nichts als die Kiste. Er fragte, was Herr Korbes da Sonderbares an Bord habe? Ob er schon billiges Material für seinen Sarg sammle?

Herr Korbes sagte sich, daß alles Unangenehme nur von Menschen komme. Das

Digitized by Google

Wort Sarg schien aus allen Ecken widerzuhallen. Herr Korbes würde das Zimmer vor Schlafengehen ausräuchern müssen. Das Fenster wenigstens öffnete er sofort.

Inzwischen hatte er sich besonnen, woher die Kiste sein könne. Sie gehörte zu dem ihm noch gebührenden Teil des väterlichen Nachlasses. Der Bruder, bei dem sie verwahrt, hatte längst gewünscht, den Platz frei zu bekommen, den sie fortnahm.

Die Witwe Weiß trat ins Zimmer und entschuldigte bescheiden die Unordnung.

Der Seemann kniff die Augen zu und blinzelte von der Witwe Weiß zu Herrn Korbes und wieder zurück. Wie wenn er eine Momentaufnahme zu machen wünschte. Dabei pfiff er das Seemannssignal: Festland gesichtet.

Die Witwe Weiß lächelte.

Die früheren Kisten hatten zerfallene Korken und Bindfadenreste enthalten. Auch Vater Korbes hatte zu denen gehört, die dafür sorgen, daß nichts verloren gehe im Weltall. Diese war mit alten Briefumschlägen gefüllt. Der Seemann griff hinein. Betrachtete einige der vergilbten Blätter und stieß wieder einen Pfiff aus.

Herr Korbes fand wiederholtes Pfeifen geräuschvoll. Er ging darum selten zum Hafen. Obwohl ihm sonst der Anblick reger Tätigkeit angenehm war.

Gast ist Gast. Herr Korbes bereitete mit umständlicher Sorgfalt den Tee. Eine Mischung mit drei zugespitzten Tropfen Rum, die er für eigne Erfindung hielt. Jeden Tag aufs neue vollkommen.

Der Gast nahm die Rumflasche und goß sich die Hälfte davon in seine Tasse. Er sagte, daß er gewöhnt sei, eine große Fläche von Flüssigkeit vor sich zu haben.

Man kam ins Gespräch. Herr Korbes berichtete von den verschiedenen Arten, auf die sich jeder Buchstabe, jede Zahl schreiben ließe. Stände man nur erst auf wahrhaft vertrauten Fuß mit ihnen. Der andre erzählte vom Meer, von den Kniffen des Seemanns gegenüber diesem schlauen Element. Dabei wanderte er auf und ab im Zimmer.

Schon mehrmals war Herr Korbes nervös zusammengezuckt. Schließlich machte er den Gast darauf aufmerksam, daß er beständig in den Schlafraum träte.

„Verdammt gemütliche Kajüte," sagte der Seemann. Bald darauf verabschiedete er sich.

Die Witwe Weiß kam wieder behutsamen Schrittes herein. Um auf sanfte Art Ordnung zu schaffen. Herr Korbes blätterte im Handlexikon der Giftpilze. Die Witwe Weiß kicherte plötzlich. Herr Korbes hob den Kopf. Die Witwe Weiß entschuldigte sich. Sie hätte an den Blick denken müssen, mit denen sie der Herr Freund des Herrn Korbes gemustert. Was hatte der wohl bedeuten sollen.

Herr Korbes konnte sich keines besondern Blickes erinnern. Der Herr wäre Seemann Solche Leute hätten ihre Eigenarten.

Die Witwe Weiß seufzte. Vielleicht dachte sie, daß jeder Stand seine Eigenart habe.

Versonnen rastete sie auf den Rand der Kiste.

Herr Korbes hob wieder den Kopf.

Er sagte, daß die Kiste sobald als möglich entfernt werden müsse. Sie raube dem Zimmer die Behaglichkeit ...

Herr Korbes schlief unruhig in dieser Nacht. Er träumte. Man hatte ihn in die Kiste legen wollen, die ein Sarg geworden war. Aber in der Kiste war die Witwe Weiß schon anwesend. Herr Korbes hatte sich gesträubt, mit einer Dame, auf unabsehbare Zeit, zusammen begraben zu werden. Auch, daß geteiltes Leid, halbes Leid, glaubte er nicht. Selbst nicht im Traum ...

Schlechter Schlaf macht verdießlich. Als ein Eilbrief Herrn Korbes inmitten der Bürostunden störte, dachte Herr Korbes sofort, die Witwe Weiß hätte ihn gesandt.

Absender war jedoch der Seemann. Ohne Überschrift oder weitere Einleitung schrieb der Freund, daß man ins Meer hineinspucken könne soviel man wolle, es bliebe rein. So wollte er's mit seinem Gewissen halten. So viel Dreck auch dagegen pralle, er wolle es sich sauber bewahren. Darum, nach schlafloser Nacht, wolle er Herrn Korbes nicht länger vorenthalten, daß dieser Millionär sei. Trotzdem er wisse, daß er großes Glück leider für Unglück halte. Anbei folge, reumütig, ein aus der Kiste entwendeter Briefumschlag. Ein Fachmann habe die Marke darauf auf Tausende bewertet. Die Kiste aber wäre gefüllt mit solchen. „Prost, Milliardär," schloß der Brief.

Herr Korbes schützte ein Unwohlsein vor und stürzte aus dem Büro. Er eilte in sein Heim. Friedliche Ruhe, gewohnte Ordnung empfing ihn. Die Kiste war fort. Die Witwe Weiß war stolz darauf. Eigenhändig hatte sie dem Spediteur bei der Fortschaffung geholfen. Herrn Korbes' Erregtheit, ungewohnt wie sein Hiersein zu dieser Stunde, ließ sie lächeln. Sie glaubte etwas ahnen zu dürfen. Pflichttreue kann sich jederzeit prüfen lassen.

Lächeln ist Auffassungssache. Herr Korbes dachte nur an die Kiste. Er blickte der Witwe Weiß starr in die blauen Augen und sagte, daß sie etwas zu ahnen scheine. Sie gab dies zu. Herr Korbes trat dicht vor sie hin und sagte, daß er ihr ansähe, daß sie alles wisse.

Die Witwe lächelte dem männlichen Mann sanft in die Augen. Sie sagte, wenn Herr

Digitized by Google

Korbes es ihr sage, werde sie wissen, was sie zu ahnen hoffe.

Herr Korbes stutzte. Er begriff nicht. Doch war zum Rätselraten keine Zeit. Es hieß die Kiste zurückzugewinnen.

Großes Glück ist Unglück. Herr Korbes hatte die Genugtuung, seine Lebensanschauung bewahrheitet zu finden. Die Kiste war nicht aufzufinden. Immer, wenn Herr Korbes sie erreicht zu haben glaubte, war sie gerade weiter expediert. Er hätte wohl Mittel gewußt, sie ein wenig zu umgehen. Dank seines Berufs. Aber er war immer ein ehrlicher Kerl gewesen.

Herr Korbes grübelte. Es war offenbar mit wenig Geld leichter anständig zu bleiben, als mit unermeßlichem Reichtum.

Wenn Herr Korbes die Witwe Weiß ins Auge faßte, empfand er Mitleid. Sie würde sich bald nach einem neuen Mieter umsehen müssen. Reichtum verpflichtet.

Wer würde das behagliche Zimmer künftig bewohnen? Wem würde die sanfte Fürsorge zuteil werden? Herrn Korbes wurde es ungemütlich zumute. Es war ihm, als sähe er nach seinem eigenen Hinscheiden in sein früheres Leben.

Anderseits auch die neue Wohnung verlangte Überlegung und Nachdenken. Dem Eigennutz frecher Dienstboten würde man nun kaum noch entgehen können. Herrn Korbes wurde plötzlich unendlich wehmütig zu Sinn. Wie wenn in der Ferne tausend Leierkasten spielten.

Obendrein begann es zu regnen. Herbsttropfen. Herr Korbes hatte sie von je als persönliche Feinde betrachtet. Er kehrte um. Erkältung war rasch geholt. Je mehr man zu verlieren hat, um so größer die Gefahr. Auch der Tod bevorzugte die Reichen.

Endlich hatte Herr Korbes die braune Tür wieder vor sich, hinter der er Friedlichkeit, Ruhe, Wärme und Wohlbehagen seiner wartend wußte.

Das Zimmer war geheizt. Die Witwe Weiß dachte an alles. Herr Korbes hoffte, daß sein Nachfolger wenigstens kein Flegel sein möge. Ertappte sich gleichzeitig bei dem Wunsch, daß die Kiste verschwunden bleiben möge. Ärgerte sich aber sofort über solche Leichtfertigkeit. Am meisten mußte man sich vor sich selbst hüten.

Begütigend flammte das Lampenlicht auf. Die Kiste stand wieder im Zimmer. Hinter der Tür lachte die Witwe Weiß. Sie hatte den Augenblick der Überraschung mit Spannung erwartet.

Großes Glück ist Unglück, wieder hatte Herr Korbes den Triumph, seinen Lebensspruch bewiesen zu sehn. Die Kiste war leer.

Die Witwe Weiß wunderte dies nicht. Von nichts ist nichts. Dem papiernen Inhalt dankte das Zimmer seine behagliche Wärme. Daß Herrn Korbes an den vergilbten, modrigen Inhalt der Kiste etwas gelegen sein konnte, hatte die Tüchtige nicht ahnen können. Herr Korbes war kein Leichtfuß. Er war vorsichtig genug gewesen, niemanden auch nur etwas davon anzudeuten.

Jedoch es können auch zwei Gescheite unter einem Dach sein. Die Witwe Weiß verriet mit keiner Miene, daß sie ein Ungeschick begangen. Diese Geistesgegenwart hatte sie bei ihrem jähentrissenen Jähzornigen gelernt.

Sie schwor, daß die Kiste leer angekommen. Es war klar, daß das Papiergeschnitzel bei den vielen Irrfahrten der Kiste irgendwo ausgeschüttet.

Man kann nicht immer konsequent sein. Herr Korbes, Feind jeder Intimität, ließ die Witwe Weiß den Brief des Seemanns lesen. Sie setzte sich auf den Rand der Kiste, begann zu lesen und lachte. Sie fand das bespuckte Meer drollig. Sonst glaubte sie kein Wort von dem ganzen Schreiben.

Herrn Korbes' Erblaßtheit belebte sich. Diese Glücksmöglichkeit war tatsächlich vorhanden. Er sagte, daß die Witwe Weiß eine gescheite Frau sei. Sie wehrte ab. Eine Frau kann nie so klug sein als ein Mann. Das sei ihre feste Überzeugung. Eine Anschauung, die Herrn Korbes nicht mißfiel.

Trotz des Regens gab Herr Korbes seine Männlichkeit noch einmal der Herbstkühle preis. Der Briefumschlag, den der Seemann mitgesandt, wurde einem Fachmann vorgelegt, wobei Herr Korbes wohlweislich betonte, daß ihm der große Wert dieses Gegenstandes vollauf bewußt. Der Geschäftsmann war ein Schulkamerad des Herrn Korbes gewesen. Der Spartrieb Korbes', des dreizehnten, war ihm bekannt. Er blickte auf den Briefumschlag und sagte dann freundlich, ob sich Herr Korbes vielleicht etwas überarbeitet habe. Man kommt dann leicht in den gereizten Zustand, bescheidensten Dingen Wert beizumessen. Es handelte sich hier um eine gewöhnliche Dienstmarke Spaniens, die jemand wohl scherzeshalber auf diesen Umschlag angebracht habe.

Bei geschäftlichen Dingen hört die Freundschaft auf. Herr Korbes bedankte sich höflich. Aber er hielt es doch für angebracht, noch einen, ihm ganz unbekannten Fachmann zu befragen. Auch diesem verhehlte er nicht, daß ihm der hohe Wert dieses Papiers durchaus bekannt.

Der Mann sah flüchtig auf das Blatt. Länger auf Herrn Korbes. Genau, als zähle er die Regentropfen auf seinem Schlecht-

Digitized by Google

wettermantel. Endlich sagte er: „Sie sehen nicht wie ein Betrüger aus. Aber aus solchen dummen Scherzen sollte man in Ihren Jahren herausgewachsen sein."

Dies genügte Herrn Korbes. Der Ärger dieses Mannes war zweifellos echt. Herr Korbes glaubte sicher sein zu können. Er hatte also kein Vermögen verloren. Ihm war gar nichts geschehen.

Die Witwe Weiß erwartete ihn mit Unruhe. Sie erfuhr den Sachverhalt. „Gott sei Dank," sagte sie.

„Wieso?" fragte Herr Korbes.

Die Witwe Weiß war schon wieder in der Küche. Sie wußte, daß es auch ungerechten Zorn geben konnte. Sie bereitete das Abendessen. Festlich. Sie sagte, daß sie ein Gefühl habe, als müsse man etwas Besonderes heute feiern. Jedenfalls war so viel über das Vorgefallene zu sprechen, daß man das Essen gemeinsam nahm.

Herr Korbes fand es heute recht warm im Zimmer.

Die Witwe Weiß verriet, daß sie heute besonders gut geheizt. Doch wolle sie trotzdem die Heizung Herrn Korbes heut nicht auf die Rechnung bringen. Sie kicherte. Ihr war eingefallen, wieviel Herr Korbes sparen würde, wenn sie gemeinsam Haushalt führten. Nur ein Zimmer zu heizen benötigen. Sie seufzte. Die Winterabende waren lang. Die Nähmaschine allein war da kein Trost.

Herr Korbes fand diese Reden nicht ganz unvernünftig. Er selbst sogar hatte sich heute daran erinnert, daß nun wieder die Abende kamen, wo jeder länger als der vorige. Auch die Pilzkunde war nicht unerschöpflich. Außerdem hielt er die Anschauung der Witwe Weiß über das Proportionsverhältnis zwischen dem männlichen und dem weiblichen Verstand für die einzig mögliche Grundlage einer Ehe. Trotzdem war kein Grund zur Übereilung. Entschlüsse faßt man des Morgens, nicht in der Dunkelheit.

Herr Korbes dankte der Witwe Weiß für den angenehmen Abend und bat sie, den Tisch abzuräumen ....

Am andern Morgen war Herr Korbes pünktlich am Arbeitspult. Man hatte ihn vermißt. Nicht sofort. Am ersten Vormittag hatte der Vorgesetzte die zu bearbeitenden Akten genau so auf Herrn Korbes' Pult geschleudert wie immer. Erst als er die Papiere zurückverlangte, bemerkte er, daß niemand dagesessen zu haben schien.

Es gibt Tage, wo nichts klappen will. Der Vorgesetzte glaubte, dies diesmal mit Herrn Korbes' Fehlen in Verbindung bringen zu müssen. Dieser Korbes, unbeirrt pflichttreu, schien eine unentbehrliche Kraft.

Mit höflicher Entschuldigung meldete sich Herr Korbes zurück. Von starker Erkältung beabsichtigte er einiges zu murmeln.

Der Vorgesetzte unterbrach ihn. Er war nicht nur ein gutmütiger Mensch, er hatte auch das kurze Gedächtnis, das diese Tugend verlangte. Ehe Herr Korbes etwas vorgebracht, rief er, daß er alles wisse. Erneuter Familienzuwachs. Er gratuliere. Freue sich, Herrn Korbes wieder vorzufinden, habe in diesen Tagen bereits pflichttreuen Beamten für bedeutend höhere Gehaltsklasse vorgeschlagen.

Einen Vorgesetzten bezichtigt man keines Irrtums. Korbes verbeugte sich schweigend ...

Kein Irrtum ohne Folgen. Die Gehaltserhöhung trat in Kraft. Herr Korbes fühlte sich verpflichtet, seinen Vorgesetzten nicht ganz und gar Lügen zu strafen. Wenigstens so weit es in seiner Macht stand. Noblesse oblige. Er fühlte sich verpflichtet, wenigstens den Junggesellenstand zu verlassen.

Er teilte der Witwe Weiß mit, daß sie, anknüpfend an ihr Gespräch, betreffs vereinfachter Haushaltführung, ihren Witwenstand als bald beendet ansehen dürfe.

Darauf trat er einen Schritt zurück. Und fügte hinzu, daß er sich alles Weitere für später vorbehalte ...

Die Witwe Weiß wußte, daß Korbes großes Glück für Unglück halte. Sie bewahrte Fassung ...

Wie eine Ehe beschaffen ist, kann niemand von außen feststellen. Immerhin, Herr Korbes grüßte seinen Vorgesetzten bis ins höchste Alter mit ausgesuchter Hochachtung...

## Weben. Von Hans Much

Noch blüht und grünt der Wegessaum.
Mild fließt das Licht. Noch ahnt man kaum
Ein herbstliches Entfärben.
Noch ist kein Baum der Blätter müd.
Von allem, was da herbstlich blüht,
Weiß keines um das Sterben.

Es schweigt der Raum und schweigt so weit.
Mich dünkt, die schonungslose Zeit
Herrscht heut mit Widerstreben.
Schweigsam zieht durch die Welt der Tod,
Aus Pflicht und Leid, aus Glück und Not
Webt er das ewge Leben.

Digitized by Google

# Der dimensionale Aufbau unserer Sinnenwelt

Von Dr. Fritz Huber

Ueber die vierte Dimension und das Problem „Raum und Zeit" sind innerhalb der letzten Jahre so manche, den meisten Menschen schwer verständliche Abhandlungen geschrieben, daß vielleicht gerade die Plauderei eines Laien über dieses Gebiet bei den Laien Verständnis und Entgegenkommen finden wird. Die wenigsten Menschen können sich unter der vierten Dimension überhaupt etwas vorstellen; und doch ist es möglich, diesen Begriff wenigstens annähernd zu erfassen. Wir wissen, daß eine gerade Linie erstdimensional, eine Fläche zweitdimensional, ein Körper drittdimensional ist. Für die vierte und die höheren Dimensionen, mit denen unsere Mathematiker täglich rechnen, fehlt uns das Vorstellungsvermögen, da wir in einer Welt der Körper, also der dritten Dimension leben und unsere Sinne darauf eingestellt sind. Wollen wir also vom Standpunkt der dritten Dimension aus die vierte begreifen, die Verschiedenheiten zwischen ihr und unserer Welt verstehen lernen, so kann das nur durch Analogieen geschehen. Eine Brücke dazu bietet ein Vergleich der dritten Dimension mit der zweiten, der zweiten mit der ersten, die ja beide innerhalb unserer Dimension denkbar sind und innerhalb des Kreises unseres Vorstellungsvermögens liegen.

Wie müßte eine Welt zweiter Dimension aussehen, wenn es sie gäbe? Alles was bei uns Körper wäre, müßte dort Fläche sein, die Erde also nicht eine Kugel, sondern eine Scheibe, das Bild von Sonne und Mond am Himmel nicht eine Scheibe, sondern ein leuchtender Strich. Wenn Menschen in dieser zweidimensionalen Welt lebten, so würden sie nicht auf der Scheibe der Welt, sondern in der Scheibe der Welt leben, so wie wir uns als Kinder den Mann in der Scheibe des Mondes dachten. Und wenn diese Menschen Arme und Beine hätten, wie wir, so würden sie sie zwar nach oben und unten und nach beiden Seiten bewegen können, aber nicht vorwärts und rückwärts, weil sie damit aus der zweiten Dimension hinausfielen. Sie würden also so sich bewegen, wie die kleinen Hampelmänner von Pappe, die wir früher auf dem Jahrmarkt oder Weihnachtsmarkt zu kaufen gewohnt waren. Stellen wir uns nun vor, daß ein solcher Mensch in seiner Weltscheibe einen Gummiring — natürlich unendlich dünn — vorfände, wie wir ihn auf Weckgläsern oder Bierflaschen gebrauchen. Dieser Ring würde für ihn nach allen Richtungen hin geschlossen sein. Der zweidimensionale Mensch würde um den Ring herumgehen, ohne in sein Inneres hineinblicken zu können, er würde sich nicht vorstellen können, daß man in das Innere des Ringes gelangen könne, ohne seine Peripherie, seine äußere Hülle zu zerstören. Wir dreidimensionalen Menschen wissen sehr gut, wie wir das tun können. Wir haben in der dritten Dimension eine jenem Wesen der zweiten Dimension völlig unfaßbare Fähigkeit, nicht nur das Innere des Ringes, ohne ihn zu zerstören, zu erkennen, sondern auch auf ihn von innen einzuwirken. Mit einem Handgriff ist sein Inneres, ohne daß er in seiner Konsistenz darunter litte, nach außen gebracht. Und noch etwas haben wir vor jenem Wesen der zweiten Dimension voraus: Die Erkenntnis, daß es sich um eine von allen Seiten umschlossene Größe handelt, muß der zweidimensionale Mensch durch eine Summe von Erfahrungen erkaufen, die er zeitlich nacheinander macht. Er muß um den Ring herumgehen, muß ihn von allen Seiten betasten und besehen, ehe er zu seinem Resultat kommt. Diese Feststellung kostet ihre Zeit. Wir stellen aber mit einem einzigen Blick, mit einem einzigen Griff der fünf Finger fest, daß es sich um einen Ring, d. h. eine Geschlossenheit der zweiten Dimension handelt. Wir ersparen die Zeit, die notwendig ist, für längere nur hintereinander mögliche Beobachtungen.

Und nach diesen Feststellungen ist der Sprung zur vierten Dimension nicht schwer. Was für das zweidimensionale Wesen der Ring ist, dasselbe ist für uns dreidimensionale Menschen die Kugel — die dimensionale Geschlossenheit. Wir stehen vor einer Gummikugel — etwa einem Kinderball — und können uns nicht vorstellen, daß man in sein Inneres hineinfassen oder hineinblicken oder hineingelangen kann, ohne seine äußere Haut zu zerstören. Das kann aber ein vierdimensionales Wesen, wenn es ein solches gibt. Für dieses ist das Experiment ein ebenso leichtes und selbstverständliches, wie es das unsere mit dem Gummiring gegenüber der Verlegenheit des zweidimensionalen Wesens war. Und noch ein anderes hat der Vierdimensionale vor uns voraus. Eine Kugel können wir in ihrer Totalität niemals sofort und einheitlich erfassen. Wir müssen um sie herumgehen oder sie umdrehen, um alle ihre Seiten zu betrachten. Gelingt uns das nicht, so sind alle Bemühungen, die Kugelform festzustellen, vergeblich. Der Mond hat bekanntlich die Eigentümlichkeit, der Erde immer dieselbe Seite zuzukehren, — hoffentlich ist es die vordere — und es hat noch niemand die „Zeit" gefunden, — es würden von den technischen Schwierigkeiten abgesehen recht viele Jahre dazu gehören — ihn auch von der anderen Seite zu betrachten. Und deshalb weiß aus

Digitized by Google

eigener Betrachtung kein Mensch, ob der Mond wirklich Kugelform hat oder nicht. Also die Geschlossenheit unserer dritten Dimension kann, wenigstens insoweit es sich um den Gesichts- und Tastsinn handelt, nicht in einem einzigen Akte festgestellt werden, sondern bedingt eine Summe zeitlich hintereinander liegender Sinneswahrnehmungen.

Das Wesen der vierten Dimension bedarf aber solchen Zeitaufwandes nicht; wie wir in einem Sekundenblitz die zweidimensionale Geschlossenheit des Ringes in ihrer Totalität erfassen, so macht es der vierdimensionale Mensch mit der Kugel — allerdings wie, das wissen wir nicht.

Und so haben wir zwei wichtige Feststellungen gemacht:

1. daß die dimensionale Geschlossenheit für die höhere Dimension als Geschlossenheit nicht existiert,
2. daß in der höheren Dimension das in der kleinsten Zeitspanne vor sich gehen kann, was in der niederen eines längeren Zeitraums bedarf, d. h. daß die Zeit relativ ist vom Standpunkt verschiedener Dimensionen aus betrachtet.

Diese Grundsätze werden in der gleichen Weise, wie wir sie für das Verhältnis der zweiten zur dritten und wiederum der dritten zur vierten entwickelt haben, auf das Verhältnis der ersten zur zweiten Anwendung finden können.

Wenn wir nun der Frage näher kommen wollen, ob eine vierte Dimension wirklich besteht, so werden wir zweckmäßigerweise mit der Frage beginnen, ob denn unser Kosmos außer den dreidimensionalen auch ein- und zweidimensionale Strukturen aufweist? Und da wir alle uns umgebenden Erscheinungen der Welt nur durch unsere Sinne aufnehmen, müssen wir zunächst untersuchen, ob sich etwa bei diesen dimensionale Verschiedenartigkeiten ergeben? Diese Vermutung bestätigt sich in einer überraschenden Weise. Als unsere fünf Sinne bezeichnen wir bekanntlich gemeinhin Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl. Diese Einteilung und Aufzählung ist unsystematisch; denn wo liegt die genaue Grenze zwischen Geruch und Geschmack, zwischen Geschmack und Gefühl? Man sollte unsere Sinne besser in erstdimensionale, zweitdimensionale und drittdimensionale einteilen.

Das erstdimensionale Werkzeug ist das Auge. Wir sehen mit dem Auge jeweils nur einen Punkt, nämlich den, dessen Bild in den beiden Augen eines Menschen gerade dorthin geworfen wird, wo der Sehnerv in die Netzhaut eintritt. Der Sehnerv verbreitet und verästelt sich zwar ein wenig, und so ahnen wir außer dem Punkt noch einige umliegende Dinge; aber es ist kein genaues Erblicken, sondern ein Kombinieren. Eine Fläche in ihrer Gesamtheit in einem einzigen Blick zu erfassen, ist dem Auge nicht gegeben. Will es eine Fläche aufnehmen, so geschieht das nur durch eine Fülle sehr vieler, rasch hintereinander folgender, aber schließlich doch zeitlich getrennter Einzelaufnahmen, aus denen dann — wie im Kino — der Eindruck des Gesamtbildes und der Bewegung darin gewonnen wird. Das Auge, unser Sinneswerkzeug des Sehens, kann also eine Fläche nur mittelbar durch eine Anzahl zeitlich hintereinander folgender Bilder konstruieren. Ja, es ist uns nicht einmal gegeben, obgleich wir zwei Augen haben, gleichzeitig zwei verschiedene Punkte mit je einem der beiden Augen zu erfassen. Wir erhalten nur dann ein Bild, wenn beide Augen sich auf denselben Punkt richten. Die Aufnahme der dritten Dimension — des Raumes — durch das Auge ist ja, wie die Konstruktion des Stereoskopes lehrt, ein noch viel komplizierterer Vorgang als das Erfassen einer Fläche durch das Auge. Lediglich die Tatsache, daß infolge des Abstandes beider Augen voneinander sich in den gleichzeitig aufgenommenen Bildern ganz minimale perspektivische Unterschiede ergeben, ermöglicht es dem Gehirn, gewisse Schlüsse über die Tiefe des Raumes zu ziehen. Der am Star operierte, bisher Blinde sieht nur Flächen und ist den Gefahren des Raumes zunächst hilflos preisgegeben. Und unser Baby greift nach dem Monde in der Gewißheit, ihn herunterholen zu können.

Der zweitdimensionale Sinn ist der Tastsinn. Er betätigt sich, wenn Fläche auf Fläche kommt. Mag diese Fläche auch noch so klein sein — unsere Fingerspitze — immer bleibt es eine Fläche. Selbstverständlich setzt sich diese Sinneswahrnehmung auch aus einer Summe von Einzelwahrnehmungen der einzelnen Nervenknötchen zusammen. Aber im Gegensatz zur Reizung des Augennerves ist es immer eine Summe gleichzeitiger Reizungen, nicht zeitlich einander folgender. Wenn wir dem kranken Kinde die Hand auf die Stirn legen, wissen wir in der gleichen Sekunde, ob es heiß ist oder nicht. Die Fähigkeit, die nötige Erfahrung gleichzeitig und nicht in einer Reihe zeitlich hintereinander folgender Reize zu gewinnen, liegt beim Tastsinn gegenüber dem Augennerv in der großen Zahl der Reizorgane, die über unseren ganzen Körper verteilt sind. Was dort zwei Augen allein schaffen müssen und kraft ihrer großen Beweglichkeit auch schaffen, das besorgt der Tastsinn infolge der großen Zahl seiner Diener rascher. Den Ring, die Geschlossenheit der zweiten Dimension, die wir mit dem Auge erst in der Runde mit einem gewissen Zeitaufwand überfliegen müssen, erfassen wir mit den fünf Fingern der Hand in einer Sekunde. Aber das gilt nur für den Ring. Wollen wir eine Kugel, die Geschlossenheit der dritten Dimension, in der Hand greifen, so ist das Ergreifen immer ein Nacheinander, niemals ein einziger Akt. Die Zeitspanne, in der sich zu dem Zwecke die Hand ballt, mag kurz sein; aber sie ist da, und das Erfassen

Digitized by Google

der Kugel ist ein zeitliches Nacheinander, nicht wie beim Ring ein Moment. Deshalb ist der Tastsinn zweidimensionaler Art.

Und wo ist der drittdimensionale Sinn, der uns den Raum erfassen läßt? — Wohlgemerkt gleichzeitig in seiner Totalität erfassen läßt; denn daß der Gesichtssinn und Tastsinn ebenfalls diesem Zwecke durch zeitlich aufeinander folgende Sinneswahrnehmungen dienen, ist bereits genügend hervorgehoben. Die Antwort lautet: Es ist das Gehör. Denn dieser Sinn erfaßt in einer im Augenblick vollzogenen einheitlichen Handlung die Geschlossenheit der dritten Dimension in ihrer Totalität. Gewiß haben wir unser Gehör zugunsten des flinkeren, behenderen und sichereren Auges stark vernachlässigt. Aber frage einen Blinden, wie plastisch er einen Raum kraft seinen Gehöreindrücken in sich aufnimmt. Sobald du zu ihm sprichst, weiß er es, wie weit du von ihm entfernt bist, ob du größer oder kleiner bist als er, ob du vor oder hinter ihm stehst oder seitwärts. Er weiß es in dem Augenblick, wo ihn dein Wort trifft. Er braucht dich nicht zu betasten, oder wie ein Sehender mit den Augen in der Runde zu suchen. Stelle ihn in einen Saal, in dem ein Redner spricht oder ein Orchester spielt, und er wird dir in kürzester Zeit sagen, wie groß der Raum ist. Auch der geübte Redner wird nach den ersten Lauten, die er gesprochen hat, einen ganz bestimmten Eindruck von den Größenverhältnissen des Raumes haben. Gewiß gehört Übung und Gewöhnung dazu. Aber an und für sich ist das Organ des Gehörs befähigt — im Gegensatz zu Auge und Hand — solchen Dienst zu leisten.

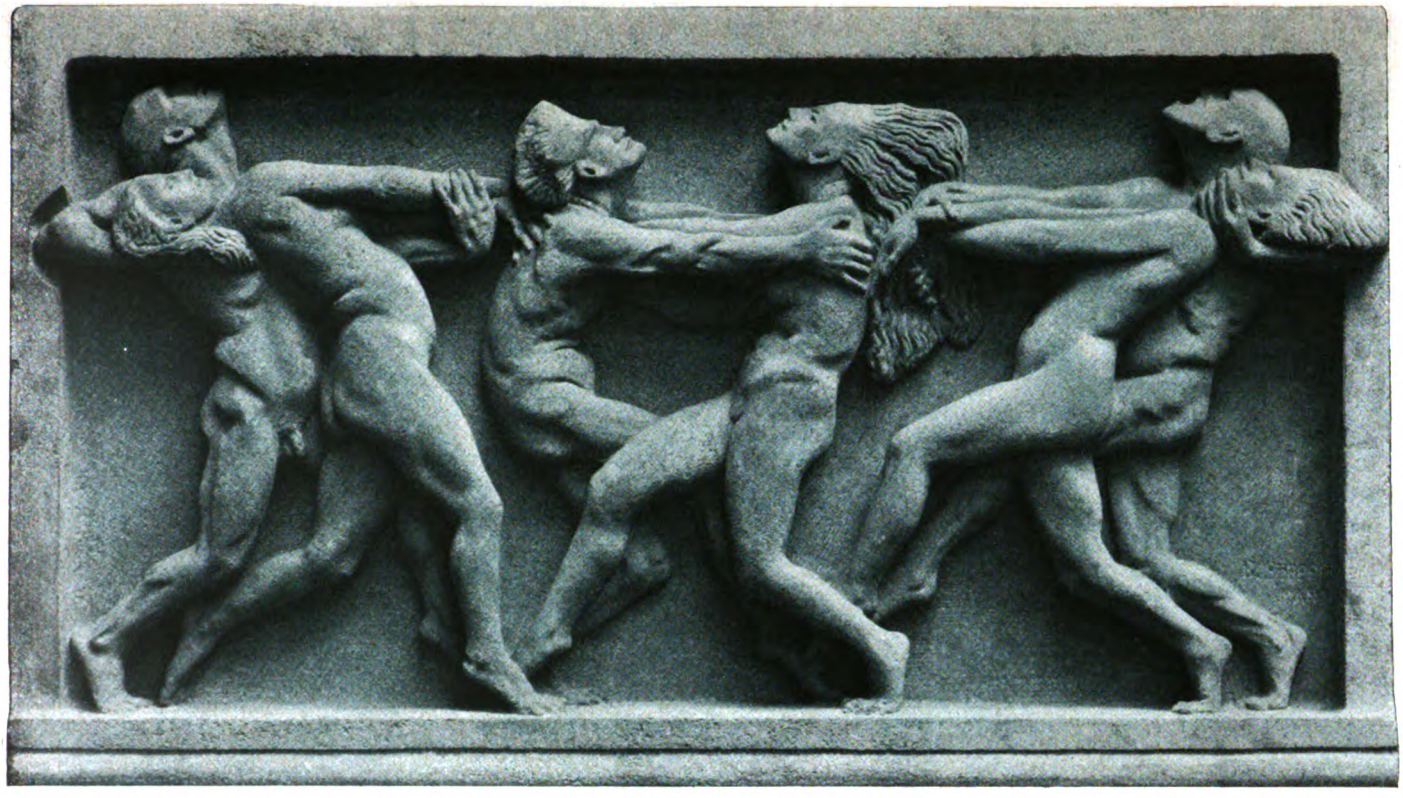
Noch ein anderer Grund beweist uns die Andersart der Empfindungen des Ohres. Stelle zwischen das Bild und dich einen Körper, du siehst es nicht mehr, bringe zwischen deine Hand und den Stoff ein Brett, du fühlst ihn nicht mehr. Aber „der Körper hält den Ton nicht auf", lehrt schon Mephisto den Schüler als wichtigste Lebenserfahrung. Noch ein drittes wesentliches Unterscheidungsmerkmal der Gehörempfindungen hängt damit zusammen. Wolltest du den Versuch machen, ein rotes Licht und ein grünes gleichzeitig in dein Auge aufzunehmen und bringst zwei Scheiben dieser Art vor eine Lichtquelle, so siehst du nicht rot und grün, sondern nichts. Die Farbenwirkungen heben sich auf. Verschiedenartige Farben kann man nur nacheinander, nicht gleichzeitig empfinden; musikalisch ausgedrückt gibt es in Farben niemals einen Akkord, sondern nur ein Arpeggio. Beim Tastsinn kannst du zwar mit verschiedenen Organen verschiedene Empfindungen gleicher Art in dich aufnehmen; legst du die rechte Hand auf eine warme, die linke Hand auf eine kalte Platte, so merkst du den Unterschied. Auch verschiedenartige Empfindungen kannst du mit einem Organ des Tastsinnes aufnehmen. Du spürst an der Platte nicht nur, ob sie kalt oder warm ist, sondern auch, ob sie rauh oder glatt ist. Du kannst aber nicht gleichzeitige, gleichartige Empfindungen verschiedenen Grades durch dasselbe Organ des Tastsinns voneinander scheiden. Wirkt auf die gleiche Stelle deines Körpers gleichzeitig ein Wärmestrahl und ein Kältestrahl, so empfindest du nicht beide, sondern eine Mitteltemperatur.

Im Ohr hörst du aber die Töne des Akkordes gleichzeitig und unterscheidest sie genau, ganz gleichgültig, wie du die einzelnen Tonquellen aufbaust, ob du sie hintereinander, nebeneinander oder übereinander setzest. Dem Auf und Ab einer Bachschen Fuge folgst du in allen acht Stimmen und bist dir nicht nur über die Verschiedenartigkeit der Höhe aller zusammenklingenden Töne klar, sondern unterscheidest auch, ob der einzelne laut oder leise klingt, ob er der menschlichen Stimme, der Orgelpfeife, der schwingenden Saite, dem Holz- oder Blechinstrument entspringt. Das Ohr ist ein weit universelleres Organ als Nerv und Auge.

* * *

Man wird dagegen vielleicht einwenden, daß das Auge dem Ohr doch erheblich überlegen sei in bezug auf die Entfernungen, innerhalb deren noch sinnliche Wahrnehmungen durch beide Organe möglich sind. Es ist zutreffend, daß unser Auge die Strahlen des Sirius am nächtlichen Himmel noch in sich aufnehmen kann, daß aber die Eindrücke selbst der stärksten Detonationen nicht über einen Umkreis von 30 Kilometern hinausgehen. Aber gerade diese Betrachtung ergibt uns letzten Endes den Beweis für die dimensionale Verschiedenartigkeit unserer Gesichts- und unserer Gehörsempfindungen. Bekanntlich überbrücken wir das Hindernis der Entfernungen in beiden Fällen durch künstliche Mittel, durch das Fernrohr und das Telephon. Im ersteren Instrument vergrößern wir künstlich durch Linsen den Sehwinkel und ermöglichen es dadurch dem Auge, Einzelheiten aufzunehmen, die mit bloßem Auge infolge des mit der Entfernung immer kleiner werdenden Sehwinkels nicht mehr erkennbar sind. Im anderen Falle formen wir die Tonwellen in elektrische Schwingungen um und überwinden mit ihnen das Hindernis des Raumes. Aber wir leiten im Telephon nicht etwa, wie beim Fernrohr, die künstlich veränderten Formen der Umwelt dem Sinnesorgan unmittelbar zu, sondern wir formen sie in den Empfangsapparat zunächst wieder in ihre ursprüngliche Form um und geben sie so an das Ohr weiter; im ersten Falle — beim Auge — korrigieren wir also unser unvollkommenes Organ, im zweiten Falle — beim Ohr — die Umwelt. Wenn mithin das Auge, selbst ohne Benutzung eines Fernrohrs, dem Ohre in bezug auf den Aktionsradius der sinnlichen Wahrnehmungen so unendlich überlegen ist, so können wir den Grund dafür nicht in den Organen selbst,

Digitized by Google



Tanz. Bildwerk von Bernhard Pöppelmann

Digitized by Google

Digitized by Google

sondern nur in den Kräften suchen, die jene erst beeinflussen und reizen. Das sind die Tonwellen und die Lichtwellen. Zwischen beiden müssen deshalb fundamentale Unterschiede bestehen, die letzten Endes nur dimensionaler Natur sein können.

Der Träger der Tonwellen ist der Körper. Der Grad, in welchem der einzelne Körper von den Schwingungen der Töne erfaßt wird, mag nach Art und Zustand der einzelnen Körper verschieden sein; aber alle Körper werden unter gegebenen Voraussetzungen von den Kräften der Resonanz erfaßt und schwingen mit. Auch die Luft, die wesentlichste Trägerin der Tonwellen, ist in diesem Sinne Körper. Wir messen ihre Schwere im Barometer, wir komprimieren und verdünnen sie, wir bringen sie in Form der flüssigen Luft in einen anderen Aggregatzustand — kurz wir können ein festes, bestimmbares Verhältnis zwischen ihrer Masse und dem Raum herstellen.

Das tragende Element der Lichtwellen kennen wir nicht; es wird gemeinhin als der Äther bezeichnet. Aber irgendwelche genaue Feststellungen über seine Beschaffenheit fehlen, und wohl nur das eine können wir als sicher annehmen, daß es sich bei ihm nicht um Körper, d. h. um dreidimensionale Materie handelt. Ist das aber richtig, so ist es auch sehr wohl erklärlich, warum die Lichtwelle anders wirken muß als die Tonwelle, warum sie die Totalität des Raumes in seinen verschiedenen Ausdehnungen nicht in einem einzigen, nach allen Seiten wirkenden, einheitlichen Akte zu beeinflussen vermag, sondern nur in strahlenförmigen Einzelwirkungen, die zwar auch von einem Punkt ausgehen können und die an Zahl unendlich groß und an Richtungen unendlich mannigfaltig sein mögen, von denen aber doch immer jede einzelne für sich bleiben und niemals dreidimensional wirken wird. Man wende nicht ein, daß ein Raum auch in den Teilen belichtet ist, auf welche die Strahlen der Lichtquelle nicht unmittelbar fallen. Das ist nur das Ergebnis von den durch Körper zurückgeworfenen Strahlen, eine Funktion, bei der auch der „Körper" der Luft erheblich mitwirkt. Aber im Sternenraum, wo die atmosphärische Luft fehlt, z. B. auf dem Mond, herrscht grellstes Licht neben tiefstem Dunkel, da eben die einzelne Lichtwelle sich niemals dreidimensional ausbreitet und den Raum in seiner Totalität erfüllt.

Aus solcher dimensionalen Verschiedenartigkeit würde es sich auch wohl erklären lassen, warum die im Licht wirkende Kraft auf so viel größere Entfernungen wirksam bleibt als die des Tones. Eine Kraftquelle, die nach allen Seiten des Raumes wirkt, erschöpft sich eher als eine gleich große, die nur in der Richtung eines Strahles wirkt. Zum Beweise vergleiche man die Entfernung miteinander, auf welche eine Schrapnellgranate beim Platzen ihren Inhalt schleudert, und die Entfernung, auf welche eine Büchsenkugel schießt — wobei noch zu beachten ist, daß bei dem gewählten Beispiel die in der Schrapnellgranate wirkende Explosionskraft weit größer ist als die der Büchsenladung.

Ton und Licht sind dimensional verschieden wirkende Kräfte, und es hat schon seine kosmischen Ursachen, daß von den Besuchern des Opernhauses diejenigen, welche im wesentlichen um der Augen — der eigenen oder anderer — willen hineingehen, so ängstlich um einen „guten Platz" besorgt sind. Denn für die Empfindungen des Auges ist es allerdings von entscheidender Bedeutung, ob man im Saal links oder rechts, vorne oder hinten, oben oder unten sitzt; das Bild ist ein jeweils verschiedenes. Derjenige, der allein um der Ohren willen hingeht, ist — vorausgesetzt, daß die Akustik des Raumes einwandsfrei ist — in dieser Beziehung gleichgültiger. Denn die Tonkunst ist dreidimensional, und die Tonwellen einer einzelnen Kraftquelle treffen, wenn wir von der natürlichen Abnahme der Tonstärke bei größeren Entfernungen absehen, den Hörer an allen Punkten des Raumes in der gleichen Weise.

Aber bei näherem Nachdenken werden wir finden, daß auch die dritte große Kategorie der menschlichen Sinnesreize eine andere dimensionale Struktur haben müsse als die der Ton- und der Lichtwellen. Die Empfindungen unseres Tastgefühls sind ja sehr mannigfaltiger Art, indessen gibt es unter ihnen bestimmte, die gegenüber allen anderen überwiegen, das ist das Wärme- und Kältegefühl. Auch den eigentlichen Träger der Temperaturwellen kennen wir ebensowenig wie den des Lichts. Aber wenn wir uns klar machen, wie Wärme- und Kältestrahlen auf einen Körper einwirken — man denke an das Beefsteak, das „nicht durchgebraten" oder den Kuchen, der „nicht gar" ist, — so müssen wir zu dem Ergebnis kommen, daß die Temperaturwelle in den Körper in einzelnen, sich aneinander lagernden Schichten eindringt, die letzten Endes nichts anderes sind wie Ebenen oder Flächen. Wenn wir ein Glas mit Wasser im Winter in die Außentemperatur hineinstellen, so sehen wir, wie allmählich durch den Frost vom äußeren Rande beginnend sich Schicht um Schicht verdickt, bis endlich der ganze Inhalt von den Kältestrahlen ergriffen ist. Die Pächter unserer Eisbahnen wissen ganz genau, daß es, um das Eis tragfähig zu gestalten, nicht auf starken, sondern nur auf andauernden Frost ankommt, der in jeder Nacht die Eisdecke um eine bestimmte Schicht verdickt, auch wenn die Temperatur nur wenig unter Null ist. Der Schmelzprozeß eines Stückes Eises bietet uns dasselbe Bild in umgekehrter Richtung, indem hier die Wärmestrahlen eine Schicht nach der anderen ablösen. Wir müssen daher zu dem Schlusse kommen, daß die Temperaturwellen zweidimensional sind und der Raum durch sie nur in Form



Digitized by Google

von Ebenen erfüllt wird, von denen sich die eine an die andere reiht.

Als Ergebnis unserer bisherigen Betrachtungen können wir daher feststellen, daß die Lichtwellen erstdimensional, die Temperaturwellen zweidimensional, die Tonwellen dritt-dimensional sind. Ein Eisenstab, der von einer Lichtwelle getroffen wird, wird an einem Punkt seiner Oberfläche beleuchtet, ohne von den Schwingungen innerlich berührt zu werden. Wird er von Wärmewellen getroffen, so wird allmählich von der Oberfläche her beginnend sein Inneres in Form von Schichten (Ebenen) durch diese Temperaturwellen erwärmt. Wird er als Stimmgabel von Tonwellen getroffen, so wird er in einem einzigen Augenblick in seiner Totalität von diesen Schwingungen erfaßt und erfüllt.

Und die genannten Kräfte, die wir in Form von Schwingungen empfinden, sind wohl nicht die einzigen in der Natur, die dimensional aufgebaut sind. So wirkt z. B. die Zugkraft erstdimensional, die Druckkraft dreidimensional. Das Lot stellt sich infolge der Anziehungskraft der Erde immer in einer Linie ein. Ein Draht hält den Zug aus und stellt sich in die gerade Linie ein, bis er zerreißt; bei geringem Druck aber, dem er ausgesetzt wird, weicht er dreidimensional aus. Auch das gewaltige Gebiet der elektrischen Kräfte wäre wert, auf seine dimensionalen Eigenschaften untersucht zu werden.

Jedenfalls können wir wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß der Aufbau der Naturkräfte, die uns umgeben, dimensional verschieden ist. Darüber hinaus sollte aber ernstlich die Frage geprüft werden, ob wir auf dem richtigen Wege sind, wenn wir nach bestimmten und bestimmbaren „Trägern" der verschiedenen Naturkräfte suchen. Wenn der Ton lediglich ein bestimmter Zustand des Körpers d. h. der Geschlossenheit der dritten Dimension ist, dann liegt es nahe, zu schließen, daß auch die übrigen Kräfte, die auf uns sinnlich einwirken, nichts anderes sind, als verschiedenartige Funktionen der Materie der einzelnen Dimensionen, nichts anderes als „der Brudersphären Wettgesang".

Aber mit dieser Feststellung ist unsere Hauptfrage, ob tatsächlich der Kosmos auch eine vierdimensionale Struktur aufweist, noch keineswegs beantwortet. Wir würden nur dann einen Anhaltspunkt für ihre Beantwortung gewinnen, wenn wir in ähnlicher Weise, wie bei den anderen Dimensionen, auch bei der vierten, einen Rückschluß von unseren Sinnen und deren Eindrücken auf die Struktur des Kosmos machen, d. h. aus dem Vorhandensein vierdimensionaler Sinne auf das Vorhandensein vierdimensionaler Kräfte in der Natur schließen könnten. Zu dem Zwecke müssen wir uns darüber klar zu werden versuchen, wie denn überhaupt vierdimensionale Sinne, wenn sie vorhanden wären, wirken müßten, und in welcher Beziehung und Art ihnen eine Überlegenheit gegenüber den Sinnen unserer Dimension zustände. Zum Zwecke dieser Untersuchung, die wir wieder nur durch Analogieschlüsse führen können, wollen wir zunächst die Verschiedenartigkeiten vergleichen, die ein dreidimensionaler Mensch in seinen Sinneswahrnehmungen gegenüber einem Wesen der zweiten Dimension aufweisen müßte. Wir stellen uns zu dem Zwecke vor, daß der ruhige Spiegel eines klaren Sees eine zweidimensionale Welt bilde. Werfen wir einen Stein hinein, so erblicken wir vom Standpunkt der dritten Dimension aus, wie sich Ring um Ring aus der Einfallstelle loslöst und in harmonischen Schwingungen nach allen Seiten des Sees hin seinen Ufern zustrebt. Das zweidimensionale Wesen, welches wir uns in der Fläche des Seenspiegels als lebend vorstellen können, würde diese Wellenschwingungen auch empfinden, vielleicht wie wir in Form von Lichtwellen, aber doch wesentlich anders und unvollkommener. Jenes Wesen würde zwar, wenn es von den einzelnen Schwingungen in zeitlicher Folge getroffen wird, durch Berechnung (Kombination) feststellen können, daß vor einer bestimmten Zeit eine Kraftauslösung bestimmter Art stattgefunden hat und in bestimmter Weise noch weiter wirken muß; und wenn es sich zufällig im Einfallspunkt des Steines befunden hätte, würde es berechnen können, daß und wie die ausgelöste Kraft nach bestimmter Zeit an bestimmten Punkten der Fläche wirken muß. Aber es wird dem zweidimensionalen Wesen nicht möglich sein, den gesamten Vorgang in seinem Entstehen, Verlauf und Vergehen, in seinen Ursachen und Wirkungen als etwas Einheitliches und Zusammenhängendes sinnlich wahrzunehmen. Wir dreidimensionalen Menschen besitzen diese Fähigkeit. Und so können wir auch schließen, daß ein vierdimensionaler Sinn die Fähigkeit auslösen müßte, Vorgänge, deren Zusammenhang wir gar nicht erkennen oder deren Zusammenhang wir nur auf dem Wege der Kombination und nach Überwindung zeitlicher und örtlicher Schranken erfassen können, als etwas Einheitliches und Zusammengehöriges sinnlich zu erkennen. Wenn wir uns die Überlegenheit vierdimensionaler Sinne annähernd vorstellen wollen, so mögen wir daran denken, wie anders der Flieger die Welt sieht, als der Erdbewohner. Selbstverständlich gelangt der Flieger niemals in die vierte Dimension. Aber er erreicht doch Höhen, die so gewaltig sind, daß dagegen die Höhenunterschiede auf der Erdoberfläche gleich Null werden. Er sieht tatsächlich die Erde als Landkarte, d. h. rein flächenhaft, und die Sinneseindrücke der Erdbewohner können wir an seinen Empfindungen gemessen gewissermaßen als flächenhafte d. h.

Digitized by Google

zweidimensionale betrachten. Aber in welchem Maße sind seine Sinnesempfindungen gegenüber denen der Erdbewohner gesteigert! Er leitet das Feuer der großen Ferngeschütze auf Entfernungen von über 30 Kilometern, und das Aufblitzen des Schusses und das Einschlagen der Granate sind für ihn zwei unmittelbar und folgerichtig miteinander verknüpfte, von wenigen Sekunden getrennte sinnlich wahrgenommene und zusammengehörige Vorgänge. Und wie für ihn die Fläche zusammenschrumpft, so wird vom Standpunkt der vierten Dimension aus der Raum zusammenschrumpfen, d. h. für den vierdimensionalen Sinn wird das örtlich eins werden können, was uns räumlich getrennt erscheint, es werden Zusammenhänge sinnlich wahrgenommen werden können, die uns Erdenbewohnern entweder unfaßbar oder nur auf dem indirekten Wege logischer Kombinationen faßbar sind. Neben die gesteigerte Verknüpfungsfähigkeit der Vorgänge und neben die Überwindung der Entfernung würde bei dem vierdimensionalen Sinn ferner die Überwindung der zeitlichen Fesseln treten. Wenn wir an den Ring denken, dessen Geschlossenheit, wie wir darlegten, das zweidimensionale Wesen erst auf Grund einer Anzahl zeitlich nacheinander liegender Wahrnehmungen erkennen kann, dessen dimensionale Geschlossenheit aber für uns in einer einzigen Sekunde feststellbar ist, müssen wir dem vierdimensionalen Sinn die Fähigkeit zuerkennen, Vorgänge, die sich für uns als zeitlich getrennte, hintereinander folgende Sinnesempfindungen abspielen, als gleichzeitige zu empfinden. Wenn wir weiter daran denken, daß die Geschlossenheit einer Dimension für die höhere nicht mehr als solche existiert, daß vom Standpunkt der vierten Dimension aus das Innere einer geschlossenen Kugel sinnlich erfaßt werden kann, ohne daß ihre Hülle zerstört wird, so muß der vierdimensionale Sinn die Fähigkeit besitzen, in das Innere der Materie und ihre Zusammenhänge einzudringen, ohne die Materie selbst in ihrem dreidimensionalen Zusammenhang zu zerstören oder zu verändern. Und wie wir vom dreidimensionalen Standpunkt aus jeden Punkt einer Fläche berühren und von dem in ihr liegenden Punkt A nach dem in ihr liegenden Punkt B gelangen können, ohne dazu einen Weg innerhalb der Fläche zu benutzen, so müßte dem vierdimensionalen Wesen die Fähigkeit innewohnen, an einem beliebigen Punkte unseres Raumes Erscheinungen hervorzurufen oder verschwinden zu lassen, ohne daß es uns erkennbar würde, auf welchem Wege solche Erscheinungen in unsere Dimension gelangen oder aus ihr verschwinden.

⁂ ⁂ ⁂

Nachdem wir uns auf diese Weise klargemacht haben, wie vierdimensionale Sinne funktionieren müßten, wenn es sie gibt, kommen wir zu der weiteren Frage, ob es sie gibt? Es wäre töricht und unwissenschaftlich, diese Frage auf Grund solcher theoretischer Feststellungen, wie wir sie getroffen haben, zu bejahen. Aber ebensowenig werden wir zu einer glatten Verneinung der Frage kommen, wenn wir berücksichtigen, daß es auch in unserer dreidimensionalen Welt einzelne Fähigkeiten gibt, die wohl als „Ansätze" zu vierdimensionalen Empfindungen betrachtet werden können. Gibt es z. B. eine plausible Erklärung für die Fähigkeit der Zugvögel, trotz der unendlichen Entfernung ihrer deutschen Heimat von den Stätten ihres afrikanischen Winteraufenthalts mit einer absoluten Sicherheit in jedem Frühjahr das gleiche Nest wie im Vorjahre wieder aufzufinden? Ist es nicht für uns ein unerklärlicher Sinn, der die Brieftaube antreibt, auch wenn sie hunderte von Kilometern im geschlossenen Eisenbahnwagen transportiert worden ist, beim Verlassen des Korbes in der nächsten Luftlinie dem heimischen Schlage zuzueilen? Aber erklärlich würden diese Fähigkeiten für uns sein, wenn wir daran denken, daß für einen vierdimensionalen Sinn die Entfernungen des Raumes eine ganz andere und vielleicht unwesentlichere Rolle spielen, als für dreidimensionale Sinne.

Auch bei den Menschen finden wir Fähigkeiten, die wir als Ansätze zu vierdimensionalen Sinnesempfindungen deuten könnten. Eine zu bekannte und zu oft beobachtete Erscheinung, als daß man sie mit einer Handbewegung abtun könnte, ist das bestimmte „Ferngefühl", welches einzelne Menschen für Unglücksfälle besitzen, die ihre nächsten Angehörigen betroffen haben. Zu oft ist uns berichtet, daß eine liebende Mutter die Lebensgefahr gleichzeitig mit empfunden hat, der ihr Sohn im Felde entgangen ist, daß eine Frau oder Braut den Tod des liebsten Menschen gewußt hat, längst ehe der Trauerbrief eintraf. Und wie wir in solchen Fällen konstatieren müssen, daß die Sinnesempfindungen erhebliche Entfernungen überbrücken, so können auch zeitliche Zusammenfassungen längerer Entwicklungen nicht ohne weiteres als unmöglich abgetan werden. Das in manchen Gegenden Deutschlands unter bestimmten Bevölkerungsschichten oft beobachtete „zweite Gesicht", die Fähigkeit, historische Entwicklungen vorausschauend bis zu ihrem Ende zu erkennen — man denke an die am 4. August 1914 versiegelt niedergelegte und in den Einzelheiten erstaunlich bestätigte Prophezeiung eines gefallenen preußischen Gardehauptmanns aus bekannter Familie über den Verlauf und Ausgang des Weltkrieges — würde in die Kategorie solcher Sinnesempfindungen gehören, die wir im Fall ihrer Erweisbarkeit als vierdimensionale bezeichnen müßten. Weiter können wir in diesem Zusammenhang erwähnen die angeblichen Fähigkeiten einzelner Individuen, an den inneren Organen des Menschen Krankheits-



Digitized by Google

zustände zu entdecken, ohne daß eine diagnostische Untersuchung oder ein operativer Eingriff erfolgt. Gewiß muß gegenüber solchen Behauptungen äußerste Skepsis geboten sein, wie ja überhaupt die Gefahr bei allen diesen Veranlagungen besteht, daß die, die sie besitzen, in betrügerischer oder selbstbetrügerischer Weise ihr Vorhandensein auch dann vortäuschen, wenn sie überhaupt nicht wirken. Aber jene Untersuchungsmethoden, die darauf fußen, daß der Untersuchende die inneren Organe des Menschen auch ohne operativen Eingriff in ihren Formen und Farben gewissermaßen mit einem inneren Auge vor sich sieht, sind doch von zu ernsthaften und moralisch hochstehenden Menschen ohne jede Nebenabsicht ausgeübt worden, als daß sie nur vom Standpunkt der exakten Medizin betrachtet und allgemein als Schwindel abgetan werden könnten. Jedenfalls können wir aus unseren Darlegungen schließen, daß, wenn es vierdimensionale Sinnesempfindungen gibt, sie dazu befähigen würden, das Innere eines geschlossenen Körpers in seinen Einzelheiten zu erfassen, ohne seine äußere Hülle zu zerstören. In die gleiche Kategorie würden alle diejenigen Fähigkeiten gehören, auf Grund deren die Gedankenleser der verschiedensten Art für sich die Fähigkeit in Anspruch nehmen und angeblich erweisen, geschriebene Sätze oder Zahlen in geschlossenen Briefen zu erraten, ohne die Briefe zu öffnen.

Wenn wir endlich noch erwähnen, daß eine vierte Dimension, wie wir oben gesehen haben, den in ihr lebenden Wesen die Fähigkeit verleihen würde, an einem Punkte unseres Raumes Erscheinungen hervorzurufen und verschwinden zu lassen, ohne daß uns dreidimensionalen Menschen der Weg erkennbar wäre, auf dem sich solche Bewegungen vollzögen, so geschieht das nicht, um ernstlich zu behaupten, daß eine solche Betrachtung die Möglichkeit von sogenannten „Geistererscheinungen" wirklich wissenschaftlich begründen könnte. Was bisher auf diesem Gebiete behauptet ist, ist so wenig bewiesen oder wissenschaftlich klargestellt, daß man davon absehen muß, es in diesem Zusammenhang zu verwerten. Wir erwähnen diese Möglichkeiten hier nur deshalb, um theoretisch die Überlegenheiten der vierten Dimension gegenüber der dritten erschöpfend darzustellen.

Ist auch dieser von uns versuchte Beweis für das Vorhandensein vierdimensionaler Sinne keineswegs ein zwingender und jedenfalls nicht in dem Sinn schlüssig, daß wir daraus auf das Vorhandensein vierdimensionaler Kräfte im Weltall mit Sicherheit schließen könnten, so spricht doch nichts gegen die Möglichkeit einer dimensionalen Gliederung des Kosmos auch über die dritte Dimension hinaus. Jedenfalls haben uns unsere Betrachtungen aber erkennen lassen, daß auch wir dreidimensionalen Menschen in der Lage sind, den Gedanken einer vierdimensionalen Welt zu begreifen und in einer gewissen Anschaulichkeit zu erfassen.

Bei der Betrachtung des Gesamtergebnisses unserer Darlegungen und Schlüsse drängt sich uns von selbst ein Gedanke auf, der an die tiefsten Probleme der Menschheit rührt. Fast alle Religionen legen dem höchsten Wesen, das sie als Gott verehren, als wesentlichste Eigenschaften die Allgegenwart, die Allwissenheit und die Ewigkeit bei. Und wenn wir diese Eigenschaften als Befreiung von den Fesseln betrachten, die Raum, Körper und Zeit unseren menschlichen Sinneswahrnehmungen und Fähigkeiten anlegen, und die, wie wir sahen, in der höheren Dimension abgestreift werden können, so werden wir zu dem Ergebnis kommen, daß dem tiefsten Problem der Menschheit, der Gottesidee, der unbewußte Ausdruck des dimensionalen Aufbaus des Kosmos zugrunde liegt.

Wie alt der Gedanke des Ewigkeitsproblems in diesem Sinne ist, das möge uns zum Schluß jene fromme mittelalterliche Legende sagen, die uns über den Mönch von Heisterbach überliefert wird. Er war jung und es war ihm vom Abt aufgegeben worden, ein altes Schriftwort zu begreifen, das er nicht fassen konnte und nicht glauben wollte. Zweifelnd schritt er hinein in den hohen Buchenwald und saß lange im tiefen Sinnen. Schon sank die Sonne hinter dem Drachenfels und herbstliche Nebel durchzogen das Tal, als den in Gedanken verlorenen das Glöcklein der Abendmette zur Rückkehr mahnte. Aber wie er hineinschritt durch die kleine Pforte, da begrüßte ihn ein fremder Pförtner, überall sah er neue und erstaunte Gesichter, keinen seiner Klosterbrüder fand er wieder, seine Zelle war von einem anderen Bruder besetzt und als er in den alten Brunnen hinabsah, und sein Spiegelbild unten erblickte, da graute ihm. Denn ein steinalter Mann mit schlohweißem Haare und tiefen Runzeln blickte ihm entgegen. Rasch verbreitete sich die Mär im Kloster, und man brachte ihn zu dem Abte, einem ihm unbekannten herrischen Prälaten, der ihn nach seinem Namen fragte. Aber als er ihn nannte, kannte ihn keiner, bis einer der ältesten Mönche aufstand, und erzählte, ihm sei vor vielen Jahren bei seinem Eintritt ins Kloster berichtet worden, daß der Name, den der Fremdling trage, nie wieder einem Mönch verliehen worden sei, seitdem vor mehr als hundert Jahren ein junger Bruder, der diesen Namen geführt habe, heimlich in den Wald gegangen und niemals wiedergekehrt sei. Da durchzuckte es wie ein Blitz den Mönch, ihm wurde es klar, daß er länger als hundert Jahre im Walde umhergewandert sei, und sterbend sank er vor dem Altar nieder, noch mit seinem letzten Atemzug die Wahrheit des Wortes bekennend, an dem einst sein Glaube gescheitert war:

„Tausend Jahre sind vor ihm wie der Tag, der gestern vergangen ist."

Digitized by Google

# Schwabinger Bohème

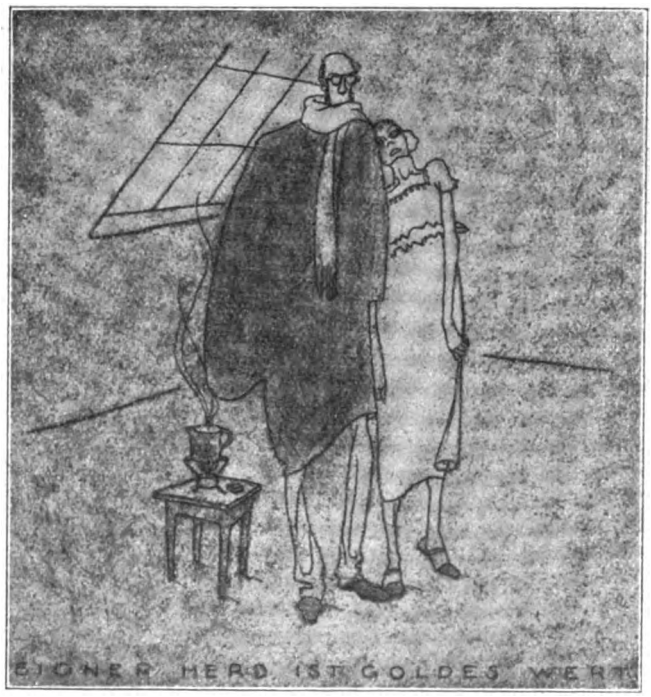
## Erinnerungen von Emil Herold-München

(Die Wiedergabe von 7 Radierungen Willi Hallsteins erfolgt mit Erlaubnis des Verlages von D. & R. Bischoff, München, Heßstraße)

Da hat's uns wieder einmal an die Stätte unserer Schwabinger Leiden und Freuden und Freiheit gezogen! Wollten uns wieder einmal die Seele reinbaden von dem Staub und Schweiß des Alltags, von der erstickenden Kruste, die die Gegenwart wie eine Hornhaut über uns gelegt, und uns für Wochen volltrinken mit jener Stimmung, in der man im Hunger nicht gehungert, im Weinen nicht gelitten hat, in der Armut doch reich gewesen ist. „Da unten in Schwabing" sind wir sorglos gewesen in göttlichem Leichtsinn, haben heute Sekt geschlemmt und waren nicht verwundert, wenn wir die nächsten Tage hartgewordenes Brot in dünnem Tee aufweichen mußten, haben heute mit Goldfüchsen geklappert und morgen alle Taschen nach ein paar verlaufenen Kupferpfennigen durchstöbert und uns, wenn wir keinen fanden, der den Groschen für den Leberkäs' oder den Lachsshering vollgemacht hätte, den Hunger mit der Gitarre aus dem Magen herausgesungen. O, Schwabing! Schwabing! Land der Jugend! Land der Freiheit! Land des Glückes! Paradies!

Nach dieser Stimmung hatten wir wieder einmal gelechzt wie der Wüstenwanderer nach dem Brunnen. Nichts haben wir mehr von Schwabing gefunden. Der Krieg und noch mehr die Revolution haben dieses unsichtbare Schwabing vom Erdboden getilgt. Schwabing ist tot! Gestorben! Verdorben! Wir sind von Café zu Café gezogen, waren in den berühmt gewordenen Künstlerkneipen, deren erste Stammgäste wir gewesen, aber da saß Mammon und „Intellektualität", wo einst Fröhlichkeit und Humor gewesen, sprudelte der Sekt, wo einst Geist und Witz und Temperament geperlt hatten. Fadians mit den Töchtern reichgewordener „Einwanderer-familien" hockten an den Tischen oder tanzten Foxtrott und tranken den Wein, den ihnen die Weiber bezahlten, weil sie so tadellos Foxtrott tanzten. Das ist das Schwabing von heute. Schwabing ist eben doch nicht Schwabing. Wir waren Schwabing. Und heute sind sie Schwabing. Sie!

Trauer, Wut, Ekel hat uns hinausgetrieben. Noch ein paar Flaschen Wein untern Arm und dann — es war Mitternacht geworden — einen alten Bohemekameraden, der in der Nähe wohnen geblieben war, aus dem Schlaf getrommelt! Ganz wie damals vor zehn, fünfzehn Jahren. Er machte seltsame Augen, als er uns sah. „Wir wollen einmal lustig sein nach alter Art! Die drunten in Schwabing sind fade Kerls geworden und tanzen, statt fröhlich zu sein." — „Aber es ist kalt bei mir, und ich hab' kein Holz heroben." — „Dann zerschlag die alte Wiege da! Die gibt Hitzen genug!" — „Es ist ein Altertum!" — „Dann säg' die Atelierbalken ab, wie's der Anacker gemacht hat, als ihm das Geld zu Kohlen fehlte." Ein helles Gelächter. „Jawoll! Damit mir das Dach auf den Kopf fällt, wenn der Regen den Schnee schwer macht." Wir waren wieder mitten drin in den



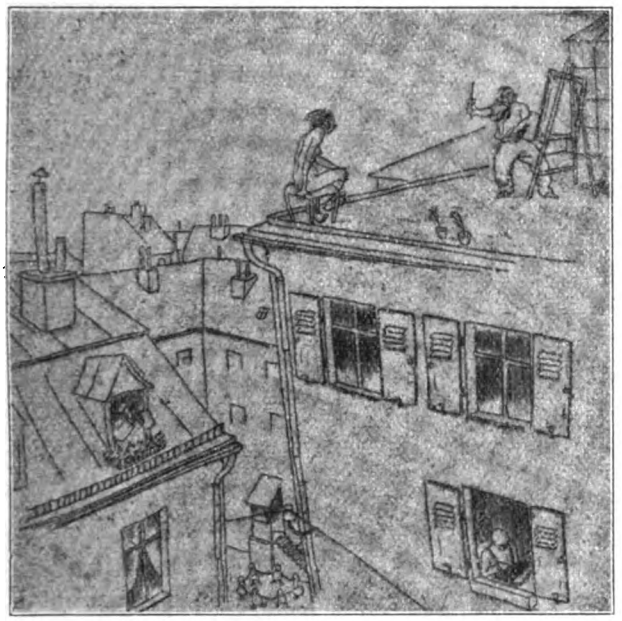

Eigner Herd ist Goldes wert. Radierung von Willi Hallstein

Digitized by Google

Tagen des Übermutes und verzweifelten „Erfindungsgeistes“, der uns aus den größten Nöten geführt hat. Und als die alte Wiege im Eisenofen Flammen spie, da huschten in flüssigem Gespräch Gestalten durchs Atelier, die Gott wer weiß wohin in die Welt zerstreut waren: die alte Gnatzen, unsere Wirtin, die uns sooft die letzte Rettung gewesen, Gengnagel, der große Disputator und Luther-Nachkomme, Hans Huggler, der Schweizer, Bernhard Gauer, dieser lustige Rheinländer und Ober-Boheme, der dicke Fritz Feyler, der den Kassiererposten beim Skatabend nur unter der Bedingung annahm, daß er die Kasse von Zeit zu Zeit unterschlagen durfte. Er hat von diesem „Recht des Kassierers“ noch am Vorabend des Tages Gebrauch gemacht, an dem die Kasse bei einem Festmahl vertan werden sollte. So gewissermaßen als Nachtisch hat er uns dies Geständnis gemacht. Und dann flitzte wieder eine Gestalt vorüber, die die seltsamsten Wandlungen durchgemacht hatte: Mönch mit zwanzig, Redakteur einer bedeutenden Zeitschrift mit zweiundzwanzig, Weltenbummler und Kriegsfreiwilliger und Gesandtschaftssekretär in den dreißiger Jahren. Viele waren wie Kometen unter uns, viele sind kleben geblieben in der Boheme und umgekommen wie in einem Sumpf, aber unser engster Kreis hat sich im rechten Augenblick — und das war immer auch der letzte — herausgezogen aus der Boheme. Sogar Georg Queri, der Oberste in unserm Kreis, hat trotz mancher Rückfälle in die absolute Boheme doch immer wieder den Weg zurückgefunden in das bürgerlich Solide. Und als ihm, dem glänzenden Schilderer oberbayrischen Bauerntums, die ersten guten Würfe geglückt waren, da hat ihn der Tod aus der Arbeit gerissen.

Man gerät leichter in die Boheme hinein als wieder heraus. Mich hat der Girgl Queri auf dem „Gewissen“. Als schüchterner Philolog, der durchaus zur Presse wollte, war ich nach München gekommen mit einem Empfehlungsschreiben an ihn. Er hatte mir Hoffnung machen lassen, und so machte ich kurz entschlossen einen Strich durch mein bisheriges Studentendasein. „Ich brauch' kein Geld mehr von euch. Ich verdien' mir's jetzt selber!“ erklärte ich den verblüfften Eltern und ging heimlicherweise zur Großmutter und bat sie um 125 Mark. „Es sind die letzten. Damit reich' ich in München einen Monat. Und dann verdien' ich mir mein Geld selber!“ Mit einem ganzen Hunderter kam ich in München an. Ich traf's gut, denn Girgl Queri hatte an dem Abend gerade „vergessen, sein Honorar bei den ‚Neuesten' abzuholen“. Er führte mich in eine Bar. Das war ein Novum für den sittsamen Philologen. Da kamen ein paar Schauspieler, die den Girgl grüßten. „Paß auf,“ sagte der Girgl, „wir wollen Brüderschaft machen.“ Ich hab' nicht geahnt, daß diese Brüderschaft, die sich später so glänzend bewährte, zunächst mehr meinem Blauen als mir galt. „Paß auf, du,“ sagte der Girgl nach einer Weile, „ich mach' dich mit den Schauspielern bekannt. Gibst mir den Hunderter, denn es säh' zu dumm aus, wenn ich mir von dir bezahlen ließe.“ Arglos gab ich den Blauen her. Da schnellte der Girgl vom hohen Piedestal am Büffett herab. „Kathie, an Sekt!“ Soll ich sagen, daß der Hunderter bis auf die letzte Faser sich in Sekt und Likör umметamorphosiert hat? Kein Pfennig ist übrig geblieben, und am nächsten Tag stand ich — mitten in der Boheme. Das heißt vor dem Nichts. Und wie es der Teufel wollte, mußte die Kassiererin der

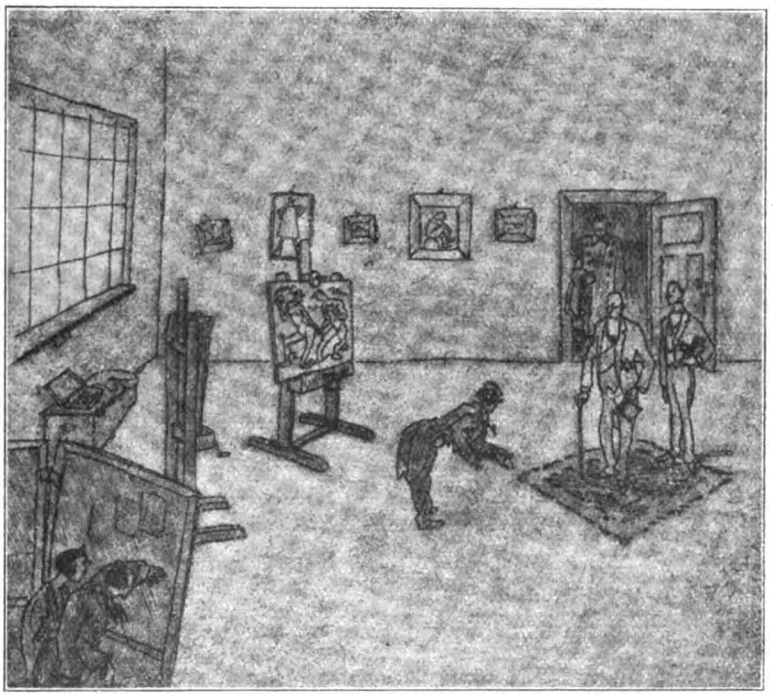
Die einsame Gattin. Radierung von Willi Hallstein



Freilichtmodell. Radierung von Willi Hallstein

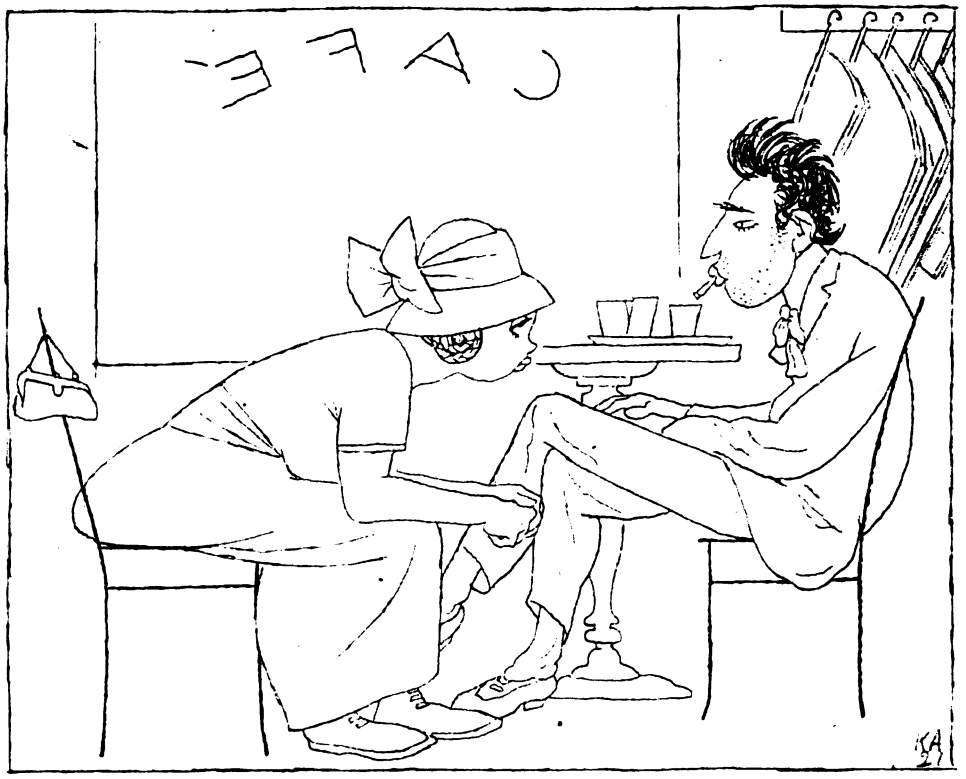
„Neuesten" dem Girgl den weiteren Vorschuß sperren, weil er bereits über das übliche Maß hinausgegangen war. So pumpte der Girgl sich täglich ein paar Markl, und ich bekam jeden Mittag mein „Fufzgerl". „Da kann man in der Volksküchenglänzend davon leben!" sagte der Girgl. „Und ein Journalist muß alles kennen und können!"

Dem Girgl gram sein? Er hat mich ja hineingebracht in das lustige Bohemeleben. Und wir waren eine wirklich lustige Gesellschaft. Und gute Kameraden. Wenn einer ein Geld hatte, dann hatten sie alle eines. Und wir waren immer lustig. Nur einmal hat uns tagelanger Hunger die Tränen aus den Augen gepreßt. Da sind wir zu zweien, der Karl und ich, von Atelier zu Atelier gewandert, durch alle Cafés und Wirtschaften und haben keinen gefunden, der uns mit einem Taler hätte aushelfen können. Hungrig, ratlos standen wir da. Da wagt' ich das letzte. Ich ging zu einem Bekannten aus der allerneusten Zeit. Derweilen wartete der Freund unten. Ich kam hinauf. „Herr Endree, wir sind in Not. Können Sie uns einen Taler pumpen?" — „Ich hab' keinen Pfennig. Aber da...!" Er wies auf den Tisch. Da war — es war wie ein Märchen — eine ganze große „Freßkiste" ausgepackt: Schinken und Gänsebrust, Würste und Käse, Butter und Tee, Blumenkohl und Spargel. Nehmen Sie, was Sie brauchen. Ich hab' genug." Das ließ ich mir nicht zweimal heißen. Als ich einpackte, brachte die Wirtin gerade eine dampfende Blumenkohl- und Spargelsuppe herein. „Die ist für Sie!" Himmel, hat die geschmeckt! Als ich auf die Straße kam, war mein Freund verschwunden. Ich ging auf sein Atelier. Niemand da. Ich ging auf meine Bude.



Hohe Gäste. Radierung von Willi Hallstein

Digitized by Google



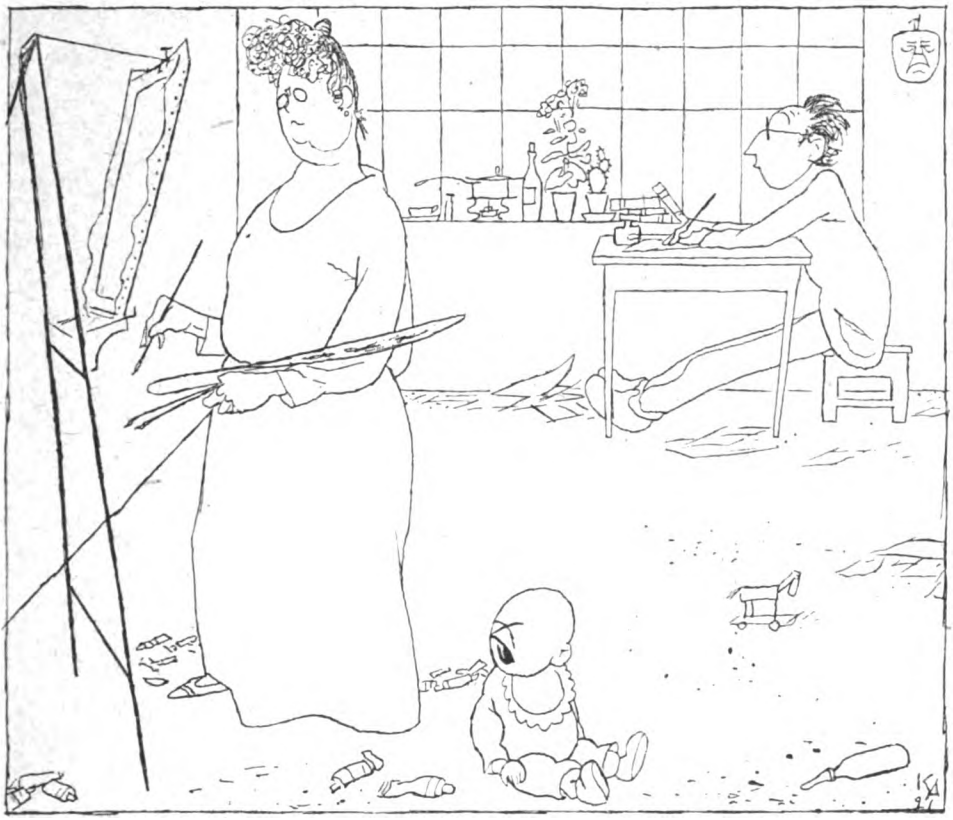
Dunkle Stunde. Zeichnung von Karl Arnold

Da war er auch nicht. Es wurde zehn und zwölf. Mein Gott, da irrt der Arme nun herum und hungert, und hier warten die schönsten Dinge auf ihn! Auf einmal ging die Glocke. Ich sah zum Fenster hinunter. „Wirf den Schlüssel herab!“ Schwere Schritte kamen herauf. Der wird Augen machen, wenn er die Sachen da auf dem Tisch sieht! Aber ich war's, der große Augen gemacht hat. Er brachte einen Sack — Linsen angeschleppt. Den hatte er von einem Amerikaner bekommen, der allerlei eßbare Dinge gleich sackweise auf seinem Atelier verstaut hatte. Und dieser Sack war uns monatelang ein Nothelfer.

Noch einmal sind wir schwer in Not geraten. Aber da hat uns die alte Gnatzen, meine Wirtin, mit einem Takt geholfen, den man in Kreisen der Vermieterinnen selten findet. Sie wußte genau, daß wir im Bruch waren — sie hatte drei Monate nicht nach der Miete gefragt — und nichts zu essen hatten. Aber wir haben den Schein gewahrt und sie auch. „Ich weiß, ihr Thüringer eßt die Suppen gern. Aber im Wirtshaus gibt's koa g'scheite Suppen net. I hab' a guate Kartoffelsuppen heut. Darf ich zwoa Teller bringen?“ Und wir wollten ihr keinen Korb geben. Und dies Spiel wiederholte sich, oder besser wiederholten wir einen über den andern Tag. Jeden Tag die gleiche Komödie, das wäre zu auffällig gewesen.

Und dabei waren wir nicht einmal „die Notigsten“ in unserm Kreise. Manche von den andern hatten von zu Hause auch nicht einen Pfennig. Sie haben schwer hungern müssen. Sie haben durchgehalten und heute sind sie anerkannte und teils berühmte Münchner Künstler. Da war einer drunter — wir nannten ihn den Huber — der hat sich monatelang von nichts anderem ernährt als von Kraut und Kartoffeln, die er selber kochte. Tag um Tag gab's Kraut. Am Montag wurde gleich für die ganze Woche vorgekocht. „Kraut wird mit jedem Aufwärmen besser!“ sagte er. Sonntags leistete er sich was ganz Besonderes. Da schlug er ein Ei in das Kraut hinein. „Das ist meine Leibspeise, Kraut mit Ei!“ Und abends kam er mit einem Leberkäs' für zwölf Pfennige und um fünf Pfennige Brot zu uns auf die Bude. Eines Tages hatte er sich mit dem Karl verkracht. „Dein Atelier betret' ich nimmer!“ hat er geschworen. Just an dem Tag, an dem der Postbote dem Karl eine Freßkiste mit Thüringer Würsten ins Haus brachte. Da kam der Gruber Alisi zu dem Karl aufs Atelier. Als er die Freßkiste sah, jubelte er auf. „Da wird sich der Huber schwer ärgern, daß er nichts kriegt davon!“ Und nun banden die zwei eine

Digitized by Google



Vater dichtet — Mutter malt. Zeichnung von Karl Arnold

Wurst nach der andern an einen langen Strick und seilten sie ab bis zu des Hubers Atelierfenster. Den Schluß bildete ein Thüringer „Säusack". Der trommelte dem Huber das Fenster bald ein. Diesen zarten Anspielungen konnte der Huber nicht widerstehen. Auf einmal stürmte er ins drobere Atelier hinein, theatralisch wie es seine Art war. Die Rechte wie zu einem ewigen Freundschaftsschwur erhoben, die Linke auf dem Herzen. „Kaarl! Kaarl!" flötete er in den höchsten Tönen. „Kaarl, ich bitt' dich um Verzeihung und um ein Stück von dem Säusack!"

Natürlich gab's bei uns nicht nur die Sorge um das tägliche Brot. Durchgelaufene Sohlen und abgetragene Anzüge wurden zu Katastrophen. Da mußte der Metzger Hans einmal die Wohnung wechseln. Das war keine Kleinigkeit, denn die Vermieterinnen waren bis zur ersten Mietzahlung meist sehr mißtrauisch. Nun hatte der Metzger Hans nur ein Paar Schuhe, und die hatten ein Riesenloch. „Mensch, wenn die morgen meine Wirtin beim Putzen sieht, da bin ich erledigt. Paß auf, du, hast du net zwei Paar Schuh? Da mußt mir a Paar leihen!" So stellte er denn am nächsten Tag der Wirtin ein paar tadellose Schuhe vor die Türe. Ihr ist's nicht aufgefallen, daß sie vier Nummern zu klein für den Metzger Hans waren!

Auch für die nötigen Anzüge hat der Himmel einmal gesorgt. Da war ein Schneidermeister namens Mondheimer. Er arbeitete auf Abschlagszahlung „zu den koulantesten Bedingungen", der Herr Mondheimer. „Ich weiß, wie's geht bei jungen Künstlern," sagte er. „Fünf Mark! im Monat kann jeder abzahlen. Und wenn's einmal nicht geht, brauchen Sie bloß eine Karte zu schreiben." Er wartete dann auch geduldig zwei Monate. Blieb aber auch die dritte Rate aus, da lief er zum Kadi. Damit machte er sein Geschäft, denn die Säumigen wurden zur sofortigen Zahlung der ganzen Summe verurteilt. Nun hatte er den Gruber Alisi verklagt. Man schwur ihm bittere Rache. Wir sammelten bei vierzig Bekannten die Unterschrift, nach der sich jeder verpflichten mußte, den Mondheimer hinauszuschmeißen, wenn er mit einem Angebot käme. Der alte Mondheimer hatte die Angewohnheit, ständig um die Adressen von neuen Opfern zu bitten, und für jede Adresse, die für ihn einen Erfolg bedeutete, rechnete er 50 Pfennige an der Schuld des Adressenvermittlers ab. Nun wollten wir uns alle rächen, in-

Digitized by Google

„Was wollt ihr? Robespierre war auch Lyriker!" Zeichnung von Karl Arnold

dem wir dem Mondheimer eine recht große Anzahl von Adressen verschafften, die bombensicher seine Kunden nicht werden würden. Zwei Tage sollte der Mondheimer umsonst in München herumlaufen! Wir freuten uns schon riesig auf den Erfolg der gemeinen Rache, und Karl und Alisi wollten als Nächstbeteiligte vorher dem Alten noch einen besonderen Schabernack spielen. Man wußte genau, um welche Zeit er am Ersten kam, um sein Geld zu holen. Karl und Alisi verschlossen sich in ihren Ateliers, die auf einem Gang gegenüber lagen. Der Mondheimer kam und klopfte. „Machen Sie nur auf. Ich bin's bloß, der Mondheimer." Nichts rührte sich. Der Karl stand am Schlüsselloch bereit, und als der Mondheimer auch durchs Schlüsselloch spitzte, platzte ein fürchterlicher Schlag an die Tür. Zu Tod erschrocken prallte der Mondheimer zurück bis an die Tür Alisis. Bumbs! Wieder ein Schlag. Diesmal an des Alisi Tür. Der Mondheimer taumelte nach vorn, von einem neuen Schlag empfangen. Dann trat der Karl mit der unschuldigsten Miene aus der Tür. „Ach, Sie sind's, Herr Mondheimer? Ich hab' schon gedacht, es wär' ein anderer Kleiderjud', der uns immer belästigt. Kommen Sie nur herein. Aber ich hab' heut kein Geld. Dafür hab' ich aber einen ganzen Monat Adressen für Sie gesammelt." Der Mondheimer war froh und ging. Schon am dritten Tag kam er wieder. Freudestrahlend. „Das sind gute Adressen gewesen. Ich kann Ihnen machen die Mitteilung, daß ich von Ihrer Rechnung 20 Mark abgeschrieben habe." Da waren einmal wir die Hereingefallenen. Alle vierzig hatten trotz ihres Eides die günstige Gelegenheit benutzt, sich einen Anzug auf Kredit zu verschaffen.

Einer der treuesten Kameraden ist der Zapfe gewesen. Der hätte den letzten Pfennig geteilt. Aber manchmal war auch bei ihm „Matthäi am letzten". Eines Tages hatte ich ihn wieder einmal zu meinem Strohhalm erkoren. „Was ist, Zapfe, kann man heute bei dir zu Mittag speisen?" — Der Zapfe lachte. „Keinen Bissen. Keinen Kakao. Keinen Pfennig!" — „Dann geh wenigstens zu deiner Bäckerin und pump' um zehn Pfennig Brot. Ich hab' Hunger." — Der Zapfe lachte noch mehr. „Ausgeschlossen. Ich bin das letzte Zehnerl noch schuldig." — Ich ließ nicht locker. „Dann sag' ihr, du hättest dein Portemonnaie vergessen." — Jetzt brüllte der Zapfe vor Vergnügen. „Ausgeschlossen. Das hab' ich ja schon vor einer Stunde ‚vergessen' gehabt, als ich mir ein Brot bei ihr geholt hab'." Das war eine peinliche Situation, denn drei oder vier Kameraden, die nirgends Kredit besaßen,

Digitized by Google

„Herrlich! Sie verbindet das Wiener Gemüt mit dem Temperament eines Südsee-Insulaners!"
Zeichnung von Karl Arnold

hatten für den Abend nichts zu essen. Sie hatten mich als Sturmbock auf den Zapfe vorgeschickt. „Dann mußt du eben einmal zu deinem Freund Schädel und den anpumpen. Wir können doch nicht hungern." „Ich hab' ihm erst vorgestern das letzte Geld zurückgegeben. Da kann ich doch heute nicht schon wieder hingehen und es holen." Alle Überredungskunst half nichts. Ich stieg zwei Treppen höher hinauf im Atelierhaus. Da war auch „Matthäi am letzten". Auch sie erklärten: „Da muß der Zapfe zum Schädel gehen!" Und nun wurde ein lustiger Schwindel inszeniert. Wir wußten, daß der Zapfe hie und da an einen Kommerzienrat Arbeiten verkauft hatte und daß dieser Mäzen in den nächsten Tagen nach München kommen wollte. Ein Brief wurde aufgesetzt, der den Zapfe in ein Café-Restaurant in der Nähe bestellte, da ein Besuch vergeblich gewesen sei. Erkennungszeichen: der Kommerzienrat wollte eine Kornblume im Knopfloch tragen. Der Zapfe wurde unter einem Vorwand ins obere Atelier gelockt und währenddem der fingierte Brief in seinen Briefkasten gesteckt. Kaum war der Zapfe wieder hinuntergangen, kam er auch schon wieder heraufgesaust. Freudestrahlend. „Kinder, da gibt's wieder ein Geld!" jubelte er. „Der kauft sicher was!" — „Aber ohne Geld kannst du doch gar nicht ins Restaurant! Da mußt du zu Abend essen, mußt schließlich Wein trinken, und so ein Mäzen ist darin manchmal ein Knauser. Da wirst du also doch noch zum Schädel gehen müssen," sagte ich. Am Abend saß der Zapfe, eine Kornblume im Knopfloch, hochnobel im Restaurant. Wir gingen zu viert, ohne uns um ihn zu kümmern, auch hinein und bestellten zu essen. Eine Stunde lang saß der Zapfe an seinem Tisch und sah alle Augenblicke auf die Uhr. Endlich erbarmten wir uns seiner. Wir steckten alle Kornblumen ins Knopfloch und ließen ihn durch die Kellnerin an unsern Tisch bitten. Er war erstaunt, uns zu sehen. „Ja, wo habt ihr denn Geld her?" fragte er von weitem schon. Da sah er unsere Kornblumen im Knopfloch und — begriff. „Ihr Schweinebande!" sagte er und lachte. „Jetzt weiß ich, wer euch das Abendessen zahlen muß!"

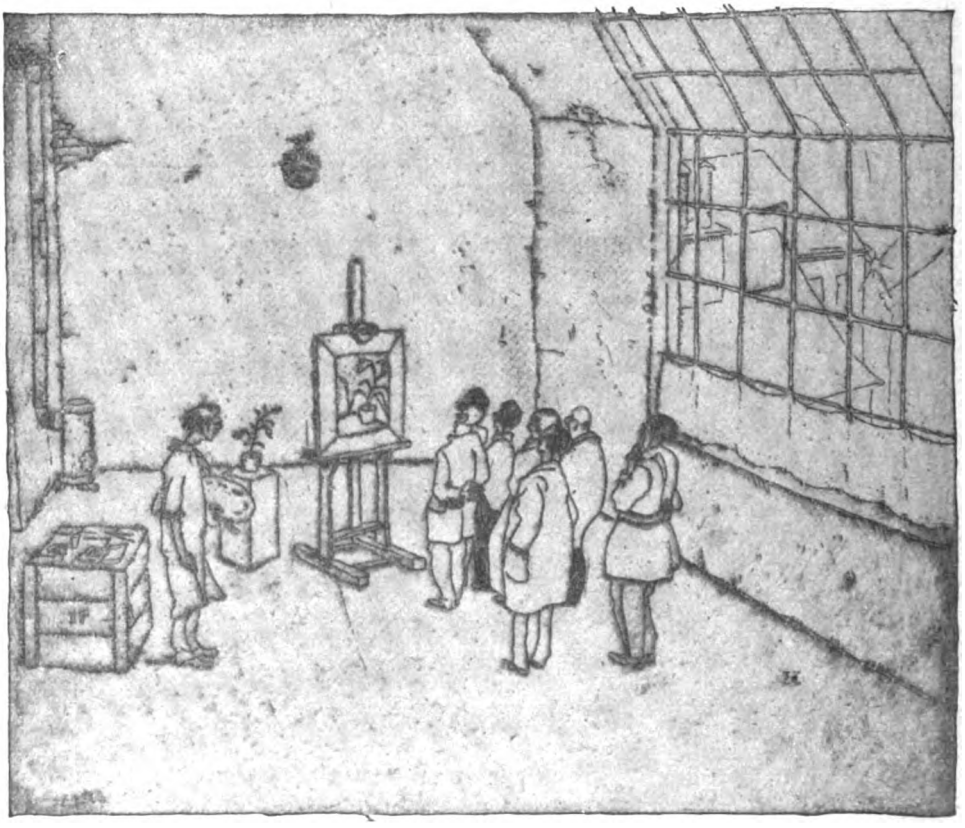
Es sorgte einer für den andern. Zu diesen Sorgenden gehörte auch Bernhard Gauer. Der brachte uns oft alles Mögliche auf die Bude. Er war der hübscheste der Boheme, hatte eine glänzende Stimme, sang herrlich

Digitized by Google

zur Gitarre und hatte einen fabelhaften Kredit. Einmal war er in Rothenburg und malte. Da erhielt ich von ihm ein Telegramm: „Komme sofort. Hier brauchst du wochenlang kein Geld. Fahrgeld folgt per Postanweisung.“ Ich fuhr nach Rothenburg. Doch außer dem Fahrgeld, das er mir geschickt, besaß er keinen Pfennig. Aber der Wirt gab mit größter Bereitwilligkeit Kredit auf das noch zu verkaufende Bild, und wenn wir mit der Gitarre in eine Weinkneipe kamen, da stritten sich die Bürger darum, wer das lustige Bohemevölklein heute zechfrei halten durfte.

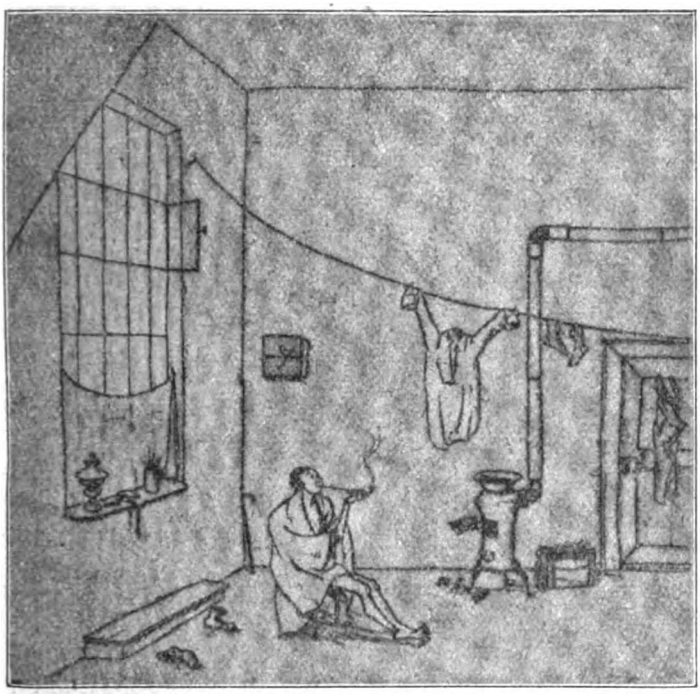
Einmal machte ich mit zwei Bildhauern eine Fußtour nach — Italien. In Mailand hatten wir noch genügend Geld und wohnten in einem hochvornehmen Hotel. Aber allmählich sanken wir in unseren Ansprüchen immer tiefer herunter. Schließlich endeten wir in einem Albergo, in dem man für 20 Centesimi schlafen konnte. Als einer von uns die letzten fünf Lire in leichtsinnigster Weise vertat, kam's zu einem Bruch. Da stand ich nun mit ganzen zehn Centesimi in der Tasche, ohne Wohnung, ohne Freunde, im italienischen Schnee. Es hatte sich nämlich in der Nacht eine Schneedecke von etwa 20 Zentimetern — eine Seltenheit — über Mailand gebreitet. Aber man muß sich zu helfen wissen! Ich hatte noch eine italienische Eilpostmarke. Ein paar Worte an die Großmutter, die keine Ahnung von meiner Italienreise hatte, und dann zwei Tage radikal gehungert. Die beiden Nächte, hungrig, verlassen, ohne Obdach, waren entscheidend in meinem Leben. Da hab' ich innerlich mit der Boheme gebrochen. Am dritten Tag bekam ich telegraphisch Geld. Herrgott, hat mir da das erste Mittagessen geschmeckt! Im Restaurant wurde ich mit einem Deutschen bekannt, dem ich u. a. erzählte, daß ich bisher um 25 Centesimi Mittag gegessen hatte. „Mit Fleisch!“ Als ich ihm die Adresse dieser billigen Quelle gab, lachte er. „Wissen Sie, wo Sie gegessen haben? In der Hundefleischküche!“

Die Boheme ist für uns die Zeit der Gärung, der Reife, eine Durchgangs- und Läuterungsstation gewesen. Und allmählich ist einer nach dem andern „was geworden“. Man wacht eines Tages auf und ist verwundert, daß man „berühmt“ ist. So ging's eines Tages dem Karl. Der Huber hatte ihn gerade aufgeweckt, und der Karl stand im Hemd da, als der Postbote einen Brief



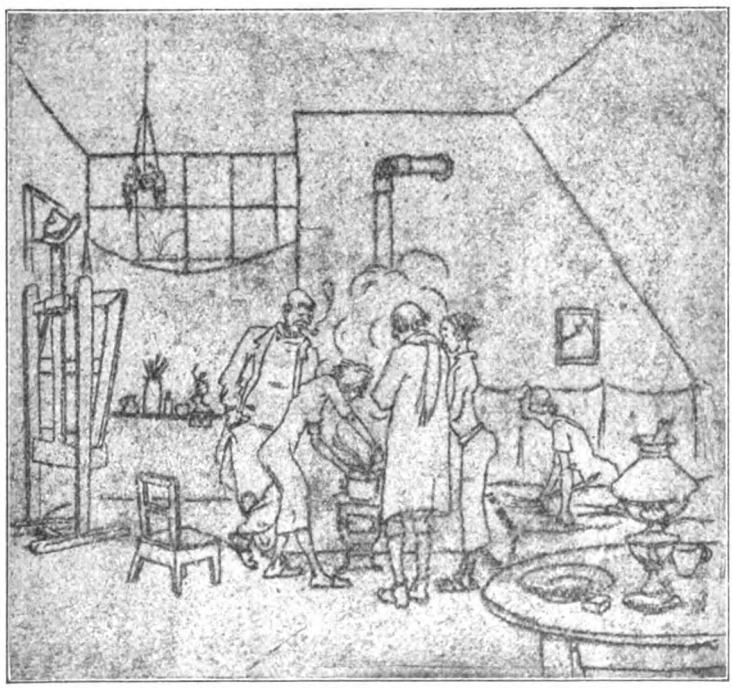
Stunde der Weihe. Radierung von Willi Hallstein
(Mit Genehmigung des Verlages von Grauert & Zink, Berlin-Charlottenburg)

Digitized by Google



Große Wäsche. Radierung von Willi Hallstein

durch den Türschlitz wirft. Der Huber hebt ihn auf und öffnet ihn und liest ihn — das war ganz selbstverständlich —, bevor ihn noch der Adressat in die Hände bekam. Auf einmal schreit der Huber geradeheraus: „Gelegentlich! Gelegentlich! Gelegentlich! Kaarl! Gelegentlich!“ Und tanzt wie ein Verrückter im Zimmer herum, den Brief wie ein Indianerbeil schwingend. Dann umarmt er den Karl. „Gelegentlich! Zweitausend Markl sollst du dir gelegentlich abholen. Gelegentlich!! Zweitausend Markl gelegentlich!“ Dieses „Gelegentlich“ war aber auch wirklich urkomisch. Der Karl hatte dem „Simplizissimus“ eine Serie von Zeichnungen eingesandt. Man wußte, wie schwer, ja fast unmöglich es war, beim „Simpel“ anzukommen. Und nun war das Unerwartete Ereignis geworden. „Sehr geehrter Herr! Ihre Zeichnungen haben uns sehr gut gefallen, und wir haben einige davon ausgewählt. Für weitere Einsendungen wären wir Ihnen sehr verbunden. Das Honorar für die ersten Arbeiten in der Höhe von 2000 Mark wollen Sie sich gelegentlich an unserer Kasse abholen.“ Nachdem er den Brief verlesen, holte er dem Karl die Hosen und hielt sie ihm hin. „Los! Los! Zieh dich an! Du mußt dir gelegentlich die 2000 Markeln holen! Schnell! Schnell!“ In fünf Minuten waren die beiden fix und fertig zum „gelegentlichen“ Abholen des Geldes. Daß der Huber bei diesem Gang gelegentlich mitging, das lag in der Natur der



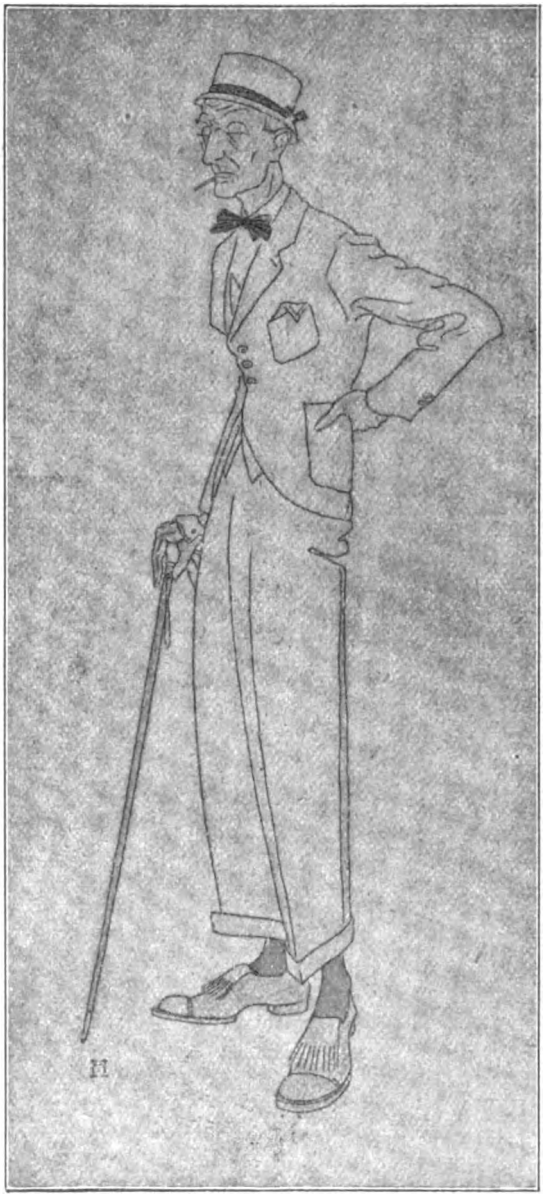
Der Bouillonwürfel. Radierung von Willi Hallstein

Digitized by Google

„Sache". Das Geld war gerade zur rechten Zeit gekommen, denn der Karl war schon zwei, der Huber drei Monate die Miete schuldig.

Der erste, der uns untreu wurde, war der Schorsch. Er ging hin und nahm ein Weib. Gott, was haben wir da geschimpft! Und eines Tages, als wir alle miteinander wieder einmal kein Geld hatten, machten wir Besuch bei ihm. Er hatte ein nettes Weiberl, es war schön eingeheizt, und es gab eine Unmenge belegter Brötchen und Kaffee und Zigarren. Als wir heimgingen, sprach kaum einer von uns ein Wort. Drei Wochen später kam einer zu mir: „Geh, pump mir deinen Gehrock." — „Hast du eine Beerdigung?" — „Nein, ich will mich verloben." Und abermals vier Wochen später hat sich der Hans von seinem letzten Geld einen Blumenstrauß gekauft, hat sich von einer Frau im Haus ein Bügeleisen geborgt und seine schwarze Hose auf dem Fußboden — er hatte nicht einmal einen Tisch im Atelier — ausgebügelt und ist dann klopfenden Herzens zur Mutter einer Faschingsbekanntschaft gegangen. Hat's der Teufel gewollt, daß er mit seinem schönen Blumenstrauß über den Teppich stolpert und die Länge lang der Mutter zu Füßen fällt! Die Tochter ist ausgerissen, und die Alte hat's Lorgnon aufgesetzt. Was er im Beruf sei, hat sie ihn dann gefragt. „Kunstmaler, gnädige Frau! — „Da is scho ausg'wen, wie's g'hört hat, dös i a Kunstmaler bin. Dös hat g'reicht." Weiter hat er uns nichts drüber erzählt. Er ist heut noch Junggeselle, der Hans. Der einzige unter uns.

Dann hat's mich gepackt. Kaum hatt' ich Aussicht auf zweihundert Mark für den nächsten Ersten, da lief ich zum Standesamt und ließ mich „aufbieten". — „Fünfzig Pfennige Schreibgebühren!" sagte der Beamte, als die Formalitäten erledigt waren. Darauf war ich nicht gefaßt. Ich suchte in allen Taschen, hab' aber nur vierzig zusammengebracht. „Vielleicht nehmen Sie die Zehnermarken dazu," sagte ich. „Ich hab' mein Portemonnaie vergessen."



Der Gent. Radierung von Willi Hallstein

Und als die Karenzzeit vorüber war, da ward Hochzeit gefeiert. Echt Boheme! Auf dem Gauklerball! Das war ein prächtiger Abschluß! Die alte Gnatzen mußte einen Rehbraten herrichten, und ein paar Freunde wurden eingeladen. Als wir aufs Standesamt kamen, war — geschlossen!! So zogen wir unverheiratet wieder heim. Aber prächtig war's auf dem Gauklerball. Als sich das Gerücht verbreitete, daß ein junges Ehepaar den Gauklertag benutzt habe, um für seine Hochzeit einen festlichen Rahmen zu haben, da gab's ein großes Hallo, und einer der Alten, ich glaub', es war Michael Georg Conrad, hielt uns eine wundervolle Hochzeitsrede. Am andern Morgen ging es direkt aus dem Faschingsfest aufs Standesamt. Dann war's aus mit der Boheme!!

Digitized by Google

# Es war einmal...

## Baltische Kulturbilder von Carl Worms

Mein lieber Justizrat! — An den Bergen ringsum herbstet es. Die wundervollen braunen und gelben Färbungen im Buchenlaub und Schlingkraut legen Wäldern und Villen Totenpomp an. Man geht wie durch einen gepflegten Friedhof durch denselben Forst, den wir zu Ostern durchstreiften unter tiefsinnigen Gesprächen über Schopenhauer, Nietzsche und Menschenlos. Der Herbst ist die Zeit des Besinnens. Wie alte Liebe kommt er einem entgegen, und sein strahlender Sonnenschein fragt lächelnd: Weißt du noch? Das Nachdenkliche kommt über Menschen und Natur. Roter Wildwein am Kirchenportal, rote Brombeerranken an den Feldsteinen, rotes Wolfskraut in den Steinbrüchen, rote Beeren am Strauch der Heckenrose, so viel rote Blumen an Erkern und Rabatten: es ist, als ob der Sommer langsam verblutete.

Vor meinem Fenster in der Birke schwatzt wieder der Star wie im Mai. Noch einmal vor der großen Reise besucht er sein Häuschen. Dabei fällt mir ein, wie Sie mich auf unsern Streifereien durch den Harz über meine Heimat befragten und sich unter diesen fremden Zuständen, Völkersplittern und ihren wilden Geschichten nicht leicht zurechtfinden konnten. Vielen ist es wie Ihnen ergangen. Und da fliegt mir wie ein weißer Herbstfaden der Gedanke über den Weg, Ihnen in alternden Stunden briefliche Kulturbilder aus baltischer Vergangenheit zu schicken. Fangen Sie diese Herbstfäden ein. Vielleicht entsteht ein Gewebe daraus. Lassen Sie es mich wie der Star machen. Auch er wiederholt im Herbst sein Frühlings- und Liebeslied. Also schwatze auch ich Ihnen eins vor.

Sie sollen erkennen, wie reich und glücklich wir in unserm ungebundenen Phäakentum waren und was wir unwiederbringlich verloren haben. Das baltische Idyll, gleichviel ob in Livland, Estland oder Kurland, ist gewesen. Zugleich ist es mir ein Bedürfnis zu beweisen, wie deutsch man in der Fremde bleiben kann, ganz ohne elende Ausländerei. Wenn ich heutzutage höre, daß in Flensburg, einer deutschen Stadt, ein palastartiges dänisches Gymnasium gebaut wird, daß in Wiesbaden sich Deutsche straßenweise zu unentgeltlichen französischen Sprachkursen drängen, daß es Deutsche gibt, die noch immer vor dem russischen Moloch auf dem Bauche liegen — ja, dann behaupte ich zuversichtlich, daß wir Balten noch deutscher als deutsch sind. Und dann hat der alte Seume recht: „Seht, wir Wilde sind doch bessre Menschen."

### Die baltische Kolonie

Vor allem lassen Sie mich die alte Konfusion widerlegen: Litauer und Letten grenzen wohl aneinander, haben aber sonst miteinander nichts zu tun. „Du Litauer!" ist ein Schimpfwort bei den Letten. — Letten sind sauber, Litauer nicht. Letten pflügen mit Pferden, Litauer mit Rindern. Letten haben nur Wanzen, Litauer auch Läuse, was so mancher Feldgraue im Weltkriege erfahren hat. Letten bewohnen Kurland und halb Livland, die andre Hälfte und Estland gehört den Esten.

In dies bunte Völkergemisch kam nun am Anfang des 13. Jahrhunderts, zu rechter Zeit, ehe sie sich gegenseitig ausgerottet hatten, ein deutscher Herrenstand, erobernd, christianisierend, kultivierend. Ihm verdankt das Land alles.

Glauben Sie doch kein Wort von dem, verehrter Herr Justizrat, was russische und lettische Hetzer jetzt von Versklavung des Letten erzählen. Natürlich griff deutsche Faust derb zu. Aber mildere Zeiten brachten mildere Herren, und was der Lette an Bildung besitzt, Bodenaufbesserung, Grundbesitz, Schulen, Erhaltung seiner Sprache und Volksdichtung, kirchliches Wesen, Familienleben, Schutz und Ordnung — das alles verdankt er den deutschen Kolonisten. Viel früher als in Rußland hoben Deutsche in den Baltenlanden die Leibeigenschaft auf und ermöglichten es dem Letten, Grundbesitz zu erwerben. Wenn er heute, um seinen Diebstahl am Großgrundbesitz zu beschönigen, erklärt, daß er nur zurücknehme, was ihm vor 700 Jahren gehört hat, so stellt er die Geschichte auf den Kopf. Denn aus Eroberungen besteht die Weltgeschichte. Und wenn er, der unsern Adel zum Bettler gemacht hat, heute freigebig jedem lettischen Stromer deutsches Land verschenkt, das unbebaut verkommt, so ist das wieder eine jener historischen Ungerechtigkeiten, die sich früher oder später an diesem dilettierenden Operettenstaat, dieser Spottgeburt aus Raub und Blut, rächen wird.

Es ist wahr, der Deutsche hat strenges Regiment geführt. Selbsterhaltungstrieb zwang ihn dazu, das Leben des Kolonisten in Einzelsiedlungen, wie sie noch heute im Lande bestehen. Ein Zusammenwohnen in Dörfern kennt man in den Baltenlanden nicht. Es ist auch das ein Beweis für den

Digitized by Google

deutschen Drang nach Eigentrieb und Selbstbestimmung. Wenn aber behauptet wird, daß der deutsche Ritterstand Undeutsche wie Schweine aufwachsen ließ, sie in Unbildung erhielt, so ist das erlogen. Liebe zu völkischer Eigenart hat im Lande lettische Schulen geschaffen. Und wenn ein andrer Vorwurf laut wird, man habe den Letten deutsche Bildung vorenthalten, so erklärt sich das von selbst. Der Undeutsche selbst lehnte sie ab oder war für sie noch nicht reif. Später hat er, meist zu schnell, sie sich angeeignet, ist aber natürlich Lette geblieben. Und der Deutsche deutsch, ungeachtet aller Vergewaltigungen, Lockungen und Aderlässe durch umwohnende Völker, Polen, Dänen, Schweden, Russen, zuletzt auch Esten und Letten, die meist aus dem Busch töteten. Trotzdem ist auch heute noch das Deutschtum nicht totzukriegen. Und in dem entdeutschten Lande blühen heute schon wieder gegen hundert deutsche Schulen auf.

Wie ist das möglich? — Hören Sie zu.

## Der Adel

Es ist nicht meine Absicht, Ihnen, lieber Herr Justizrat, meinen Lokalpatriotismus in politischen Auslassungen vorzuführen. Dazu ist unsere Gegenwart noch zu charakterlos. Sie sollen nur erfahren, wie deutsch wir auch schon vor 60 bis 70 Jahren lebten und daß wir niemals Russen gewesen, Deutsch-Russen, wie man uns nannte. Ein scheußliches Wort! Deutsch waren wir, deutsch sind wir geblieben. Was habe ich nicht für konfuse Urteile darüber in Deutschland hören müssen!

„Schiller, nämlich ein berühmter deutscher Dichter," half ein Reichsdeutscher meinem Verständnis nach, als in Gesellschaft von diesem großen Unbekannten die Rede war.

„Sie lesen und sprechen ja ganz gut deutsch," sagte mir einer verwundert, in wohlwollender Nachsicht. Wie groß war das Erstaunen, als die Feldgrauen in den Baltenlanden Deutsche vorfanden, besonders deutschen Adel, der in bekannter, unbeschränkter Gastfreundschaft die herzlich willkommnen Gäste bei sich aufnahm.

Das hat der baltische Adel immer getan. Er ist der einzige Stand im Lande, der korporell geschlossen gewirkt und als Standschaft des Landes Geschicke geleitet hat. Das war sein Erbrecht, das er sich von den alten Ritterjärgen geholt hatte. Stolz, bewußt, schloßgesessen regierte er auf seinen Gütern, unter denen manche an Umfang so ein Thüringer Fürstentum übertrafen. Mit seiner Scholle war jeder alte Graf oder Baron verwachsen. Landwirt war er allem zuvor, dann Jäger, nicht zuletzt Familienvater und Vater für seine Untergebenen. Was waren das für prächtige Reckengestalten, wie mit Bärenknochen, breitbrüstig, blond, selbstverständliche, satte Männlichkeit, gesunde Sinnlichkeit, von Sitte gebändigt — Originale, wenn Sie wollen, wunderliche Käuze darunter, aber immer für sich die Ehrfurcht fordernd, die die alten Hellenen den vom Blitze Berührten entgegenbrachten. In den Augen welche Bläue und Treue! Dazu im Augenwinkel ein stiller, listiger Zug mit der Devise: „Ich krieg' dich doch." Aus den Herzen welch ein Strom von Güte, von edelster Menschlichkeit! Gereizt konnten sie allerdings Berserker werden. Das Haus zitterte, wenn des Hausherrn Stimme über den Hof rollte. Und dann wieder diese Kindersanftmut im Verkehr mit den Kleinen und Schwachen, wenn er z. B. seinem Jüngsten die Bleisoldaten aufstellen mußte, dies Mitleid mit anderer Not.

Unscheinbar waren die meisten in der Erstaufführung, sie wurden wohl auch mit ihrem Diener verwechselt und lettisch nach dem Herrn Baron gefragt. Dann antworteten sie auch lettisch und erschienen gleich darauf als Herr Baron, schlicht in Kleidung und Benehmen, der Schnurrbart etwas abgekaut, ein Mundwinkel herabgezogen vom Gebrauch der langen Pfeife. Aber Humor hatten diese Erdkinder fast alle, wenn auch bisweilen etwas unfreiwilligen, besonders wenn ihre Art modernen Ansichten durchaus widersprach. Einer wollte nicht mehr reisen, denn draußen erschien ihm alles „schräg". Was er darunter verstand, war nicht festzustellen. „Alles schräg!" Ein andrer konnte Richard Wagner „nicht riechen", bei dem ziehe sich die Musik wie Kleister. Einer rühmte sich, in seinem Hause kein Tintenfaß zu haben, aber im Kopf die verzwicktesten Rechnungen und Berechnungen, bei denen er sich nie versah. Der Nachbar wieder kritzelte seine Getreidepreise auf die rundlichen Marmorglieder einer Venus von Canova, die sein Vater von einer italienischen Reise mitgebracht hatte. Nur mußte das Stubenmädchen mit Wasser und Seife jeden Sonnabend ihr die Rechnungen wieder abfordern.

Mit ihrem Gott standen die Herren sich gut, denn der mußte ihnen die brutalen Ernten bescheren. Sie schmückten dafür sein Haus, um darin würdig danken zu können. Auch an Hausandachten fehlte es nicht. Freude und Leid wurden im kleinen Reiche mit jedem, auch mit dem ärmlichsten Kleinpächter geteilt. Aber auch viele hungrige Musensöhne studierten auf Kosten solch eines alten Barons, ohne daß sie je seinen Namen erfuhren. Warum sollte die Linke wissen, was die Rechte tat?

So dachte auch ein alter Bärbeiß, der mit Mir und Mich noch auf dem Kriegsfuß lebte. Als er sich die zweite Frau suchte, hielt er bei seiner Schwägerin also an: „Was wird nu sein, Anning, wirst du zunehmen mir alten Bullen oder nicht?" Und als er sich den zweiten Korb von ihr geholt, gestand er seinem besten Freunde: „Nu noch zum drittenmal. Wenn sie mir dann nicht nimmt, kann sie meinswegen versaulen." Das mußte ihr zu Ohren gekommen sein.

Digitized by Google

**Kabarett. Gemälde von Walter Miehe**
(Berlin, Künstlerhaus-Ausstellung)

Digitized by Google

Digitized by Google

Und nun nahm sie ihn wirklich und gebar ihm, ehe sie verfaulte, sechs lebendige Buben so allmählich, der Reihe nach. Er aber trug sie auf Händen, legte seine roten Pratzen unter ihre Sohlen, daß ihr Fuß nicht an einen Stein stoße, und verehrte das Keusche, unsichtbar Halbheilige im Weibe.

Das Reisen glich damals einer zweiten Entdeckung Amerikas. Eine Gräfin erzählte mir, wie sie als Kind mit der Mutter nach Neapel in eigner Kutsche gefahren war. Von Mitau nach Neapel! In einer Kutsche, wogegen die Arche Noah noch eine gaukelnde Viktoriachaise gewesen wäre. Sechs Pferde hätten sie kaum von der Stelle gebracht. Aber gesehen hatten die Damen mehr, als man heute durch Autobrillen zu sehen bekommt.

Am wohlsten fühlten sie sich alle doch zu Hause. Dies patriarchalische Leben, in dem so ein kurischer Edelmann mit seinem Walde, seiner Ackerflur in eins verschmolz, gab ihm erst den rechten Lebenshalt. Eine gewisse biedre Würde machte solch einen Mann wie selbstverständlich zum Herrn über Weib, Kind und alles, was sein war, nie aber zum Tyrannen. Dazu stak zu viel Seele in seiner Lebenskunst. Wie Arete neben Alkinoos stand die Edelfrau in diesen geradezu homerischen Verhältnissen neben dem Vater ihrer stattlichen Kinderschar, vielleicht etwas hochgemuter als er, mehr bewußt adlig, aber ebenso tatkräftig, nur mehr in Vorratskammer und Kellerei, Garten und Hofstätte. Wurde doch damals noch viel Handwerk im Hause geleistet. Weber, Tischler, Schuster, Schneider arbeiteten im Schlosse mit Hausmaterial. In der Gesindestube spannen die Mägde an Winterabenden, oft nur beim kärglichen Schein von Kienspänen in eisernem Behälter. Erst später wurden Talglichte gegossen. In den Wohnräumen brannten stark räuchernde Palmlichte oder Öllampen. Feuer wurde aus Steinen geschlagen. Streichhölzer waren noch sehr kostbar, jedes feinere, geruchlose in Seidenpapier gewickelt. Die Knechte gingen zu den Pferden mit riesigen Stallaternen, wenn im Schloßhofe hoher Schnee lag, der um den Ziehbrunnen herum jeden Laut dämpfte.

Auch für Kinderstube und Salon, für ihre Gäste fand die Hausfrau immer Zeit. Auch unsichtbar stand sie dann mitten in ihren Wirtschaftspflichten, alles ging von selbst. Das machte die Tradition, die von der Wand herab aus den vergoldeten Rahmen der Ahnenbilder sah, aus dem Kräuterduft der Schränke und Truhen stieg, mit bewußtem, leisem Tritt auf den knackenden Stufen der Paradetreppe und auf roten Dielenläufern durch die Stuben ging. Adel verpflichtete, Adelsehre hob sie über ihre Umgebung hinaus.

Das wußten auch schon die Kinder, deren Erziehung meist ein ausländischer Hauslehrer leitete. Ein allbekannter Edelmann verschrieb ihn aus Deutschland für jedes Gut, so wie man sich sonst Zigarren verschrieb. Das war mitunter ein Griff in den Lostopf. Manchem Erzieher mußte erst Lebensart beigebracht werden, ehe er erzog. Einer verduftete mit den abgeschnittenen Goldquasten des Bahrtuches im Gruftgewölbe. Doch auch Männer wie der bekannte Hofprediger Adolf Stöcker waren darunter. Wenn der seiner Frau etwas besonders Hübsches erzählen wollte, begann er meist: „Als ich noch in Kurland war ..." Als landische Kinder wuchsen Knaben und Mädchen heran. Zwischen Reiten, Fischen, Jagen bewegten sich ihre Wünsche, in Stall- und Wagenscheune, Obst- und Blumengarten waren ihre Kinderparadiese. Das Lettische beherrschten sie ebenso wie später das Französische ihrer Gouvernante, die bisweilen zwei Generationen heranbildete. Sicheres Auftreten, lautes Sprechen, kräftigen Handschlag hatten sie bald heraus, eine gewisse, natürliche Lebensweise in einfachster Form zeichnete sie aus. Tiere waren ihre Spielgefährten: ein zahmes Reh, ein Kolkrabe, Hunde, Tauben, Kaninchen, die gut betreut werden mußten.

In den Wohnräumen herrschte zwischen der Urväter Hausrat sonnige Behaglichkeit. Die sogenannten Schlösser waren meist schwerfällige Gebäude, selten in leichtem Villenstil, seltener aus älteren Jahrhunderten burgartig mit Türmen und dickwandigen Fensternischen. Die Einrichtung war massiv, solid. Stühle mit gepreßtem Leder wie für die Ewigkeit, Mahagonisofas so breit als möglich, den Krinolinen der Damen angepaßt, geschnitzte Eichentruhen mit Metallbeschlägen. Altenglische Wanduhren sangen fast, wenn sie schlugen. Hohe Gummibäume und Fächerpalmen besetzten die Fensterbreiten, Billard und Fortunaspiel standen für die Abendstunden bereit. Hunde durften in alle Zimmer, Katzen nur in den Speisesaal, Hühner nur in die Leutestube und in das Bett der Köchin oder Wirtschaftsmamsell. An allen Vorkommnissen des Landlebens, an Pferdekauf, letztem Erntewagen, Aufbruch zur Jagd, Ablassen eines Teiches, Berieselung einer Wiese nahm die ganze Familie Anteil. Hatte der älteste Sohn den ersten Rehbock erlegt, so setzte man ihn in des Saales Mitte, und der Pikör blies den Herwart über ihn. Dann ward er jagdgerecht. Und in dichte, schweigende Parkanlagen trug jedes sein stummes Sehnen und Verlangen. Wie wurden da Leidenschaften geglättet und Fehltritte verziehen, alles mit greifender Hand und klugem Wort, besonders wenn noch eine Großmama mit ihrer Lebensweisheit an rechter Stelle war.

Ja, mein lieber Herr Justizrat, wie wenig kompliziert waren doch damals die Menschen. Und doch schaute auch auf sie der Herrgott herab, und siehe, es war alles gut. Fast wie am siebenten Schöpfungstage, der in seiner Naivität gewiß an so manchem kurischen Edelsitz seine Freude ge-



Digitized by Google

habt hätte. Sie glauben gar nicht, wie diese Menschen anziehen konnten. Es war da soviel Gesundheit und Kraft. Trotz mancher Derbheit waren sie eben ein Stück Natur, braun wie ihre Erde. Nur auf der Stirne war die Stelle weiß, die der Mützenschirm geschützt hatte. Und dies Weiß trugen sie stolz wie ein Abzeichen, wertvoller als ihr Familienwappen.

Und nun sehen Sie sich diese blonden Riesen zuhauf an. Denken Sie sich nach einem Jagdtage das Rauchzimmer des Hausherrn. An den Wänden Geweihe, Hirschfänger, Jagdtaschen, ein Gewehrschrank mit geschnitztem Wappen, zwei Bostontische. In der Sofanische eine gemütliche Tafelrunde, zehn bis zwölf Herren beim Grog, in blaue Rauchwolken gehüllt, aus denen die Gesichter auftauchen. Die roten Wangen röten sich, gehen schon in violett über. Spitznamen fliegen hin und her, kleine Neckereien und Anzüglichkeiten. Dazwischen Lachsalven, behagliches Brummen, ein gelinder Fluch, wenn eine Karte verworfen ist. Einer lacht immer eine Minute später, dann hat er die Pointe. Und dann wird er ausgelacht. Ein andrer unterhält mit Jägerlatein, ein dritter wird gehänselt, weil er einen Fuchs ausgepudelt hat. Er behauptet, der Racker sei aus der Schußlinie herausgesprungen. Alle sind in Sonntagslaune, als gäben sie erst dem Sonntag Inhalt und Seele. Der Sparensche, der sehr dick ist, knöpft sich schon die Weste auf. Der Hausherr politisiert. Über seinem Schreibtisch hängt das Ölbild des Zaren Alexanders II. Warum auch nicht? Unter dem ließ es sich in den Baltenlanden gut deutsch leben, als ob man gar nicht in Rußland wäre. Man blieb deutsch, suchte aber als guter Untertan auch russischen Hof- und Militärdienst auf, noch ehe die allgemeine Wehrpflicht eingeführt war. Es war für Kurland eine glückliche Zeit, eine Zeit breitesten Auslebens nach der Väter Weise.

Im Saal daneben unterhalten jüngere Herren und der Hauslehrer die Damen. Das sind die Schöngeister. Heyses „L'arabbiata" wird besprochen. Man ist sehr empfindsam und weint leicht bei ergreifenden Stellen. Die Herren bei Spiel und Trunk stören nicht.

Und der untergehende Mond sieht noch im Fremdenzimmer den Dicken ganz in Weiß sich bis zur Decke hinanrekeln und gähnen und hört ihn vor sich hinbruddeln: „Nein, dieser Rindselnsche! Mehr Rum als Wasser und Arak drauf. Das hält kein Pferd aus. Und da soll man... Ah was, schwere Sitzung, aber jemietlich war es doch."

Von „Jemietlichkeit" hielt man damals viel. So wenn man zu Johannigeschäften nach Mitau fuhr, den Geldsack unter dem ledernen Tambour im Wagen, und abends in Offenbergs Garten Militärmusik hörte. Oder zum Landtage, bei dessen Eröffnung man in grüner Adelsuniform feierlich im Zuge zur Kirche schritt, der Landbotenmarschall mit dem Stabe voran. Dann die Sitzungen im Kasinosaal, mit den vielen gemalten Wappen an den Wänden. Hier taten sich schon mehr die Politiker hervor, Redner mit feinen, rassigen Gesichtern, den Kneifer auf dem Nasenrücken, die in der Stadt wohnten, als residierende Kreismarschälle das Wohl und Wehe des Landes abwogen und durch ihren Landesbevollmächtigten mit Petersburg verkehrten. Hier in Mitau begegnete sich der abgeschliffenere Niederkurländer mit dem urwüchsigeren Oberländer, der, allezeit bereit zu geschwinden Geschäften, die Duellpistolen etwas lose im Kasten hielt. Einer behauptete sogar, schon mit der Pistole in der Hand geboren zu sein.

Und dann fuhren sie wieder auseinander, erlöst von Editionen und Konklusionen, ihre eignen Herren und Richter in ihren Grenzen, die mit einer einzigen Ohrfeige oft schneller in Unzucht und Völlerei ihrer Bauern hineinfuhren und Ordnung schufen, als mit zehn Zitationen zu Hofgericht und Oberhofgericht.

So werkte und wirkte der kurische Adel um das Jahr 1850 herum.

## Die Literaten

So nannte man in den Baltenlanden alles Studierte, die Intelligenz, den gebildeten Mittelstand, insbesondere landische Doktoren, Apotheker, Förster und vor allem die Pfarrer, ohne die des Adels Wirken gar nicht zu denken war. Der Pastor, mitten im Volke stehend, war Kulturträger in höherem Sinne. Der Baron sorgte für des Letten Außenseite, der Pfarrer für seine Seele. Es war ein strammes, bibelfestes Christentum, das hier gepredigt wurde, erst noch etwas rationalistisch angehaucht. Knorrig, derbknochig wie ihre Patrone waren auch diese Amtsbrüder in Christo, gute Landwirte auch sie. So ein kurischer Pastor war wie ein kleiner König in seiner Pfarrei, hatte seine Felder, Fischteiche, sein Jagdrevier, Viehwirtschaft, zwölf Pferde im Stall, 10 bis 12 dienende Geister am Gesindetisch. Mit seinem Patron stand er sich gut. Nur wenn im Pastorat gebaut werden sollte, stellte sich der Baron schwerhörig und meinte, wenn ihm das Dach noch nicht auf den Kopf gefallen, so werde doch der Herrgott erst recht seinen Diener gnädig behüten. Und die Bude blieb ungeflickt.

Es war eine Freude zu sehen, wie sich alles im Pastorat zu einer Familie zusammenschloß. Jeder Hagelschlag, jeder Waldbrand wurde gemeinsam erlitten, am Karfreitag ging man in geschlossener Schar zum Abendmahl. Und so taten es die Gesindewirte mit ihren Knechten und Mägden nach. Es waren dieselben, die von der Revolution als „graue Barone" angeschwärzt wurden, als 1905 alles drunter und drüber ging.

Was der baltische Pastor in Jahrhunderten an Kulturarbeit geleistet hat, das läßt sich nicht so schnell an den Fingern her-

Digitized by Google

zählen. Es gab Pastorate, die ein Jahrhundert und darüber vom Vater auf den Sohn in derselben Familie sich forterbten. Der Pfarrer studierte des Letten Sprache, ließ erste lettische Bücher in Königsberg drucken, sammelte lettische Märchen, Sprüche und Lieder, überwachte die Schulen, examinierte auf Rundfahrten die Kleinen in den Gesinden, sammelte um sich im Pastorat die Größeren zu den Konfirmationsstunden, blieb Gewissensrat und Tröster in Liebes- und Seelennöten.

Waren auch nicht viele glänzende Kanzelredner unter ihnen, seine lettische Predigt wußte jeder in die Herzen seiner Gemeinde hineinzusprechen und, vom lettischen Küster unterstützt, ausgiebig Seelsorge zu treiben. Bei den großen Entfernungen, bei Dunkelheit und Schneetreiben war das nicht immer ganz leicht.

Dabei verbauerte der Pastor nie. Synoden in der Stadt, Konferenzen auf dem Lande, die sogenannten „Kränzchen" brachten ihn mit den Amtsbrüdern in Fühlung und Austausch. Dann hatte Frau Pastor die schwerste Arbeit. 20 bis 30 Gäste mußten für drei Tage untergebracht werden, ihre Kutscher und Pferde dazu. Küche und Keller mußten gefüllt sein.

Die Frau Pastor war des Mannes treue Gehilfin auch im Amt, trotz reichsten Kindersegens. Man muß das erlebt haben, wie sich hier eine Zweiheit zu schönster Einheit verklärte. Kranke und Schwache suchte sie auf, kannte jeden Armenhäusler, trat oft für den abwesenden Pastor ein. Er hatte neben seinem Beruf meist noch eine Liebhaberei, die ihn geistig rege erhielt. Einer war tüchtiger Philolog und las seinen Tacitus noch vor dem Schlafengehen, ein andrer studierte die Philosophen und dachte über David Strauß nach. Der sammelte Schmetterlinge, andre züchteten Rosen oder Obst. Gute Landwirte waren sie alle, die älteren auch noch leidenschaftliche Jäger daneben. In kleineren Pastoraten wurde die Einnahme durch Knabenpensionate vermehrt. Pastor, Pastorin und ein Hauslehrer unterrichteten eigne und fremde Kinder zusammen. So ein alter, philologischer Theolog brachte die Jungen in die Stadt, sogar in die Obersekunda hinein.

Den Dank heimste natürlich auch Frau Pastor ein. Eine antwortete dann immer freundlich: „Kein' Ursach', kein' Ursach'." Ja, wenn ihre Kinder eingesegnet wurden, sagte sie den Gratulanten auch nichts anderes als: „Kein' Ursach', kein' Ursach'." Und dann kehrte sie wieder zum Betreuen ihrer kleinen Schar zurück, zu Rulling, Zibbing, Duding, Mahßing, Rukßing und Brahling, und wie die lettischen Kosenamen alle heißen mochten.

Schlichter Bibelglaube, noch von keinem Professorenchristentum beunruhigt, brachte diesen schönen Einklang zwischen Menschen und Natur zustande. Wollen Sie mir glauben, daß ich alle meine intimen Naturkenntnisse aus erster Hand von kurischen Pastoren habe? Der führte mich in die Landwirtschaft, der in Waldgeheimnisse ein. Einer lehrte mich den Haushalt der Vögel betrachten, ein andrer die Pflanzen und was da zwischen ihnen herumkrabbelt. Mit einem dritten ging ich auf den Schnepfenstrich und begleitete ihn auf Amtsfahrten. So lernte ich das Volk kennen, zu Taufen und Beerdigungen, tanzte auf Hochzeiten, krebste und angelte, sah in milden Johannisnächten die Teertonnen auf hoher Stange brennen.

Wie prächtig stand so ein alter Theologe auch in seinem Zorn. „Wag's auf dies Buch einen Meineid zu leisten!" schrie einer einen Missetäter an und hieb dabei mit der Faust auf die Bibel, daß der Rücken platzte. Und der Mann wagte sich nicht an den Eid heran. — „Stehlen stiehlst du," sagte ein andrer bissig zu einem orthodoxen Konvertiten, „Saufen säufst du. Schlag noch einen Menschen tot, dann bist du richtig ein Russe." Und seinem Generalsuperintendenten schrieb er offen zur Zeit der Russifikation, als er sogar seine Kirchenbücher russisch führen sollte: „Was diese Hunde von mir wollen, verstehe ich nicht. Aber," so fuhr er lettisch fort, „das will ich auf nackten Knien beschwören, daß ich so etwas niemals tun werde."

Ein andrer sperrte allzu spröde junge Frauen mit dem Gatten in seine Studierstube und ließ sie nicht eher heraus, als bis der Mann sich sein Eherecht genommen hatte. „Er soll dein Herr sein!" trompetete er ihnen ins Gehör hinein.

Wie wohnlich war es in diesen trauten, oft recht baufälligen Pastoraten, auf den mit Tannenreisern und Sand bestreuten, ungemalten Dielen. Durch jedes Fenster sah man auf Busch und Blumen. Topfpflanzen und Vogelbauer zierten die Fensternischen. Und Sonne, Sonne überall. Es roch nach harzigem Brennholz, runzligen Äpfeln, Johanniskräutern und frischen Kümmelkuchen, in des Pastors Stube nach alten Büchern und langen Pfeifen.

Gäste kamen und gingen. Selten fuhr einer ohne Nachtsack vor. Das machten die Entfernungen, und von der Welt da draußen wollte man doch auch etwas hören.

Einige blieben gleich auf Lebenszeit. In der Herberge gab es ein Witwenstübchen, einen Tantenwinkel, das Zimmer für den Hauslehrer, worüber unter dem vorspringenden Dache Schwalben bauten. Dieser war ein dicker, alter Herr, der mit dem Leben nicht ganz fertig geworden war, hier aber als Pädagog und Bienenvater Knaben und Bienen am Stock aufzog. Die Achtung seiner kleinen Umwelt kam gleich nach dem Pastor zu ihm.

Behaglich und breit lebte man in diesen alten Nestern. Milch floß, Honig tropfte. Die Schüsseln faßten nicht die Masse von



Digitized by Google

Walderdbeeren, viermal täglich aufgetragen. Obst rollte einem von selbst vor die Füße, unter den Pflaumenbäumen brauchte man nur den Mund aufzutun.

So viel Gottes- und Menschenliebe traf sich hier, daß mitunter ein weichliches, verzärteltes Nachgeben Platz griff und man in Nachsicht gegen menschliche Schwächen schon zu weit ging, auch in der Kindererziehung. Zufällig anwesende, besonders unverheiratete Tanten suchten dann wohl mit Strenge einzugreifen. Tanten gab es in verschiedenen Jahrgängen, meist Gouvernanten, die wohl auch den Pastor erziehen wollten, zum mindesten aber seine Strümpfe stopften. — Aus einem Hauswinkel tauchte dann wohl noch ein geistig zurückgebliebener Vetter oder eine kindisch gewordene Schwägerin auf. Auch sie wurden untergebracht, auch für sie war ein Brosam Liebe übrig.

In der Nachbarschaft lag die Forstei und das Doktorat, dieses oft dicht neben dem Schlosse zu Hilfsleistung in plötzlichen Unglücksfällen. Kurische Förster sahen alle entweder wie Tirpitz oder wie Hindenburg aus, Oberförster wie Kaiser Wilhelm I. Zur Waldpoesie war ihre Zeit etwas knapp, mehr mit Schreibereien, Schlägen, Holzauktionen ausgefüllt. Dazwischen ein Wilderer, dem ein Schrotschuß das Sitzen verleidete, ein Abendessen beim Pastor, endlich Verlobung mit des Doktors Töchterlein. — Landische Doktoren galten meist für grob, aus hartem Holz geboßelt. Das tat auch not für Landfahrten bei jeder Witterung. Und dann mußte so ein Landischer erst an Ordnung gewöhnt werden. Aus dem Bett der Wöchnerin hatte so ein Arzt erst Kinder und Hühner zu treiben, ehe er an die Kranke kam. Patienten wurden angeschrien, oft mit Recht. Denn solch ein Bäuerlein verwechselte wohl auch äußerlichen und innerlichen Gebrauch, verschluckte Pflaster und rieb sich die Schenkel mit Rizinus ein. Den Verlauf einer Krankheit konnte der Arzt der Entfernungen wegen kaum verfolgen, Krankenhäuser auf dem Lande waren selten.

So sah die kurische Bildung auf dem Lande aus, die sich zwanglos zusammenfand zum Frühstück, zur Kartenpartie oder zu einem Familienfeste, bei einem gemütlichen Schöppen. Es durfte auch Wein sein. Dagegen hatte man nichts.

## Die Kleinstadt

Und nun, mein lieber Herr Justizrat, lassen Sie mich auch etwas in Poesie machen, denn ich bin ein Kind solch einer Kleinstadt, und was ich an Phantasie und Sehnsucht ins Leben mitbekam, das verdanke ich nächst meiner Mutter solch einem hübschen, waldumstandenen kurischen Winkel. Meist liegen sie anmutig an Seen, Stromschnellen, zwischen Hügeln, in Gärten gebettet. Gute Landstraßen, auf denen in lauer Mondnacht auch noch Eichendorffs Posthorn zu hören war, verbanden sie untereinander, auch mit den umliegenden Gütern. Aus dem Walde antwortete diesen Klängen im Herbst das fröhlich hallende Jagdhorn. Wie schön war eine Nachtfahrt! Über die Mondsichel zogen weiche, weiße Wolken. Am Waldsaume leuchtete noch eine einschlafende Schmiede auf, über das Moor flog lautlos eine Eule. Und die Felder und Tannen raschelten und rauschten leise. Dazu das eintönige Läuten der Pferdeglocke. Man fühlte sich so geborgen, so ganz zu Hause, und leuchtete selbst mit einer Zigarre ins mollige Dunkel hinein.

Die Ruine einer alten Ordensburg lag wohl in des Städtchens nächster Nähe. Oder wo sie fehlte, da zauberte lebhafte Phantasie heran, „was sich nie und nirgends hat begeben". Da war ein Klosterberg, der nie ein Kloster getragen hatte, eine Lettenburg, die wohl nur Schwedenschanze gewesen war, ein Einsiedlerwald, in dem als Einsiedler ein lettischer Buschwächter mit sechs lebendigen Kindern saß, ein Paradies sogar und ein Zauberwald, den Kinder nur mit frommem Schauder betraten. Ein Tscherkessengrab mit vergoldetem Halbmonde war allerdings echt. Der Krimkrieg hatte solch einen schönen Sohn seiner kaukasischen Berge hierher verschlagen, der Schwindsucht war er erlegen. Jetzt rauschten mitten in einem Felde Weizenähren um sein einsames Grab. Auf einem Kastanienhügel an der Kirchenmauer lehnte ein grauer Grabstein, darauf gemeißelt ein schlafender Ritter in voller Rüstung. Da mochte Kinderneugier wohl oft nach dem Woher und Warum forschen. So war man von Poesie umstellt, ganz in friedliche Natur und freie Lebensluft hinein geboren.

Es war für die Baltenlande die glücklichste Zeit unter dem Zepter Alexanders II. Bis zu meinem neunten Jahre hörte ich nie ein russisches Wort. Der Vater war unser Zar, die Lehrer waren unsere Minister. Erst in der Großstadt als Quintanet wurde es mir klar, daß wir in Rußland lebten und auch russisch lernen mußten. Leider wurden unsere russischen Lehrer, wie erlöst von jedem pädagogischen Talent, nie ernst genommen. Um so ernster und lieber dagegen das breite, gesunde Leben in so einer Kleinstadt, in der dem Elternhause gegenüber Roggenfelder blühten und der Wald geheimnisvoll in die Kinderstube sah. Die Wiese am Bach war unsere Amme, der Busch unsere erste Schulstube mit all seinen Nestern, Käfern und Schmetterlingen.

Die Letten waren im Straßen- und Marktleben noch ganz passiv vertreten, Russen sah man überhaupt nicht, der Jude blieb meist die komische Figur. Den Ton gaben die Deutschen an, Halb- oder Kleindeutsche genannt, als Handwerker, Krüger, Müller, Kaufleute, und vor allem wieder Edelleute und Literaten. Eine Hauptperson war der Apotheker, Vertrauensrat für viele, mehr wissend als jedes Wochenblättchen. Ein goldenes Herz mußte er haben, sonst war er

Digitized by Google

kein kurischer Apotheker. Sonnabends spielte er Whist mit Doktor und Rentmeister, Sonntags schwenkte er den Klingelbeutel über den Köpfen der andächtigen Gemeinde. Am Markttage wies er den Hausfrauen die beste Butterfuhre an. An sonstigen Tagen hatte er offnes Haus für alle Nachbarn drei Meilen in der Runde. Und am nächsten Feiertage fragte er seinen Herrgott: „Bin ich nicht ein glücklicher Mensch?“ Seine Rosen blühten reicher als bei Pastors, seine Liköre nach Geheimrezepten erregten des Amtsvorstehers Neid. An seinem Geburtstage defilierte die freiwillige Feuerwehr mit Fahne und Blechmusik an seiner Freitreppe unter zwei hohen Linden vorüber.

Das Stadtgericht war sehr zahm, meist aus unbemittelten jungen Adligen zusammengesetzt, die es im Gymnasium nicht sehr weit gebracht hatten. In die höheren Klassen wurden sie nicht versetzt, sondern nur „übergeführt“. Und wenn es nichts mehr zu führen gab, wurden sie Richter und fuhren nach den Gerichtssitzungen zur Jagd auf die umliegenden Güter. An Herbsttagen unterhielten sie sich damit, vom Fenster aus Kupfermünzen in den Straßenkot zu werfen, wonach die Judenjungen mit gierigen Händen wühlten. Ihren Urlaub verbrachten sie gern im nahen kleinen Seebade, wo einzelne Adelsfamilien ihre schmucklosen Strandhäuser hatten. Hier mußte der „Pindeljude“ herhalten, der sein Bündel mit Kleinkram auf dem Rücken den Sommer hindurch im Staub der Landstraße schleppte. Hier mußte er „schwimmen“, das heißt auf dem Bauche liegen und mit dem Munde nach einem Geldstück im Sande suchen. Auch dazu war er zu haben, rächte sich aber später als Pferdehändler oder Getreidejude, wobei es ihm eine Wonne war, die Herren „Barone“ tüchtig hineinzulegen.

Für ästhetischen Genuß im Städtchen sorgte die Frau Doktor. Sie musizierte, übte Konzerte und Dilettantentheater ein, strickte Socken für Armenbasare, häkelte oder stickte für Geburtstage, dichtete auch ein wenig für Polterabendscherze oder Wunderknäuel, aber mit spärlichen Reimen. Jean Paul beeinflußte sie noch stark. Seine „schönen Stellen“ bevölkerten die Stammbücher der Studenten und gefühlvollen Damen. Was Frau Doktor las, lasen alle. Sie verschrieb vor Weihnachten aus Mitau Bücher für Erwachsene und Kinder. Ihr Leseabend war hoch geschätzt.

Ihr Mann war Hausarzt und Hausfreund rund herum, überall. Er überbrückte den Unterschied zwischen den Ständen und war gleich willkommen in Schloß und Hütte.

An milden Sommerabenden, wenn die Fliegen schlafen gegangen und auch die Mücken des Tanzes müde waren, nur noch die Nachtigall im Faulbaum schlug, dann besuchte man sich von Freitreppe zu Freitreppe, den Strickbeutel am Arm, klatschte auch ein bißchen. Und waren die Kinder in den Betten, so wandelte man sogar zum nahen Pastorat hinaus. Dort mußte immer Besuch sein, zu allen Mahlzeiten. Kam er nicht, so fuhr des Pastors Liniendroschke von Haus zu Haus und holte sich welchen.

Und schlief die Kleinstadt endlich, dann grölte wohl noch unter den Fenstern der Idiot der Gasse, den die Straßenjungen jetzt in Frieden ließen — jedes Nest hatte solch einen — und der Nachtwächter, der die Stunden abrief, faßte ihn und sperrte ihn ins schwarze Loch. Solch ein Idiot schlief und starb eigentlich nie. Denn am nächsten Morgen sah er als erster wieder zu, wie die Kühe aus den Hoftoren traten und nachdenklich zur Stadtweide trottelten. Und auf dem Markt blies der Hirt sein verstimmtes Alpenhorn.

Auch die Jugend starb in den kinderreichen Familien nie aus. Denn Heiraten und Kinder waren selbstverständlich. Mit den Ferien kamen sie, aus den Mitauer Schulen die einen, von der Universität die andern. In den heimischen Wäldern ergingen sie sich. Die mußten erste Liebesluft und -schmerzen anhören, Picknicks erleben, Tanz auf dem Rasen zur Drehorgel, Maskeraden, Nüsseschütteln und Pilzesuchen. Und der Fluß im Tal sah Krebsen, Fischestechen, Schlittenfahrt und Eislauf. Wald und Wasser kamen nie so recht zum Ein- und Ausschlafen.

So wuchs das junge Geschlecht im Banne der Kleinstadt heran, und die Alten sahen schmunzelnd zu.

## Vollmond. Von Alfred Willy Kunze

Lieber silberner Alter,
Blinkst so gut über Haus und Baum —
Es ist so hell, ich meine, die Falter
Regen die Flügel im Traum.

Herzens dunkelste Pfade
Überbreitet mild und licht
Deine lachende Gottesgnade . . .
Und mein Weg ist wieder liebe Pflicht.

Digitized by Google

# Der Schrei aus der Tiefe

## Erzählung von Börries Freiherrn von Münchhausen

Taumeln!! Ein wildhaftiger Griff!... Schmerz! Schriller, greller Schmerz, brennender, zuckender ...

Die Nägel meiner Hände beißen sich in den Fels, die Nägel brechen knisternd nach oben um, rasend im Vorbeischeuern suchen die Finger Halt an der Wand ...

Aufschrei, gell in Verzweiflung.

Heißes Fleisch von zuckenden, gekrallten Knochen reißt der rauhe Stein, Haut und Fleisch, blutrote Fetzchen Mensch kleben hingeschmiert an den graugrünen Flechten des Granits ...

Ein letzter Schrei ... „Mathies!!“ Gottlob, o, der Schmerz läßt nach, denn ich stürze ...

Weiche Wellen lauer Luft, o wie lind ...

Nur ein Zucken am Seil, als der andere gegen den Grat schmettert ...

⁂ ⁂ ⁂

Wie lange heute die Histologie dauert, endlos, endlos ... Professor Bauriedl schwitzt von der Glut des Münchener Julitages, daß ihm die Tropfen in die weißen Brauen und in den grauen Bart rinnen. Endlos dieses Nachmittags-Kolleg! — — Aber ich bin ja nicht mehr in der Universität, ich falle ja.

— — — — — — — — — — — —

Wie lange ich Mutter nicht sah, - endlos. In ihrem letzten Briefe stand noch: „Gedenke, daß Du mein einziger bist, wenn Du in die Berge gehst.“ Wenn ich Mutter wiedersehe ... aber ich falle ja.

— — — — — — — — — — — — —

Wie lange der Zug durch den Tunnel fährt, endlos, endlos! Wie das ... den Ohren braust und rauscht ... Morgen bin ich in Bürgli und sehe, daß ich den Mathies wieder kriege. Und übermorgen ... aber ich falle ja, — endlos lange falle ich, endlos ...

⁂ ⁂ ⁂

Riß — Zuck — Hieb — Riß — ein furchtbarer Schlag mit dem Rücken gegen die Lehne der dritten Klasse ...

Ach nein, — ich fiel ja, und nun -- wie schön das viele warme Wasser über den Kopf ...

Seliges Aufwachen, nein: verfluchtes — ach nein doch: Seliges Aufwachen! Ins Leben!

Der schöne, kühle Schnee, und ganz da oben die weißen Wölkchen vorm Whymper-Kamin. Gar keine Schmerzen ...

Oder bin ich tot und ...?

Nein! — Oh, wie weh tut das Aufrichten! Aber ich kann alles bewegen ... die Füße in den schweren, eisenbeschlagenen Schuhen, die nackten Knie, ... die blutigen Hände ... Hals, Kopf ...

Wie schön, daß ich lebe, wie schön die weißen Wölkchen oben am Whymper-Kamin!!

⁂ ⁂ ⁂

Langsam will ich aufstehn, — halt, das Seil zerrt ...

Ich wende mich um ...

Da!!!

Entsetzen, — o Gott: Mathies!

— — — — — — — — — — — — —

Am Rande des milchgläsernen Augapfels sitzt eine Fliege. Weit steht der Mund offen, er lacht mit seinen weißen Bauernzähnen, o, er lacht so, daß er sich den Mund aufgelacht und aufgespalten hat bis zur Mitte der Backe! Die weißen Zähne lachen gellend, die weißen Zähne sind ganz trocken

Worüber er wohl lacht? ...

Bis zur Mitte der Backe, wo der runde Klumpen ...

O Gott, Gott, Gott, der runde, blutigweiße Klumpen sieht mich starr an!!

Es ist des Mathies herausgequollenes anderes Auge!

Ich stiere hin, ich griffele nach meinem Messer, ich stiere in das mich anstierende Auge, ich säge, ich schneide an dem Seil, das mich an die Leiche fesselt, ich arbeite, ich zerre an dem Seil, ich stiere das Auge an... Und die weiße blutige Kugel dreht sich schläfrig an ihren schlierigen Strängen nach oben ...

Frei!!

Nur fort von dem gräßlichen Blick der Leiche, ich stürze fort und ... mein Schädel knallt gegen den nassen Stein! — Einerlei wohin, nur fort, dorthin — ich stürze gegen den nassen Stein — dorthin —

Steinwand — — Dorthin! Steinwand!!

Mit einem Stöhnen, das mich selber grausen macht, breche ich in die Knie!

⁂ ⁂ ⁂

Allbarmherziger, ich bin in einer Felsschlucht lebendig begraben, einer Spalte nicht größer als die Zelle des Zuchthauses! Verflucht, du Hund da, daß du mir zu diesem Wege rietest, du bist schuld, du bist schuld! Verflucht ihr Felsen, verflucht du höhnische weiße Wolke da oben, verflucht du selber über den Wolken!!

Digitized by Google

Lebendig begraben, — mein Mathies, ich weiß nun, weshalb du lachst, du glücklicher, ach du Selig-Toter!!

Und mich ließest du allein, in der entsetzlichen Gruft allein, und kein Auge, das mit mir weint, kein Ohr, das mich hört ...

Hilfe! Hilfe! Hi—i—i—i—ilfee!!!

Oben vor der weißen Wolke, nur wie ein sinkender Fleck im Auge, der unwirklich schwebende Vogel, — höhnisch!

Und da, wenige Meter über mir, auf der winzigen Felskanzel wirbelnder, tanzender Schnee in lustigen Körnchen, — höhnisch!!

Mein Heulen und Fluchen und Hilfeschreien schlug an die Wände wahnsinnig in wildschrillen Echos, dann brach ich zusammen ...

„Verflucht Mathies! Verflucht Gott! Verflucht ich selber!!"

Mit schaumigen Lippen biß ich in den Schnee, irrsinnig wälzte ich mich, haute ich mit tobsüchtigen Armen den Schnee, schäumte, schnappte, bellte wie ein toller Hund ...

⁂ ⁂ ⁂

Ich muß zunächst ruhig werden, ganz ruhig!

Ja, so — ganz still sitzen wie im Kolleg. Und nun muß ich überlegen, ganz logisch, ganz klar: Gibt es eine Möglichkeit, eine Hoffnung?

Doppelt, dreifach-kirchturmhoch steigen die Felsen an, kein Griff, kein Band, keine Traverse, kein Kamin!

Nur dort, wenige Meter über mir, der kleine Vorsprung, auf dem die Schneekörnchen in ewigem Wirbel tanzen, in ewigem Spiel in die Höhe gerissen werden —

Also: alles Klettern ist völlig ausgeschlossen, selbst dahin reicht nur der Blick meiner entzündeten Augen.

Wieviel habe ich zu essen?

Zunächst muß ich Schnee, einige Handvoll Schnee auf sein Gesicht und das fürchterliche Auge ...

In Mathies' Rucksack unser Vorrat: ein Dreiviertelsbrot, vier Tafeln Schokolade.

Mehr nicht?!! Vielleicht doch!

Schnell: Seine Pfeife, sein Tabaksbeutelchen, seine Kletterschuhe, ein Taschenmesser, ein Kompaß, ein Gebetbüchlein — nichts mehr!!

Wenn ich das Brot einteile, — wie sagte Professor Krehl mal im Kolleg? ...

Vielleicht neun Tage ...

Und dann? Und dann?? Dann???

Und als Getränk nur den Schmelzschnee aus den Händen!

⁂ ⁂ ⁂

Ich bin ganz klar heute, gestern hab ich übertrieben. Ich halte vielleicht doch elf Tage aus. Freilich wird mir sehr das Fleisch fehlen ...

— — — — — — — — — — — — —

Da war es, als ob ein starker Mann hinter mich trat und mir den Kopf langsam herumdrehte — ich wehrte mich mit allen Kräften, aber er drehte meinen Kopf herum, daß die Halswirbel knirschten, er drehte meinen Kopf, bis meine Augen auf den dunklen Haufen Kleider starrten, da in der Ecke meiner Felsenzelle. Und aus dem Kleiderhaufen hingen gelb wie altgewordene Kerzchen die Finger einer Hand heraus, gelb in den weißen Schnee des Bodens, schmutzig in den reinen Schnee ...

— — — Fleisch! — — —

Die Nägel fingen vom Nagelbett her schon an blauschwarz sich zu verfärben ...

⁂ ⁂ ⁂

Ich konnte diese Nacht nicht schlafen, ich starrte hinauf in den stahlblauen Himmel, an dem die Sterne flimmerten. Dann kam der Mond, er kam qualvoll langsam, und er ging qualvoll schnell. O, das liebe Licht, es war ja so hell, daß ich den Schnee auf der Kanzel sehen konnte, wie er durch den Sog in der Schlucht an dem schwärzlichen Felsen hinaufwehte. Es war sehr kalt, ich lag zitternd und von Kälte zusammengebogen im Winkel des Kessels. Das Klappern meiner Zähne schlug an die schwarzen Felsen in kleinen, schnatternden Echos.

Ich konnte in dieser Nacht nicht schlafen, denn ich erlebte etwas Furchtbares. Ich hatte geglaubt, der Schnee würde die Leiche ...

— — — — — — — — — — — — —

Aber die Leiche begann zu stinken. Süßlich, widerlich-fad krochen die ersten Dämonen der Fäulnis durch mein enges Stübchen. Hier unten stand die Luft dick und schwer wie Öl um mich, regungslos, — ach, ohne jenen Luftwirbel da oben. Ich wühlte mich in den Schnee gegen die Kälte ...

⁂ ⁂ ⁂

Wenn ich doch meiner Mutter einen letzten Gruß sagen könnte, — falls später ein Bergsteiger meinen — unsere Leichname hier entdecken sollte. Freilich, sie glaubte ja an den spiritualistischen Unfug von der Seele und sagte hundertmal, daß sie es spüren würde, wenn mir was zustieße.

Der Unfug von der Seele!

Womöglich gar ein „lieber Gott", der mich erst geschaffen hat, um mich nun spöttisch lächelnd durch diesen gewaltigen Felsen-Tubus wie durch ein Mikroskop zu beobachten. Und ich verrecke langsam vor seinem allgütigen Blick! Und der hohe Herr hat seinen Spaß daran ...

⁂ ⁂ ⁂

Digitized by Google

„Meine liebe, heißgeliebte Mutter, auf den Rändern dieses Gebetbüchleins meines Mathies sollst Du einen letzten Gruß von Deinem Jungen haben. Freilich ist die Wahrscheinlichkeit, daß wir gefunden werden, gering, denn in diese Felsschlucht wird wohl kaum einmal jemand hinuntersteigen. Es ist aber nicht schlimm, ich habe keine Schmerzen und werde sanft sterben. Ich habe eine große Wunde, an der ich verblute, es stirbt sich ganz leicht und gelinde. Ich denke an Dich und Deine grauen Haare, und daß Du mich doch so lieb gehabt hast. Ich danke Dir für Deine viele viele viele Liebe, besonders nach Vaters Tode. Und daß Du mir das Studieren ermöglicht hast mit so viel Not. Gewiß hast Du oft sogar Hunger gelitten für mich, heute, — d. h. heute, wo ich erwachsen bin, — kann ich das erst recht verstehen, was das bedeutet, daß Du vielleicht für deinen einzigen Sohn gehungert hast. Mein Muttili, ich danke Dir mit jedem Blutstropfen! — Nach Schluß der Vorlesungen bin ich für acht Tage in die Berge gefahren, nach Bürgli, wo ich doch meinen Mathies hatte. Wir haben sechs Tage lang herrliche Wanderungen und Klettereien gemacht. Dann wollte ich ins Nachbartal hinüberwechseln, schickte mein Gepäck mit der Post und stieg mit dem Führer über die Paßhöhe. Dabei faßte ich leider den Entschluß, genau oberhalb Bürgli die Teufelswand zu durchqueren. Ich sah den ganzen Weg über das kleine Kirchlein grade unter mir. Mein Mathies riet mir dringend ab, er ist völlig schuldlos an dem Unglück, aber dann ging er natürlich doch mit. Unterhalb des Whymper-Kamines sind wir abgestürzt, ich glaube, die Schlucht heißt der Totentobel. Es ist nur noch wenig Platz auf dem Rande, darum schreibe ich immer nur wieder: Dank, Dank, meine geliebte alte Mutter ..."

⁂ ⁂ ⁂

Heut bin ich erschrocken, denn ich habe etwas gespürt wie Fieber. Wohl vom Hunger. Oder von dem entsetzlichen Gestanke, der mir jeden Atemzug faulig vergiftet.

Ich habe allen Schnee auf ihn gehäuft, aber die Jauche läuft gelblichgrün aus dem niedrigen Hügel heraus und ihr Geruch erstickt den Atem, grauenhaft schmecke ich die Fäulnis am eigenen Gaumen. Ich habe gebrochen vor Ekel, aber ich würgte und würgte ja nichts heraus. O dieser fürchterliche Ekel, dieser fürchterliche Gestank!

Wieder eine Nacht, wieder ein Tag!

Ich bin ins Lesen geraten, es war, als ob die Sätze in dem Büchlein meine Augen wie mit heimlichen Netzen einfingen. Freilich, was sollen mir diese Gebete, — es sind ja auch katholische ... Aber mein Gott, wie konnte ich darüber so oft hinweglesen! In diesem Büchlein des Toten steht ja das göttlichste Gebet, das je von Menschenlippen kam! Es heißt: Die Geheimnisse des Heiligen Rosenkranzes, und ich lese es immer wieder, immer wieder ...

Gott will, daß wir beten und arbeiten und nie verzweifeln. Es kommt ihm gar nicht darauf an, was wir arbeiten, wir sollen nicht arbeiten um des Werkes willen, sondern um zu arbeiten.

Vielleicht ist Arbeit das einzige Mittel gegen die Verzweiflung?

Ich habe ja den Pickel noch, und so habe ich angefangen, Stufen in die senkrechte Wand zu schlagen.

Ob Gott wirklich lebt? Ob es nicht ein blöder Zufall war, daß ich das Firmungs-Büchlein in des Mathies Rucksack fand ...

⁂ ⁂ ⁂

Es ist das Fieber, ich spüre es an Puls und Schläfen. Ich liege stundenlang ganz still und sage die frommen Worte her von Jesus:

„Der in uns den Glauben mehre ...
Der in uns die Hoffnung stärke ..."

Ach Hoffnung! Worauf?

Dann habe ich wieder Stufen geschlagen, nun bin ich bald an der kleinen Kanzel. Aber das Fieber und die fürchterliche Luft machen mir die Arbeit zur Qual.

Qual?

Ach nein, die Arbeit allein hält mich ja noch aufrecht! Das Büchlein hat doch recht: Wenn ich nach den Stunden der Mühe herabsteige in mein stinkendes Grab, fühle ich mich glücklich!

Nie hätte ich geglaubt ...

Aber ich finde kein anderes Wort: Wenn ich so hart gearbeitet habe und dann still in der Schneehöhle liege und — ja, — ich fühle ein Glück, das mir früher fremd war!

⁂ ⁂ ⁂

Nein, nicht das Buch: Gott, du hast recht!

Ich knie und bete, bis ich in fieberwirren Schlaf falle.

Und dann steige ich die Stufen hinan und arbeite wieder ...

Stufe um Stufe ... Stufen zu Gott!

⁂ ⁂ ⁂

In dem Büchlein steht, man solle für jeden Wochentag gewisse Erinnerungen an die Heilige Geschichte in das schöne Gebet einfügen.

Welcher Wochentag wohl heute ist? Dienstag stiegen wir von Bürgli auf, — da wäre heute wohl wieder Dienstag? Vielleicht ist eben gerade die Stunde, in der ich sonst in

Digitized by Google

Schwere Scholle. Farbenholzschnitt von Prof. Carl Alex. Brendel

Digitized by Google

Digitized by Google

der Anatomie saß. Wie viele wüste, rohe Redensarten haben wir jungen Toren da im Munde geführt, gottlose, gotteslästerliche Reden. Wir spotteten über den Glauben, wir Narren, und keiner von uns wußte, was Glauben ist! Und am allermeisten spotteten wir über den katholischen Glauben als den tollsten Aberglauben.

Ach, ich Narr, ich Narr!

Und nun zuletzt werde ich klug . .

⁂ ⁂ ⁂

Gott will, wir sollen nicht verzweifeln an ihm und an uns, und so muß ich auch sagen, daß wir nicht so schlecht waren wie unsere gotteslästerlichen Reden. Wir taten aus Großsprecherei so stark, wie kleine Jungens, die in der Freiviertelstunde über den Lehrer spotten.

Aber es gab wohl keinen unter uns, der nicht auf Augenblicke — beim Zerlegen eines Organs, beim Anstaunen eines der in tausend Wundern herrlichen Präparate — sehend war. Wir spürten, daß da etwas lebte, das nicht aufging in der blöden materialistischen Rechnung, wir ahnten Gott.

Aber wir fürchteten ihn, weil er nicht in unsere kindisch-simpele Weltanschauung paßte.

Und deshalb spotteten wir. Aus Gottesfurcht spotteten wir über Gott! Narren, Narren!

Und nun? —

Ich bete nicht um Rettung, ich bete um ein seliges Ende. Und mir ist so friedlich dabei, als läge ich wieder wie als ganz kleiner Junge in meiner Mutter Armen und sagte:

„Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich in dein Himmel komm!"

Ich höre Mutters blaue Schürze leise knittern und spüre den sauberen Duft der Stärke . . .

⁂ ⁂ ⁂

Wenn man den Hund peitscht, so gehorcht er — wenn Gott uns bekehren will, so mißhandelt er uns. Welch ein Gedanke!

Was kann ihm an einer erquälten Zustimmung liegen! Was gelten erzwungene Versprechen, herausgezerrte Ergebenheitsbeteuerungen! Tat Gott so mit mir?

Nein, es war nicht der Sturz, es ist nicht der Tod, die mich zu ihm treiben, es ist das Gebet, das ich da zufällig fand. Nicht die Geißel des wilden Unheils treibt, sondern die weiche Hand der stillen Worte führt mich an seine Seite. Wenn es anders wäre, könnte Gott nicht stolz auf seine Tat sein!

Und ich nicht geruhig in ihr und ihm.

So habe ich, wie es einem gebildeten Manne zukommt, sauber das Konto meines Lebens abgeschlossen, und alles hat seinen zureichenden Grund.

Oder nicht?

⁂ ⁂ ⁂

Heute begannen die fürchterlichen Schmerzen in den Eingeweiden, im Rücken und hinter der Stirn. Ich weiß, das ist der Anfang vom Ende. Ich habe seit zwei Tagen gar nichts mehr zu essen gehabt, aber ich kaute die Lederriemen des Rucksackes und suchte mir reinen Schnee dazu.

Wenn ich grobe Steine in den Mund nehme und so darauf beiße, daß ihre Kanten mir den Gaumen zerfleischen — auch das hilft etwas. Mein eigenes Blut macht mich satt, bis es mich anwidert.

⁂ ⁂ ⁂

Lieber Gott, wie dankbar bin ich, daß du mir dies Schicksal gesandt hast! Ohnedem wäre ich vielleicht ein schlechter, ein ungläubiger Mann geworden und hätte meine unsterbliche Seele im Dreck des Lebens verkommen lassen. Und nun schickte deine gnadenreiche Hand mir diesen Sturz und dies liebe, winzige Büchlein mit den zerlesenen, losen Seiten.

Ich danke dir, du lieber Gott!

Zwar muß ich sterben ohne Sündenvergebung, ohne letzte Wegzehrung und Ölung. Aber du weißt, Gott, ja, du weißt, Gott, daß es nicht meine Schuld ist!

Ob ich morgen noch arbeiten kann? Ich bin matt zum Sterben. Und ich bin müde und bereit zum Sterben!

⁂ ⁂ ⁂

Gott hatte noch nicht genug! Gott wollte noch mehr von mir! Gott war noch nicht satt meiner Qualen!

Heute schlug ich die letzten Stufen zu der kleinen Kanzel, ich schlug sie mit letzter Kraft und sagte laut dabei: „Zu Gottes Ehre arbeite ich! Zu Gottes und der heiligen Jungfrau Ehre arbeite ich tags und bete nachts!"

Und mit letzter, allerletzter Kraft hob ich mich auf den schmalen Felsvorsprung.

Nun saß ich und atmete in dem wilden Luftwirbel dort zuerst wieder frische Luft . . .

O Gott, Luft!

Was wußte ich denn früher von diesem Segen reiner Luft! Mit jedem Atemzuge durchdrang sie jetzt meine Lunge, ja meinen ganzen Körper wie starker Wein, ich atmete mich trunken an ihrer wilden Frische, obgleich das alles ja doch nur die Qual meines langsamen Sterbens verlängert. Aber was fragte ich danach, ich atmete, ich sog, ich trank und vergaß auf Minuten mein grauenhaftes, luftloses Grab unter mir.

Und nun beten!

Digitized by Google

So zog ich das heilige Büchlein hervor, um die zerlesenen und von meinem Blut und meinen verwaschenen Worten ganz beschmierten Blätter vor Augen zu haben ...

Und da ...

Der Wirbel der Schlucht riß mir die Seiten aus den klamm-kalten Fingern und trieb sie in wildem, heftigem Sog an den schwärzlichen Felsen hinauf!

Ich schrie auf wie ein Verwundeter, war ich nicht im Tiefsten, Heiligsten verwundet! — ich schrie rauh und gell, ich griff nach den im Leeren tanzenden Blättern ...

Und stürzte von dem kleinen kümmerlichen Sitze hinunter auf den Schneehügel meines toten Bruders!

Gott hatte noch nicht genug!

Gott wollte noch mehr von mir — mein Liebstes noch sollte ich hergeben!

Und ich gab es.

⁂ ⁂ ⁂

Nacht.

Und Tag.

Vielleicht wieder Nacht.

Ich wußte es nicht mehr. Ich lag gekrümmt über dem Haufen Fäulnis, der unter mir in grauenhaftem chemischen Leben gor.

Nicht mehr imstande mich aufzurichten! Komme denn der Tod! Vielleicht lebe auch ich schon nicht mehr und muß grausig meine eigene Verwesung aus mir quellen fühlen ...

⁂ ⁂ ⁂

Ach, wie dauert es lange, bis ein Mensch stirbt! Ein junger Mensch hat gar so viel Leben in sich, und der Tod ist oft ein Stümper und haut hundertmal zu wie ein dummer Holzhauer an der falschen Seite.

Schlag um Schlag! Schlag um Schlag!

Aber der Baum erzittert kaum, und oben schmettert ein Stieglitz neben seinem Neste und merkt gar nicht ...

Aber der Stieglitz hat sein Lied und der Baum sein dumpfes, banges Zittern, und meine Seele hatte ihr Gebet.

Betend erwartete ich, fiebergeschüttelt erwartete ich den letzten Schlag.

⁂ ⁂ ⁂

O mein liebes Mütterlein, nun kommst du doch noch? Setz dich, du liebe, da steht ein Stuhl neben meinem Bette! Leg den Bergpickel weg, wenn er dir gegen das Knie zu schwer ist. Mein Muttili! Wie geht es denn in Paderborn, was macht Onkel, und wie geht es Käterchen? Nun mußt du mir aber viel erzählen! Ich war so krank, mein Muttchen, ich fror so in der Felsenstube! Und Professor Krehl sagte immer, ich sollte ohne Stethoskop untersuchen, und mich ekelte es so, das Ohr auf die Haut des Mathies zu legen. O, mich ekelte es so entsetzlich vor ihm, ich brach immerzu, aber das war bloß noch Galle, denn ich hatte ja gar nichts mehr im Magen. Mein Mütterlein, nun ist aber alles gut, wo du da bist, nun will ich nicht mehr klagen ... o, der Schmerz hier in der Brust ... verzeih, daß ich wimmere, aber es tut so weh, so weh! Und ich bin so hungrig — ach, ich wäre gestorben vor Hunger, wenn ich das Büchlein nicht gehabt hätte. Denke dir, ich hab das Büchlein aufgegessen — willst du auch noch eine Scheibe? Es ist so schmutzig, weil es immerzu ein bißchen schneit von oben, das macht den Teig so naß und bröcklig und die Worte so unleserlich, die ich dir schrieb. Und der Sand, wenn du die Blätter küßt, das ist der Sand von den Felsenwänden, Mutter, der Tag und Nacht in mein Grab rieselte ... O Gott, was hast du denn da?

Aber Mutter?!

Das hast du mir mitgebracht?!

Einen ganzen Korb voll zu essen!

O Brot! Und Äpfel! Und eine Flasche heißen Tee ...

Aber das ist doch gar nicht deine Teekanne mit den Kühen und der Magd, die melken will ...

Warum gibst du den Tee in einer Blechflasche ... Mutter!

Mutter, warum ziehst du denn den Korb immer wieder weg, wenn ich danach greife ...

Ach so, der Korb hängt an einem Seil ...

Von oben? Wie denn?!

Mutter, wo bist du denn auf einmal hin? Mutter!

Aber der Korb an dem Seil ist ja da ...

Und schwankt ...

Und im Korbe Brot!

Brot! O, du mein Gott!

⁂ ⁂ ⁂

„Beobachter an dem Inn" vom 25. August 1921.

An der Kirche zu Bürgli fand ein Kind einen Fetzen Papier, auf dem der in den Bergen verschollene Student der Medizin Walter K. aus München die Stelle seines Unfalls so genau angab, daß eine alsbald ausgesandte Rettungsmannschaft ihn beiläufig vier Wegstunden westlich des Whymper-Kamins auffand. Der Verunglückte, der in eine der Schluchten des sogenannten Toten-Tobels abgestürzt war, wurde zunächst durch hinabgelassene Lebensmittel gelabt und später sehr mühevoll geborgen. Der Führer Mathies Kreidl ist tot. Den Geretteten erwartet in Bürgli seine Mutter, die unserem Gewährsmann erzählte, daß sie, durch eine unerklärliche Ahnung getrieben, die weite Reise von Westfalen hierher angetreten habe.

Digitized by Google

# Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

## Stationen. Erinnerungen von Olga Wohlbrück

Das fürchterliche Abiturium, mit seiner sechswöchigen Qual, seinem Probeunterricht, den freien Vorträgen in meinen Hauptfächern: Geschichte und Pädagogik hatte ich hinter mir. Vor mir: ein weißes Kleid — eine goldene Uhr, eine kleine Ausstattung, die ich mir nach eigenem Geschmack zu meiner Einsegnung hatte bestellen dürfen.

Vom tiefblauen südlichen Himmel Kiews, der Hauptstadt der Ukraina, an dem kleine Wolken wie pausbäckige Engelsköpfchen schwebten, rieselte über uns Konfirmandinnen die Sonne in sprühenden Funken ... Feierlicher Orgelklang ... gute Worte unseres lieben, klugen Pastors: „... Ihr tretet nun ins Leben hinaus, geliebte Kinder ...!"

Und alles in mir sang, jauchzte: „Ins Leben! Ins Leben!"

Im Hotel de France, an der blumengeschmückten ovalen Tafel saß ich dann mit meinen Eltern, meiner Freundin Zina Arnoldi und ihrem Vetter ... einem jungen cand. med. Alexander L ... Darauf eine zweistündige Wagenfahrt, Tee in einem herrlichen Park ... ein Spaziergang, der mit einem Heiratsantrag endete und den ich annahm, wie ein übersattes Kind ein letztes Pralinee annimmt ...

Am nächsten Morgen wachte ich mit einem ganz leisen moralischen Kater auf. War ich verlobt? War ich es nicht? Ich, die ich mich leidlich im Euklid auskannte, die einen mit besonderer Auszeichnung erwähnten Aufsatz über die „Psychologische Folgerichtigkeit von Anna Kareninas Tod" geschrieben, fragte Mama, ob man denn auch richtig verlobt sei, wenn man einander nicht geküßt und nicht Du zueinander gesagt. Mama antwortete ausweichend, das hinge von den Sitten des Landes ab. Ich war so klug wie zuvor und beteiligte mich leidenschaftlich am Packen der Koffer für unsere Reise nach Karlsbad, Langen-Schwalbach und unser alljährliches Zusammentreffen mit Großmama in Schottwien am Semmering.

Jedenfalls war ich über alle Maßen glücklich, als ich im Zuge saß. Schokolade, Blumen, ein Handkuß ... feuchtschimmernde Augen gaben mir das Geleit „Auf baldiges Wiedersehn ..." Ich hörte kaum noch hin. „Schreiben Sie mir," war mein letztes Wort. Meine letzten Blicke galten Papas vornehmer, eleganter Silhouette. Ganz leises Schuldgefühl nagte an mir. Denn ruhig, wie alljährlich um die Reisezeit stand Papa auf dem Bahnsteig, die Zigarette im Mundwinkel, lüftete einmal den Hut und noch einmal, nickte ein bißchen zerstreut, und — ahnte nicht — nein ganz sicher — ahnte nicht, daß es diesmal vielleicht ein Abschied auf Jahre war. So fuhr ich denn mit Eilzugsgeschwindigkeit und im reservierten Abteil erster Klasse ins Leben hinaus. Das „reservierte Abteil" war für Papa charakteristisch und bedeutsam für meine Erziehung und die Spaltung in meinem eigenen Wesen. Auch im Theater durfte ich nie anders sitzen als in einer Loge. Die Logen aber wurden in Rußland gleich wie in Italien nicht plätzeweis, sondern im ganzen verkauft. In den Zwischenakten pflegte Papa ins Parkett hinunterzugehen, sein Opernglas die Logenreihen entlangzuführen und — wehe, wenn ich mich nicht tadellos hielt, wenn irgend etwas an meiner Kleidung, meiner Frisur, meinen Bewegungen ihm „auffällig" erschien. Eine Dame hatte nicht aufzufallen. Das war „mauvais genre". Eine Dame hatte vor allem anderen „comme il faut" zu sein. „Merke dir — die Menge, auch wenn sie befrackt — ist niemals fein. Sich ihr fernhalten, ist der beste Selbstschutz."

Das waren nun allerdings keine Geleitworte für eine angehende Schauspielerin — aber daß ich es werden wollte, davon hatte Papa keine blasse Ahnung. Mama stand meinen Wünschen viel näher. Dennoch war es viel und gewagt, daß sie es auf sich nahm, bei ihrer Rückkehr und in meiner Abwesenheit die Geschichte in Ordnung zu bringen und so darzustellen, als hätte sie die Aufforderung Großmamas, den Winter bei ihr in Paris zu verbringen, nur deshalb für mich angenommen, damit ich weltlichen Schliff bekäme. Immerhin hatte Großmama gewisse Rechte an mich. Diese Rechte sollten Mama helfen — bei ihrem Kampf. Insgeheim freilich dachte auch sie, daß mein Aufenthalt bei Großmama nicht von Dauer sein könnte. Noch stand ihr die eigene Kindheit in zu greller Erinnerung, wenn sie auch mir gegenüber die erlittene Hungerkasteiung, den Wärmemangel und ähnliches mit der „damaligen Zeit" zu erklären versucht hatte und den drakonischen Gesetzen der Hufelandschen Hygiene, der Großmama fanatisch huldigte. Allerdings hatte ich auch schon selbst während der Sommermonate, die wir alljährlich bei Großmama in ihrer erst Gainfarner, dann Schottwiener Villa zubrachten, manches beobachtet, was im schreienden Widerspruch stand zu unserer russischen, auf breitester Grundlage aufgebauten Lebensführung. Aber wie konnte Mama annehmen, daß die Magenfrage mitzureden hatte, wenn es sich um die Welt — die große, lockende Welt handelte! Um die Kunst, in die mich Großmama, nicht als krittelnde Erzieherin, sondern als ältere Freundin, als Meisterin ein-

Digitized by Google

führen wollte, um die Nähe einer Frau, die ich namenlos bewunderte in ihrer geistvollen Lebhaftigkeit, ihrer Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne.

„Also, versuch's."

Im Grunde waren mir all diese Erörterungen schrecklich peinlich und ich hätte mich totgeschämt, wenn ich mir im Anschluß an oft so wundervolle, reiche Stunden, wie sie Großmama künstlerisch bot, über eine versagte Mehlspeise Gedanken gemacht hätte, die Mama in Großmamas Gegenwart im Gasthaus, wo wir speisten, nicht zu bestellen wagte. Als ich aber dann allein mit ihr blieb, um als Übergang zu Paris vom Wiener Saisonbeginn zu naschen, gewann früher wenig Beachtetes doch immerhin eine gewisse Bedeutung, und zum ersten Male spürte ich gewisse Selbstverständlichkeiten des täglichen Lebens auch nur zu streifen, eine seltsame Scheu Großmama gegenüber. Ich suchte es immer zu überhören, wenn sie in unserem alten feudalen Elisabeth-Hotel in der Weihburggasse in Wien das Frühstück derart bestellte, daß es eines geradezu mathematischen Talentes bedurfte, um den Kaffee zwischen ihr, mir und der Jungfer so zu verteilen, daß wir von einem Kaffee überhaupt sprechen konnten. Die selbstgekaufte Butter wurde von ihr auf durchsichtig dünne Brotschnitten gekratzt, und dann — mit einem unleugbar bezaubernden Lächeln, das alles vergessen ließ: „Bist du satt oder ... soll ich noch etwas kommen lassen ...?" Niemals hätte ich den Mut aufgebracht zu sagen: „Ja ... laß etwas kommen." Denn fast unheimlich war der Ausdruck, der in Großmamas grünschillernde Augen kam, jedesmal wenn sie ein Attentat witterte auf das, was sie „Genügsamkeit" nannte. Zudem hatte ich keine Ahnung von Geld. Wenn Mama beim Einschreiben ihrer Ausgaben auszurufen pflegte: „Wie das Geld fliegt ...!" so weckte das in mir keinerlei bedrückende Vorstellungen. Großmama rief niemals: Wie das Geld fliegt! ... aber ich fing schon an, mir heimlich Semmeln und Schokolade zu kaufen, weil ich nicht wagte zu gestehen, daß ich ein ganz gemeines Hungergefühl nie ganz los wurde.

„Es ist nicht hübsch, wenn eine Frau viel ißt," sagte Großmama manchmal und nahm ostentativ sparsam von der bestellten Speise.

Wenn wir aber eingeladen waren — entwickelte sie merkwürdigerweise einen fabelhaften Appetit und forderte auch mich durch Blicke und ermutigende Scherze auf, zuzugreifen. Das ärgerte mich jedesmal schrecklich. Es war allerdings das einzige, was mich an ihr ärgerte, und nach wie vor sah ich in ihren eines Leidens wegen stets behandschuhten Händen den goldenen Schlüssel zum Paradies der Kunst blinken. Ich bewunderte sie glühend, und sie war stolz auf mich, sie kokettierte mit mir in der Gesellschaft. „Meine Enkelin ..." Sie warf mir über die Länge einer Tafel einen Luftkuß zu. Alle blickten mich an. Sie setzte mich, die ich noch nichts war, nichts kannte — in Szene. Meine vier Sprachen, die mir gleich geläufig waren, meine Musik — der Führer der ukrainischen Bewegung, der berühmte ukrainische Klaviervirtuose und Komponist Lissenko war mein Meister gewesen — mein Abiturium ... meine „Absicht, mich der Bühne zu widmen ...", das alles geschickt und liebenswürdig von ihr ausgemünzt, drückte mir in Wien den Stempel des Besonderen auf.

Die Enkelin von der Schuselka, die — als sie noch Brüning geheißen hatte nach dem ersten Manne — die Wiener in einen Taumel des Entzückens versetzt hatte und bis auf den heutigen Tag von der Front des Karltheaters in ewiger, versteinerter Jugend als Sinnbild des entschwundenen Frohsinns auf die einzig schöne Donaustadt Wien herablächelt, die Enkelin des unvergeßlichen Direktors Karl Baron Bernbrunn... nein — des Politikers Dr. Franz Schuselka ... a woher: wie die Brüning den Schuselka g'heirat' hat — da war ... Die Wiener kannten die Geschichte meiner Großmama weit genauer als ich selbst. Und wenn ich die ersten Wochen große Augen machte und alle durch Erziehung überkommenen bürgerlichen Begriffe plötzlich wie von einem Strudel in eine Tiefe gerissen sah, die ich noch bis vor kurzem nicht geahnt hatte, dann sagte Großmama mit einer unnachahmlichen Geste — der Geste der ganz großen Dame, die sie manchmal an sich hatte und der nichts Theatralisches anhaftete, einer Geste, die eine selsame Gemeinsamkeit schlang um sie und Papa: „Liebes Kind, mein Leben gehört der Geschichte an. Dein Papa hat recht — eine Dame soll comme il faut sein. Ist sie aber nichts anderes als das — so ist es verdammt wenig."

Ich war noch nicht in Paris. Daß Großmama in Paris, in der Passage de l'opéra ein deutsches Theater geleitet hatte, mutete selbst mich fast wie ein Märchen an. Es machte ihr Spaß, mich den zwei Mitgliedern ihres einstigen Personalbestandes vorzustellen. Der eine war der Oberregisseur Tetzlaff, der gerade im Begriff stand, einen Antrag an die Berliner Hofoper zu unterschreiben. Sie hatten einander lange nicht gesehen. Die Erinnerungen sprudelten ihnen nur so von den Lippen: „Da können's aber was lernen von der Großmama," sagte er mir.

Und dann wurde viel gelacht über das „rote Schnupftüchel", das der junge Schauspieler aus dem Abteilfenster schwenken sollte damals, damit „die Frau Direktor ihn in dem unheimlichen Paris gleich erkannte"; und das in der Aufregung des Eintreffens im Seinebabel, wie Paris damals genannt wurde, sich als weiß erwies. Wodurch die Erkennung beträchtlich erschwert wurde.

„Da hat's denn gleich den ersten Anraunzer gegeben von der Frau Direktor —

Digitized by Google

denn spaßen hat sie nicht mit sich lassen. Is sie noch so streng, Fräulein Olga?"

Ich verneinte lachend. Es waren ja auch wirklich die Flitterwochen meines Zusammenlebens mit Großmama ...

Wir reisten nach Frankfurt am Main. Dort lebte als glücklicher Familienvater und bekannter Maler Großmamas „jugendlicher Liebhaber" — der „schöne Junker". Die Begrüßung war noch wärmer. Der Erinnerungen gab es noch mehr. Die Gründung des Pariser Theaterchens erstand vor meinen Augen. Anläßlich eines Hofkonzertes in den Tuilerien war es gewesen. Großmama war eingeladen worden, einen Wiener Walzer vor Eugenie und Napoleon III. zu singen. Sie sang und tanzte Lanner. In einem rosa Seidenbrokatkleid, mit zahllosen Rüschen. Man hatte kein Podium errichtet, sondern nur einen Teppich vor dem Flügel ausgebreitet, der bis zu den Sesseln des Kaiserpaares reichte. Im Feuereifer des Tanzes — vielleicht aber auch aus gewollter Koketterie — warf Großmama ihr schönes Kleid so kunstvoll in die Luft, daß eine seiner Rüschen die Nase Seiner Majestät leicht kitzelnd streifte ... Die unvermutet über ihm zusammenschlagende rosa Wolke brachte ihn auf die rosigsten Gedanken. „Cette satanée petite Viennoise ..."

Er fragte sie nach dem Konzert, als sie in tiefer Verbeugung und mit schelmischem Lächeln vor ihm verharrte, „was sie sich wünsche". Eine gefährliche Frage für einen Herrscher, von dem Erfüllung vorausgesetzt wird. Aber sie hatte schon ihren festen Plan. „Ein deutsches Theater in Paris, Majestät," antwortete sie, ohne einen Augenblick zu zögern.

„Rien que ça? ... Sapristi .. Eh bien, petite madame — on verra ..."

Und — sie bekam es. Seine Majestät griff tief in seine Privatschatulle. Die satanée petite Viennoise hatte im Zeichen Lanners gesiegt.

Und von einem zweiten Erfolg des Wiener Walzers erzählte Großmama ihrem jetzt so stattlichen, damals aber ätherisch schlanken ehemaligen Mitglied. Während der Belagerung von Paris wurde ein großes Festival gegeben zugunsten der Verwundeten. Auf Blumen und sonstige Aufmerksamkeiten hatten die Mitwirkenden von vornherein verzichtet. Als aber Großmama in ihrer unnachahmlichen bestrickenden Art und in dem gleichen weiten rosa Brokatkleid den Lannerschen Walzer gesungen und ihn noch zweimal hatte wiederholen müssen, da ließen es sich die Herren des französischen Komitees nicht nehmen, ihr das Kostbarste, was sie in der Eile auftreiben konnten — in einer Tüte mit Kante aus Papierspitze zu überreichen — ein Pfund Kartoffeln. Es war die Zeit, da die Ratten aus der Bibliothèque Mazarin als feinstes Wildpret angezeigt und zu schwindelhaften Preisen verkauft wurden und Kartoffeln kaum noch auf die kaiserliche Tafel kamen ... Eine Künstlerin, die ein feindliches Publikum mit einem Wiener Walzer zu Beifallsstürmen hinriß, wurde einer Kaiserin gleichgestellt ...

Das rosa Brokatkleid aber feierte seine Auferstehung im Jahre 1900 — auf mir, als ich unter Wolzogens Führung mit dem berühmten „Überbrettl" durch deutsche und fremde Lande zog und in St. Petersburg als „Diseuse" in drei Sprachen meine Heimatsberechtigung in drei Ländern öffentlich betonte.

Aber ich greife vor. Noch war ich nicht einmal in Paris. Nur auf dem Wege dahin, und die Stationen, die wir vorher machten, waren wie ein schöner Spaziergang, auf dem Großmama mich ihre eigenen Reminiszenzen wie einen duftenden Blumenstrauß pflücken und sammeln ließ. Der älteste Sohn des „schönen Junker", Hermann Junker, damals ein übermütiger junger Tollkopf, der mich um Paris beneidete — ist heute der bekannte Pferdemaler, der sich durch seine feine und elegante Kunst einen hervorragenden Namen geschaffen hat und lange Jahre ein verhätschelter Liebling des badischen Hofes war.

Auch nach Düsseldorf brachte mich Großmama, damit ich meine Großtante Basson, die Tochter Heinrich Marschners, kennen lernte. Eine feine, in der Beschränktheit deutscher Beamtenverhältnisse zur Entsagung alles Künstlerischen gezwungene Frau. Weder in den sehr schönen Töchtern, noch in dem Sohne Leo, mit dem ich lange Jahre auf das herzlichste befreundet war, flammte etwas von Wohlbrück-Marschnerschem Künstlertum. Ich sah damals nur den kleinbürgerlichen Zuschnitt eines sparsamen Haushalts und meinte ersticken zu müssen in solcher Atmosphäre.

Weiter ... weiter ..

Weimar!

Die alten Fräulein Stahr, die nur mehr wie ein grauer Barègeschatten durch Weimars stille Straßen schwebten und einen seltsamen Moderduft welker Kränze an sich hatten, legten mit ihren blutlosen Fingern meine Hände auf das alte, von Liszt geheiligte Klavier. „Wenn du den Meister in Paris siehst, Kleine — grüße ihn von uns ..." Er ...! Das Bewußtsein, daß „Er" dort irgendwo lebte, atmete, war nunmehr alles, was sie noch mit der Gegenwart verknüpfte. Ich behielt noch lange die zwei Fürwörter im Ohr: das vergötternde „Er", mit dem Liszt gemeint war, das bitter abweisende „Sie", mit dem sie die zweite Frau ihres Vaters Adolf Stahr, die berühmte Romanschriftstellerin Fanny Lewald bezeichneten, von der Hebbel einst schrieb „... die Erste, die ich nicht zu Ende bringen konnte, herz- und phantasielos, dabei eine Wichtigtuerei sondergleichen. Wenn das wahr wäre, was die zu sein glaubt ..."

Moder ... Grabeskälte ... raschelndes, abgestorbenes Laub —

Digitized by Google

Weiter ... weiter ...

In Weimar hatte Papas verwitweter Bruder sich ein Haus gebaut, in das er sich eine junge Frau zu sechs erwachsenen Kindern hereingeholt. Seine älteste Tochter Lyda, die sein Haus tadellos geführt und sich mit der jungen baltischen Stiefmutter nicht verständigen konnte und mochte, wurde von Großmama aufgefordert, mit nach Paris zu ihr zu kommen. Großmama lockte mit Geselligkeit und allen einem jungen Mädchen zugänglichen Verführungen einer Pariser Saison. Im Grunde wollte sie eine Stütze haben, die sie entlastete, damit sie sich ungestört mir widmen konnte. Wir haben mehrere Jahre Seite an Seite in Großmamas Pariser Heim in der Avenue Friedland 43 gelebt — wir haben gemeinsam unsere ersten großen Bälle besucht, unsere großen Kunsteindrücke zusammen empfangen — innerlich nahe sind wir uns nie gekommen.

Jedenfalls offenbarte sich bald der gähnende Abgrund zwischen den nach großzügigen russischen und den damaligen nach engen deutschen Grundsätzen aufgebauten Erziehungsresultaten. Obwohl etliche Jahrre jünger als meine Kusine und ohne den zehnten Teil ihrer Erfahrung in Dingen des praktischen Lebens, war ich doch in der Beurteilung von Persönlichkeiten, im Nachspüren seelischer Zusammenhänge und meiner Einstellung auf sie die weit Überlegene. Schon damals spürte ich, daß man nicht mit überkommenen Begriffen einer in ihrer widerspruchsvollen Vielfältigkeit so schillernden genialischen Persönlichkeit, wie Großmama eine war, beikommen konnte. Man mochte sie hassen, gewiß oft unter ihr leiden — sie beschnüffeln und bekritteln in kleinbürgerlicher Entrüstungsmoral, das durfte man nicht.

Schon auf der Fahrt nach Paris fühlte ich die Kluft, die mich trotz mancher späterer Mädchenvertraulichkeit von Lyda trennen mußte. Krampfhaft mußte sie an die Stiefmutter denken, um nicht noch von unterwegs umzukehren. Mit von Tränen geschwollenen Augen stieg sie in Paris aus unserem Abteil erster Klasse, ich mit brennenden Wangen und unter atemraubendem Herzklopfen. Gewiß war es ein strategischer Fehler, daß sich Lyda mit der Jungfer in das Handgepäck teilen mußte, während Großmama sich auf meinen Arm stützte.

Ein Herr kam auf uns zu.

„Monsieur," sagte Großmama nur.

Graf P ..... ministre plénipotentiaire, stand auf seiner Visitenkarte. Mir und meinem Vetter Georges, der jetzt seine zwei letzten Jahre im Stoyschen Institut in Jena absolvierte, war er aus unserer Kinderzeit her nur der maßlos gefürchtete „Onkel Schweig".

Ich hatte ihn nicht mehr gesehen, seit ich als Kind mit Mama einen Winter in Paris zugebracht hatte, während Papa in China weilte. Ich erinnerte mich nur eines oder zweier grabesstillen Diners, während deren alles in mir erstarrte, wenn sein Blick über mich hinglitt, und des kurzen, trockenen „Schweig", das er meinem Vetter zuwarf, wenn er — verwöhnt und immer ungebärdig — es wagte, bei Tisch den Mund aufzutun. Ich wußte, daß Monsieur, wie er offiziell genannt wurde, ein ganz alter „Jugendfreund" von Großmama war, kannte sogar seine Schrift, da kein Tag verging, an dem nicht ein Brief von ihm in Schottwien eintraf.

Und nun stand er da: mittelgroß — weder elegant, noch schön, noch bedeutend. Er gab uns allen die Hand, mit leichtem, kühlem Druck. „Vous avez fait bon voyage ...?"

Und wenige Augenblicke später saßen wir in einem der greulichen Omnibuskästen und warteten auf das große Gepäck. Wider Willen befangen streifte ich Großmama mit dem Blick ... Was war mit ihr geschehen?... Wo war ihre souveräne Heiterkeit, ihre liebenswürdige Bestimmtheit? Sie kam mir plötzlich vor wie ein Pensionatsmädchen, das vor den Augen des Herrn Lehrers schüchtern auf ihre Würde Bedacht nimmt. Der Wagen setzte sich in Bewegung, ratternd, langsam. Der Himmel hing grau und schwer über den grauen, häßlichen Häusern. Es fing an zu nieseln.

„Eh bien, Mademoiselle Olga, reconnaissez — vous Paris?"

„A peine, Monsieur ..."

„Et vous, Mademoiselle Lyda ... vous n'y êtes encore jamais venu?"

„Non ..."

„Monsieur," soufflierte ich. Sie trat mir auf den Fuß: „Laß mich zufrieden."

Ich sah es — in Großmamas Seele tobte Sturm. Schweigend fuhren wir weiter, bis der Wagen hielt. Der Concierge brachte den Schlüssel, das Gepäck wurde abgeladen. Wieder ein kühler Händedruck.

„A ce soir donc, mesdames."

Es war eine sonnige Fünfzimmerwohnung unterm Dach. Von hier aus sollte ich meinen Anlauf nehmen — ins Leben ... in die Kunst.

Drei Zimmer nach vorn, auf die elegante, breite Avenue hinaus: Großmamas Schlafzimmer in graugrün gehalten, die Wände mit Stoff bezogen, urgemütlich. Daneben der zweifenstrige Salon, die Möbel unter weißen Schutzhüllen ... die zu meinem Ärger nie — nur zu ganz großen Gesellschaften abgenommen wurden. Aber sie deckten mehr, als nur kostbaren Seidenstoff. Sie deckten Erinnerungen. Erinnerungen aus Großmamas Wiener Glanzzeit am Karltheater, „die der Geschichte angehört". Aus diesen Stoffen waren ihre zwei herrlichen Changeantkostüme genäht gewesen: blau und goldgelb. Heute — vielleicht dank den ehemaligen greulichen Schutzhüllen — stehen die Möbel in meinem Berliner Salon, und an der Wand hängt ein nach meinem Tode dem Wiener Theatermuseum zu überlassen-

Digitized by Google

des Bild, das Großmama in zwanzig Aquarellen in ihren Hauptpartien und Rollen darstellt und auf denen dieser selbe blaue und gelbe Stoff in bauschigen Krinolinenröcken verarbeitet zu sehen ist ...

Neben dem Salon das hübsche Eßzimmer aus wundervollem Mahagoni, von dem nichts anderes zu sagen ist, als daß in ihm alle drei Wochen das durch Jahre stets gleichbleibende Whistdiner stattfand: potage, vol au vent, rôti de veau à la Marengo und tarte St. Honoré ... Für gewöhnlich wurden die frugalen Mahlzeiten in Lydas Stube eingenommen, in der ein breites Himmelbett und ein Spiegelschrank aus Großmamas alter Wohnung die Staatsstücke waren ...

Mein kleines Zimmer hatte weder Spiegelschrank noch Himmelbett. Nur einen Placard und ein zusammenlegbares Feldbett, das tagsüber unter einem Stoffüberzug in quadratischer Form die Wand „zierte". Dafür ein Klavier — ein scheußlicher alter Klapperkasten, auf dem sich Lyda manchmal zu ihren geliebten Jensenschen Liedern oder „Ich grolle nicht" begleitete. Ich benützte es als Etagere oder Bücherregal. Der Waschtisch war so klein und primitiv, daß mir alle Respektlosigkeiten einfielen, die mir in Goethes Schlafzimmer zu Weimar über Körperpflege der damaligen Zeit durch den Sinn gegangen waren. Zum Glück gab es einen Wäschekübel in der Küche. Mein Staatsstück war der große, verschließbare Empiresekretär mit seinen unzähligen Laden und kleinen Schiebfächern. Und dann gab es noch etwas, dessen Bedeutung mir aber erst allmählich klar wurde: jenseits der nicht sehr breiten, vornehmen Straße ein breites Fenster, das von der Innenseite mit wundervollen schweren Spitzen verhangen war. Der Vergeßlichkeit einer fremden Zofe, die manchmal die Läden herabzulassen unterließ, verdankte ich bald die gründlichste Kenntnis einer bis in die kleinste Einzelheit gehenden raffinierten Körperkultur im Rahmen eines mit höchstem Luxus eingerichteten Toilettenzimmers einer jungen Pariserin.

In diesen ersten Stunden fielen mir meine herrlichen, mit allem Komfort ausgestatteten Räume bei meinen Eltern ein. Wo waren die Bücherschränke, der breite Toilettentisch... die Sessel, das Ruhebett ... die hübschen Portieren aus blumiger Cretonne, das herrliche Bett mit der seidenen Decke ...

Also ... ja ... ich gebe es zu ... Kunst, Zukunftsträume von Ruhm und Glanz ... alles versank in nichts.

„Siehste — nu heulst du auch!"

Wie zwei vom Sturmwind verwehte hilflose Kinder — so saßen Lyda und ich nun auf den zwei einzigen Stühlen meines Zimmerchens, dem ein riesengroßer, über dem Kamin eingelassener Spiegel in Goldrahmen den trügerischen Schein einer verwegenen Pracht lieh — und weinten uns einträchtig und schmerzvoll in die nächsten Stunden unseres neuen Lebens hinein.

Zudem hatten wir Hunger. Aber wir wagten nichts zu sagen. Großmama bot uns von selbst ein Stückchen Schokolade an mit einer Scheibe Brot: „Um sieben dinieren wir ja schon drüben bei Monsieur!"

Wir packten aus, räumten notdürftig ein. Ich hörte Großmama zu dem Mädchen, einer Böhmin, sagen: „Tun's dem gnä' Fräulein beim Ankleiden helfen, Anna."

So wurde mir mein Privileg, angekleidet zu werden, auch hier nicht entzogen. Das tröstete mich ein wenig. Nachdem ich fertig war, kam Lyda herein, sehr erhitzt, in einem wunderhübschen, husarenblauen, ausgeschnittenen Kleid, das ihre sehr schöne Blondinenhaut zu entzückender Geltung brachte. Ich konnte mich wirklich verstecken vor ihr, mit meiner Backfischschlankheit. Hatte ein einfaches, dunkles Kleid angelegt, da mir der „Onkel Schweig" durchaus nicht eines großen Toilettenaufwandes würdig schien. In dem Augenblick, da Lyda zur Vervollständigung noch einen leichten Spitzenkragen umlegen wollte, trat Großmama ein: „Seid ihr fertig, Kinder?"

Ihr kleines, lebhaftes Gesichtchen mit den grün schillernden Augen erstarrte plötzlich zu einer medusenhaften Maske. Mit einer Handbewegung riß sie der entsetzten Lyda den Spitzenkragen von den Schultern, schlug ihn ihr um den blühenden, schönen Nacken: „Gehst du etwa auf einen Ball? Bist du verrückt? Sofort ziehst du dir ein anständiges Kleid an ..."

Es gab eine schreckliche Szene. Ich zitterte an allen Gliedern, obwohl Großmama mich umarmte und zu beruhigen suchte. Ich begriff nichts ... gar nichts. Begriff nicht, warum es „unanständig" sei, ein leicht ausgeschnittenes Kleid anzulegen. Aber schon fühlte ich — es gab Dinge, die nicht erforscht, nicht berührt werden durften. Lyda weinte nicht mehr. Totenblaß war sie vor Erregung. Mit einer Verspätung von einer Viertelstunde betraten wir das großartige Hotel des Grafen P ..... in der Avenue Friedland.

Aus den Tiefen meiner Kindheitserinnerung stieg das Bild seiner früheren Mietswohnung auf — einfache, strenge Bürgerlichkeit ... Ja, richtig ... er hatte eine Erbschaft gemacht vor einem Jahr ... Millionen geerbt von der Mutter seiner vor zwanzig Jahren verstorbenen Braut ...

Wir gingen durch Säle, die mit schwerer Pracht eingerichtet waren, bis zu seinem Bibliothekzimmer. Noch waren die Handwerker nicht aus dem Hause, herrliche Gobelins hingen statt an den Wänden, über den Sesselleh nen ... Aber die bequemen Möbel, weichen Teppiche, die Tausende von Büchern in köstlichen Einbänden, der riesige Kamin mit seinen brennenden gigantischen Holzscheiten, die elektrischen Lampen unter großen, seidenen Schirmen, die echten Holländer und Altitaliener in dunklen Rahmen ... sie nahmen der Pracht alles Steife und Herkömmliche.

Digitized by Google

„Comme c'est beau!"

Wahrhaftig — er lächelte. Öfter als zehnmal habe ich diesen Mann in den sechs Jahren, da ich zweimal wöchentlich stundenlang in seinem Hause zubrachte, nie lächeln sehen. Aber dann bekam sein ruhiges, kühles Gesicht fast etwas Kindliches und sehr Gütiges. Die große Scheu vor ihm bin ich aber bis zuletzt nicht los geworden — auch dann nicht, als ich die romantische und romanhafte, in unseren Tagen fast unwahrscheinliche Geschichte erfuhr, die sein Schicksal mit dem Großmamas durch länger als dreißig Jahre verflocht.

Nach dem Diner, das wie vor vielen Jahren auch jetzt wieder fast lautlos verlief und bei dem eine Folge von exquisiten Speisen von einem korrekten Diener serviert ward, wurde der Mokka in die Bibliothek gebracht.

„Où ces demoiselles desirent-elles prendre place?" fragte Monsieur.

„Sur ce petit sopha vert, si vous voulez bien, monsieur . . ."

„Mais comment donc . . ."

Monsieur und Großmama setzten sich Seite an Seite vor den Kamin, Lyda und ich kuschelten uns in die Ecken des grünen Sofas.

Wir konnten einander kaum sehen und gar nicht hören. Hier auf diesem grünen Sofa tranken Lyda und ich unseren Mokka und kramten unsere kleinen Erlebnisse aus, tauschten unsere Ball- und Gesellschaftserinnerungen. Hier fanden wir uns in der Gemeinsamkeit unserer Jugend und gleicher Lebensumstände, wenn auch nicht gleicher Anschauungen.

Vier Jahre teilte Lyda mein Leben bei Großmama, und in diesen vier Jahren spielte sich das Dejeuner vom Sonntag und das Diner vom Donnerstag in gleichbleibender Lautlosigkeit bei Tisch und gleichbleibendem leisem Geflüster beim Mokka ab. Nur einmal erzählte Monsieur bei Tisch von seinem Empfang anläßlich der Verlobung der Amelie von Orleans mit dem König von Spanien. Es war das erstemal, daß ich eine menschliche Schwäche bei ihm beobachtete: Genugtuung über die Sympathiebezeugungen und Ehrungen, die ihm vom Hause Orleans bei der Gelegenheit bewiesen wurden. Ein zweitesmal — aber da war Lyda nicht mehr in Paris und ich hatte zum Mokka zwischen den beiden Kaminsesseln meinen Platz — als Monsieur auf Großmamas Bitte hin wirklich sehr schöne Gedichte von sich — in deutscher Sprache vorlas. Nach diesem Abend erfuhr ich, daß Monsieur Großmamas Schüler gewesen, zur Zeit, als sie noch das Deutsche Theater in der Passage Beethoven leitete.

Nach dem Dejeuner bei Monsieur fuhr Großmama regelmäßig mit mir in eine der großen Konzert- oder Theatermatineen, um mich allmählich mit den Großen der Pariser Kunstwelt bekannt zu machen, von denen ch bisher nur Sarah Bernhard in Rußnd gesehen hatte. Es war das letzte Jahr, aß Pasdeloup im Cirque d'été die von ihm begründeten Konzerte dirigierte, die bald darauf von Colonne und Lamoureux aufgegriffen wurden und jedesmal ein Ereignis in der Pariser Musikwelt bedeuteten. Ich haber später unter diesen beiden großen Dirigenten an die drei hundertmal in der „Arlésienne" von Daudet mit der Bizetschen Musik gespielt und immer eine Vorliebe für Colonne gehabt, an dessen Art mich Nikisch gar oft erinnern sollte.

Ich war nach Paris zur Zeit der absterbenden Großen einer vergangenen Generation gekommen und erhaschte noch die Verkörperung von Klängen, die mir aus meinen frühesten Kindertagen im Ohr waren. Freilich waren es nur mehr Ruinen, aber daß ich sie sehen, hören, mit vielen von ihnen sprechen durfte, bedeutet mir eine große Bereicherung meiner Jugend.

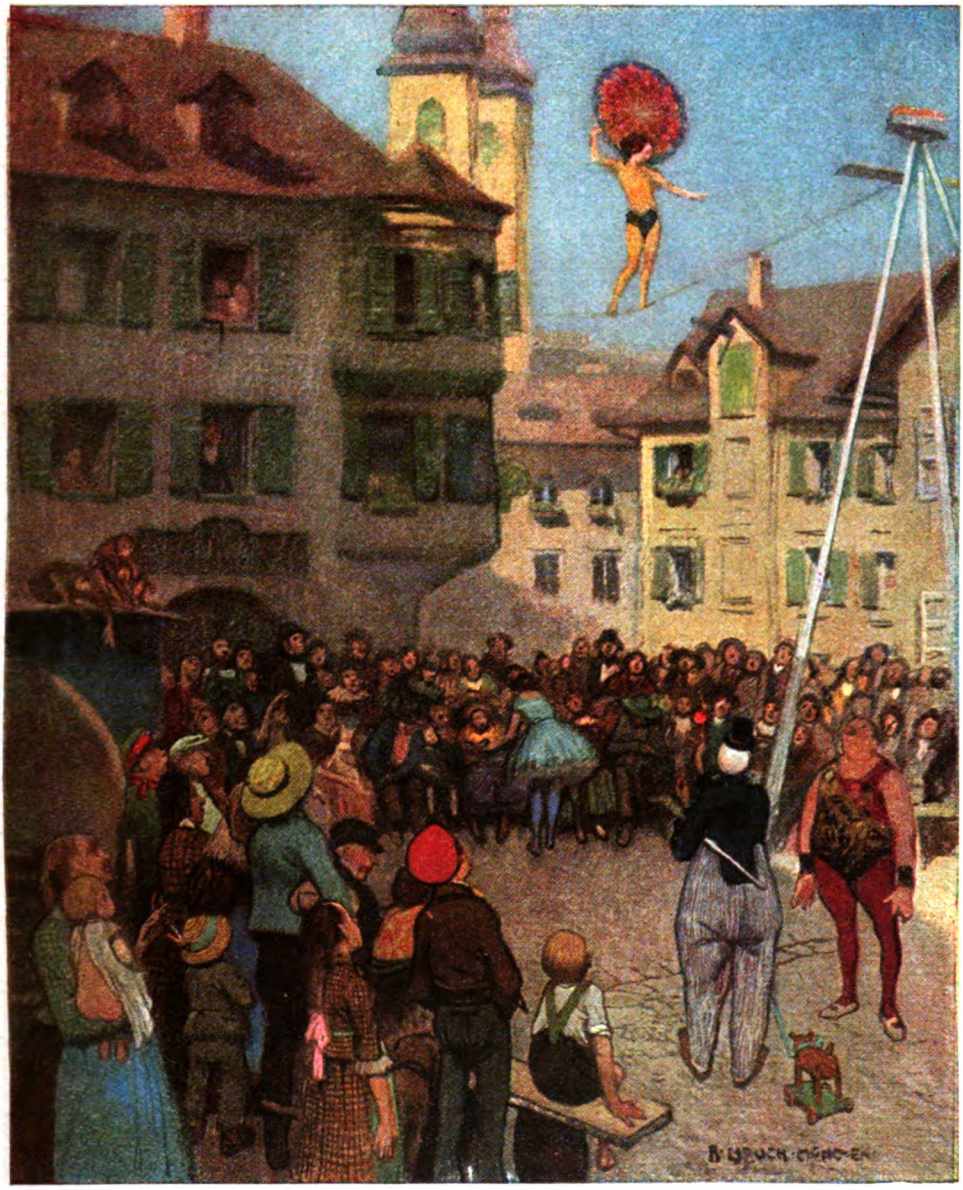
So hörte ich unter Pasdeloup die einzige, um im Stile meiner Vorzeit zu sprechen, berühmte „coqueluche des dames" — den Tenor Capoul, der wohl zwanzig Jahre hindurch der von Frauen angebetetste Sänger war. Papa pflegte manchmal über ältere Gecken zu lachen, die sich auch in Rußland noch à la Capoul frisierten — mit Simpelfransen in die Stirn hinein. Uns Jungen waren solche „Capouls" — wie wir sie nannten — stets widerlich. Aber als in der großen Manege des Cirque d'été Capoul selbst vor mir stand — kaum noch sicher auf den Beinen, aber trotz seiner fürchterlich fuchsigen Perücke mit den Simpelfransen bis zu den Brauen von einer unnachahmlich vornehmen Art des Auftretens, als ich die unbeschreibliche Süßigkeit seines fast stimmlosen Vortrages vernahm — da konnte ich mir allenfalls denken, daß er „einst" eine Welt zur Anbetung seiner Person hingerissen hatte.

Ebenso wie ich Galli-Marie, die erste Carmen, noch bei ihrem letzten Auftreten als Carmen abfing, mich erst schaudernd von der unförmig dicken, watschelnden Frau abwandte und dann hingerissen in den rasenden Beifall einstimmte, den die Pariser einer Vergangenheit zollten, an der sie in ihrer konservativen Eigenart festhielten.

Und es war begreiflich, daß Großmama, bevor sie mir die Gegenwart erschloß, mich noch rasch an den Spalt der sich schließenden Tore führte, die ihre Jugend von der meinen trennten, wie um mir zu beweisen, daß es in jeder wahren Kunstäußerung — sei sie auf- oder abblühend — eine gemeinsame Unvergänglichkeit gibt, Ewigkeitswerte, die über allen Wandel der Zeiten und Moden erhaben sind, selbst, wenn sie der flüchtigsten Kunstform — dem gesprochenen oder gesungenen Wort — angehören.

Und diese letzte retardierende Station, die meinen eigenen Weg vielleicht um etliches verzögerte, gab mir doch Unschätzbares mit: Liebe, Ehrfurcht und Verständnis für das Vergangene — diese drei, ohne die die Gegenwart leer, die Zukunft aber unaufrichtbar ist.

Digitized by Google



Gaukler
Gemälde von Richard Mauch

Digitized by Google

Digitized by Google

# Neues vom Büchertisch

## Von Karl Strecker

Gustav Frenssen: Der Pastor von Poggsee (Berlin) — Hanns Johst: Kreuzweg (München) — Franz Karl Ginzkey: Rositta (Leipzig) — Will Vesper: Die Wanderung des Herrn Ulrich von Hutten (München) — Heinrich Sohnrey: Der Bruderhof (Berlin) — Paul Oskar Höcker: Der Held des Abends (Berlin) — Paul Heyse: Gesammelte Novellen (Stuttgart)

Es war zu erwarten, daß Gustav Frenssen seinem Roman „Die Brüder", der nach dem Meistergemälde der Seeschlacht am Skaggarak ausklang, einen zweiten folgen lassen würde, der das Ende des Krieges und seine Folgen mit umschloß. Denn wer es noch nicht wußte, der hätte an seinen inzwischen erschienenen „Grübeleien" erkannt, wie ernst und besorgt dieser Aufrechte die Schicksale seines Volkes verfolgt, wie er immer zu raten, zu mahnen und zu trösten bereit, ja von fieberhaftem Drang getrieben ist. Ihm war sein Volk immer seine große Gemeinde, vor die er als Seelsorger trat, auch wenn er nur behaglich erzählte. So ist es denn ebenso einfach wie natürlich, wenn Frenssen diesmal einen wirklichen Pastor zum Helden seines Romans macht, der in einer langen Schlußpredigt (von mehr als dreißig Seiten) sich über alles ausspricht, was er vom Weltkriege, von seiner Entstehung und seinen Folgen zu sagen hat, es ist Der Pastor von Poggsee. Als Sohn eines armen Dorfzimmermannes ringt er sich mühsam soweit durch, daß er seine Studien halbwegs beenden kann. Halbwegs — denn ohne Zweifel wäre er durchs Examen gefallen, wenn nicht der Bischof, ein prachtvoll und humorig gezeichneter Sonderling, ihn um seiner menschlichen Werte willen lieb gewonnen hätte, und ihn einfach als Pastor nach Hoptrupp und Holebüll, zu einer etwas verwahrlosten und dem Teepunsch allzu ergebenen Gemeinde geschickt hätte. Aber Adam — so heißt der Pastor — weiß sich durchzusetzen, weiß die Leute in ihrer Eigenart zu verstehen und zu gewinnen. Er steht von vornherein als ein freidenkender natürlicher Mann da, dem nichts Menschliches fremd ist, den aber ein heißer Drang zu helfen, den Liebe und Mitgefühl mit dem Nächsten in diesen Beruf getrieben haben. So sehen wir ihn nun durchs Leben gehen und bleiben Zeugen seiner Pastorenschicksale, die so lebendig erzählt werden, daß man trotz ihrer Alltäglichkeit niemals die Anteilnahme verliert: wie er einen kleinen Teufel von Weib, das aber einen guten Kern hat, heiratet und sich erzieht, wie er in seiner neuen Gemeinde am Poggsee festen Boden gewinnt, nachdem es sich herausgestellt hat, daß er weder in einem Badeort noch unter einem feudalen Kirchenpatron sich wohlfühlen kann, wie seine Kinder heranwachsen und wie nach guten und schlimmen Jahren endlich der Krieg kommt. Mit harter Faust greift das große Unglück Deutschlands auch in seine Familie. Er verliert seine beiden Söhne und eine Tochter, die letzte Tochter aber macht ihm Schande. Als ein so hart geprüfter Mann besteigt er am Schluß bei einem Volksfest die Kanzel und gibt das, was den eigentlichen Gehalt des Romans ausmacht und was sich Frenssen offenbar von der Seele schreiben mußte: eine große Auseinandersetzung mit den aufwühlenden Ereignissen und Fragen der Zeit. Er entrollt ein Bild der Geschichte von 1914 bis 1920, er hält eine scharfe Abrechnung mit den Regierenden, mit dem eigenen Volk und mit unseren Feinden. Er bemüht sich, ganz gerecht zu sein. Er mißt der Regierung vor dem Kriege ihr gehörig Maß von Schuld zu, aber mehr noch dem geschichtlichen Verlauf. Wir Deutschen waren, als Reich und geschlossenes Volk, noch jung und zu plötzlich mächtig geworden. So drängten wir uns zwischen die drei oder vier Völker, die bis dahin in vorderster Reihe auf altem Besitz standen — und „dies Hineindrängen ... das machten wir nicht maßvoll, nicht langsam, das machten wir, unser Kaiser an der Spitze, nicht leise, nicht vorsichtig, nicht feinhörig, nicht vornehm genug. Darüber erboßten sich die stolzen Völker. Wir aber merkten nichts davon, daß wir überall anstießen, wir merkten nicht einmal rechtzeitig genug, daß man sich auf Tod und Leben gegen uns verband. Wir waren blind vom Schein des vielen Goldes, von Hochmut, von Gleichgültigkeit, von Besserwissen." Und schließlich, als das Schlimmste kam, da zeigte es sich, daß wir keine Nation waren, „das heißt, daß wir uns nicht als Persönlichkeit unter den Völkern fühlten".

Nicht glimpflicher aber, als mit dem eigenen Volk rechnet Frenssen mit unseren Feinden ab. Er erkennt den Wert und die Leistungen jedes der einzelnen Völker an, aber dann hält er ihnen ihr Sündenregister vor. Neben dem Kriege im Felde führten sie noch zwei unedle Kriege: Frankreich gegen unsere wehrlosen Gefangenen und England gegen unsere Frauen und Kinder. „Durch die ganze Welt bettelnd, um Gold, um Menschen, um Waffen," standen sie zehn gegen einen. Und sie behaupten, sie hätten den Krieg geführt, damit Gerechtigkeit und



Digitized by Google

Menschlichkeit auf Erden wohne. „Ach, große Worte! Was haben sie getan, als sie Sieger geworden? Sie haben ein freies, stolzes weißes Volk, das geistigste Volk der Erde ... das haben sie gebunden, wie man ein Tier bindet ... Welches Volk kämpfte je so tapfer, umstellt von gewaltigen Mächten an Gold, Menschen und Lüge? Unter solch jammervollen Zuständen, mit solcher Bitterkeit im Herzen, vier lange Jahre? ... Kein Volk hat so Großes vollbracht, so Schreckliches erlebt, bis es blutlos und kraftlos zur Erde stürzte! Sie haben dies Volk geschändet? O nein ... sie haben sich selbst geschändet! Sie sind die Geschlagenen, die von Gott selbst Gerichteten ...“

Wir müssen uns nun, so fährt der feurige Richter fort, auf uns selbst besinnen. Weder die Kaiserfahne, noch die rote Arbeiterfahne können uns augenblicklich das bringen, was nottut: Einigkeit.

„Wenn die Alten nicht lassen können, darüber zu grübeln, die Jungen sollten davon lassen, sollten nicht davon reden, nicht davon träumen; sondern sollten sich den Dingen und Taten zuwenden, die heute nötig sind. Es muß nun, wenn wir wieder in die Höhe wollen, das ganze Deutschland sein ... Wir haben keine andere Gegenwart und keine Hoffnung als unser gemeinsames Volksübereinkommen, unsere Verfassung. Es mag sein, daß unsere Nachkommen einst dies und jenes an ihr ändern werden ... aber im großen wird sie bleiben, da sie wiedergibt, was die große ruhige Mitte unseres ernsten Volkes für recht und gut erkennt ... Denn wo lebt sonst Gott, wenn nicht in den Herzen der ernsten Menschen, eines ernsten Volkes? Seht, so haben wir nun den Grund, darauf wir ein neues Deutschland bauen können ... Groß ist die Not, die uns betroffen hat! Groß ist die Schande! Aber willkommen Schande, willkommen Not ... wenn sie dazu dient, das deutsche Wesen endlich zu ändern ...“

So spricht sich dieser ernste, tiefe Seelsorger seine Sorgen von der Seele, um für die unsere, für die seines Volks zu sorgen. Wie wohl steht dieser heilige Drang zu raten und zu helfen seinem männlichen Gesicht! ... Gustav Frenssen hat uns wieder einen wertvollen Roman geschenkt, voll dichterischer Schönheiten, voll naturwahrer, dem Volksleben getreulich abgelauschter Lebensbilder, voll tiefen Gefühls und kluger Männlichkeit. Aber das Wertvollste am Pastor von Poggsee ist doch diese klare, unerbittliche Abrechnung des ergriffenen Seelsorgers, dieser hochherzige Wille: das dumpfe Gefühl der Zeit zu klären und seinem Volk das erlösende Wort zu bringen. Mag man sich in Einzelheiten zu Frenssens politischer und geschichtlicher Meinung stellen, wie man will —: niemand wird diese unkirchliche Predigt, die aus heißem Herzen und kühlem Kopf kommt, ohne Gewinn lesen.

Auch einer von unseren Jüngsten und unter ihnen Begabtesten sucht sich mit seinem Ich gegenüber den andrängenden Forderungen dieser verworrenen Zeit ehrlich auseinanderzusetzen: Hanns Johst in seinem Roman Kreuzweg. Johst hatte diesen Versuch schon in den beiden Dramen „Der junge Mensch“ und „Der Einsame“ gemacht, die beide von starkem, innerem Erleben zeugen. Aber statt zu gestalten, berauscht er sich in seinen Gefühlen und Gedanken, er ist eben noch gärender Most, während ein Frenssen geklärtem, ausgereiftem Wein gleicht. Der Roman Kreuzweg weckt Freude und Besorgnis. Freude: weil er ein neues Zeugnis dafür gibt, daß Johst einer unserer Stärksten und Hoffnungsvollsten ist, Besorgnis: weil man nach diesem daran zweifeln, beinahe verzweifeln muß, ob er überhaupt gestalten, ob er sein brausendes Innenleben zwingen kann, plastisch zu formen. Ein Roman? In keiner Hinsicht. Ein Buch, gefüllt mit Selbstgesprächen in Dialogform, mit Abhandlungen über politische, soziale, psychologische und andere Fragen. Dazu hat Johst eine Anzahl Sprechautomaten in Menschengestalt verwendet, die fast durchweg recht gescheit sind, weil sie des Verfassers eigene Gedanken wiedergeben. Die Hauptfigur stellt den Dichter offenbar selber dar, er ist in die Gestalt eines Assistenzarztes an einem Krankenhause geschlüpft, und was er da erlebt, geht so vollkommen in seinem Inneren vor, daß von Ereignissen in dem ganzen Roman eigentlich nicht die Rede sein kann. Es ist der Ausschnitt aus dem Leben eines solchen Arztes. Was er in seinem Beruf, mit Patienten, mit dem Chefarzt, dem Apotheker erlebt, wird ausführlich und niemals ohne Geist vor uns abgewickelt, ein paar Liebesepisoden und schließlich eine Grubenkatastrophe, bei der unser Doktor, der sich einer Hilfsaktion anschließt, beinahe ums Leben kommt, sind in lockerer Verknüpfung den Dialogen eingefügt, und endlich kommt es zu entscheidenden Auseinandersetzungen zwischen dem Arzte, der inzwischen Chefarzt geworden ist, und seinem Freunde, einem radikalen Apotheker, der zu den Bolschewisten geht. Hier steht der Doktor zum letztenmal auf dem Kreuzweg, aber er entscheidet sich so: „Ich bin Deutscher! Mit blonder Seele! Ich bin Mensch mit allem Haß und aller Liebe! Ich bin Christ mit aller Verzweiflung und allem Glauben.“ Der Apotheker erwidert: „Das ist ein windiger Zustand heutzutage, wo es nur Parteien gibt und feste Programme. Auf so etwas steht Zuchthaus, mein Junge.“ Wie man sieht, sucht Johst sich ohne Vorurteile seinen Weg zu suchen. Viel Ernstes, viel Erlittenes findet der Leser in diesem Bekenntnisbuch, Schlüsse und Entscheidungen, die in so jungen Jahren überraschen, endlich aber auch, was mir besonders wichtig erscheint, weil man es Johst bisher hat absprechen wollen, Herz, menschliche Güte. So tröstet über die Enttäuschung, daß es Hanns Johst noch immer nicht gelungen ist, seine bedeutenden seelischen

Digitized by Google

und geistigen Kräfte zur künstlerischen Einheit zusammenzuschließen, die Gewißheit hinweg, daß er wie wenige das Zeug dazu hat, einmal ein großes Kunstwerk zu schaffen. Das bedingt freilich nicht nur einen stärkeren Willen zur Synthese, es gehört auch Läuterung von den Schlacken gespreizter und gesuchter Wendungen dazu, die oft nicht ohne unfreiwillige Komik sind, wie ein paar Stichproben zeigen mögen: „Der Morgen blies Zynismus zwischen die frostigen Kiefern des Doktors." „Sein Auge flog zwanzig Jahre zurück und fiel wie ein Vogel in das Feld seiner Erinnerung." „Sie ließ diese Geschichte auf die Straße fallen, wie saure Magermilch." „Die Hand des dunklen Dunstes schob die Gurgel gegen die Wirbelsäule." Wenn man so nach Bildern suchen muß, sollte man lieber sparsamer damit sein, ein Bild ist zum Veranschaulichen, nicht zum Verdunkeln da. Aber das läßt sich bei strengerer künstlerischer Zucht leicht vermeiden. Alles in allem dürfen wir uns Hanns Johsts freuen, er ist ein Künstler mit Kopf und Herz und mir scheint, daß die Grundgedanken dieser Erzählung, namentlich ihr Ausklang, ebenso wie bei Frenssen ein Weiser am Wege werden sollten.

Wir kommen zu einer dritten erfreulichen Erscheinung unsrer Erzählungskunst. Genau vor einem Jahr, im Februarheft 1921, betrachtete ich hier „Die größte Sünde", eine Erzählung von Franz Karl Ginzkey. Jetzt folgt ihr eine ähnliche Geschichte, was das Äußere anbelangt: auch sie ist in der Ich-Form geschrieben, auch sie spielt in Tirol, nur daß jene das strenge Hochgebirge der Dolomiten, diese den lieblichen Gardasee als Schauplatz hat, und demgemäß ist auch die Stimmung dort tragischer, hier anmutiger, wenn auch der Schluß eine wie Harfenton klingende Wehmut im Leser zurückläßt.

Rositta ist die Geschichte einer Malerliebe; der Dichter findet ihre Aufzeichnungen in Papieren eines befreundeten Künstlers und erzählt sie nun in dem ihm eigenen Stil, der musterhaft gepflegt und geschliffen ist, nach. Ein Glückstraum, ein Frühlingsrausch ist das Ganze, erlebt in dem lieblichen Uferstädtchen Salò. Der junge Maler findet die wunderschöne Italienerin Rositta auf merkwürdige Weise, und beide verleben im Gasthause ihres Bruders am See heimliche Flitterwochen, ein ungetrübtes Glück. Bis endlich Rosittas Verlobter auftaucht, ein italienischer Offizier, dem sie sich schon seit fünf Jahren versprochen hat; da heißt es für den Maler Abschied nehmen. Auf Wiedersehen? Nein, der Krieg macht ein Ende, jener Offizier fällt, und bald stirbt auch der Maler an einer tückischen Grippe, nachdem er noch das Grab seines Nebenbuhlers gesehen und ein Bild Rosittas unter den Papieren des Gefallenen gefunden hat. Eine Ansichtskarte, die Rositta dem Maler nach Friedensschluß schreibt: „Die Rosen blühn noch immer in Salò" erreicht den Freund nicht mehr.

Ein dürftiger Stoff? Nein. Es ist der Fluch der sogenannten Inhaltsangaben (die viele Leser leider wünschen), daß sie nur rohe äußerliche Vorgänge wiedergeben können, nicht aber den wahren Gehalt einer Dichtung. Dies schmale Büchlein, mit den wenigen Geschehnissen, die sein schmucker Einband umschließt, ist wohl das Schönste, das Ginzkey geschrieben hat, und ein Schmuckstückchen der deutschen Erzählungskunst überhaupt. Ruhig, gemessen und doch mit allem Feuer einer Dichterseele geglüht, ist der Ton der Erzählung; Liebe und Schönheit, die Südensehnsucht des Norddeutschen mit ihrer leisen Tragik — schließlich eine ganze Seele ist in dieser Meisternovelle beschlossen; man stellt sie in die Ecke der Auserwählten, zu denen man gern wiederkehrt.

In diese Ecke wird man noch ein anderes Büchlein stellen: Die Wanderung des Hern Ulrich von Hutten, ein Tagebuchroman von Will Vesper. Der vortreffliche Lyriker „hat's gewagt", das abenteuerliche Leben jenes mittelalterlichen Feuergeistes in der Form knapper persönlicher Aufzeichnungen darzustellen, eine Odyssee in nuce zu geben. Es liegt ja nahe, gerade heute an Ulrich von Hutten zu denken, der aus dem literarischen Humanismus als Reformator emporwuchs, weil Deutschland, zerrissen von politischen und religiösen Kämpfen, dringend der Wiedergeburt bedurfte und weil das deutsche Herz dieses ritterlichen Dichters, der zugleich der erste Journalist in höherem Sinne war, um sein Vaterland weinte. Sank doch mit Hutten die große Idee, Deutschland zugleich kirchlich und politisch neu zu gestalten, ins Grab, und gerade in unserer Zeit, die leider so viel Verwandtes mit jener hat — wenn auch die religiösen Fragen im Hintergrunde stehen — ist es darum erklärlich, daß unser Auge wie zu einem Trost und zu einer Hoffnung auf Hutten zurückschweift. Vesper ist es in der Hauptsache gelungen, die Denk- und Darstellungsweise des kühnen Sängers sich zu eigen zu machen. Namentlich der Anfang, die Flucht aus dem Kloster und die ersten Wanderzeiten sind so frisch und poetisch, als hätte sie Hutten selber geschrieben. Der Leser macht das unstete Wanderleben des Gehetzten mit: nach Würzburg, Mainz, Köln, Boppard und wieder zurück geht der Weg. Nach Erfurt und Gotha, wo die in Köln begonnenen Studien wieder aufgenommen werden, nach Frankfurt a. O., wo er Baccalaureus wird, und nach Leipzig. Nirgends hält er es lange aus; manche Enttäuschung liegt an seinem Wege, aber, wenn er auch den letzten Heller oft verliert, niemals verliert er den Mut. Bald befällt ihn die schwere Krankheit, an der er gelitten hat, aber auch die soll ihn nicht unterkriegen: „Ich schreie: Dennoch! Was wäre denn Sonderliches an mir, wenn ich verzweifeln könnte!" „Wan-



Digitized by Google

dern und Dulden ist mein Schicksal." Von Deutschland sagt er: „Zu viel Herren, zu viel Köpfe und kein Herr, kein Kopf." Mitunter läuft Will Vesper einmal ein Anachronismus unter, so der Ruf „Stellt sie an die Mauer!" (zum Erschießen), aber im allgemeinen hat er sich mit bemerkenswerter poetischer Einfühlungskraft in jene Zeit und in Huttens Art hineinversetzt. Mitunter fällt ein Wort, das für unsere Zeit Bedeutung hat: „Darum ist Frankreich uns Deutschen gefährlich, weil sie einig sind und wir nicht; wir wollten sonst bald mit ihnen fertig werden."

Die Schicksale und Abenteuer Huttens sind bekannt, wir brauchen ihm darum nicht auf allen Wegen zu folgen. Wichtiger ist, daß wir im Geist bei ihm bleiben, daß der seine uns erfülle, vor allem diese glühende, selbstlose Vaterlandsliebe, die da singt:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag' des noch kein' Reu.
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren Reu."

Wie ein Vermächtnis an uns klingt es, wenn der sterbende Hutten sagt: „Ich halte die Feder und schreibe noch einmal mit ganzer Seele und allen Kräften das Wort, darin all mein Leben liegt, dafür ich gewirkt habe bis in den Tod, dafür noch hinter mir mein Geist bleibt und weiter streitet ... ich schreibe: Deutschland."

⁂ ⁂ ⁂

Vergessen wir der Veteranen unter den Erzählern nicht. Heinrich Sohnrey legt eine Neubearbeitung seines Dorfromans Der Bruderhof vor, die tragische Erzählung von einem Bruderzwist um das Bauerngut im hildesheimischen Land, das „allgemein der Bruderhof genannt wurde". Aus der heute überwundenen Zeit der völligen Abhängigkeit solcher Höfe von dem Gutsherrn springt der Konflikt hervor. Die Bauern sind verpflichtet, einen Teil des Korns dem Herrschaftsbesitzer abzuliefern, der das Verfügungsrecht über die Höfe und ihre Bewirtschaftung hat. Der brave Steffen ist der rechtmäßige Besitzer des Bauerngutes, aber sein Bruder Marten betrügt ihn darum, indem er das abzuliefernde Korn heimlich mit Unkrautsamen vermischt und so den Baron veranlaßt, den Steffen davonzujagen und Marten als Hofbauern einzusetzen. Wie sich nun der unglückliche Steffen im Lande herumtreibt und schließlich zum Hochzeitsfest des Marten als Irrsinniger zurückkehrt und sein trauriges Ende findet, nicht ohne dem betrügerischen Bruder die Freude an Heirat und Besitz durch Gewissensbisse zu vergällen, das ist mit beachtenswerter dichterischer Kraft beinahe dramatisch geschildert. Freilich bis man dahin gelangt, muß man sich durch einen Berg von Zustandsschilderung alten Stils hindurchlesen, der sichtlich zu dem Zwecke aufgehäuft ist, über bäurische Denkungsart und hildesheimische Landessitte ausführlich Bericht zu erstatten. Derartige Nebenzwecke schaden einer Erzählung immer, sofern sie als Kunstwerk gelten soll, selbst wenn, wie bei Sohnrey, die Schilderung dem sorgfältigsten und liebevollsten Studium des Volkslebens entstammt. Greifbar stehen diesem Heimatdichter im guten Sinne des Wortes seine Gestalten vor Augen, so sein „Rademacher":

„Da kam unter den Zwetschenbäumen her, zwischen deren dichtem Gezweig sich ein freundliches Haus erhob, ein mittelgroßer, kräftiger Mann mit breiter Brust und einem gesunden, vollbackigen Gesicht, das von einer tief ausrasierten Bartkrause umrahmt war. Barhäuptig und in Hemdärmeln, hatte er die eine Hand gemächlich hinter die blauleinene Rademacherschürze gesteckt, während er mit der anderen die kurze, knorrige Pfeife hielt, der die paffenden Lippen einen urkräftigen Knasterduft entlockten."

Gewiß: greifbar steht Sohnrey solch eine Gestalt vor Augen, aber er greift sie nicht, er betastet sie umständlich. Eine so breite Schilderung gelingt auch dem Nichtkünstler, wenn er nur zu beobachten weiß und ein Notizbuch hat. Sohnrey vermag mehr, im letzten Teil seines Romans zeigt er, daß er auch zusammendrängen, vereinheitlichen, zuspitzen kann.

⁂ ⁂ ⁂

Es ist ein alter und gerechtfertigter Brauch in dieser Bücherschau, Werke von Schriftleitern oder ständigen Mitarbeitern unserer Monatshefte nur kurz anzuzeigen. Das tut mir eigentlich leid bei Paul Oskar Höckers Roman Der Held des Abends. Denn er verdiente eine längere Betrachtung, er gehört zu den besten dieses Erzählers. Ein feiner, sinnvoller Vorwurf ist hier mit großer Kunst plastisch geformt. Höcker hat bei seinem Griff ins volle Menschenleben eine Umwelt gewählt, die ihm vollkommen vertraut ist, so wirkt der in epischem Fluß flott dahinplaudernde Roman durchaus lebenswahr und spannend bis zum Schluß. Ein Werk, das den Dichter auf der Höhe seiner sicheren, reifen Künstlerschaft zeigt, auch in der Form.

Leider gibt es heute so viele Erzähler, die Form für nebensächlich halten (im Leben ist es ja nicht anders). Ihnen ein Mahner und Weisender könnte Paul Heyse sein, dessen edler Schönheitssinn ihn immer zu sauberstem Schleifen und Feilen anhielt. Bei der beispiellosen Menge seiner Erzählungen war es ein zeitgemäßer Gedanke des Verlegers Cotta, die besten seiner Novellen zu sammeln und in einer Sonderausgabe der Leserwelt zugänglich zu machen. Es sind auch so immer noch genug: fünf ganze Bände, die sich in hübschem, neuem Gewande gar artig (wie Goethe sagen würde) präsentieren.

Digitized by Google

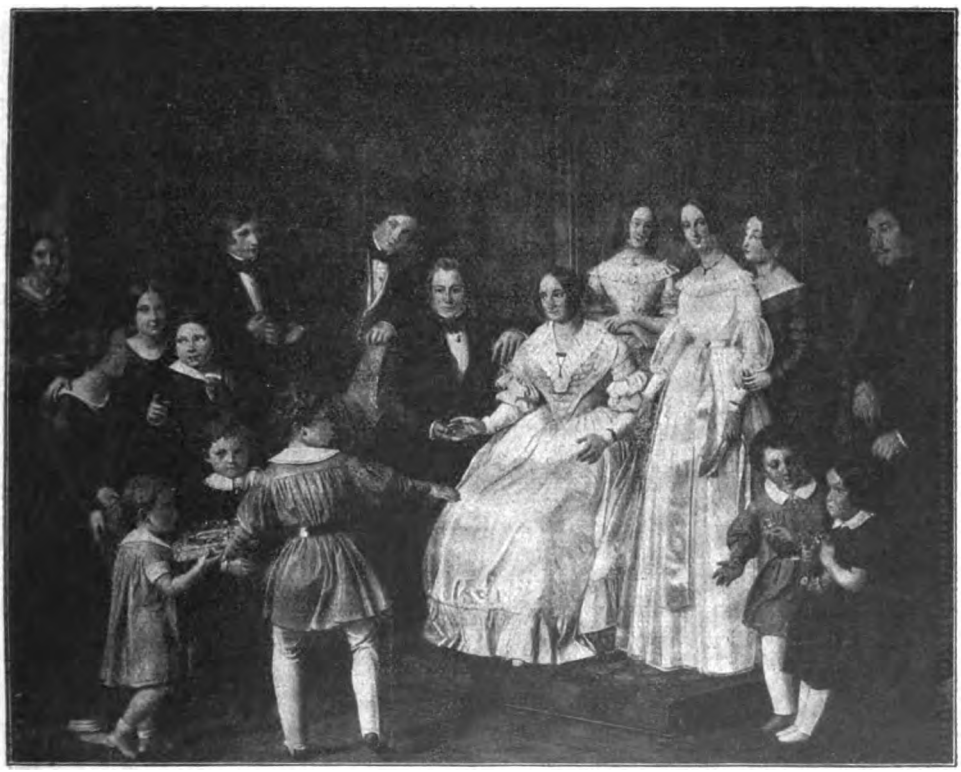
# Illustrierte Rundschau

**Der Aachener Maler Bastiné — Der Radierer Paul Herrmann — Indische Reisebücher von Hagenbeck und Ottmann — Zu unsern Bildern**

Die Nöte unserer Tage haben einen alten Maler aus unverdienter Vergessenheit gerissen. Museen und Kunstvereine, die nicht über sehr hohe Mittel verfügen, können sich wegen der fast unerschwinglichen Fracht und Versicherungskosten nicht mehr so leicht wie ehedem in den Kreis einer durch die Kunststädte Deutschlands wandernden Ausstellung fügen. Die Folge davon ist, daß man aufmerksamer nach Schätzen forscht, die in der Heimat zu finden sind. So hat auch der Aachener Museumsverein im vorigen Jahr eine Ausstellung aus heimischem Privatbesitz bestritten, und zwar zeigte sie Bildnisse aus der Zeit von 1700 bis 1850. Die Veranstaltung fand reiche Anerkennung, auch in Kreisen, die nicht im engsten Verhältnis zur bildenden Kunst standen.

Was hier gezeigt wurde: ein Stück ehrenfester und liebenswerter rheinischer Vergangenheit, das wirkte in einer Stadt, die unter der Last feindlicher Besatzung lebt, natürlich mit ganz besonderem Nachdruck.

Aber die Ausstellung hatte nicht bloß örtliche Bedeutung. Sie hat der Kunstwissenschaft eine Entdeckung beschert, die des Davidschülers und Rethellehrers Johann Baptist Joseph Bastiné. Wohl kannte man den Namen des Mannes, der, 1783 oder 1785 in Löwen geboren, nach Pariser Studienjahren sich in Aachen niederließ, eine Malschule eröffnete, als Zeichenlehrer am Gymnasium wirkte und 1844 starb. Aber seine Einschätzung als Künstler hing an einem einzigen Bilde, einer „Rückkehr des Tobias“ im Aachener Suermondt-Museum, die noch ganz im Klassizismus Davids befangen ist. Die Aachener Ausstellung hat nun eine große Anzahl vorzüglicher Bildnisse sowie einige Landschaften von Bastiné ans Licht gezogen. Der Meister ragt über die rein örtliche Bedeutung weit hinaus. Er ist nicht bei David, dem Lehrer seiner Jugend, stehen geblieben, sondern, wie uns Dr. Felix Kuetgens aus genauer Kenntnis der neugefundenen Bilder schreibt, den Weg



**Die Feier der Silbernen Hochzeit in der Familie Neuß. 1842. Gemälde von Joh. Baptist Joseph Bastiné (Aus der Ausstellung im Städtischen Suermondt-Museum zu Aachen)**

Digitized by Google

über Constable und Lawrence zu dem herzlichen Naturalismus im Sinne der Wiener Waldmüller und Danhauser gegangen. Auch unsere Abbildungen lassen das erkennen. Ein Gemälde wie das der Silbernen Hochzeitsfeier der Familie Neuß ist gleichermaßen durch die Treuherzigkeit der Empfindung wie durch den hohen Kunstverstand ausgezeichnet, der siebzehn Personen übersichtlich gruppiert hat. Bei dem Herrenbildnis möge man den wunderbar zarten Landschaftsausblick nicht übersehen.

Herrenbildnis
Gemälde von Joh. Baptist Joseph Bastinė. (Aus der Ausstellung im Städt. Suermondt-Museum zu Aachen)

* * *

Der Radierer Paul Herrmann, von dem diese Rundschau zwei bezeichnende Proben seines neueren Schaffens zeigt, pflegt eine blutvolle und sinnlich starke Kunst. Seine Blätter, die durch ihre samtenen Dunkelheiten und ihre strahlenden Lichter die technische Gewandtheit ihres Meisters verkünden, beschäftigen sich mit leidenschaftlich erregten, oft mit dramatischen Vorwürfen. Er zeigt z. B. das Weib auf sechs kostbaren Blättern an den Höhe- und Wendepunkten der Entwicklung (Reife, Liebe, Mutterschaft); er bildet die Versuchung des Holofernes durch die nackt hingelagerte Judith auf einer Radierung, die bis zum Rande geladen ist mit dramatischer Wucht; er gehört zu den vielen, die die Geschichte der Salome erzählen, und zwar in engem Anschluß an die Wildesche

Der Philosoph und das Leben. Radierung von Paul Herrmann. (Mit Erlaubnis des Verlages von D. & R. Bischoff, München)

Digitized by Google

Dichtung, ja, man kann sagen, daß auch von der Straußschen Musik etwas in diese Folge von sechs Radierungen geflossen ist. Selbstverständlich begnügt sich Herrmann nicht damit, einige Illustrationen zur Tragödie oder zur Oper zu liefern. Er ist vielmehr, genau wie Richard Strauß, in die letzten Geheimnisse der Dichtung eingedrungen, hat sie gleichsam noch einmal empfangen und bildet sie nun nach seinem Wesen aus. Aber ein Graphiker muß nicht bloß eine dichterische Ader haben. Auch das Grübeln steht ihm gut an und fördert seine der Betrachtung stiller Stunden gewidmete Kunst Der Poet und der Denker in Herrmann haben an dem Blatt „Der Philosoph und das Leben" gearbeitet, ein symbolisches Kunstwerk, eine Allegorie und doch voll lebendigsten Lebens. — Die Werke von Paul Herrmann sind bei D. & R. Bischoff sowie bei F. Bruckmann A.-G., (beide in München) erschienen.

⁂ ⁂ ⁂

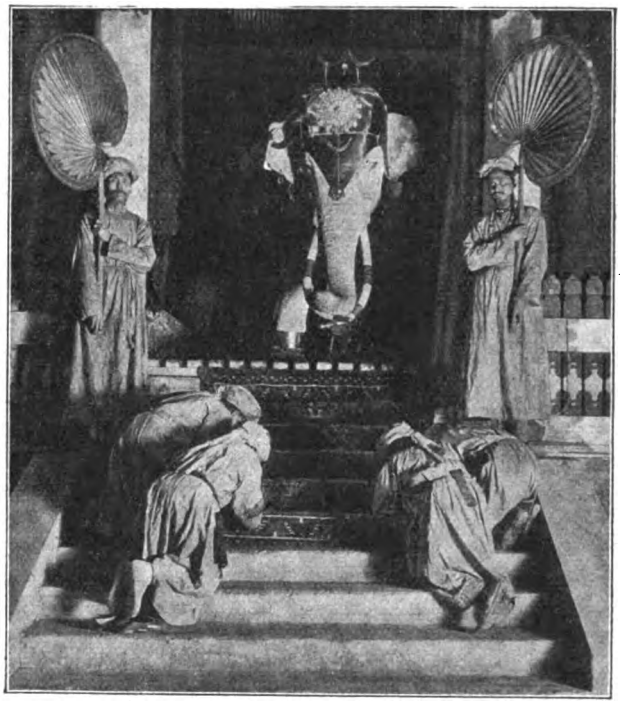
Das Bild auf der letzten Seite soll den Lesern zu ein paar Büchern Lust machen, die Victor Ottmann nach Berichten John Hagenbecks aufgezeichnet hat. Dieser Hagenbeck ist der jüngere Stiefbruder des berühmten Carl und hat 25 Jahre lang auf Ceylon als Kaufmann und Pflanzer, Tierexporteur und Sportsmann gelebt und gewirkt, bis ihn der Krieg von der Insel verjagte und zu einer abenteuerlichen Flucht in die Heimat zwang. Er erzählt durch Ottmanns Mund in dem Buch „Fünfundzwanzig Jahre Ceylon" mit erquicklicher Frische und niederdeutscher Gradheit von seinen Jungensstreichen und Abenteuern. Er unterrichtet uns, ganz unbelastet von Gelehrsamkeit, über Land und Leute, Religionen und Sitten und berichtet aufs anschaulichste, wie man Elefanten fängt und mit Schlangen, Krokodilen und Haifischen zu verkehren hat. Das auch mit Bildern hübsch ausgestattete Werk ist im Verlag Deutscher Buchwerkstätten, Dresden, erschienen. Auch hat Ottmann seinem langjährigen Freunde und Gefährten Hagenbeck im gleichen Verlag noch ein anderes Mal seine geschickte schriftstellerische Hilfe geliehen, bei dem Buch: „Kreuz und quer durch die indische Welt." Hier handelt es sich um Erlebnisse in beiden Indien, auf Sumatra, Java und den Andamanen. Heute, wo sich die Schule der Weisheit ebenso wie das Kino bemüht, uns mit den Rätseln Indiens vertraut zu machen, werden diese helläugigen und von keinerlei Mystizismus beschwerten Bücher viele Freunde finden und Gutes stiften. Dieser Hagenbeck, der von seinem Vater als blutjunges Bürschchen, fast noch Kind, hinausgeschickt wird, um praktische Arbeit zu leisten, ist ein Beispiel dafür, daß es auf nicht mehr ankommt als darauf, eine Sache entschlossen anzupacken. Man freut sich, in unserm tintenkleckſenden Säkulum einen unliterarischen Menschen zu finden, der wohl erzählen, aber kaum schreiben kann und der uns, dank einem verständnisvollen Freund, viel zu sagen hat und uns durch Hunderte von Seiten, allein um seiner Taten willen, in Spannung erhält. —

Blatt VI. „Ah! ich habe deinen Mund geküßt, Jochanaan!" aus der ‚Salome'-Reihe von Radierungen Paul Herrmanns. (Mit Erlaubnis des Verlages von F. Bruckmann, A.-G., München)

Da der Name Hagenbeck genannt ist, er-

Digitized by Google

füllen wir gern eine Bitte der Stellinger Firma. Carl Hagenbeck muß immer wieder erfahren, daß man seinen Stellinger Tierpark mit seinem Gesamtunternehmen gleichsetzt. Das ist ein Irrtum. Der Tierpark, den die andern Geschäftszweige Hagenbecks unterhalten halfen, ist freilich der Ungunst der Zeit zum Opfer gefallen. Er hat geschlossen werden müssen, wenigstens einstweilen, nicht für immer; wenigstens besteht die Aussicht, daß er in einigen Jahren von neuem geöffnet werden kann. Nach wie vor beschäftigt sich jedoch die Firma mit dem Tiergeschäft, d. h. der Aus- und Einfuhr von Tieren für zoologische Gärten, dem Handel mit Jagdwild allerart sowie mit Wirtschaftstieren. Außerdem unterhält Hagenbeck mehrere Zirkusse.



Anbetung eines heiligen weißen Elefanten in Indien
(Aus Hagenbecks: „Kreuz und quer durch die indische Welt" herausgegeben von Victor Ottmann)

Von Victor Ottmann selbst ist noch ein drittes Buch erschienen: „Unter dem Gluthimmel der Antillen", Erlebnisse auf einer kurz vor dem Krieg unternommenen Reise nach Westindien.

Eine winterliche Berglandschaft, aufgefaßt in einer höchst wirkungsvollen Beleuchtung, eröffnet das Heft. Sie stammt von dem in München tätigen Otto Bauriedl. Die Sonne ist schon hinter die Berge gesunken. Der Himmel glänzt noch in einem gelben Schein und wirft dieses Licht über die Höhen ins Tal, so daß der Schnee warmgoldig getönt wird und die Häuser in bläulichem Dunkel liegen. — Ein hübsches Mädchenbildnis hat der Berliner Harold Bengen geschaffen (zw. S. 592 u. 593). Der Künstler hält sich zur Sezession und zeigt mit diesem Gemälde, wie friedlich und abgeklärt die Anhänger dieser einst so stürmischen Richtung geworden sind. — Eine sprühend lebendige Licht- und Farbenstudie stellt das „Kabarett" von Walter Miehe dar (zw. S. 680 u. 681). — Mit Richard Mauch, der kürzlich heimgegangen ist, hat unsre Kunst einen Mann verloren, der die seltene Gabe des Humors besaß. Als wir sein Gauklerbild (zw. S. 696 u. 697) erwarben, waren wir uns klar, daß es sich um kein malerisches Meisterwerk handle. Die Farben gehen nicht recht zusammen; das Ganze wirkt fast wie eine angetuschte Zeichnung. Aber drollig ist das Bildchen und reich an vielen liebenswürdigen Zügen. Man schmunzelt, wenn man es sich ansieht, und nun, wo der Maler nicht mehr ist, empfindet man es doppelt, daß diese Art harmloser Heiterkeit so selten geworden ist. — Ein Farbenholzschnitt von Prof. K. A. Brendel (zw. S. 688 u. 689) ist von eindringlicher Wucht. — Ein Meisterwerk der Lichtbildkunst ist das „Regenwetter" von Peter Oettel (zw. S. 600 u. 601). — Endlich noch drei Kunstwerke, die das Rheinland grüßen sollen: die „Hüttenleute" von Sterl (zw. S. 608 u. 609), prachtvoll in Bewegung und Farbe; das Bildnis von dem Rheinländer Karl Horn (zw. S. 616 u. 617), voll liebenswürdiger Schelmerei; das Tanzrelief von Bernhard Pöppelmann (zw. S. 664 u. 665), ein kühnes Werk, das auf der „Großen Düsseldorfer Kunstausstellung" berechtigtes Aufsehen gemacht hat. P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Märzheft Preis 13 Mark

Auslandspreis für Holland 1 Gulden, für Italien 8 Lire, für die Schweiz 2 Franken, für die Skandinavischen Länder 2 Kronen, für die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexiko ½ Dollar, usw.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten. In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte" eingetragen. Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Post-Anstalten bezogen werden.

## Inhalt des Märzheftes:

| | Seite |
|---|---|
| Die kleine Helma Habermann. Roman von Marthe Renate Fischer (Fortsetzung) . . . . | 1 |
| Der Bergmann. Radierung von Hermann Kätelhön . . . . | 26 |
| An einen, dem der Mut gesunken. Gedicht von Otto Wohlgemuth . . . . . | 27 |
| Fünfzig Jahre aus der Geschichte der Sammlungen unserer Staatsmuseen. I. Die Berliner Museen und ihre Protektoren. Von Generaldirektor a. D. Wilhelm von Bode . . . . | 28 |
| Im Höhensturm. Gedicht von Heinrich von Schullern . . | 32 |
| Maximilian Schels. Von Georg Hirschfeld. Mit zehn ein- und vierfarbigen Wiedergaben nach Gemälden des Künstlers . . . | 33 |
| Der Graf Colonna. Novelle von Sophie Hoechstetter . . . . | 42 |
| Das Theaterjahr im Reich. Von Dr. Ernst Leopold Stahl, Heidelberg. Mit 24 Abbildungen | 56 |
| Chinesen von heute. Von Erich von Salzmann . . . . . | 69 |
| Kleine Chinesin. Gedicht von Johanna Zaeske . . . . | 71 |
| Liebesgedichte. Von Ernst Lissauer . . . . . | 72 |

Digitized by Google

Seite

Julian Klein Diepold und Ostfriesland. Von Reg.- und Geh.-Baurat Dr. Otto von Ritgen. Mit 13 ein- und vierfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers . . . 73
Der Gottversucher. Novelle von Ilse Leutz . . . . . 82
Gedichte: Tag im März. Von Frida Schanz — Wilde Linde. Von Victor Meyer-Eckhardt — Lenzfahrt. Von Fritz Olt . 92
Das deutsche Metz. Von Prof. August Venitz. Mit zwölf Abbildungen . . . . . 93
Einsamer Weg. Gedicht von Otto Buchmann . . . . . 103
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker . . . . . 104
Illustrierte Rundschau: Zu unsern Bildern — Das Doppelbildnis Brinckmann und Lichtwark von Arthur Illies — Karl Jügels „Puppenhaus“ — Lampenschirme von Josefine Vieler — Beleuchtungskörper von Poelzig und Tierplastiken von Storch und Meisel — Zimmer von Eugen Stolzer . . . . . 108

## Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Dame in Rot. Gemälde von Alfons Roth-Zamdorf . Titelbild
Paradies. Gemälde von Arthur Illies . . . . . 16— 17
Bei der Lampe. Gemälde von Prof. Carl Albrecht . . 24— 25
Chinesische Mutter mit Kind. Gemälde von Prof. Emil Orlik . . . . . 72— 73

## Kunstbeilagen in Tondruck:

Der Schützenkönig. Gemälde von Prof. Philipp Franck . 8— 9
Beigedreht. Gemälde von Prof. Hugo Schnars-Alquist 48— 49
Wilder Reiter. Bildwerk von Willibald Fritsch . . 88— 89
Bei der Wahrsagerin. Gemälde von Leo Küppers . . . 104—105

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

## Geschäftliches:

Vorderer Anzeigenteil . . . 1—22
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate . . . . 6
Unterrichtsanstalten . . . 6— 7
Hotels u. Pensionen . . . 7— 8
Heilanstalten . . . . . 8
Hinterer Anzeigenteil . . . 1— 8

Digitized by Google

Digitized by Google

Dame in Rot
Gemälde von Alfons Roth-Zamdorf
(Glaspalast-Ausstellung München 1921)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
36. Jahrg. / März 1922 / 7. Heft

# Die kleine Helma Habermann

## Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer

*Fortsetzung*

Von der Aurele Frischauf erzählte Eline Kessel nie. Das wäre Klatsch gewesen — den man nicht ausüben durfte.

Ach, und was würden sich da alles für gehirndumme Lausweiberstreiche berichten lassen! Die vier artigen Töchterlein des Milius Stauch, die vier Vergißmeinnichtlein, die vier Rotröselein, die vier Weißblümelein entflohen, wenn die überzählige Großmutter im Hause auftauchte, wenn ihre Theaterstimme sich hören ließ.

Wenn sie Holz im Keller spaltete, war der Keller von Kindern verwaist, man hörte nur ihre wilden Beilhiebe poltern. Wenn sie im Garten arbeitete, kniffen die kleinen Mädchen aus dem Garten aus.

Eines Tages ertappte die Tante Berta die Kinder bei der Beschreibung der Tante Aurele. Der Ausüber war das älteste Mädelchen, „der Junge", das die überzählige Großmutter nachahmte, indem sie ihre Arme und Beine um sich warf. Aurele war groß mit langen Gliedern und einer Mundöffnung, die jeder Beschreibung spottete, was ihre Dehnbarkeit anbelangte, und die durch keinen einzigen Zahn mehr verunstaltet wurde. Man sah, wenn sie die Lippen öffnete, ihr ganzes inneres Mundgehäuse mit Zunge und Zäpfchen.

Sie erschien im Dehlerschen Hause nicht allzuoft und richtete sich nie auf längeres Bleiben ein, das über vier oder sechs Tage hinausgegangen wäre. Man hielt sie hier, was verwandtschaftliches Entgegenkommen anbelangte, ein bißchen kurz, und man wußte Herzausschüttungen auszuweichen. Aurele hatte sich durch Geschwätz unliebsam gemacht, hatte eine Mißstimmung zwischen Dehler und Milius herbeigeführt, es war im ersten Jahre der neuen Hausordnung gewesen, der Aufnahme des Milius Stauch in den Dehlerschen Familienkreis. Geredet — und gehorcht — und wieder geredet — und nicht so gemeint. Von jener Zeit her faßten sie im Dehlerschen Haushalt sie sozusagen mit spitzen Fingern an.

Nun aber trug sich etwas Sonderbares zu. Milius Stauch, der sich nie etwas hatte zuschulden kommen lassen, der sich den Dehlers ohne Zwang eingefügt hatte, wie ein Teil von ihnen, der keine Vorlieben gehabt hatte, die den ihrigen widersprochen hätten — Milius Stauch wandte plötzlich den Kopf nach einer fremden weiblichen Person. Nicht immer, wenn er dieser Person ansichtig wurde, wie er auch nicht ihre Gegenwart suchte. Aber wie von einer inneren Gewalt getrieben, drehte er hier und da die Augen ihr zu, sobald er ihre Stimme hörte. Er war etwa elf Jahre mit Flora Dehler verheiratet, als sich dieser Treubruch zutrug, der kein Treubruch war. Und er merkte nicht, daß ihm schließlich alle aufpaßten — sein Schwiegervater — seine Frau — die Tante Berta — und jetzt leider auch Aurele Frischauf, die seit einigen Tagen im Hause war.

Vor etlichen Monaten war eine neue Magd genommen worden, eine große, starknochige Person, jung, blond. Flora sagte sehr bald, man wolle sie, weil sie untüchtig bei aller Arbeit sei, wieder gehen lassen, Dehler stimmte seiner Tochter bei. Milius jedoch nahm die Magd in Schutz, sie sei ehrlich, und er empfahl an, Nachsicht zu üben.

Sein Einspruch zugunsten der Magd wic-

 Nachdruck verboten. Copyright 1922 by Velhagen & Klasing 

Digitized by Google

derholte sich. Er sah sie mitunter an, als ob er sie etwas fragen wolle. Aber man hatte noch nicht gemerkt, daß er je ein Beisammensein mit ihr gesucht hatte.

Es war aber so, daß die Magd ein Ankläger war durch einen zerbrochenen Stimmton, der an Helma Habermann erinnerte. Sie zerbiß mitunter ebenso die Worte, wie jene es in der Erregung getan hatte. Und Milius fragte sich, ob sie den Habermanns etwa verwandt sei. Hätte sich gern Gewißheit darüber verschafft und wagte es nicht. Wartete aber mit seltsamer Unruhe, daß die bewegte, eintönig zerhackte Stimme aufschlagen solle, die derjenigen der Helma Habermann verschwistert war.

Aurele Frischauf brachte das Theater in Gang — sie schaute — horchte — mutmaßte und klatschte. Tat es frisch auf ohne Hintertürenbenutzung. Neckte den Milius Stauch mit schalkischen Verdächtigungen in Gegenwart von Frau und Schwiegervater. Ihre Lippen rundeten sich zu unerhörtem Kranze und ließen ihren ganzen Mundinhalt sehen, ihre Krähstimme knatterte.

Und Milius wurde unwirsch — er verbitte sich — — aber er errötete dabei. Und weil er das Rot fühlte, brachte es ihn auf.

Darauf ruckte Dehler den Kopf. Und ehe die gesunde Vernunft wieder ihren Einzug hielt, war der Magd schon bedeutet worden, sie solle ihre Sachen packen. —

Dehler hatte den Stuhl geworfen und war aus der Stube gegangen. Aber die geordneten Gedanken waren hinter ihm drein gefahren. Sie nahmen die Tante Aurele aufs Korn und legten Zeugnis für seinen Schwiegersohn ab. Darüber kam ihm der ganze Kram blödsinnig vor.

Nach jenem ersten Zwist vor nun zehn Jahren, den Aurele ebenfalls verschuldet hatte, war er mit seinem Schwiegersohn immer einig gewesen. Mal eine kleine Meinungsverschiedenheit in dieser oder jener Beziehung, geschäftlich oder wirtschaftlich, die sich durch rasche Aussprache erledigt hatte; aber nie ein Zerwürfnis aus Gegensätzlichkeit.

Er suchte seinen Schwiegersohn auf. „Du könntest runter zur Bahn fahre," sagte er. „Da sind e paar Kisten abzuhole. Und dem Pferd ist's gut, es bewegt sich a bißchen." Er suchte des Schwiegersohns Augen. Der sah ihn fest an. Darauf sagte Dehler und ein Lächeln zog an seiner Oberlippe: „Natürlich war es ene Dummheit, jelte? Aber man muß doch danach frage. Hast du die epper schon gekannt von früher her, vorübergehend etwa?"

„Nein," sagte Milius, und das Nein klang hart. „Aber — —" und nun kam ein Zögern, das wichtig schien, „ihre Stimme, die war mir nicht unbekannt. Es war nämlich die Stimme von der Helma Habermann — die das Kind von mir hat." In der Art, wie er das sagte, lag Grausamkeit. „Nicht immer," sagte er, „manchmal bluß war es die Stimme. — Dann mußte ich aber hinhorche — und konnte nix table aus Gewissensbissen."

Dehler hatte einen unbequemen Bescheid empfangen. Er sagte und sah dabei an sich herunter auf seine Stiefelspitzen: „Das ist ja alles ordentlich abgemacht."

„Das ist es. Aber es muß doch noch wo ene Lücke sein, sonst konnte einen die Stimme nech schwach machen."

Und Dehler: „Sie ist itze ja weg, die Magd. Das hat ja aufgehört."

„Ja — und das war an der Zeit." Als der Schwiegervater betroffen den Kopf hob, fuhr Milius fort: „Ich meine, es ist gut, daß sie nicht mehr do-e ist. Denn es wäre zwecklos, daß man sich besinnt — und sich eine Schuld beimißt — und sich von der quälen läßt."

„So weit muß man nech jehe," erwiderte Dehler. Sein Gesicht vergrämelte. Plötzlich aber zuckte es darin und er fragte scharf: „Ene Verbindung besteht doch aber nech?"

Milius antwortete: „Ich habe sie nicht wiedergesehe. — Kenne auch das Kind nicht. — Unsere Wege sind getrennt. — Mein Weg ist bei meiner Frau — —"

„Die weiß nix — um welche Person es sich dreht," warf Dehler ein — „sie wollte nech eingeweiht sein. Das war am Ende klug so. Was soll sie sich Gedanken mache. Das wird dann alles gleich bildlich. — — Du fährst also rab zur Bahn," sagte er.

Sie rückten den Wagen aus dem Schuppen. Milius spannte an. Der Knecht hatte im Acker zu tun, Klee zu hauen und hereinzuschaffen und eine Kleinfuhre Hafer noch unter Dach zu bringen.

Dehler hatte das eine Pferd, das schon alt war, verkauft. Der Ersatz war ein junges, ansehnliches Tier, das aber Mucken hatte und erst noch erzogen werden mußte. Rechte Anhänglichkeit an die Tiere besaß Dehler nicht. Der Gewinst hatte immer die Vorhand bei ihm. An diesem neuen Pferde hoffte er gründlich zu verdienen. Unter der ruhigen Zügelführung des Schwiegersohnes würde es seine Widerspenstigkeiten bald fahren lassen. Gelegentlich ritt Milius auch das Tier. Er hielt es immer fest in der Hand, ging aber brüderlich mit ihm um. Dadurch war ein Vertrauensverhältnis zwischen ihnen beiden eingetreten. Heute jedoch

Digitized by Google

war das Tier ungebärdig. Es bockte, stemmte die Beine vor und bewegte sich nicht von der Stelle. Dann wieder galoppierte es in hohen Tritten. Es scheute. Drängte zur Seite. Milius' Stimme begütigte. Die Zügel führte er in sehnigen Händen. Der Weg ging scharf bergab. Als die Senkung nachließ, wurde das Tier scheinbar ruhiger. Aber bald trat es wieder mit seinen Hufen die Fahrstraße, daß die Funken aufschlugen. Nun pfiff die Peitsche, und das Pferd bäumte und schlug. Es ging schließlich durch. Das Tier sah jetzt aus wie ein gehässig lauernder, tückischer Mensch. Es stand plötzlich im verrücktesten Lauf quer vor dem Wagen mit schlagenden Flanken. Versuchte im Kreise zu gehen. Selbst wenn Milius das Pferd bezwang, konnte der Kampf keinen guten Ausgang nehmen. Dreihundert Meter weiterhin kam eine sehr scharfe Wegbiegung. Und gleich hinter der Biegung zur Seite der Straße, die sich schlangenwindig dahinzog, fiel das steinige Erdreich bedenklich ab. So daß man bei einem Sturz mit der Möglichkeit des Halsbrechens rechnen mußte. Das tückische Tier, der sich schlängelnde Weg mit den scharfen Kehren, der zur einen Seite hart vom jäh aufsteigenden Berge begrenzt wurde, und an dessen andrer Seite die Absturzgefahr lauerte, mit dem eingebetteten Gebirgsfluß unten am Fuße, war eine ganz üble Zusammenstellung.

Er meisterte das Tier. Gab plötzlich die Leinen frei. Ließ die Peitsche auf die widersetzlichen schnellenden Glieder pfeifen und lenkte, als das Pferd dahinschoß, mit scharfem Ruck. Das Tier gehorchte: es brach vom Wege ab nach Befehl. Der Wagen sprang auf die Wiese hinab, die etwa um einen Fuß tiefer lag.

Hier gelandet, griff die Zügelführung abermals ein, die das Tier zu kurzen Wendungen zwingen wollte. Auf dem unglatten Wiesenboden, der die Fahrt behinderte und den Wagen zum Springen und Schwanken brachte, trat dann der gewollte Unglücksfall ein. Der Wagen warf um, die Deichsel brach, die Stränge zerrissen und Roß und Wagen trennten sich voneinander.

Das Pferd mit der nachschleppenden Deichsel wurde späterhin aufgegriffen und heimbefördert. Der Fahrer, der unter den Wagen zu liegen gekommen war, wurde hervorgezogen. Als er aufstehen wollte, zeigte es sich, daß der linke Fuß gebrochen war.

Das ganze Theater hatte eine Anzahl Zuschauer gehabt. Wo das tollgewordene Fuhrwerk vorübergekommen war, hatten sich die Leute in Lauf gesetzt, voller Neugier, wie der gefährliche Akt auslaufen werde.

Das Tal war sehr eng und bestand oft nur aus den beiden gegenüberliegenden Bergzügen, dem dazwischen sich hinziehenden Weg und irgendeinem schmalen oder schmalsten Feld- oder Wiesenstreifen. Ein Einzelgehöft, eine Mühle fügte sich ein oder auch ein enges Dörflein weniger Siedelungen. Die steilhohen Berge trugen Nadelwald, nur in der Nähe menschlicher Wohnungen waren ihnen hier und da ein paar Feldstücke abgewonnen worden.

Im warmen Sonnenschein des abschiednehmenden August gingen die Menschen draußen ihrer Arbeit nach. Sie ernteten ein wenig an Hafer, brachten eine Kuhfuhre Gras herein. An den Rändern und auf den leeren Feldern hütete jung und alt die Kuh am Strick. Oder es fand sich eine kleine Spielgesellschaft zusammen, aus kurzhosigen Jungen und kurzröckigen Mädeln bestehend, auch mit etwelchem Getier als Mittelpunkt. Eine Hausfrau hackte Erdäpfel aus zu Erdäpfelsklößen. Überall sah man den Menschen an den Brüsten der Scholle. Und alles an Menschen, was bewegungsfrei war, kam herzugelaufen.

Ein Wagen wurde herangeschafft und Stauch hinaufgehoben. Eins lief zum Lehrer, daß er an den Arzt telephoniere. So kam der Verunglückte schließlich heim. —

Die Tante Aurele hatte indessen Abschied vom Dehlerschen Hause genommen, nach einer kurzen, unzweideutigen Ansprache, die ihr Flora gehalten hatte. Man durfte mutmaßen, daß sie nicht wiederkehren werde.

Jetzt war der Arzt zur Stelle. Er sah in der Schlafstube umher, wo der Kranke gebettet war. Die beiden Fenster gingen auf die enge Gasse hinaus.

Der Ausblick war dem Arzt nicht kurzweilig genug. Er schlug vor, das Bett in die Stube zu stellen, in die Nähe des Fensters, wo dem Patienten der Blick auf die breite Dorfstraße wurde mit allen weltgeschichtlichen täglichen Begebenheiten des Örtchens.

Er musterte den Mann. Milius war jetzt vierunddreißig Jahre alt. Er war der schönste Mann der umliegenden Dörfer, ganz städtisch das Gesicht, und die Lebensäußerung höflich, ohne allzu großes Entgegenkommen. Er sah die grauen Augen mit den breiten dunkeln Brauen und den dichten Wimpern. Sah an Mund und Augen die kleinen, nun schon tiefer werdenden Fältchen, die Eindämmer waren, und kannte doch zugleich den Rosamund Stauch, an dem alles floß und sich gab und ins Breite abschwamm, so körperlich wie seelisch genommen.

Er ließ sich erzählen, wie der Unfall sich



Digitized by Google

ereignet hatte. Lachte über die merkwürdige Art der Rettung auf dem Wiesengrunde. Es hatte einen Beinbruch gegeben, im andern Falle wäre es, eins gegen zehn gerechnet, auf einen gebrochenen Hals hinaus gelaufen.

Das Sachte, Vernünftige des Berichtes gefiel ihm. War aber noch etwas anderes an dem Manne, etwas unter der Oberfläche, das jetzt im Blick, jetzt an den Lippen lag, das den Arzt aufmerken ließ: — vielleicht etwas Erwachendes.

Die Tante kam, redete ein paar Worte gemütvoll und vernünftig und brachte die vier Töchterchen mit. Die Älteste war zehn Jahr alt, die Jüngste fünf.

Der Arzt sah die Geschmacklosigkeit der gleichmäßigen Kleidung, die die Geschmacklosigkeit der Natur einer bis ins kleinste gehenden Ähnlichkeit noch unterstrich. Hellblaue, weiß gepunktete, hübsche Kittelchen mit nicht unanmutigem Ausputz, aber genau derselbe Ausputz hier wie dorten. Und die Tante Berta stellte vor: „Der Junge — die Sachte — das Feinbißchen — das Brummlippchen". Es war den Kindern aber nichts von seelischen Unterscheidungen anzusehen.

Der Arzt lachte auf. Sah dabei, wie des Patienten Gesicht sich rötete.

Zugleich überreichte die Tante Berta ein Päckchen — und der Junge sagte: „Es sind zwei Rebhühnerchen" — und die Sachte fuhr fort: „schon gerupft und zurechtgemacht" — und das Feinbißchen richtete aus: „die möchte die Frau Gemahlin dem Herrn Doktor" — den Schlußpunkt machte das Brummlippchen: „zum Abend zubereiten." Schwebte aber der Geist der Tante Berta über der kleinen Theaterei, so daß alles Einfältige abfiel und nur eine herzliche Niedlichkeit übrig blieb.

Die Tante, in der Taillengegend aus jeglicher Form gegangen, mit ihrem gewiß nicht schönen Gesicht, das allzu breit und flach war, mit ihrem gluckernden Frauenlachen und der Bewegung ihrer guten Rechten, die nie im Leben gefeiert hatte, und die jetzt zu den in Rollen verteilten Überreichungsworten sozusagen den Takt schlug, im sachten Wippebogen von dem einen zum anderen der blauen, weiß gepunkteten Stauchmädelchens hinüber, je nachdem die kleinen Sprecherinnen mit ihrer Rede einsetzen sollten — die Tante Berta stand da verehrungswürdig wie die deutsche Seele, und man hätte mögen nach ihren Flügeln Ausschau halten, die sie aufheben und entführen sollten.

Der Arzt steckte erfreut sein Päckchen ein, reichte die Hand, dankte, lachte und fuhr von dannen. Und um ein Weilchen lag Milius Stauch allein oben in seiner Luxusstube.

Bilder hingen an den tapezierten Wänden, auf dem Zierschränkchen war eine Anzahl Porzellanpüppchen aufgestellt, den Tisch vor dem Sofa schmückte ein gehäkeltes, weißes Körbchen, das mit blauseidenen Bändern durchzogen war. Blau der Teppich, blau das Sofa und die beiden Sessel. Dann noch an der Wand ein Schreibtisch mit einer Schreibgarnitur.

Blickte er zum Fenster hinaus, so erschaute er die jenseitige Straßenzeile, die sozusagen gezähnt den Berg sich hinaufzog, die rechte Hausseite des Besitzers A. gegen die linke des Besitzers B., an die sie grenzte, ein paar Fußbreit vorgerückt und im selben Maß dann weiter die rechte Hausseite des Besitzers B. gegen die linke des Besitzers C. Die Höfe, Stallungen und Scheunen lagen nach hinten zu, oft in reichlicher Ausdehnung.

Blickte er zurück, so sah er auf dem blauen Teppich in der Luxusstube das Sonnenlicht, das die Farben verschönte, das aber gemach abrückte und endlich durch das Fenster entschlüpfte. Das Feierabendgeläut war schon verstummt, ebenso das „Gebet", die neun einzelnen feierlichen Glockenschläge, die nach kurzer Pause dem eigentlichen Geläut nachklingen.

Als der Sonnenstreifen auf dem blauen Teppich kürzer und kürzer wurde, stieg dem Milius Stauch ein Bildchen auf: zwei sehr schöne rehfarbene Ziegen, die scheinbar der Beaufsichtigung entschlüpft waren und im Rübenfeld des Nachbarn gierig blateten. Spitzbuben mit Bewußtsein. Und die Besitzerin Bubs Male vor ihrem Häuschen, den Rücken gegen die Untat gedreht.

Ja, das war doch nichts Absonderliches, diese dreiköpfige Spitzbubengesellschaft, aus der Frau und den beiden Tieren bestehend? Aber im Verhalten der Tiere lag Humor, in ihrer gierigen Eile, in ihre Verdauungskammern einzuheimsen. Das Bildchen hatte er in sich aufgenommen, während er mit gebrochenem Fuße auf fremdem Wagen heimgefahren war.

Zugleich hatte er die Lerchen in der Luft und in der Ackerfläche jubilieren hören. Tütelü — und Tütterütü — und wüssen Sü, wüssen Sü — und noch manch eins der kleinen zuckerumflossenen Worte, die Helma Habermann vor nun zwölf Jahren in ihre Menschensprache übertragen hatte.

Daneben aber hatte der Bedarf des Augenblicks weiter geredet, die Sorge um das Pferd, der Ärger über alle Verkehrt-

Digitized by Google

heiten des tückischen Tages, der im Sold böser Mächte gestanden hatte.

Ein wenig halb geglaubter und halb belachter Teufel- und Hexenglaube trieb hier oben hoch in den Bergen auch sein Wesen. Von Bubs Malen, die den Kropf hatte, der groß wie zwei Köpfe war, und über den sie, mitten darüber hinweg, ein schwarzseidenes Band mit einer richtigen, schmalen, netten Schlipsschleife gebunden hatte, zweiohrig und zweiflüglig die Schleife wie einen Ziergegenstand — man bedenke, mitten über diesen großen, gelbweißen Kürbis — — Ja also, von dieser alten, kleinen, verhutzelten Vogelscheuche mit den Habsuchtsaugen erzählte man mancherlei, das mit rechten Dingen nicht zugehen konnte. Sie war arm wie ein herrenloser Hund gewesen und hatte jetzt, alt geworden, Haus, Stall und Feld. Wenn sie ein bißchen stahl, belangte man sie nicht gleich, denn man wollte nichts mit ihr zu schaffen haben. Aber, lieber Himmel, von dem bißchen Stehlen abgesehen ... Sie nannten sie Bubs Male. Aber der Hausname war Schwänzer und der Vatersname Kober.

Alle diese Alltagsgegenwart hatte seine Gedanken in Anspruch genommen, und zugleich hatte darunter eine Stimme vergangener Zeiten zu reden begonnen.

Er hörte jetzt ein Trappeln vieler kleiner Füße und ein Meckern aller Tonarten. Die Ziegenherde wurde von ihrem Hirten heimgebracht, an die achtzig Ziegen oder mehr, aller Größe, aller Farben und Arten.

Standen da schon die Hauskinder vor den Türen und lockten die ihnen Gehörigen, und die Böcklein und Geißlein machten drollige Kindersprünge der Freude über das Wiedersehen, und die Alten antworteten dem Rufen in ihrer Ziegensprache, und Haus um Haus stäubte die Herde ab und wurde kleiner.

Nachher saß Flora bei ihm und schälte ihm Petersbirnen. Nannte weder den Namen der Tante Aurele noch denjenigen der entlassenen Magd. Erzählte aber vom Wagen und vom Pferd, das indessen eingebracht worden war. Daß der Materialschaden nicht bedeutend sei, daß jedoch der Vater das Pferd baldmöglichst verkaufen wolle. Und daß auch sie nicht das Tier im Dienst behalten möge. Nein — wer denn damit fertig werden solle, wenn Milius es nicht imstande sei. — Aber er sehe bleich aus — ob er denn sehr schmerze, der Schaden ...

Nachher kam die Nacht. Da mied ihn zuerst der Schlaf, und die Schmerzen stellten sich aufdringlich ein. Das Zimmer war undunkel, so daß er alle Gegenstände darin wohl unterscheiden konnte.

Mit der Zeit kam Besuch zu ihm. Er hörte es trällern: Tütelü — und tütterütü — und wüssen Sü, wüssen Sü — Lerchen, die weitab hoch in das Himmelsblau aufstiegen, kleine graue Sänger, die zu allerhöchst hinter Wolken verschwanden. Die Wolken waren aber der Schlummer, in den sie ihn hinübersangen.

Altvertraute Wege taten sich dem Ruhenden auf. Er ging wieder über die große grüne Saalwiese mit dem herrlichen Baumbestand, der seinen Doppelwuchs im Verlauf des Stammes trug wie schamhaft rutschende, wunderdrollige Pluderhöschen. Er kam wieder in die Strauch- und Laubverstecke. Er suchte wieder seine feine Helma Habermann.

Und sie stand plötzlich vor ihm, aber er war nun nicht mehr draußen im Freien, sondern in irgend welchem geschlossenen Raum, darin ein Tisch sich befand, und Helma trug einen großen Strauß von prächtigen bunten Blumen in ihren beiden Händen. Sagte zu ihm: „Nimm doch den Strauß, Milius, — hier — Ach! er ist ja so heiß von meinen heißen Händen" — — Und er nahm den Strauß willig entgegen, legte ihn aber neben sich auf den Tisch und stand danach wieder vor ihr arm und leer ohne Gegengabe. Und Helmas zerhacktes Stimmchen sprach weiter in einem sonderbaren gesanglichen Ton: „Nun nimmst du mich noch einmal an dein Herz —" Es klang aber, als werde ein Gedicht hergesagt, sonderbar versmäßig und zum Weinen traurig.

Milius erwachte. Schlug seine Augen auf. Sah das Helldunkel der Sommernacht, das sich durch die Fenster zu ihm in die Stube drängte. Und sprach zugleich die traumbescherte Strophe nach — ganz leise vor sich hin.

Helma Habermann feierte ihre Auferstehung in ihm. Es stieg unaufhaltsam wie aus einem Brunnen herauf, gleich quellenden Wassermassen, deren Zeit gekommen war. „Nun nimmst du mich noch einmal an dein Herz — — —"

Schmerzen der Seele preßten und schnitten seinen Körper. Bild um Bild seines Kinderlebens mit dem Habermannsmädelchen, seines Jünglingslebens mit dem feinen holden Liebchen, das ihm geworden war, sah er in sich auferstehen.

Schmeckte wieder die Qualen der Trennung. Sah aber nur die Helma Habermann und sich selbst, nichts sonst, ihn, den Bereiter der Schmerzen, sie, die Empfängerin. Hörte im Geiste sein Kind lallen, seinen Knaben, den er nicht kannte. Dunkle Träume

Digitized by Google

ungenossenen Glückes zogen an seinem lauschenden Herzen vorüber. —

Er war sonderbar still in den folgenden Tagen, sein Gesicht war sehr bleich, seine Augen waren ernst. Um den Mund hatte sich ein Zug gelagert, als darbe er.

Dehler kam und fragte ihn nach einer größeren Bestellung. — Ja, die müsse erledigt werden, antwortete er. — Wo er den Brief habe? — Der sei in Dehlers Händen. — Weit gefehlt! — Er wisse es aber genau. Dehler solle nur einmal nachschauen. — Das sei vergebliche Mühe. Nun gewiß, er werde es tun. Aber Flora solle indessen auch nachsehen in ihres Mannes Briefsachen. — Immerhin. —

Flora saß nun vor dem Schreibtisch, zog die Schübe auf, nahm den Inhalt in Augenschein. Nichts — nichts. — —

Da tat sich die Tür wieder auf und Dehler sagte, daß er leider der Schuldige sei. Der Ausreißer habe sich in seinem Taschenbuche gefunden, das er schon mehrfach zuvor durchsucht habe.

Flora saß noch immer vor dem aufgezogenen Schreibtisch. Jetzt, als der Vater gegangen war, stand sie auf.

Sie trat an das Lager ihres Mannes, und er sah in ihren Händen eine alte, kleine Brieftasche, die er sehr wohl kannte. Der Brieftasche hatte sie das Bildchen der Helma Habermann entnommen, das sie ihrem Soldaten verehrt hatte, vor nun wie vielen langen Jahren — ja, doch etwa vor dreizehn Jahren.

Und Flora Stauch sagte mit halbheller Stimme zu ihrem Manne: „War es die?"

Er antwortete ebenso, der Ton ein bißchen schwingend und auch halbhell: „Ja."

Nun wieder die junge Frau: „Ich habe es mir bald gedacht." Und gar nichts weiter — keine Silbe.

Sie legte das Bild in die Brieftasche zurück und verwahrte diese auf ihrem alten Platz im Schreibtisch. Stand noch ein wenig und blickte vor sich nieder, ohne sich ihrem Manne zuzuwenden. Schaute sodann im Zimmer umher nach den schönen blanken Möbeln und dem Ausputz an Teppich, Bildern und kleinen Schnurrpfeifereien. Schaute all den Wohlstandskram an, als ein Lebendes, eine Person, die ihren Mund öffnen möge zur Zeugnisabgabe, als einen Anwalt, der mit Verstand eine Sache verfechten solle. Ging sacht aus der Stube ohne Gekränktheitsbewegung. Ließ den Tagen die Macht zu glätten. Traf sich aber darüber, daß sie müßig niedersaß. Traf sich auch über feuchten Augen, die sie trocknen mußte. Ließ dennoch dem leib- und seelenkranken Manne alle Zeit, deren er bedurfte, um seinen inwendigen Menschen, der durcheinander gerüttelt war, zurechtzuschieben. Schickte ihm die Kinder zu ohne Belästigung und die Tante Berta in weisem Maße.

Spaßens Hermann erhielt Erlaubnis, bei dem Kranken einzutreten, außerdem die Freunde und Freundinnen des Hauses, hübsch nacheinander, ungehäuft, wie eine Interpunktion des Tages. Nahm sich selbst kaum von dieser Methode aus. Trat aber immer als die Trägerin etwelcher guter Gaben ein. Brachte ein Leibgericht, oder einen Blumenstrauß, oder eine gute geschäftliche Kunde. Glättete auf diese Weise und zwang.

Eines Nachmittages aber setzte sie sich bei ihrem Manne nieder. Sie hatte das westliche Fenster weit geöffnet und ließ die Sonne voll hereinstrahlen.

Sanfte, satte Geräusche zogen daher - Dreschtakt. Jetzt nur ein Zweitakt, der eintönig, beinahe schwermütig klang, dann ein munterer unegaler Sechstakt, der eine Weile flatterte und stolperte, ehe jeder Partner seine Taktlage innehatte. Der Schlag der runden Schlegel auf die Holztenne klang ein wenig hohl, zugleich aber auch melodisch weich, der Sechstakt zum Beispiel hatte immer etwas Schwatzhaftes an sich, nach niedlichen Frauenfüßen mit klappernden Pantöffelchen.

Um die Augen der Frau lag ein Suchen, das sie versteckte. — Es ging ein bräutliches Trachten von ihr aus.

Sie machte auf das Dreschen aufmerksam, es komme aus des Nachbars Scheune am Felde. Die Tante helfe ein wenig. Ob er es nicht am Takt höre, sie habe den ersten Schlag. Bei der Tante müsse alles ordentlich hergehen. Das wisse sie selbst von ihrer Kindheit her. — Gestern hätten die jungen Mädchen übrigens zuletzt „gebunden", Kränze gebunden, für Sigismunds Ella und Reinhold Sorge, und zum Schluß hätten sie gestreut — Mehlbeerkraut zu Ungars und Gutheils hin. Ja, man spreche, daß Franziska Ungar und Heinrich Gutheil ein geheimes Liebespaar seien. Aber sie hätten die Bahn bis zu den beiden Häusern ganz, ganz dünn gestreut aus Schelmerei, wegen des Widerstandes, den Gutheils Emma, die Mutter, entgegensetze, und doch auch wieder dieser zum Tort. So sei die Welt nun einmal.

„Als sie bei uns zur Hochzeit Kränze gebunden hatten," sagte sie, „hatten sie zu Dürrns und Müllers gestreut, weißt du wohl noch?" Sie faßte seine Hand.

Seine Augen waren, während sie sprach

Digitized by Google

und hier neben ihm saß, aus dem Frühling, der vor dreizehn Jahren gegrünt hatte, in die Gegenwart zurückgepilgert. Sein Blick, der sie traf, war von dem Märchen der Vergangenheit noch angefüllt. Damals war er Jüngling gewesen. Jetzt trat er wieder in seine Mannesjahre ein, zu Dürrns und Müllers, zu Sigismunds und Sorges, zu Ungars und Gutheils, zu all den Menschen seines Ortes hier, vom Schulzen Rebhinner bis hinab zu Bubs Malen, dem Weibe, das keiner belangte, wenn es ein bißchen stahl, weil keiner mit ihm zu schaffen haben wollte.

Er sah auf seine Frau. Sah ihr feines Gesicht. Nahm ihre Kleidung wahr. Was sie anzog, verfeinerte sich. Er sah auch das Suchen und Tasten in ihren Zügen. Oder er sah es vielleicht nicht; aber er gewahrte das Entgegenkommen und die Anhänglichkeit. Daneben tauchte der Gedanke an ihre Rechte auf, wie ein Wegweiser, dessen man achten müsse. Und er rastete bei dem Gedanken und wartete auf sich selbst — auf das verträumteste Etwas in ihm, das noch weitab war und das langsam herzuwanderte.

Flora erzählte weiter: ob er sich besinne? — ob er noch wisse? — Sie sprach von ihrer beider Hochzeit. Betonte die kleinen Unterschiede. Denn durch altes Herkommen ist ein Rahmen gezogen worden, der den Taglauf gliedert, bei diesem Paar wie bei jenem Paar, und welcher der Schelmerei ihre kleinen Stationen macht.

Nach der kirchlichen Trauung — ob er noch wisse — sie sehe es ja alles zum Greifen deutlich vor sich — das große Faß mitten im Wege, das die Straße sperrte, und wo er mit Kreide seine Zuwendung an Bier in Litern habe aufschreiben müssen. Und ein wenig weiterhin der landwirtschaftliche Aufbau, die Dreschtenne mit acht Schlägern, vier Burschen und vier Mädlen, und daneben die Laborantenanspielung mit dem Kessel über gemaltem Feuer, und dem Salbenkocher, der in seinem großen Rezeptbuch studierte. Und dann die abwandernden Laboranten — ob er denn noch wisse. — Voit habe am durchgesteckten Stock die große lederne Reisetasche auf dem Rücken getragen, Arnold habe das Kalbsfell aufgehenkelt gehabt, dem Häußler habe der Quersack von blauer Leinwand über den Nacken gehangen, auf jeder Brustseite ein wohlgestopftes Beutelende. Und dann seien sie ausgerissen, die drei, und der Feldjäger sei hinterher gesprungen. Habe eine nachgemachte Frau überrannt. Habe einen der Pascher endlich erwischt und die Katzbalgerei sei losgegangen. — Ob er noch wisse —?

So erzählt sie den ganzen Hochzeitsverlauf mit den verschiedenen Mahlzeiten und den verschiedenen Spaziergängen bis zum großen Essen abends im Gasthof um sieben Uhr, wo der Gesangverein sein Ständchen bringt. Erinnert ihn an das Kranzabtanzen und das Zerreißen des Schleiers.

Plaudert weiter von allerlei Frohem, Festlichem im Verlaufe des Jahres, dem Werfen der Ostereier, dem Pfingsttanz und der Kirmes. —

Spricht schließlich auch vom Verlauf ihrer Ehe, von der Geburt der Kinder, vom Geschäft, vom Vorwärtskommen. Und sie faßt seine Hand um ein wenig fester und hält sie. Ist doch zärtlich und beinahe ein wenig unruhig.

Und der Mann ist endlich heimgekommen in das Dehlerhaus, in die Stube mit den hübschen Möbeln und den bürgerlichen Zierlichkeiten, zu der Frau, die das Aussehen einer feineren Städterin hat, in die Griffweite des Berufs, der an die Abwechslung der Reisezeit gemahnt, die auf den Herbst und Winter fällt, und an das Anschwellen des Bankguthabens.

Und seine Hand tastet nach der Frau. Umschließt ihren Kopf. Zieht ihn herab seinen Lippen entgegen.

⁂ ⁂ ⁂

Zur Abwartung für ihren Mann, der vielfach bettlägerig war, hatte Eline Kessel, wenn sie selbst auf Handel auswärts war, oder auf ihren paar Ackerstücken zu schaffen hatte, oder sonst Arbeit im Tagelohn verrichtete, Rügers Selma angestellt, eine alte Großmutter, die in ihrer Hausstelle entbehrlich war und sich auf diese Weise, indem sie spann und strickte und den kranken Mann versorgte, ihren Sitzplatz und ihr Essen verdiente. Eline hatte dann alles vorbereitet. Und der Mann lag schließlich auch nicht immer danieder, raffte sich zusammen und half ein wenig.

Das Verhältnis zu Rügers Selma war ein durch und durch gutes. Denn wenn Eline daheim war, durfte Selma an allerlei Geredetem teilnehmen, sowie an der Evangelienvorlesung am Abend.

Sie war bei Kessels ein wenig im Vorhimmel. Es war schließlich doch etwas anderes, wenn man ruhig in der Stube sitzen durfte am barschen Herbsttage, als wenn man draußen die Kuh am Stricke führen mußte, barfuß aus Armut, und der Weidenden wohl aufpassen mußte, wenn sie ihren Darminhalt fallen ließ, um mit den frostigen Füßen zu deren Erwärmung in den dampfenden Brei sogleich hineinzutreten.

Kam dazu der Ton der Eintracht und

Digitized by Google

das Verhältnis zur Kirche. Selmas Sohn war ein Trinker. In dessen Hause fielen mancherlei rohe Worte. Und das Gottverhältnis war abgebrochen.

Wenn eins aber bei Jahren ist, da mag man das nech — da will man seinen Herrgott behale — wegen des baldigen Übergangs in seine Verpflegschaft. Da hat man hier unten nix Festes mehr, keine Rechte und keinen rechten Platz mehr.

Die alte Selma Rüger war krummrückig, mit ergebungsvollem Gesicht, nicht eigentlich hager. Und die Augen waren doch schon ein wenig stumpf, obgleich man mancherlei in ihnen las von ewiger Plackerei des Lebens.

Dazu nun der Mann von der Eline Kessel — ein mittelgroßer, hagerer Mensch, dem der Rheumatismus die Glieder verschnürte. Ganz krumm und verbogen schlich er daher. Tastete sich vom Tisch zum Stuhl, vom Stuhl zur Ofenbank. Trug in seinen gekrümmten Händen herzu an Kleinigkeiten, wessen man bedurfte. Schwarzbärtig mit schwarzen Augen, aber Haar und Bart von weißen Krankheitsfäden durchschossen. Der Sohn von der alten Dorothee, die sich gravitätisch auf die Himmelsreise gemacht hatte nuń schon vor Jahren.

Sie hatte noch am Abend das Lob der großen Liebe gehört: — „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht —" und hatte am Morgen gelb, still und kalt in ihrem Bette gelegen, aber mit einem eigenen Lebewohlsagezug im Angesicht, der doch wohl ihrer Schwiegertochter gegolten hatte.

Eline Kessel war auch gealtert, ihre Haut war gröber geworden, ihr braungezopftes Haar wies grauen Schimmer auf, und ihre Kräfte hatten ein wenig abgenommen. Nicht abgenommen hatte ihre Redlichkeit in jeglicher Beziehung, im Handel wie in nachbarlicher Verträglichkeit.

Sie war eine Gotteloberin nach wie vor, die ihr Schicksal immer als eine Erleichterung empfand, gegen das schwerere Schicksal gerechnet, das sie hätte betreffen können.

Und sie machte dem Herrgott keine Faxen vor, verdrehte ihre Augen nicht in falscher Demut bei seinem Namen, sondern faßte mutig ihr Tagewerk an und verrichtete, was vorlag, so Willkommenes wie Unwillkommenes mit gehorsamem Sinne.

Vor zwei Jahren hatte sie ihre Tochter verheiratet. Mit dem Schwiegersohn war sie einverstanden.

Saß sie abends ein wenig neben ihrem Mann, neben der Bettstatt, auf der er ruhte, oder auf der Ofenbank, um ihn zu stützen, dicht neben seiner Schulter, dann erzählte sie heiter und erzieherlich von allerhand Unglücksfällen. Selma Rüger saß dann auch irgendwo und hörte erbauten Sinnes zu, wie das Schicksal seine Rute schwang. Und Kessel, der Mann, hörte ebenfalls in Elinens Sinne.

Denn ihm ging sonst nichts ab an Kost und Heimatsfrieden. Und er hörte kein Seufzen über eine Last, er sah überall wohlgemutes Vollbringen. Und die Schicksalsberichte, die Unfälle und Todesfälle, hatten etwas so Sättigendes im Sinne der Gerechtigkeit. Keine Mißgunst oder Schadenfreude war beigemischt.

So erzählte sie gelegentlich immer wieder einmal von dem Stauchschen Unfall mit dem durchgehenden Pferde, der nun schon seine dreiviertel Jahre etwa zurück lag und der schließlich nach entsprechendem Krankenlager gut verlaufen war und im Anschluß daran von den Krankheitsanfällen, die den Schwiegervater, den Erwin Dehler, in rascher Folge heimgesucht hatten, bis er eines Tages erlegen war.

Wußte keiner, was ihn eigentlich zu Falle gebracht hatte. Irgendeine Säge war in Tätigkeit getreten und hatte ihre Arbeit getan, an irgendeinem der dem Körper eingebauten Lebensstämme.

Vor vier Wochen war er mit allem ihm zustehenden Pompe beerdigt worden. Und die Jungen hatten die große Erbschaft angetreten.

Ja, wie war doch gleich das mit dem Mann von Rügers Selma, dem alten Rüger, als der Großvater gestorben war? Spricht man von Erbschaft, so darf man das nicht unerwähnt lassen.

Der Ehemann hatte also vor dem Erbschaftsrichter „in Sachen der Hinterlassenschaft des Großvaters Rüger am so und sovielten Tage des Monats soundso, des Jahres soundso —" erscheinen sollen. Und war der Vorladung nach seiner Auffassung des Wortlautes nachgekommen, indem er sich mit Stiefeln, Hose, Weste und Rock des Verblichenen bekleidet hatte. Wirklich geschehen; darum darf man es erzählen. Denn man will sonst keine Witze über den Tod machen, der eine gar ernste Sache ist — ein so großes, stilles Lebewohlsagen und Gutenachtsagen, ein so unheimlich gründliches Platzmachen und Auswandern.

Es gibt Bücher, in denen der künftige Aufenthalt der Seele nach jeder Richtung hin beschrieben wird, landschaftlich und räumlich, Bubs Male hat ein solches Buch. Dann ist da aber noch der alte Gemeindediener, der wieder ein ganz anderes Dolu-

Digitized by Google

Der Schützenkönig
Gemälde von Prof. Philipp Franck
(Ausstellung der Berliner Sezession 1921/1922)

Digitized by Google

Digitized by Google

ment besitzt, das von Arbeitsleistungen der abgeschiedenen Seelen zum Zwecke ihrer Läuterung berichtet. Welcher Niederschrift soll man da Glauben schenken? —

Die Stauchschen Töchter trugen ihre schwarzen Kleider. Milius und Flora trauerten auch in ihren Herzen. Ihre Anerkennung, mit der sie des Daheimgegangenen gedachten, trug schwarzes Gewand.

Dehler war ein intelligenter Mensch gewesen, der sich nie gegen irgendwelchen ersprießlichen Fortschritt gesträubt hatte. Darum war er den Jungen auch nie zum Hemmschuh geworden. Und aus eben dem Grunde wurden sein Rat und seine Arbeitskraft jetzt entbehrt. Er hätte noch dableiben können, noch helfen können.

Eines Tages ging die Tante Berta dem Milius Stauch zur Hand beim Füllen einer Sendung, die am andern Tage verschickt werden sollte. Die Flüssigkeit war schon filtriert, die Fläschchen, Mellenbacher Lieferung, standen bereit.

Da sagte die Tante: „Daß Habermann tut ist, weißt du doch wuhl?"

Nach einer Pause, die sich breit machte, als lehne er den Gesprächsstoff ab, antwortete Milius: „Von wem soll ich denn das wisse?"

„Man hört mancherlei. Der ist doch epper um die Zeit gestorbe, wo du krank gewesen bist, e bißchen später epper."

Wieder antwortete Milius erst nach einer Weile. Aber seine Antwort blieb auf das bescheidenste Maß beschränkt.

Die Tante ließ sich nicht abschrecken. Sie erzählte von schwerer Erkältung und wie ihn „seine Tochter" heimgeholt habe. Dann auch, daß er sich beim Handel besser bewährt habe als in der Landwirtschaft.

Und daß es vorteilhafter für seine Familie gewesen wäre, wenn er noch ein bißchen länger hätte dahertreten dürfen. Auch daß seine Familie ihren Wohnort zurückverlegt habe oder zurückverlegen werde — seine Frau, seine Tochter und der Enkelsohn.

Diesmal erfolgte die Antwort des Milius Stauch sogleich. Er sagte: „Das ist doch erledigt for mich. Ich habe getan, was ich habe gedurft. Sie hätte längst konnt heirate, ich habe ihr satt Bewerber nachgewiesen — sehr annehmbare." Sein Ton war kurz.

Die Tante antwortete in aller Ruhe: „Ich ha gedacht, das interessiert dich doch, daß du weißt, wie es da jeht."

„Es gibt gar viele Menschen auf der Welt, wo ich nix von weiß, wie es ihnen geht."

Der Briefträger kam. Die Tante sagte noch: „Es dreht sich auch bloß um das Nennenswerte, um Todesfälle usw.," und ihr Ton war fest wie der seine.

Sie war eine Unbequeme und Furchtlose. Aber weil sie selber streng nach ihren Worten lebte, war ihr schlecht auszuweichen. Und auch darum, weil sie eine so Unentbehrliche war. Wenn die Tante Berta nicht vorhanden gewesen wäre, hätte etwas im Hause gefehlt, ein Polster.

Eines Tages ging sie wieder bergab, um nach ihrem alten Adoptivkind zu sehen, dem Rosamund Stauch.

Sie fand ihn, wie er mit einem Schürhaken gegen die Aurele Frischauf anging, die hier unten bei dem Dehlerschen Bruder, dem die Magd entlaufen war, Wurzel geschlagen hatte. Rosamunds Gesicht war blaurot aufgelaufen vor Wut, seine Glieder zitterten, sein Kinn bebte. Seine Stimme, die polterte und sich überschlug, brachte keine unverstümmelten Worte zustande. Es war Brei, der hervorquoll. Er sah schmutzig und zerrissen aus an Rock und Hose.

Die Tante mischte sich ein. Ergriff für den Alten Partei. Ihre Rede war kräftig, sowohl was Inhalt wie Stimmklang anbelangte. Sie rollte das Sündenregister der Aurele auf. Hatte nicht das mindeste von einem weichen Hauspolster an sich der Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit auf alle Fälle. Schließlich nahm sie ihr altes, großes Kind beim Schlafittchen und entführte es.

Sie heizte den Waschkessel und rüstete ein Bad, wusch und scheuerte an dem alten Wüterich umher und putzte seine alten Schuhe und Stiefel. Hatte die Leckerbissen ausgepackt und stopfte ihm den Mund damit.

Bis endlich die gerechte Entrüstung und die rein persönliche Bockigkeit sich beide legten und der alte Rosamund umgänglich und müde wurde.

Während er ein bißchen verdämmerte und verdruselte, hatte die Tante eine eindrucksvolle Unterredung mit ihrem Bruder. Mit dem sie gar nichts gemein hatte an inneren Werten. Der ein Dehler im Superlativ war, indessen sie selbst der Mutter nachartete, die aus altem, stillem Bauernhause hervorgegangen war.

Heute jedoch hatte sie die Kampfstiefel angezogen und sagte ihre Meinung glatt heraus. Erst der Anstand des Hauses und die Gerechtigkeit, nachher der Profit. Er habe bis zur Stunde am alten Rosamund keinen Schaden gehabt. Und in welchem Zustand Leibes und der Seele habe sie den alten Hausgenossen heute wieder angetroffen!

Spät ging sie heim, auf engem Weg zwischen hohen Bergen.

Digitized by Google

Sie fürchtete sich nicht. Ein halbheller Himmel war über dem schmalen Wege, er mochte sich winden, soviel er wollte, aufgespannt. Ein bißchen Gehhelle troff immerhin auf das Weglein hernieder. Und ihre Gerechtigkeits- und Ausgleichgedanken waren so stark bei der Arbeit, daß sie den Furchtgedanken den Weg versperrt hätten, wenn selbst sie sich hätten hervorwagen wollen.

Schließlich begann es in ihr zu bauen. Und als sie sich zum allerletzten steilen Aufstieg anschickte, war ihr Haus, das will sagen: ihr Plan unter Dach.

Es drehte sich um nicht mehr und nicht weniger, als daß Rosamund Stauch bei seinem Sohne Unterkunft finden solle aus menschlicher und kirchlicher Gerechtigkeit. Er solle sein Stübchen mit dem Ausblick auf die Straße haben und seinen Sitzplatz in der vorgebauten gedeckten Laube am Hause. Es solle ihm also ein richtiges Altenteil beschieden werden. Arbeitsleistungen würden kaum mehr von ihm zu erwarten sein; denn es sacke an ihm: seine Beine seien böse angelaufen. Versorgen wolle ihn die Tante Berta usw.

Bei Widerspruch seitens der jungen Stauchs würde ihre Predigt über den Ausgleich einsetzen und bei ernstlicher Weigerung, auf ihre gerechten Vorschläge einzugehen, ja, da würde sie — — vielleicht — — da würde sie vielleicht — —

Sie war jetzt auf der Höhe, sah die Häuser ihres Dorfes im dumpfen Licht eines Mondes, der von seiner vollen Rundung erst ein kleinstes Wenig eingebüßt hatte, und der bronzegolden und feist am Rande der Berge stand auf einer ausdruckslosen, bläulichweißgrauen Himmelsbespannung — sah die Kirche mit spitzem Turme, alles mit Schiefer eingedeckt so Häuser wie Kirche, alles schwärzlich im Ton, blank, wo das Mondlicht die Flächen bestrahlte, blickte wieder hinter sich das Sträßlein hinab, das sie emporgestiegen war, und das immer nur fiel und fiel, bis es die Bergfüße erreicht hatte, und das da unten wie ein sich krümmendes weißes Schlänglein zwischen die Berge verlief.

Und die Tante dachte, daß sie um ihrer Seligkeit willen sich des alten Rosamund annehmen würde, wenn nun nicht im Hause seines Sohnes, daß ihm das verschlossen wäre, dann in dem ihrigen, in ihrer eigenen kleinen Wohnung, die sie mieten würde — nachdem sie sich von ihren jungen Stauchs getrennt haben würde — von dem Schlafen unter einem Dach mit den vier Weißblümelein, Rotblümelein, Blaublümelein — um des gerechten Ausgleiches willen. —

Ach, die Tante Berta trat an den Herrgott heran wie ein jüdischer Handelsmann, bot ihre eigene kleine Gewohnheitsbehaglichkeit um riesengroßen Vorteiles willen. Schutz von sechs Menschenleben forderte sie, daß keines den wilden Tieren der Hölle zur Beute werde, daß keines einem Felssturz erliege oder sonst welchem Unglücksfalle, daß keinem die Habe oder die Ehre genommen werde, oder das Blut im Leibe vertrockne.

Alles dies für nur so viele Stunden Qual und Ärger und Verdruß und Hemmung, als der Alltag in sich barg, und natürlich nun auf etwa fünf oder zehn Jahre berechnet. Welche Lebensdauer sie dem Rosamund Stauch meinte zumessen zu müssen, fünf, wenn sie an seine armen verschwollenen Beine dachte, und zehn, wenn er als das Unkräutlein in ihren Gedanken stand und sie in Erwägung zog, wie wohl das Üble zu gedeihen pflege.

Sie kam dann heim, und die Aussprache fand statt. Milius saß auf dem Sofa zwischen den Fenstern in der alten Dehlerschen Wohnstube, Flora saß am Tisch ihm gegenüber beim Zeitungsblättchen.

Und die Tante Berta stand aufrecht an des Tisches Schmalseite, so daß sie beide vor sich hatte, den Mann nach links und die Frau nach rechts. Sie stand da, wie ein vortragender Rat, ganz gefaßt und gesammelt, ihre eine Hand auf die Tischplatte gestemmt, während die zweite zu allerlei Gebärden aufgelegt war.

Sie trug vor. So und so hatte sie den Rosamund Stauch angetroffen im kämpferischen Gegenüber mit der Tante Aurele, so und so waren Ton und Aussehen gewesen, so das Gewand, so die Körperpflege.

Sie sprach nicht vom Ausgleich, sie drohte nicht mit des Herrgotts Rutenstreichen und mit den eignen Maßnahmen, aber es klang gleichwohl alles schon aus ihrer Stimme hervor.

Milius seufzte.

Darauf sagte die Tante: „So kann das nech weiter giehe mit den alten Mann.“ Sprach ohne Umstände vom Stübchen hier im Hause mit dem Plätzchen in der Laube unter ihrer Vorsorge und Pflegschaft.

Des Milius Stimme: „Freilich — —“ Die Stimme klang gepreßt.

Flora entgegnete: „Wir wollen das überlehe. Morgen können wir dann ratschlage. Zuvor müssen wir aber drüber einig sein, mein Mann und ich.“

Die beiden Großen waren in der Küche. Der Junge kochte das Abendgericht, die Sachte deckte den Tisch in der Küchenstube, einem ganz kleinen Raum.

Jetzt kamen sie: die Suppe sei aufgetra-

Digitized by Google

gen. Zugleich fanden sich die beiden Jüngsten aus der Nachbarschaft ein.

Sie aßen. Die Tante versorgte die Kinder, teilte ihnen zu. Und die Glocke klang weiter in ihrer Stimme. Ja, das war doch wie Abschiedsläuten.

Milius und Flora schauten einander an. Flora nickte. Und dann, als die Kinder zu Bett geschickt waren und die Tante danach ableuchtete, sprachen sie miteinander.

Ja, sie würden sich doch wohl dazu bequemen müssen, sagte Flora vorsichtig, den Vater ins Haus zu nehmen.

Wenn die Tante für ihn sorge ... antwortete Milius still. Sie habe ja die rechte Art für so etwas. — Es sei erstaunlich, was sie alles zuwege bringe bei den Menschen. — Was sie für Einfluß gewinne. — Sie sähen es ja im eigenen Hause. — Sie mache keine Übergriffe, aber bieten lasse sie sich auch nichts, sie wahre bei aller Gelindigkeit gewissermaßen immer ihre Rechte. — Der Tante könnten sie den Vater sehr wohl anvertrauen.

Ja, das könnten sie. So Flora. Da würde er seine Ordnung haben, und daneben — Unarten würde sie ihm nicht durchgehen lassen. — Sie würde ihn immer im Zaume halten.

Milius sagte: „Man hat ja so viel vom Leben. Wir haben doch uns und unsere Kinder — und das Geschäft gieht aufwärts. Man muß nicht abbaue, man kann sich ausbreite. Man hat auch Furcht vor Gott, er könnte zürne, wenn man sich seiner Pflicht entzieht. — Mein Vater hatte freilich gesündigt — aber — es ist doch alles zu meinem Besten ausgeschlagen."

Die Tante kam, und sie sprachen mit ihr. Sie wollten nach ihrem Vorschlag verfahren.

So kam denn schließlich der Rosamund Stauch ins Haus als Wohngenosse, bezog einen Palast, der herrlich herausstaffiert war, als ob er einen regierenden König beherbergen solle. Die Ehrenkompagnie stand bereit, Kranz- und Straußschmuck dufteten dem Einziehenden ihr Willkommen entgegen. Als Oberhofmarschall saß die Tante Berta neben dem Ankömmling im Wagen, und der Präsident-Reichskanzler fuhr. Unter der Haustür aber stand zum Empfang die allerhöchste Weiblichkeit, die Frau Kaiserkönigin. Das war Flora, der Pferdelenker aber war Milius in eigener Person, und die Ehrenkompagnie bestand aus den vier Blümelein, die um den Großvater Dehler Trauerkleider trugen.

Der Palast war eine liebe kleine Stube, angefüllt mit Bett und Tisch, mit einem Willkommenskranz aus Fichtenzweigen über der Stubentür und mit einem Feldblumenstrauß in Tisches Mitte. Zwei Stühle am Tisch und am Fenster ein uralter Backenstuhl, dessen Abgründe in der Polsterung die Tante mit Heu tadellos eingeebnet hatte, und dessen Überzug, von zwei ehemaligen Dehlerschen Hosen herrührend, eigenhändig und kunstvoll trotz dem besten Tapezierer von ihr aufgenagelt worden war. An der Wand ein Jesusbild und ein Spiegelchen von zwei Spannen Größe. In der Ecke ein Kleiderrechen. Und daneben eine Waschkommode mit Waschnapf und Wasserkrug, über einem Wäscheschubkasten. Unter diesem ein freies Verlies für alle möglichen Gegenstände, Stiefelzeug zum Beispiel. Im Tischschubkasten lag ein Neues Testament neben einem Pappschächtelchen, das Tabak enthielt — — Ein Königspalast!

Dem alten Rosamund kamen die Tränen. — Er sackte in den Backenstuhl.

Und dann waren die andern alle verschwunden, und die Tante brachte ihm Kaffee und räumte seine paar Habseligkeiten ein. Verwies seine alten Kleider in die Bodenkammer und sein Sonntagsgewand auf ein Plätzchen im Kleiderschrank auf dem Flur.

Die Tage kamen daher einer nach dem andern ohne große Ankettelung.

Die da unten, die jungen Stauchs, lebten ihr Leben für sich. Er aber war das Kind der Tante Berta, die ihn gerecht versorgte, gelegentlich mit ihm plauderte und täglich ein wenig mit ihm schalt. Sie holte ihn auch zur Arbeit im Garten in ihrer Gesellschaft und ließ ihm seine Ruhe, wenn er fahl und mattäugig aussah. Und er dankte ihr durch Mürrischsein. Durch Grobheiten und Bissigkeiten. Hing aber an ihr. Sie war sein Anker, sein Rechtsanwalt, sein Stäupknecht. Ja, der Rosamund Stauch brauchte mitunter Schläge, versteht sich, keine mit dem Stecken.

Es waren Schläge, wenn die Tante tat, als ob es ihr leid sei, daß sie hilfreiche Hand geleistet habe bei seiner Übersiedlung hierher. Denn eine Unruhe erstand darauf in ihm, als solle er ausquartiert werden. Er versank zehn Klafter tief in eine jammervolle Hilflosigkeit und er kraxelte und kümmerte unten in dem tiefen Loch verzweifelt umher mit allerlei Angstgedanken. Aber auch das waren Schläge, wenn sie ihn weder im Guten noch im Bösen beachtete, wenn sie ihm seinen Kaffee brachte, als ob er Schmidt heiße und nicht Stauch.

Alsdann begann er seinen äußeren Menschen wohl zu säubern mit Waschen, Bürsten und Stiefelputzen. Trat mindestens dreimal am Tage seine Wanderschaft nach Canossa an.

Digitized by Google

Mitunter saß die Tante Berta neben ihm unten auf dem Laubenplatz, erzählte ein paar Minuten lang oder besserte aus.

Am Sonntag gingen sie auch wohl spazieren. Dabei traten die Enkelkinder dem Großvater näher.

Das Feinebißchen schäkerte sich ein wenig heran, zwar nur ein ganz klein wenig. Aber es war doch Besuch gemacht, und die Einladungen und Gesellschaften konnten ihren Anfang nehmen. Sie war die erste, die zu dem Großvater freiwillig auf die Stube kam, und die sich ein andres Mal ein bißchen zu ihm in die Laube setzte, und die nach wieder etlichen Tagen ihm ein klebriges, heißes, kleines Kindersträußchen brachte von abgerupften Feldblumen.

Zwischen den jungen Stauchs und ihm bildete sich ein Alltagsverhältnis heraus, eins das in der gleichen Form schon viele Jahre hätte gewährt haben können, das schon ein bißchen grau war und keine großen Ansprüche mehr stellte.

Aber doch kam Milius eines Tages, setzte sich zu ihm in die Laube und sprach vom Geschäft. Es geschah in ganz oberflächlicher Weise, nur etwa so, wie wenn eins die Tageszeit bietet.

Der Gruß wurde aufgenommen, der Alte setzte sein Wörtlein dagegen, das eine Frage war. So war denn ein Weg angelegt worden, darauf sich die beiden Inwohner gelegentlich begegnen konnten — die beiden in ihnen wohnenden Altmenschen des gleichen Blutes, aus denen lange vermoderte Geschlechter redeten. Sie nahmen einander nichts übel, Rosamund dem Milius nicht die mangelnde Unterordnung, und Milius dem Rosamund nicht das Fehlen der allerinnigsten, mit Stolz durchsetzten, aus Wort und Blick hervortretenden Anteilnahme.

Eine halbe heilsame Gleichgültigkeit webte zwischen ihnen. Unter der doch allerlei wuchs und gedieh — tief zwar unter der Erdoberfläche. —

⁂ ⁂ ⁂

Die Frauen arbeiteten in den Pflanzländern, den beieinander liegenden Streifchen und Quadratchen, die den Einwohnern auf ihre Stammgüter zuerteilt worden sind. Allmählich wurden die Beete leer vom dicken Kohlrübenpflanzenbewuchs, der auf die großen Äcker übertragen wurde. Und dann ging das Hacken und Säubern los und das neue Bepflanzen mit Futterrüben. Schließlich sah die ganze kleine, den verschiedensten Parteien zugehörige Plantage frisch und aufgeräumt aus wie eine Puppenstube.

Ja, das muß jetzt alles hintereinander geschehen. Die Rüben müssen verpflanzt werden, länger als sieben Wochen dürfen sie nicht stehen. Denn in der siebenten Woche setzen die Rüben an, und verpflanzt man sie zu spät, so können sie nicht mehr Wurzel fassen und müssen eingehen. Also spricht die Tante Berta.

Überall sind Menschen auf den Feldern, überall sieht man die gebückten Gestalten. Sie behacken ihre Kartoffeln, sie arbeiten im Heu, sie hauen Grünfutter und schleppen es in Körben auf dem Rücken heran. An der aufsteigenden Böschung neben dem Fahrweg sieht man eine Anzahl graukahler Stellen in kurzen Zwischenräumen, es sind die ausgesessenen Plätzchen, auf denen die Grasholer zu ruhen pflegen.

Was für viele, viele Menschen, für viele, viele Männer und für viele, viele Frauen doch ihre Wohnstätte im Örtchen haben! Die Männer pflügen, hauen Gras oder Klee, fahren Sudde mit Kühen oder Pferden, denn es hat geregnet in der Nacht. Die Frauen aber tragen Sudde auf dem Rücken zu ihren Äckerlein, pflanzen, hacken, sicheln, bücken sich — bücken sich.

Morgen oder übermorgen werden sie wohl alle im Heu arbeiten — das Heu am Morgen aufstreuen, es am Nachmittag zusammenharken, in Haufen bringen und die Haufen heran zum bereitstehenden Wagen schaffen.

Das Korn steht schulterhoch, der Weizen tief aber straff, die großen, nun bepflanzten Rübenäcker sehen schnurrig aus, mit ihren schlampigen Pflänzchen, die matt am Erdboden liegen und in der Nacht oder am morgenden Tage oder übermorgen und überübermorgen das Aufstehen erst noch lernen müssen.

Am Himmel ziehen Wolken auf, verbinden sich zu großen Inseln und Flächen. Die Leute sprechen vom Gewitter, selbst wenn es ohne Regen, ohne Blitz und Donner wieder zur Aufklärung geht.

Der alte Chausseearbeiter sitzt auf seinem Blechkissen inmitten der Fahrstraße, zwischen einem Gehäufe zerklopfter Steine und ebnet eine böse Ducke im Straßenverlauf ein. Er klopft und hämmert und schnupft. Und klopft und hämmert und schnupft.

An den kleineren Häusern gibt es noch viele Schiebefenster. Flugs schiebt der Neugierige das Fensterlein zur Seite und steckt den Kopf heraus. Und dieser Kopf sieht aus, als sei er losgetrennt von seinem Körper. Denn die Öffnung ist nur gerade so groß, daß der Kopf hindurchfahren kann.

Wenn nun da der alte Günther Appelfeller herausschaut mit seinem hängenden, gelbweißen, zottigen Schnauzbart und seinen

Digitized by Google

Zankaugen — ich weiß nicht, was einen an dem Anblick dieses aufgeklebten Kopfes erfreuen soll. Ganz anders freilich ist es, wenn ein Jungmädelskopf rasch so ins Freie trachtet, einer mit Flirrhärchen und zarten Wangen; oder wenn Eline Kessel durch das Schiebfensterchen nach Recht und Ordnung auf die Gasse schaut und dabei etwa lächelt mit ihren lieben weißen Porzellanzähnen.

Durch das Dorf klingt Sensendengeln, dann auch Schmiedegeräusch vom Hufbeschlag der Zerrkühe; in den drei der Gemeinde zugehörigen Backöfen schieben die Hausfrauen Brot und Kuchen ein. Und da kommt der Postwagen, der bei Regenwetter eine große Plane überzieht. —

Eine junge Frau geht heim. Sie war mit beim Rübenpflanzen — nur ein paar Stündchen eben — denn ihr Mann will, daß sie sich schone. Es war aber sehr eilig, weil die Rübenpflanzen bei Zögerung gelitten haben würden und eine Tagelöhnerin nicht aufzutreiben war.

Sie weiß nicht, daß ihre Lebensuhr seit nun acht Monaten bereits ihren letzten Jahrrundgang angetreten hat. Sie denkt noch an weite Zukunften.

So geht sie durch alles Juniwachsen der Felder, vorüber an aller hurtigen Sommerarbeit der Menschen. Hält beim alten Chausseearbeiter inne und weiß einen neuen Auftrag: hinten am Wege, dicht bei dem Wiesenlappen, wo es scharf bergunter geht, sei eine brüchige Stelle — wenn er da gleich ein bißchen nachklopfe und so weiter. — Kommt beim alten, zottigen Schnauzbart, dem Appelfeller, vorüber, auch bei den beiden anderen abgeschnittenen Köpfen, der reizenden Linda Müller und bei der Eline Kessel, und ist nun mittendrin im Sensendengeln und im Schmiedegeräusch und bei den Backöfen. Geht nachher ihrer Hausarbeit nach, wobei ihr die Kleinen, das Feinebißchen und das Brummlippchen, Zureichungen machen, und revidiert am Nachmittag ein wenig das Kinderzeug. Denn um Ausgang Oktober wird Besuch erwartet: ein Kindchen.

Flora Stauch möchte ihren Mann mit einem Knaben beschenken. Seine Freude würde riesengroß sein, so sagt sie sich. Sie denkt zugleich aber auch an das Geschäft, was die direkte Sohnesnachfolge dem für Nutzen bringen würde. Denn nicht alle Schwiegersöhne fügen sich ein, wie Milius es getan hat.

Das Feierabendläuten erklingt und nach kleiner Pause das Gebet, die nun einzelnen, feierlichen, gedehnten Glockenschläge. Da denkt man doch mitunter an den alten Großvater Dehler, den Vater des vor nun bereits zwei Jahren verstorbenen Erwin Dehler.

Der Großvater hatte erzählt, daß zu seiner Zeit in Schlesien in der Niederlausitz auch das „Gebet" geläutet worden sei. Er sei um die Heuzeit daselbst mit seinem Laborantenkalbsfell auf dem Rücken über eine Wiese gewandert und habe überall auf den Feldern die Mäher bei der Arbeit gesehen — — als es Feierabend zu läuten begonnen habe. Nach dem Geläut sei dann der Einzelanschlag erfolgt, das Gebet, genau wie bei uns hier im Dorfe auf den Thüringer Bergen. Darauf hätten alle Schnitter ihre Sensen niedergelegt und hätten gebetet. Das habe ihn so gerührt, hat der alte Großvater gesagt, wie sie alle dagestanden hätten mit ihren abgezogenen Hüten und darüber geneigten Köpfen. Und er war immerhin, wenn er auch eine gute, weiche Frau geheiratet, doch ein Dehler gewesen, dem nichts so leicht an den Herzmuskel tippte. —

Als der Herbst herankam, sagte Milius Stauch, daß er seine Geschäftsreise diesmal hinausschieben wolle, bis erst —

Aber nein, entgegnete seine Frau, er solle nur im Takt bleiben.

Er reiste und kam heim.

Die Laboranten reisen ja heute anders, als ihre Väter es getan haben. Sie nehmen vielleicht ein paar Kisten bestellter Ware mit und dürfen außerdem von jedem ihrer Erzeugnisse ein Probefläschchen bei sich führen. Die Zeiten des Kalbfelles, der großen am Stock auf dem Rücken getragenen Reisetasche und des Quersackes sind vorüber, die Zeiten wo, unter der Schutzdecke des Samenhandels, so ungefähr ein jeder Fabrikant sein eigener Balsamträger war.

Heute kommen die Korbfrauen und Hausierer und verschachern die Salben und Tropfen, auch selbstverständlich unter irgendwelchem Deckmantel, den sie beileibe nicht lüften dürfen, wenn ein Feldjäger oder Gendarm oder Gemeindediener in der Nähe ist. —

Flora Stauchs letzte Stunden waren gekommen. Sie lag danieder und litt große Schmerzen. Unter Beihilfe des Arztes gebar sie ihren Sohn. In Banden einer Abspannung, die zehnfach stärker war als jede Menschenkraft, schlief sie ein. Sie hatte nicht die Freiheit gehabt, erst noch zu segnen oder wenigstens nach dem, was sie verlassen mußte, zurückzuschauen. Das große Dämmern schlug seinen Mantel um ihre Sinne und leitete sie hinüber in die Dunkelheit.

Auf diese Weise haftete dem Ableben der Flora Stauch etwas Eindrucksloses an, es hinterließ beinahe kein Erinnerungsbild. Sie

Digitized by Google

hatte ihre Arbeit vollbracht und war danach ausgelöscht worden. Kein Lebewohlsagezug redete aus ihrem erbleichten Angesicht. Still und kalt lag sie ausgestreckt auf ihrer schmalen Todeslagerstatt, fraulich und fein die Züge ihres Gesichts, aber ohne Sprache ihrer letzten Gedanken.

Der Junge war ein netter, kleiner Kerl, nahrungsgierig und beschaulich, wohlabgewartet von seinen fünf Pflegerinnen, der Tante Berta und dem Schwesternvierblatt. Er lief seinem Jahrestag entgegen und war ein spärlicher Plapperer. Der Großvater nannte ihn stupid und machte wenig Umstände mit ihm, und der Vater hatte seine kleine Freude an seinem Fleisch und Blut, seinem künftigen Geschäftsnachfolger.

Um diese Zeit, als der kleine Erwin Stauch ein Jahr alt war, geschah es, daß die Tante Berta eines Tages erbleichte und mit glasigen Augen im Sofa saß, gelb von Hautfarbe. Sie sah und hörte wohl, was um sie her vorging, aber es war alles ein wenig verwischt, der Ton wie der Umriß, und es verging wohl eine halbe Stunde, ehe sie wieder völlig zu sich kam.

Die kleine Mattigkeit ließ bald nach, und die Tante war scheinbar wieder die Alte.

Da geschah es in zehn Tagen, daß der Anfall sich wiederholte, daß ihm aber ein Krankenlager von acht Tagen folgte, bei dem der Arzt seine Stimme einmischte. Er sprach im Drohtone.

Bis dahin war die Tante die Fürsorgerin gewesen, jetzt sollte von Schonung die Rede sein. Sie spürte längere Zeit schon einen fremden Griff in ihrem inneren Wirtschaftsleben. Ihr körperlicher Fabrikbetrieb, Gedeih- und Erneuerungsbetrieb, zeigte ausgelaufene Stellen.

Die beiden Großen, der Junge und die Sachte, jetzt vierzehnjährig und dreizehnjährig, nahmen sich der Wirtschaft an. Die Tante wurde gut versorgt, ein Familienessen, das der Vater lobte, erschien auf dem Tisch des Hauses, und das Feinebißchen bediente ihren Großvater. Danach wankte die Tante wieder umher, ihre gute Stimme lobte.

Am Nachmittag saß sie in der Sofaecke, als Milius kam und sich zu ihr setzte. Er nahm sie sohnlich in den Arm und streichelte sie. Dankte ihr für alles Gute, das sie seinem Hause angetan habe, bei Erziehung der Kinder, in der Fürsorge für seinen Vater. Sprach vom Geschäft, wie er nach dem Tode seiner Frau gestellt sei.

Die Tante sagte: „Wenn du epper amal in Schwierigkeiten kommst, daß du Geld gebrauchst, daß sie dir Einschränkung wollen auferlege wegen der Beteiligung von deinen Kindern, oder wenn du amal ganz frei willst sei — mit meinen paar Tausend, wo ich habe, helfe ich dir. Ich will mein Testament auch anders mache. Da ist mäncherlei hienfällig dran geworden durch die Zeit.“ Sie schwieg. Milius saß jetzt neben ihr, nachdenklich die Arme auf den Tisch gelegt.

Die Tante fuhr fort: „Man räumt halt auf.“ — Sie schwieg wieder. Aber das Schweigen verriet ihre Gedanken. Und Milius hielt stand.

„Ich habe immer gedacht,“ sagte die Tante, „du wirst mir was anvertraue, daß du was ändre willst an deinem Leben. Auf mich ist nicht mehr siehre feste zu baue, und die Kinder sind doch noch jung, jelte, und der Hausstand hat seine Rechte, der will geführt sein und eingeteilt. Und du hast doch auch deine Lebensschulden noch zu zahle gegen Helma und gegen deinen Sohn, wo du nech siehre oft wirst gesiehen haben.“

Milius atmete schwer. „Ich kenne ihn nicht.“

Die Tante sagte für sich: „Wenn ich anfange zu denken, da spannt mir's in meinem Kopfe.“

Und sie sagte zum Milius: „Nune ist das vielleicht nech der geeignete Tag heute, daß wir drüber reden. Aber, jelte, nech wahr, das muß ich ja wisse, wie viel ich muß abhale (leiden, aushalten). Und man denkt, es soll besser werre und es tritt das Gegenteil ein. Nune packt man seinen Koffer eben. — Wie kommt denn das eigentlich, daß du deinen Sohn, deinen Michael, überhaupt nech hast kennen gelernt? Es ist doch das Kind. Das zieht doch hien.“

Milius antwortete: „Wie die Verhältnisse lagen, war das besser för beide Parteien, man blieb geteilt. Ene Anknüpfung hätte sich da nicht loßt vermeide. Und wo hätte das sollen hinführe? Meine Frau konnte das auch von mir fordern, daß ich peinlich war. Sie hat mich nie geplagt.“

„Und jetzt?“

„Ja jetzt — — Die Sache ist doch jetzt eingewurzelt,“ sagte er.

„Das verstiehe ich nicht.“

„Man verpflanzt nicht gerne so spät. Da ist jedes in seinem Erdboden am besten dran. Und sechzehn Jahre Trennung bleibt ene böse Sache, man mag sie anfasse, wie man will. Sechzehn Jahre ändern einen ganzen Haufen am Menschen. Sie ist in der Landwirtschaft geblieben, und ich bin mehr in das Geschäftliche gekommen. Und meine Kinder — denen möchte ich auch nicht zu nahe trete.“

„Zu nahe — —“ sagte die Tante mit müder Stimme.

Digitized by Google

„Ja, zu nahe — — Ich kenne die Helma Habermann, was sie früher gewesen ist. Die von heute kenne ich nicht. Sie kann sich verändert haben, sie kann vollständig abgerückt sein. Nune könnte ich eine Person heirate, wo ich mit in Berührung geblieben bin. Aber eine, wo mir fremd geworden ist, die kann ich nicht so geradewegs heirate. Denn ich muß för sieben Personen mit ihr fertig werre, för meine fünf Kinder, för den Vater und för mich."

„Und deine Schuld, daß du die abträgst —"

„Die ist verjährt."

„Die gieht doch auf zwei Beinen umher."

„Tante —" sagte Stauch, „was soll das nutze! Wenn nachher nix stimmt."

Die Tante entgegnete: „Die wird sich schwerlich verändert haben, die Helma Habermann. Die war doch wie aus einem Guß gemacht. Die ist auch begehrt gewesen, allerwent, wo sie hinkam. Ihren Sohn hat sie was lassen lerne. Er hat müssen alle Schulen durchstudiere. Sie wohnen wieder in ihrem Dorf. Der Junge ist aber jetzt in der Lehre in Saalfeld. Er soll Schlosser werre. Zur Schlosserei hat er schon die Talente gehabt, wie er noch kaum hat stehen können. — Wenigstens," sagte die Tante und sah den Milius Stauch festen Auges an, „würde ich mir mein Kind doch mal betrachte, ehe ich mich davon abkehre."

„Woher weißt denn du das alles?" fragte er. „Das ist doch sonderbar."

Darauf erzählte sie, daß sie bei der Eline Kessel gelegentlich ein wenig horche, ohne daß die Frau die Absicht spüre. So groß sei Elines Bewunderung aller der Tugenden und Taten der Helma Habermann, daß ihr gelegentlich die Zunge durchgehe, wie gut und voller Verstand und voller Fleiß die Helma sei und voller Artigkeit gegen ihre Herzmutter, und voller Gerechtigkeit und Strenge und schwesterlicher Nachsicht gegen ihren Sohn. Und der Michael sei ein Sauberer an Gewand und Gesinnung, Abwege werde der amal nech einschlagen. Und da sei nix Unrechtes an irgendeinem. Da sei Bravheit Trumpf und wieder Trumpf.

„Das freut mich," gab Milius sacht zurück. Stand auf, drückte sich hinter dem Tisch hervor, blieb noch einen Augenblick, als überlege er, nickte der Tante zu mit nachdenklichen Augen und ging.

Ein Geschäftsgang führte ihn bergab, denselben Weg, darauf er vor Jahren mit seinem Bäschen gerodelt war, mit Flora Dehler, seiner späteren Frau, die ihn nach vierzehn Jahren einer gesegneten Ehe leider verlassen hatte. Es war auch derselbe Weg, den er bergab genommen hatte mit dem Pferde, dem das Durchgehen in der Gehirnkammer gesteckt hatte.

Er dachte an seinen Unfall damals — an sein Krankenlager — an die Auferstehung der Helma Habermann. Es sei Fieber gewesen, sagte er sich. Die Stimme einer fremden Person, der Magd, habe zuvor an ihm gerüttelt. Er dachte zurück, wie seine Frau um seine Liebe gekämpft hatte, wie fein und ohne Aufhebens sie zu ihm getreten war und alle Schätze seines Lebens vor ihm ausgebreitet hatte. —

Es dämmerte, ehe er seinen Heimweg antreten konnte. Das wunderbarste Abendrot, das seine Reflexe auf den Schnee geworfen hatte, zog seine Farben ein. Es wurde allmählich dunkel, und die Sterne zogen auf. Kälte drückte herab. Er sah zur Seite die verschneiten Wälder, kam an verschneiten Feldstücken vorüber.

Neben ihm im Dämmern schritt die kleine Helma Habermann. Er sah sie wieder in ihrem Zusammenbruch unter den Eichen, als sie begriffen hatte, daß er keine Küsse von ihr heische, sondern als der Abschiednehmer vor ihr stand. Er sah wieder in ihren Augen den stummen Schrecken und das herrenlose Versinken. Er sah wieder den Blick, der ganz wohl einer Sterbenden eignen konnte, und gewahrte wieder, wie sie sacht in sich zusammensiel und auf dem Grasboden vor ihm hockte, ihr Gesicht in ihre Hände vergraben — ohne zu seufzen und ohne zu klagen. Und wie sie schließlich sich erhob und sacht von hinnen ging. — Darauf dachte er an seinen Sohn — an sein Wachsen und Werden. —

Er fürchtete sich. Eine große Enttäuschung beschlich sein Herz.

Sträubte sein praktischer Sinn sich gegen irgendwelche Unzuträglichkeiten, die noch gar nicht beschlossen waren? Er wollte vorerst ja nur erwägen. —

Er sah über die Landschaft hin, über das matte, nächtliche Schneeweiß von Aufstieg und Senkung, über die vielen Schatten, die auf der Lauer lagen und Schlafruhe heuchelten, über den Sternschmuck des Himmels und seinen Mondenglanz. Dunkel stieg das Dorf vor ihm auf. —

Vor den Nächten mußte er auf seiner Hut sein. Der Schlaf begann Lücken zu zeigen, wüste oder unruhige Bilder bevölkerten ihn. Immer standen sie in Verbindung zur Helmazeit in seiner Vergangenheit.

Da zog er schließlich einen Panzer an zu seinem Schutze. Fühlte aber unter dem Harnisch das Fieberschleichen.

Eines Tages sagte die Tante zu ihm, daß sie zu Einkäufen nach Saalfeld wolle.

Digitized by Google

Sie brachte allerlei Wichtiges vor an Kleiderbesorgung und Putzmachersache. Für den Hausstand wurden Flicklappen und Nähgarn gebraucht, für den Küchenbedarf Kochtöpfe und für die Speisekammer guter Kaffee, Reis und Mandeln und andere leckere Kaufmannswaren. Sie sprach vom Färber und vom Drogisten, alte Gewänder sollten sich zu neuer Farbe bekennen, und das Seifekochen sollte in Angriff genommen werden. Und die kleinen Kramläden im Ort brauchten das nicht zu wissen, was für Allotria im Hause Stauch getrieben würden, bezüglich des Kaffees zum Beispiel. Und es sei mehr Auswahl drüben in Saalfeld und bessere Beschaffenheit. Und sie würde eine Nacht ausbleiben, möglicherweise aber auch deren zweie.

Sie zog ihr dunkles Kleid an mit großer schwarzer Schürze und dicker Winterjacke. Das wollene Tuch, dem es oblag, den Kopf zu schützen, wurde im Nacken geknotet. Nahm den feingeflochtenen, weißen Korb auf den Rücken, der alle guten Einkäufe bergen sollte. Unter dem schönen Korbtuch, das ihn zudeckte, beförderte sie allerlei Gaben für die Handwerkerfrau, eine frühere Ortsangesessene, die ihr Obdach gewähren sollte. Vorn im Korbe in der Ecke steckte wie gebräuchlich der Regenschirm.

Und nun Lebewohl ihrem großen, unartigen Pflegling, dem Rosamund Stauch, und den fünf Herzblümelein.

Als sie dem Milius Stauch die Hand reichte, wußte dieser, daß die Tante bei Habermanns vorsprechen würde, ja, daß Habermanns der eigentliche Grund ihrer Wanderschaft waren. —

Er nahm die Flinte und ging ins Freie. Über den verschneiten Fichten stand es hier und da wie Rauchwölkchen heimischer Hütten. Es war der Wind, der den Schnee aufhob und der ihn jetzt, aus volleren Backen blasend, in langer, weißer Fahne entführte. Ein wenig Regen fiel und gefror gleich. Aber der Wind blieb weiter bei seiner Arbeit und wurde im Verlauf der Nacht zu einem Beller und Heuler. Vielleicht auch saßen eine ganze Anzahl Windherren beisammen auf ihrer langen Windbank, graue, glotzäugige, nasenlose Gesellen, die mit ihren runden Mundlöchern alle Stimmen und alle Geräusche nachahmten. Sie winselten und weinten, warfen sich auf ihren Windwagen und rollten johlend, brüllend, pfeifend über die Landschaft.

Am andern Morgen war noch alles weiß im Umkreise, der Himmel, das Schneetuch, das die Berge deckte, der Rauch, der aus den Schornsteinen aufstieg. Aber im Verlauf des Nachmittags setzte das Tauwetter ein. Der Schnee verwässerte. Ein haarfeiner Regen füllte die Luft an, und die Wege wurden glasig und glitschig.

Milius spannte an und fuhr zum Bahnhof hinab. Die Tante kam, und sie stiegen auf und fuhren heim. Milius saß auf dem Vordersitz, die Tante mit Korb und Schirm thronte hinten. Manchmal blickte er nach ihr um, sah ihr gutes Gesicht mit der Güte und Geduldigkeit und mit den vielen kleinen Zwischentugenden der Vorsorge und schelmischen Nachsicht und deren Verwandtschaften und mit dem allerkleinsten Gendarmenzug der Beharrlichkeit. Lächelte und nickte ihr zu. Wandte seine Augen wieder zurück auf den Weg, war nur Fahrer und fühlte tief innen eine Bedrängnis vor dem, was die nächsten Stunden ihm bringen würden.

Er hatte den Mantelkragen aufgeschlagen, die Tante saß unter dem Schirm. So hoch gereckt und schlank der Neffe erschien, so breit duckerte die Tante zusammen. Die Bedachung durch den Schirm machte die ganze Gestalt noch weitläufiger.

Es regnete weiter mit sanftem Wechsel. Erst fiel das Naß spärlich, dann wurde es dichter und im Fall kräftiger. Um eine Weile aber ließ es wieder nach und hing am Ende nur noch als dicke Feuchtigkeit im Luftraume. Schließlich sah jegliches Ding unlustig aus in dem engen Spielraum, der dem Blick belassen wurde. Die ganze Gewaltsamkeit und Enge der Luftstimmung drang feindlich auf die Tante ein. Die Hoffnungen verkrochen sich, die Zweifel schlichen heran und wollten Vortrag halten.

Darauf rief sie die Gedanken des täglichen Lebens zu ihrem Schutze herbei. Dachte an ihr großes Kind, den Herrn Rosamund, und ging schließlich zu den fünf Stauchkindern über. Das nahm die Zeit fort und lenkte ihre Gedanken von der Furchtstraße ab.

Der Wagen hielt, die Kinder stoben heraus, der alte Rosamund wackelte heran.

Die Tante sah sich im Hause um mit leisem Lachen. Sah über kleine Unebenheiten hinweg, mäkelte nicht.

Das Stücklein Nachmittag verlief, der Abend kam.

Mit der Türklinke in der Hand sagte Milius Stauch zur Tante, mit der er allein in der Stube war: „Hast du denn keinen Gruß an mich auszurichten?“

Die Tante entgegnete: „Das habe ich ja schon besorgt.“ — „Ich dächte nicht.“ — „Die Geschäftsleute haben alle nach dir gefräht, wo dich kennen.“ — „Sonst keiner?“ — „Von wem willst du denn noch was wisse außerdem?“ — „Ich dachte, du wärest dran gewesen bei Habermanns?“ — „Das bin

Digitized by Google

Paradies
Gemälde von Arthur Illies
(Deutsche Kunstausstellung Stuttgart 1921)

Digitized by Google

Digitized by Google

ich auch." — „Und da hat dir keiner ennen Gruß an mich aufgetrage?" — „Nein." — „Helma nicht?" — „Sie hat nix gesagt. — — Du frähst das alles so „obenhin", sagte die Tante, und ihre Stimme schwankte ein wenig. „Das klingt alles so, als ob du denkst, es läuft dir eins nach, was dich einfange will. Aber dir läuft nix nach."

Milius fragte, ohne auf ihre Rede einzugehen: „Ist sie etwa schon verheiratet?" Kurz klang die Antwort: „Die ist nicht verheiratet." — „Oder hat sie sonst was Festes, was zur Heirat führe soll?" — „Die hat nix." — „Ihr habt aber als von mir geredt?" — „Ja."

Nach dem Abendessen, als die Kinder zu Bett geschickt worden waren, stellte er sich zum Gefecht.

„Du kannst mir nun vortrage, wenn du willst." Er setzte sich aufs Sofa.

Ein eiserner Ofen erwärmte die Stube. Die Tante warf noch ein paar Holzstücklein nach. Dann kam sie auch an den Tisch dem Milius Stauch gegenüber, der beide Hände in die Taschen seiner Beinkleider versenkt hatte und ganz herren- und herrschaftsmäßig anzusehen war.

Das Sofa hatte rötlichen Wollbezug. Der Fensterpfeiler, vor dem es seinen Platz gefunden hatte, war nicht sehr breit. So sah die Tante von rechts und links des schmalen Männerkopfes die mit gestreiften Rollvorhängen verdeckten Fensterflächen.

Sie schob die Hängelampe hoch, sah zu Milius hinüber und begann zu berichten.

Sie erzählte breit, als ob sie eine Geschichte vortrage, flocht die Habermannschen Wohnverhältnisse ein und die Wirtschaftsverhältnisse, erzählte von der Krankheit der Mutter Habermann und von ihrem Verfall im Verlauf der verflossenen sechzehn Jahre. Erzählte von Helma Habermann, ihrem Aussehen, ihrer Beschäftigung. Und dann erzählte sie auch von dem jungen Michael — Beschrieb sein Äußeres, seine Stimme, seine Gepflogenheiten. Wiederholte die Reden der Mutter und Großmutter, die sich auf seinen Fleiß, seine berufliche Veranlagung bezogen. Sprach von seiner Artigkeit und seinem Anstand. Sagte, es sei ganz merkwürdig, wie sich beide Eltern in dem Jungen vereinigten. Und erzählte nun ganz vertraulichst, beinahe als ob sie etwas ins Ohr sage, kleine, nette, liebe Züge von Schalkheit und von festem, verständigem Lebenswillen. Ließ ihr Lob breit dahin fließen und brachte dem lauschenden Manne sein Kind ganz nahe.

Sah, daß es in dem Herzen des Milius Stauch sich zu regen begann. Sah die Anteilnahme in seinen Zügen, die sich hoben. Wartete auf das Lächeln, das innen erst zusammentrat.

Hatte alles auch so wundervoll bildhaft gemacht, die Sauberkeit an Stube und Gewändern, den Sorgenstuhl der Mutter Habermann und den wackeren, alten Tisch mit seinen gedrehten Füßen. Spiegelein und Bilder an den Bauernwänden und Gardinenstreifen oben vor den Fenstern — so daß Milius alles wahrnahm, als trete er in die Stube hinein.

Aber er sah nicht nur jegliches Gerät — er sah auch die Personen, die in der Stube versammelt waren, ganz deutlich die Tante Berta und die Mutter Habermann, jede mit einem kleinen Heiligenschein der Güte und Tüchtigkeit und ehrlichen Frömmigkeit, der um ihren guten Kopf herum lief beinahe wie eine Haube, was eine gleichermaßen erhabene wie erheiternde Wirkung auf ihn ausübte. —

Außerdem aber sah er auch seine beiden Gläubiger aus dem Zusammenbruch seines Jünglingslebens: das Mädchen, dem er das Wort hatte brechen müssen, das ihn an sie fesselte, und den Knaben, seinen Sohn, für den er als Staatsbürger gesorgt hatte, weil das Gesetz ihn zwang, dem er als Erzeuger aber Liebe wie Führung schuldig geblieben war.

Bei diesen beiden Gestalten sah Milius Stauch keinen Heiligenschein. Er erschaute sie auch nicht so deutlich wie die beiden Weiblein, bei denen es seinem Ermessen anheimgestellt blieb, ob überhaupt er ihrer Rede lauschen wollte.

Aber allmählich wurde doch die Vergangenheit wach und stimmte ihren Lockgesang an. Freilich floß ein breites Wasser zwischen hüben und drüben. Doch konnte man vielleicht nach einer Brücke Ausschau halten. —

Es kam ganz anders, als er vorausgesetzt hatte. Die beiden Gestalten traten aus ihrer Verschwommenheit, aus dem Dunst der vergangenen Jahre, nicht hervor in seinem Sinne der bürgerlichen Verwendbarkeit, sondern sie wuchsen auf zu riesenhaften Drohgestalten. Forderung ging von ihnen aus. Man konnte sich ihnen nicht nahen im Alltagstone. Man hätte, wenn man die Verbindung hätte bewerkstelligen wollen, mit geneigtem Nacken demütig vor sie hintreten müssen.

Die Tante erzählte von dem hölzernen Puppenkinde, das sie selbst auf seinem Platz im Holzkoffer gesehen hatte wohlgesäubert im neuen Gewande. Michael hatte als Kind damit gespielt. Hatte mit dem hölzernen Herzschatz gepocht und gehämmert.



Digitized by Google

Sie erzählte von dem gerippigen Weihnachtsbäumchen, das von rotbraunen Herzchen umflackert war. Nur die braunen Holzzweiglein seien noch vorhanden, mit ihren baumelnden, welken Papierherzchen an dünnen Zwirnsfädchen. Aber im Schächtelchen daneben all die abgefallenen, verfärbten Fichtennadeln, die das Bäumchen, da es jung war, bestanden hatten.

Und in einem andern Schächtelchen das silberne Herzchen, das dem Fichtenbäumchen beigegeben worden war, und das einen kleinen, roten Funkelstein inmitten trug und ein Schatzkämmerchen innen. Im Schatzkämmerchen drinnen hatte die Tante ein straffes, blondes Haarkränzchen wahrgenommen, das mit roter Seide umschürzt war, und eine Locke vom Haupte des Milius Stauch darstellte, da er noch der herzliebe Frühlingsjunge seiner kleinen Helma Habermann gewesen war.

Im dritten Schächtelchen endlich hatte die Perlenkette gelegen von kantig gegossenen, granatbraunen Glasperlen.

Wie die Tante das alles jetzt erzählte, in diesem schwingenden, ein wenig geheimnisvollen Kirchenton, der bunte Lichter darüber ausschüttete — da entschwand die Helma Habermann den Blicken des Milius Stauch, das kleine Mädel der Vergangenheit mit den dunkelbraunen Haaren und den hellbraunen Augen, das kleine, liebe Mädel, dem der Klugheitswinkel um Kinn und Näschen blühte, und dessen gerade, schmale Lippen so herzfrisch zu plaudern verstanden — das kleine, liebe, goldige Mädel, das dem Milius Stauch in seiner Frühlingszeit angehört hatte.

Statt seiner wuchs die Drohgestalt auf, die fürchterlich anzuschauen war. —

Es war dem Milius Stauch, als solle er erwürgt werden. Das war zuviel — diese Liebe, die immerfort geblüht und seiner gedacht hatte.

Die ihren Rechtsbrief in der Hand trug und der Stunde harrte, da er kommen und den Brief einsehen würde.

Die ihren Rechtsbrief in der Hand trug wie ein Geschenk, das ihr geworden, oder wie ein Psalterbuch, wie etwas, das den Lohn lange schon empfangen, nicht aber in verständiger, bürgerlicher Bescheidung, sondern im erhaben kirchlichen Sinne.

Das war zu viel! Dem war er nicht gewachsen! Er fürchtete sich!

Während die Tante noch sprach, ließ er die Hand, die seinen Kopf jetzt gestützt hatte, schwer auf den Tisch fallen, erhob sich und sagte mit rauher Stimme: „Wir wollen zur Ruhe."

Helma Habermann hatte den Besuch der Tante Berta als ein Anhorchen des Milius Stauch aufgefaßt, beinahe als eine verdeckte Anfrage: wie lebt ihr? Und sie hatte ihr Auswendiges und ihr Inwendiges zu seiner Begutachtung bloßgelegt, hatte ihr sauberes Tagewerk dargetan mit seinem Erträgnis und hatte die Tante einen Blick in den hölzernen Koffer tun lassen mit ihres Herzens Erinnerungszeichen.

Als nun aber die Wochen und Monde dahingingen, ohne daß ein Brieflein bei ihr eingelaufen wäre, das Anknüpfung begehrte, oder ohne daß ein Unterhändler aufgetaucht wäre im Stile der Tante Berta, und ohne daß der eine Schritt erklungen wäre, des Mannes, der daherkam und seine Hand nach ihr ausstreckte — da begann ihre Seele, die sie entblößt hatte, zu frieren.

Körperliche Seelenschmerzen stellten sich ein, in deren Verlauf etwas starb. Ein leuchtendes Kleinod war wertlos geworden. Sie öffnete ihre Hände und ließ es entgleiten. —

Es war im Monat September, so um die letzten Tage herum, und es waren mehr denn acht Monate seit jenem Anknüpfungsbesuch der Tante Berta vergangen, als Eline Kessel eines Tages wieder bei Habermanns eintrat nach langer Pause. Sie sah sehr schlecht aus und erzählte still und wortkarg von einer Krankheit, die sie ganz plötzlich erwischt und umgeworfen und ihr alle Kraft aus den Gliedern gesogen habe. Wenn sie früh um zehne aufgestanden sei von ihrem Krankenlager, habe sie sich um Elfe wieder dahin zurückfinden müssen, ohne Gnade. Und so dann späterhin auf die Tage ausgedehnt, das Unvermögen, außerhalb des Bettes zu bleiben. Sie habe sich an die Tage festgebunden von einer Stunde auf die andere. Das seien alles Krücken für sie gewesen. Und sie habe doch immer wieder sich müssen niederlegen. Bis sie nun endlich wieder pilgern könne und ihrem Erwerb nachgehen. Dabei senkten sich ihre Augenlider wie unter Bleigewichten.

„Vorersicht," sagte Helma Habermann, „trinkst du hier e bißchen Kakao und ißt e bißchen, und danach legst du dich e paar Minuten nieder. Du wackelst ja. Greif nur tüchtig zu, daß der Magen spürt, es gibt was. — No, heh, was machst du?!" Sie sprang auf. Eline Kessel schwankte auf ihrem Stuhl wie ein Perpendikel.

Sie stammelte: „Man will nich immer die Leute beschwere! — Ach, ich hatte so abgenommen, ich sah so aus! Immer nur leide, leide muß ich. Ja, ich muß viel abhale itze — Jelte, nech wahr, das muß ich ja wisse, was ich abhale (aushalten) muß."

Digitized by Google

Helma Habermann brachte die Eline Kessel in die Kammer, zog ihr die Stiefel aus und hieß sie sich aufs Bett legen. Da schlief die Halbkranke bald ein.

Als sie wach wurde, nächtelte es bereits. Sie richtete sich auf, sah einen Lichtschlitz an der Tür entlang, hörte gedämpfte spärliche Rede aus der Stube herzudringen.

Ihr Stuhl polterte, und Helma kam herein.

„Bleib nur liege," sagte sie. „Oder för mich kannst du auch e bissel aufstiehe. Mein Mutterle macht dir Platz in ihrem Stuhl." Sie brachte ein Paar Schuhe. „So, zieh an." Leitete sie in die Stube und setzte sie in den Sorgenstuhl — in den Stuhl, der die weitläufigen Glieder der Habermannsmutter sonst zu bergen hatte.

Da saß Eline Kessel steif und anschlußlos. Und der Stuhl knarrte gelegentlich ein bißchen im Rohr, als ob er auf die fremde Sorge antworte, die in seinem Hafen rastete. Und Eline mußte wieder Kakao trinken und mußte dazu vom leckeren Zudel (Kartoffelgericht) essen, der, wohl mit Speck betröpfelt, im Ofenrohr auf sie wartete. Und sie taten alle, als gehöre es sich so, daß sie dableibe, und als beenge sie keinem den Platz.

Ihr Aufenthalt bei Habermanns belief sich auf drei Tage Bettruhe. Am letzten Tage stellte sich das Gähnen ein und das Strecken. Danach stand sie auf, nahm ihren Korb auf den Rücken und pilgerte weiter.

Sie stand vor der Herzmutter und ihrer Tochter, sonnte sie mit ihren eifrigen Augen an, ganz Dankbarkeit, strich mit ihren geraden Händen sacht ihnen über Schultern und Arme als Zahlung für genossene Wohltaten, stand so rührend steif da und nahm schließlich ein paar fromme Worte auf ihre Zunge, wieder jede Silbe einzeln, daß sie unverkürzt bleibe.

Sie sagte: „Das ist doch ein Jammer, Helma, daß du ledig geblieben bist. An dir hätte ein Mann was gewonnen, der dich gekriegt hätte. Du solltest lieberst doch noch heirate."

„Mich will keiner," antwortete Helma und lachte.

„Ach, das machst du mir nicht weis. Der muß aber wohl gar viel besitze, der bei dich soll Anklang finde."

„Anstand, ja, den muß er besitzen." Und sie lachte wieder.

Nun wußte Eline Kessel nicht, was sie zu dem Lachen sagen sollte, zu seiner Beschaffenheit — über was für Sturzäcker das gegangen war. Denn so reif an Jahren, daß sie so frank und kurz, wie sie es getan, daher lachen durfte, war die Fräulein Habermann noch nicht. Eline kannte aber ihr Vorleben nicht, weil sie keine Horcherin war, und weil die Bauern vorsichtig mit Geschwätz sind, das den Nachbar betrifft.

Sie pilgerte ihre Straße dahin, verkaufte ihre Waren und nächtigte zu guter Letzt, eine Stunde von ihrem Heimwesen entfernt, beim Heinrich Rocktäschel, der Gastwirt und Schmiedebesitzer war.

Da saßen sie am Abend und schwatzten ein wenig vom Leben, als erprobte Menschen, die sie waren.

Rocktäschel hatte eine Tochter von etwa zwanzig Jahren, ein Leidenskind. Denn sie war verwachsen, und es haperte auch sonst bei der Inneneinrichtung an Herz und Lunge.

Sie meinte aber, daß sie Rechte auf Glattstellung habe, daß ihr für die Verkümmerung des Wuchses besondere Zuwendungen von der himmlischen Weltleitung gemacht werden müßten, ebenso für die mangelhafte Maschinerie in ihrem mangelhaften Gehäuse, dem Brustkorb. Sie war dem Vater keine große Hilfe, und ihr Tag wurde ständig kürzer, setzte später ein, hörte zeitiger auf.

Es waren keine Gäste im Schmiedegasthof, denn es war um die Zeit des abendlichen Viehfütterns, das der Schmied schon erledigt hatte. Außer ihm war eine Verwandte, ein langes, bissiges Weib, im Hause, das zufaßte. Die Schmiedsfrau war seit drei Jahren tot. Es war eine vom Montag oder Dienstag oder Mittwoch gewesen, keine Besondere, und mit ihrem Tode fehlte eine Arbeitskraft im täglichen Leben.

Außerdem fehlte dem Heinrich Rocktäschel nichts. Denn sie hatte keine eigene Herzsprache geführt. Die Herzsprache, die rechte echte, hatte er überhaupt nicht kennen gelernt, auch nicht von seiner Stiefmutter her.

„Das ist eine Angeburt," pflegte der Schmied zu sagen, „die hat nicht jede. Das stackt drinne, das kann man sich sonst nech aneigne. Du hast das," sagte er zur Eline Kessel. „Und manch eine hat das auch noch. Aber eine habe ich mal unterwegs getroffe, die hat das gänzlich gehabt. Das ist schon viele Jahre her, daß ich das Mäderle getroffen habe."

Und er lächelte ein gutmütiges, versunkenes Lächeln, das gewissermaßen fernab war. Erzählte sacht von einem Gang durch die thüringische Landschaft, führte aber weder Ort noch Namen an. Stellte nur schlicht sein Bildchen hin von dem regenfeuchten Tag und dem braunen, kleinen, schlanken Mädelchen, das den Glassplitter in den Fuß getreten hatte.



Digitized by Google

Darauf sagte Eline Kessel: „Ich kenne eine, die is begehrt gewesen allerwent, wo sie hinkam. Die hat aber nech geheiratet. Hinte aber, wenn eins kommen würde, wo zu ihr paßt, da würde sie am Ende zulange. Sie hat e Kind. Der mag itze sechzehn Jahre alt sein, der Junge. — — Das kann vürkomme," sagte Eline Kessel. „Der Bursch, wo die hat sitzen lassen, der ist voreilig gewesen." Und sie erzählte weiter von ihrer geschäftlichen Verbindung mit den Habermanns. Danach von ihrer Krankheit jetzt, wo sie drei Tage bei ihnen im Hause geblieben sei. Nannte Namen und Ortschaft.

Mitten in ihrem Lobgesang unterbrach sie sich: „Was ist denn aber mit dich?"

Der Schmied antwortete: „Nix. Was soll denn da sei?"

„Du siehst so andersch."

„Das kommt mal vor."

Er sprach sich nicht aus. Aber er sann und überlegte. Zog nicht etwa in Frage, ob er das kleine braune Mädel, die Helma Habermann, die Bekanntschaft einer frühjahrlichen Nachmittagstunde, wiedersehen solle, sondern überlegte nur, wann er dies Wiedersehen ins Werk setzen könne.

Machte sich an dem zuständigen Tage sonderlich zurecht, ansehnlich im Gewand, mit bestem Stiefelzeug. Und in einem allerallerkleinsten Herzwinkel stand ihm ein Rosmarinblümelein und duftete auf altfränkische Weise.

Er wollte das kleine braune Mädel wiedersehen und wollte sie um dies und das befragen. Wollte feststellen, ob das Schnattermäulchen in den vergangenen langen Jahren etwa ausgeartet sei, stellte sich aber keineswegs vor, daß ihre Jugend auf ihn gewartet habe. Er dachte daran, daß sein Schwarzschopf silbrige Stellen zeigte, und dachte, daß ein ähnlicher Vorgang sich bei ihren braunen Haaren vollzogen haben mochte. War also mit beiden Füßen ganz auf der Erde. Hatte aber das ganze Drum und Dran bereits geprüft — durch die Zeugenaussage der Eline Kessel.

Daß Helma Habermann einen Sohn besaß, rechnete er ihr nicht als Unehre an. Er kannte das Leben und seine Winkelzüge. So pilgerte er seine kleine Strecke zur Bahnstation, fuhr, pilgerte wieder und kam bei Habermanns an. Traf die Herzmutter Habermann mit breiten Röcken im Viehställchen bei den Ziegen und die Helma Habermann in der Hofecke vor dem Waschfaß. Wünschte guten Tag. Schaute dabei. Redete sodann. Und saß schließlich auf dem Stuhl mitten in der Stube, die blanke, hellgraue Dielen hatte. Die Herzmutter saß im Sorgenstuhl, und Helma lehnte an der Tischecke, schlank, zierlich, wie sie gewesen war. Sah anders aus als in ihren jungen Jugendtagen, aber nicht unebner. Und ihr Mund gab Antwort auf seine Rede. War aber etwas vom Sonntag in ihren Worten, in der Gesinnung wie im Stimmklang.

Als der Sohn Michael heimkam, wurde das Beisammensein beinahe noch anziehender. Der Schmied Heinrich Rocktäschel saß eingewurzelt auf seinem Stuhl, als sei es sein Heimatsplatz. Und er sah den schlanken Jungen mit den schwärzlichen Schlosserfingern wie sein Fleisch und Blut an.

Nachher half er beim Scharwerken an einem Räuschen für die beiden Ziegen. Hatte den Rock abgeworfen.

Und zu guter Letzt saß er mit am Tisch bei der Abendkost.

Ein Tischtuch war aufgelegt, ein Weinglas stand vor seinem Eßteller. Und Helma ließ ihn kosten — Hiefenwein — Mahlbeerwein — Brombeerwein und Heidelbeerwein — samt und sonders mit Osterwasser zubereitet, wohlgepflegt und gut geraten.

Und zu allerallerletzt ging er in den Gasthof zum Schlafen. Schlief fest und gesund und brachte am andern Morgen seine Werbung an. Legte seine häuslichen Verhältnisse dar und seine Vermögensverhältnisse. Hörte die Gegenerklärung der Frauen an. Sagte, es sei schon gut, daß etwas vorhanden sei; aber er würde seinen Heiratsantrag ebensowohl machen, wenn das Fräulein nix sonst besäße als ihre werte Person. Er denke immerhin, daß er ihren Ansprüchen an eine Heirat werde nachkommen können. Den Michael wolle er halten als seinen Sohn, und der Mutter werde er immer anstandsvoll wie einer eigenen Mutter begegnen. Sie sollten keine Klage über ihn zu führen haben. Und was seine liebe Frau anbelange, die wolle er auf seinen Händen durch das Leben tragen. Es seien zwar bloß Schmiedehände, breite, große, schwarze Tatzen; aber sie hielten fest, die Hände.

Schön, schön, sagte Helma Habermann, sie wolle hinkommen an seinen Ort und wolle mit seiner Tochter reden. Sie wolle zu ihr sagen: „Hier kommt die neue Mutter, aber du sollst keine Bange vor ihr haben. Sie will nix als deine Freundin sein — —" Wenn das Mädle ihr dann wohlgesonnen sei, wollten sie es fest miteinander machen.

Ach, gab der Schmied leise vor sich hin zur Antwort, das sei doch nun am Ende schon festgemacht.

Sah die Helma Habermann treuherzig an. Sagte: „Oder muß ich das Fräulein noch weiter bombardiere? Ich mach alles."

Digitized by Google

Stand da dunkelstruwelköpfig trotz der eingestreuten weißen Borsten, gutmütig und ein bißchen schwerfällig.

Helma Habermann sah ihn eingehend an — seine mittelgroße Gestalt, sein gebräuntes, rundes Gesicht mit den breiten, dunkeln Brauen und dem dicken Schnauzbart. Musterte ihn weiter. Und er gefiel ihrem Herzen wohl, dem Teil in ihrem Gemüt, den sie noch zu vergeben hatte, dem Heimstättenwarmen, Vorsorglichen.

Ja, sie komme, und es werde sich schon alles fügen, wie er es wünsche.

Der Mann zog heim ohne bräutliche Zärtlichkeitsgabe. Lächelte jedoch vor sich hin. Denn es hatte ihm trotzdem gefallen, daß sie ihm nicht gleich am Halse gehangen hatte. Er war der Zärtlichkeiten nicht gewohnt. Aber es gab eine Reizstelle in ihm, die Sinn für das Anschmiegliche hatte.

Er kam daheim an und sorgte, daß sein Haus mit aller Sauberkeit gerichtet wurde. Sagte der langen, bissigen Verwandten, daß die Hausfrau komme.

Teilte seiner Tochter mit, indem er sich zu ihr setzte, daß er schon lange einen Wandel für nötig gehalten habe, sich aber nur schwer dazu habe verstehen wollen, um so verschiedener Ursachen willen. Die Hauptursache sei der Friede im Hause gewesen, daß er nicht etwa eine auf den Thron gesetzt hätte, wo sie alle ihre Flügel hätten senken müssen. Aber nun habe es der Zufall geführt, daß er von einer gehört habe, daß sie ledig sei, wo er vor vielen Jahren kennen gelernt habe. Da sei er nun hingewesen. Das Fräulein werde am Sonntag herkommen und alles betrachten. Sie habe ihre Einwilligung nur zugesagt, wenn auch die Tochter einverstanden sei. Und das werde sie schon sein. Ja, das denke er doch. Das Fräulein werde ihr schon gefallen. Da kriege sie ein bißchen was zum Erzählen, wenn die ins Haus komme — und ein bißchen was zum Gernehaben — eine gute Freundin.

Der Schmied hatte gegen das Ende hin bedenklich leiser gesprochen. Jetzt strich er sacht über seine Tochter weg, just wo er sie traf, über ein Stückchen Arm und ein Stückchen Knie. Zugleich stand er auf.

Und dann kam der Sonntag heran, wo er sich schmuck zurechtmachte und zur Bahn fuhr.

Es war aber alles aus einem Guß, der äußere Mensch der Braut, was Hut und Gewand anbelangte, wie die Wärme, die ihr aus den Augen strahlte und die etwas Verbürgtes hatte.

Der Schmied, als er neben ihr auf dem Wagen saß, lächelte erbaut vor sich hin. Zeigte, als sie in den Bereich seines Dorfes kamen, was ihm an Holz und Äckern eignete. Stellte das Seine vor und war guten Mutes, daß sich alles vom Tage noch zu Erwartende seinen Wünschen gemäß zutragen würde.

Er freute sich auf den Wandel in seinem Hause, auf den Verlauf des Alltags ohne Gekeif, auf die Vorsorge, die seiner Tochter zuteil werden würde, und dann so weiter auch auf das Warme, das ihm persönlich zufallen würde.

Und der Tag verlief, wie er ihn sich gewünscht hatte. Helma Habermann kam als die Freundin zur künftigen Tochter und wurde von dem kränklichen Mädchen ehrend aufgenommen.

Sie faßte gleich zu, wo ein Handgriff am Platze war.

Und als der Mann ihr das Haus zeigte und sie in der oberen Putzstube allein miteinander waren, sie beide, das Mädchen und der Mann, und er ihr gesagt hatte: „Du mußt meine Tochter anfasse, als ob sie deine wäre, das verlange ich. So betrachte ich aber auch deinen Sohn wie meinen Sohn und will danach verfahre als Vater mit Rat und mit Beistand —“ da gab sie ihm ihr Jawort und fühlte seinen kräftigen Verlobungskuß mit Freuden.

Sehr viel mehr sprach der Heinrich Rocktäschel an diesem denkwürdigen Tage nicht aus eigenem Antriebe. Er gab sich gerecht ohne Beschönigungen. Man sah seinem Gesicht die Güte an, der auch eine Handvoll Knurrigkeiten beigemischt sein mochte. Denn wozu hätte der Rocktäschel sonst den widerspenstigen Schopf gehabt?

Die Braut schlief bei der Tochter in deren Kammer. Als dem leidenden Mädchen die Unruhe und die Angste kamen, und als der keuchende Husten immer wieder die Herrschaft anstrebte, stand sie auf und versuchte ihr beizustehen.

Zuletzt saß sie still da neben dem Bett, hielt die welke junge Hand und redete sacht. Wenn nur erst der Winter überwunden sei, und wenn das Frühjahr komme und der Sommer — wenn alles so schön grün sei und bunt, die Wiesen und die Felder und der Himmel — ja — dann werde die Genesung daherkommen. Sie sagte ein Verslein her, das sie sich selbst ausgedacht hatte, das von Freude, Sonne und Gesundheit handelte.

Und sie sprach von Gemeinschaftlichem: Dann sitzen wir — oder: dann stehen wir — oder dann gehen wir — zählte kleine Freuden und Erheiterungen her, in die das

Digitized by Google

kranke Mädchen verwoben war. Band sie an ihr Herz der Helma Habermann, als an dasjenige einer Freundin, linde fest. So daß die Nacht reich und fruchtbar wurde.

Am andern Tage, als sie von der Hochzeit sprachen, tat der Schmied seinen Willen kund: länger als sechs Wochen wolle er nicht warten. Wozu denn noch mehr Zeit versäumen, als ohnehin schon versäumt worden sei? Drei Jahre ruhe seine Frau bereits in der Erde, mindestens zwei Jahre lang hätte er sein Stückle — Stückle — Stückle Gemütlichkeit schon genießen können. Keine Widerrede! Er, der Mann, habe das Bestimmen. Dazu lächelte er.

Helma Habermann aber lachte laut und herzlich. Der Schmied sah ihr zu, wie sie den Mund aufriß, und sah alle ihre kleinen, hübschen Zähne. Und er dachte: Die soll mir öftersch lache, dafür will ich sorge. Und es wurde ihm ein kleinstes bißchen dreherlich im Kopfe.

Am Nachmittag fuhr Helma heim.

Die gen Westen dem Untergang zustrebende Sonne malte ihre reichen Farbenwunder. Sie malte den Horizont in Rotviolett zu Grau und in Grauviolett mit Gold durchblitzt und setzte einen dunkelvioletten Kamm darüber. Ein breiter Streifen schloß sich an, der lichtblau und meergrün gefärbt und von gelben Strichen und Flecken unterbrochen war. Alles aber war durchsichtig, in Schmelzfarben oder Glasfarben gehalten und mit goldener Paspelung versehen. Darüber spannte sich hoch am Himmel ein dickes, breites, vielfaltiges Wolkentuch, das rote Farbe hatte. —

Helma war jetzt schon auf dem Wege zu ihrer Heimstätte in die Nähe des Steinbruches gelangt. Sie wandte sich zurück und gewahrte das Wunder. Stand und erfreute ihr Herz an dem Anblick, der doch nicht fröhlich war. Dem Wolkenbau am Himmel und der Sonnenfärbung haftete vielmehr etwas Gewaltsames an.

Sie genoß es, ohne ihm Einfluß auf ihre Stimmung einzuräumen. Drehte sich aber doch nach einiger Zeit wieder um und nahm wieder den Himmel in Augenschein.

Da war ein Farbenmißklang indessen eingetreten: das Violette, Meergrüne, Lichtblaue über der Horizontlinie war verblaßt, und ein schwarzdunkler Trauerstoff nahm seine Stelle ein, von einem hellen Gelb in Streifen geteilt. Unheilvoll darüber hing das rote Tuch, das zu sinken schien und das sich zu Blutfarbe gewandelt hatte. Der Himmel sah grauenhaft aus, als solle ein Theater anheben von schreitendem Mord oder sonst schleichendem Verbrechen, als müßten Schreie gellen und flüchtende Menschen über die Bühne stürzen. Helma starrte hinauf. Was schaffte da oben für eine Künstlerin? — —

⁂ ⁂ ⁂

Magnus Klötzer hatte Bücher im Schränklein zu stehen, die auf ihn übererbt waren, ein paar Klassiker und ein zerfetztes Geschichtswerk. Aus diesen Büchern und aus dem Schulverfolg ihres Sohnes hatte Helma mancherlei kennen gelernt, was ihr sonst fern geblieben wäre.

Sie hatte im zerzausten Geschichtswerk ihre große weltgeschichtliche Liebe gefunden, den zweiten Friedrich der Hohenzollern. Ja, das war sonderbar, denn sie war sonst Mädchen aus dem Volke und wollte nichts weiter sein. Aber dem zweiten Friedrich spürte sie nach, seinem Werdegang, seinem Schaffen, und seinem inwendigsten Leben mit Leid und Freude, seinem ganzen großen, gewaltigen Wachstum.

Michael überholte sie. Er fragte: „No, wie ist es dir denn ergange?“ Er nannte sie nur bei ihrem Vornamen.

Es sei ihr gut ergangen, antwortete sie.

„Und die Tochter?“

„Ach, das ist ein liebes Mädchen, die wird dir schon zusage. Die prallt keinen an. Und sie freut sich schon auf dich, daß du mitkommst.“

„Gleich komm ich doch nicht mit.“

„Du bleibst noch a bissel beim Meister Klötzer. Der Vater wird das schon abmache.“

Die Tage gingen dahin. Der Hochzeitstag rückte heran.

Da hielt Helma eines Tages Gottesdienst in ihrer Kammer. Sie dachte ihr vergangenes Leben zurück. Fremd gewordene Bilder zogen herauf, die sie wehmütigen Auges betrachtete, ein Tropfen herber Bitternis fiel herab. Sie saß da mit gefalteten Händen. Ihre Liebe war wie ein welkes Blatt zur Erde gefallen. Diese große, gewaltige, fromme, beharrliche Liebe, die alle Stürme unverletzt überdauert hatte — dieser Glaube an den Mitsünder ihrer Frühlingssünde — die keine Sünde gewesen war — nein, gewiß nicht. —

Sie schürte ein Feuerlein und gab ihm das Weihnachtsbäumchen zur Beute, das von blanken, braunroten Herzchen umflatterte. Legte dem Fichtenkind das Soldatenbild in die Arme. Sah zu, ohne Schmerz zu empfinden — ohne Schmerz zu empfinden — wie die Flämmchen an dem Tand daher liefen und ihn zerfraßen. — Sah dem zu, ohne — ohne — ohne Schmerzen zu empfinden. —

Digitized by Google

Nachher dachte sie voll gelassener Zuversicht an den Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel und an den Aufbau ihres neuen Lebens an dessen Seite.

Und als der Hochzeitstag schon ganz nahe gerückt war, trug sie ihren Herzschatz zu Grabe, ihr heißgeliebtes, selbstgeschnitztes Puppenkind, und zersprengte ihre granatenfarbene Perlenkette.

Wo ist denn das silberne Herzlein geblieben? Ach, das ist in den Wassern der Saale verschwunden unweit der Stauung, wo die Saale zum Abfluß in das Bett der Mühllache gezwungen wird, und wo sie platt und glatt wie ein Spiegel sich ausbreitet ohne Wellengekräusel. Das Rauschen vom Wehr füllt die Luft an, und der platte, glatte Wasserspiegel läuft in eine Spitzenschleppe aus, in eine krause, weiße Schaum- und Schuppenschleppe, die sich vom Wehr hinab ergießt.

Wo Lache und Saale den spitzen Winkel bilden, schließen sie ein Wiesenstück ein, das in wunderbarster Grüne prangt. Und in dem stillen, großen Saalespiegel, der zuvor liegt, in der unbewegten, glatten, angestauten Wasserfläche spiegelt sich der Himmel wider und die Bäume und die Gebüsche, die die Wiese hier durchstehen. Die Spiegelkraft ist aber so fein und so scharf, so emailleblank, ist aus jeglichem Alltag herausgehoben. Man sieht das allerzarteste Wolkengefaser und man nimmt jegliche Blattform wahr. Nichts ist verpackt, nichts zerfließt, allem ersteht sein Recht.

Und dicht daneben, neben diesem wunderfeinen, stillen, zärtlichen, ein wenig überirdischen Bilde, hebt das Sprühen und das weiße Gefedere, das Aufbäumen und Abfließen des schäumenden Wassers an. — —

Die gewesenen Sehnsüchte sind in das große Grab hinabgesunken. Helma Habermanns Auge schaut in eine Zukunft, die keine Sehnsüchte kennen wird. Das Auge schaut in gute Alltage.

Himmelsleitern sind aber nirgends in diesem Zukunftsbilde angelehnt. An überwallende Feierstunden denkt Helma Habermann nicht.

Aber sie denkt an Übereinstimmung und Ordnung und an gute Zwiesprache. Sie denkt an heitre Worte, die sie dem Heinrich Rocktäschel schuldig ist, und an zärtliche Nachsicht mit dem verwachsenen Mädchen, das sich an das Leben anklammern möchte.

⁂ ⁂ ⁂

Zwischen dem Milius Stauch und der Tante Berta war eine kleine Entfremdung eingetreten, die auch dem übrigen häuslichen Behagen Abbruch tat. Es mangelte am natürlichen Ton und Blick und an gelegentlicher Scherzrede.

Sogar der alte Rosamund merkte es, und seine Ruhe litt darunter. Er fragte nach dem Mißverständnis. Es müsse doch irgend etwas vorliegen. Er vermißte die Wärme und wollte wissen, von welcher Seite aus mit der Heizung gekargt werde.

Tante Berta sprach eines Tages vom Ruheplatz. Sie machte Rebellion gegen die vielen Rufstimmen, die vom Kochherd, vom Flickkorb und von der Vieh- und Landwirtschaft ausgingen. Sie wollte sich zurückziehen — wollte ihren Kreis verengern — sich ins Altenteil setzen, sozusagen auswandern. Milius könne wieder heiraten.

Ja, das könne er schon, sagte Rosamund, aber es sei doch besser, wenn alles beim alten bleibe. Ja, und warum könne er denn nicht beim alten bleiben? Die Kinder, die seien doch nun nachgerade behende und könnten zugreifen und könnten helfen, was sie ja auch täten, so daß der Tante die Arbeit erleichtert würde. Und wen er denn heiraten solle?

Die Tante zögerte. „Doch wohl die Helma Habermann." — „Die?" — „Ja." — „Wegen was denn die?" — „Da kannst du noch frage. — Ich dächte, da hätte er siehre viel gutzumachen."

„Das ist alles ausgeglichen," sagte der alte Rosamund grimmig. Und er fügte hinzu: „Man kann nicht wisse, ob sie nich hinternach gehässig wird, wenn sie die Macht dazu hat."

„So ist die nicht beschaffen. Aber du — freilich — in deinem Tempo würde das liegen. Du hast deine krumme Laune heute wie gestern. Beim Sündigen da seid ihr immer ins Vordertreffen; aber vom Ausgleichen wollt ihr nix wissen. Eure Untugenden dauern euch, daß ihr die sollt ausrotte. Euch müßte eins mal Mores geben. Das täte euch not. Ich weiß bloß nech, wie ihr mal wollt vor den Herrgott hientrete, ihr habt doch balle keine Seele, wo Zeugnis för euch ablegt."

Sie sprach noch weiter, und Rosamund Stauch ergab sich ins Zuhören, mit der Abwandlung, daß er seine Gedanken auf Reisen schickte. Er dachte an ein Leibgericht, hinterher auch an seine alten Schuhe, die geflickt werden mußten. Darüber vernahm er, was die Tante zu seiner Aufrüttelung redete, sozusagen mit verstopften Ohren.

Und dann kam das Feinebißchen mit dem Strickstrumpf und setzte sich zum Großvater.

Nun schwenkten des Großvaters Gedanken herum aus dem Mürrischen und Wider-

Digitized by Google

setzlichen ins Umgängliche. Und er hörte dem kindlichen Plaudern zu, freilich auch mit Abwandlungen. Wie das Alter es eben macht, wenn die Kräfte morsch geworden sind — — —

In dem Milius Stauch hatte um die Herbstwende ein gelegentliches Zwiesprechen zweier Stimmen angehoben: das Erwachen und Strecken eines ganz kleinen Punktes, der untergeordnet worden war und der allmählich an Bedeutung gewann. Der Punkt, um den es sich handelte, war des Milius Stauch Verhältnis zu Helma Habermann und zu seinem Sohne — den er nicht kannte. Er stand und blickte nach seinem Sohne aus und vermochte nichts weiter zu erschauen, denn eine verwischte Gestalt und ein verwischtes Angesicht, das ihm abgewandt war. Wie sollte er seine Stellung beschreiben, die sein Herz diesem seinem Sohne gegenüber einnahm — den er nicht kannte — diesem seinem Sohne gegenüber, der sechzehn Jahre alt war.

So ganz gleichgültig war ihm das Kind seiner Liebe doch nie gewesen. Ab und an in den vergangenen Jahren hatten seine Gedanken dieses Kind umtastet und hatten Fragen gestellt, die sein Äußeres und sein Inneres betrafen. Aber er hatte es nicht an sich herankommen lassen, hatte es nicht bei seinem Namen genannt: mein Sohn, dein Vater verlangt nach dir ... keine brennende Liebe oder neugierige Eitelkeit, kein stumm schreiendes Schuldbewußtsein hatte danach gestrebt, den Sohn in die Arme zu schließen — diesen Sohn, den er nicht kannte, und dessen Gesicht ihm abgewandt war — —

Eines Abends, als er seine Kleider ablegte, um zur Ruhe zu gehen, glitt ein Vorhang in ihm nieder. Draußen in der frei gewordenen Weite, die sein Blick ableuchtete, tauchte eine neue Zukunft auf. Darin sah er sich mit der kleinen Helma Habermann und mit seinem Sohn, wie sie zu dreien dahinschritten. Er hatte in der Hauptsache nur diese eine unklare, feierabendliche Vorstellung — die merkwürdigerweise nichts Fremdes für ihn hatte. Der Zwang, daß er sie hatte bekämpfen müssen, war gewichen. Feste Zukunftspläne jedoch baute er nicht. Überlegte aber doch so weit, daß er sich zu einer Fahrt nach Saalfeld entschloß. Er wollte sehen und sprechen. Alles Weitere würde sich dann finden, ob Abkehr oder Nähertreten. Ja, warum sollte denn überhaupt Feindschaft sein und ängstliches Meiden, als ob eine Gefahr drohe? Oder als ob böses Gewissen im Spiele sei?

Am übernächsten Tage machte er sich auf den Weg. Er erledigte Geschäftliches und ging danach seine Straße fürbaß, die seinem Jugenddörfchen zuführte.

Ein feinster grüner Hauch lag über die Äcker ausgebreitet, fast nur die Ahnung einer Grünfarbe war es. Man dachte: Sieh da, wie braun der Acker ist. Dann aber spukte es doch an der Farbe ein wenig, und das eben war der dünnste, allerkürzeste, grüne Saatenhauch, der aus der Scholle hervorsproß.

Ein Dorfmädchen kam daher mit einer hochtragenden Kuh, die kurz vor dem Gebären stand. Ganz langsam ging sie ihre paar Schritte zwischen den Ruhepausen.

„Die Lotte will nicht allein im Stall bleibe," sagte das Mädchen heiter lachend zu ihm, indem es vorüberging, und wippte mit dem Kopf nach den andern beiden Kühen, die seitlich im Acker den Pflug zogen.

Und dann kam unten die Wiese links vom Wege, die an das erste Dorf heranreichte.

Auf dem Wiesenstreifen weideten Kühe, die ein anderes Mädchen hütete. Und das andere Mädchen erzählte dem ersten Mädchen, die wilde Kuh, die Rennerin, habe sie daheim gelassen, und die brülle nun unausgesetzt. Und das erste Mädchen mit der Lotte, die jede Stunde mit dem Gebären beginnen konnte, stand noch ein wenig, und die beiden Mädchen redeten weiter von ihren Kühen daheim und auf dem Acker und hier auf der Wiese und stellten ihren Tieren Leumundszeugnisse aus und Brauchbarkeitszeugnisse.

Ein breiter Mensch ging vorüber mit flatterndem Rock und unordentlichen Haaren. Es war Ulrich. Stauch erkannte ihn an seinem Drum und Dran, an Kopf- und Schulterwerfen und allerlei Unabgebürstetheiten. Ulrich erkannte ihn aber nicht, weil er nicht um sich schaute.

Und so war die Straße weiter belebt.

Da standen, wo der Weg abzweigte, zwei halbwüchsige Jungen von etwa vierzehn und sechzehn Jahren. Stauch hörte, wie der Kleinere deklamierte: „No, das ist doch so itze: da wird ma zuerscht Lehrjunge und danach macht man sein Gesellenstück, da ist man Geselle. Und wenn ich nu Tischler will werre, da werre ich Tischler oder Schlosser oder Schuhmacher. No, und zuletzt, da wird man Meister."

Der Größere lachte ein wenig. Er sagte: „Mein Meister ist mein Freund, ich hab's gut bei dem. Wir halten auch sonst aufenander, meine Leute und mein Meister. Noch ein Jahr muß ich lerne. Man muß danach a bissel weiter, mal in ene andere Werkstatt,

Digitized by Google

**Bei der Lampe**
**Gemälde von Prof. Carl Albrecht**
(Sammlung Dr. E. Bastanier, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

das will der Meister auch. Aber wir denken beide nicht gerne dran. Wir kneifen die Augen ein. Wir sind so gewöhnt auf einander. Mein Vater will, ich soll auch noch Schmied werre. Der ist Schmied. Das werden sie dann schon abmache."

Stauch hörte, daß die beiden jungen Menschen hinter ihm gingen. Bei einer Abzweigung verlor sich der eine Schritt.

Er drehte sich um und sah den Schlanken, Älteren auf demselben schmalen Fußwege, den er selbst innehielt. Der Junge gefiel ihm, und er blieb stehen.

Nu—n — wohin denn die Wanderung gehe. — Er lächelte bei seiner Frage und sah sich den jungen Menschen, dessen Vater ein Schmied war, eingehend an. Und als der Junge seine Antwort gegeben, sagte er ihm, daß er eben dorthin gehe, wohin den Jungen sein Weg führe. Und er fragte, ob er etwa in dem Orte zu Hause sei?

Jawohl, das sei er, lautete die Antwort. Seine Mutter und seine Großmutter wohnten dort. Er selbst erlerne die Schlosserei in Saalfeld beim Schlossermeister Magnus Klötzer. Aber er gehe über Sonntag immer heim. Seine Helma wolle es so haben wegen der Wäsche und des Ausbesserns. Und er müsse doch auch immer erzählen, wie es ihm ergangen sei. Heute nun gehe er heim, weil seine Mutter morgen Hochzeit habe.

Eine rauh gewordene Stimme fragte ihn nach kurzer Pause, wie sein Name sei. „Wie sprechen sie für euch?"

Er antwortete, daß er Habermann heiße, mit Rufnamen Michael, und daß sein Vater, den er morgen bekomme, Heinrich Rocktäschel heiße und in Winsdorf wohne, wo er einen Gasthof und eine Schmiede sein eigen nenne.

Der Mann stieß einen abgehackten Laut heraus.

Er starrte den Jungen an, der vor ihm stand. Starrte sein junges Abbild an, die geschickte Schlankheit, das schmale Gesicht, in dessen gelassenen jugendlichen Zügen doch zugleich die lebhaften Züge der Helma Habermann enthalten waren. Starrte seinen Sohn an ...

Es tat ihm innerlich plötzlich etwas weh. Eine Beengung machte ihm zu schaffen, die ihm die Sprache verweigerte. Ein Bild, ganz blaß, tauchte auf — er, Helma Habermann und Michael, sein Sohn. Sie zogen zu dreien an seinem Auge vorüber im sonntäglichen Gewande zwischen feierabendlichen grünen Feldern im matten Sonnenlicht. Ein fernes, blasses Bild familienhafter Eintracht.

Michael Habermann wartete eine Minute, ehe er guten Tag wünschte und weiterging.

Milius folgte ihm.

Seine Augen hingen an seinem Sohn. Umstrichen die junge Gestalt und freuten sich ihrer. Er sah nichts als den Sohn und in ihm ein Stück Lebensglück, das auf ihn gewartet hatte und das ihm jetzt genommen werden sollte.

So folgte er ihm. Verlor ihn aus den Augen an den Biegungen des Weges und sah ihn danach vor sich wieder auftauchen.

Endlich blieb er zurück. Er stand im Schutze der Baumstämme, während Michael über die große, flache Wiese ging. Da erschaute er ihn zwischen dem gelblichen Gras und den kahlen Sträuchern und Bäumen, die das Bachbett säumten.

Der Sonnenuntergang vollzog sich, die Dämmerung kam. Der Himmel trug seinen dünnen Schleier von feinster blaugrauer Mariengaze, aus welchem Sterne blitzten — Milius Stauch sah nichts davon. — Die Nacht zog herauf und er sah auch das Nachtwerden nicht, das Blankerwerden der Sterne, das Dunkeln der Himmelsfarbe. — Er hörte das Stillwerden wohl, das Abrücken der Taggeräusche, die den Grundton gebildet hatten und nun die Tragfläche freigaben für die Einzelgeräusche, die verblieben waren und die hell daherzogen.

Er irrte Wegen vergangener Tage nach. Es war doch beinahe, als ob sein Sohn den Schwerpunkt in seinen Gedanken bildete. Er spürte ein Sehnen in seiner Handfläche, sie dem Sohne darzubieten — seinem Sohne, den er mit keinem Finger berührt hatte.

So erlebte er den Richttag seiner Seele. In dunkler Spätherbstnacht, in irgendeinem Strauchgefüge, das einer Kammer nicht unähnlich war, auf dem Stumpf eines gefällten Baumes sitzend, hielt er mit schütterndem Körper sein Angesicht in den Händen vergraben.

Er hörte sein eigenes schweres Atemstoßen. Sein Wehklagen stieg auf.

Und die Nacht stand lauschend an seiner Seite, und die Pracht des Himmelsgewölbes erstrahlte über ihm.

Kälte durchrüttelte ihn. — Er erhob sich. — Torkelte weiter. — Lehnte an einem Baum. — Saß nieder auf einen Stein — auf einen Holzstumpf — auf einen Erdrand. — Kälte durchrüttelte ihn.

Allmählich im spärlichsten Morgenscheine kam er nach Saalfeld zurück. Er sah die feinen, spitzen Türme der Johanniskirche ganz blaß aus dem grauen Licht sich abzeichnen, verschlafene Türme, die von vergangenem Leben kündeten, das lange abgespielt war.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Der Bergmann

Radierung von Hermann Kätelhön

Digitized by Google

# An einen, dem der Mut gesunken. Von Otto Wohlgemuth

Nein, nicht verzweifeln, lieber Kamerad,
Nicht den Gram im geheimen still nagen
Und bohren lassen, nicht, nicht verfluchen,
Und nicht so verbittert lachen ins Leere.

Wie unser Zorn in den Radspeichen wuchtet
Des Wagens, der uns einmal doch noch zermalmt,
So wissen wir nun, unser Leben ist Arbeit,
Und in Arbeit und Mühe ist das Glück der Menschen.

Geboren werden, das Erschauen des Lichts,
Verstehenlernen und Träumen und Singen,
Der letzte Druck einer Hand beim Abschied,
Das ganze Erleben, all dies ist Arbeit.

Knechtschaft, Tyrannei und Empörung ist Arbeit.
Stilles Weinen und Warten von Minute zu Minute.
Die Zeiten, wie sie kommen und wieder vergehen,
Und alles dies mitschaffend leidend erleben.

Und Flamme und Flut und Kampf und Ermüdung,
Die Träne der Ohnmacht in Schweiß und in Enge,
Die Erbärmlichkeit, wenn du darbst mit den Deinen
Und dir verwehrt ist die Schönheit der Welt.

Auch der Gedanke, daß wir allzumal Brüder,
Daß wir eine Mutter haben, unser Heimatland,
In dem wir sind, wenn aus Not und Verrottung
Immer wieder erwacht das starke Bewußtsein.

Auch dies, daß wir beide in der Nacht der Erde
Mit unseren Lampen hier hocken im Bergspalt
Und lauschen in dieser grauigen Stille
Auf das zitternde, abgrundtiefe Gestampf,

Und reden von der Menschheit Leid und Not,
Von der Finsternis, die in den Herzen nistet,
Und uns grämen und denken, was sollen wir tun,
Daß das Feuer der Freude und Liebe nicht stirbt.

Wenn wir ernst durchsinnen das alte Geheimnis,
Die endlos, umfaßbare, dunkle Bewegung
Der wogenden, zündenden Zeugeatome
Gebärender Urkraft, unser ganzes Sein.

Und wenn unsre Fäuste die Hämmer dann schwingen,
Und aus der Umklammerung der brechenden Felsen
Die Kohlenflut stürzt, — Kamerad, nicht verzweifeln,
Das Leben ist doch das gewaltigste Wesen.

Schön ist's, zu opfern ererbte Kraft
Im unwiderstehlichen Willen zum Wirken,
Im Ringen und Drängen nach Licht und Erlösung
Aus Erdenenge und Schicksalsmacht.

Dies ist Arbeit, so, wie sie sein soll, Verzehrung,
Arbeit ist brennendes Leben und Sterben,
Ist Rhythmus in der Vernichtung und Schöpfung.
Arbeit ist Gottheit im Banne der Tat.

Digitized by Google

# Fünfzig Jahre aus der Geschichte der Sammlungen unserer Staatsmuseen

Von Generaldirektor a. D. Wilhelm v. Bode

Der Herausgeber der Monatshefte erinnert mich daran, daß in wenigen Monaten das fünfzigste Jahr sich vollende, seit ich als Beamter an die Berliner Museen berufen sei und fragt an, ob ich nicht Erinnerungen aus dieser Zeit niedergeschrieben habe; sie würden auch für einen größeren deutschen Leserkreis selbst in dieser schwersten Prüfungszeit von Interesse sein. Allerdings habe ich Lebenserinnerungen niedergeschrieben, sogar ziemlich ausführliche, aber diese sind für meine Familie und für unsere Museen bestimmt; zur Veröffentlichung werden sie sich nur zum Teil eignen, und auch das erst nach meinem Tode. Die Wiedergabe kleiner persönlicher Erlebnisse scheint mir heute, wo wir Deutschen erst zum vollen Bewußtsein unserer wirtschaftlichen, politischen und geistigen Verelendung und dadurch hoffentlich einmal zum Wiederaufbau kommen müssen, zu kleinlich. Dagegen bin ich gern bereit, vom Aufbau unserer Sammlungen in dieser Zeit, soweit ich diese erweitert oder selbst begründet habe, einen Überblick zu geben. Freilich wird er, auch wenn ich mich möglichst kurz fasse, eine lange Aufzählung von Tatsachen bringen, aber sie werden selbst dem mit unseren Sammlungen vertrauten Kunstfreund manches Neue bieten und werden für die Zukunft bei einem Wiederaufbau der Sammlungen, zu deren Plünderung der Raub der zwölf Eyckschen Tafelbilder durch die Belgier den Auftakt gegeben hat, erwünschten Anhalt bieten. Bei den Mitteilungen über die Art der wichtigsten Erwerbungen wird notwendigerweise auch Persönliches mit einfließen; namentlich bei den folgenden einleitenden Bemerkungen über die Förderer und Protektoren unserer Museen in diesem Zeitraume, denen wir für unsere Erfolge zu besonderem Dank verpflichtet sind.

## Die Berliner Museen und ihre Protektoren

Jeder kennt die Begründer unserer Galerie alter Meister: Friedrich der Große, der feinsinnige Kunstfreund und erste leidenschaftliche Sammler unter den Hohenzollern, bestimmte seine Galerie in Sanssouci als Kunsttempel für jedermann; Friedrich Wilhelm III. ging weiter, indem er — schon bald nach seinem Regierungsantritt — durch Schinkel Pläne für ein Museum in Berlin entwerfen ließ, das alle plastischen und Gemäldeschätze aus königlichem Besitz aufnehmen sollte. 1830 wurde der Schinkelsche Bau eröffnet, nachdem inzwischen noch manches erworben war, vor allem die große Galerie Solly mit ihren reichen Schätzen namentlich an Werken des fünfzehnten Jahrhunderts. Während der König der Kunst persönlich nicht näher stand, aber für ihre Förderung im öffentlichen Interesse volles Verständnis hatte, war sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. von seltener künstlerischer Begabung; ihm verdankt das Museum auch seine Erweiterung durch das „Neue Museum“ und die Überweisung und Erweiterung des Kupferstichkabinetts und der Kunstkammer, sowie die Begründung der ägyptischen Abteilung und einer großen Sammlung von Gipsabgüssen. Aber um die Gemäldesammlung in ähnlicher Weise zu bereichern wie sein Vater, fehlte es ihm an Entschluß und Ausdauer. Als sein Bruder Wilhelm ihm als König folgte, ließen zunächst innere und äußere Kämpfe nicht an die Förderung der Museen denken. Diese konnte erst wieder in Angriff genommen werden, nachdem der Kampf mit Frankreich siegreich ausgefochten war. Gerade damals wurde ich an die Berliner Museen berufen und habe hier seither unter den drei Hohenzollern-Kaisern tätig mitgewirkt und über ihre Stellung zur Kunst, vor allem zu den Berliner Museen mir ein Urteil bilden können; mit wenigen Worten sei hier angedeutet, welchen Dank die Museen den drei Herrschern schulden, wie jeder dieser unserer Herrscher sich zu ihnen gestellt und in welcher Art er sie gefördert hat.

Wilhelm I. war so ausschließlich als Soldat erzogen und so lebhaft für diesen Beruf begeistert, fühlte sich in allen Fragen der Kunst hinter seinem älteren Bruder so weit zurückstehend, daß er sich selbst fast als Banausen betrachtete. Als ernste Fragen der Kunstverwaltung an ihn als Herrscher herantraten, war er ein Greis; sein erstes war daher, daß er diese Sorge seinem Sohn übertrug, indem er ihn Anfang 1872 zum Protektor der königlichen Museen ernannte. In echt staatsmännischem Sinne hat er aber trotzdem die Förderung der Museen sich am Herzen liegen lassen. Die Ausgrabung von Olympia und bald darauf die Ausgrabung von Per-

Digitized by Google

gamon fanden seine Billigung und warme Unterstützung; auch für unsere Erwerbungen in der Gemäldegalerie war er interessiert.

Ein Besuch, bei dem ich den damals Achtzigjährigen selbst führen durfte, hat mir auch den überraschenden Beweis geliefert, daß der Kaiser infolge seines Mangels an jeder Übung und durch Unterordnung unter seinen älteren Bruder seinen Kunstsinn sehr unterschätzte und sehr mit Unrecht auch im Publikum als Kunstbanause galt. Ich hatte dabei Gelegenheit, gerade seine feine natürliche Begabung für echte Kunst zu beobachten. Die ersten Gruppen des großen Frieses von Pergamon waren angekommen, zu deren Besichtigung der Kaiser mit seiner Suite sich angemeldet hatte. Da gerade am gleichen Tage Michelangelos Giovannino aus Pisa eingetroffen war, ließen wir in aller Eile die Marmorfigur auspacken und auf einer der Kisten im Direktionszimmer aufstellen, für den Fall, daß der Kaiser Zeit und Lust haben sollte, nach den Pergamenischen Reliefs auch diese Figur noch anzusehen. Wir waren gerade fertig damit, als der Kaiser eintrat. „Ein Johannes soll das sein? Ich hätte mir ihn anders vorgestellt!" war seine erste Bemerkung. „Ja, es ist eine recht törichte Figur und zudem so unsinnig teuer," akkompagnierte der mitanwesende Kultusminister. „Da verstehen Sie mich falsch, mein lieber P.", antwortete der Kaiser; „mir erscheint die Auffassung des Wüstenpredigers als schönen, honignaschenden Jüngling recht merkwürdig; doch das ist Sache des Künstlers. Dagegen finde ich die Haltung und Ausführung ganz wundervoll." Er betrachtete die Figur von allen Seiten und stieg sogar auf eine der Kisten, um sie ganz in der Nähe zu sehen. „Das ist wirklich eine prächtige Erwerbung! Wem verdanken wir sie denn?" Der Generaldirektor wies auf mich. „Ach, da danke ich Ihnen, junger Herr; hoffentlich haben Sie etwas dabei verdient!" „Doch nein," sagte der Generaldirektor, ich sei ja Beamter der Galerie und mir unterstünde auch die Abteilung der christlichen Plastik, für die der Johannes erworben sei. Dem Kaiser war diese Verwechslung offenbar peinlich. Er frug mich, ob meine Abteilung nahebei sei; und als ich das bejahte, sagte der Kaiser, trotz dem Einspruch des Adjutanten, daß Vorträge im Schloß angemeldet seien: „Dann kommen Sie, junger Mann, da wollen wir uns Ihre Sachen mal zusammen ansehen." Er ging selbst voran und fand sofort die nicht sehr zahlreichen Hauptwerke, die wir damals besaßen: die Büsten Minos und Benedettos da Majano und die Marietta Strozzi von Desiderio, aus der Menge des Mittelguts heraus und machte treffende Bemerkungen darüber. Besondere Freude hatte er an der Mädchenbüste von Mino und an der Marietta. „Hat die aber einen häßlichen, langen Hals." Ja, es ist eine garstige Büste, urteilte der Herr Minister, worauf der Kaiser sofort erwiderte: „Sie sind ja recht streng heute, lieber P.; was konnte denn der arme Künstler dafür, daß das junge Mädchen solchen Gänsehals hatte! Ich finde die Büste ganz prächtig; sehen Sie nur den Mund! Ich möchte wohl den Witz wissen, den sie gerade machen wollte." Ein so naives, gesundes Kunsturteil — verbunden mit der wiederholten Versicherung, daß er ja leider nichts von Kunst verstünde — habe ich nur selten bei einem Laien gefunden.

Der Kronprinz — in den traurigen 100 Tagen, in denen er König und Kaiser war, habe ich ihn nicht mehr gesehen — war der häufigste Gast in unseren Sammlungen; oft allein, aber meist mit der Gattin. Für jede Erwerbung, jede Änderung in der Aufstellung und Ausstattung interessierte er sich und ließ uns seine Hilfe dabei angedeihen.

Auf einer Reise in Oberitalien 1875 traf ich das kronprinzliche Paar in Florenz. Später kam ich wieder in Venedig mit ihnen zusammen; die Kronprinzessin fuhr täglich mit einigen Künstlern hinaus, um zu aquarellieren, während ich den Cicerone des Kronprinzen in den Kirchen Venedigs machen mußte. Er war bei der Besichtigung stets sehr gründlich. Sein besonderes Interesse erweckte S. Maria dei Miracoli, die köstliche Schöpfung Pietros Lombardi und seiner Söhne, die damals gerade in Restauration war. Wir hatten uns einschließen lassen, um alles in Muße betrachten zu können. Während der Kronprinz die dekorativen Skulpturen im Chor eingehend musterte, war ich auf einer hohen Leiter bis zur Decke hinaufgeklettert, um mir von dem Gerüst aus die sonst kaum erkennbaren Deckenbilder des G. Pennacchi anzusehen. Als der Kronprinz mich oben bemerkte, stieg er mir, trotz meinem Abraten, nach. Beim Abstieg erklärte er plötzlich, er werde schwindelig; ich müsse vorangehen, müsse die Sprossen, von denen eine Anzahl fehlten oder lose waren, eine nach der anderen abtasten, sein rechtes Bein fassen und von einer zuverlässigen Stufe auf die andere ziehen, während er selbst nach oben blicken werde, um den Schwindel zu überwinden. Langsam machten wir den gefährlichen Abstieg und kamen ohne Unfall wieder unten an. Ich erwähne dies kleine Abenteuer nur wegen des feinen Taktgefühls, das der Kronprinz dabei bewies. Er half sich aus seiner ersten Verlegenheit mit einem Witz über die Energie, mit der ich ihn bei seinen „königlichen Hammelbeinen gepackt hätte", blieb aber in seinem Benehmen gegen mich, damals wie später, stets von der gleichen, natürlichen Güte und Sachlichkeit, während mancher andere hohe Herr Leute, die ihn in solcher schwachen Stunde gesehen, nicht gern wieder um sich gesehen hätten.

Der Kronprinz ist sechzehn Jahre lang der Protektor der königlichen Museen gewesen. Besondere künstlerische Begabung oder Kenntnisse hatte er nicht, prätendierte auch nicht,

Digitized by Google

sie zu haben. Wenn er Vertrauen zu seinen Direktoren gefaßt hatte, so vertrat er ihre Anträge, auch wenn er selbst kein persönliches Verhältnis dazu hatte. Er hat sein Amt mit größter Gewissenhaftigkeit und nicht ermüdendem Eifer verwaltet, trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm dabei entgegenstellten. Denn er hatte wahrlich keine leichte Stellung, weder seinem Vater, noch Bismarck gegenüber, noch bei seiner Gemahlin. Dies schwächte auch seinen Einfluß bei den Ministern. Er empfand das selbst in hohem Maße; wiederholt hat er mir gesagt: „Warum haben Sie die Sache nicht selbst beim Kaiser vertreten? Mir wird ja doch alles abgelehnt." Aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken; bis auf sein jammervolles Sterbelager hat er pflichtmäßig aller Museumsangelegenheiten sich angenommen. Auch gegenüber — seiner Gattin! Die Kronprinzessin war eine begeisterte Kunstfreundin, ja fast mehr, als es ihre Pflichten erlaubt hätten. Aber ihr Interesse lag mehr auf dem Gebiete der dekorativen als auf dem der hohen Kunst; die Einrichtung ihrer Räume, der Bau ihres Schlosses in Homburg und dessen Ausstattung mit Mobiliar und Kleinkunst war ihre größte Freude. Sie hatte auch die charakteristische Eigenschaft mancher Sammler, neidisch und egoistisch andern Sammlern gegenüber zu sein; auch den Museen gegenüber, trotz der Stellung ihres Gatten als Protektor der Museen. Freilich interessierte sie sich lebhaft für die Ausstattung unserer Museumsräume, und für ihre Erweiterung, aber wenn wir Erwerbung von Kunstwerken machten, für die auch sie schwärmte, dann trat ihr Sammlerneid ganz in den Vordergrund. Das sprach sie wiederholt ganz offen aus. Gleich im ersten Jahr der Protektorschaft ihres Mannes schenkte sie uns ein Mädchenköpfchen von Greuze, das einer ihrer Kammerherrn in Augsburg um 10 Taler für sie gekauft hatte. Es war stark übermalt; ich ließ es daher putzen, wobei es schön und tadellos erhalten zutage kam; zufällig fand ich auch einen passenden, prächtigen, alten, gleichzeitigen Rahmen dafür, so daß das Bild sich zwischen unseren französischen Gemälden sehr gut ausnahm. Lange Jahre später sah es die Kronprinzessin zufällig in der Galerie wieder. „Ist dies nicht das Bild, das ich Ihnen einmal geschenkt habe?" war ihre erstaunte Frage. „Freilich, Majestät," war meine Antwort; „wir haben das Bild reinigen lassen, wobei sogar zwei echte Bezeichnungen zutage gekommen sind, und den schönen Rahmen dafür gefunden, so daß es sich jetzt als echt kaiserliches Geschenk präsentiert." „Verspotten Sie mich nicht! Glauben Sie, ich werde dem Museum echte Bilder schenken? Die behalte ich doch für mich!" Fast noch krasser sprach sie sich einmal vor der herrlichen Büste der Prinzessin von Urbino aus. Kurz vor dem Tode des Kaisers Friedrich war mir die Erwerbung dieser seit Jahren von uns umworbenen Büste gelungen. Der Kaiser wünschte sie zu sehen, und da ich verreist war, brachte sie Tschudi ins Schloß Charlottenburg; der Kaiser war aber so schwach, daß ihm die Büste nicht gezeigt werden konnte; die Kaiserin kam, um sie anzusehen. Unter Tränen warf sie einen Blick darauf und unterbrach ihren traurigen Bericht über den Zustand des Kaisers mit den Worten: „Sie sollten doch nicht immer solche Fälschungen kaufen!" Nicht lange, ehe sie dauernd nach Homburg übersiedelte, um einen ähnlichen furchtbaren Tod zu sterben wie ihr Gatte, blieb sie bei einem Besuch des Kaiser Friedrich-Museums vor dieser Büste stehen. Sie betrachtete sie lange. „Warum ist es mir nie gelungen, ein solches Prachtstück für meine Sammlung zu erwerben?" waren ihre Worte. Ich konnte mich nicht enthalten zu erwidern: „Aber, Eure Majestät haben die Büste ja bei der Erwerbung für eine Fälschung erklärt." „Weshalb sind Sie immer so boshaft, Bode! Freilich habe ich es damals gesagt, aber können Sie sich denn gar nicht in die Empfindung eines Sammlers hineindenken, dem ein schönes Stück nach dem andern vor der Nase weggeschnappt wird?" Dies nur ein paar Beispiele dafür, daß weder der Protektor noch wir Direktoren es oft auch da nicht leicht hatten, wo wir Förderung unserer Interessen erwarten durften. —

Wilhelm II. hatte von Jugend auf Freude an der Kunst und hat ein dilettantisches Geschick in ihrer Ausübung bewiesen. Er wußte das und wollte diese seine Begabung — wie überhaupt seine vielseitigen großen Anlagen — auch als Herrscher betätigen. Als wir gelegentlich bei ihm anfragten, wen er als Protektor wünsche, erfuhren wir, das sei er natürlich selbst. Aber jahrelang hat er sich als Protektor nur ausnahmsweise betätigt; so gelegentlich bei der Besetzung einer Direktorstelle, um einen ihm sympathischen Lehrer dafür heranzuziehen. Unsere Museumsmaschine lief damals so gut, die Kollegen hatten sich untereinander, mit dem Generaldirektor und dem Minister so gut eingearbeitet, daß es kaum nötig war, an den Protektor heranzutreten; auch konnte der Kaiser bei den schwierigen sozialen, wirtschaftlichen und militärischen Aufgaben, die er sich gestellt hatte und mit Übereifer in Angriff nahm, kaum an die Museen denken. Inzwischen war durch das starke Anwachsen der meisten unserer Sammlungen das Bedürfnis nach Erweiterung der Museumsbauten immer dringlicher geworden. Unser Minister trat warm dafür ein, fiel aber bei dem allmächtigen Finanzminister Miquel, der der Kunst fern stand und in seiner großen Steuerreform nicht gestört sein wollte, vollständig ab. An den Protektor unmittelbar heranzutreten, wagte weder der Generaldirektor noch der Minister. Schließlich versuchte ich es durch Vermittlung der Kaiserin Friedrich; hatte sie doch stets für den Gedanken eines Renaissancemuseums geschwärmt und mir,

Digitized by Google

als ich zusammen mit jüngeren Kollegen einen großen, reich illustrierten Katalog ihrer Sammlung im damals von Ihne gerade vollendeten Schloß Friedrichshof am Taunus fertiggestellt hatte, die Unterstützung bei der Durchsetzung dieses Museumsbaus als Dank für jene Arbeit versprochen. Als ich den fertigen Katalog überbrachte, erinnerte ich sie an ihre Zusage, aber sie lehnte schroff ab; ihren Sohn bäte sie um nichts! Aber der anwesende Hofmarschall, der mich später hinausbegleitete, beruhigte mich; er würde die Kaiserin bestimmen, noch heute bei Gelegenheit eines großen Hoffestes dem Kaiser die Notwendigkeit eines Baus, zur Erinnerung an die Tätigkeit seines Vaters als Protektor der Museen, vorzustellen. Gleich am folgenden Tage bekamen wir die Aufforderung zur Besprechung des Neubaus, für den der Finanzminister die Gelder aus Überschüssen zugesagt hatte, und zu dem Ihne die Pläne machen sollte. Durch diesen Bau, der alsbald rüstig in Angriff genommen wurde, wurde das Interesse des Kaisers für die Museen lebhaft angeregt; bis in den Krieg hinein hat er es sich in gleicher Lebendigkeit erhalten.

Wenn die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers auf eine Angelegenheit gelenkt war, pflegte seine starke Phantasie sie lebhaft zu ergreifen und das Bestreben zu eigener Betätigung auszulösen. In unsere Museumsangelegenheiten hat er aber kaum je eigenmächtig eingegriffen. Wenn freilich der Architekt eine monumentalere Lösung vorschlug, wenn Ihne nachträglich noch eine Kuppel auf das Kaiser Friedrich-Museum aufsetzen wollte, wenn Ludwig Hoffmann die luxuriöseste Ausführung der Inselbauten in Haustein, selbst an der Rückseite und neben der Bahn, wo die Fassaden unsichtbar sind, verlangte, so waren sie der Zustimmung des Kaisers sicher; aber ebenso zugänglich war er anspruchslosen Entwürfen wie Bruno Pauls Plänen zum Asiatischen Museum in Dahlem. Trotz seiner Prachtliebe war er daher auch Vorstellungen gegen unnütze Prachträume, die den Zweck ihrer Bestimmung unmöglich gemacht hätten, wie Hoffmanns riesige Galerien mit Hunderten von Säulen in den Messelbauten, sofort zugänglich. Wenn diese Bauten heute noch weit entfernt sind von ihrer Vollendung und weiter Millionen über Millionen verschlingen, so ist das wahrlich nicht Schuld des Kaisers!

Sooft es sich darum handelte, wertvolle Erwerbungen für die Museen zu machen, wenn durch Ausgrabungen oder Expeditionen in Mesopotamien, Ägypten, Kleinasien oder Turfan unsere Sammlungen und die archäologische Wissenschaft bereichert werden konnten, hat er sie stets gefördert; wenn durch Vereine — den Kaiser Friedrich-Museumsverein, den Verein der Freunde antiker Kunst, die Deutsche Orientgesellschaft — die Interessen unserer Museen gefördert werden konnten, hat er sich stets an die Spitze gestellt. Seiner wirksamen Befürwortung verdanken alle Sammlungen unserer Museen hervorragende Erwerbungen, zum Teil von ganzen Sammlungen.

⁂ ⁂ ⁂

In den drei Jahren, seitdem die königlichen Museen zu Staatsmuseen geworden sind, galt es weniger, sie zu mehren und zu erweitern, als Unheil von ihnen abzuwenden. Auch das ist nicht immer gelungen: die Eyckschen Altartafeln sind ohne jeden Anstand den Belgiern ausgeliefert, obgleich sie Krongut sind, und unsere vier frühgotischen Sandsteinfiguren vor der Liebfrauenkirche in Trier müssen dem Bischof Korum „aus politischen Rücksichten“ zum Geschenk gemacht werden.

An gutem Willen fehlte es sonst anfangs nicht. Von den Zwillingsministern der ersten Revolutionswochen war die Kunst dem Spartakisten Adolf Hoffmann zugefallen. Ich meldete mich bei ihm, um ihm mein Amt zur Verfügung zu stellen; ich sei zwar kein Politiker, aber den drei Kaisern, unter denen ich gedient hätte, sei ich für ihre Förderung der Museen zu größtem Dank verpflichtet. Hoffmann bat mich dringend, davon abzustehen; die Republik könne und wolle mich nicht entbehren. An Reflektanten auf mein Amt fehle es zwar nicht. „Sehen Sie diesen Haufen Briefe hier neben mir; lauter Bewerbungen um Museumsämter! Jeder hat plötzlich sein republikanisches Herz entdeckt und möchte sein Licht jetzt leuchten lassen, wo der Tyrann beseitigt sei. Na, da lese ich denn man gar nicht weiter, gucke bloß noch auf die Unterschrift, ob der verdienstvolle Mann Meyer oder Müller heißt, lege den Brief zu den andern und sage mir: hast du deinen alten Herrn so leicht verraten, so wirst du ja, wenn es mal wieder anders kommen sollte, den neuen ebenso ruhig verraten.“ Ob sich Adolf Hoffmann als Protektor unserer Museen bewährt haben würde, wage ich nach diesen Worten allein nicht zu entscheiden: seine Herrschaft währte zu kurz. Nicht lange nach seinem Abgang schien sich noch einmal den Spartakisten die Aussicht auf Besetzung der preußischen Ministerien zu bieten. Da wir zur Sicherung unserer wiederholt beschossenen und selbst erstürmten Museen dringend einer Wache bedurften, hatte uns unser Minister Haenisch, da der Stadtkommandant Wels auf seine wiederholten Anforderungen eines Wachtkommandos überhaupt nicht antwortete, an seine Freundin Rosa Luxemburg verwiesen, die auf ihren Parteigenossen Einfluß habe. In der Tat bekamen die Museen auf ihre Verwendung eine Wache. Bei der Gelegenheit ließ mir Rosa Luxemburg sagen, sie hoffe bald noch wesentlichere Dienste den Museen erweisen zu können, da ihre Partei in nächster Zeit wieder ans Ruder kommen werde; sie freue sich darauf, dann mit mir zusammen für die Berliner Museen sorgen zu können, für die sie sich mit meiner

Digitized by Google

Hilfe eine neue große Zeit verspreche. Ihr trauriges Ende verhinderte, daß die Probe auf diese großen Worte gemacht werden konnte; daß sie aber nicht bloß eine schöne Geste waren, wie wir damals annahmen, beweist die Behandlung, welche die Museen in Rußland durch die Bolschewiken erfahren haben: sie sind durch alle furchtbaren Stürme hindurch gerettet, die Sammlungen sogar vermehrt worden, und die bewährten Leiter der alten Kaiserzeit stehen heute noch an ihrer Spitze. Das ist freilich nicht so unbegreiflich, wie es auf den ersten Blick erscheint, da manche von den Führern der russischen Sowjets jahrelang als Flüchtlinge in London und Paris lebten und dort ihre Zeit nicht bloß nihilistischen Verschwörungen widmen konnten, sondern manche Mußestunde in den Museen zugebracht haben werden und dabei gelegentlich Freude an der Kunst und selbst Verständnis dafür bekommen konnten. Eine russische Jüdin wie jene war ja auch Rosa Luxemburg, die lange mit ihren nihilistischen Gesinnungsgenossen in den westlichen Hauptstädten lebte.

Ob ein Adolf Hoffmann, eine Rosa Luxemburg als Protektoren unserer Museen sich wirklich bewährt haben würden? — Unser eigentlicher Minister ist seit den Tagen Haenischs als Unterstaatssekretär, Staatssekretär und schließlich vorübergehend auch als Minister stets Professor Becker gewesen. Er hat Fachleute als Referenten für die Kunst berufen, und diese haben es, wie ihr Chef, an Energie nicht fehlen lassen; ob sie aber später einmal als echte Protektoren der Museen dastehen werden, muß erst die Zukunft erweisen. Der Verlust des Glanzpunktes unserer Sammlungen, der zwölf Eyckschen Tafeln, der ohne Protest hingenommen wurde, obgleich die Bilder Krongut sind, und das Geschenk der vier frühgotischen Steinfiguren an den Bischof Korum in Trier sind die ersten markanten Taten aus dieser Zeit, über die mir als untergebenem Beamten kein Urteil zusteht.

(Fortsetzung und Schluß folgen)

## Im Höhensturm. Von Heinrich von Schullern

Auf einem Riff im weiten Firnenmeer,
Da steh' ich gern allein im Urweltbrausen
Und fühl' den Sturm nach Laune und Begehr
In diesem Reich der Einsamkeiten hausen.

Unwirtlich wohl und barsch ist sein Empfang,
Gleich einem Störenfried mich zu begrüßen,
Doch freut es mich, zu weichen keinem Zwang:
Der Berge Wonnen will ich ausgenießen.

Oft nimmt er seine Backen doppelt voll,
Beginnt zu fauchen und mich anzuspringen,
Gebärdet sich in seiner Wut wie toll
Und wähnt, er müsse mich zu Boden zwingen.

Es wächst die Wut, er sammelt Kräfte an,
Um mich hinab den steilen Hang zu stürzen;
Doch mir gelingt, daß ich mich halten kann:
Ich lass' mir keine Gipfelfreude kürzen.

Und setzt der Riese tobend alles ein,
Den Zwerg mit Wucht zu schleudern vom Geklüfte,
So schlag' ich tief den Pickel ins Gestein
Und lache festgeankert in die Lüfte.

Digitized by Google

# Maximilian Schels

## Von Georg Hirschfeld

Das Algäu hat als deutsche Landschaft den großen Reiz völkischer Zwischenstufen. Der bayerische Schwabe reicht hier dem Schweizer die Hand und scheint eben aus Tirol gekommen zu sein. Herbe Sprödigkeit, die in städtischen Schranken philiströs werden kann, wird von dem Behagen des strebsamen Genießers aufgewogen. Das Österreichische ist nur in seiner Gebirgskraft da und zeigt nichts mehr von seiner verantwortungslosen Weichheit.

Es ist charakteristisch, daß die Algäuer Berge abseits von den großen Reisestraßen nach Tirol und der Schweiz liegen und doch von den meisten Freunden der Alpen mit Liebe, ja mit Vorliebe besucht werden. Es gibt dort keine „ersten Nummern" unter den Spitzen und Gletschern, die Höhen sind stattlich, aber nicht gewaltig — dennoch ist Oberstdorf einer der berühmtesten deutschen Gebirgsorte geworden. Sommer und Winter halten sich dort die Wage; immer herrscht ein buntes Leben dankbarer Gäste.

Die tiefe Eigenart und reiche Wegsamkeit der Landschaft mögen es sein, die diesen Erfolg bringen — der Landschaft und ihrer Menschen. Vielleicht zeigt der Winter noch mehr als der Sommer, was das Algäu, dessen Krone ja Oberstdorf ist, besitzt. Der sommerliche Fremdenstrom in seinem bequemen Bette wäscht zuviel vom Spezifischen ab. Der Winter fordert mehr überwindende Willenskraft vom städtischen Besucher. Er kann hier so bitter wie süß sein mit seiner rauhen Kälte und seiner unvergleichlichen Sonne. Die Tüchtigkeit, die ihn wirklich nützt und genießt, kann auf die Dauer nicht gespielt werden. Elegante Damen, die sich in kleidsamer Sportshose zeigen, müssen auch Ski laufen können, sonst werden sie ausgelacht.

Der Wintersport hat uns eigentlich die Algäuer Berge entdeckt. Ich erinnere mich gern des Januars und des Februars 1916, die ich in Oberstdorf zugebracht. Nicht als Sportsmann, sondern als erholungsbedürftiger Münchener kam ich. Die alten Städte Kaufbeuren, Kempten, Immenstadt mit ihrer Atmosphäre von schlauem Bürgerfleiß, Butter- und Käsehandel ließ ich hinter mir und fuhr nicht nach Lindau weiter, wo der Boden-

Kirchenfest in Lech



Digitized by Google

Nassereith in Tirol. Im Besitz von J. Lenneberg, Rheydt

see wie ein kleines Meer wartete. Ich schlug mich seitwärts in die Büsche — so war es, ein Tal des Friedens nahm mich auf. Auch Sonthofen und Oberstdorf hatten ihre besten Söhne nach Frankreich geschickt, eben tobte der fürchterliche Verblutungskampf um Verdun, aber man hatte in diesem Tal die Empfindung: kein Selbstbetrug, kein feiges Unterkriechen in heimatlicher Schönheit, während in der Ferne das Grauen wütete — ein tiefentschlossenes Wissen von den Tatsachen der unbegreiflichen Welt, ein Ausharren in deutscher Arbeit, da man die Heimat, die jedes Schutzes wert war, geschützt wußte. Noch sehe ich sie vor mir, meine Oberstdorfer Wirtsleute in ihrer stillen, starken Menschenart, die jedem „Fremden" ein Heim zu geben wußte. Sie hatten ihren Buben bei Arras — nichts wußten sie von Ort und Land, wo er kämpfte, sie verbanden nur einen höllischen Begriff damit. Aber die deutsche Opferwürde lebte in diesen Algäuer Bauern — trat man aus ihrer Stube in die Winterpracht hinaus, so wußte man, daß es Genesung gab in allem verschwiegenen Weh.

Exlibris des Künstlers

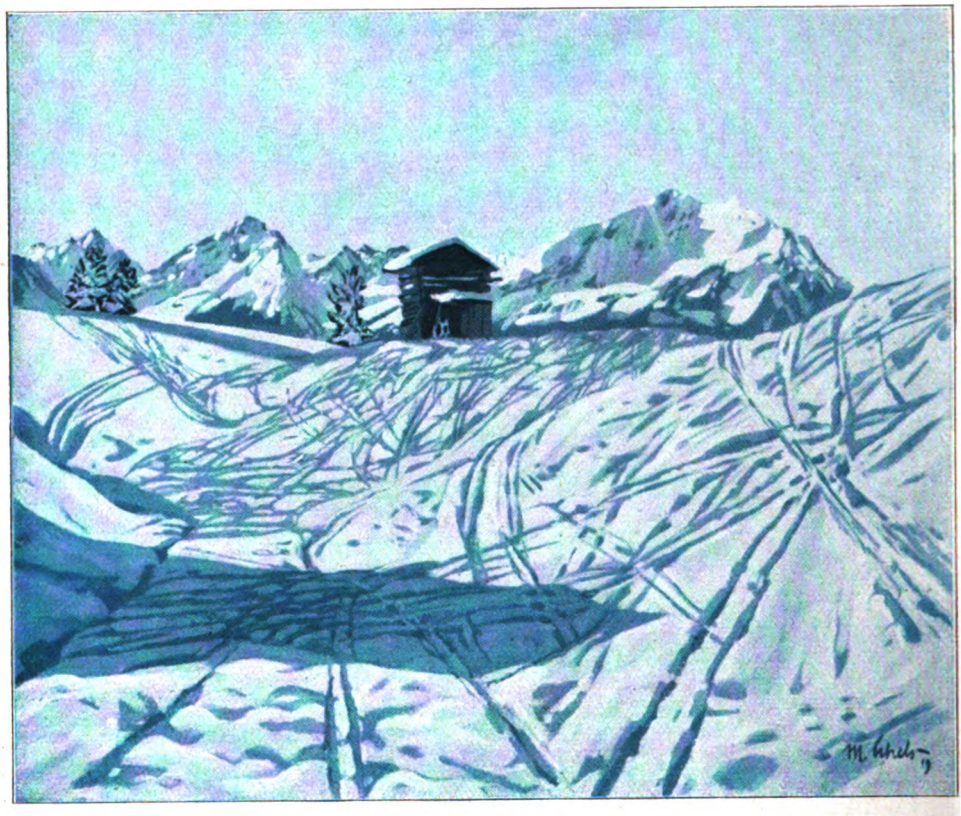
Wohl dem, der eine Heimat hat und schützt. Wohl dem Künstler, der sein Schaffen in diesem Besitz, in dieser Aufgabe anbauen kann. Oberstdorfs Berge haben ihn oder vielmehr — das ist das eigentlich Reizvolle und Fruchtbare an solcher Erscheinung — sie werden ihn in erhöhtem Maße haben. Denn der Maler Maximilian Schels, dem diese Blätter gewidmet sind, steht noch an der jungen Mittagswende des Lebens. Ein Münchener, fand er in den Algäuer Bergen seine Berge doch — das Winterparadies des Sports lockte hier den Menschen und den Künstler. Bevor der Dämon des Krieges sich auch auf sein Schicksal warf, hatte er schon lange den jugendfrohen Weg in die Alpen gefunden. Einer von denen, die in farbigen Trupps, die Skier geschultert, grade Gesundheit und doch lustig vermummte Groteske, immer wieder den Münchener Hauptbahnhof verließen — so haben wir uns auch den Maximilian Schels der Friedenszeit vorzustellen. Zwischen den Jungen ein Junger, nur ein frischer, kraftbewußter Mensch — aber was die Burschen und Mädchen vielleicht nicht wußten: immer mit ernstem Sehnen auch den Blick auf Farbe und Form des kalten

Digitized by Google

Jahrmarkt



Digitized by Google



Skispuren auf Tummelsmoos

Geländes gerichtet, über den Weg der Stunde den Weg der Dauer suchend, Schneeschuhe an den Füßen, doch schon weit voraus, wo die unwegsamen Gipfel den Horizont begrenzten und die Sonne ihr altes Himmelsspiel trieb.

Der Sportskamerad wurde ein Künstler. Die Berge, die seine Jugend gerufen, wollten sein Leben bestimmen. Natur war seine Schule, kein enger, akademischer Raum — das wußte Maximilian Schels. Einer der Glücklichen, die den Autoritäten, die uns nur Gewissenskämpfe bringen, entgleiten können, warf er sich, sein Leben wie sein Schaffen gestaltend, der Bergwelt in die Arme. Nur eins wurde stärker als sein unbekümmerter Drang: die vaterländische Pflicht, die eine schlichte, gegenwärtige Stimme zu haben schien und doch aus alter Schuldverstrickung sich entlud. Auch Maximilian Schels, von Begeisterung überrumpelt, überrumpelte sich selbst und wurde ein Kriegsmann. Aus seinen Bergen holte ihn das eiserne Signal und hielt ihn fast fünf Jahre in der Ferne. Scheinbar lag seine Kunst in dieser langen Dauer brach — in Wahrheit wuchs sie im Hoffen und Harren weiter. Auch der Soldat blieb zu jeder Stunde Maler, wie wohl der Maler immer etwas vom Soldaten haben wird, ein frischer Selbsterzieher und Kamerad. Endlich schlug die Stunde. Aber der Aufrechte kehrte in eine zusammengebrochene Heimat zurück. Das München, das er wiedersah, war nicht sein München von einst. Dumpf und wirr, zwischen Größe und Erbärmlichkeit tastend, vollzog sich die Zeit. Die Buße war ungeheurer, als man je gedacht. Wer sich im Schaffen Ruhe und Klärung suchte, konnte sie bei denen, die umstürzten, nicht finden. Das nationale Unglück war nicht der Acker schöpferischer Tat, noch nicht für den Genius und niemals für den Stümper — das fühlten die Künstler, die man nie in den hohen Rat gerufen, vielleicht am stärksten. Ihre Warnung wurde nicht gehört, und sie konnten nichts tun, als in deutscher Einsamkeit untertauchen.

Auch Maximilian Schels verließ die enttäuschende Heimat wieder und kehrte dort ein, wo wirklich Friede möglich war. Oberstdorf im Algäu wurde seine Heimat, ein Aufenthalt, der nichts mit der landläufigen Sommer- und Winterfrische zu tun hat, die gute, unverwirrte Siedlung eines Wanderers und Künstlers. Die Natur, der er treu geblieben, versagte sich ihm nicht. Sie beschenkte ihn mit dem, was der Jugend bestes Gut sein muß: noch nicht zu sein, noch nicht

Digitized by Google

geprägt zu erstarren, sondern ein Werdender zu bleiben, dessen Wandlung man gewärtig sein muß. Nach seinem eigenen Ausspruch lebt Maximilian Schels, der Zweiunddreißigjährige, noch jetzt in dem Glauben, am Anfang zu stehen. Das ist keine Unsicherheit, sondern im tieferen Sinne Sicherheit. Es ist Gewähr des Wachsens.

Man darf es ihm zutrauen. Schels darf schon ein Eigener genannt werden, nicht im offenbaren Sinne des Geleisteten, sondern im verhüllten der Neubildung, die Überliefertes mit gesundem Instinkt aufzehren kann. Die Möglichkeit ist da, und hierin liegt der Reiz solcher Betrachtung, das wirklich Feste des Problematischen. Es wäre leicht, vor den bisherigen Werken von Schels deutliche Vorbilder zu nennen — mir traten besonders Josse Goossens und Carl O. Petersen, vielleicht auch Carl Reiser entgegen — aber ob hier die Beeinflussung Tatsache oder Zufall sein mag, sie kann zerbröckeln, weil eine persönliche Vitalität noch ringt und Vorbilder durchleuchtet. Täte sie es nicht, hätte man den Glauben nicht an die gesunde Werdekraft, so wäre nur ein Geringes hier zu sagen, und der Mann, der in die Zukunft schreitet, hätte für uns keine Gegenwart.

So aber, wie er bisher geworden, folgt ihm der Blick mit Wohlgefallen. Endlich mal einer, der nicht „exprimiert", was ihm niemals ehrlich imprimiert worden ist — das sagt man sich, und es ist nicht wenig wert. Kein Gaukler des Auges, der auf Überraschungen lüsterner Sinne spekuliert. Was er gibt, ist vielleicht nicht groß, aber es ist gut, weil es redlich ist. Richtung in sich haben, nicht Richtung draußen suchen — wie einfach sollte doch diese Wahrheit für jeden

In Walser Tracht. Sammlung Kommerzienrat Desch, Aschaffenburg

Digitized by Google

Aufstrebenden sein, aber sie wird immer wieder verkannt. Die Mehrheit schaut und horcht und will etwas aufschnappen — die Tragik der Nachtwandler wird von den emsigen Tagwandlern immer weiter verwaschen. Ein Sohn der Nacht, die das Licht entzündet, ist Maximilian Schels nicht — auch er bleibt wohl ein Kind des problemlosen Tages. Aber er wird sich ehrlich in seinen Grenzen bewegen. Sein Auge sieht, was es sieht, seine Hand gibt wieder, was sie erfühlt — er borgt nicht, denn dann würde ihm die Algäuer Luft nicht schmecken.

So aber lebt er zuversichtlich seine Oberstdorfer Wandertage, fern vom Münchener Kunstmarkt. Skiläufer und Maler, Bergsteiger und Künstler — das bürgt für Treue in dieser ungetreuen Zeit. In diesen Blättern ist die Wiedergabe eines Bildes, das wohl besonders charakteristisch den Menschen und den Künstler zeigt: Der vermummte, emsig arbeitende Maler, dessen Skier im Schnee stecken, dessen Sonnenschirm und Geräte wie seltsame, bunte Gewächse in der weißen Winterlandschaft anmuten. Die Atmosphäre der Wanderandacht — besonders fein in der Bergkette und ihrem Himmel festgehalten — verbindet sich mit dem Humor des jungen Übermutes, der sich mit Vergnügen selbst zum Besten hat. Das Seltene an diesem Bilde ist, daß es dem Betrachter die Fähigkeit gibt, Geheimes zu belauschen, ohne Verlegenheit und Verdacht. — Wendet man sich zu dem leuchtenden Bilde, das den einsamen Skifahrer als Beobachter zeigt, der dramatischen Szene des sonst undramatischen Oberstdorfer Lebens, so behält man die Frische der Distanz, auch wenn man in die Begebenheit des Bildes tritt. Skifahrer umstehen das Ziel des Wettlaufes — sie wissen nicht, daß sie in ihrer bunten Vermummtheit drollig sind, und wenn sie es wüßten, würde es sie ganz gewiß nicht stören. Man möchte ja zufälliger Farbenfleck in der Landschaft sein — das Ungestüm des ausgestreuten Lichtes reißt jeden gesunden Menschen mit. Mann und Weib vergessen einander und sind in menschlicher Verschwisterung geborgen. Das Tüchtige regiert, und wesenlos wird jede bewußte Feierlichkeit.

Auch die dörfliche Szene, die wohl den Sammelplatz für eine Prozession darstellt, atmet fröhlich farbige Gemeinschaft. Die Menschen, die hier dargestellt sind, haben etwas Zeitloses und könnten ebensogut vor hundert Jahren ihren alten Brauch vollziehen — nur wurden dazumal noch nicht solche Bilder gemalt. Atmosphäre und Zeichnung gehören dem Künstler unserer Tage.

Die Algäuer Winterlandschaft hält ihren Maler zwischen asketischer Farbenarmut und glühender Buntheit. Tiefe Einkehr in beide Gesichter der erforschten Natur zeigt Maximilian Schels. Man findet hier Wieder-

Veteranenfest in Vorarlberg. Im Besitz von Frau C. Roßner, Oberstdorf

Digitized by Google

Skispringen auf Schrattenwang. (Mit Erlaubnis des Verlages von D. & R. Bischoff, München)

gaben jener Bilder, die ihren Schöpfer streng ins Zeichnerische drängten. Die weißen Stufungen des Schnees, reicher vielleicht als alle Tinten anderer Jahreszeiten, sind aufgespürt und beherrscht. Was dunkel bleibt, ist Farbe — sonst herrscht Winterton. Um so feiner trachtet die Erkenntnis der Formen die große Eintönigkeit zu überwinden. Wie in dem weißen Gebirgstal Häuschen und Bäumchen stehen, das ist gewachsen und erschaut. Dem abschließenden Hochgebirgshorizont fehlt der Schleier neuer Sphären nicht, und die Kirche, nur an sich gegeben, wacht über unsichtbaren Menschen.

Persönlicher noch ist das zeichnerische Bild „Skispuren". Da ist es einmal festgehalten, was der fabelhafte Menschenvogel auf der reinen Höhe treibt. Man denkt an Riesen, die dort oben diese Runen, diese rätselhaften Wegspuren finden. Eine echt malerische, nicht literarische Symbolik des schönen Spieles, das wir Sport nennen. Das wirre Netz der Skispuren scheint seine strengen, mathematischen Gesetze zu haben. Ornamente, die der Wind verweht, werden von eisigen Gipfeln betrachtet. Es ist gewiß ein bedeutsamer Trieb, keine spielerische Laune, die den Maler einen breiten, dunklen Schatten von links auf das Schneefeld werfen ließ. Der Schatten kommt von einem unsichtbaren Berge, aber er kann auch von einer drohenden Macht kommen. — Wenn in seinen weißen Bildern eine herbe Läuterung lebt, so wird sie in die farbigen Kompositionen von Maximilian Schels als sichtendes und kluges Geschmackselement gerettet. Ein Beispiel für die feine Palette des Schneemalers gibt das Interieur mit der Frau „In Walser Tracht". Hier ist das Kulturdokument, das der Betrachter des farbenfrohen Volkskünstlers braucht, um seine Möglichkeiten für größere Kunstgebiete zu ermessen. Die farbige Komposition des Bildes ist von einer Feinheit, die nicht oft begegnet. Und wie es immer bei echten Koloristen geht — sie lassen auch als Menschenschilderer nicht im Stich. Dem Künstler, der ein ganzes Bild sieht, kann eben das formale Kunststück nicht genügen — Linie und Farbe, Raumteilung und Rhythmus gehören ihm zur Seele des dargestellten Menschen. Es befriedigt sehr, den derben Wanderer hier auf so feinen und stillen Wegen zu sehen. Er verläßt auch hier nicht seine malerische Aufgabe, und das Ergebnis ist keine „genrehafte", literarische Verirrung. So sehr uns auch der geistige Inhalt in jedem Bildwerke nottut — feuilletonistische Niedlichkeit darf nicht wiederkehren. Es ist zu hoffen, daß Maximilian Schels der Verführung der Alten und der Neuen entgehen wird. Er will nicht geistlos eine formale Erfindung

Digitized by Google

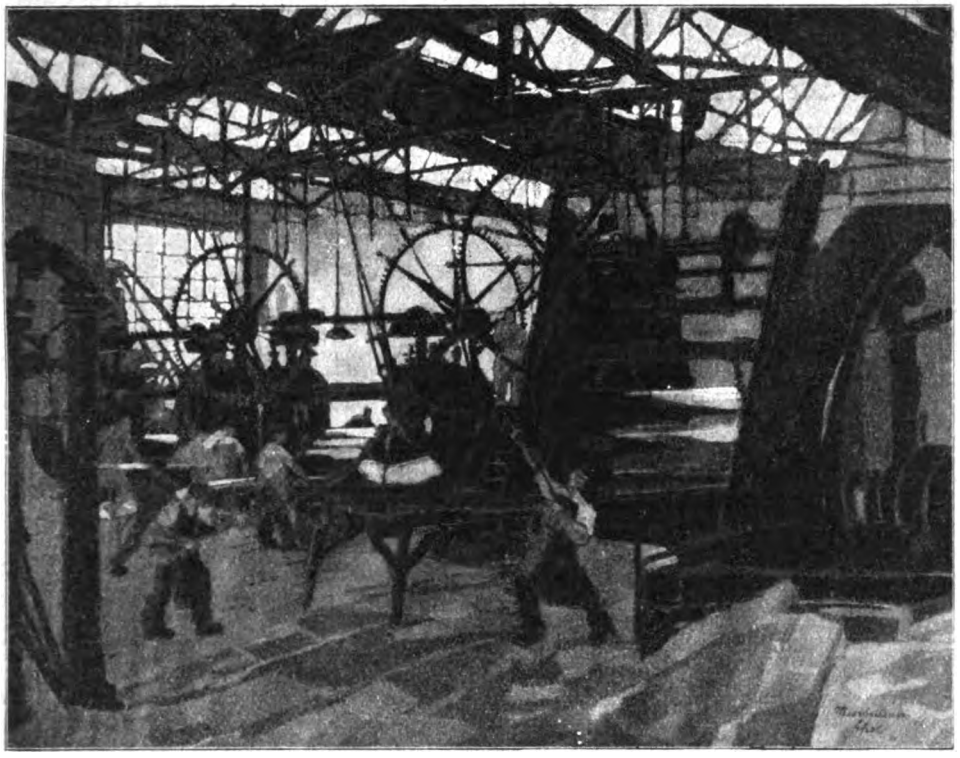
aufdrängen, aber er stützt sich auch nicht auf den Vorgang, der nur Material des Malers ist. Diesen hält sein guter Instinkt in stummer Sichtbarkeit — jene läßt er bescheiden und rein aus sich wirken. Man liest in den Zügen und den niedergeschlagenen Augen der schmucken, jungen Frau. Gedanken über die Gegenstände neben ihr, ob es ein Musikinstrument oder ein alter Krug ist, huschen durch den Kopf des Betrachters — dennoch formt sich keine Handlung, kein Ereignis. Das leuchtende Gelb des Schrankes spricht seelisch ebenso mit in diesem Bilde, wie die triebhaft keusche Haltung der jungen Frau. Die Kraft ihres grünroten Halsschmuckes zwischen den anderen, zarteren Farben „sagt" soviel, wie der ländliche Musikus, der nicht mehr im Bilde ist und sein Instrument zurückgelassen.

Talente bringen immer wieder Überraschungen. Daß wir sie bei Maximilian Schels noch zu erwarten haben, bekundet das Bild, das abseits von allen anderen steht: das zeichnerische Gemälde „Fabrikraum". Der Weg zu dieser Studie aus der eigentlichen Schaffenswelt des Künstlers ist nicht ersichtlich — man muß ihn hinnehmen und kann sich an dem Dokument der Vielseitigkeit freuen. Vielleicht ist es das noch nicht, vielleicht zeigt sich nur erst der Wille, andere Felder zu bebauen. Ob es den Alpenwanderer reizen wird, oft in die Niederungen der sozial Bestimmten einzukehren, ist zweifelhaft. Aber ein ernster Wille war es, der ihn hier begleitete. Wie er draußen die Atmosphäre und den Rhythmus der Dinge gab, so fand er sie mühelos auch drinnen.

Vielleicht ist es von dieser engen Fabrik nur wenige Schritte weit bis zu einem Punkt, wo man aufatmend die Arme nach der ganzen Bergesfreiheit breiten möchte. Wäre von dieser Diskrepanz noch etwas in den Fabrikraum des Oberstdorfer Malers gekommen, so stände man vor einem tieferen Wert der Erfindung. Was gegeben ist aber, hat die seltene Wahrheit der Bewegung. Diese Maschinen stehen nicht still, und die dumpfen, eingesperrten Arbeiter sind so ehr-

Selbstbildnis im Schnee. Ausschnitt aus einem Gemälde des Künstlers in der Sammlung M. Hahn, Köln

Digitized by Google



Fabrikraum. Gemälde. Im Besitz von Frau Kommerzienrat Kretzer, Berlin

lich tätig wie der frische Maler und Skifahrer. Algäuer verschiedener Zeiten und Stufen, brüderlich doch als Schicksalsgenossen der Heimat. Man möchte dem Künstler wünschen, was man dem Arbeiter leider nicht mehr wünschen kann: der Industrie in jeglicher Gestalt soll er davonfahren auf seinen Schneeschuhen und mit seinem leichten Malergepäck.

Der Weg, den Maximilian Schels bisher gegangen, deutet an, daß solcher Wille immer in ihm leben wird.

Wohin er ihn führt und einzig führen kann, erzählt schon eine geschaffene Arbeit: „Das Kirchenfest in Lech", das wohl sein bestes bisher ist. Auch hier ein Vorgang ohne Deutung, ein Rhythmus ohne Betonung, eine Atmosphäre ohne Steigerung außerhalb der Natur.

Aus solchen Bildern, die von einem Jungen kommen in unserer allzu jungen Zeit, ist ersichtlich, daß in jeder gekonnten Kunst das Richtungsgeschwätz verstummt. Was hier gegeben ist, konnte ohne den Naturalismus nicht auskommen, und der Expressionismus half dem Impressionismus ans Licht. Alle „Ismen" schweigen schließlich in einem Menschen wie diesem Künstler, der wiedergeben kann, was er erschaut, und von jener Macht gelenkt wird, die Geschmack oder Gefühl oder Gemüt genannt werden kann, gleichviel — sie ist im Letzten und im Eigentlichen das Künstlertum.

„Das Kirchenfest in Lech" versichert uns als Erfüllung, daß Maximilian Schels eine Hoffnung ist. Sein Wille bedeutet jetzt noch mehr das Persönliche seiner Kunst, als das Geleistete — aber wo der rechte Wille ist, folgt auch die rechte Tat. Vorbilder schwinden, Bilder treten auf und zeigen den Mann. Dann wird vielleicht ein so fertiges Werk, wie der fröhliche „Jahrmarkt", der hier wiedergegeben ist, als historisch anmuten, aber gerade an ihm wird man den technischen Weg eines Künstlers studieren können, der an einem Goossens nicht vorüberkam, weil er den Schels noch nicht hatte.

Naive Nachempfindung ist fern von bewußter Nachahmung. Was ihm gefiel, mußte ein malerisch bewegtes Gemüt noch einmal geben.

Doch in der Anlehnung zeigt sich schon die Trennung.

Der Mut zum pastosen Farbenauftrag, die Sicherheit, mit andeutenden Flecken bewegte Menschen zu skizzieren und die Gesamtwirkung der Distanz verstehender Augen anheimzustellen, ist Eigenart, die von Freunden Abschied nimmt und im selbstgefundenen Reiche nicht ihr Gegner zu sein braucht.



Digitized by Google

# Der Graf Colonna

## Novelle von Sophie Hoechstetter

Doktor Robert Braun, achtundzwanzig Jahre alt und etwas kränklich, steckte mit einem bitteren Lächeln die Hälfte seines Monatsgehaltes ein, denn die andere war schon als Vorschuß erhalten und verbraucht. Er ging zu dem häßlichen Tisch zurück, an dem er arbeitete, fühlte sich als der Sklave des Lehrbücherverlages, und brachte gelangweilt und in klarem Deutsch seine Schilderung des Charakters von Friedrich II., dem Hohenstaufenkaiser, ein Stück weiter.

Die Sonne des ersten Maitages konnte nicht in das gräßlich-rot tapezierte Hinterzimmer in der Potsdamer Straße dringen, denn es lag nach Norden und in einen engen Hof hinein. Es arbeitete noch ein Mensch in demselben trübseligen Raum, der war verwachsen, verbittert und neidisch. Seine Feder ging kratzend, seine Augen beobachteten zuweilen den lästigen neuen Genossen — Braun fühlte, dieser Kollege war sein Feind und würde ihn von seinem Platz wieder verdrängen, sobald sich der geringste Anlaß bot.

Doktor Robert Braun sehnte sich in die Vogesenpässe — denn da hatte er etwas wie Glück empfunden. Fast zwei Jahre lang, zwei seltsam schöne Jahre war er da draußen mit jeweilig nur einem Kameraden in der großen Einsamkeit, auf einer Wachstation gewesen. Man wartete immer auf die Gefahr. Immer schwebte es in der Luft von kommenden Ereignissen. Und man lebte eine Robinsonade, fühlte sich in der Frühe der Menschheit —

Ach, wenn das wieder sein könnte —

„Wollen Sie Überstunden machen, Herr Doktor?“ klang des Buckligen hohe, klanglose Stimme. „Das Sitzen haben Sie in der Gefangenschaft freilich gelernt.“

Braun verachtete schweigend. So, der Mensch hatte herausgebracht, wie lange er in Bern auf die Freilassung warten mußte. Der Bucklige machte eitel Toilette. Er kämmte vor einem Taschenspiegel sein feuchtes Haar, enthüllte beim Rockwechsel ein furchtbar geflicktes Wollhemd, — zog Papierröllchen an und trat dann mit einem frechen Lächeln zu Braun: „Ich muß hier abschließen.“ —

Doktor Robert Braun ging die Potsdamer Straße herunter. Sie wurde langsam eleganter, die Ladenfenster größer, und man konnte sich flüchtig darin betrachten.

Der neue Anzug saß recht gut. Sein Gesicht hatte eine unauffällige Haut. Der kleine Schnurrbart stand wieder ganz dicht. Ehe man im Krieg so verelendete, war man hübsch gewesen. Und jetzt?

Eine Freudigkeit überkam ihn plötzlich: da aus den seitlich angebrachten Spiegelscheiben eines großen Magazins blickte ihm in voller Deutlichkeit ein interessanter, moderner Herr entgegen, und das war er selbst. Und Geldscheine steckten in seiner Tasche.

In jähem Entschluß trat Doktor Robert Braun in das prächtige Magazin.

Da flimmerte es von silbernen Bürsten und Kämmen, von kleinen Spiegeln, von tausend geschliffenen Flaschen. Eine Dame, so vornehm, daß man sie sich als Oberhofmeisterin des verflossenen Kaiserreichs denken konnte, fragte kühl nach dem Begehren. Doktor Robert Braun war ganz Deutscher. Eben darum konnte er der Bezauberung nicht widerstehen, die fremde Namen und Dinge an sich haben. Und so fragte er: „Gibt es wieder Parfüms von Atkinson?“ Muß man alle Erinnerungen verleugnen? Er war als sehr junger Mensch in London gewesen, und schon damals besaß er die Vorliebe für heftige Wohlgerüche. Ohne etwas anlegen zu können, hatte er oft den Laden von Atkinson and Sons in der old Bondstreet aufgesucht, lediglich, weil es da so wundervoll roch.

Die erhabene Verkäuferin sprach: „Wir

Digitized by Google

sind mit sehr schönen Qualitäten von Atkinson eingedeckt" und sie nannte Namen, nannte Preise, von denen in Friedenszeiten Familien für Wochen oder Monate das Leben bestritten.

Robert Braun roch. Aus einem der Musterfläschchen stieg die Bezauberung. Stieg der Rausch der Sinne.

„Dies ist ein Parfüm für junge, brünette Herren," sprach die gebildete Dame. Sie reichte Robert Braun ein kleines, verschlossenes Fläschchen.

Ein Kampf tobte in ihm, während die Hüterin dieses Schatzes fühllos wartete. Dann lehnte sie kühl fünf Fünfzigmarkscheine ab und wies zur Kasse. —

In dem kleinen Zimmer der Pension am Karlsbad, der Wohnung Doktor Brauns, stand halb erkaltet eine Kanne mit Kaffeeersatz. Ja, Fräulein Behr, die ihm sonst den Kaffee selbst brachte, war wohl mit den andern ausgeflogen. Auf seinem Schreibtisch fand er eine Schachtel feiner Zigaretten und ein Zettelchen von der reizenden Frau von Immisch! Wie gut von ihr! Er las, daß sie bis Sonntag abend mit Fräulein Behr verreist sei, und legte den Zettel weg. Dann stürzte er den abscheulichen Kaffee hinunter und aß sprödes Brot, denn er war ein wenig hungrig. Und nun kam festliches Tun. Seine Hände öffneten hastig und zitternd die Phiole mit dem Wohlgeruch.

Gebeugt über den Schreibtisch saß er. In der linken Hand hielt er das Fläschchen, mit der rechten schlug er die Blätter eines ewigen Gedichtes um. Unsterbliche Verse und ein betörender Wohlgeruch. O, es gibt noch Schönes auf Erden —

Schönere Dichtungen, das gestand er sich ergriffen, gab es, als die dem deutschen Vaterlande wenig bekannten Romane von Robert Braun. Schönere Düfte, als den einschmeichelnd-aufreizenden Geruch, der dem Fläschchen entstieg, gab es aber wohl keine. Und er genoß mit seiner Seele und mit seinen Sinnen —

Flüchtig tauchte einen Augenblick die Gestalt des Buckligen von der Redaktion für Schulbücher vor ihm auf. Nicht des Hasses wert. Nur einen Augeneindruck, vielleicht vom Schicksal hingestellt um eines Gegensatzes willen.

Und Robert Braun dachte an seinen Freund —

Er lächelte. Er wollte es dem Freund erst später mal erzählen, was er da in der Redaktion ausgestanden. „Einen Freund betrügen, ist eine Sache von zärtlicher Beschaffenheit", hat Christine Wasa, des großen Gustav Tochter, gesagt. Er betrog den Freund ein bißchen, wenn er vorgab, er arbeite sehr Interessantes und werde fürstlich honoriert. Aber es lag ihm gerade nicht, den Kredit des Freundes zu beanspruchen. In wenig Zeit war er ja doch bei ihm, und die kleinen Unterschiede, die zwischen ihnen waren, verschwanden vor der Idealität ihrer seelischen Beziehungen.

Im Duft, der aus der Phiole stieg, und im Rhythmus des unsterblichen Gedichts, das in altes Leder gebunden auf dem Schreibtisch lag, gedachte Robert Braun der Nachtgespräche mit seinem Freund in den Vogesenpässen. Er lächelte wieder. Einziges hatten sie da erlebt.

Er zündete sich eine Zigarette an, und die Spenderin fiel ihm ein: eigentlich verdiente es die liebenswürdige Frau von Immisch, daß er ihr endlich einmal von seinem Freunde erzählte —

Der andere Tag war ein Sonnabend, und Doktor Robert Braun wurde schon um zwei Uhr von seiner Tagesarbeit erlöst. Auf dem Heimweg kaufte er sich einige Malpappen, Pinsel, Ölfarben. Eine drängende Lust überkam ihn, seinen Freund aus der Erinnerung zu malen. Die Photographien waren nämlich im Koffer. Um den Koffer führte Braun einen langwierigen Schriftwechsel mit der Reiseversicherung. Der Koffer kam nicht — und die Versicherung gab kein Geld. Nun — er mochte es dem Freund nicht schreiben, daß er die Bilder verloren. Es lag ihm eher, nächster Tage den Photographen aufzusuchen und sich neue Abzüge von den Platten machen zu lassen. Vorerst malte er den Freund aus



Digitized by Google

dem Gedächtnis. Eine interessante Sache. Neben dem Farbengeschäft war eine Post. Da fiel Braun ein, er müsse seinem Bruder eine Nachricht geben. Er kritzelte ein längeres Telegramm und lachte dabei. Sein Bruder war in der bescheidenen Stelle eines Hilfslehrers auf dem Dorf. Es hob vielleicht sein Ansehen, wenn er ein Telegramm empfing. Dann ging er heim.

Bis die Dämmerung kam, war eine kühn hingeworfene Farbenskizze auf der Malpappe. Sie schlug rasch ein, die Farben wurden glanzlos, und das paßte für die gewisse Düsternis des Motivs, denn er hatte den Freund als Hamlet gemalt: nur das blasse Gesicht und eine Andeutung der Schultern.

Robert Braun betrachtete sein Werk: natürlich, man war Dilettant. Aber ganz so, was den geistigen Ausdruck betraf, hatte der Freund ausgesehen, wenn er am stillen Feuer in den Vogesennächten mit der jungen, dunklen Stimme Hamlet sprach. —

Der Sonntag kam hell und schön herauf. Robert Braun ging durch die Siegesallee, das Brandenburger Tor und die Linden entlang, bis zu einem weltberühmten „Atelier für moderne Lichtbildkunst".

Er war da bekannt, ließ sich hinauflisten und wurde von dem Inhaber kordial begrüßt. Gar oft hatte Doktor Braun hierher die Träger interessanter Köpfe für die Schaukästen gebracht, und auch Exemplare seiner Romane mit Widmungen. Der große Photograph war in Eile: er erwartete den Reichspräsidenten. Früher kamen Prinzen und Herrscher und alle Generäle des Kaiserreichs. „Es ändern sich die Zeiten," sprach der Lichtbildkünstler und klopfte Braun liebenswürdig auf die Schulter. „Wie? Ja, ja, der Freund. Verstehe. Bestimmt ist noch ein Abzug da." Und er führte Robert in ein kleines Zimmer, wo in vielen, vielen Mappen alle Menschen zu finden waren, die hier photographiert worden.

Robert ließ sich in einen Klubsessel fallen und begann zu blättern. Welch eine Fülle von Gesichtern! Alte und junge, schöne und häßliche, große Weltdamen, Arbeiterinnen des Geistes, Mütter mit Kindern — Prinzen, Fürsten, Offiziere, Schauspieler, Virtuosen, Dichter und Ausländer aller Nationen. Robert Braun suchte und suchte. Er blickte wie in einen Rausch von Gesichtern, von Charakteren, von Affekten — Und endlich hatte er das schöne Gesicht des Freundes gefunden —

Er lief gleich damit nach Hause.

Die Pension verhieß keinen unterhaltenden Tag, denn Fräulein Behr und Frau von Immisch kamen erst in der Nacht zurück, erzählte der pensionierte Gymnasiallehrer, der in den Karpathen ein Bein gelassen und dafür einen Nervenchok eingetauscht. Professor Mentz war heute irgendwo eingeladen, und die anderen Gäste des Hauses reizten Braun nicht. So beschloß er, den zweiten Teil des Sonntags in Sanssouci zu verbringen.

Dort war zwar viel Publikum, aber Robert Braun hatte die Kraft, damit umzugehen, wie Goethe mit dem Tod, das heißt, es nicht zu statuieren. Als ein Einsamer fühlte er Schloß und Park, Treppen und Terrassen. Er stolzierte mit Eigentümerschritten umher, und gedachte Friedrichs des Großen und seiner Freunde. Der Abt von Sanssouci und die Eremiten. Wundervoller Gedanke!

Was war Friedrichs des Großen Menschlich-Schönstes gewesen? Sein freundschaftliches Herz. Wilhelmine, der Schwester, Jordan, Keith, Knobelsdorf, Voltaire, hatte sein Herz gegolten.

Robert Braun dachte an seinen Freund.

Ach bald, bald, kam er wohl.

Und Robert Braun stand oben auf dem Ruinenberg — betrachtete in gerührtem Erinnern die Torsen von Säulen in steinernem Elan — Halb unbewußt kamen ihm Verse auf die Lippen:

„Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
Die Veilchen nickten dort so sanft.
Es war ein Traum —"

Daß man gerade an Heine denkt, wenn man um sein deutsches Vaterland traurig ist. — Robert Braun wischte das fort. Er war im Garten, im Weinberg Friedrichs

Digitized by Google

des Einzigen, des großen Freundes. Und erschüttert von Sprache, Rhythmus und Sinn der Worte sagte der Einsame laut in den verglimmenden Abend hinein:

„Adler Friederichs des Großen,
Rausche auf und decke du
Die Verlassnen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu." —

Robert Braun saß vor seinem Manuskript für das Schulbuch. Hinter ihm kratzte die Feder des Buckligen. Der Verlagsdirektor kam herein und brachte eine Handvoll Korrekturen. Sie mußten heute abend noch in die Druckerei zurück.

Das hieß Überstunden. Man mußte sie hier absitzen. Der Bucklige lachte hämisch. Er verstand keine fremde Sprachen. Darum saß Robert Braun neben ihm. „Es ist Zeit, daß die Republik endlich die sinngemäße Rechtschreibung einführt," sagte der Genosse. Braun würdigte ihn keiner Antwort.

Gegen Mittag wurde er an den Fernsprecher gerufen, der auf dem Tisch des Buckligen stand.

Frau von Immisch rief ihn an. Braun nannte ein paarmal den Namen, um den Buckligen zu reizen. Ein Telegramm sei für ihn da? Ach, bitte, er könnte heute erst zum Abendbrot zurück sein. Frau von Immisch möchte es doch öffnen und in den Apparat hinein sagen. Robert Brauns Gesicht verklärte sich, als er hörte: „Ich bin in zwölf Tagen Berlin und abhole dich. Tankred."

In seiner Herzensfreude wiederholte er laut den Text.

Der Bucklige spähte aus gelben Augen. „Wollen Sie kündigen?"

Diese Lust gönnte ihm Braun nicht. „Na, für einen Abend im Adlon werde ich ja wohl nicht kündigen müssen," sagte er lässig. —

Die fünfundzwanzjährige Witwe des Leutnants von Immisch strahlte Robert Braun an und verfiel vor Vergnügen in ihr heimatliches Ostpreußisch: „Antschuldjen Sie, trautster Herr Doktor, aber wer heißt denn in einem hannöverschen Dorfe Tanred?"

„Das wollte ich Ihnen schon lange erzählen," antwortete Robert Braun fröhlich. Und er berichtete: „Wie Sie aus dem Telegramm hörten, kommt mein Freund Tankred Graf Colonna in zwölf Tagen hierher. Seine Großmutter mütterlicherseits hat ein Schloß im Hannöverschen! Darum heißt dort jemand Tankred. Seine Eltern sind lange tot, er ist der einzige Erbe der Großmutter. Und wurde schon als Kind naturalisierter Deutscher. Wir waren Kriegskameraden — in den Vogesenpässen —"

„Tankred Graf Colonna," wiederholte Freiin von Immisch, und in ihren braunen Augen, die unter schwarzen Wimpern aus einem blühenden Gesicht mit sehr reiner Haut blitzten, brach erstes Interesse. „Nein, was für ein pompöser Name. Ist er jung?"

„So jung wie Sie," antwortete Robert Braun galant.

„Ist er hübsch?"

„Das nicht. Aber schön."

„Ist er reich?"

„Ich kann es nicht verneinen."

„Ist er klug?"

„Ich weiß es nicht. Er hat Genie!"

Frau von Immisch lachte hellauf. „Und das alles erfahre ich erst durch den Zufall. Immerfort haben Sie uns von Ihrem verlorenen Koffer und von Ihrem ekligen Buckligen auf der Redaktion erzählt und von dem Ärger mit den Verlegern, von der Gefangenschaft in Bern — und den Freund verschwiegen Sie."

„Es läßt sich nachholen," lächelte Braun. „Bedenken Sie, liebe Frau von Immisch, daß ich doch erst drei Wochen die Freude habe, Sie zu kennen. Nicht wahr, ich bin momentan nicht in glänzenden äußeren Verhältnissen, das ganze Gepäck weg — eine für den Moment angenommene, etwas untergeordnete Stellung — also, genug Gründe, nicht von einem so schön betitelten und reichen Freund zu plaudern —"

„Anständiger Kerl," murmelte Frau

Digitized by Google

Immisch nicht ganz unhörbar. Und dann fügte sie mit ihrer klaren, lauten Stimme hinzu: „Kommen Sie auf meinen Balkon. Ich habe von der Reise was Hübsches mitgebracht. Kuchen aus Eberswalde. Und Bowlenwein. Nämlich: eine Flasche Sekt. Und sogar Treibhauserdbeeren. Rauchen wir erst eine Zigarette zusammen und Sie erzählen mir. Denn nachher habe ich zu der Bowle den Professor und Fräulein Behr gebeten."

Die Zigaretten leuchteten auf. Frau von Immisch saß in einem Korbstuhl Braun gegenüber. Sie lachte und zeigte wundervolle Zähne. „Nein, wie mich das interessiert. Ich höre doch so gerne von Menschen. Ich habe so einen Menschenhunger. Also, im Hannöverschen hat Ihr Conte eine grand' mère?"

„Die alte Dame gehört zu jener Rasse, deren Wiege der Koffer, deren Heimat die table d'hôte ist. Trotz Krieg und Revolution lebt sie immer in Bädern, in der Schweiz, in Wien und so weiter."

„Das ist fabelhaft interessant," unterbrach Frau von Immisch. „Meine Großmutter ist auch so viel gereist — immerfort Cannes und Nizza, Sankt Moritz und so weiter. Und Monte. Natürlich spricht diese grand' mère alle Sprachen. Ihr Freund wohl auch?"

„Ja, natürlich spricht er die üblichen Sprachen — aber auch vollendet Deutsch. Und am liebsten Deutsch."

„Hat er studiert? War er aktiver Offizier? Ach, erzählen Sie doch."

Robert Braun erzählte. Und Frau von Immisch war so gebannt von dem, was sie vernahm, daß beide nicht merkten, Fräulein Behr und Oberlehrer Mentz warteten schon an der Balkontür, um beachtet zu werden.

„Wir möchten nicht indiskret sein," kam da aus einem ergrauenden Spitzbart die Stimme des Oberlehrers. „Und doch, Herr Doktor, wir sind nicht taub, und es klang so schön, was Sie eben erzählten. Einsam auf der Wacht in den Vogesenpässen — und ein Freund, der alle Bücher ersetzt, weil er aus Faust, Hamlet und Zarathustra rezitiert. Ach, ich beneide Sie. In den Karpathen war es anders." Die Bowle wurde bereitet. Frau von Immisch war in freigebiger Laune. Sie hatte in Eberswalde einen Onkel besucht, von dem stammte die Spende. In der Pension der Leutnantswitwe waren Sektbowlen nicht vorgesehen.

Fräulein Behr hatte kleine Gläser gebracht, weil da eine Flasche noch mehr wirkt. Sektbowle! Ach wie lange war sie nicht mehr getrunken worden. Einst, als Fräulein Behr noch kein Fremdenheim hatte, sondern viele Verehrer, da freilich. Jetzt wandte sie mütterliche Akzente an den verwitweten Lehrer. Man konnte nicht wissen — das Herz hat sich im Laufe der Jahre sooft gewandelt, am Ende fand es noch Reize an Doktor Mentz.

Frau von Immisch hob das Glas. Sie lachte frisch, ansteckend heiter, aus ihrem starken, braunen Haar kam ein leiser Duft wie von Weichselholz. Sie stieß mit Braun an: „Auf das Wohl des Freundes," sagte sie herzlich und neugierig. „Sie müssen uns noch mehr erzählen — denken Sie, meine Herrschaften, der Doktor hat uns einen interessantesten Freund bisher unterschlagen."

„Ah!" Fräulein Behr machte runde Augen. „Die Photographie?" Sie erklärte schnell, da Else, das Mädchen, so unordentlich sei, habe sie heute in allen Zimmern nachgesehen, und die wunderschöne Photographie bemerkt. Auf das Gebot von Frau Immisch mußte Braun sie holen. „Dies ist nicht die beste Wiedergabe," sagte er, „die anderen habe ich in meinem Koffer."

Frau von Immisch versank in den Anblick. Ein edles Jünglingsgesicht mit dunklen, großen Augen, etwas welligem Haar, das wohl schwarz sein mußte, nahm sie gefangen. Welch ein Mund! Fast völlig antik. Eine hochmütige Nase. Ein wundervolles Oval des Kopfes. Frau von Immisch bekam schmachtende Augen. Betört gab sie sich dem Anblick hin, währenddem Robert Braun Bowle trank. Sie schmeckte

Digitized by Google

ihm so seltsam gut. Und vom Tiergarten herüber kam junger Blätterduft —

„Wo haben Sie denn den Grafen Colonna kennen gelernt?“ sagte der Gymnasiallehrer.

„Im Kriege?“ rief Frau von Immisch. „Oder schon vorher?“

„In Rom,“ antwortete Braun.

„In Rom?“ Der Gymnasiallehrer sagte es scheu. Und dann brach ein altes Herzeleid aus ihm. — Seit er das Matur gemacht, vor nunmehr dreißig Jahren, sehnte er sich nach der Romreise. Aber zuerst, bei der Anstellung, nun ja, da war er es der Jugendfreundin schuldig, die Hochzeit nicht länger hinauszuschieben. Und dann kam ein kränkliches Kind und das Siechtum der Frau. Und dann kam der Krieg.

Robert Braun wurde gerührt. Eigentlich hatte er die erste Begegnung mit Colonna nicht erzählen wollen. Aber weil nun die Romsehnsucht so trauervoll aus dem Oberlehrer brach, und vielleicht auch, weil die Bowle Braun ein wenig verwirrt hatte, gab er sein Geheimnis preis. Er lehnte sich in den Stuhl zurück, seine Augen suchten das Stück Himmel über den Häuserreihen des Karlsbads, und er begann: „Auch meine alte Sehnsucht war Rom, Herr Doktor. Doch als ich endlich die Stadt, die ich sooft in Gedanken die ewige genannt, erreichte, war durch ein bitteres Erleben meine Seele rastlos geworden. Ich war mir trostlosen Verhältnissen entlaufen. Ich bin so egoistisch gewesen, daß ich zu der Reise mir die kargen Ersparnisse meines Bruders geben ließ, der eben eine Hilfslehrerstelle bekam und mir die zweihundert Mark lieh, mit denen ich meinen Weg über die Alpen machte. Also — alles so heiß Ersehnte lag mir wie tot da. Ich hatte nur einen anderen Schauplatz für mein Elend gewählt. Der einzige Anzug, den ich mithatte, war schäbig geworden, und da ich die Scheu nicht verlor, mich wie ein Prolet zu zeigen, ging ich nur mehr abends aus. Ich habe viele, viele Nachtstunden in dem ungeheueren Rund des Kolosseums verbracht, bis die Nacht mit dem wundervollen Erlebnis kam. Sie alle kennen Bilder vom Kolosseum, nicht wahr? Also, ich hockte da zwischen den Steinen und wartete auf Inspirationen. Ich bedachte wohl ein Drama oder einen Roman —

„Da kam durch das ungeheuere Rund eine schlanke Gestalt. Sie näherte sich der Stelle, wo ich im Grase kauerte, und ich sah in geringer Entfernung einen wunderschönen Jüngling von vielleicht neunzehn Jahren.

„Er trug den Hut in der Hand — hatte einen weißen Anzug an, ein Mantel hing ihm lose über die Schultern —

„In lautloser Betroffenheit sah ich ein fast antikes Gesicht.“

Frau von Immisch griff wie in Andacht nach der Photographie.

„Dieser junge Herr ging mit stolzen, pathetischen Schritten zu einem Marmorblock, sprang hinauf — warf den Mantel ab und stand in weißer Schlankheit steil da. Er hob ein wenig die Arme — und sprach mit einer wundervollen, tiefen, bebenden Stimme in das große Schweigen hinein Anfang- und Schlußstrophen des berühmten Gedichts von Lord Byron: Rome —“

„Ah,“ rief der Oberlehrer, „deklamieren Sie es uns doch.“

Und Robert Braun hob an:

„Oh Rome! My country! City of the soul . . .“

„Sie können sich denken, wie mich in meiner Stimmung diese Verse, gesprochen von einer zauberhaften Stimme, berührten. Ich schluchzte fast. Da begann die Stimme von neuem, und zwar eine Improvisation. Mein Freund schreibt dergleichen nicht auf, und so kann ich Ihnen nur ungefähr den Inhalt wiedergeben. In einem jugendsprühenden Elan rief er in die Nacht hinaus:

Götter und Helden, Cäsaren und Weise
Und ihr Armen, namenlos wieder zu Staub versunken,
Hört ihr den Schlag meines Herzens in trunkener Nacht?

Digitized by Google

Was euer spielender Wille zum Leben geschaffen,
Was eure Hirne an Taten und Denken ersonnen —
Was ihr erlitten, unfrei und duldend —
Ich, der ich lebe — vermag
Eure Jahrtausende in der Flut von Sekunden
Durch mein bebendes Herz zu nehmen
Wie die Lippe den Regentropfen,
Der aus Wolkengottnähe zu flüchtigem Kuß
Sie berührt —
Ewiges Rom. Steinerstarrt Herz von Welten,
Die du alle Tragödien gesehen, die je
Über diese Erde gezogen —
Hier bin ich, hier bin ich —
Und die endlose Melodie deines Seins
Klingt mir so nah und so süß
Wie dem Geliebten das kleine Wort,
Das sie zur Nacht ihm scheu am Ohre flüstert — — —
Ewiges Rom —
Deine chernen Ungewitter
Schlafen in Gründen der Zeiten —
Meine beflügelte Seele
Fragt: Ist der Weltraum nicht größer?
Denn noch nicht fand ich Echo
Für meinen süßesten Rausch —

„So ungefähr endete die Rhapsodie — und der schöne Jüngling verließ die Trümmerstätte, so schnell, wie er gekommen. Ich hatte antworten wollen — ich hätte den Flüchtigen halten mögen — denn ein Zwang löste sich von meiner Seele und Sehnsucht erfaßte mich, diesem jungen, feurigen Menschen mein ganzes Innere zu zeigen."

„Und Sie ließen ihn gehen?" fragte atemlos Frau von Immisch.

„Ich schlich ihm nach. Durch viele, viele Straßen. Bis er hinter dem Portal eines reichen Hotels verschwand. Dann tappte ich zurück — in mein elendes Zimmer. Not faßte mich. Ich wollte diesen Menschen sprechen — aber wenn ich vor ihn getreten wäre, in meinen abgerissenen Kleidern hätte ich wie ein Bettler gewirkt. Ich rang mit mir. Dann schrieb ich einen Brief. Das heißt, ich ließ Clemens Brentano den Brief für mich schreiben. Ich bediente mich einiger Zeilen seines Gedichts:

„Einsam will ich untergehn
Wie der Sklave an der Kette,
Scheint der Stern, den ich gesehn,
Nicht mehr auf mein Dornenbette —"

„Ja," fuhr er aufatmend fort — „so stand es um mich, daß ich dies schrieb — daß ich dazu schrieb — ich wäre augenblicklich gerade arm — aber wenn mich der Herr aus dem Kolosseum dieser vergangenen Nacht sprechen möge, so würde ich heute gegen Abend am Grabe von Goethe filius ihn erwarten — —"

„Und dann kam er?" rief Frau von Immisch.

Robert Braun lächelte ein wenig. „Ja, er kam. Und nun möchte ich kurz sein. — Wir fanden uns —"

Frau von Immisch und der Oberlehrer begriffen, nun durften sie nicht mehr um Einzelheiten drängen, so sehr es sie danach gelüstete. Nur die Inhaberin des Fremdenheims erhob ihre Stimme. Sie saß mit gefalteten Händen da, als höre sie ein schönes Märchen, ihre Augen waren rund und sehr blau, doch ihre der Wirklichkeit zu Dreiviertel verschriebene Seele ließ sie sprechen. „Der Herr Graf hat Sie doch gleich in sein vornehmes Hotel als Gast eingeladen?" Denn das dünkte Fräulein Behr die Pflicht von Mäzenen.

Robert Braun lächelte still und überlegen, nur eine Geste deutete an, daß Fräulein Behr nicht an der Freigebigkeit des Grafen Colonna zweifeln solle.

Braun hatte Gutenacht gesagt. Er ging ein wenig unzufrieden mit sich, es quälte ihn, daß er die römische Begebenheit erzählt. Denn Erinnerung ist ein Eigentum, mit dem man behutsam umgehen soll. Doch die Bowle entschuldigte Braun ein bißchen und sie war es auch, die ihn bald in Schlaf fallen ließ.

Frau von Immisch hingegen hielt der elektrische Funke wach.

Sie mußte immerfort denken: ‚Könnte ich doch den Grafen Colonna kennen lernen' — und so gegen Mitternacht hieß es: ‚Ich schiebe den langweiligen Sommer bei meiner Schwägerin und den sechs Kindern in Gera ein wenig hinaus und warte, bis der Graf Colonna kommt. Es sind ja nur zwölf Tage.'

Im Einschlafen beschloß Frau von Im-

Digitized by Google

Beigedreht. Gemälde von Prof. Hugo Schnars-Alquist (Verlag von Ludwig Möller, Lübeck)
Original im Besitze der Seeberufs-Genossenschaft, Hamburg

Digitized by Google

Digitized by Google

misch, ihren Namen Agnes, den sie nie sehr gemocht, in eine interessantere, ja balladenhafte Agnete umzuwandeln.

Als nun der nächste Tag im vollen Maienglanz heraufzog, erinnerte sich Fräulein Behr, es sei die höchste Zeit, im Zimmer von Doktor Braun ein frühlingshaftes Großreinemachen zu veranstalten. Luft und Sonne, die Grundpfeiler der Hygiene, mußten in das Gemach geschafft werden, und da Mädchen immer faul sind, begab sich Fräulein Behr selbst an die Arbeit. Ihrem hausmütterlichen Sinne konnte das Gemälde, das ersichtlich den Grafen Colonna darstellte, nicht verborgen bleiben, und die Parfümflasche deutete auch auf gräfliche Freigebigkeit. Von ungefähr kam Frau von Immisch an der Türe vorbei und wurde gerufen, das Gemälde zu besichtigen, was mit großem Interesse geschah.

Frau von Immisch, viel kultivierter als Fräulein Behr, stach der schöne alte Lederband mit dem ewigen Gedicht in die Augen.

Dann ging Frau von Immisch aus.

Vor Frau von Immisch breiteten Verkäuferinnen herrlich lockende Strümpfe, Batist, Voile und Tüll und Seide und Spitzen aus. Gram und Lust suchten Agnetes Gemüt heim. Sie gab mehr aus, als sie eigentlich durfte. Aber dann war es doch sehr hübsch; wie so die Maisonne in das gemütliche Pensionszimmer fiel, die Schere durch Stoff knirschte, und nach wenig Stunden der Tisch sich mit Volants häufte, bestimmt, nicht mehr tadelloser Dessous ein neues, raschelndes, ein bißchen weltliches und in allen Grenzen der Vornehmheit verführerisches Gepräge zu geben.

Ach, die spielerische Maisonne tändelte mit den Volants, und Frau von Immisch dachte: wenn die grand' mère den Sommer auf dem Schloß ist, nun, vielleicht wäre es ihr da doch eigentlich ein Gefallen, eine junge Dame bei sich zu haben . . .

Ein Gedanke kam ihr: Fräulein Behr brauchte nicht alles zu hören, was Braun erzählte. Mais non. Das einfachste wäre, mit Braun den Abend in ein Restaurant zu gehen. Doch mochte sich Frau von Immisch nicht von ihm einladen lassen, und ihre Finanzen waren durch Batist, Seide und Spitzen sehr geschwächt. Da fiel ihr ein, sie wolle eine sehr gutmütige Bekannte anklingeln, die möge doch heute die Behr zum Abend bitten. Das vollzog sich — und so bekam Robert Braun erneut die Aufforderung, den schönen Abend auf dem Balkon der Frau von Immisch zu genießen. Diesmal mit einem köstlichen Bohnenkaffee und sterilisierter Sahne, noch aus Eberswalde in einer Weckflasche mitgebracht. Robert Braun, entzückt von so viel Verwöhnung, widerstand nicht den Bitten, von seinem teuren Tankred neue Wesenszüge und Lebensumstände zu erzählen.

Auch durch Kaffee (besonders da er jahrelang so rar gewesen ist) kann man illuminiert werden und Zurückhaltung verlieren.

So warf denn Frau von Immisch spielerisch die Frage hin, ob Graf Colonna sehr viel flirte oder schon verlobt sei. Sie hatte nie gedacht, daß der doch eigentlich recht bescheiden auftretende Doktor, der allerdings ein geistreiches Gesicht hatte, diabolisch oder dämonisch lachen könnte. Aber was sie in seinen Zügen nun erblickte, war entschieden so ähnlich.

„Liebe Frau von Immisch, in den Vogesenpässen konnte man nicht gut flirten. Und seither ist meinem Freund die Dame, für die er seine schöne Freiheit hingeben würde, auch noch nicht begegnet. Selbstredend: die Großmutter fragt ihn oft danach. Mütter und Großmütter träumen immer von Bräuten, das ist einmal so."

Frau von Immisch brachte von einem Besuch bei der Baronin Manteuffel ein Taschenbuch der gräflichen Häuser mit in die Pension. Frau von Immisch gedachte sich so recht in die Familie Colonna zu versenken, doch da kam Doktor Braun nach Hause.

Er lachte herzlich beim Anblick des Grafenkalenders. Nun schön, die Fürsten Colonna fand man vielleicht im Hofkalender — die Grafen standen nicht in deutschen Geschlechtsregistern.

Digitized by Google

Da frug Frau von Immisch, wie denn die Großmutter hieße. Sie wolle nach ihr suchen. „Ich habe auch einen Atlas. Leider keine Spezialkarte von Hannover. Doch das Schloß, das Ihr Freund so schön Mon siècle nennt und das bürgerlich den Namen des Dorfes Höst trägt, habe ich schon gefunden."

„Gott sei Dank," lachte Robert Braun.

In den Augen der hübschen Frau von Immisch war ein Glitzern.

„Könnte Graf Colonna nicht Photos oder Ansichtskarten schicken? Dabei fällt mir ein, Sie haben nie den Namen der Großmutter erwähnt —"

„Der wäre auch eine lange Geschichte!"

Frau von Immisch bat darum und erfuhr, die grand' mère sei aus keltischem Blut. Eine Macleod. Ihr Mann war der zweite Sohn eines großen Hauses gewesen. Er siedelte sich in Deutschland an, denn Georg IV., der Prinzregent, schenkte einst der Familie das hannöversche Landschloß. Der letzte König von Hannover habe den Adel des stolzen Namens Douglas der grand'mère in Deutschland bestätigt, doch Preußen sich geweigert, ihn anzuerkennen. Weshalb die vornehme grand'mère schlechthin Frau Douglas hieße und in keinem adeligen Taschenbuch zu finden sei. Braun gähnte verstohlen. So viel Spürsinn, wie Frau Immisch besaß, lag ihm nicht. Er meinte lässig: „Falls Sie etwa nach Höst schreiben wollen, werden Sie erfahren, es gehört einer Gräfin Blücher. Denn Mama Douglas ist klug. Als bei Kriegsbeginn die Ausländerhetze einsetzte, installierte die vorsichtige alte Dame da eine Scheinbesitzerin."

Frau von Immisch war nun schon bei der Blücher. „Ist sie jung?"

„Keine Ahnung! Möglicherweise heißt sie auch Scharnhorst oder Yorck, also Befreiungskriege. Wenn nur erst mein Koffer käme, darin sind Bilder," seufzte Braun.

Er war durchaus nicht dumm. Er hatte schon längst gemerkt, daß Frau von Immisch eine Einladung nach Colonnas Schloß ersehnte. Fräulein Behr hatte den gleichen Wunsch. Sie brachte seit dreien Tagen dem Pensionär am Nachmittag Bohnenkaffee und sprach dabei in sentimentaler Weise von vornehmen Personen, die hart arbeitende und gebildete Damen zur Erholung einladen. Ein solcher Gast wäre dann keine Drohne! Oh nein.

Der pensionierte Oberlehrer war zurückhaltender. Er sprach nur so im allgemeinen davon, daß in Schlössern oft sehr verwahrloste und wertvolle Bibliotheken seien und daß es schon öfter (man denke z. B. an den trefflichen Professor in Gustav Freytags „Verlorener Handschrift") tüchtigen Philologen gelungen sei, verborgene Schätze zu heben — —

‚Ich habe mir was Schönes eingebrockt,' dachte Robert Braun — und der Gedanke an die drei Personen, die Einladungen zu Tankred ersehnten, erheiterte ihn so, daß er in jäher Kordialität dem buckligen Redaktionskollegen eine Zigarette anbot und ihn fragte, ob er schon verlobt sei.

Da faßte der Bucklige ein Vertrauen. Er entnahm seiner Brieftasche ein Schreiben und reichte es Braun. Der las erstaunt, daß eine Generalin eine höchst liebenswürdige Tochter habe, deren Jugendfreund gefallen sei, und für die nun die liebende Mutter ein neues Glück ersehne. Sowohl sie als die Tochter hätten das größte Interesse für Literatur, und dem schönen Beruf eines Verlagdirektors brächten sie volles Verstehen entgegen, und daß seine Gestalt das Gardemaß nicht hätte, wäre in diesem Zeitalter begreiflich.

„Nanu?" fragte Braun, und erfuhr, daß der Bucklige in einem Blatt für Ehereform seine Anzeige gemacht und diesen Brief erhalten habe. Er möchte gerne antworten — aber, nun ja — wie man denn da schriebe? Werte Frau Generalin? Oder Eure Exzellenz? Robert Braun lachte und schrieb dem Buckligen einen Antwortentwurf. Was ging ihn schließlich die Fremde an, er war nicht ihr Warner! Und einmal im Zuge zu schreiben, setzte er seine Feder von neuem in Lauf — er sandte einen dicken Brief an den Bruder

Digitized by Google

ab, und auch dabei hatte er dasselbe spitzbübische Lächeln wie bei den Zeilen an die fremde Generalin.

Nur nachher, als er das Schriftstück in den Kasten warf, war es ihm einen Augenblick unbehaglich: er hatte sich mit dem Buckligen liiert, und das machte ihm einen faden Geschmack auf der Zunge. —

In Pensionen, Erholungsstätten und sonstigen Schauplätzen, wo der Mensch, ob er will oder nicht, Teilnahme für Stunden, Tage und Wochen an sich fesselt, die später in Ansichtskarten wieder verebbt, nimmt der Ehrlichste und Rechtschaffenste zuweilen die Lebensform eines Menschen an, der verbrecherische Pfade wandelt: er sucht sich und seine Spuren zu verbergen. Er wünscht eine Tarnkappe auf den Schritten vom Flur bis zu seinem Zimmer — er wünscht sein Kommen zu verhüllen, denn er möchte mal nicht der Gegenstand der Teilnahme sein, und nicht hören, was die Zufallsbekannten heute erlebt, erlitten, in der Zeitung gelesen oder gar geträumt haben.

So ging es Braun diesen Abend. Er wollte ein paar ruhige Stunden zur Arbeit, zum Nachdenken — oder zum Lesen. Es gelang ihm auch, sein Zimmer zu erreichen und unhörbar hinter sich abzuriegeln. Doch kaum waren einige Viertelstunden vergangen, als es klopfte. Braun rührte sich nicht. Da wurde an der Türe gerüttelt. Die Stimme des Oberlehrers bat. — Und dann trat er ein — und förderte eine Photographie des Kolosseums heraus, über die Braun doch wirklich gerührt sein mußte. Der Oberlehrer schien zum Bleiben gewillt. Braun ergab sich.

Doch von Tankred zu reden war er nicht gewillt. Die Leute taten hier schon, als gehöre der Freund ihnen. Und so fing Braun an, von seinem Bruder zu sprechen, der ein Volksschullehrer war und den Philologen nur soweit interessierte, als es die Höflichkeit heischte. Erst als die Mitteilung kam, der Bruder wohne in der Nähe von Hannover, belebten sich die Züge des Oberlehrers — und den melierten Spitzbart streichend fragte er hastig, ob der Graf Colonna nicht für den Bruder etwas tun könne, wenn der doch sich nicht glücklich fühle.

„Mein Freund ist doch keine Wohltätigkeitsanstalt!"

Da fuhr es aus dem Oberlehrer heraus, Herr Doktor Braun möge doch nur nicht böse sein und ihn nicht für zudringlich halten. Aber er, Doktor Mentz, könne nicht anders, wie eine Krankheit habe ihn die Sehnsucht ergriffen, aus dem Munde des Grafen Colonna eine Schilderung der ewigen Stadt zu hören. Ob Herr Braun das nicht begriffe? „Tag und Nacht schwebt es mir wie eine Verheißung vor: ich könnte das ewige Rom doch noch erleben: und zwar in den edlen Eindrücken eines edlen Jünglings. Ja, fürwahr, wie ein Göttergeschenk wäre mir die Stunde!"

Robert Braun kämpfte einen kleinen Kampf mit sich. Dann antwortete er fast zornig: „Ich werde meinem Freund schreiben, er soll Sie einladen."

Der Oberlehrer umarmte Robert Braun.

Sobald sich die Türe hinter ihm geschlossen, tat sie sich wieder auf, das runde Gesicht von Fräulein Behr sandte runde Augen herein, dann zeigten sich die Hände von Fräulein Behr und sie trugen ein Tablett.

„Ah, ich habe gedacht, Sie wollen allein essen — ja, und da kann ich Ihnen doch etwas Besonderes bringen —" Und schon breitete Fräulein Behr die Gaben rechnender Bevorzugung aus: ein kleines Beefsteak mit einem Spiegelei.

„Mein Himmel, was ist denn los?" fragte Braun. „Sollen Sie in der Miete gesteigert werden?"

„Nein," lächelte Fräulein Behr, „an so profane Dinge denke ich nicht. Ich wollte nur durch die Blume sprechen. Falls mich der Graf Colonna in den Sommermonaten auf sein Schloß wollte — als ein Gast, der sich betätigt . . ."

Braun verbiß ein Lachen, griff nach dem Spiegelei und sagte: „Gott, mein Freund ist darin sehr nett. Ich schreibe ihm eine Zeile, und wenn er dann herkommt —"

Digitized by Google

Fräulein Behr errötete. Sie war gewillt, etwas Poetisches zu sprechen. Aber sie sagte: „Wollen Sie noch ein Spiegelei?"

Braun fühlte jäh den Ruf des Gewissens: nun hatte er sich verleiten lassen, den beiden sozusagen eine Einladung zu versprechen, wie sollte das Frau von Immisch aufnehmen?

Schon war er auf ihrem Balkon!

Und Frau von Immisch vernahm, daß wenn sie Lust habe, sicher Graf Colonna entzückt wäre, sie auf seinem Schloß zu begrüßen — —

Strahlend bat Agnete von Immisch, er möge ihr doch nun noch mehr Wesenszüge des Freundes erzählen. Und da tat sich Robert Braun keinen Zwang mehr an. „Liebe Frau von Immisch," sagte er, „er trägt alle Züge des Genies und eine fast bestürzende Frühreife. Er erinnert an Dorian Gray und an Lord Henry, an August Wilhelm von Schlegel und George den Vierten — er scheint zuweilen wie Nietzsche — und dann ist er wieder ganz der junge, ein wenig freche, mondaine große Herr —"

Frau von Immisch erzitterte vor Vergnügen —

„Er hat eine wundervolle Bücherssammlung — er liebt Juwelen und besitzt sehr schöne Stücke — er kann Ihnen stundenlang die Geschichten, die Mythen von einzelnen Steinen erzählen — und seine Sonette auf einen sterbeblauen Amethyst und einen köstlichen Mondstein — beide von einer Vorfahrin getragen — sind geheimnisvoll und betörend. Aber Sie würden fehlgehen, ihn für einen Philosophen zu halten — Wenn er reitet, wenn er zur Jagd geht — ach, Sie glauben nicht, wie tadellos er aussieht. Er hat einen zimtfarbenen und einen grünen Schoßrock — wie ein Rokokoherr, sein Gesicht strahlt vor Lust — er ist jung, wie ein Knabe —"

Und wieder stürzten sich die klugen und behenden Finger der Frau von Immisch in köstliche Wolken von Voile, Seide und Batist. Weiße Gewänder wurden in der Badewanne der Pension gewaschen, das elektrische Plätteisen schwebte in der Hand der Freiin von Immisch — und nach ein paar Tagen bot der Kleiderschrank lustvolle Anblicke. Nur ein Paar gelbe und ein Paar weiße Schuhe fehlten noch. Womit sie kaufen, wußte Agnete von Immisch nicht. Doch in der Bellevuestraße gab es eine reiche Dame, bestrebt, mit adeligen Bekannten gut zu stehen. Frau Gerster, eine Witwe in Spirituosen, verstand, daß man zur Einladung in ein gräfliches Schloß einiges benötige, und sie kargte nicht, Frau von Immisch einige Hundertmarkscheine zu leihen. — Beseligt von gelben und weißen Schuhen betrat Agnete wieder die Pension.

Sie wurde sogleich zu Braun gerufen — woselbst schon Fräulein Behr und der Oberlehrer saßen, umwölkt vom Dufte feurigen Kaffees.

Auf dem Tische lag ein Brief — —

Er lautete:

„Dear old Boy, ich sitze im König von Hannover — schreibe auf Wirtshauspapier und lache: Wie entzückend von Frau Agnete von Immisch, daß sie erwägt, zu uns zu kommen. Ist Fräulein Behr ihre Gesellschafterin? Ich begrüße beide. Und sage dem Professor, er soll Rom kennen lernen. Rom und unsere Bibliothek. Denke Dir, mein Freund — Stefan George wird bei uns sein — Fritz von Unruh wird uns sein neues Drama vorlesen und Ricarda Huch nie veröffentlichte Liebesgedichte. Ich werde zu dieser Distinktion des Geistes noch ein paar Kavaliere rufen. Man sagt, in Deutschland sei der Juni der schönste Monat — also wir werden einen Juni ohne Vergleich erleben.

Gwendolin, meine Ahnfrau, ist in Sicht, und wir wollen liebevoll sein und ihr den Weg mit Rosen bestreuen — und sie wird glücklich lächeln, wenn sie Dich wieder hat, den Weisen, wie sie sagt.

Sei nicht zu weise mit mir, mein liebster Robert. Denn ich habe gerade meine Melancholien in den Ozean des Vergessens geworfen und bin weit offenen Herzens.

Auf bald. Der Deinige

Tankred —"

Digitized by Google

Robert Braun überstürzten hundert Fragen. Aber er schien keine Lust zu haben, sie zu beantworten. Ganz sachlich sagte er, da sein Koffer immer noch fehle, müsse er die wenigen Kleider, die er habe, zum Aufbügeln bringen lassen und auch sonst einiges vorbereiten, und ging.

Die Zurückbleibenden sangen sein Lob. Sie erzählten einander sogar, daß sie seine drei, von der Nation noch wenig beachteten Romane gelesen, ja teils gekauft hatten.

Und der Oberlehrer sprach: „Doktor Braun ist ein Charakter. Wir wissen doch wenig von ihm. Wie leicht wäre es da, er erwähnte den einfachen Bruder nicht. Es zeigt eine schöne Gesinnung, daß er immer wieder von diesem Hilfslehrer spricht."

„Ja," gähnte Frau von Immisch — und ergriff erneut den Brief mit der aristokratischen Schrift. — Nachdem sie sich sattgesehen, begab sie sich in ihr Zimmer. Und Frau von Immisch versank in lichte Träume. Darin schwankte die Grafenkrone der Colonnas über ihrem dunklen, heftigen Haar. Vielleicht war das ein kindischer Gedanke — ein Spiel mit alten heiligen Formeln. Ein Brautzug, Glockengeläut und Orangenblüten. Kennst du das Land — im dunklen Laub die Goldorangen glühn — Aber wie süß war das Spiel. Und Frau von Immisch errötete ein wenig, weil sie nur niemand sah, übernommen von dem Gedanken. Sie gab sich ihm eine süße Stunde lang hin — mit all seinen Konsequenzen, die endlich ein ganz winziger Graf Colonna, ein Erbe, wurden. Ein kleines Püppchen, ein kleines Herrchen, oder auch später, ein trautstes Mariellchen. Ach Gott ja, ein bißchen sehnt man sich danach . . .

Was in dieser Nacht, die der Ankunft des Einladebriefes folgte, in den Gemütern von Fräulein Behr und des Oberlehrers vorging, wollen wir im Dunkel lassen. Auch sie installierten sich, das sei genug.

Der übernächste Abend brach herein. Als Robert Braun die Pension betrat, kam sie ihm so verändert vor, und in seine Nase stieg der Geruch von wirklichem Seifenwasser und grünem Laub.

Fräulein Behr, strahlend und noch in Scheuerfestkleidern, kam ihm entgegen und sprach davon, daß ja morgen Pfingstsonnabend sei. „Schmückte das Haus mit Maien," flötete sie — wies auf kümmerliche Birkenstauden und frisch aufgelegte gestickte Deckchen.

„Ihr Freund wird ja im Adlon oder im Kaiserhof wohnen, aber hier soll er doch auch alles schön finden."

Robert Braun war einen Augenblick perplex. Da kam auch schon Frau von Immisch. Wie, er habe es wohl gar vergessen? Nun, sie besäße das gute Gedächtnis. Es hätte sich ihr gleich damals beim Vorlesen des Telegramms eingeprägt, daß der Ankunftstag Tankreds der Pfingstsonnabend sei. Und der wäre morgen —

Jetzt entdeckte Braun erst, warum ihm das Eßzimmer der Pension so verändert schien. Auf einem Blumentisch, den sonst eine kümmerliche Yugga zierte, stand eine grauweiße Gipsbüste.

„Lord Byron," stellte Fräulein Behr vor — und erzählte, mit großer Mühe habe der Oberlehrer dieses prachtvolle Wertstück geliehen bekommen. Er suche nur noch einen Praxiteles, was leichter sei, Graf Colonna solle doch hier würdig empfangen werden. Robert Braun verbarg einen fürchterlichen Mißgeschmack, der in ihm aufstieg, und wollte verschwinden. Doch Robert Braun gehörte nicht mehr sich selbst. Die drei Prätendenten auf Gunst und Neigung seines Freundes hatten von ihm Besitz ergriffen.

Sie zeigten ihm alle Vorbereitungen, die sich auch auf sein eigenes Zimmer erstreckten. Dorthinein war von Fräulein Behr ein gräßlicher Schaukelstuhl mit einem Rauchtischchen geschafft, und eine Schlummerrolle und gestickte Kissen, auf denen Sprüche standen wie „ich bleib Dir 3 4 und 4" verhießen ihre Bequemlichkeit.

Da ergab sich Robert Braun. Mit einem

Digitized by Google

gequälten Lächeln sah er alle die Zurüstungen für den Empfang, hörte die Pläne für das lieblichste aller Feste, Pfingsten. Fräulein Behr gedachte den Mittagstisch mit unerhörten Genüssen, wie Kalbsschnitzel und Blumenkohl zu schmücken — Frau von Immisch hatte den Nachmittagskaffee vorgesehen, und bei der Freundin Manteuffel mit aller Überredungskunst Servietten, auf denen Kronen prangten, dazu geborgt. Nebst silbernen Löffeln mit einem Wappen. Als die Aufgeregten so gegen elf Uhr abends auseinander taumelten, flüsterte der Oberlehrer noch, er habe ein Empfangsgedicht gemacht. Doch fehle ihm noch ein Reim auf Colonna, den er in der Nacht zu finden hoffe.

Wozu ihm Robert Braun viel Glück wünschte.

Er war nun endlich in seiner Stube. Er konnte nicht schlafen, weil ihn der Geruch der Pfingstmaie peinigte, die hinter dem Schaukelstuhl stand.

‚Was für Leute,‘ dachte er zornig, ‚alle wollen sie etwas von mir. Alle tasten sie an mir herum‘ — Und den Freund — ja, das fühlte er ganz genau, hatten sie ihm schon dreiviertels genommen, und wenn er noch einen Tag hier verlebte, würden sie ihm Tankred Colonna völlig entrissen haben. Da faßte Robert Braun wie traumhaft einen Entschluß.

Mit dem ersten Morgengrauen kleidete er sich an. Die vorhandene Habe, samt der Ölskizze und der Photographie, gingen rasch in die Reisetasche. Als er sie schon zugeklappt hatte, den Mantel übergeworfen, den Hut auf — bemerkte er noch das schöne Buch mit dem ewigen Gedicht und die geleerte Parfümflasche —

Er fühlte sich nicht imstande, die Reisetasche noch einmal zu öffnen — er warf noch einen scheuen Blick auf den stillen Schaukelstuhl und die Pfingstmaie. Dann ging er leisen Schrittes aus der Wohnung —

Ein kühler, frischer Morgenwind kam von der Potsdamer Brücke her. Noch fuhren keine elektrischen Bahnen —

Ganz leer war es überall.

Da hob ein Seufzer der Erleichterung Robert Brauns Brust. Es gab doch Bahnhöfe. Gott sei Dank, es gab Bahnhöfe.

⁂ ⁂ ⁂

Zwei Wochen nach diesem Pfingstfest kam ich, der Erzähler dieser Geschichte, in die kleine Pension.

Ich verweilte kaum vierundzwanzig Stunden dort, so waren mir alle Einzelheiten über den Grafen Colonna so geläufig, wie nun dem Leser dieses wahren Berichts. Das rätselvolle Verschwinden Doktor Robert Brauns erfüllte die drei Menschen mit der heftigsten Unruhe, sie eilten täglich nach Zeitungen, um zu sehen, ob nicht Mordberichte oder Raubanfälle schreckliche Klarheit brächten. Der Verlag in der Potsdamer Straße konnte nur mitteilen, daß Doktor Braun ohne Kündigung fortgeblieben sei.

Ich will den Leser nun nicht mehr erschüttern mit Ausmalung der Gemütszustände, in denen sich unsere drei Bekannten befanden. Sie warteten auf jede Post, horchten auf jede Klingel, erhofften Aufschlüsse durch das Telephon, und der Professor erwog eine Reise ins Hannöversche.

Da fiel mir ein, daß ich vor Jahren einmal den Namen Doktor Robert Braun von einem mir befreundeten Arzt gehört hatte, und in der Hoffnung, dieser wüßte vielleicht seinen jetzigen Aufenthalt, begab ich mich dorthin. Vorher hatte ich noch die Gemütsroheit, Fräulein Behr zu fragen, ob etwa Herr Braun Schulden bei ihr hätte, doch sie verneinte stolz und murmelte nur etwas von Kleinigkeiten. Das beruhigte mich. Als ich nun meinem alten Freund gegenüber saß und von Doktor Braun begann, kam ein Lächeln. Und als ich dann von Tankred Graf Colonna sprach und der grand' mère, leuchtete Freude auf. „So, so. Ei, der Robert. Früher waren es junge Damen, Prinzessinnen, Komtessen und dergleichen. Jetzt ist es ein Freund. So so.“

Ich erbat mir denn doch Näheres und vernahm, Robert Braun, ein wenig krank,

Digitized by Google

nun ja, ein bissel abnorm, brauche eben solche Gestalten. Da er sie nie mißbrauche, um Kredit daraus zu ziehen, sei es doch immerhin eine harmlose Freude, nicht?

Ich ging wieder in die Pension zurück.

Frau von Immisch, reizend hübsch, nicht Neugier, sondern bangende Erwartung in den Augen, Fräulein Behr, die Züge schon für jede Eventualität bereitgelegt, und der Professor, Wehleid in der Haltung, kamen mir entgegen und führten mich in das verlassene Zimmer Robert Brauns. Und es war mir vorbehalten, erschütterten Menschen die Nachricht vom Tode des Grafen Colonna zu bringen und zwar an der Stätte seiner Geburt, der Parfümflasche und dem Befreiten Jerusalem, jenem Buch, dem der edle Name Tankred entstiegen. —

Die erschütterten Menschen sahen mit entgeisterten Augen ins Leere.

Sie waren beraubt, irre an sich selbst, sie konnten es nicht fassen, daß ein Mensch, den es nicht gab, ihre Seele umfangen hielt, und daß sein Verschwinden eine rätselvolle Leere in ihr Leben warf. Sie hatten jemand geliebt, verehrt, bewundert, gekannt, ersehnt — und diesen Jemand gab es nicht auf Erden?

Die Augen der Erschütterten verboten mir jeden Scherz.

„Sie haben sich doch vierzehn Tage sehr gut unterhalten," wagte ich nur zu sagen.

Da fand als erste Fräulein Behr zu Tatsächlichem zurück. Die Kleinigkeiten, von denen sie mir vor zwei Stunden wie von einem Nichts hochfahrend gesprochen, wuchsen und wurden zu Anklagen: „Doktor Braun hat ein Waschbecken zerbrochen, ja, ein Waschbecken — und drei Tage Pangkfion ist er mir noch schuldig — und die Birken waren so teuer, ich hätte sie nie angeschafft. Nein, niemals, solange ich die Pangkfion habe, habe ich Birken gekauft! Er muß es mir ersetzen!"

Und sie ging hinaus, das Waschbecken zur Stelle zu bringen, das den Sprung vorher nicht gehabt, o nein. Der Oberlehrer sagte tonlos: „War ich denn ein Narr?"

Frau von Immisch aber verlor nicht den Ausdruck völliger Entgeisterung in schönen Augen. „Ist das möglich?" stammelte sie. „Bis ins kleinste hat man einen Menschen gekannt, und nun gibt es ihn nicht. Und nicht einmal die grand' mère —"

Und während ich versuchte, diese trauernden Hinterbliebenen zu trösten, und während sie immer neue Einzelheiten hervorbrachten, die ihnen ins Herz gegraben waren, als müsse ihre Kraft Tankred Graf Colonna wieder lebendig machen, dachte ich in leiser Melancholie: ‚Tankred Graf Colonna war eines mittelmäßigen Schriftstellers faszinierendes Gedicht.'

Welche Verheerungen und Beglückungen aber würden die Dichter anrichten, wenn sie ihre Gestalten nicht zu Papier brächten, sondern sie im Hannöverschen oder sonstwo leibhaftig leben ließen — von ihnen wie von trautesten Freunden erzählten und auch die grand' mère, den Pfeiler erdgeborener Wirklichkeit, nicht vergäßen —

Endlich verließen mich die Leidtragenden. Sie sahen ein, ihr schöner Traum war dahin — und ihn weiterzupflegen verbot ihnen die Phantasielosigkeit, die sie alle so tüchtig fürs Leben machte.

Ich saß allein mit der Parfümflasche, der noch ein leiser und betörender Duft entstieg, sah auf den schönen Band von Tassos Befreitem Jerusalem und ahnte, er würde das Äquivalent für eine zerbrochene Waschschüssel abgeben müssen — und pries Robert Braun glücklich, denn der hatte gewiß schon längst wieder einen Gegenstand für seine Liebe, sei es eine Prinzessin, sei es ein Freund. Und dabei wurde mir deutlich, daß ich durchaus kein Lügner genannt werden müsse, wenn ich vielleicht in fernen Zeiten, wo die Erinnerungen sich entmaterialisieren, selbst einmal gerührt an den Grafen Colonna, als meinen guten Bekannten, dächte. —

Digitized by Google

# Das Theaterjahr im Reich

## Von Dr. Ernst Leopold Stahl (Heidelberg)

**Literarisches Gesamtgepräge der letzten Spielzeit (1920/21). — Die Lust zur Uraufführung. — Zeit des Mißwachses. — Der dramatische Expressionismus und seine Lehre. — Nachzügler. — Hans José Rehfisch: „Chauffeur Martin" (Mannheim). — Kasimir Edschmid: „Kean" (Darmstadt). — Der Bühnenarchitekt. — Das jungkatholische Drama. — Weinrich: „Der Tänzer" (Krefeld). — Dietzenschmidt: „St. Jakobsfahrt" (Bonn). — Leo Weismantel: „Rhönspiel" (Freilichtaufführung), „Totentanz 1921" (Nürnberg). — „Der Ackersmann aus Böhmen." — Wildgans: „Kain" (Rostock). — Überwindung des Expressionismus. — Ansatz zu einem neuen soziologischen Drama. — H. E. Jacob: „Der Tulpenfrevel" (Mannheim). — Unruh: „Louis Ferdinand" (Darmstadt). — Das Theater im besetzten Gebiet. — Ein „Theater des werktätigen Volks". — Düsseldorfer Schauspielhaus. — Stilexperimente mit Klassikern. — Die „Räuber" im Frack (Hamburg). — Die Niederdeutsche Bühne. — Das Theater der deutschen Mittelstadt. — Das deutsche Theater in der Schweiz.**

Wiederum wäre, weit mehr noch als andeutungsweise vor einem Jahre an dieser Stelle geschah, über das Theater im Reich — und einschließlich seiner Hauptstadt in diesem Falle — lebhafte Klage zu führen, wenn wir das, was dort geschah, lediglich unter dem engen literarischen Gesichtswinkel betrachten wollten. Denn die dramatische Produktion des zu Ende gegangenen Jahres war zweifellos gegenüber derjenigen der beiden Vorjahre noch ärmer an wirklich bedeutenden Werken. Es fehlt nicht mehr an den Bühnen, die bereit sind, sie aufzunehmen: ein deutscher Dichter mit Theaterblut würde und wird mit offenen Armen empfangen, er braucht kaum den Finger zu rühren. Aber: bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher! Wie haben sich die Zeiten geändert! Wie völlig hat die als unrettbar rückständig verschriene „Provinz" sich umgekrempelt. Kann man heute noch glauben, daß eine der größten deutschen Bühnen, die Mannheimer, in der neunjährigen Intendanzzeit ihres allgemein angesehenen und wirklich verdienstlichen Leiters zwischen 1895 und 1904 keine einzige Uraufführung im Schauspiel herausgebracht hat? So völlig hat damals Berlin noch den Ton angegeben, und so willig hat sich sogar das Publikum Mannheims, der vielleicht theaterbegeistertsten deutschen Stadt, diesem Zwange gefügt. In der letzten Spielzeit (1920 bis 1921) hat es diese Bühne immerhin auf vier Uraufführungsabende literarischen Gepräges gebracht — in einem Augenblick, wo die Bühnenliteratur in einem ganz anderen Maße versagte als damals, in der Zeit eines interessanten Übergangs vom Naturalismus zum Symbolismus. Auch wenn wir nicht höchste Maßstäbe anlegen (und ein Jahresüberblick dieser Art soll das nicht): selbst dann müssen wir bekennen, wir leben in einer Zeit des Mißwachses. Der Expressionismus scheint sich erschöpft zu haben, und irgendeine neue Form ist noch nicht geboren, wenn auch Ansätze dazu vorhanden sind, von denen gleich noch zu sprechen sein wird. Die Hauptvertreter schwiegen sich entweder weiterhin aus, oder sie fielen ab. Selbst ihr bisher

Conchita Clarens von der Schaubühne in München (Aufnahme E. Wasow)

Digitized by Google

Walter Reymer als Kean in Kasimir Edschmids gleichnamigem Schauspiel. Hessisches Landestheater in Darmstadt

leidenschaftlichster bühnenpraktisch-dramaturgischer Verteidiger und Inszenator, Gustav Hartung, der jetzige Darmstädter Intendant, scheint — so zurückhaltend ist er ihnen gegenüber geworden — an ihnen zu verzweifeln.

Was der dramatische Expressionismus, der seinen wichtigsten Stützpunkt an den beiden Frankfurter Bühnen gehabt hatte, wollte, wissen wir: der Mensch soll nicht mehr Individuum sein, sondern Typus, Wesen an sich, kurz Mensch im allgemeinen und weitesten Sinn. Verpönt ist, theoretisch wenigstens, alles was nach Detail, nach Realität, nach Einzelpersönlichkeit aussieht. Die Bindung aus „Pflicht, Moral, Gesellschaft, Familie" (Edschmid) wird bewußt abgelehnt.

Gefühl ist alles — so predigten die Jüngsten, deren Schaffen etwa das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts umfaßte — wenn es oft genug leider auch kein echtes Gefühl, sondern Surrogat von künstlicher Fieberhitze, gemachter Schrei war. „Ekstase" hieß das große Schlagwort des Tages. Aber wie viele schrien nur deshalb, weil sie nicht das Vermögen hatten zu sprechen! Es war im ganzen eine ungesunde und eine doch ziemlich unfruchtbare Zeit.

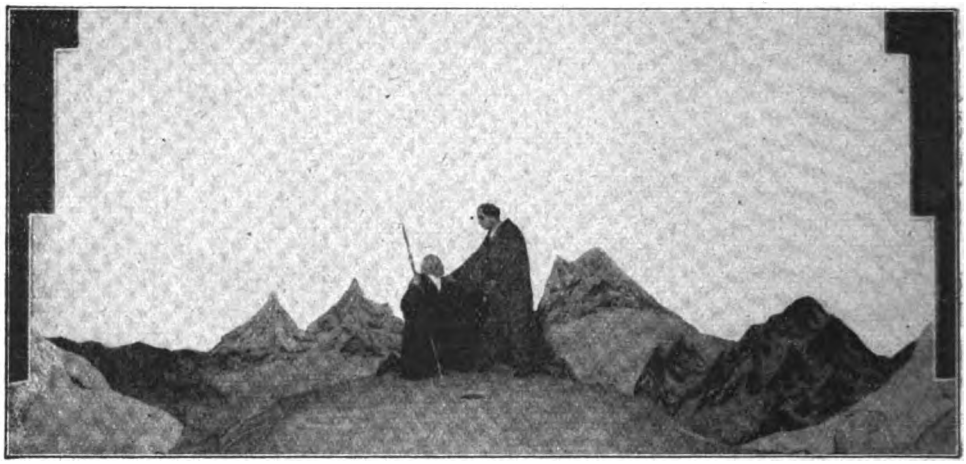
War das Gefühl aber echt — und bei manchen war und ist es das gewiß —, dann wurde es meist Lyrik, aber kein Drama. Denn die expressionistische Bühnenliteratur negierte ja die Persönlichkeitsgestaltung, die Psychologisierung, negierte Spiel und Gegenspiel, und forderte das reine „Mensch"-Drama, das vielfach fast völlig gleichbedeutend war mit dem Drama um das liebe Ich, das ach so interessante. So entstanden dann halbdutzendweise jene Undramen mit dem immer so ziemlich gleichen Inhalt „der junge Mensch", der, entsprechend dem Gebot der Typisierung, immer so ziemlich den gleichen als gar martervoll dargestellten Passionsweg über Dachstube, Dirnenhaus, Krankenhaus, Wirtshaus und verwandte Institute nimmt und sogar bis zur Übereinstimmung einzelner Motive bei den verschiedenen Dichtern geht.

Der Leser kennt aus früheren Berichten eine Reihe von charakteristischen Hauptwerken des Expressionismus von Hanns Johst, Hermann von Böttticher, Hasenclever, Klabund u. a., denen sich in diesem Jahr nun auch Franz Werfel, der meisterliche Nachdichter der Troërinnen des Euripides, mit seinem — sagen wir — „Faust", dem schwäch-

Szenenbild aus ‚Der Tor und der Tod' von Hugo von Hofmannsthal am Stadttheater in Bamberg (Aufnahme Carl Bauer)



Digitized by Google



Bühnenbild von Emil Burkhard aus dem ‚Spiel der Schatten' von Dr. Hellmuth Unger im Badischen Landestheater zu Karlsruhe. (Aufnahme Hohl)

lichen „Spiegelmensch" zugesellt. (Uraufführung am Landestheater in Stuttgart.)

Bei zwei anderen Nachzüglern verlohnt es sich, ein wenig zu verweilen. Der eine ist Hans José Rehfisch mit seinem „Chauffeur Martin" (Uraufführung am Nationaltheater in Mannheim). Er strebt stofflich wie formal über das bisherige Schema hinaus. Es ist das Revolutionsdrama eines Kampfes um Gott. Der Chauffeur Martin, ein braver, redlicher Berufsmensch, Häne und Kind in einem, eine Art expressionistischen Fuhrmann Henschels, verursacht durch ein Mißgeschick den Tod eines Menschen. Sein einfacher Sinn kommt zu dem Schluß: Da alles nach Gottes Wille geschieht, so kann Gott nur das Böse wollen, ja Gott ist das Böse. Und er tritt dem Feind-Gott gegenüber, von dem er sich angegriffen fühlt. Alle Menschheit packt die grausige Welttod-Parole Martins. Keiner arbeitet mehr, Fluch fällt auf alles, auf alle. Man sieht einen Totenstaat, statt eines Tatenstaats. Gott selber wird zum Angeklagten der versammelten Menschen. Da ersteht Gott ein Anwalt im Ärmsten: ein armer Teufel preist das Glück in der Schönheit der Natur, der Liebe, der Freundschaft. Und Martin fällt als Opfer seiner Todlehre. Ein gedankenreiches, fesselndes Werk, das bedeutsam auch insofern ist, als es — in stilistischer Uneinheitlichkeit allerdings noch — sich aus der Starrheit der Zeitvorbilder zu befreien strebt, als es nicht mehr stundenlang stammelt und ekstatelt, nicht mehr den Grundgesetzen alles Dramatischen aus dem Wege geht.

Katharina Reichert
vom Schauspielhaus in Düsseldorf

Auch dieses Stück eines wirklich begabten, jungen Menschen offenbarte aber wieder den Grundfehler so vieler gleichzeitiger Werke: Mangel an Blut, Überfülle an Reflexion.

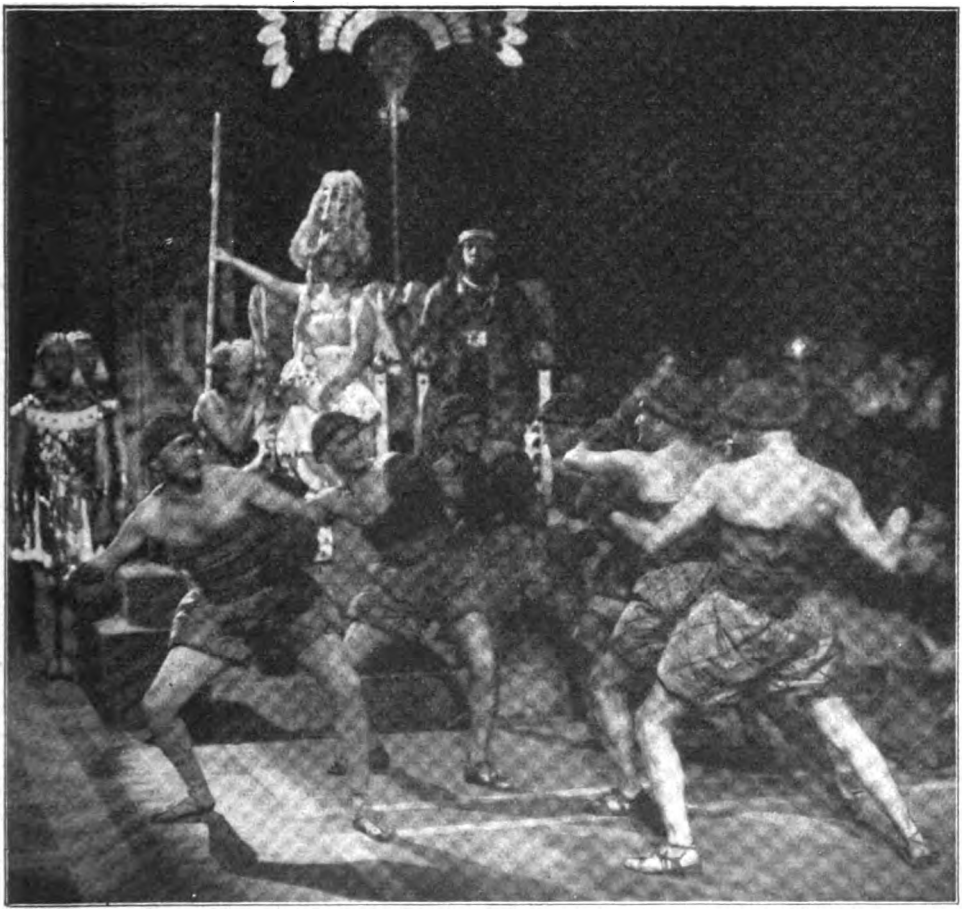
Aus einem ganz andern Grunde ist kurz anzuhalten bei der „Kean"-Bearbeitung von Kasimir Edschmid (Uraufführung am Hessischen Landestheater in Darmstadt). „Kean" von Dumas Vater war der größte Theaterreißer des 19. Jahrhunderts, berühmt-berüchtigt durch die Szene, wo Kean plötzlich aus der von ihm gespielten Shakespeare-Rolle in die tollste Wirklichkeit übergeht und die Handlung von der Bühne auf den Zuschauerraum übergreift, wo mitagierende Mimen sitzen. Es war doch recht verdächtig, daß der kritische Wortführer des Expressionismus sich just dieses grobe Machwerk für sein Bühnendebüt auswählte, sei es auch mit der Entschuldigung seines Nachworts, in dem Stücke „das Genialische, das auch im Kitsch noch zuckt, als Geste bloßzulegen". Aber

Digitized by Google

gerade der Versuch, zu zeigen, daß dieser Kean „aus elementaren Leidenschaften angesammelt" ist (was sich überhaupt nicht an Hand eines altmodischen Intrigenstück-Szenariums durchführen lassen dürfte), ist mißlungen. Beseeltheit, Blut, „Schicksal" spüren wir gar selten durch die Verkrampftheit der literarischen Form, durch die es sich kundgeben möchte. Die Leidenschaft, die dem Werke einzig Wert geben könnte, trug erst der Regisseur Hartung in die üppig phantasiereiche Inszenierung hinein, wesentlich in Verbindung mit seinem Darmstädter Ausstattungsmeister Pilartz, der sich als „Bühnenarchitekt" bezeichnet. Mit Recht. Denn vom Architektonischen, nicht vom Malerischen oder Kunstgewerblichen mehr geht er aus, was sich noch stärker in seinen Klassiker-Ausstattungen: „Jungfrau", „Don Carlos", „Maria Stuart" und „Richard III." zeigt.

(Schauspielerisch war die stärkste Leistung auf klassischem Gebiet, wie hier angefügt sei, die wahrhaft geniale Darstellung der Penthesilea durch Gerda Müller am Frankfurter Schauspielhaus unter Richard Weicherts Leitung.)

Mit seinen reinsten Ausdruck hat der dramatische Expressionismus vielleicht in dem jungkatholischen Drama gefunden, das — außer dem Franzosen Paul Claudel, dessen „Verkündigung" auch gelegentlich bereits auf deutschen Bühnen erschien — vornehmlich drei Vertreter sehr verschiedenen Wesens bei uns aufweist. Am unbedeutendsten ist zweifelsohne der junge Franz Johannes Weinrich, der sich in seinem Legendenspielchen „Der Tänzer" (Uraufführung am Stadttheater in Krefeld) ganz von seinem köstlichen Stoffe (man kennt ihn aus Gottfried Kellers „Tanzlegendchen") tragen läßt und ihn lediglich lyrisch weitschweifig paraphrasiert. Vorzügliche Anlage zum katholischen Volksdramatiker hat der Deutsch-Böhme Dietzenschmidt, der allerdings im eigenen Lager noch auf starke Widerstände stößt. Wie schon sein erstes Legendenspiel „Christopher", zeigt auch sein zweites, „Die St. Jakobsfahrt" (Uraufführungen am Landes-



Bühnenbild mit den Faustkämpfern in der ‚Josephslegende' von Richard Strauß. Nationaltheater, München (Aufnahme L. Osborne)



Digitized by Google

Antonie Dietrich als Prinzessin Wilhelmine im ‚Kronprinz' von Hermann v. Böttticher. Staatstheater, Dresden. (Aufnahme Martin Herzfeld, Dresden)

theater in Schwerin und Stadttheater in Bonn), sein ungewöhnliches Geschick in der Aufspürung und Belebung seiner Fabeln, und eine besondere Verbindung aus starker Sinnlichkeit und echter Religiosität.

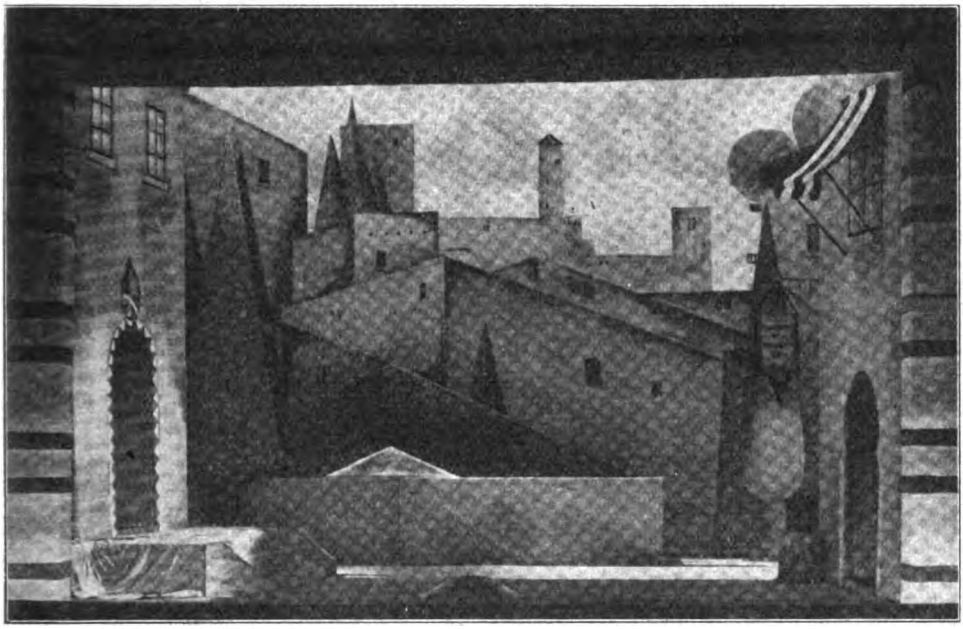
Bausteine zu einem gegenwartverbundenen geistlichen Volksstück katholischer Prägung gibt auch der feiner als Dietzenschmidt organisierte Leo Weißmantel. In seinem „Rhönspiel", das er für Freilichtaufführungen durch Rhönbauern im Sommer 1921 schrieb, wie in seinem „Totentanz 1921" (Uraufführung in der Nürnberger Katharinenkirche durch das dortige Stadttheater) hat der durch Julius Bab mit einer Ehrung der Kleistpreis-Stiftung ausgezeichnete Dichter sich von der gar zu abstrakten Unanschaulichkeit seines „Wächters unter dem Galgen" zu befreien bestrebt. Wie den Protestanten Otto Herpel, hat nun diesen Katholiken eine Umgestaltung der alten Totentanz-Idee gereizt.

Am tiefsten hat von religiös gestimmter Dramatik ein geistlicher Streitdialog des Mittelalters, „Der Ackersmann aus Böhmen" des Johannes von Saaz gewirkt (Münchener Residenztheater, bearbeitet von Rudolf Frank), eine Dichtung von starker sprachlicher Kraft.

Schon regen sich Anzeichen, die auf eine Überwindung des Expressionismus ausgehn. **Beim „Kain" von Anton Wildgans (Uraufführung am Stadttheater in Rostock) ist das** allerdings erst sehr bedingt der Fall. Wildgans trug mit seinem Zyklus dramatischer Gedichte, die mehr Gedichte (schöne Gedichte oft) als Dramen sind — „Armut", „Liebe", „Dies irae" — nicht wenig zur Auflösung der Form bei. Auch „Kain" ist durch und durch kein Drama, sondern ein Oratorium in musikalischen Worten von edlem Sinn, von reinem, bei Wildgans immer von neuem überzeugendem Seelenadel. Seine vier Menschen sprechen an jeder Station der biblischen Geschichte, die sie passieren, Arien über ihre augenblickliche Seelenverfassung. Getragen wird die Dichtung von dem Prometheus-Motiv: Daß Kain, der den Tod auf die Erde gebracht, der wahrhaft Starke geworden ist, „der Gott zur Gebärde gemacht" hat. Sie sucht zugleich die Verbindung mit der Not unserer Zeit ohne häßliche Aktualitätslüsternheit, läßt deutlich an den Wahnsinn der jüngsten Tage denken und klingt, sprachmalerisch stärker als im Geistigen und im Dramatischen, in tiefem Pessimismus aus: „Immer wieder wird Kain den Abel erschlagen."

Margarete Anton vom Alten Theater in Leipzig (Aufnahme S. Genthe)

Digitized by Google



Bühnenbild von Stefan Welcke aus ‚Carmen' am Stadttheater in Minden

Zeigt bei Wildgans nur die Stoffwahl, noch nicht Form und Ausprägung eine Abwendung vom Bisherigen, so begegnet uns bei einem anderen markanten Autor und seinem positiv ergebnisreichen Schauspiel des letzten Jahres, im „Tulpenfrevel" von Heinrich Eduard Jacob (Uraufführung am Mannheimer Nationaltheater) ein bewußtes und deutliches Abrücken vom expressionistischen Dramenversuch. „Mag auch von ferne betäubender Strindbergs erotischer Kosmos locken — der soziologische der Zola und Ibsen ist größer, ist umfassender," so bekennt der junge Berliner Dichter. Jacobs Traum ist, ein neues „Gesellschafts"-Drama mit schaffen zu helfen. Keineswegs aber sieht er die Sendung des heutigen literarischen Bühnenwerks im politischen Tendenzstück. Kunst darf und soll nach Jacob soziologische und gesellschaftsbiologische Inhalte entwickeln, wie es durch das Medium eines anderen Milieus vor allem „Don Carlos" in der Vergangenheit und „Florian Geyer" in unserer Zeit taten. Niemals aber darf das Drama nach Art gewisser Parteiliteraten politische Entscheidungen fällen. (Ein abschreckendes Beispiel in dieser Hinsicht bot die Uraufführung eines Stückes „Judas" von Erich Mühsam von leitartikelhafter Geschwätzigkeit in einer Sonderaufführung durch einen linksradikalen Verein Mannheims.)

Direktor Erich Ziegel als Franz Moor in den ‚Räubern' Hamburger Kammerspiele. (Aufnahme John Thiele)

Der „Tulpenfrevel" H. E. Jacobs behandelt, lebendiger als sein „Beaumarchais und Sonnenfels", wieder einen historischen

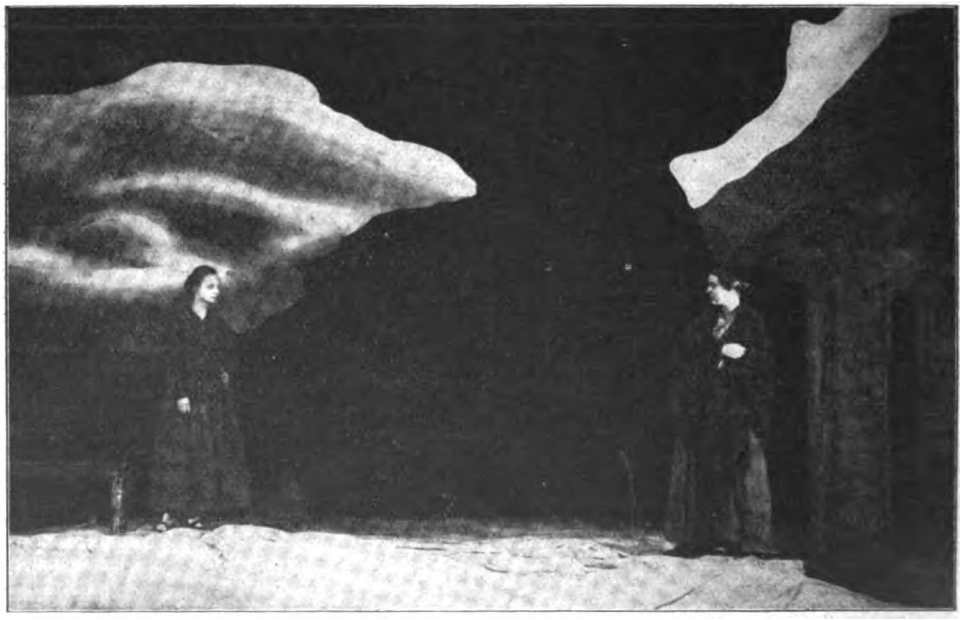
Digitized by Google

Stoff, der unmittelbare Parallelen zur Gegenwart ohne Zwang ergibt. Einer fast nüchtern erscheinenden Materie gewinnt er ethische und poetische Werte in psychologisch scharfer, sprachlich gepflegter Dialogführung und in dramatischer Bewegung ab. Es ist ein Kriegsgewinnerdrama, das während des Dreißigjährigen Krieges in Holland spielt. Das halbe Land treibt Tulpenzucht und -handel, bis plötzlich die Katastrophe hereinbricht. Eine Welt von Spekulanten versinkt, für die selbst die Blume reines Geschäftsobjekt geworden war. Eine „Sezession gütig skeptischer Tatmenschen" soll eine Erneuerung bringen. Der Forscher verdrängt bei Jacob noch manchmal den Former. Aber die Schicksale seiner Menschen berühren uns irgendwie. Jacob zeigt gewiß nicht den einzigen, aber doch einen gangbaren Weg heraus aus der Sackgasse lyrisierender Scheindramatik.

Fritz Reiff als alter Peer Gynt. Altes Theater in Leipzig. (Aufnahme S. Genthe, Leipzig)

Dieser Überblick über ein paar, nach verschiedener Richtung charakteristische Haupterscheinungen des letzten Jahres darf uns genügen. Über andere, die Beachtung wert sind, wie den neuen Kleistpreisträger Paul Gurk, einen Berliner Magistratsbeamten, oder Alfred Brust darf bei künftiger Gelegenheit gesprochen werden, wenn sie gründlicher als diesmal auf der Bühne erprobt sein werden.

Von einem Drama aber muß noch die Rede sein, wenn es auch seiner Entstehung nach nicht den jüngsten Jahren angehört. Es ist „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen", von Fritz von Unruh (Uraufführung am Landestheater in Darmstadt), der infolge einer zopfigen alten Ministerialverfügung in Preußen bis zur Revolution



Bühnenbild von Prof. Baranowsky aus dem ‚Singenden Fisch' von Alfred Brust im Alten Theater zu Leipzig (Aufnahme S. Genthe)

Digitized by Google

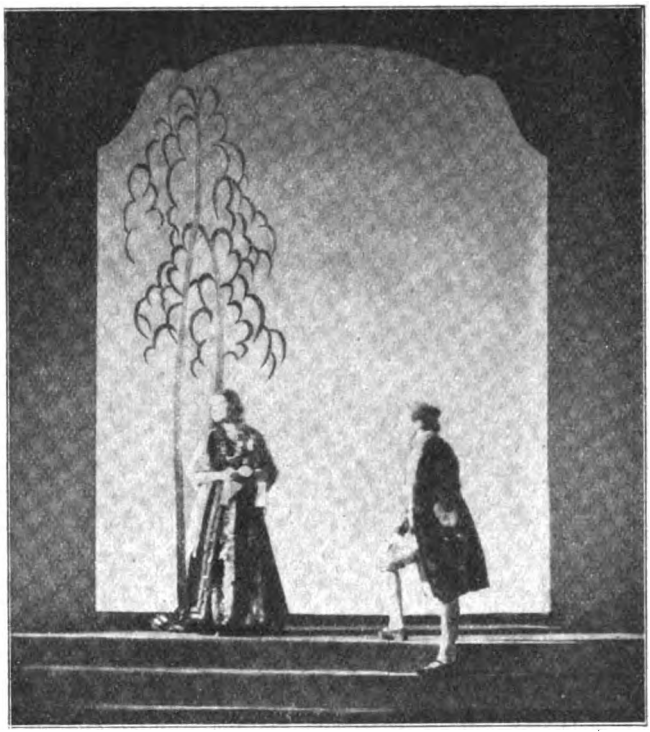
unaufführbar gewesen war. Das Thema hat in der Zwischenzeit seit dem Entstehen (1913) eine ungeahnt furchtbare Zeitgemäßheit bekommen: es ist ja der preußische Zusammenbruch von 1806. Worum es sich für Unruh in diesem bedeutendsten historischen Drama der Gegenwart handelt, ist etwa dies: die historische Person über ihre Erdgebundenheit hinausprojizieren, sie der „logischen Vollendung" zuführen, das sichtbar machen, was im Unterbewußtsein in ihm lebt (oder konsequenterweise leben müßte), unterirdische Strömungen der Zeit an die Oberfläche bringen. Und das gelingt ihm in einer wahrhaft grandiosen Weise. Unruhs historische Personen erscheinen vielfach in unhistorischen Situationen und sprechen wohl immer in unhistorischen, oft sehr persönlich Unruhschen Wendungen. Aber doch hat Unruh nicht in „Louis Ferdinand" hinein-, sondern nur, wenn man so sagen darf, aus dem historischen Material herausgeheimnißt. Unruh gibt eine monumentale Formung und Aus- (nicht Um-) Deutung der historischen Gegebenheiten. —

Vilma Aknay vom Burgtheater in Wien. (Aufnahme Setzer)

Im besetzten Gebiet des Westens, wo natürlich dem Theater von seiten der Bevölkerung erhöhte Liebe entgegengebracht wird, haben sich seit dem vorigen Jahre die Verhältnisse vorteilhaft verändert. Denn ein Zufall, vielleicht auch z. T. die natürliche Vorliebe des Rheinländers für die Musik, hatte es mit sich gebracht, daß die überwiegende Zahl der dort tätigen Bühnenleiter von der Oper „abstammten". Das schon in meinem Bericht des vorigen Jahres hervorgehobene, allein das Schauspiel pflegende Stadttheater in Bonn machte eine rühmliche Ausnahme. Es ist unter Dr. Albert Fischer, den dieses Jahr der Maler Walter von Wecus unterstützt, eine lebendige Kulturstätte und Uraufführungsbühne; der eigenartige Versuch einer stilisierenden Inszenierung der „Weber" sei genannt. Neue, vom Ernst ihrer Aufgabe erfüllte und begabte Männer zogen an den Stadttheatern in Aachen, wo jetzt Intendant Sioli die Bevölkerung mit den Grundlagen künstlerischer Inszenierung vertraut zu machen strebt und in dem Maler Leo Dahl einen trefflichen Beirat besitzt, und in Krefeld ein; hier ist es Otto Maurenbrecher, der seinen alten Ruf als Pfleger guten Schauspiels aufs neue bewährt.

Auch eine neue Bühne ist im Westen entstanden, das „Theater des werktätigen Volkes" am Friesenplatz in Köln, eine Volksbühne nach Berliner Muster, die, wenn sie auch noch mit beträchtlichen Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen hat, unter der künstlerischen Obhut des speziell als Bildregisseur ausgesprochen fähigen Johannes Tralow der Stadt etwa das bieten könnte, was ehemals das Deutsche Theater bot, welches jetzt von den Engländern als Etappentheater beschlagnahmt ist. — Düsseldorf ist nun ebenfalls ja leider besetztes Gebiet geworden. Hier kämpft im 17. Jahre seines Bestehens das private Schauspielhaus unter Louise Dumont einen harten und augenblicklich wenig hoffnungsvoll erscheinenden Kampf. Aus dem klassischen Theater unternahm es diesmal eine Inszenierung von „Torquato Tasso" und der „Widerspenstigen"; diese letztere in einer sozusagen requisiten- und dekorationslosen Form, angenähert etwa der spielerischen Primitivität des chinesischen Theaters. Shakespeares derbfrischer Schwank ist für artistische Stilexperimente, die man in geistvoller Darbietung nie ganz verbannt wissen möchte, entschieden erheblich geeigneter als Schillers „Räuber", die Erich Ziegels Hamburger Kammerspiele tatsächlich im modernen Gewand gespielt

Digitized by Google



Bühnenbild von Leo Dahl aus den ‚Räubern' am Stadttheater zu Aachen (Aufn. Richter-Rosenfeld)

haben: Franz mit Monokel, Karl im feldgrauen Kittel, der alte Moor im Klubsessel. Ein Werk einmal im engsten Kennerkreis, sozusagen hinter verschlossenen Türen, von seinem Milieu loszulösen und es auf seine Tragfähigkeit hin durch einen solchen oder anderen Versuch zu prüfen — wer könnte leugnen, daß es seinen Reiz hat? Es sind wahrlich nicht die schlechtesten Stücke (und Schauspieler), die uns auf einer Probe in einer Darstellung ohne Maske und im Straßenanzug an die Seele packen, wie es mir vor einiger Zeit mit einem Florian Geyer erging. Aber es ist ein schwerer Fehler, mit derartigen Intimitäten an die Öffentlichkeit zu gehen oder sie sogar als eine neue Errungenschaft preisen zu wollen. —

Folgenreicher und erfreulicher als diese Hamburger „Räuber" sind die Erfolge der „Niederdeutschen Bühne", die dort Dr. Richard Ohnsorg vor einiger Zeit zur Pflege des plattdeutschen Dramas ins Leben gerufen hat. Dieses besitzt in den drei jungverstorbenen Männern Stavenhagen, Boßdorf und Gorch Fock drei starke und eigenartige Dichter, an denen man selbst in andern deutschen Sprachgebieten nicht vorübergehen sollte. —

Durch alle Fährnisse und Nöte hindurch wahrt sich das deutsche Theater seine Stellung. Ja mit besonderer Freude läßt sich beobachten, wie in vielen kleineren und mittleren Städten auf seiten der Stadtverwaltungen das Verantwortlichkeitsgefühl gewachsen und das Publikum mehr und mehr von der Bedeutung seines

Fräulein Bricken als Bianca und Herr Fischel als Lutecio in der ‚Widerspenstigen Zähmung'. Nationaltheater, München (Aufnahme L. Osborne)

Digitized by Google

Bühnenbild aus ‚Ackermann und Tod' von Johannes von Saaz im Residenztheater zu München (Aufnahme L. Osborne)

Stadttheaters durchdrungen ist. Das Theater ist nicht nur für die deutsche Großstadt, sondern erst recht für die deutsche Mittelstadt, für die es vielfach die eigentliche und sogar

Direktor Franz Wenzler vom Schauspielhaus in Zürich (Aufnahme Oertel)

Dr. R. Ohnesorg als Kröger im ‚Fährkrog' von Boßdorf. Niederdeutsche Bühne, Hamburg (Aufnahme A. Mocsigay)

Digitized by Google

Senta Eßer vom Stadttheater in Bonn
(Aufnahme des Elektro-Reflex-Atelier in Bonn)

Annie Ernst von der ‚Schaubühne', München
(Aufnahme E. Wasow)

einzige künstlerische Zentrale bildet, unentbehrlich. Die Tatkraft eines neuen Leiters vermag mißachteten oder gemiedenen Theatern schnell ein neues Ansehen zu geben. Das zeigt z. B. das von Direktor Willken in Darstellung und Spielplan wie in der Ausstattung auf ein vortreffliches Niveau gehobene Bamberger Stadttheater, ebenso wie das von Dr. Hoffmann-Harnisch modern geleitete in Minden oder

Gerda Müller als Penthesilea und Carl Ebert als Achill in Kleists ‚Penthesilea'. Schauspielhaus in Frankfurt a. M. (Aufn. N. & C. Heß)

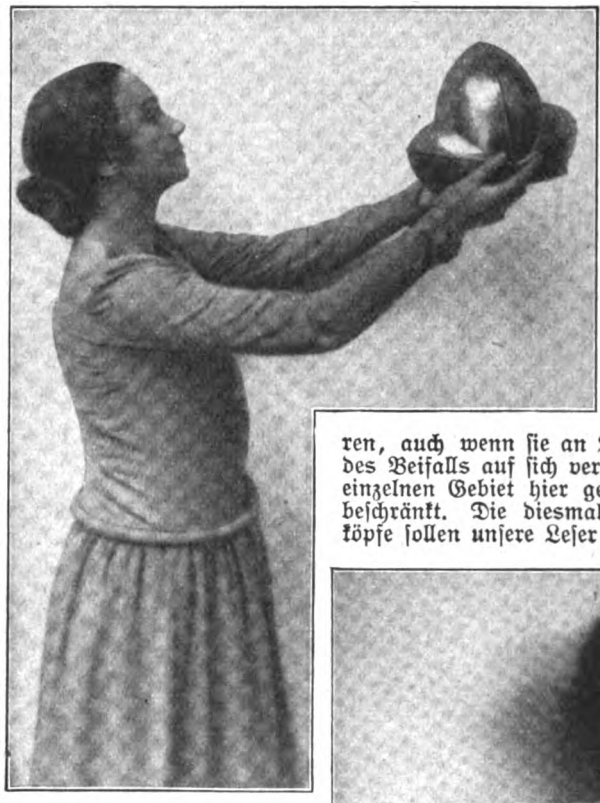
diejenigen in den Universitätsstädten Münster (Direktor Dr. Krüger) und Heidelberg (Direktor Meißner), das in diesem Jahre organisatorisch eine Dreigliederung seines Publikums vornahm; es gibt hier nämlich eine große Theatergemeinde, das alte Abonnementspublikum und endlich eine Kammerspielgemeinde. Heidelberg war es auch, das Tiecks „Gestiefelten Kater" 1921 nach 75 Jahren der Vergessenheit

Digitized by Google

Else Wohlgemuth vom Burgtheater in Wien. (Aufnahme Setzer)

entriß. — Bei dieser Gelegenheit gilt es einmal, auch ein Wort des Dankes für das zu finden, was die deutschen Theater in der Schweiz während und seit dem Kriege für die deutsche Kultur getan, was sie als Außenforts an praktischer Verständigungspolitik geleistet haben. Und dieser Dank gilt nicht nur den Bühnenleitern von durchweg wohl reichsdeutscher oder österreichischer Abstammung. Es war zuvörderst Dr. Alfred Reucker (jetzt Intendant in Dresden), der in zäher Arbeit das Züricher Stadttheater zu einem künstlerischen Musterinstitut in Oper und Schauspiel erhob; nun wurde er von dem Opernleiter Paul Trede abgelöst, der sich unter andern die Pflege der Spieloper zur Aufgabe machte, während die Schauspielbühne im Pfauentheater einen eigenen Direktor in Franz Wenzler erhielt. Es war ferner Albert Kehm, der dem Berner Stadttheater während des Krieges seine ausgeprägte deutsche Physiognomie erhielt (jetzt ist er Intendant in seiner Heimatstadt Stuttgart, sein Nachfolger ist K. L. Peppler); weiterhin der als musikalischer

Digitized by Google



gesagt werden kann, das trifft für das deutsch-schweizerische Theater in vollstem Umfang zu. Hier wurde und wird ohne „Parole", rein aus dem Impuls und dem tatsächlichen Bedürfnis heraus, unbeschadet aller politischen Grenzen, gewirkt im Sinne einer großen deutschen Geistesgemeinschaft.

Den kritischen Ausführungen des Verfassers möchte die Schriftleitung gern noch einen Hinweis hinzufügen. Die Überfülle der hier herangezogenen Bühnen macht es unmöglich, die Hauptstützen jeder einzelnen Kunststätte im Bilde vorzuführen, auch wenn sie an Ort und Stelle den Löwenanteil des Beifalls auf sich vereinigen. Der Raum, der einem einzelnen Gebiet hier gegeben werden kann, ist zu eng beschränkt. Die diesmal noch nicht gezeigten Künstlerköpfe sollen unsere Leser ein andermal ansprechen.

Regisseur mit an der Spitze stehende Dr. Ernst Lert am Stadttheater in Basel (jetzt Operndirektor in Frankfurt a. M.). Aber Dank für Verständnis der hohen Aufgaben ihrer Bühnen gehört offenbar vielfach auch den einflußreichen, aus Einheimischen zusammengesetzten bürgerlichen Theaterkomitees. Als weitere Bühne zu den genannten drei gesellte sich die während des Krieges geschlossene in St. Gallen, die den großen, von Direktor Theo Modes verständnisvoll genutzten Vorzug besitzt, ausschließlich ein Schauspiel-Ensemble zu haben, mit dem es selbst an die Bewältigung von so heiklen Aufgaben wie „Faust II" herangehen kann. In Schaffhausen-Winterthur endlich hat Direktor Otto Schwarz einen gewissenhaft geführten Gemeinschaftsbetrieb eingerichtet. — Was sonst von deutscher Kulturpropaganda im Ausland vor wie im Kriege im allgemeinen wahrlich nicht

Maria Mayen vom Burgtheater in Wien. (Aufnahme Setzer)
Oben: Fräulein Dora Koreny-Scheck in Schillers „Jungfrau von Orleans". Landestheater, Stuttgart. (Aufnahme Vollmar)

Digitized by Google

# Chinesen von heute

## Von Erich von Salzmann

Es sind gerade zehn Jahre her, daß der alte gewaltige Bau des chinesischen Weltstaates in seinen Fugen zu zittern begann. Dieses universale Gebilde galt den Menschen von jeher als ein unverrückbarer Begriff. Es schien so fest zu stehen, daß sich der Ausdruck chinesisch und rückständig im westländischen Sprachgebrauch fast zu decken schien. Die chinesische Mauer zum mindesten war das Dokument von Engherzigkeit und Eingeschlossenheit. Die Welt riß alle Mauern ein, und doch, wie weit haben sich die Völker jetzt voneinander entfernt. Wer die Chinesen zu kennen glaubte, der muß es heute erleben, daß er sich täglich irrt. Alles kommt anders, und wer unter der Annahme stand, daß dieses Reich und sein Volk unter die mit Gewalt arbeitenden aktiven Reiche der Erde in Interessensphären aufgeteilt werden würde, der wird heute wiederum bekennen müssen, daß er falsch lag. Asien erwacht zu neuem Selbstbewußtsein. Was sich hier regt, welchen Ausgang die Dinge nehmen werden, wie der Einfluß der Gestaltung auf den fernen Orient sein wird, das ist noch nicht abzusehen. Eines aber ist sicher: die asiatische Welt bewegt sich, sie ist in mächtige Schwingungen geraten. Die Strahlen ihrer Aktivität werden bald im ganzen Okzident fühlbar werden. Möge sich die alte Welt hüten, damit diese Strahlen nicht zur sengenden Sonne werden, die Dürre und Verwüstung hinter sich läßt.

Als wir vor mehr als zwei Jahrzehnten im kriegerischen Kleide zum erstenmal den uralten Kulturboden Asiens betraten, da wußten wir alle verzweifelt wenig davon, daß hier ein Volk lebte, mit einer so fest gewurzelten Kultur, daß etwas Gleiches auf Erden nicht besteht. Der Weltkrieg hat uns den Streit über Zivilisation und Kultur beschert, mit dem in Deutschland sooft gebrauchten Worte ‚Kultur' hat man allerorten seinen Spott getrieben, man hatte vergessen, daß die weißen Menschen, deren Völkerwiege einst im alten Europa stand, von großer Entfernung aus gesehen doch alle das gleiche Bild bieten. Ihre Zivilisation, ihre Kultur war nur eine äußerliche, sonst hätten sie den Weltkrieg niemals bis zu diesem furchtbaren Ende geführt, um damit einer ganz anderen und viel festeren Kultur, nämlich der ostasiatischen, den Beginn eines noch vor zwanzig Jahren schwer erscheinenden Aufstieges zu erleichtern, fast zu ebenen. Die Asiaten haben die große Kunst des Wartens gelernt. Vielleicht ist in der buddhistischen Grundlage ihre Gesamtentwicklung mit verankert. Wenn man heute mit der Erkenntnis von Versailles, durch die wir alle gegangen sind, an das zurückdenkt, was alle fremden Mächte ohne Ausnahme hier seit fast einem Jahrhundert auf dem ostasiatischen Kontinent gesündigt haben, und noch immer sündigen, so könnte man sich fast schämen. Aber die Welt wird nie lernen. Ihr größter Lehrmeister, die Geschichte der Erde, die Geschichte der Völker, scheint, wenn man sieht, was täglich vorgeht, vergessen. Hier wird jetzt wiederum Geschichte gemacht. Was sich hier bildet, das ist ein ganz neues Etwas, wie lange noch, und gerade China wird gleichberechtigt unter den Völkern der Erde stehen. Das Riesenreich wird noch in diesem Jahrhundert dieselbe Stellung in den Beziehungen der Völker zueinander einnehmen, die es im 18. Jahrhundert unter der Führung des gewaltigen Mandschu-Kaisers Kien Lung gehabt hat, damals, als Voltaire chinesische Gedichte übersetzte, die Botschaften zwischen Osten und Westen hin und her zu fliegen begannen.

Den ganzen Sommer bin ich im Nordosten Asiens herumgereist, ich bin aus einem Staunen ins andere verfallen. Langsam stiegen mir Bedenken auf, bis mir schließlich der tiefe Ernst dessen klar wurde, was hier vorgeht. Die Hauptstadt des himmlischen Reiches ist heute nicht mehr das merkwürdige Sammelbecken aller asiatischen Völker, die hier mit dem Sohn des Himmels irgendeine Verbindung suchen oder sich vom Rat der Großen Weisheit für ihr Dasein holen wollen. Die mongolischen Prinzen, die alljährlich mit einem Riesengefolge in wohlverwahrten Tragsänften, von Kamelkarawanen begleitet, herunter reisten, sieht man nicht mehr. Sie sind noch da. Der alte Amur-Ling-Kwai, der Calatschin-Wangje, der Fürst des Ordos, die wohnen noch in denselben alten Palästen, die ihre Urahnen erbauten, als sie mit den mandschurischen Reiterführern vor bald drei Jahrhunderten in die Hauptstadt des Nordens einzogen. Diese Fürsten, hinter denen die freien Nomaden der mongolischen Steppe stehen, die auch schon längst in die Riesenwirtschaftsexpansion der modernen Industrievölker einbezogen sind, sind nicht von der Bühne, auf der die Weltgeschichte gespielt wird, abgetreten, wie es ihre Vettern aus dem Hause Ta-Tsching tun mußten. — Mancher Prinz der einst untertänigen Völkerschaften fährt heute im modernen Auto und unterhandelt mit den fremden Diplomaten, die Gold, Metalle und andere Schätze in ihren Weidegebieten wittern. Die tibetanischen Lamas sind auch noch in Peking. Aber es geschieht selten, daß man eine der gelben Seidenroben

Digitized by Google

und die schweren Pelzmützen sieht. Sie sitzen in ihren Lamasereien und sind von der Republik wohl organisiert. Am Eingang zahlt man für die gedruckte Einlaßkarte den festen Preis, und der ein Gebet murmelnde, den Rosenkranz drehende Lamapriester spricht als Fremdenführer bereits englisch. Die Männer aus dem mandschurischen Norden, die bis zur Revolution ihren Tribut an Fischen und Wild, an lebenden Pferden und Schafen alljährlich an den Hof zu liefern hatten, bleiben ganz aus. Die kostbaren Fische des Amur, die Fasanen und Antilopen der großen Steppen bleiben heute fort und fehlen auf den Tafeln der Wohlhabenden. Die Beziehungen der Hauptstadt mit den reichen Provinzen südlich des Yangtsestromes sind nicht die allerbesten. Dort unten weht fortgesetzt die Fahne des Aufruhrs. Der alte Umstürzler Sun Yatsen hat es heute in Kanton verstanden, eine eigene Republik einzurichten. Noch vor einem Vierteljahr lachte man über den landfremden Phantasten, und die Chinesen in der Straße meinten, er kennt ja sein eigenes Volk nicht, er ist fremd geboren, er kann unsere Schriftzeichen nicht einmal lesen. Es muß aber wohl doch etwas Eigenartiges an diesem Mann dran sein, dessen starke persönliche Suggestion ich selbst in der ersten und zweiten Revolution in Unterhaltungen mit ihm fühlte. Die Südländer sind also auch heute wenig in Peking vertreten. Dafür hat das fremde Element der Angehörigen weißer Rasse ganz ungeheuerlich zugenommen. Vor allem ist es Nordamerika, das mit den Angehörigen der Vereinigten Staaten einen außerordentlichen Einfluß auf die Gesamtentwicklung erreicht hat. So kann man sagen, daß sich der Kampf, der sich zwischen den um den Stillen Ozean liegenden Staaten und Japan vorbereitet, bereits auf dem Kontinent zu fühlen ist. Während Amerika mit aller Macht, mit allen Mitteln, mit Geld und geistiger Propaganda in einem Umfange, wie es noch niemals dagewesen ist, oder höchstens durch Northcliffe im Kriege gegen uns betrieben wurde, in China Einfluß zu sichern versucht, steht es unmittelbar politisch hinter dem Aufrührer Sun Yatsen und dem Süden, während der Norden mehr zu Japan hält. Diese beiden Hauptstreiter sind denn auch das hervorstechendste Element auf allen den Punkten, wo überhaupt Konkurrenz vorhanden ist. Aber sie werden sich alle irren. Das ist es, was mir im Nordosten klar wurde. Wenn man bedenkt, daß dort in Harbin, in Mandschuria, in Pogranitschnaja noch vor fünf Jahren der Chinese auf seinem eigenen Grund und Boden von den Russen wie ein rechtloser Sklave behandelt wurde, und wenn man dann heute sieht, wie sich dieses Verhältnis an denselben Stellen genau in das Gegenteil verkehrt hat, dann vermag man in eine ferne Zukunft zu schauen; denn ähnlich, wenn auch in gemäßigterer Form, wird es allen Fremden auf chinesischem Boden ergehen. Der Russe ist heute in der Nordmandschurei fast rechtlos geworden. Als die Sowjetregierung und ihr nachfolgend die Schwester-Republik Tschita freiwillig auf alle Vorteile verzichtete, die Russen jemals aus zum Teil jahrhundertealten Staatsverträgen mit China bezogen hatten, da hoffte man in Moskau, in Tschita auf die Gegengabe. Diese blieb aus. Mit Selbstverständlichkeit steckte das neuzeitliche China das Geschenk ein, und bewies damit nur die Regel, nämlich daß es Dankbarkeit im Leben der Völker untereinander nicht gibt. Geht man heute in der Wirtschaftszentrale der Mandschurei, in Harbin, auf der Straße, so fühlt man bald, wer dort der Herr ist. Ohne sich etwas dabei zu denken, ohne beleidigen zu wollen, stößt der Chinese den weißen Fremden vom Bürgersteig herunter. Der Russe naht mit abgezogener Mütze, höflich und gebückt, der chinesischen Autorität. Er wartet stundenlang, bis es dem Chinesen beliebt, ihn anzuhören. Der chinesische Polizist prügelt den Russen, wo es ihm gelingt. Mehr als einmal sah ich auf der Straße, wie die Russen einen Streitfall vor den chinesischen Polizisten zur Schlichtung trugen. Ein Dutzend und mehr der bärtigen Männer hing am Munde des mageren, bartlosen Gewehrträgers, der ruhig und hoheitsvoll entschied, wer Recht und Unrecht hatte. Noch vor fünf Jahren hätte der Russe denselben Chinesen mit dem Stiefel ins Kreuz getreten. So ändern sich die Zeiten. Man kann heute sagen: Europa, wache auf!

Nur Deutschland hat bereits die Konsequenzen gezogen und den gegenseitigen neuen Standpunkt im Lande China gefunden. Was den Russen durch ihren Unterhändler Yourin trotz jahrelanger Versuche bisher noch nicht gelungen ist, das glückte dem deutschen. Unsere Kommission erhielt ihren Vertrag, wenn auch unter schweren Konzessionen. Es gehört ein großer Teil staatsmännischen Gefühls dazu, um zu begreifen, daß der Vertrag ohne die Aufgabe der Konsulargerichtsbarkeit nicht zu erhalten war. Dem deutschen Kaufmann ist es nicht leicht, sich heute unter die chinesische Gerichtsbarkeit zu stellen, denn deren Fundament ist überhaupt erst seit kürzester Zeit gelegt, nachdem man die alten barbarischen Rechtsgewohnheiten endlich aufgegeben hatte. Der Chinese zieht alle Vorteile, die der Versailler Vertrag, den er nicht unterschrieben hat, den anderen Unterzeichnern zusichert. Aber die Gleichberechtigung haben wir doch nicht voll erlangt, denn der Deutsche kann sich nicht freizügig außerhalb der Vertragshäfen in China bewegen und Handel treiben. Er ist in jedem Falle an die Einzelerlaubnis der chinesischen Zentralbehörden gebunden. Das ist der schwache Punkt des Vertrages. Eigentlich wird mit der einen Hand gegeben, und mit der anderen alles fortgenommen. Alles in allem ist der Vertrag ein großer chine-

Digitized by Google

sischer Sieg, denn er konstituiert gegenüber einer anerkannten Macht die Gleichberechtigung. Wie lange noch, und die großen anderen Mächte werden nachfolgen. Es wird uns nicht leicht werden, in den nächsten Jahren die Folgen des Vertrages nützlich auszugestalten, noch sitzt tief in der chinesischen Seele das Mißtrauen gegen den Fremden, der den Chinesen seit einem Jahrhundert immer und immer wieder mit der Waffe in der Hand ausgeplündert hat. Ganz langsam wird sich erst die Erkenntnis Bahn brechen, daß es staatsmännisch von Deutschland war, dort nachzugeben, wo nichts mehr zu retten war. Wir besitzen viel Sympathie in China. Das fühle und höre ich jeden Tag, aber diese sentimentale Regung ist nicht in den Beziehungen ausnützbar, die die Hauptsache bilden, im Handel. Diesen regeln Angebot und Nachfrage, Pünktlichkeit und Güte; Solidität und im besonderen Zuverlässigkeit ist seine Grundlage. Deutschland hielt alle diese Forderungen ein. Das hat ihm die Sympathien erhalten. So lag der moralische Zwang auf den Volksführern Chinas überhaupt, mit uns zu einem Abkommen zu schreiten, denn tatsächlich wäre der vertragslose Zustand für China das bequemste gewesen, und wir hatten kein Mittel in der Hand, diesem ein Ende zu machen.

Erkennen nun die anderen, daß es ihnen in naher Zukunft ähnlich ergehen muß? Man hat nicht den Eindruck. Amerikaner, Engländer und Franzosen denken gar nicht daran, auch nur einen Schritt von den Bahnen der Politik abzuweichen, die sie hier seit hundert Jahren befolgt haben. Es sind die alten Mittel der Diplomatie, die Intrige, die Verleumdung, die Propaganda, die Lüge, die halbe Versprechung, die Bestechung, mit denen hier täglich und überall gearbeitet wird. Das ist es, was im hochkommenden Volke der Chinesen den Glauben an ein glückliches Zusammenleben der Völker nicht recht aufkommen läßt. Das Schicksal der Russen im Nordosten Asiens sollte eine Warnung sein. Uns zwang der Ausgang des Weltkrieges dazu, den Ring der Vergewaltiger Chinas zu verlassen. Das war ein Glück für uns.

Noch ein Volk ist da, das infolge seiner geographischen Lage, seiner geschichtlichen Entwicklung, seiner Volkszahl, seiner Industrie und seinen Handelsverhältnissen nach, ein Recht hat, hier mitzusprechen, das ist Japan. Die angelsächsische Welt versucht den Ring ähnlich um dieses Land zu schmieden, wie er 1914 sich um Deutschland vollendete. Die Führer des japanischen Volkes waren von jeher durch große Staatsklugheit und gesunden Menschenverstand ausgezeichnet. Ich hatte im Frühjahr in Japan voll den Eindruck, daß man die eigene Lage ebenso erfaßt hatte, wie die Notwendigkeit, sich mit seinem großen Nachbar China auszusöhnen. Die große Frage, ob in Asien Frieden oder Krieg herrschen wird, ist, wenn man auf ein Jahrhundert hinaus sieht, davon abhängig, ob der Ausgleich zwischen Japan und China eintreten wird. Dieser kann nur auf der Basis der Gleichberechtigung und Gegenseitigkeit erfolgen. Japan ist bereit, diese zuzugeben, es scheint heute das einzige Land auf Erden zu sein, das die Lehren des Weltkrieges begriffen hat.

Unser deutsches Interesse kann nur darauf hinausgehen, daß die beiden Völker Ostasiens zur gemeinsamen Aufrichtung der neuen Kultur zusammentreten. Wir stehen mit diesem Wunsche allein unter den weißen Völkern der Erde.

Gerade Deutschland ist aber deshalb dazu geboren, der selbstlose Freund Chinas und Japans in Europa zu sein.

## Kleine Chinesin. Von Johanna Zaeske

Dir erblühte groß der Kampferbaum,
Seidelbast sank blau an deine Füße,
Rhododendren legten alle Süße
In dein Antlitz — und du weißt es kaum.

Deine goldenhelle Haut erglänzt
Duftend wie von zarter Zimmetrinde,
Du erscheinst wie eine scheue Hinde,
Großgeäugt und lächelnd überkränzt.

Digitized by Google

# Liebesgedichte. Von Ernst Lissauer

Von vielem Schicksal umgetrieben
Und dennoch wie nach vorbestimmtem Plan
Sind wir geschritten in dies Lieben.
Gelebten Irrsals Stimmen raunen,
Und wir erblicken uns mit Staunen,
Und es umfremdet uns wie neuer Wahn.

Wir dürfen fürchten nicht, uns zu verschwenden,
Mit tausend Fühlern streb' ich zu dir hin,
Wir müssen Seel' in Seel' uns völlig spenden,
Und schon erkennst du, wer ich bin.
Es zündet bildend Kraft von Hand zu Händen,
Uns ist geschenkt ein neuester Beginn,
Und aufgetragen, gänzlich zu vollenden,
Daß sichtbar werde: dieses war der Sinn.

Nun spüren wir über die Jahre weit
Das Ahnen und Vorverkünden,
Und all unsre Wege aus Glück und Leid
In diese Stunde vermünden.
Not war Saat und Irrsal Sinn,
Und nichts ist dahin und vergebens:
Wir tragen die Krone des Lebens.
Wir tragen die Krone des Lebens!

⊕

Du hast's vollbracht,
Verwandelt ward ich über Nacht,
Du streiftest mich mit leichtem Zauberzweige.

Lag ich nicht gestern felsicht zugeschlossen,
Der ich heut, steil emporgegossen,
Ein Springbrunn, schäume, leuchte, steige?

⊕

Du liebste Frau
Hast in dir ein Hören vor Tag und Tau,
Behorchst mir die Seele bei lichtender Nacht,
Wenn sie in der Tiefe sich weist und erwacht.
Du spürst das sickernde Bluten
An einer Wurzelwunde fern im Grund
Und des Seegangs mächtiges Fluten
Unter dem hartgefrorenen Sund.

⊕

### Mitten im Gespräch gesagt

Halt' an, halt' ein,
Und laß das selige Haupt mich neigen
In weißen Schweigens tiefsten Sonnenschein:
Mir ist: wir sitzen droben auf beglänztem Stein,
Weithin die Himmel, Berge, Ebenen schweigen,
O, wir in Fülle tauschend uns zu eigen!
Und Himmel, Berge, Länder dein und mein!

⊕

Was ist's, daß mich so stark nach Werk gelüstet
Und hinflutender Verkündigung,
Warum bin ich so reisig und gerüstet?
Als hätt' ich nie gelebt in all den Jahren,
So jäh und jung
Und dennoch fruchthaft leid- und glückerfahren?
Daß ich tief in mir wohne, innerst heimgefunden,
Und doch voll Drangs, die Menschen zu bestehn?

Digitized by Google

Chineſiſche Mutter
mit Kind

Gemälde von
Prof. Emil Orlik

Digitized by Google

Digitized by Google

# Julian Klein Diepold und Ostfriesland

## Von Reg.u.geh.Baurat Dr. Otto v. Ritgen

An der Nordwestküste Ostfrieslands liegt der Ort Greetsiel nahe bei einer Bucht, aus der sich eine für Lastschiffe fahrbare Rinne der Osterems anschließt, die selbst eine vertiefte Strecke zwischen den Watten bildend inmitten der dem Festland vorgelagerten Inseln Borkum und Juist die freie Nordsee erreicht. Das ganze Bereich der Gewässer ist deutsch, während der westliche Ausfluß der Ems an Holland grenzt.

Die Küste, in die jene Bucht einschneidet, sowie ihre Fortsetzung ist durch einen hinreichend mächtigen Deich geschützt, dessen südlichen Anfang man zu seiner Linken erblickt, wenn man mit der Eisenbahn von Emden aus die Richtung nach Norden einschlägt. Zwar galt Emden seit 1453 jahrhundertelang — bis Aurich an die Stelle trat — als die Hauptstadt, aber die Anfänge der Beherrschung Ostfrieslands lagen in Greetsiel drei bis vier Wegstunden weiter nordwestlich.

Hier befand sich von jeher das Siel, das ist der Durchlaß im Deich für einen aus dem Innern der Halbinsel kommenden, der Schiffahrt dienenden Wasserlauf, dem der heute kaum mehr als tausend Einwohner zählende Ort seine uranfängliche Bedeutung und den zweiten Teil seines Namens verdankt.

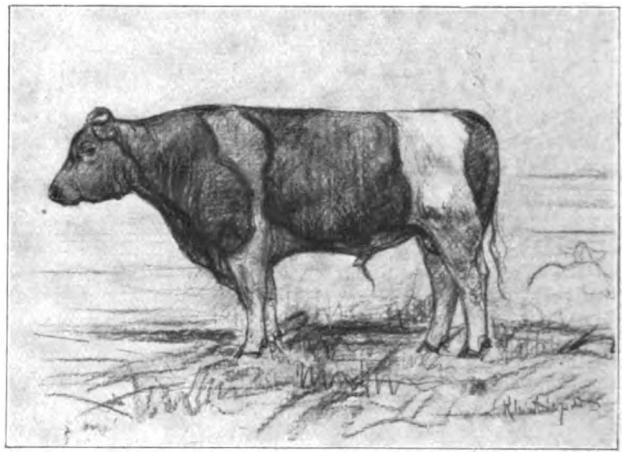
Ein Häuptling aus dem Haus Cirksena, anfangs des 15. Jahrhunderts, Herr von Greetsiel, stürzte mit Hilfe der freien Stadt Hamburg das Geschlecht der Abdenas, wurde auch Herr des damaligen Seeräuber-Handelsplatzes Emden und gründete als Graf Edzard I. das ostfriesische Regentenhaus. Dieses herrschte fast drei Jahrhunderte zunächst zur stetigen Entwicklung, unterbrochen durch Überschwemmungen und

Das alte Siel in Greetsiel. Ölgemälde. (Sammlung Otto Fenner-Achenbach, Berlin)

Digitized by Google

andere Heimsuchungen des Landes, später aber und zuletzt unter vielfachen Streitigkeiten mit den Ständen. Dann starb das Geschlecht dieser freien Herrscher aus, und Ostfriesland, teilweise schon seit des Großen Kurfürsten Zeit von Brandenburgern besetzt, fiel an Preußen, dessen Regierung eben Friedrich der Große angetreten hatte.

Eine Morgenröte besserer Zeit zog damit wohl auf, aber das Land war durch die Cirkssenas verschuldet. Viele öffentliche Gebäude mußten beseitigt werden, unter ihnen die alte Steinburg vor Greetsiel, die lange Zeit als Besatzungskaserne gedient hatte.



Ostfriesischer Preisstier Bosko des Herrn Ewert in Beven. Zeichnung

So beharrlich die Kraft und der Sinn der vielleicht auf die alten Wikinger zurückzuführenden Ostfriesen, so wechselnd war nun im 19. Jahrhundert die Herrschaft über ihr Stück Erde, das sich nicht nur gegen den Neid derer, die sich darum stritten, sondern auch gegen die wilde Gewalt des Meeres, dessen Stürme die Deiche zu durchbrechen drohten, zu sichern hatte. Im Jahr 1807 kurz nach der für Preußen unglücklichen Schlacht bei Jena rückten holländische Truppen in Friesland ein; nachdem diese drei Jahre dort gehaust, wurde es französisch, und weitere drei Jahre darauf wurde die Abtretung an Hannover, das damals mit England vereinigt war, entschieden. Erst mit der Beendigung des Preußisch-Österreichischen Feldzugs 1866 wurde Ostfriesland wieder dem preußischen Staat einverleibt, um von nun an da zu verbleiben — wie wir hoffen, für ewige Zeit. Möge diese Hoffnung nicht trügen, und freuen wir uns, daß unsere niederdeutschen Brüder von dem Geschick, das jüngst geplant war, ihre ihnen über alles teure Heimat „als Ausgleich" an Holland verschachert zu sehen, verschont geblieben sind! Der gefährliche Zeitpunkt scheint nun vorüber. Die Heimat der Ostfriesen, deren Festland durch Menschenwerk dem Meer immer von neuem abgerungen worden ist, die oft bedroht nun bei Deutschland durchgehalten hat, das Land, dessen fruchtbarer Boden in besonders gesicherte Abschnitte geteilt, beackert, besät und gegen Wassersnot bewacht, reiche Erträge zu liefern imstande ist, soll deutsch bleiben!

Teestunde. Aquarell
(Sammlung Artur Fenner-Achenbach, Berlin)

Ein namhafter Berliner Künstler hat Augen, Herz und Hand daran gesetzt, es getreulich in Farben zu schildern, nicht in seinen geschichtlichen Begebenheiten, sondern in seinen wechselnden Bildern von Erde, Wasser und Himmel, die

Digitized by Google

heute wie von alters her einen eigenen Zauber in sich tragen; er hat zu sehen verstanden, was sich in Herz und Sinn einprägt und dem Friesen seine Heimat lieb macht, und bringt es in seiner frischen Auffassung mit seiner sicheren Technik zur lebensvollen Wiedergabe.

Der Künstler, der jetzt Anfang der Fünfziger steht, stammt aus einer Familie, deren Vorfahren seit mehreren Jahrhunderten im Friesischen angesessen sind. Seine Studien haben ihn weit herumgeführt. Von einer niederländischen Schule ausgehend hat er sich selbst seine Richtung geschaffen. Wer eine seiner Ausstellungen vom Jahr 1919 im Künstlerhaus in der Bellevuestraße in Berlin oder später im Kunsthaus Dyhr in Charlottenburg besucht hat, dem werden u. a. seine fein beobachteten Ansichten aus Oberitalien in ihrer breiten, koloristisch ungemein packenden Wiedergabe unvergessen sein. —

Eine besondere Anhänglichkeit hat ihn für zwei Frühjahre und Sommer nach Greetsiel geleitet und da festgehalten. Aus einer kleinen Auslese der zahlreichen Gemälde, die er dort teils in Öl, teils in Wasserfarben geschaffen hat, bringt die Abb. auf S. 73, den Dammdurchlaß, der den Wasserlauf abzuschließen gestattet, bevor er in die Greetsieler Bucht einmündet, sie zeigt, von der Landseite gesehen, die für die Eindeichung und den Schiffahrtsbetrieb gleich bedeutsame Stelle und ist deshalb vorangestellt. Etwas oberhalb der Deichkrone ist der Standort von Häusern, die dem Wind und Wetter ausgesetzt sind, sich aber sicheren Fußes auf einer den höchsten Wasserstand überragenden Bodenerhöhung befinden.

Hat ein Schiff das Siel passiert, so öffnet sich der Blick auf den weiteren Lauf der Schiffahrtsrinne (Abb. S. 77), die sich als hellerer Streifen zwischen dem hinzieht, was bald zu spiegeln scheint, bald wie aufgewühlter Meeresboden ausschaut. Das Grün der mit Seegras bestandenen Flächen steht im frischen Gegensatz zum Himmel, der sich darüber dehnt. Ein Punkt rechts in der Ferne läßt das jenseits der Nachtseite der Bucht gelegene Städtchen Norden erraten; die breite Wasserfläche, das „Störtebecker Diep" bietet dem Blick wenig Abwechslung, erinnert aber durch den Namen an fesselnde

Mühle am Binnentief in Greetsiel. Ölgemälde. (Kunstausstellung Dyhr, Berlin)

Digitized by Google

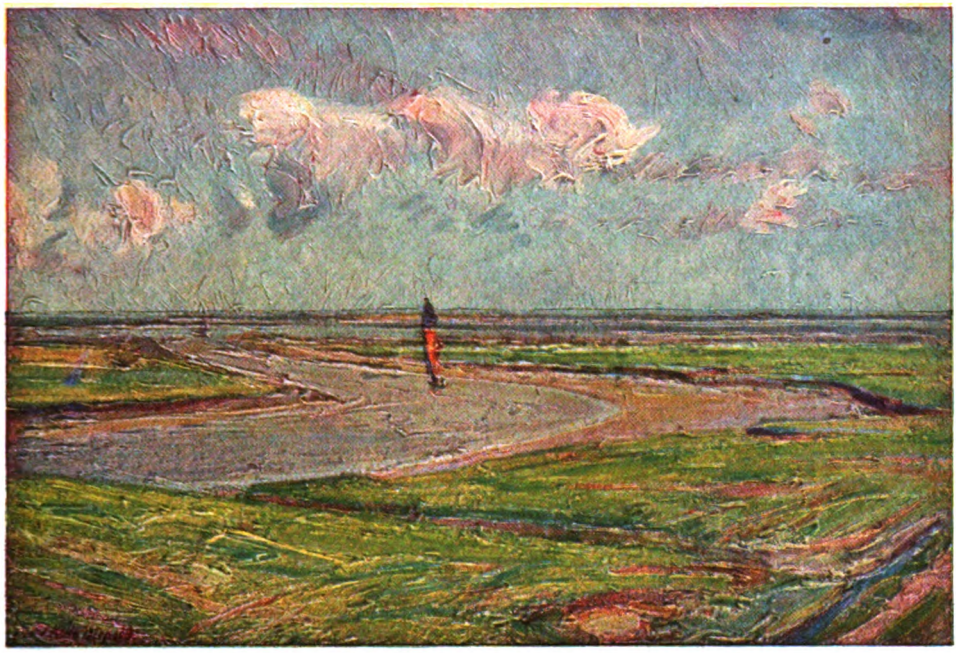
alte Sagen von jenem Seeräuberadmiral, einer geſchichtlichen Perſon aus der Wende des 14. Jahrhunderts, die Georg Engel in ſeinem Roman Claus Störtebecker lebensvoll geſchildert hat, wie er als ſiegreicher Held ans Land kam voll Begeiſterung für deſſen Volk, das er empor zu heben gedachte, wie er es aber tatſächlich zur Arbeitsunluſt verführte. Die Macht des kühnen Abenteurers über die Gemüter begann damit zu ſinken, mit ihr ſein Schlachtenglück, worauf er von den geſamten Hanſeaten zur See geſchlagen, gefangen genommen und verurteilt trotz märchenhafter Huldigungen des Volkes zu Hamburg das Schaffott beſteigen mußte. Engel ſchildert ſeine erſte Ankunft in dem unweit gelegenen Marienhafen mit den Worten: „In der einſamen Bucht ſchlich die Agile (ſein Hauptſchiff) vorſichtig zwiſchen den grünen Watten durch, die der Einfahrt vorgelagert waren. Das ganze Volk ſchätzte er nach den erſten ihm entgegengeſandten Boten ab; welch ruhige Würde, welche natürliche Selbſtachtung die Freiheit den Männern verlieh! Beide Kerle mit ihren langen, pelzbeſetzten Röcken und röhrenartigen, ſchwarzen Filzhüten ſtützten ſich auf ihre Spieße. Die Steinburg, zu der ſie ihn führten, lag auf der Warf (Hügelerhöhung)."

Greetſiel bietet nur noch das Warf ohne die alte Steinburg; Abb. S. 79 zeigt den Hafen, Abb. S. 76 die Straße mit ihren Steinhäuſern und Abb. S. 74 läßt uns einen Blick tun in das anheimelnde Innere eines ſolchen, wo der Künſtler eine Zeitlang gewohnt hat, der uns auch in zwei Charakterköpfen den kräftigen Menſchenſchlag mit der bewußten Tatkraft und dem ſtetigen Weſen vorführt. Harte Arbeit, Wind und Waſſer aber auch feſtes Gottvertrauen prägten ihr Anteil an dem Geſichtsausdruck des oſtfrieſiſchen Stammes (Abb. S. 77).

Der Lohn, der zur Beſtellung der Saaten und zum Schutz gegen die Meeresfluten aufgewendeten Mühe und Arbeit, iſt dank der jedes Wachstum fördernden lieben Sonne meiſt reichlich. Bilder in der Werkſtatt laſſen erkennen, wie die goldenen Garben geerntet werden. Friſchgrün umrahmt er-

Dorfſtraße in Greetſiel. Ölgemälde

Digitized by Google



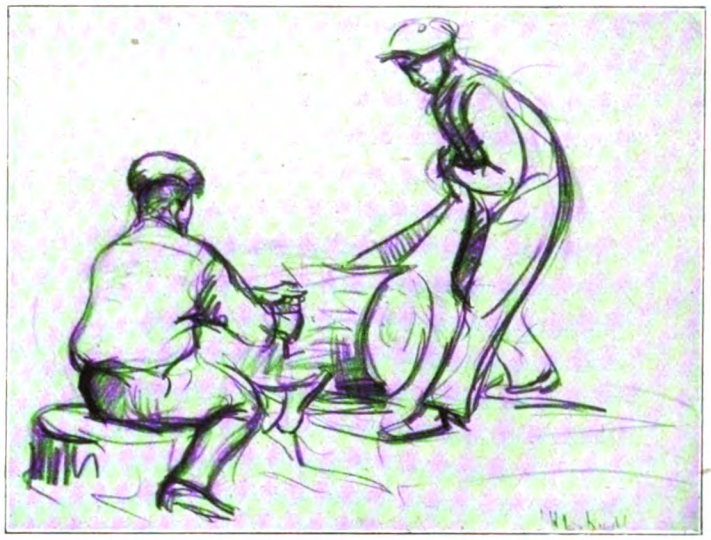
Ausfahrt in die Leybucht. Ölgemälde. (Im Beſitze des Herrn Erich Pommer, Berlin)

ſcheinen vielfach die fruchtbaren Felder, weil in den ſie umziehenden Waſſergräben das Seegras ganz beſonders gut gedeihen kann.

Das Waſſer der See ſelbſt hat bisweilen einen eigenen, grünlichen Schein, wo es nicht ſpiegelt, ſondern vom Wind leicht gekräuſelt auch aus der Entfernung einen Blick in ſein Inneres geſtattet. Damit hängt es

Der Baptiſt Sieger Janſen
(Im Beſitze des Herrn Erich Pommer, Berlin)

Digitized by Google



Beim Sägen. Zeichnung

zusammen, wenn der Meister auf einem seiner Gemälde den Beschauer nicht nur die Klarheit der Luft, sondern das Wehen einer frischen Brise fast körperlich mitempfinden läßt. —

Julian Klein Diepold, der diese und auch jene farbenleuchtenden Bilder aus Italien in neuer Gestaltung geprägt hat, ist am 25. Januar 1868 zu Dortmund geboren, der zweite von drei Malerbrüdern, von denen der älteste Leo vornehmlich die blühenden Parks von Holland, Maximilian die Eifel schildert.

Früh in seiner Jugend, die Julian im Elternheim zu Düsseldorf verleben durfte, wo der Künstlerberuf seit Generationen herkömmlich war, erhielt er Anregungen und Anleitungen im Atelier seines Vaters, der Geschichts- und Bildnismaler war. Nach mehrjährigem Besuch der Düsseldorfer Akademie wandte er sich nach Antwerpen und fand dort die ganze Erfüllung seines Ahnens und inneren Wollens: die bewegte Hafenstadt mit ihren geschichtlichen Überlieferungen, das urwüchsige Volksleben und vor allem die alte flämische Malerei. Diese echten, dauernd wertvollen Vorbilder wurden von nun an eine feste Grundlage für sein zielbewußtes Schaffen: das gesunde, auf straffer Zeichnung, genauster Tonbeobachtung und auf der Freude am Wirklichen beruhende Malerhandwerk, das durch die Auffassung und Begeisterung des Darstellers zum eigenen Stil gesteigert und damit zum wahren Kunstwerk erhoben wird.

Die Eyck, Roger van der Weyden und der Delfter Vermeer wurden seine Lieblinge unter den Alten, von den Jüngeren Henry de Braekeleer. Moderne, mit denen van Goghs verwandte Bahnen schlug er unbeeinflußt ein, noch ehe er etwas von dessen Werken gesehen hatte. In Antwerpen, wo er Schüler Verlats und der de Briends war, begann er seinen eigenen Weg zu gehn. —

Mädchenbildnis. Rötelzeichnung
(Im Besitze von Fräulein Iderhoff)

Digitized by Google

Im Hafen von Greetsiel Ölgemälde

Digitized by Google

Seine ersten Bilder „Das Mädchen und der Tod“ wie „Die beiden Alten“, von denen dieses an Israels gemahnt, brachten ihm außer einem Preis der Akademie allgemeine Beachtung, so auch im Salon zu Gent. Aufträge riefen ihn dann nach Düsseldorf, wo er für die Kapelle eines Großindustriellen eine Kreuzigung des Heilands und fünf Bildnisse malte.

Zum erstenmal im Jahre 1894 auf dem Boden von Italien wurde er in Florenz durch Donatellos Kunst so gefesselt, daß er sich eine Zeitlang fast ausschließlich mit Plastik befaßte. In diese Zeit fällt dann aber auch sein großes Bild „Liguriens Küste bei Nervi“, das sich im Besitz der Stadt Mühlheim an der Ruhr befindet. Nun folgt eine lange Reihe rastloser Wanderjahre, bald lebt er in Rom, Antwerpen, Amsterdam, Paris, bald am Niederrhein und im Taunus, bis ihn jenseits der Alpen wieder zu dauernder Niederlassung eine bewegte Hafenstadt fesselt: Genua. Was seine Berliner Ausstellungen im Jahre 1918 gebracht haben, ist im Laufe jener Jahre entstanden, daneben auch noch zahlreiche Bildnisse der Genueser Gesellschaft.

Wer seine Gemälde einmal gesehen hat, dem pflegen sie sich in der Erinnerung einzuprägen, denn seine Art zu malen ist ihm eigen wie Segantini die seine. Von Hauptbelang ist Julian Klein Diepold die Farbe; er schöpft aus der Altmeisterin Natur, wählt und formt den Ausschnitt nach Breite, Höhe und der Tiefe des Raums zu einem in sich geschlossenen, einheitlichen Ganzen, das ist zum Bild, das er in sich aufnimmt und in dem das Wesentliche mit Pathos gesteigert ist. Wie in dicken Schmelzflüssen in allen Tönen des Prismas schillernd, setzt er die Farben breit mit dem Pinsel und dem Spachtel auf die Tafel, nicht in kleinen Tupfen wie bei den Divisionisten und den Pointilisten, sondern in Strichen, in deren Führung sich die jeweilige schöpferische Seelenerregung des Künstlers bleibend ausspricht.

Was er arbeitet, erwächst aus der Freude und der Begeisterung für die Schönheit der Natur und dem von innerem Drang getragenen Streben, den Anschauer in die gehobene Stimmung seiner schaffenden Farbenerlebnisse mit hineinzuziehen. Vielseitig wie Trübner beschränkt er sich nicht auf die Land-

Kanal in Greetsiel. Ölgemälde. (Im Besitze des Herrn Erich Pommer, Berlin)

Digitized by Google

Gehöft. Kohlezeichnung

schaftsmalerei. Auch die Bildniskunst macht einen wichtigen und bedeutsamen Teil seiner Werktätigkeit aus; sie beruht neben den oben erwähnten Grundlagen, die der alten flämischen Malerei entstammen, nicht zum mindesten auf seiner glücklichen Gabe der Vertiefung in die Eigenart des oder der Darzustellenden, die er zu ergründen versteht, und auf der innigen Inschaufnahme des Eindrucks, den die abzubildende Persönlichkeit auch zu Zeiten besonderer Belebtheit und geistiger Steigerung zu machen pflegt. Bei den Aufnahmen kommt seine eigene, nie versiegende Arbeitsfreude und Lebensfrische dem Erfassen der sprechenden Augenblicke fördernd zu statten. Solchem vollen Sichhingeben an die Wirklichkeit, ohne irgend etwas hinzuzudichten, entspricht denn auch die überraschende Ähnlichkeit mit ihren lebenden Vorbildern, die seinen Bildnissen eigen zu sein pflegt.

Seit dem Jahre 1914 wohnt er in Charlottenburg, wo seine Werkstätte in der Achenbachstraße noch eine Anzahl seiner neueren Bilder aufweist, einen Teil des Sommers bringt er meist auf dem Lande zu. Sonst findet, wer ihn in Deutschland in seinen Werken kennen lernen will, in Berlin, abgesehen vom Kunsthaus Dyhr zwei Privatsammlungen seiner Gemälde: Sablatnig und Fenner-Achenbach.

Bei der Wasserfarbenmalerei befindet sich der Künstler sozusagen im flottesten Fahrwasser: da der Maßstab der Blätter beschränkter zu sein pflegt, würde die Mitverwendung des Spachtels zum Auftragen der Farben, die dabei ausgeschlossen ist, ohnehin kaum in Betracht kommen. Diepold weiß jedenfalls auch in dieser Technik durch seine Eigenart sowie durch die unentwegte Absicht, mit leuchtenden Farben zu malen und das von ihm künstlerisch Gesehene (vgl. Ritgens Aufsatz über das Auge und künstlerische Sehen, Jahrg. 1919 bis 1920, I S. 96 unserer Hefte) in einen geschlossenen Wurf zu bringen, ansprechende und kraftvolle Wirkungen zu erzielen.

Auf allen drei berührten Gebieten hat sich Julian Klein Diepold seit den letzten Jahren in der Farbengebung noch vertieft, vielleicht auch in der maßvollen Beherrschung seines starken künstlerischen Temperaments.

Annemarie. Bildnisstudie



Digitized by Google

# Der Gottversucher

## Erzählung von Ilse Leutz

1.

Die alte Jochebed konnte nicht schlafen. Der Fuß, mit dem sie tags zuvor im Dornengestrüpp hängen geblieben war, schmerzte arg, und Zunge und Lippen waren wie ausgedörrt vom Fieber. — Eine jähe Angst fuhr ihr zum Herzen. Also doch ...! Sie würde sterben, ohne die neue Heimat gesehen zu haben.

Die andern, die Überlebenden, würden ihren heiligen Boden betreten ... sie aber mußte sterben. In der endlosen Wüste, die niemandes Heimat ist, würde ein Grab mehr sein — wie bald, vom Sande zugeweht ...?

Angestrengt starrte die Greisin ins Dunkel. Schauer der Angst, körperlicher und seelischer Qual, schüttelten ihren welken, hageren Leib. Ein heiserer, verzweifelter Aufschrei rang sich von ihren Lippen: „Sitta!"

In der Ecke raschelte es. Halb noch vom Schlafe trunken, tastete sich die Enkelin auf. „Ahne ...?" fragte sie in die Dunkelheit hinein.

Leises, stöhnendes Stammeln antwortete, die Wüsten- und Fieberbitte, in ein einziges, armes Wort zusammengedrängt: „Wasser!"

Immer noch taumelnd vor Müdigkeit faßte Sitta nach dem Krug. Er war leer. Da zog das Mädchen das Fell fester um die Schultern, hob den Krug auf den Kopf und verließ das Zelt.

Über der Wüste lag die Nacht, von dem toten, weißen Licht des Mondes durchgeistert. Gespensterhaft irrte sein greller Schein über das öde, schweigende Land. Und die Felsen der nahen Bergkette ragten nackt und schwarz in den toten Schein, der zwischen Himmel und Erde hing, hinein. Sitta war völlig wach. Der eisige Nachthauch verstärkte das dumpfe Kältegefühl der jäh aus dem Schlummer Gerissenen und weitete ihr die Sinne. Irgendwo blökte ein Schaf. Noch eines und eines ... Das hungrige Bellen eines Schakals tönte durch die stille Luft. Ohne sich beirren zu lassen, durchschritt Sitta die Zeltgassen des Lagers.

„Jethro! — Astharoth!"

Verwundert starrte der Angerufene auf den nächtlichen Besuch. „Sitta! — Du ...?"

„Gebt mir Wasser! Nur wenige Tropfen ... Die Ahne ..." — Ihre Stimme wurde scheu und flüsternd ... „Ich glaube — sie wird sterben ..."

„Ja, so ...!"

Seufzend erhob sich Jethro und schüttete von der sorglich gehüteten Tagesration Wasser in Sittas Krug — seine Lippen aber flüsterten dabei: „Nicht eher sollt ihr die Heimat finden, bis der letzte der Halsstarrigen und Unzufriedenen in der Wüste ein Grab fand ... Es ist Zeit, daß der letzte stirbt ... daß wir die Heimat finden ...!"

Ein matter Laut aus der Ecke, in der eine junge Frau auf kunstlos gegerbten Schaffellen ruhte, ließ ihn aufsehen. Hastig gab er Sitta den Krug und ging zu der Kranken.

Er nahm ihre Hand. „Astharoth! — Liebe Astharoth ... Du mußt ruhig und ohne Sorge sein ... wir rasten sicherlich noch eine gute Zeit! Du wirst in Frieden gebären können ...!"

Den gefüllten Krug in der Rechten, stand Sitta unbeweglich am Zelteingang. Grauen überkam sie. Wie Nachtgevögel flatterte es heran und krallte sich in ihre Seele. Wer weiß — war die Ahne gestorben, während sie um Wasser ging, würde sie eine Tote im Zelt finden ...?! Bange Furcht vor dem Rückweg lähmte ihr die Glieder. „Jethro?" bat sie schüchtern. „Wecke doch deiner Schwester Sohn, Juda, den Rhaemsiten, daß er mich heimbringe!"

„Ich lasse Astharoth nicht allein," erwiderte er schroff, ohne aufzusehen. Doch die kleine, fieberheiße Hand in der seinen zuckte in leiser Bitte, drängte ihn vom Lager ... „Sie ist noch so jung ... sie fürchtet sich ..."

Der Mann erhob sich. „Weil du es willst, Astharoth!" — Nicht lange darauf stand Juda, der Rhaemsit, neben dem Mädchen. Schweigend schritten die beiden durch die Nacht.

„Wenn die Ahne stirbt, kommst du zu mir, Sitta!"

Das Mädchen stellte den Krug zur Erde und neigte ihm das schmale Antlitz zu. Wie kraftlos lag ihre Stirn an seiner Schulter, und jäh hervorbrechende Tränen rannen aus ihren Augen.

* * *

In langen, durstigen Zügen hatte Jochebed das Wasser getrunken. Aufatmend gab sie der Enkelin den Krug zurück. „Sitta ...!" Ihre knochigen Finger umspannten das Handgelenk des Mädchens. — „Sitta ...?" Mit scheuen Augen starrte sie in die Dunkelheit hinein. „Wenn ich nun sterbe ... heute oder morgen ... dann wird mein Leib in den Wüstensand geschart oder in eine Höhle gelegt und der Stein davor gewälzt?" —

Keine Antwort. In beginnender Traumseligkeit neigte sich Sittas Stirn. —

„Ich werde in der Wüste begraben?!"

Das schlaftrunkene Mädchen fuhr zusammen. „Ja. Freilich!" klang es gleichmütig zurück, und ärgerlich setzte sie hinzu: „Du mußt jetzt schlafen, Ahne ...! Ahne!! Du tust mir ja weh! Laß los!!" Vergeblich

Digitized by Google

suchte sie das Gelenk von den fleischlosen, krallenden Fingern der Alten zu befreien.

„Ich will nicht!! Hörst du?“ Sich an Sitta emporrichtend, schrie die Sterbende es wild und schrill in die Nacht hinaus. Ihr heißer Atem schlug der Enkelin ins Gesicht. „Ich will nicht!“ — Kraftlos fiel sie zurück; aber der Griff ihrer Hände löste sich nicht. „Sitta ...“ flüsterte sie ... „Deine Mutter war ein Kind, als wir den ersten Fuß in die Wüste setzten. Nun liegt sie darin begraben. Auch ich werde sterben und in dem Sandmeer, das wir 40 Jahre lang durchirrten, begraben werden. —

„Damals, als deine Mutter geboren wurde — da hatten wir eine Heimat ... wenn wir in ihr auch armselig und bedrückt waren ... aber wir wanderten nicht ruh- und heimatlos umher, wie jetzt! In derselben Hütte, in der das Kind geboren wurde, starb es, wenn seine Zeit erfüllet war, und unter dem Baum, der das Dach überschattete, begrub man den Greis. Ach, daß ich heimfände —!! Daß ich zurück könnte in das grüne Land, durch das der Nil fließt — die Fluren segnend und befruchtend ...!! Daß wenigstens mein Grab unter Bäumen läge, in deren Geäst die Vögel ihre Nester bauen und ihre Jungen in den Schlaf zwitschern ...! Heimat ... Heimat, wie warst du schön!!“

In hellem Entsetzen hatte Sitta gelauscht. Als wollte sie nicht teilhaben an den Worten der Alten, bog sie den Oberkörper, den die dürren Hände der Greisin hielten, weit zurück. „Ahne! Du lästerst!“

Mit einem Ruck riß sie sich los. „Der Herr wird dich strafen!“

Unheimlich schrilles Hohnlachen tönte. „Ich weiß! Ich weiß! Er straft! ‚Deren keines soll das Land sehen‘ ...! — O, er straft!“

Eine wunderliche Regung überkam das Mädchen. „Mutter Jochebed ...!“ sagte sie in scheuem Trostbemühen, „liebe Ahne ...!“

Hatte es die Frau gehört? —

Haß zitterte aus ihrer Stimme: „Wenn es wahr ist, was ‚er‘ sagt, der uns aus der alten Heimat lockte, um uns in die Wüste, in der selbst die Gräber verflucht sind, zu bringen ... dann wirst du das neue Land sehen! Du bist ja in der Wüste geboren, hast dich nie nach dem Lande der Pharaonen, dem Lande der Isis und des Raa zurückgesehnt, hast nie in ‚frevlerischem Trotz‘ begehrt, dorthin zurückgeführt zu werden! Ich bin eine der letzten ... die Zeit ist herum. — Du aber, Sitta, du mache dich auf, wenn dein Fuß das Land der Verheißung betreten hat ... und hole meine Gebeine aus der Wüste und begrabe sie in der Erde der neuen Heimat, die meinen Augen zu sehen nicht vergönnt sein wird ..! Sitta, hörst du mich?!“

„Ja, Ahne, ich will tun, wie du mich heißt.“

„So schwöre! Schwöre es mir!“ — Wieder krallten sich die Nägel ihrer Finger in den warmen, blühenden Arm der Enkelin.

„Ich schwöre!“

Tiefes Schweigen herrschte im Zelt. Zwei Seelen suchten das Land jenseits der Wüste. Die Greisin mit verzweifelter und trostloser Bitterkeit, das jetzt völlig wache Mädchen mit scheuer Neugier ... War die Wüste nicht Heimat?! Leise schlug ihre Hand die Zeltwand zurück. — Da lag die Wüste vor ihr. Die geschmähte, verhaßte Wüste, in der sie geboren ward und die sie liebte. Ein erstes Dämmern des neuen Morgens glitt über die Spitzen der nahen Felsen ... wogende Nebelschatten huschten, fahl noch und unbestimmt, über die Erde. Einer plötzlichen Regung folgend, warf sich das Kind der Wüste nieder und berührte ihren Boden mit den jungen Lippen ...

Lange verharrte sie so, regungslos ... bis die Sonne aufging und ihre Strahlen unbeschreibliche Schönheit über die endlose, graugelbe Fläche des Sandmeeres und über die rötlichen, nackten Gesteinsmassen in der Ferne breiteten. —

Der Tag war da.

Sitta erhob sich langsam, sah und trank mit durstigen Augen die Schönheit rings und ging dann, nach der Ahne zu sehen.

⁂ ⁂ ⁂

Wenige Stunden später zitterten feierliche Trompetenstöße über die Zeltstadt hin. Von allen Seiten strömten sie herbei, um dem Klange Folge zu leisten. Es kamen die Kinder Levi in ihren priesterlichen Gewändern — es kamen die Kinder Juda und Ruben und Asser und Benjamin. — Es kamen alle Stämme der Kinder Israel — sie alle Kinder der Wüste und der Verheißung — ein junges, übergroß gewordenes Volk, das sich und seinen Nachkommen Raum schaffen will auf Erden und das sich dabei auf die gewaltige, erschütternde Gestalt des Gottes vom Sinaï beruft ... halb trotzigmurrend, halb in gläubiger Furcht.

Vor der Stiftshütte aber stand er ... der gewaltige Führer dieses Volkes — der Mann des Alten Bundes — Moses. Der aus dem Nilschlamm gezogene Sohn der Israelitin und der Pharaonentochter liebstes Spielzeug ...

„So machet euch nun auf, von heut, wenn die Sonne sinkt, am dritten Tage. Verflucht sei, wer uns nicht folgt — sein Auge sehe das Land nicht und sein Fuß betrete seinen Boden nie, den der Herr wird denen geben, die ihn anbeten.“

Aaron aber, der erste Priester in Israel, erhob die Hände und breitete sie über das Volk und segnete es mit dem Segen des Herrn:

„Der Herr segne dich und behüte dich!
Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir
Und sei dir gnädig!
Der Herr hebe sein Angesicht über dich
Und gebe dir Frieden!“

⁂ ⁂ ⁂

Die kleine Rahel, die jüngste Tochter des Priesters Gaddiel, saß am folgenden Tage in dem schon halb abgebrochenen Zelte ihres



Digitized by Google

Vaters auf einem Haufen grellbunter Stoffe in sich zusammengekauert wie ein junger Igel und weinte bitterlich. Ihre ältere Schwester stand neben ihr und redete halb scheltend, halb begütigend auf sie ein. „Du weißt doch, Rahel, daß es nicht anders ist. — Hör' endlich auf zu weinen! Hilf lieber! Der Abend kommt rasch ..."

Ihr Blick überflog dabei das Durcheinander rundum. Sie seufzte. „In der Oase weilen ist schön — wenn nur der Aufbruch nicht wäre!"

Da fuhr die zarte, schmächtige Rahel plötzlich vom Boden auf. „Ihr tötet es nicht! Das sag' ich dir!" schleuderte sie der erstaunten Schwester funkelnden Blicks entgegen, und ehe noch die andere ein Wort erwidern konnte, huschte sie mit verweintem Gesichte ins Freie. —

„Wohin, Schön-Rahel?" fragte eine mutwillige Männerstimme, und Juda, der Rhaëmsit, trat mit ausgebreiteten Armen vor sie hin.

Sie sträubte sich. „Laß mich los!"

„Wenn du mich zur Lösung geküßt haben wirst — nicht eher!" lachte der Rhaëmsit und beugte sich zu ihr nieder. Rahel zuckte die Achseln. Blitzschnell hob sie sich auf die Zehenspitzen, und ihre frischen, roten Lippen drückten sich wie ein Hauch auf die des Mannes.

„Wohin gehst du?" fragte sie dann zutraulich.

„Zu Sitta, Jochebeds Enkelin! — Sie wird sich mir heute verloben."

Rahel nickte unbefangen. „Grüße sie von mir!" Geschmeidig und behend wie ein Eidechslein entwand sie sich seinen Armen, die noch einmal im Scherze nach ihr griffen, und lief davon.

Niemand achtete weiter auf sie; hatte doch jedermann in diesen Stunden kurz vor dem Aufbruch genug mit sich zu tun! Da standen Frauen, die in großen, ungefüg zusammengezimmerten Kübeln Kleidungsstücke wuschen (die grelle Sonne trocknete sie wohl noch bis zum Abend), dort pflöckten Männer die Zeltstäbe aus und trugen Schafe zur Feuerstelle, um mit Weib und Kindern und Freunden vor dem Aufbruch noch ein Mahl zu halten.

Gleich vor dem Zeltlager befanden sich die Hürden. Ihnen strebte Rahel zu, und bald hatte sie die wohlumzäunten Viehbestände der Leviten gefunden. Aufmerksam spähte sie den Weg, den sie eben gekommen, zurück — dann schwang sie sich kurzerhand über die Umfriedung.

Drinnen stießen sich aufgeregt und unruhig die Schafe, als sei ein Wolf eingedrungen, und in ihrer Angst boten die Dummen ein so jämmerlich-drolliges Bild, daß die kleine Rahel hell auflachte. Doch nur einen Augenblick lang ... dann fiel ihr von neuem ihr Kummer ein. Sie lief auf ein großes Mutterschaf, dessen Lämmchen durstig trank, zu und faßte das junge Tierchen um den Hals. „Sie wollen dich töten! Weil du das erste bist, sollst du dem Herrn geopfert werden!" schluchzte sie, das Gesicht in die weiche, flaumige Wolle ihres Lieblings gedrückt.

Mit plötzlichem, trotzigem Entschluß nahm sie das gefährdete Lämmchen auf die Arme und kletterte mit ihm über den Zaun — hinaus.

Hinterdrein blökte jammernd und unaufhörlich das Mutterschaf ...

Rahel aber schritt mit ihrer zappelnden Last tapfer wüstenwärts ... weiter, immer weiter und mit Genugtuung sah sie Lager und Hürden ihrem Blick entschwinden.

Die sonnenflimmernde Luft war von stechender Mittagshitze geschwängert. Und die Last des Schafes war schwer ... zu schwer für die Kinderarme Rahels. Sie konnte nicht weiter. Müde und hungrig ließ sie sich auf einem Stein nieder und hielt mit brennendem Blick Umschau. Erst jetzt kam ihr zum Bewußtsein, daß sie allein war ... allein und verlassen in der ungeheuren Wüste! Und wenn auch der Orientierungssinn des Naturkindes sie sicher und bald genug wieder zu den Zelten der Ihren führen würde ... wo sollte sie dann ihr Lämmchen dort verbergen? Ratlos sah sie in die sich endlos breitende Öde vor sich hinein, legte recht wie ein Kind das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich. —

Ein leises Geräusch ließ sie aufsehen. Vor ihr stand ein Mann in buntem, nie gesehenem Gewand. Sie stieß einen entsetzten Laut aus und wollte fliehen; aber zwei Fäuste griffen hart um ihren Leib, ein Knebel wurde in ihren Mund gepreßt, sie fühlte sich emporgehoben und fortgetragen. Vor ihren Augen flimmerte es — ihr Herz hämmerte wild und schmerzend — dann verließ sie das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich in einer von Felsen gebildeten Höhle. Ein schwelendes Feuer füllte den niedern Raum mit beizendem Rauch, so daß ihr die Tränen in die Augen traten. Der Mann, der sie geraubt hatte, trat zu ihr und begann, auf sie einzureden.

Aber sie verstand ihn nicht und brach von neuem in ein hilfloses Schluchzen aus. Der Fremde zuckte ärgerlich die Achseln, rief seinen Genossen, die um das einige Schritte mehr dem Eingang der Höhle zu gelegene Feuer lagerten, etwas in der Rahel fremden Sprache zu, und ging zu ihnen zurück.

Rahel hatte noch immer die Hände vor den überströmenden Augen. Da spürte sie wiederum eine leise Berührung und blickte auf. Ein anderer der Fremden stand vor ihr, dessen Hand begütigend über ihr Haar strich. Sie fühlte, er meinte es gut — ihre Tränen versiegten, sie vergaß Angst und Sorge und blickte in stummer Neugier zu ihm auf. Er war noch jung. Lächelnd nahm er ihr auch die tränenfeuchte Linke von den Augen, setzte sich zu ihr und legte liebkosend und tröstend den Arm um sie.

Digitized by Google

Sie schmiegte sich, ein unschuldiges Lächeln um den Mund, zutraulich an ihn an wie ein müdes, gescholtenes Kind. Er aber spürte ihre knospenden Formen durch das dünne Gewand hindurch ...

„Bringt Wein!“ rief er lachend und herrisch den Gefährten zu. „Ich dachte, sie sei noch ein Kind; aber ich sehe, sie ist ein köstliches Weib, das wonnige Stunden zu geben verheißt. — Ihr tretet sie mir doch ab?“ setzte er lachend hinzu.

„Wie du sie morgen schon den Verpesteten überlassen wirst!“ riefen sie.

Rahel hatte zu ihrem Glück von alledem kein Wort verstanden. Gehorsam trank sie von dem Wein, den man ihr bot. Noch niemals hatte das Wüstenkind den Rauschtrank gekostet ... In müder Zärtlichkeit schlang sie die Arme um den Hals des Fremden ...

Der hob mit starken Armen die leichte Gestalt auf und trug sie, an den ums Feuer lagernden Gefährten vorbei, aus der Höhle hinaus ... ein Stück in die nächtliche Wüste hinein.

* * *

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als man sie weckte. Fünf oder sechs Gestalten standen um sie her und Rahel sah ebenso viele Pferde, die wohl in der Nähe angepflöckt gewesen sein mochten.

Erschreckt und in verwirrter Scham sah sie den Mann an, von dem sie Hilfe vor der instinktiv geahnten Gefahr erwarten mochte. Der hob sie mit starken Armen zu sich empor, trank noch einen langen, heißen Kuß von ihren Lippen, gab sie dann achselzuckend frei und wandte sich mit finsterem Gesicht ab. Einer der andern hob sie auf sein Pferd, nachdem er ihr die Hände auf den Rücken gebunden hatte, und in rasendem Ritt ging es vorwärts.

Bei Sonnenaufgang hatte die kleine Karawane ihr Ziel erreicht, und mit Entsetzen erkannte das Mädchen, daß sie sich vor den Zelten der Aussätzigen, jener Unglücklichen, aus dem Lager und der Volksgemeinschaft Ausgestoßenen, befanden.

Man befreite sie von ihren Fesseln, hob sie zur Erde hinab und stieß sie vorwärts.

Schon sah sie einen der Kranken auf sich zukommen ...

„Wo ist Gersom?“ riefen die Fremden zu ihm herüber und traten, sich den Zipfel des Gewandes vor Mund und Nase pressend, um sich vor dem Pesthauch der Ansteckung zu schützen, von der zitternd stehen bleibenden Rahel zurück.

Von dem ersten gerufen, trat darauf ein anderer der Kranken aus dem Zelt in den Lichtkreis der Sonne, die eben leuchtend über den Horizont stieg.

Der Aussätzige mußte offenbar der Sprache der Fremden mächtig sein, denn er trat zu Rahel, die vor Grauen und Entsetzen kein Glied zu rühren vermochte, während die Männer, die sie hierher gebracht hatten, so weit wie möglich zurückgewichen waren, und verdolmetschte ihr die Fragen, die jene herüberriefen, ins Hebräische.

Wann das Volk aufbräche? Wohin es ziehe? Wie stark die Zahl der waffenfähigen Männer sei? Mit welchen Fremden es bereits Zusammenstöße gegeben habe?

Mit tonloser Stimme gab Rahel Auskunft, so gut sie es vermochte, und der Aussätzige gab den Bescheid in der fremden Sprache weiter.

Die Fremden schienen genug zu wissen. Sie wandten die Pferde ...

Ein gellender Schrei ließ den, der das Kind zu einem unseligen Weibe gemacht hatte, sich noch einmal umsehen. Da stand Rahel in ihrer rührenden Schönheit und hatte die Arme, um deren Gelenke sich brennende rote Striemen zogen, in wilder Verzweiflung über den Kopf zusammengeschlagen. Sie wollte den Fremden nachstürzen; aber die zerfressene Hand des aussätzigen Mannes hielt sie zurück.

Unter den Jebusithern entstand ein kurzer Wortstreit.

Der Mann, der Rahel in die Wüste getragen hatte, schien umkehren zu wollen und seine Gefährten redeten hastig auf ihn ein. „Wie kannst du das wollen?! Um der Götter willen! — Kann sich der Königssohn nicht Sklavinnen kaufen, so viele und welche er will?!“

Der junge Fürst gab sein Zögern auf. Rahels Geschick war entschieden. Allein mit dem grauenerregenden Elend, das sie rings umgab, blieb sie zurück und das erkennend warf sie sich in furchtbarer Verzweiflung zu Boden.

* * *

Eine klanglose, vom Aussatz zerfressene Stimme sprach ihr Trost zu. Sie hörte nicht darauf. Endlich, als ihr eigener Name an ihr Ohr schlug, hob sie die Augen. Eine Frau, deren Haupt mit einem Tuch verhüllt war, stand vor ihr.

„Weine nicht, Rahel, Gaddiels Tochter! — Ich bin Mirjam, die Schwester Assers, des Simeoniten. Du hast geweint, als sie mich hinausstießen in die Wüste, und der Herr möge dir diese Tränen vergelten tausendfach!“

Von der Erinnerung an die furchtbarste Stunde ihres elenden Lebens überwältigt, hielt sie inne ...

„Aber sieh, meine Schwester,“ fuhr sie dann, sich fassend, fort, „auch ich lebe! Weine nicht! Weine nicht so! ...“

Da schleppte sich Rahel auf den Knien zu der Frau hin und stammelte, fast wahnsinnig vor Grauen und Angst: „Laß mich gehen, Mirjam! Laß mich gehen!“

Traurig erwiderte die Aussätzige: „Niemand hält dich. Doch bleibe, Rahel! Wer dem Gifthauche eines Kranken so nahe gekommen ist, wie du, der, glaube mir, ist verpestet! Sie werden dich doch ausstoßen — an einem andern Lagerplatz! Über kurz

Digitized by Google

oder lang wirst du uns gehören, die wir unser eigenes Volk verraten —"

Wilder Haß blitzte aus ihren Augen.

„Sie sind ja nicht mehr unseres Volkes, wie wir nicht mehr zu ihnen gehören, zu den ‚Reinen', von denen wir ausgestoßen sind! — Unrein wie die Tiere! Mehr verachtet noch als diese, mehr gefürchtet, gemieden, mehr gehaßt!" Sie atmete tief ... Dann leuchtete ein weicher Schein in ihren wimperlosen, entzündeten Augen auf. „Bleibe, Rahel! Ich will dich lieb haben ...!"

Entsetzen und Ekel schüttelten das Mädchen.

„Nein! O, nein!" flüsterte sie heiser und lief wie gehetzt von dannen.

„Nicht ein Wort des Lebewohls sind wir wert ...! Selbst nicht von der, die bald unser Los wird teilen müssen ..." stöhnte die Aussätzige. „Ein Grauen sind wir für jeden! Lebendig tot, dürfen wir nicht einmal mehr einander lieb haben ..."

Träne auf Träne fiel dabei aus den armen, halbzerstörten Augen auf die zerfressene Hand nieder, die eben noch liebreich Rahels Haar gestreichelt hatte. —

Rahel aber lief und lief. Sie stolperte und raffte sich auf und lief weiter. Endlich wagte sie es, still zu stehen. Gestern noch hätte sie das ihren Blicken entschwundene Lager zu finden vermocht — heute nicht mehr! Wo war sie? Wo die Ihrigen?!

Stumm und feindlich — ein Grab so vieler Verirrter — gähnte ihr die Wüsteneinsamkeit entgegen, soweit sie zu sehen vermochte.

„Herr, Herr!" stöhnte sie auf ... „Erbarme dich meiner!"

Da war es, als ob sich eine Macht — den Menschen fremd und in fernen Himmeln thronend — des unglücklichen Kindes annehmen wollte ...

Weit draußen, am Horizont, sah Rahel eine Sandwolke über dem Boden stehen.

In übermächtigem Drange kniete die Gerettete nieder und stammelte Dankgebete zu dem Gott ihres Volkes empor. Dann stand sie auf und ging tapfer weiter. Lange Zeit kam sie der Wolke nicht viel näher. Die Erregung der letzten, furchtbaren Stunden hatte sie matt gemacht; Hunger und Durst kamen dazu und quälten sie. Dennoch gab ihr die Gewißheit der Nähe des großen Gottes („Der da des Tages in einer Rauch- und des Nachts in einer Feuersäule vor seinem Volke herzog, ihm den Weg zu weisen ...") Kräfte, das unmöglich Scheinende zu zwingen.

Als der Widerschein der Lagerfeuer gleich einer Feuersäule am nächtlichen Firmament stand, hatte Rahel die neue Raststätte ihres Volkes erreicht. Und als die Feuerstellen wie allabendlich herabgebrannt waren, und nur noch als glimmende Glutherde weiterknisterten, die wilden Tiere zu schrecken und in der oft eisig kalten Wüstennacht etwas Wärme zu spenden, betrat sie taumelnd vor Erschöpfung das Zelt ihres Vaters. —

Rahel hatte keine Mutter mehr.

Schwer fiel die Hand des ersten Priesters, der ihr Vater war, auf ihre Schulter nieder: „Wo hast du das Lamm, das geopfert werden sollte? Man sah dich, wie du dir an den Hürden zu schaffen machtest, und deiner Schwester drohtest du, das Lamm zu schützen! Du hast's dem Herrn entwendet!"

Jammer und Weh sprach aus ihren gequälten Augen. „Das Lämmlein — ich vergaß! Verirrt — verdurstet gewiß — elend am Wege verendet —" schluchzte sie. Dann sank sie lautlos um.

Gaddiel aber wehrte ihrer Schwester Thora, sie auf das Lager zu tragen.

Selbst hob er sein ohnmächtiges Kind vom Boden auf, wusch ihr Gesicht und Füße, und eine Träne fiel dabei aus seinen Augen auf die rot geschwollenen Striemen an ihren Armen.

„Unter den Dornen hat sie gelegen! O Rahel, Rahel — wo warst du während der grausam langen Zeit, in der du uns der Sorge und der Ungewißheit um dich überließest? Armes Kind ..."

Er faltete die Hände über ihr, die jetzt ruhig atmend in den Schlaf hinüberglitt, und betete ...

## 2.

Jethro war an jenem Tage, an dem der Befehl zum Weiterwandern gegeben wurde, schleppenden Schrittes zum Zelt gegangen. Als er es betrat, fand er sein Weib in Krämpfen auf dem Lager. Er wischte ihr den Schweiß von der Stirn und hielt ihre zuckende, kalte Hand in der seinen. Endlich schlug sie die Augen auf. „Wir müssen fort —?" fragte sie leise, als sie sein blasses, düsteres Gesicht sah. Und als er stumm bejahte, schmiegte sie ihre kleine, kraftlose Hand in die seine.

„Ich ahnte es ...!" seufzte sie. Dann versuchte sie, ihn zu trösten: „Wir kommen ihnen bald nach, Jethro!" —

Es war eine rührende, kleine Liebesgeschichte um der beiden Zusammenkommen.

Sie war eine Levitin und durfte, dem israelitischen Erbrecht zufolge, nur innerhalb ihres Stammes heiraten. Jethro aber war aus dem Stamme Manasse. Sie hatten sich gern gehabt, schon, als sie sich als Kinder beim Mannasuchen schlugen; aber sie hatten lange, und fast hoffnungslos warten müssen, bis sie einander angehören durften. Er hatte schon zwei Frauen gehabt und beiden kinderlos ein Wüstengrab bereitet, denn um ganz auf das Weib zu verzichten einer einzigen wegen, war dies Geschlecht noch zu derb — als Astharoths Vater in hohem Alter noch eine Tochter geboren wurde. Zugunsten dieser Schwester verzichtete Astharoth auf ihr Erbe, das innerhalb des Stammes bleiben mußte, und kam arm, barfuß und ohne auch nur einen armseligen Wasserkrug ihr eigen zu nennen, in das Zelt des Mannes,

Digitized by Google

den sie liebte und nach dem ihre gesunden, starken Sinne begehrten. —

Jetzt erwartete sie ihr erstes Kind.

Und sie, die ein unstet wanderndes Kind der Wüste war und die das Heimweh nicht gekannt ihr Leben lang, lernte die Sehnsucht kennen, die sie alle trieb, die Sehnsucht nach einem lieben, teuren Fleck Erde — nach der Heimat. Und wenn von dem Lande die Rede war, das sie suchten, das sie zu gewinnen trachteten, das sie sich erkämpfen würden, und das ihnen Gott verheißen hatte, so herzte sie in Gedanken ihr noch ungeborenes Kind und bewegte die Lippen in stillem Gebet.

⁂ ⁂ ⁂

Es war schon gegen Abend, als Juda hastig in Jethros Zelt eintrat.

„Du bleibst also hier?! — Ich bitte dich, nimm dich auch Jochebeds Enkelin Sitta, die mir verlobt ist, an. Jochebed liegt im Sterben."

Seine Lippen zuckten. „Die eine hält neues Leben —; die andere der Tod . . ."

Draußen bliesen die Trompeten zum Aufbruch.

„Jethro!" Juda rüttelte den Freund.

„Kommt bald nach . . .!" —

Draußen wandte der Rhaëmsit noch einmal das Haupt und sah nach dem Zelt, in dem Sitta am Lager der Sterbenden kniete.

„Der Herr segne dich und behüte dich mir," murmelte er weich.

⁂ ⁂ ⁂

Stunden später schrie in Jethros Zelt ein Knäblein.

Die Greisin aber, die so heiß verlangt hatte, die neue Heimat zu sehen, lag noch immer in jenem langsamen, qualvollen Sterben, bei dem der Wille, die letzte, flackernde Lebenskraft, sich aufbäumt gegen die Zerstörung und das ein so schreckliches Sterben ist.

Da tönten wilde Kampfesschreie durch die Luft . . .

Eisen sprühte auf Eisen, Holz zersplitterte krachend auf Menschenschädeln, und die Wüste hallte wider von dem Todesröcheln der Getroffenen.

Es waren die Jebusither — die, durch Rahels Bericht um einen Tag zu spät gekommen waren (eine Täuschung, deren sich das Mädchen kaum bewußt gewesen sein mochte), und die nun nur noch die kleine Schar der durch irgendwelche Umstände zum Zurückbleiben Gezwungenen statt des ganzen Volkes vorfanden.

Die Wut der Männer, die ihre Heimat gegen die frechen, verhaßten Räuber zu verteidigen gekommen waren, und nun, schlimmer als eine Niederlage, diese Enttäuschung fanden, war grenzenlos. —

Astharoth sah, wie rohe Fäuste das Köpfchen ihres Kindes an einem Steinblock zerschmetterten, sie sah den Blutstrahl aus dem Hals des zu Tode getroffenen Jethro hoch aufspritzen. Der warme, rote Regen sprühte über die kleine Kinderleiche hin und ihr selbst ins Antlitz.

Als der Jebusither auch nach ihr griff, zog sie langsam und ruhig, als hätte sie von jeher ein solches Ende gedacht und gewußt, eine starke, silberne Nadel — ihr Brautgeschenk — aus dem Haar und stieß sie sich tief in die Brust.

Sie hatte gut und sicher gestoßen. Einen Augenblick stutzte der Mann —

Astharoths Gesicht hatte sich seit dem Schrei, den ihr Kind ausgestoßen hatte, nicht mehr verändert; es war, als hätte sie das Entsetzliche der einen Minute versteinert. Auch jetzt verzogen sich ihre Lippen nur ein wenig, wie sie lautlos auf den röchelnden Mann hinfiel.

Die brechenden Augen der beiden Gatten fanden sich einen Herzschlag lang noch in einem letzten Blicke. Dann waren beide ihrem eben geborenen Kinde gefolgt; in das Land ohne Heimkehr . . . die Heimat, in der es nicht Unruhe, noch Heimweh mehr gibt.

⁂ ⁂ ⁂

Auch zu Jochebeds Zelt kam rohe Gewalt, dem Tode Henkersdienste zu leisten.

„Du hast es geschworen!" keuchte die Sterbende und sah mit furchtbarem, stierem Blick in Sittas angstverzerrtes Gesicht. Dann sank sie zurück.

Einer riß das kniende Mädchen auf, wickelte die Hand in ihr langes Haar und schwang sie vor sich aufs Roß.

Das letzte, was sie sah, war der Feuerbrand, den die andern in das Zelt der hilflosen Greisin warfen, das letzte, was sie hörte, die halberstickte, kreischende Stimme der Sterbenden aus Qualm und Flammengeprassel: „Du kommst in die Heimat! — Eher vielleicht als die Narren, die auf meinen Tod warteten! Du — hast — geschworen!"

⁂ ⁂ ⁂

Still und heiß lag die Wüste am nächsten Tage. Nur ein leiser, blauer Rauch und ein widerlicher Geruch füllte die Luft, da, wo die Zelte der Zurückgebliebenen gestanden hatten.

⁂ ⁂ ⁂

Durch einen, der Wasser schöpfen gegangen und so dem Verderben entronnen war, erfuhr man im Volk von dem Schicksal der Unglücklichen.

Einem und dem andern war ein Liebes und Teures gestorben —; aber alle faßten die Spieße fester.

Und sie träumten und beteten noch heißer um das Land, das ihnen Gott geben wollte. —

Der Rhaëmsit fastete drei Tage und drei Nächte, als er von Sittas Geschick erfuhr.

Dann ging er hin und freite Thora, Gaddiels Tochter, Rahels ernste, ältere Schwester.

Rahel wurde die Erbtochter und Thora ging arm zu ihm ein. Und Juda fand Gefallen an ihr und gewann sie lieb.

⁂ ⁂ ⁂

Digitized by Google

In Gaddiels Zelt saß eine zusammengekauerte Frauengestalt und ließ bunte Glaskugeln durch die Hände gleiten. Es war Rahel.

Das sonnige Kind von ehedem war kaum zu erkennen und waren doch gleich nur wenige Wochen vergangen, seit dem Tage, an dem sie fortlief, um ihr Lämmchen vor dem Opfertode zu retten.

In plötzlichem Entschlusse warf sie das Spielzeug zu Boden und erhob sich. Keiner achtete des einsamen Mädchens, das trotz der glühenden Mittagshitze wie fröstelnd die schmalen Schultern zusammenbog. Sie wollte ihre ältere Schwester im Zelte des Schwagers, der sie damals lustig scherzend geküßt hatte, als er ging, sich Jochebeds Enkelin zu verloben, aufsuchen.

Thora war allein. Der Widerschein des Feuers, über dem sie das süße Harz des Wüstenstrauchs, das Manna, röstete, beleuchtete und erwärmte ihr ernstes Gesicht.

„Kommst du endlich einmal, kleine Schwester?“ rief sie in freudiger Überraschung aus und zog das Mädchen, das schüchtern stehen geblieben war, vollends herein. „Weißt du denn schon?!“ redete sie lebhaft auf die Jüngere ein: „Wir haben Boten geschickt an Kades, den König von Edom: ‚Laß uns durch dein Land ziehen. Wir wollen nicht durch Acker noch Weinberge gehen, auch nicht Wasser aus den Brunnen trinken; die Landstraße wollen wir ziehen, weder zur Rechten noch zur Linken wollen wir weichen, bis wir durch deine Grenze kommen.‘ Rahel! — So nah sind wir der Heimat!“

Doch das Mädchen blickt trübe vor sich hin.

Die beiden Schwestern schienen die Rollen getauscht zu haben. Die ernste Thora war heiter und lebhaft — und die ehedem so sonnige Rahel mutlos und gleichgültig.

„Was nützt die Heimat, Thora?“

Ehe die Erstaunte etwas erwidern konnte, schritt sie müde wieder hinaus ins Freie. —

Ein Mann eilte an ihr vorüber, der ein kläglich blökendes Lamm auf der Achsel trug.

Da blieb sie stehen und trat ihm in den Weg. „Soll es geopfert werden?“

„Es ist das erste,“ entgegnete der Mann und schickte sich an, weiter zu gehen.

„Laß es mich noch einmal streicheln, das arme Ding!“ bat sie. „Was will der große Gott mit dem Tierlein?“ setzte sie, wie in Gedanken verloren, bitter hinzu.

Der Mann trat überrascht einen Schritt zurück und umfaßte erst jetzt die vor ihm Stehende mit einem Blick seiner scharfen Augen.

„Wie heißt du, Jungfrau?“

Ein tiefes Rot übergoß ihre Wangen und sie hob die Augen nicht vom Erdboden, als sie erwiderte: „Rahel, Gaddiels Tochter, die Levitin.“

... Es war Abend geworden; aber Rahel war noch nicht heimgekehrt. Sie hatte etwas gehört, was ihr das Blut zum Herzen und eine heiße Angst in die Seele trieb.

Am Morgen des nächsten Tages sollte Eliseba, eine Levitin wie sie, mit Feuer verbrannt werden. Nach dem Worte des Herrn, der durch Mose also befohlen hat: „Wenn eines Priesters Tochter anfängt zu huren, die soll man mit Feuer verbrennen; denn sie hat ihren Vater geschändet.“

Da war eine Erkenntnis über Rahel gekommen — jäh — und furchtbar.

... Ein blasses, junges Weib lehnte draußen, vor der Zeltstadt, den Kopf an einen Felsblock.

Lange stand sie so ... und sah die Feuersäule über dem Lager stehen — und erkannte, daß es der Widerschein der Flammen sei — nicht er!

Ihre gefalteten Hände lösten sich langsam.

Sie sah hinauf in das Sternengefunkel des Firmaments, und es überkam sie die Ahnung der Ewigkeit. Sie wußte plötzlich: Da war er! In der Wüste! In der Luft, die ihr um Haar und Gewand strich, und in dem Leben, das sie im Schoße trug. Er hatte sie bewahrt vor dem Aussatz — um des Kindes willen —!?

Aber ach, sie würde das Kind nie sehen! Ihr Kind. Denn lange zuvor —, bald schon, bald würden die Flammen ihren Leib verzehren. Eine wilde Verzweiflung packte sie. Sie warf sich nieder zur Erde und grub die Finger in den Sand ... Nicht sterben! — Nicht sterben!!

Nur dieser Wunsch lebte in ihr, und als sie jetzt, wiederum mit irren Augen aufblickend, den Feuerschein am Horizont gewahrte, kam es wie abergläubische Furcht über sie und sie murmelte mit zuckenden Lippen: „Er ist es! Er ist es doch! Heilig, heilig —! Wehe, daß ich in Gedanken lästerte und meinte, er wohne nicht in dem heiligen Feuerschein ...“

So schwankte Rahels Seele in Qual und Angst. Doch hatte das Hirtenmädchen eine Minute lang, über sich selbst hinausgehoben, über ihr Volk und ihre Zeit eine Erkenntnis gehabt, die über alle Erkenntnis ist ...! Die Erkenntnis der göttlichen Allgegenwart des Höchsten.

Und diese Minute war die Ewigkeit, die Rahel gegeben ward. Es wird jedem eine Ewigkeit gegeben; — bei manchem währt sie das ganze Leben —, bei dem andern ist sie in einer kurzen Stunde beschlossen. Und außer dieser Ewigkeit gibt es keine.

Es liegt aber eine Sehnsucht im Menschen — ehe denn er sie kennt, daß er sie kennen lerne — und nachdem, daß er sie ganz und völlig sähe und begriffe. Und es kann eine Seele nicht eher sterben, bis daß sie die Ewigkeit begriffen habe. So oft muß sie wieder und wieder geboren werden, bis daß sie die Ewigkeit fasse und sie eins wird mit der letzten Erkenntnis.

Dann hat sie Frieden.

Und so wandern wir alle von Ewigkeit zu Ewigkeit und haben das ewige Leben. Zuletzt aber kommt die völlige Erkenntnis —

Digitized by Google

Wilder Reiter
Bildwerk von Willibald Fritsch
(Große Kunstausstellung Berlin 1920)

Digitized by Google

Digitized by Google

das ist die völlige Liebe — — Und es steht ein Wort über dem Ende der Seele, das süßer ist als aller Himmel und das Wort heißt: Friede.

⁂ ⁂ ⁂

Aus Tamarindenholz war ein Haufen geschichtet.

Die Levitin Eliseba war zu schwach, um selbst hinaufzusteigen, man trug sie wie ein lebloses Bündel Kleider auf die Hinrichtungsstelle.

Tiefe Stille lag über dem versammelten Volk. Es fühlte die Nähe des gewaltigen Heiligen . . ., der ein ernster und eifriger Gott, ein unerbittlich rächender Richter war . . .

Das Weib droben sah mit leeren Augen in die Weite. Sie wich der Gewalt, ohne sich zu wehren. Aber als die Flamme aufloderte, schrie sie auf. Es war kein Wort gewesen. Und war doch wie ein Hilferuf gewesen . . .

Ein Hilferuf nach dem Erlöser, der einst sprechen würde: „Gott ist die Liebe."

Bei dem Schrei war Rahel, die als Levitentochter anwesend sein mußte, bewußtlos umgesunken. Zwei starke Arme fingen sie auf und ein Antlitz beugte sich über sie, das desselben Mannes, dessen Opferschaf sie tags zuvor bedauert und geherzt hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Wenige Stunden nach dem Feuertode der Levitin sprachen in Josuas Zelt zwei Männer miteinander. „Ich sage dir, Kades von Edom schlägt unsere Bitte um freien Durchzug ab!" sagte der jüngere der beiden hastig zu Josua.

„Dann wird der Herr ihn zerschmettern, Achan!"

„So?! — Oder er uns!" Achan lachte höhnisch auf. Dann griff er nach des Freundes Hand.

„Josua, ich kann es nicht mehr mit ansehen! Moses wird alt! Nimm du die Führung! Du kannst's! Und dann mach' einen Einfall mit Waffengewalt! Mach' ein Ende mit den langen Bitten, die zu nichts führen! Die uns nur verächtlich machen und uns kostbare Zeit nehmen!"

„Du redest irr, Achan. Oder soll ich sagen, du lästerst!?"

Josuas Hand legte sich schwer und drückend auf die Schulter des Jüngeren. „Was bist du für ein Mensch, Achan! — Sieh, der Herr war der Gott Abrahams, unseres Stammvaters. Er hat uns aus dem Diensthause, aus Ägypten, geführt und er bringt uns in das Land der Verheißung!"

„Und die, die jetzt drinnen wohnen?" tönte es fast bitter zurück.

„Die werden wir austilgen mit der Schärfe des Schwertes."

„Sie vermögen mehr als wir, Josua!"

„Sie sind ein Greuel!" fuhr der andere leidenschaftlich auf. „Sie geben ihre Kinder dem feurigen Götzen zu fressen! Sie sind unrein! Enaksöhne! Ein Greuel!!"

„Wir verbrennen Jahwe ja auch unsere Weiber! Ist Eliseba kein Kind Israels gewesen?! — Und doch ist es weise, sehr weise von Mose, dies also zu bestimmen."

„— Achan!!" Beide Hände des trotzigen Feuerkopfs ergriff der ältere Mann. „Achan, ich liebe dich wie meinen Sohn! Wie kannst du des Herrn Mund, der durch Moses Befehle spricht, also durch lästerlichen Hohn schänden?!"

„Ich weiß, daß du mich liebst, Josua. Obgleich meine Mutter ein ägyptisches Weib war, das meinem Vater weinend und schreiend in die Wüste nachlief, bis daß er sie nahm . . . Vielleicht hab' ich die Krankheit von ihr, von dem fremden Blut . . . den Dämon, der mir zusetzt bei Tag und Nacht, daß ich nicht denken kann wie ihr." — Er seufzte und fuhr dann fort: „Moses ist ein Gewaltiger. Aber er ist alt . . .! Und sieh dir die von ihm Geführten an! — Die Simeoniten essen nicht mit den Kindern Ruben, — die Kinder Dan halten sich in lächerlichem und törichtem Hochmut für besser als die Kinder Asser! Und alle holen sie sich die Midianitinnen in die Zelte."

„So lange sie selbst nicht beten zu den Göttern der Fremden . . ."

„Du verstehst mich nicht!! Wir werden so allmählich eins werden mit den Fremden. Sie sind klüger als wir. Sie werden die Lehrer, wir die Schüler sein! So kommen wir allerdings wohl in ihr Land! Haha!! Wir werden ihnen Knechte sein! Wie wir's im Nillande waren, so wird's am Jordan sein, wenn wir uns nicht völlig fern von jeder Vermischung mit ihnen halten!"

Bedrückt und in dumpfer Verzweiflung verließ Achan den Freund. —

Erst, als er sein Zelt betrat, fiel ihm die junge Levitin wieder ein, die er bewußtlos dorthin trug.

Rahel war wach. Mit verstörten, angstvollen Augen starrte sie dem Eintretenden entgegen.

„Bleibe sitzen, Rahel, Gaddiels, des Priesters Tochter und höre. Ich werde mich dir heute in deines Vaters Hause verloben, denn es gefällt mir, deinen Leib vor den Flammen zu retten. — Bist du eine Erbtochter?"

Die halb Ohnmächtige bejahte und stammelte leise fragend: „Herr — woher weißt du? —"

Ein feines Lächeln umspielte Achans Lippen: „Du mußt selbst noch ein Kind sein, Rahel! . . . Genug, ich weiß es. Aber fürchte dich nur nicht, Rahel, sondern mache dich herzu, iß und trink und sei fröhlich. Ich gehe derweil zu deines Vaters Zelt."

Als er heimkehrte, war Gaddiels Hab und Gut an ihn verspielt, an Rahels Hand somit kein Erbe, das dem Stamme verbleiben mußte, mehr geknüpft.

Die ägyptischen quadratischen Holzstückchen hatten ihr Geschick entschieden.

Daß sie zuvor von Achan gezeichnet worden waren, wußte nur der allein.

Digitized by Google

Und doch war es wiederum derselbe Mann, der den murrenden Gespippen der Eliseba donnernd entgegentrat.

„Ihr Hunde! Müssen wir nicht ein reines Volk sein dem Herrn!? Sähen unsere Augen anders auch nur eine Traube, ein einziges Weizenkorn Kanaans?! — Nehmt nur weiter die Fremden zum Weibe! Hurt wie sie und fallt ab vom einzigen, das uns zusammenhält; von unserm gemeinsamen Glauben! Knechtsseelen ihr, Hunde!"

Kein Arm erhob sich gegen ihn.

* * *

Tage, Wochen vergingen.

In Achans Zelt liegt ein junges Weib auf dem Lager. Weiche, mit Purpur reich umsäumte Kleider hüllen den zarten Leib ein und Onyx und Chrysoprasteine schmücken das nachtschwarze Haar. Seit Rahel das Weib des Rubeniten ist, ruht sie oft so, stundenlang vor sich hinträumend, auf ihrem Lager.

Eine Hand schlägt die Zeltwand zurück. Achan steht vor ihr: „Der Herr segne dich! Sie lassen uns nicht durch, Rahel!" — Wie spöttisches Frohlocken blitzt es bei der Nachricht aus seinen Augen.

„Und das freut dich, Herr?"

„Ja. Denn jetzt kommt es zum Kampf! Und der Kampf — Rahel —, der schweißt uns zusammen! Der bringt uns zu uns selbst."

In schwerer Erregung schreitet der Mann auf und ab. „Du bist schön, Rahel ..." Zerstreut lächelnd bleibt er vor ihr stehen.

Die Priesterstochter aber wird totenblaß, und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

„Wunderschön!" Mit untergeschlagenen Armen sieht er sie unverwandt an. „Und das alles zum Brennen?! Bei den großen Göttern Ägyptens — das wäre fluchwürdig!" — Er lacht auf und fährt dann, grübelnd, halblaut fort: „Wennschon es das Richtigste gewesen wäre! Gesund und streng, blutstreng und stolz, in Glauben, Gesetz und Sitte müssen wir, bei Jahwe!, bleiben. Sonst —" seine Hand fährt verächtlich durch die Luft!

„Pah! — So viel mit allen Hoffnungen!! Wüstengesindel — nichts weiter!"

Da sieht er die entsetzten Kinderaugen — und etwas wie ein Zwang zur Grausamkeit packt ihn.

„Deswegen wäre es recht, daß du noch jetzt ins Feuer des Holzstoßes kämst, Rahel..." sagt er langsam und jedes Worts bewußt.

Und schämt sich und verachtet sich selbst um der grausamen Worte willen, die ihm selbst die Seele im sadistischen Trieb zur Selbstquälerei zerfleischen, als er sieht, wie sie zurücksinkt.

Als Rahel wieder zu sich kommt, kniet er an ihrem Lager und seine bitteren Tränen rinnen über ihre Füße.

„Verzeihe mir, Rahel! Feine, Süße! Geliebte!" Seine Augen sehen sie flehend an: „Sage — warum ist's denn eigentlich unrecht, das Schaf von der Mutter zu nehmen, um es zu opfern?" fragt er sie gleich darauf in merkwürdiger Spannung. Als keine Antwort kommt, fährt er fort: „So will ich es dir sagen, Rahel: weil es gar keinen Gott gibt! Keinen! Keinen ägyptischen und syrischen und edomitischen — und keinen israelitischen — keinen!"

Er hat es erwartet, daß sie schweigt. Seine Lippen verziehen sich bitter. Ein Geschöpf wie sie alle. Wer hieß ihn denn glauben, daß gerade sie anders sei? Daß sie es vermöchte, anders zu denken —, als sie alle; alle?! Jene Äußerung ...? Kindliche, nichtssagende Worte ...! Da — steht sie plötzlich neben ihm. Ihre Augen leuchten, die zarte Gestalt bebt vor Erregung.

„Doch, Achan! — Draußen in der Wüste — und auf den Sternen ist Gott — und du — du bist Gott!"

In dem Augenblick nahen Schritte. Ein Bote tritt ein. „Der Mann Gottes läßt Achan, den Rubeniten, entbitten. Moses ruft dich!"

„Das ist das Ende! Rahel — Rahel! — Der Mann Gottes wird warten!" klingt die kurze, hochfahrende Antwort an den zurückweichenden Boten.

Einen Augenblick herrscht Schweigen. Tief ist Achans erblaßte Stirn gesenkt. „Mir geschieht recht!" — sagt er endlich dumpf. „Es darf keiner zweifeln an Jahwe —! Um des Volkes willen. Denn der Glaube gibt Kraft. Wer gegen ihn wächst, wird umgehauen und verbrannt. — Es ist kein Raum für mich in Israel ...! Ich erkenne es wohl. Aber für dich, Rahel, die du einen andern Gott im Herzen trägst als sie, auch nicht! — Ah — es ist schwer, — jetzt zu sterben! Jetzt, da ich dich kenne!! Weib — einen Sohn solltest du mir schenken, — einen Sohn! — Dann könnte ich sie wieder genießen, die andern, — die blöden Dirnen... Rahel," des starken Mannes Stimme wird weich: „Du —! ... Ich habe dich nicht gefragt: wer hat dich zum Weibe gemacht?! Ohne vor deinen Vater getreten zu sein, daß er dich zu seinem verlobeten Weibe mache...? Ich habe dich nicht gedrängt um eine Liebe..., nicht ein einziges Mal habe ich diese Lippen geküßt — nie —! Die Mutter meines Sohnes — das Weib meiner Seele solltest du sein! Und nun ...?!"

Da wirft sie die Arme um seinen Hals. „Ich will sterben — ich will mit dir sterben. Küsse mich, Achan — und dann der — Tod!"

Nun war sie allein.

Achan war bei Moses.

— Und aus dem Dunkel des Zeltschattens kroch es auf sie zu ... Mit langen, streckenden Armen und grinsendem Antlitz ...

Undeutlich — übermächtig.

Grauen — Angst.

Jahwe! — Was hatte sie angehört!! — Was hatte sie selbst gedacht und gesagt! — Frevelnde Lästerungen!! Gottesleugnen! Gottesschänden! Wie Feuerschlangen schien

Digitized by Google

es vor ihr herzufahren. Das war der feurige Atem Jahwes, wie er sich Moses in Donner und Blitz auf dem Sinai offenbarte. Wie ein fernes, süßes Lied kam ein Erinnern über sie. Der Fremde — er — er — der ihr über das Haar gestrichen hatte. — Der hatte auch Götter — sicherlich! Fremde, schöne, liebe Götter.

Und plötzlich fing sie an, zu Jahwe zu reden. Weinerlich, wie ein kleines Kind.

„An seine Götter hätte ich geglaubt ... und ich habe ihn so lieb ... Aber da kam Achan — Jahwe — Jahwe!!"

Die feurige Gestalt wuchs — wuchs — ins Unermeßliche — und trat auf sie zu.

⁂ ⁂ ⁂

Es ruhten die Augen des Gewaltigsten in Israel auf Achan, dem Rubeniten.

Auf dem Kinde des ägyptischen Weibes aus dem Pharaonengeschlecht, das dem israelitischen Manne nachlief —; dem Knecht, dem Sklaven, nachlief in die Wüste, bis daß er sie nahm. Und die das Empfinden eines uralten, reichen und edlen Volkes, das Blutserbe einer hochentwickelten, jahrhundertealten Kultur in den Sohn des Hirtenvolkes legte. Das Erbe der Ahnen — die Kindschaft der ägyptischen Mutter lastete auf Achan.

Das war der Dämon, der ihn umtrieb — und der ihn zwang, anders zu denken als die, die seines Volkes waren.

„Ich habe dich rufen lassen, Achan. Sohn der Ägypterin Tachot und Rebad, des Rubeniten. Dir gefiel es, lange zu verziehen ... Josua sprach mir von dir. Jetzt höre: Der Herr hat also zu mir gesprochen: ‚Du bist alt und du wirst sterben, darum, daß du mir nicht gehorchet hast. Aber steige auf jenen Berg —' eine Handbewegung wies auf die im Schatten des Abends verdämmernde Steinmassen des Nebo —, ‚du sollst das Land sehen.' Josua wird mein Nachfolger sein. Du aber, Achan, Sohn der Tachot: — Unser Gott ist ein starker Gott — Israel ist schwach ohne ihn. So sie abfallen werden von Jahwe —, so sie sich mengen werden mit den Fremden, werden sie sterben! Vertilget die Fremden denn mit Feuer und Schwert; es müssen die Städte zerstört und die Menschen verbrannt werden, spricht der Herr, Herr."

Moses schwieg.

Ein Diener kam mit Licht. Da sah Moses Achan. „Du bist noch hier?"

Der Rubenit ging auf den Mann Gottes zu, hob den Saum seines Mantels an die Lippen und lag wie anbetend im Staub.

Endlich erhob er sich. „Ich liebe dich ...!" stammelte er mit zuckenden Lippen und wandte sich zum Gehen.

Der Greis streckte den Arm.

„Achan! — Komme her. Ich habe deiner Mutter Mutter, die die liebste Gespielin der Königstochter war, gekannt. Sie war sehr jung —, als ich sie kannte ... Die weinte, als ich aus dem Nillande in die Wüste floh ... denn ihr Kind war auch das meine. Ich war ein Hirte danach. In der Wüste. Viele Jahre. Und ich sah, wie fein und lieblich es ist, an den Flüssen zu wohnen und Land zu haben, das Korn und Wein trägt. Aber er sprach, und ich folgte."

Da riß der Sohn der Tachot dem Greise die Hände vom Antlitz und schrie: „Steinige mich — verbrenne mich —, doch zuvor sage: Was ist es um Jahwe?!"

Sinnend starrte Moses in das Licht. Und schwieg.

Die Stunden verrannen ...

Da hub er wieder an — flüsternd — unbeweglichen Angesichts: — „Die Wüste lag gelb und die Luft flimmerte. Da sah ich den Busch. Und ich wußte: Das war er. Und ich wußte, der Ort war heilig. Und ich wußte, ich sollte Israel befreien. Ich sprach — und der Nil ward rot. Tausend rote Algen machten ihn stinkend und ekel wie Blut. Und es kamen die Frösche in Scharen aus dem üblen Schlamm — und sie stiegen der Königin ins Bett und dem Bettler aufs Lager ... Und es kamen Fliegen und Mücken. Und es ward Nacht. Eine lange, lange Nacht. Ich aber hatte um alles vorausgewußt. — Es kam der Tod. — Israel zog aus. Ich reckte die Hand und der Wind kam und das Wasser staute sich. Er ließ uns die Furt finden — und er ließ uns das Manna versuchen und die Wachteln finden. Ich hielt eine Gerte in der Rechten, die zuckte ... da schlugen wir den Stein und er gab Wasser. Ich wußte ihn. Ich kenne ihn. Er sprach ... Im Schlaf ... Im Wachen sprach er. Auf dem hohen Berge ... Er spricht. Horch — Ich weiß: Morgen werde ich sterben."

⁂ ⁂ ⁂

Der Tag brach an.

Moses erhob sich und schritt hinaus.

Ein unbewegter, fremder Blick traf Achan.

Lange stand er. Dann murmelte er: „Meine Mutter sprach, es gibt allerorten ein Feuer, das nicht brennt. Doch — das brennt, aber von der Flamme nicht verzehrt wird. Sie rieb das gelbe Harz, das ihr der Phönizier gab, und das die Weiber dort als Schmuck achten (— von fernen, grauen Urmeeren und Nebelinseln holten sie's, raunte sie dazu —) und es sprangen Funken hervor. Und strich mit den Beinzinken ihr Haar — und es sprühte. Beides. Haar und Kamm. — Ich sah ein Büschel Strahlen stehen an der Schneide meiner Axt — da es dunkel und schwül am Himmel stand — ich hielt den Finger hinein und schrie: ‚Bist du Gott, so sprich.'

„Aber er schwieg.

„Als das Wetter verzog, schwand der Schein.

„Ich wußte nichts. Mir schwieg alles."

„Moses!! — — Ich habe recht, es gibt keine Götter. — Sie wären denn in uns! O — Rahel!"

⁂ ⁂ ⁂

Als Achan sein Zelt betrat, fand er ein wahnsinniges Weib. — Da fiel er auf sein Antlitz und weinte.

Digitized by Google

## Tag im März. Von Frida Schanz

Es ist ein Tag mit blassen Wangen,
An dessen Wimpern Tränen hangen,
Ein zarter Tag voll feiner Scheu,
Mit Leid vertraut, im Glück noch neu.

Ein Tag so federleicht im Schreiten,
Voll unbewußter Lieblichkeiten,
Voll keuschem, zartverhülltem Glanz,
Verhängt von dünnem Wolkenkranz.

## Wilde Linde. Von Victor Meyer-Eckhardt

Einsam seit sie Wurzel schlug
Reckt sie sich vom Felsenrande,
Selten bringt ihr Windesflug
Kunde mit vom tiefern Lande.
Winterstürmes Wut und Leid
Hat sie mondelang getragen —
Aber heut im gelben Kleid
Schenkt sie sich den Maientagen.

Und der Mai schickt Boten aus,
Zu genießen ihre Süße:
In den weichen Sprengelstrauß
Tausend Flügel, tausend Füße.
Bienenreigen dreht sich sacht,
Jede senkt den weichen Rüssel
Hundertmal und wohlbedacht
In die reiche, goldne Schüssel.

Aber der so grünlich gleißt
In geschliffnen Panzerringen,
Dieser Prächtige scheint zumeist
Ihre Liebe zu erringen.
Sog er sich des Weines voll,
Springt er glitzernd aus den Rissen:
Eine Blüte hat er toll
Mit sich in den Tanz gerissen.

Schwarz und schmal in Samt gepreßt,
Prunkend mit des Helmes Zierde,
Naht ein Zweiter im Geäst,
Wohlerzogen, voll Begierde.
Doch der alte Kavalier
Wirft sich nieder, ihn zu packen,
Reißt dem Freier sein Visier
Samt dem Kopfe von dem Nacken.

Und zu neuer Liebeskraft
Breitet er die sehnigen Glieder,
Legt sich mit des Leibes Last
In die vollste Dolde nieder:
Also ruht er ungerührt,
Doch mit abertausend Augen
Wird er, was ihn süß verführt,
In des Blutes Tiefen saugen.

Wie der Abendnebel zieht,
Hat ihn Schlummer schwer befangen,
Seiner Bienen müdes Lied
Ist ins Tal hinabgegangen.
Selten greift noch kühler Wind
Neckend in die lose Schaukel,
Doch im Tau, der niederrinnt,
Stirbt das letzte Traumgegaukel.

## Lenzfahrt. Von Fritz Olt

Die Sonne, Sonne sang uns wach,
Wir tranken milden, süßen Braus.
Wir fahren, fahren herrenfroh
Ins grüne Edental hinaus.
Mit lachender Gebärde
Spricht unser Mund: es werde!

Wir schwingen, dringen ätherweit,
Es blitzt der Fluß, das Feld erglüht.
Sich sehnend, dehnend schwellen uns
Die blauen Hügel ins Geblüt.
Im Goldstrom unsrer Lieder
Erkennt der Gott sich wieder.

Wir tasten, rasten nicht im Schwang,
Bis aller Glanz uns angeschah.
Wir recken, strecken wipfelnd uns
Und stehen blütenträumend da.
Das Glück der tauben Zungen
Durch uns ist es erklungen! —

Digitized by Google

# Das deutsche Metz

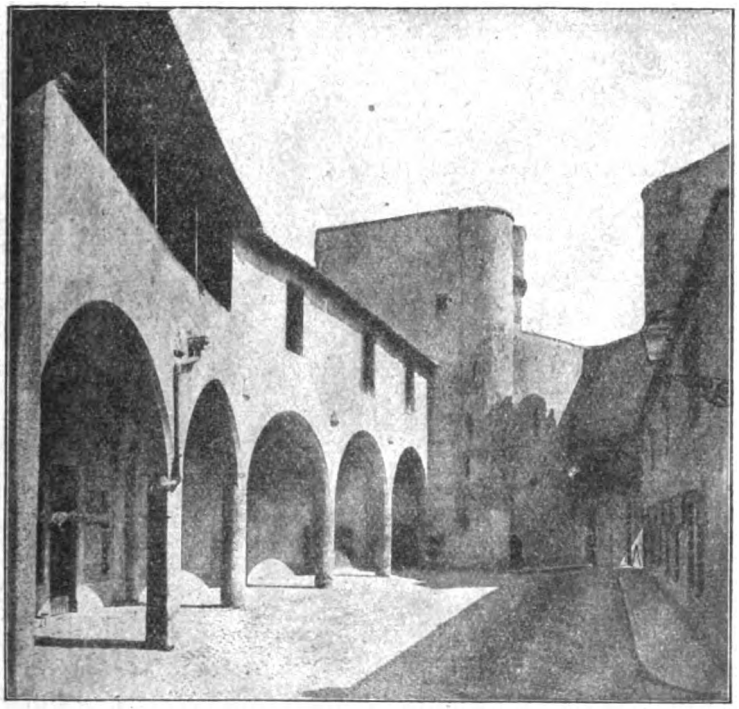
## Von Prof. August Denitz

### Mit 12 Aufnahmen der verlorenen Stadt

„Flur, wo wir als Knaben spielten,
Strebsam übend, zum Manne wurden,
Um deutsches Wesen zu gestalten, zu erhalten,
O, Moseltal, wie könnten wir dich je vergessen!"

Schon in römischer Zeit haben Lothringen und Elsaß eine verschiedene Stellung im großen Reichsverbande eingenommen. Während das Elsaß mit seinem Vorort Argentoratum immer als Grenzland galt und infolgedessen mit Garnisonen belegt war, gehörte Lothringen schon seit den frühesten Zeiten zu den Binnenländern des römischen Gebiets und war fest und unlöslich dem Reiche angegliedert. Demgemäß hatte sich der Römer auf lothringischem Boden durchaus häuslich niedergelassen, und es hatte sich eine Kulturblüte in Lothringen entwickelt, wie sie das Elsaß niemals gesehen hat. Der Mittelpunkt dieses Kulturlebens war die römische Stadt Divodurum, unser heutiges Metz, ein Name, der sich bis ins 4. Jahrhundert erhielt. Erst dann verschwand der Name Divodurum vollständig und machte dem Namen Metis Platz. Denn Kelten vom Stamme der Mediomatriker, denen auch Metz seinen Namen verdankt, haben wohl schon mehrere hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung den Grund der Stadt gelegt, und die von ihnen begründete Siedlung, die sie Divoduron, d. i. „Gottesfeste", nannten, zum Hauptort ihres ausgedehnten Gebietes erhoben. Die Stadt hat daher eine mehr als 2000jährige Vergangenheit, deren genauer Ursprung nicht festzustellen ist. Also wohl zu merken: von Trier ist der Ursprung genau bekannt, von Metz, das danach weit älter ist, verlieren wir die älteren Spuren.

Heute noch sehen wir in Metz die Spuren der römischen Glanzzeit. So wurde beim Umbau des Bahnhofes unweit dem Theobaldstor das römische Amphitheater für 26000 Menschen freigelegt, jenes Amphitheater, das in der späteren Christenzeit (306 n. Chr.) Tausenden davon Zuflucht bot. Bei Ars ragt die berühmte römische Wasserleitung hervor, deren Bogenkonstruktionen den Jahrtausenden trotzten, die Thermen an der Mosel und der mineralhaltigen Seille, mit 84 Granitsäulen und Granitwannen ausgestattet, wovon im Kopfbau des Domes ein Probestück aufgestellt ist, und weiter die Bains de Roche (Felsenbäder) sind Zeichen dafür, daß die Römer das Vorhandensein großer Mineralerze und Gesteine, deren Behebung die spätere Industrie unter Deutschland brachte, längst geahnt und gewußt und nicht zuletzt ihre kostbaren Bäder an den Abhängen des bereits Wein tragenden Moseltales einrichteten, sondern auch aus spekulativen Gründen dazu sich entschlossen. So finden wir überall kostbar ausgestat-



Deutsches Tor. Bis 1552 Sitz des Deutschordens

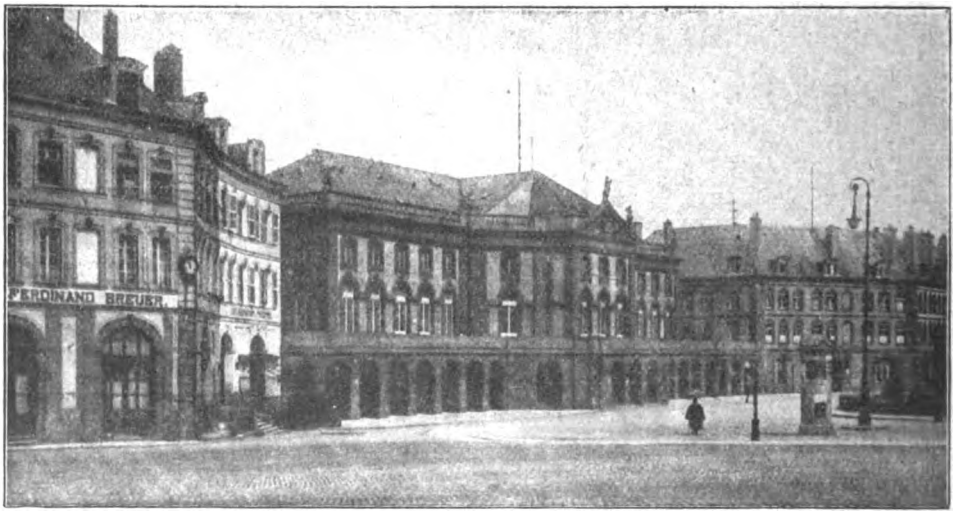
Digitized by Google

tete Gebräuche und Einrichtungen, während jenseits der Vogesen sich keine Stadt zu blühendem, selbständigem Leben entwickeln konnte.

Während im 3. Jahrhundert das Elsaß von Germanen überflutet wurde, konnte sich in Metz römische Kultur noch beinahe 200 Jahre ungestört entwickeln. Auch als die Stadt dem Andrange und der Umflutung der Germanen keinen weiteren Widerstand zu leisten vermochte, ist sie dennoch nicht wie Straßburg als Ruine in fränkische Hände gefallen, sondern auf Grund eines friedlichen Vertrags unversehrt in den Besitz des fränkischen Königs gekommen. In der Folge erlitt die Entwicklung keine Unterbrechung. Im Gegenteil. Der germanische Hof, der nach der Teilung des Reiches in Metz seinen Sitz aufschlug, unterlag vollständig dem romanischen Einfluß, und Metis wurde damit das Zentrum der romanischen Kulturentwicklung im austrasischen Reiche. Seit 510 n. Chr. war hier der Mittelpunkt des Teilreiches Austrasien der Merowinger Könige. Hoch ragt, bis heute erhalten, der Königspalast über den Berg (Trinitarierstraße), glänzend grüßen die Giebel der eben emporwachsenden Kathedrale über das lachende Moseltal, karrarische Marmorarten aber tragen den stolzen Klosterbau der frommen Frauen (später Notre Dame la Ronde), unter den Merowingern. Es ist die Fortsetzung des monumentalen Gepräges dieser Stadt, wobei man bei Verwendung des bodenständigen Gesteines nicht stehen bleibt, sondern durch Verwendung noch edlerer Arten dessen Wirkung zu erhöhen anstrebt.

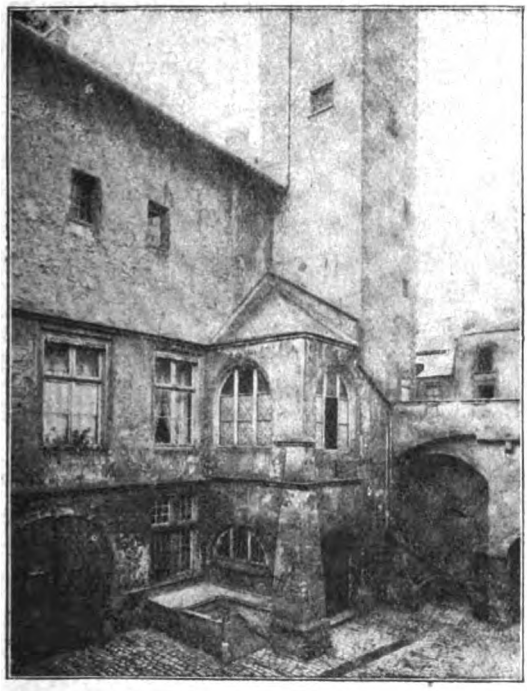
Auch in der karolingischen Epoche behält Lothringen, auf Grund der politischen Verhältnisse, seine wirtschaftliche wie städtebauliche Überlegenheit. Das karolingische Königsgeschlecht war auf lothringischem Boden erwachsen und hatte mit seinen Gütern auch die Vorliebe für die lothringische Heimat ererbt. So war der alten Metis die ausgesprochene Zuneigung des Hofes verblieben. Hier, wo der gefeierte Ahnherr des Geschlechts gewirkt und seine letzte Ruhe gefunden, hatte Karl d. Gr. für die Angehörigen seiner Familie die Grabkirche gewählt. Im reichen Kloster, dicht vor den Mauern der blühenden Stadt, das nach dem heiligen Arnulf seinen Namen führt, hatte er Hildegard, die geliebte Frau, die ihm in der Pfalz zu Diedenhofen verstarb, zur Ruhe bestattet, und neben ihrem Grabe lagen die Stätten, die die Reste der im jugendlichen Alter verstorbenen Kinder bargen. Auch Ludwig der Fromme war der Neigung des Vaters treu geblieben und hatte in St. Arnulf endlich die Ruhe gefunden, die ihm das Leben so hartnäckig — verweigerte.

War sonach die städtebauliche Entwicklung der Stadt Metz bis zum 10. Jahrhundert ungehemmt und hervorragend, so trat in der folgenden Zeit bis zum 16. Jahrhundert die Zerstörung der romanischen Kathedralen von St. Vinzenz, St. Arnulf usw. völlig durch die Verheerungen dieser bewegten Zeit ein, und Reste wie die Templerkapelle auf der Zitadelle z. B. sind Wahrzeichen der romanischen und nachfolgenden Übergangszeit. Diese brachte uns die alles bisherige, alles andere weitüberragende Hochkirche der Gotik: die Kathedrale, die Schwesterkirche des Domes zu Reims. Nur das reiche Metz weist in dieser Zeit Bauten von solcher Bedeutung auf, und unter ihnen nimmt die Kathedrale eine durchaus eigene Stellung ein. In diesem Werk zeigt sich auch charakteristisch die romanische Art seiner Erbauer. Wenn die Gotik des Straßburger Münsters als durchaus deutsche Kunst bezeichnet werden kann, so ist in Metz der




Theaterplatz erbaut von Arch. Oger

Digitized by Google



Teil vom Austrasischen Kaiserpalast

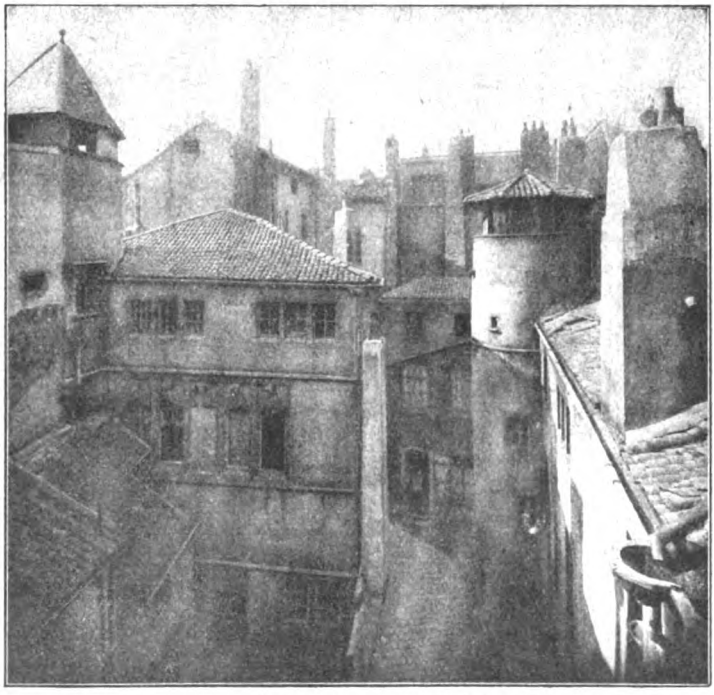
ist, mehrere Male geläutet. Sie ist inzwischen wohl einige Male umgegossen, besteht jedoch noch und war die größte Glocke in Deutschland.

Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg, im Westfälischen Frieden kam Metz zu Frankreich, durch ein schweres Unrecht, was deutsche Sehnsucht nach dem verlorenen Land nie ruhen ließ. Fénelon, der Prinzenerzieher, ein Franzose also, schrieb damals in einem offenen Brief an Louis XIV., dieser habe durch sein Verhalten ganz Europa gegen sich aufgebracht und geeinigt. „Sie sind nicht einmal bei dem Wortlaut dieses Vertrages (Westfälischer Friede) geblieben, den Sie mit soviel Hochmut geschlossen haben. In voller Friedenszeit haben Sie den Krieg begonnen und blendende Eroberungen gemacht. Sie haben eine ‚chambre des réunions' eingerichtet, um zugleich Richter und Partei zu sein; das hieß dem Hohn, dem Raub und der Gewalttat die Beleidigung und die Schmach hinzufügen."

Mit der Zeit ist es dem welschen Einfluß täuschend gelungen, in Lothringen und Metz alle Erinnerungen an deutsche Zeiten zu übertünchen. Ich sage zu übertünchen, denn bei genauem Zusehen erkennen wir, daß bis heute Lothringen ein Land geblieben ist, mit dem sich die ausklingenden

Einfluß der Champagne und Burgunds, der groß war, greifbar. Der französische Stadtbau hatte das Erbe des römischen Barocks angetreten.

Vor dieser Zeit hatte der in Metz bestehende Deutschorden sich in dem bis auf unsere Tage erhaltenen „Deutschen Tor" niedergelassen, dortselbst Hospital und Wohlfahrtsanlagen eingerichtet, die nach dem Überfall von 1552 durch die Franzosen nicht mehr bestanden. Im Winter des Jahres 1356 ließ Kaiser Karl IV. auf dem heutigen Domplatz die sogenannte „Goldene Bulle" verkündigen und wohnte dabei in dem angrenzenden alten Bischofspalast. Hierzu wurde die berühmte Kaiserglocke „La Mutte", die 21 887 Pfund schwer



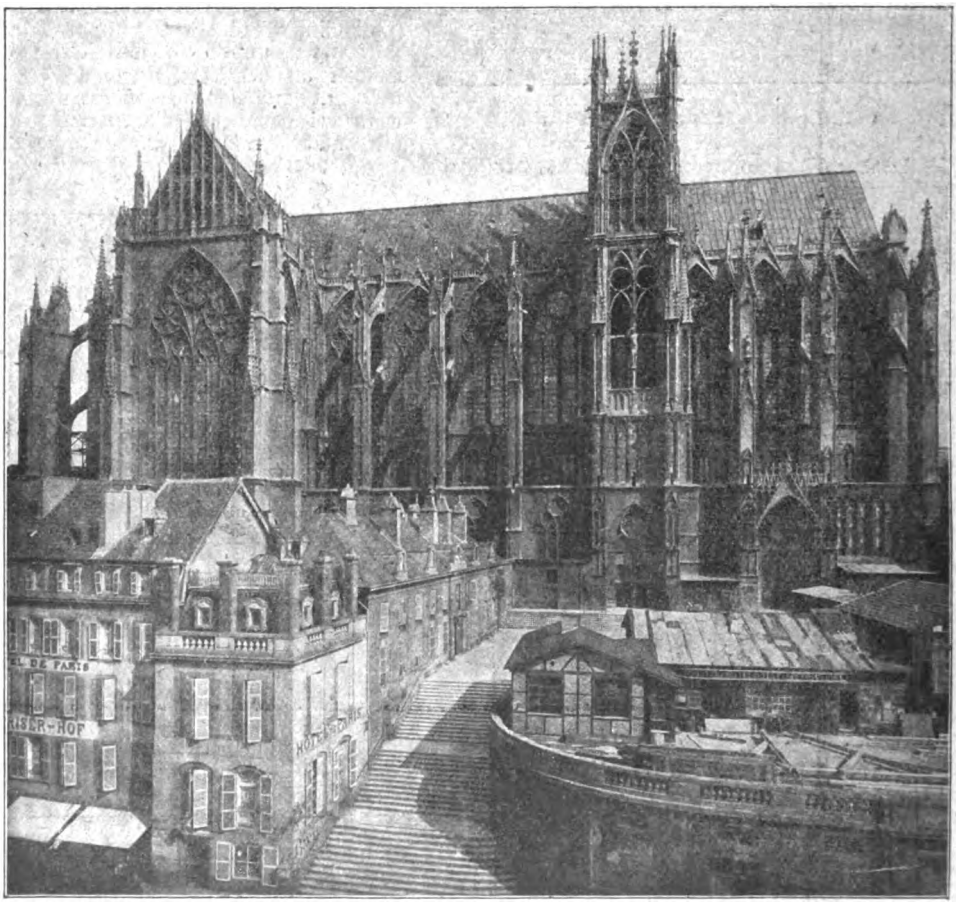
Alte Metzer Patrizier-Häuser aus der Zeit der Merowinger

Digitized by Google

Wellenlinien zweier Kulturkreise durchdringen und vielfach widerspruchsvolle Zustände hervorgerufen haben. Seine Hauptstadt mit dem deutschen Namen Metz, der wie ein Kriegsruf klingt, eine harte Schärfe hat und schneidend wie ein Messer, führt als Wappen die Farben Weiß-Schwarz mit einer Jungfrau als Krönung. Aus diesem Weiß-Schwarz wurde unter französischer Zeit Schwarz-Silber in den Wappenfeldern, ja eine französische Stadt, eine Provinzialstadt mit französischer Bauart, mit französischem Geist. Metz liegt auch zwischen Straßburg und Nancy; es neigt mehr zu letzterem, fast gar nicht zu ersterem hin. Die Eindrücke in der Kunst der Renaissance, in der religiösen Überzeugung und Kulturanschauung des Zeitalters der Reformation, der Charaktere, aus dem, wie wir aus „Dichtung und Wahrheit" wissen, Goethe seine ersten Gedanken zum Faust schöpfte, diese Eindrücke sind an Metz spurlos vorübergegangen. Es hat seine höchst eigenartige Stellung im Städtebau, in der Architektur behalten; man kann sie als autochton, als durchaus bodenständig bezeichnen. Sie ist nicht zum geringsten Teil abhängig von dem schönen Material an Kalkstein, das in der Umgebung in den Jaumontbrüchen gebrochen wird und eine außergewöhnlich feine Profilierung zuläßt, von welcher Eigenart Römer Merowinger, Deutsche und Franzosen zehrten. Die Entwicklung dieses technischen Zustandes und die Ergebnisse, Durchdringung eines westlichen und eines östlichen Kunstempfindens, haben Formen hervorgerufen, die aus Lothringen ein selbständiges Kunstgebiet von provinzieller Eigenart gemacht haben.

Wie schon angedeutet, war es zur Zeit der Merowinger und der Karolinger, als hier der Daseinskampf zwischen Römern und Germanen, zwischen der Antike und dem Christentum ausgefochten wurde. Das Symbol dieser Scheidung könnte der Sarkophag Ludwigs des Frommen in St. Arnulf sein, der ein Prunkstück der römischen Reliefplastik ist und einen christlichen Gedanken durch den Sturz des Phaeton darstellt.

Wir treten nunmehr in zwei bedeutende Epochen, die dem heutigen Metz das Ge-



Stefanterrasse mit Portal Notre Dame la Ronde

Digitized by Google

präge gegeben haben, ein. Die erste Epoche war die des französischen Barocks (Lebruns), die zweite die Zeit des das Barock ablösenden Klassizismus.

In Paris hatte die Louvrekonkurrenz einen heftigen Wettstreit über Kunstfragen in der öffentlichen Meinung entfacht, unter dessen Eindruck, hauptsächlich der Brüder Perrault, die Gründung der königlichen Bauakademie (1671) vor sich ging, die in der Folge zum wichtigsten Ausgangs- und Stützpunkt des Klassizismus werden sollte. Ihr wurde die Aufgabe gestellt, über die Regeln der Baukunst, so wie sie sich aus den vornehmsten Denkmälern des Altertums und den Werken und Schriften der Großmeister, insbesondere des hochangesehenen Palladio ergaben, öffentlich Unterricht zu erteilen und die Zeit zu befruchten. Zum Leiter der Anstalt wurde François Blondel (1618 bis 1686) berufen. Blondel übte einen tiefgehenden Einfluß aus auf die aus der Akademie hervorgehenden Architekten. Dazu gehörte der diese Richtung weiter fördernde, spätere Jacques François Blondel, 1708, der vom Geschick berufen war, sich in Metz ein städtebauliches Denkmal von Rang zu setzen.

Vinzenz-Kirche mit Portikus französischen Ursprungs

Die Hauptstadt von Lothringen war seit Karl V. die Stadt der Soldaten, und nicht erst seit 1870. Die Franzosen machten aus ihr die Festung, der sie den Namen „La Pucelle" d. h. „Unberührte" beilegten, wobei viele mittelalterliche Schönheiten zerstört wurden. Nach der durchgeführten Befestigung durch Vauban und Cormontaignes war die Bedeutung der Ville de Metz vor allem eine militärische geworden. Militärische Gründe rechtfertigten auch beim König Louis XV. die Umbauten, die der Gouverneur Bel Isle zur Hebung der Stadt vornahm. Ihm reichte Jean Antoine 1752 einen Entwurf zur Umgestaltung der verbauten Umgebung der Kathedrale und der Place Royale (heute Domplatz) ein. Vorher hatte Oger 1739 die vorbildliche Anlage am Theaterplatz mit Umgebung geschaffen, die, vom Moselufer begrenzt, eine Sonderstellung behauptete.

Antoines Entwurf legt vor die turmlose Westfront der Kathedrale, jenem Teil, der einst „Notre Dome la Ronde" war und später mit der Hauptkirche vereinigt wurde, einen annähernd quadratischen Platz, links und rechts von der Hochkirche das Hotel de ville (Stadthaus) und Stadtverwaltungsgebäude, sowie Hauptwache errichtend. Die übrigen Hausfronten gegen den Platz erhalten eine gleichmäßige, monumentale Durchbildung. Es sind Gedanken, wie sie ähnlich in Reims, Rouen usw. geschaffen wurden: ein Platz mit Richtachse gegen die baulich ausgezeichnete Seite.

Gegen dieses simple Projekt ergaben sich Verkehrsschwierigkeiten, die auch in der kommenden Zeit an dieser Stelle infolge des steil zur Mosel fallenden Geländes stets wiederkehren und jede Planung beeinflussen. Der Nachfolger des Gouverneurs Bel Isle, der Marschall d'Etrees, mußte auch versuchen, aus vielen zum Teil ein wenig überstürzten Arbeiten seines Vorgängers das beste Ergebnis für die Erscheinung der Stadt zu ziehen. Eine Anzahl von Bauten war noch zu errichten, unter anderen ein Stadthaus, ein bischöfliches Palais, ein Parlamentsgebäude usw.



Digitized by Google

Zur Ausarbeitung eines einheitlichen Bebauungsplanes wurde ihm Jacques François Blondel, 1705 in Rouen geboren, also nicht verwandt mit F. Blondel, jedoch auch Leiter einer Akademie in Paris, empfohlen, der auch verschiedene Entwürfe aufstellte, wobei eine zu errichtende Abtei St. Louis in der Achse des heutigen Kammerplatzes alles bisher Gesehene übertreffen sollte. In französischen Werken können wir z. B. lesen: Blondel baute 1764 die Abtei St. Louis in Metz. Das stimmt nicht. Zum Bau der Abtei ist es nicht gekommen, wie wir später sehen werden. 1752 bis 1756 gab Blondel die bekannte Arbeit „Architecture française" und 1771 bis 1777 „Cours d'Architecture civile" heraus, die seinen Ruf als Städtebauer begründeten. Der zuletzt aufgestellte Plan von Metz, den wir hier aus Raummangel leider nicht bringen können, fand die Zustimmung der beteiligten Stellen. Dieser Plan ist ein Meisterstück der Platzgestaltung.

Als Grundachse für die ganze Anlage wählt Blondel die Achse der Kathedrale. Diese erhält einen rechteckigen Tiefenvorplatz in ihrer Breite, dessen Einleitung eine in der Achse liegende Straße bildet. Der Kathedrale wird ein mächtiger, arkadischer Portikus vorgelegt. Seine Linien bringen ihm die erforderliche Platzwand, die mit der schlanken Gotik ringen, seine Formen geben die Überleitung von dem sakralen Stil zu den schlichten Formen der benachbarten Gebäude, vor allem aber einen klaren Point de vue für die zum Haupteingang leitende Straße. Zur Steigerung dieser Stelle gab noch ein anderes Vorkommnis Anlaß: Im Jahre 1744 war König Ludwig XV. von Frankreich bei einem nur für wenige Tage berechneten Besuch in Metz schwer erkrankt und konnte erst nach langer Zeit genesen. Zum Gedächtnis an seine Errettung beschloß das Domkapitel ein Hauptportal zu errichten, das nach Plänen Blondels in den Jahren 1761 bis 1764 durch Gardeur, genannt Lebrun ausgeführt wurde und von dem wir in den Abbildungen eine schöne Ansicht seiner Wucht und Größe zeigen

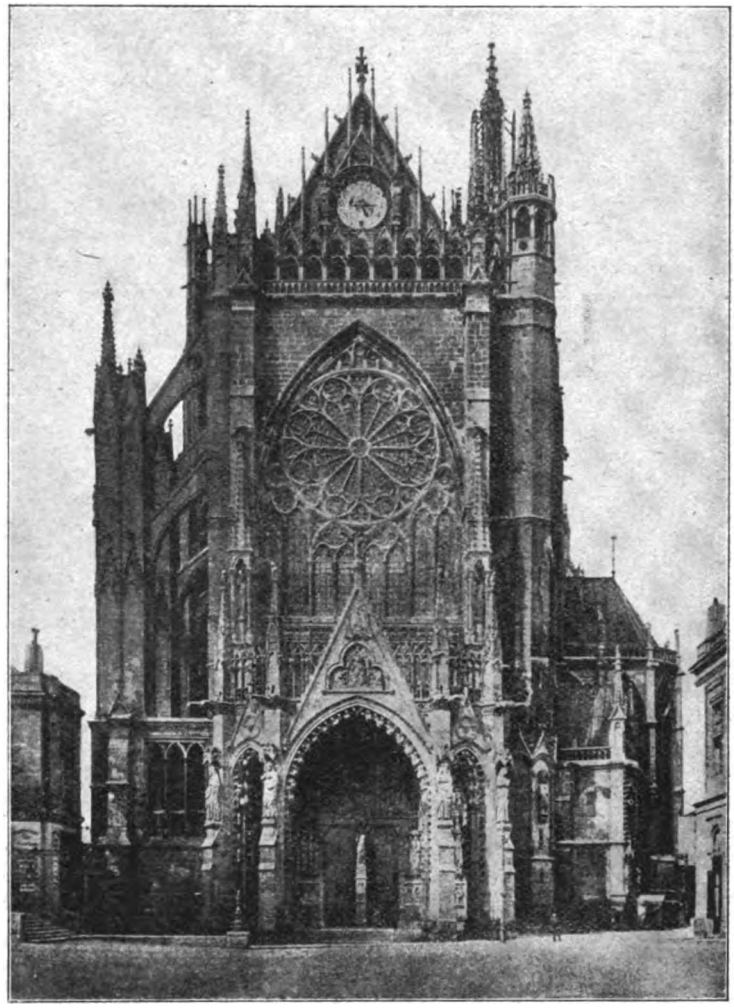
Kathedral-Platz mit dem Blondel-Portal im alten Zustand

Digitized by Google

können. Es ist ganz unzweifelhaft eine tüchtige Leistung, das berühmte „Blondelsche Portal in Metz".

Als Blondel im Begriff stand, den bedeutenderen Teil seiner Vorschläge zu verwirklichen, brach die alles hemmende, alles niederringende französische Revolution aus, die auch in Metz ihre blutigen, verderbenden Spuren hinterließ.

1781 ließ Bischof Montmorency das alte bischöfliche Hotel bei der Kathedrale, das an Stelle eines früheren römischen Prachtbaues lag, demolieren und die Ausführung eines von Blondel entworfenen stattlichen Palais beginnen. Die Revolution unterbrach auch diesen Bau; die Stadt erhielt bei Einziehung der Güter das betreffende Grundstück und den nur in den Fundamenten beendigten Bau als Eigentum überwiesen und entschied sich schließlich dafür, eine gedeckte Markthalle, die noch heute besteht, zu errichten. Diese Aufgabe wurde von dem damaligen städtischen Architekten Jaunez 1831 beendigt. 1790 wurden weiter die ersten Bäume auf der Esplanade, welche auf niedergelegten Festungswerken geebnet wurde, gepflanzt, und 1826 wurde diese Gesamtanlage, wovon der Blick zum Moseltal, auf St. Quentin und weiter führt, beendigt, eine Anlage, die jeder, der sie gesehen, sobald nicht vergessen kann.



Kathedrale mit neuem gotischen Portal
von Arch. Paul Tornow und Bildhauer Dujardin. 1910

Hiermit schließt in der Entwicklung der Stadt eine Epoche, die an Bedeutung ihresgleichen suchen kann. Denn die folgenden Zeiten des französischen Kaiserreichs, des Empire, sind an Metz vorbeigeglitten und haben nur geringe Merkmale hinterlassen, die an Bedeutung an die Blondelsche Zeit nicht heranreichen und gewöhnlich nur deren Fortsetzung waren. Wenn wir bedenken, daß der Blondelsche Einfluß und der seiner Schule uns die Leistungen auf dem Berliner Gendarmenmarkt (Gontard), des Zeughauses und der Communs (Neues Palais) in Potsdam brachten, dann setzt sich das richtige Verständnis für die Bedeutung dieser in Metz geschaffenen Leistung erst recht durch.

Was ist aus dem alten Metz inzwischen geworden, aus dem Metz von städtebaulichem Vorbild, unter dessen Eindruck meine Jugend stand, das einst große, stilreine Befestigungen mit 17 Toren und 80 Türmen umgaben? Der Höllenturm, der Turm Camouffle und vor allem das Bollwerk des Deutschritterordens, das Deutsche Tor, das Werk des Meisters Hannas de Ronconval, sind noch die teils spärlichen, teils stolzen Reste vom alten Metz, von dem Bossuet rühmte, und wohl



Digitized by Google

Justizpalast als Regierungsgebäude erbaut, mit Eingang von der Esplanade

von seinem Standpunkte aus mit Recht, es sei die „puissante ville", die „belle et noble cité". Von Bossuet war auch nicht ohne Berechtigung der Spruch angeführt worden, „wenn Frankfurt mein wäre, so würde ich es zu Metz verzehren!"

So kam es nach 300jähriger Trennung 1871 wieder zum Reich und wurde von vornherein als militärisch bedeutendster Punkt von ganz Elsaß-Lothringen gehalten. Damit entglitt der Zivilverwaltung die eigentliche Bestimmung in ihrer künftigen Entwicklung, die in 43jähriger Zeit nur durch zwei wichtige Vorgänge einzusetzen vermochte. Der erste Vorgang ist die meisterhafte und von aller Welt anerkannte Wiederherstellung der Kathedrale, der zweite die 1902 befohlene Stadterweiterung.

Gleich nach der Übernahme von Metz fanden durch Sachverständige Untersuchungen über den Bauzustand der alten Kathedrale statt. Der Zufall brachte hier den richtigen Mann an die richtige Stelle. Paul Tornow, ein Neumärker und Kenner der westlichen Gotik, wurde mit den ersten Aufgaben betraut und später zum Dombaumeister gemacht, womit die bekannte „Dombauhütte" ins Leben gerufen wurde, die eine weithin befruchtende Wirksamkeit ausübte, deren Einfluß sich bis Straßburg, Freiburg, Köln und nicht zu vergessen bis Ulm über 30 Jahre bemerkbar machte, zudem eine Bildungsstätte, aus der eine Schar tüchtiger Fachleute hervorging.

Zunächst galt es, die notwendigeren Arbeiten einzuleiten, und da die erforderlichen Mittel beschränkt, waren neue Wege zu deren Herbeischaffung zu finden, die später in der „Metzer Dombau-Lotterie" diese abwarfen, um schrittweise nach bestimmtem Werkplan vorzugehen. 1877 war, gelegentlich der Anwesenheit des alten Kaisers, durch entstandenen Brand bei künstlerischer Beleuchtung, ein Teil des alten Dachstuhles im Hauptschiff abgebrannt. Paul Tornows aufgestellter Wiederherstellungsentwurf ging von drei Hauptgesichtspunkten aus. Zunächst vertrat er den Standpunkt, das Hochschiff von seinen eingebauten Privathäusern freizulegen, dann Wiedereinfügung des früheren Liebfrauenportals, Ausbau der Giebel und zur Verbesserung des Verkehrs die Entfernung des Blondelschen Portals und die gotische Umgestaltung der Westfront. Zahlreiche Studienreisen von Mitgliedern der Dombauhütte unter Tornow und Dujardin waren hierzu die Einleitung. Die Errichtung des kupfergedeckten, eisernen Dachstuhles war die erste Maßnahme, der die Neugestaltung der Vierungsgiebel und später der Westgiebel folgte, sowie in der Erstellung des Liebfrauenportals, einer Leistung von Rang, die, wie keine andere, das harmonische Zusammenarbeiten

Digitized by Google

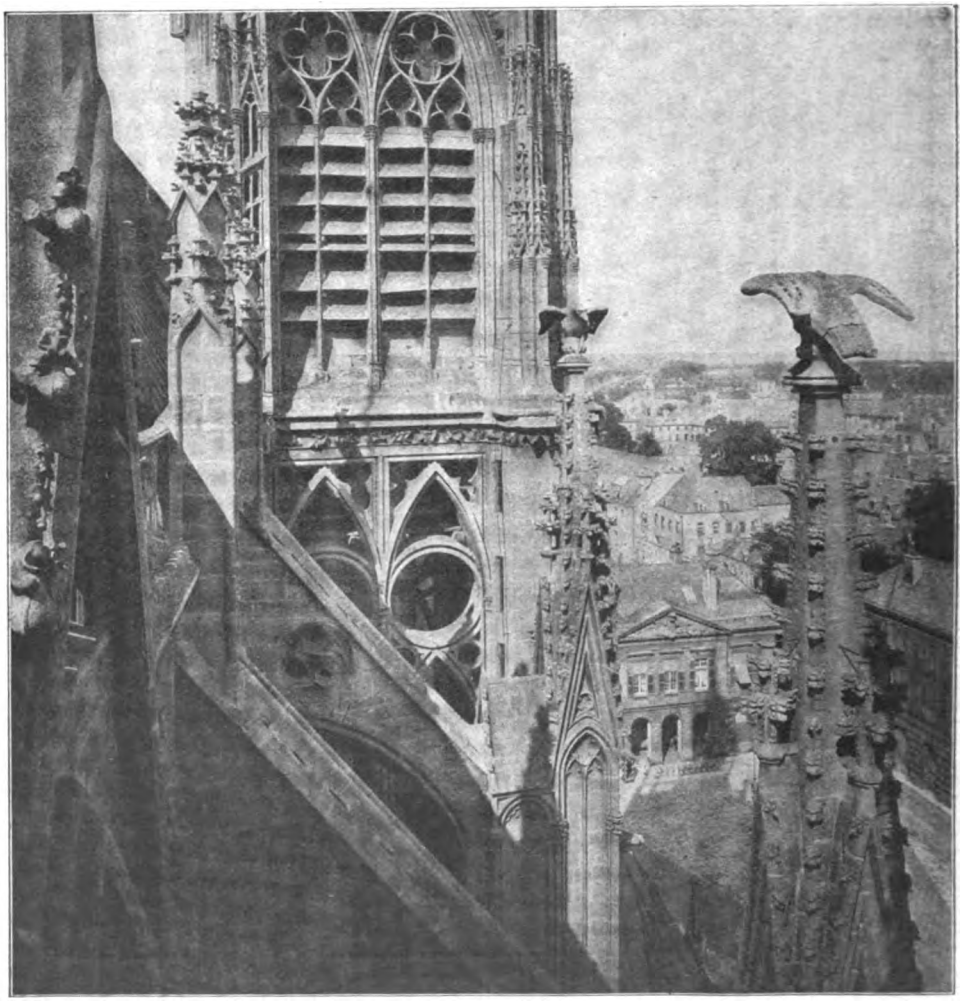
Metz, mit der freigelegten Kathedrale

Digitized by Google

von Architekt und Bildhauer spiegelt. In diesem letzten Abschnitt war es mir vergönnt, zu jenen Glücklichen zu zählen, die dem Können eines Tornow und Dujardin zur Ausbildung anvertraut waren. Die Stunden, Abende gemeinsamer Arbeit unter ihrer Korrektur und Erfahrung, wobei besonders Dujardin es an voller Hingabe für jeden, ob deutscher oder lothringer Abkunft, nie fehlen ließ, werden zu meinen unvergeßlichen, ideenreichsten und glücklichsten gehören. Dabei war ein Stab von Künstlern der Glasmalerei, der Holzbildnerei u. a. m. mitwirkend, die auf die damalige Zeit von nicht zu unterschätzendem Einfluß waren.

Es muß bei dieser Gelegenheit auch verschiedenen Unrichtigkeiten entgegen getreten werden. Nicht Tornow war es, der die Beseitigung des Blondelschen Portals erzwungen, sondern Verkehrsverhältnisse einer sich entwickelnden und sich streckenden Stadt mit neuem Pulsschlag und Emporblühen forderten dieses Opfer unbedingt. Für die Neuaufstellung des Portals hat sich Tornow bis zuletzt — jedoch ohne Erfolg — eingesetzt. Er wollte das Portal auf dem Domplatz, zwischen den Flügelbauten der Markthalle neuaufstellen. Hierzu fehlten die Mittel, und keiner der einheimischen Großindustriellen rührte sich, hier mit Mitteln zu helfen. Ebenso und aus denselben Gründen mußte die Gruppe des Marschall Faber-Denkmals zusammengerückt werden und hat meines Erachtens an Wirkung nicht verloren.

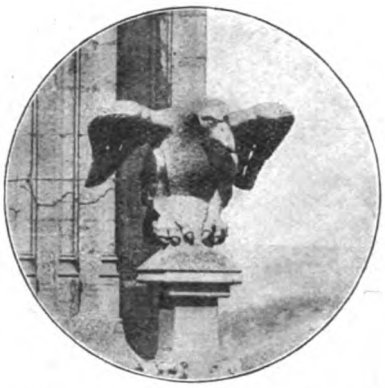
Denn Metz wuchs unter deutscher Verwaltung und dehnte sich aus; es entwickelte seine Vorstädte Devant les Ponts, Ban St. Martin, Longeville, Montigny, Sablon und Queuleu, vor allem aber im Süden. Von ihnen aus strömte reiches Leben nach dem alten Kern der Stadt, strömten aber



Blick auf den Kaiserglockenturm und Paradeplatz

Digitized by Google

auch Grundsätze dahin, die das alte Stadtbild ändern mußten. Luft, Licht, Wasserleitung, Entwässerung und Verkehr waren im alten Metz beschränkt, sogar vernachlässigt. Hier mußten die Gefühlswerte dem Gesundheitsbedürfnis der Bewohner, die inzwischen von 35000 auf etwa 100000 Seelen gestiegen waren, zum Opfer fallen, bei deren Durchführung grobe Fehler unterliefen. Vor allen Dingen fehlte es an einem großzügigen, den Stadtkern und alle Vororte zusammenfassenden Bebauungsplan. Da verblieb nur das Geländegeschäft im übernommenen Rayongebiet. Die Folgen waren eine ungesunde Spekulation. In der „Straßburger Post" habe ich im Jahre 1905 unter „Metzer Kunstfragen" dieses Thema behandelt und verurteilt, leider jedoch nicht mehr hindern können. Heute gesellt sich zu der nationalen Trauer um den schmerzlichen Verlust dieses schönen Landes das Gefühl, daß manches hätte geschehen können, das Land innerlich Deutschland mehr zuzuführen, als es in beinahe einem halben Jahrhundert geschehen ist. Gewiß, es wurde saniert, es wurde eine 21-Kilometer-Straßenbahnlinie angelegt, und die Hochöfen lieferten nunmehr elektrisches Licht, elektrische Kraft. Dieses geschah jedoch nicht nach städtebaulichen Gesichtspunkten und wenig vorbildlich.



Bekrönung einer Strebepfeilerendigung am Chor Notre Dame

Metz war in seinem letzten Abschnitt im Begriff, sich zur Großstadt zu entwickeln. Industrie und Bodenerzeugnisse förderten und trieben zur Entfaltung, die in zahlreichen Neubauten ihren Ausdruck fanden, dessen Früchte nunmehr dem Gegner anheimgefallen sind. Und als dieses in der erfahrenen Willkür geschah, da riefen die Lothringer es in alle Winde: „Wir lassen uns unsere heiligen Rechte der Selbstbestimmung nicht rauben! Wir werden so lange kämpfen auf Leben und auf Tod, bis das elsaß-lothringische Problem im Sinne seiner Bevölkerung gelöst sein wird!"

Inzwischen hat die neue Gewalt zunächst damit eingesetzt, die stärksten deutschen Elemente durch Ausweisung zu entfernen. Allein 54000 elsaß-lothringer Flüchtlinge haben in Groß-Berlin Zuflucht gefunden.

Die Übergabe an den Gegner 1918 fand in Metz unter zwei charakteristischen Merkmalen statt. In Höhe von Montigny stürzte der den Einzug führende französische General vom Gaul. Angeblich soll dieser vor einer unbedeutenden Erscheinung gescheut haben. Die Franzosen sagen, vor dem Jubel der Metzer. Meine Metzer Freunde dagegen, die dabei gewesen sind, sagen: „Il était soût!" Am Nachmittag dieses Einzugstages waren auf dem Platz vor dem Bezirkspräsidium die französischen Bajonette zusammengestellt und von französischen Truppen umlagert. Zur selben Zeit fand im Bezirkspräsidium die letzte Sitzung des Vereins für lothringische Geschichte unter Vorsitz des letzten deutschen Bezirkspräsidenten Frhr. von Gemmingen statt. Die Versammlung konnte unter dem Eindruck einer geschichtlichen Wiederholung ihre Bewegung nicht unterdrücken, und der Altdeutschen wie der Lothringer bemächtigte sich eine tiefe Ergriffenheit:

Das alte deutsche Metz, das unbezwingliche, war zum zweiten Mal, ohne Schwertstreich, an den Erbfeind gefallen. Nur Rückschritt hatte ihm sein langes Ringen nach Freiheit gebracht!

## Einsamer Weg. Von Otto Buchmann

Einer Heimat zu, die ich nicht kenne,
Wandere ich durch lange, graue Tage,
Fremde Freude blüht am Wegesrande,
Lachen duftet auf ...
Ich kenne niemand, niemand kennt mich,
Nur die Einsamkeit ist mein Begleiter
Und die müde Sehnsucht nach der Heimat,
Die vielleicht dort hinter Wäldern lächelt;
Einer Heimat zu, die ich nicht kenne,
Geht mein Fuß und meine müde Sehnsucht.

Digitized by Google

# Neues vom Büchertisch

## Von Karl Strecker

**Gerhart Hauptmann: Anna (Berlin 1921) — Wilhelm Hegeler: Zwei Freunde (Stuttgart 1921) — Max Thau: Die Stillen (Trier 1921) — Wilhelm Scharrelmann: Jesus der Jüngling (Leipzig 1920) — Derselbe: Die erste Gemeinde (ebd.) — Kurt Martens: Schonungslose Lebenschronik (Wien 1921) — J. R. v. Loewenfeld: Sie steigen aus den Gräbern (Berlin 1921) — Ida v. Boy-Ed: Germaine v. Staël (Stuttgart 1921) — Heinrich Spiero: Julius Rodenberg (Berlin 1921) — Ernst Heilborn: Vom Geist der Erde (Stuttgart 1921)**

Gerhart Hauptmann, der bald Sechzigjährige, hat uns ein Epos, leider in Hexametern, geschenkt, Anna, mit dem Untertitel: „Ein ländliches Liebesgedicht". Mehr ist es in der Tat nicht, aber das genügt ja vollkommen, es kann sogar etwas Herrliches sein, wenn ein Poet es geschrieben hat, sagt man sich, nimmt erwartungsvoll das Buch in die Hand und liest die ersten Verse:

„Lutz, du bist es? Du bist's. So sei mir doch herzlich willkommen.
Ein so lieber Besuch, und so ganz unerwartet: wie herrlich!
Wie wird Julie sich freun, die Gute!"

Berückend ist dieser Anfang nun gerade nicht. Die Flickworte „so" und „doch" im ersten Verse stören schon, man merkt den Zwang des in deutscher Sprache nur mit ungewöhnlicher Sorgfalt und Kenntnis der Metrik zu behandelnden daktylischen Sechsfußes. Man komme mir nicht mit dem Einwand: „Aber Goethe!" Auch dieser Gigant stand unter dem Einfluß seiner Zeit; hätte er von Klopstocks Messias und von Vossens Luise den gleichen Abstand wie wir gehabt, würde er weder den Reineke Fuchs noch Hermann und Dorothea in Hexametern geschrieben haben. Er war nämlich mit Wieland der Meinung, daß nur der jambische Vers „das echte, alte, natürliche heroische Versmaß der deutschen Sprache sei", wie Wieland 1776 an Bürger berichtet. Als er sich trotzdem zum Hexameter entschloß: wie unsäglich mühevoll hat selbst er an diesem von den Griechen erfundenen Metrum gefeilt und geglättet; Goethe, einer der größten Meister auch in der Form, der namentlich in den Maßen der Antike zu Hause war, scheute sich nicht, wie ein Schuljunge daraufhin sich das Heft korrigieren zu lassen. „Goethe," so erzählt Heinrich Voß 1805 Abeken, „hat mir die Umarbeitung von Hermann und Dorothea aufgetragen und ich darf ändern, wo und wieviel ich will. Dazu hat er mir sein Manuskript gegeben, wo die einzelnen Verse so weit voneinander abstehen, daß ich viel dazwischen schreiben kann... Nun habe ich, da er es nicht anders haben will, auch toll hineinkorrigiert. Nicht bloß begangene Sünden, sagte er, sondern auch die Unterlassungssünden suchen Sie zu tilgen. Nun lege ich jeden Hexameter auf die Goldwage und sehe zu, das Gedicht auch in dieser Hinsicht vollkommen zu machen."

Es handelt sich hier um eine höchst wichtige Frage, darum war es nicht erlaubt, ihr aus dem Wege zu gehen. Gewisse naseweise Modedichter nämlich glauben, man könne Meisterwerke einfach aus dem Ärmel schütteln, sie müssen bei solcher Gelegenheit mit der Nase auf die Tatsache gestoßen werden, daß selbst die Jahrtausendgrößen gehörig geschuftet und kein Hilfsmittel gescheut haben, Höchstes zu erreichen. Hauptmann ist gewiß ein redlicher Arbeiter im Weinberge der Kunst, aber er hat es sich doch erheblich leichter als Goethe gemacht: es wimmelt in dem Werk von unmöglichen Hexametern, wie:

„Heilig, Anna, ist mir Staub, den deine Sohlen berühren,

oder:

Gleich sie milkt. Er erkennt selbst in dem Dunkel das Gudrunenantlitz

oder:

Daß sie's war, niemand sonst. Trotzdem wagte ich nicht, es zu glauben.

Dazu kommt, daß den Dichter die Erinnerung an die Einzelheiten jener Umwelt und jener Jugenderlebnisse verleitet, nach naturalistischem Brauch bei gegenständlichen Nichtigkeiten zu verweilen, die zweckwidrig ablenken. Die bewußte Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen aber ist es, die den Erzähler zum Künstler macht.

Trotz diesen vorweggenommenen Mängeln ist „Anna" eine höchst wertvolle Dichtung. Zu ihrem wahren Genuß gelangt vielleicht nur der, der aus genauer Kenntnis von Hauptmanns Leben heraus sogleich das durchaus Biographische darin erkennt. Des Dichters Knabenzeit steigt aus der Vergangenheit empor, seine „Stromtid", in der er, noch zwischen zwei Berufen schwankend, auf Lederose, dem Gut seines Onkels Schubert, als Wirtschaftseleve tätig war. Lederose heißt in dem Gedicht Rosen, die Vornamen der Verwandten und, was wichtiger ist, ihre Charaktere scheinen nicht verändert, am wenigsten aber der eigentliche „Held", Gert Hauptmann selber, jetzt Lutz Holtmann geheißen und auch sonst unverkennbar als der Sohn eines Hotelbesitzers in schlesischem

Digitized by Google

Bei der Wahrsagerin

Gemälde von Leo Küppers

Digitized by Google

Digitized by Google

Badeort und von der Kunstschule in Breslau zum Ferienbesuch gekommen. Das gibt diesem Idyll seinen Wert und seine Anziehungskraft: den Schöpfer des Hannele, der Weber, des Biberpelzes und des Michael Kramer hier als bescheidenen Jüngling (noch immer von den guten, ahnungslosen Verwandten ausgelacht wegen seiner dichterischen Versuche), in seiner ersten Liebe seelisch zu belauschen.

Um das ganz zu können, will sagen, um den eigenen Reiz dieser Dichtung rein zu empfinden, muß man sich freilich still hineinversenken können in diese aufknospende Dichterseele, die sich noch scheut vor dem grellen Licht und der rauhen Luft des Tages, in diese wundervolle Keuschheit und Treuherzigkeit, die hoffnungsfrohe Bereitschaft zur Lebensfreude, das schüchterne Zurückstehen und den tiefen Schmerz dieses armen Jungen. Lutz müßte das Epos eigentlich heißen. Denn durch die Seele dieses Lutz, dieses jungen Gerhart Hauptmann gesehen, gewinnen alle Menschen und Vorgänge erst rechtes Leben, „erheben sich," wie Schillers Wallenstein einmal sagt, „mir selber zum Erstaunen des Lebens flach alltägliche Gestalten". Wie jugend- und frühlingsfrisch ist das erste Erwachen Lutzens an schönem Maimorgen geschildert, wie spinnewebfein das erste Erwachen seiner Liebe, seine stille Seelenfröhlichkeit, seine Ehrfurcht vor den Menschen. Eine leichte, wölkchenzarte Wehmut liegt über dieser idyllisch (d. h. als kleines Bild) gefaßten Erinnerung, gesättigt mit der Empfänglichkeit froher Ferienstimmung und doch mit dem ersten tiefen Liebesschmerz des Knaben.

Der Inhalt? Eine kurze, unglückliche Liebe. Am Tage seiner Ankunft schon verliebt sich Lutz bis über die Ohren in das schöne Wirtschaftsfräulein Anna, die ein geheimnisvoller Zauber umgibt. In ihrem Gesicht sind „Wehmut und Hoheit" vereint, und seltsam sticht ihre Schweigsamkeit von dem Ausdruck ihrer Augen ab, die in der Wechselfarbe des Opals schimmern, aber kalt, durchdringend. Wunderliche Charaktermischung: sie ist gehorsam und schüchtern, dabei leicht zu Tränen geneigt. Aber seltsam, daß sie von allen verdächtigt wird. Ein Gymnasiast ist ihretwegen ins Wasser gegangen, und dem alten Onkel Just, einem Quartalssäufer und schnurrigen Kerl, soll sie zu Willen gewesen sein. Lutz glaubt das alles natürlich nicht, er versteht es nicht. Schön wie ein Blumenkelch ist diese erste, mächtige Liebe des Kunstschülers und Dichters vor dem Leser aufgeschlossen, mit ihrer stillen und doch so heißen Sehnsucht. Er geht allein mit seinem Geheimnis, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, „voll heiligen Sturms und voll bitterster Angste". Auf der Höhe dieses Gefühls erhebt sich auch Hauptmann zum Gipfel seiner Dichtung. Wie der von heimlicher Sehnsucht erfüllte Jüngling im fünfzehnten Gesang abends zum Stelldichein an einen verschwiegenen Weiher geht, die Brust zum Zerspringen voll von dem Wunder des großen Weltgefühls, ist köstlich und gehört zum Besten, was Hauptmann geschrieben hat. Einbezogen, verschwistert ist hier die Sprache der Natur mit der des liebenden Herzens; im Überschwang seiner Glückserwartung meint der junge Dichter nicht anders, als er selber habe zum Empfang der Liebsten die Millionen Lichter am Himmelsdom und unten im Weiher angezündet. Er wartet umsonst. Er fühlt hier schon, auf dem nächtlichen Heimweg, daß Anna ihm nie angehören wird. Als sie dann, sich von schlimmem Verdacht zu reinigen und ihrem frömmelnden Vater gehorsam, dem Herrnhuter „Bruder" Tobler, „käseweiß im Gesicht überm apostolischen Vollbart", die Hand reicht, da schüttelt ihn der Menschheit ganzer Jammer. Und wieder zeigt sich hier die unverdorbene Dichterseele des jungen Gerhart in ihrer ganzen Unberührtheit. Nach schlafloser Nacht wandelt er in den taufrischen Morgen hinaus nach dem Friedhof, wo sein kleiner Spielkamerad begraben liegt, ihn „dürstet nach Reinheit und Unschuld". Aber als angehender Dichter horcht er aus seinem Schmerz tapfer auf die Offenbarungen des Lebens. Mit der Gewißheit, daß Anna ihn im stillen doch liebt, fährt er gefaßt davon, als Mensch wie als Dichter durch Schmerz gereift, durch ein tiefes Gefühl bereichert.

Mit Jugenderinnerungen beginnt auch Wilhelm Hegelers Erzählung Zwei Freunde, die unsre Leser schon kennen und die jetzt in Buchform vorliegt. Vielleicht interessieren ein paar Eindrücke, die ich beim Lesen des Werks im Zusammenhang sammelte. Der Roman ist etwas ungleich erzählt, auch im Stil, aber er gehört unstreitig zu den besten dieses begabten Schriftstellers, etwa in die Klasse seines „Pastor Klinghammer". Wie in Morgenlicht gebadet liegt der Kindergarten früher Erinnerung zu Beginn der Erzählung aufgeschlossen, mit dichterischer Zartheit, wie sie nur wenigen gegeben ist, wird das Verhältnis des kleinen Hans zur Mutter seines Freundes, die überhaupt künstlerisch fein gezeichnet ist, dargestellt. Sicherlich hat Hegeler viel eigenes Erleben hineinverwoben in diesen Roman, hat er doch selber im Kriege und nach ihm schwer gelitten. Das Echte und Tiefe dieser Empfindungen machen den vornehmlichen Wert des Romans aus. Das eigene Erleben ruft wohl auch die merkwürdige Erscheinung hervor, daß Hegeler gerade im tiefsten Brennpunkt der seelischen Erlebnisse, bei der Rückkehr des Totgeglaubten knapp bis zur Einsilbigkeit wird. Psychologisch fein und richtig gesehen ist es, wie Hans und Anni bei ihrem Wiedersehn sich innerlich nicht sogleich finden können, wie sie an ihren wirklichen Gefühlen vorbeireden und so die Kluft vergrößern, die das Schicksal zwischen ihnen aufgetan hat, statt sie zu schließen. Aber es hätte doch wohl klarer herausgehoben

Digitized by Google

werden können, daß Anni dem Enoch Arden tatsächlich innerlich entgleitet, weil er tiefer und ernster durch das Leid geworden, vom Schicksal auf andere Bahnen, auf ein neues Feld für seine hungrige und müde Seele gewiesen wird. Auch der Schluß ist schließlich doch zu dunkel. Viele werden eine besondere Feinheit darin finden, und ich gestehe, daß ich selber eine gewisse Vorliebe für so unbestimmte Ausklänge habe, die nicht mit einem dicken Punkt schließen (z. B. finde ich den Schluß von Jean Pauls „Flegeljahren" unvergleichlich schön, obgleich, oder gerade weil es kein Schluß ist). Aber hier, wo ein so starkes, aufwühlendes Erleben gezeigt wird, ist es doch schließlich des Dichters, „dem ein Gott gab, zu sagen, was er leidet", Sache, uns die Augen über die wahren Seelenvorgänge seines Helden zu öffnen, zumal der größere Teil des Romans sehr bewußt geformt und auf ein bestimmtes Ziel hingelenkt ist. Aber: Alles in allem werden „Zwei Freunde" dem Verfasser mehr als zwei Freunde zu seinen alten hinzuerwerben.

In einem ebenso unterhaltenden, wie innerlich bereichernden Sammelwerk: „Die Stillen" hat der Schriftsteller Max Thau eine Reihe von Dichtern vereinigt, die nicht zeitgemäß, nicht auf dem Markt lärmend angepriesen sein, sondern auf empfängliche Menschen in der Stille wirken wollen. Ein ausgezeichneter Plan, der auch mit Geschick und Geschmack in Angriff genommen ist. Ein stattlicher und dabei wohlfeiler Band umfaßt Beiträge von (in der Reihenfolge des Inhalts): Hermann Stehr, Waldemar Bonsels, Wilhelm Lehmann, E. G. Kolbenheyer, Arthur Silbergleit, Eduard Reinacher, Hans Christoph Kaergel, Wilhelm Schäfer, Moritz Heimann, Bruno Arndt, Paul Ernst, Ina Seidel und andern. Also gute Namen. Auch die Beiträge, an die sich jedesmal eine kurze Biographie des betreffenden Dichters schließt, sind nicht etwa Hobelspäne, die von den Werktischen der Meister zu Boden fielen, sondern meist wertvolle Gaben. Es ist natürlich unmöglich, hier auch nur einen Teil davon zu würdigen, mag dieser Hinweis auf das neuartige und erfreuliche Unternehmen genügen. Der Sammelname „Die Stillen" sagt wirklich nicht zuviel. Man spürt eine Entrücktheit, eine Tempelstille in dem Werke, die E. G. Kolbenheyer einmal sehr schön kennzeichnet:

> Und in der Tiefe still und klar,
> Von keinem neuen Wort entweiht,
> Verhallt, was dir so peinvoll war,
> Der Hetzruf der gepreßten Zeit.

Bücher der Einkehr, freilich in andrer Weise, sind auch die beiden Werke des norddeutschen Dichters Wilhelm Scharrelmann: Jesus der Jüngling und Die erste Gemeinde. Sie haben nichts mit der Kirche, nichts mit dem Dogma, geschweige denn mit irgendwelcher Frömmelei zu schaffen, sie sind, das fühlt man beim Lesen auf jeder Seite, herausgewachsen aus dem dichterisch beschwingten Gefühl reiner, tiefer Verehrung und Bewunderung der Erscheinung Christi und der Macht seiner Lehre, einem Gefühl, dem sich ja wohl keiner, der den Namen Mensch verdient, entziehen kann, mag er religiös sein oder nicht, mag er selbst einen anderen Glauben haben. Scharrelmann, dessen dichterische Innerlichkeit in diesen Heften schon oft gewertet wurde, ist seiner ganzen Anlage und Geistesrichtung nach für ein so gewagtes Werk geschaffen, schon in seinen „Geschichten aus der Pickalge" erkannten wir das Herz und die tiefe Liebe zu den Mühseligen und Beladenen, in dem Roman „Selige Armut" zeichnete er dann ein tiefsinniges Menschenpaar (Ulrike und Dovidat); namentlich die Seelenkämpfe und Stimmungen des jungen Gottesgelehrten hat ein echter Dichter geschrieben. Nun wagte er sich an den großen Jesusstoff. Er suchte in Jesus der Jüngling die Lebenszeit des Nazareners, die für uns so gut wie ganz in Dunkel gehüllt ist, seine Jugend, dichterisch zu gestalten. Er tut es mit keuscher Ehrfurcht, mit seelischer Glut und Stärke, zugleich mit künstlerischem Feingefühl. Die schlichte Sprache der Evangelien in Luthers kernhafter Neuschöpfung ist beibehalten, kein falscher Zug, keine Abgeschmacktheit oder Überschwenglichkeit stört, alles ist in der einfachen aber großen Linie des späteren Jesus, des Gottbewußten und in sich Gefestigten gehalten, und sogar die wunderbare Mischung von Demut und unbezwinglicher Größe gelang dem Dichter. Freilich ist manches aus den Evangelienberichten über die Reden Jesu vorweggenommen, aber der Mann ist ja die Erfüllung des Jünglings, es geht da nicht ohne Anklänge ab.

Kein Wunder, daß es Scharrelmann nach dieser brunnentiefen Versenkung in die Lehre des „Menschensohnes" reizte, auch seine Wirkung auf „Die erste Gemeinde" zu erspüren. Ist doch diese erste Christengemeinde so ziemlich das Wunderbarste und Ergreifendste, was die Menschheit bis auf den heutigen Tag gezeitigt hat. Scheinen hier nicht alle Fragen und Rätsel des Lebens gelöst durch das eine Schlüsselwort Liebe? Wie reich ist diese Urgemeinde in ihrer Armut, wie stark in ihrer Demut, wie unbezwinglich in ihrer Güte, wie göttlich in ihrer Liebe! Besonders glücklich hat das der Dichter erfaßt in dem Kapitel, wo Saulus nach seiner Taufe zum erstenmal in die Versammlung der Gemeinde tritt; er fühlt sich ergriffen, daß er erbebt. Kein äußerliches Kleid noch Gepränge, noch Opferflamme — aber er empfindet den Geist der Gemeinschaft und Liebe, der unter ihnen ist, wie einen lebendigen Odem aus dem Liebesherzen Christi und sinkt auf die Knie und spricht unter Tränen: „Es ist zu viel, mein Gott!" Das Ganze ist erfüllt von diesem hohen Geist, weil der Dichter sich ganz in ihn eingefühlt hat. Die beiden

Digitized by Google

Bücher sind eine wertvolle Umschreibung des Evangeliums, sie wirken wie die beiden kleinen Flügelbilder eines Triptychons, die das große Mittelgemälde der Überlieferung sinnvoll einrahmen.

Kein stärkerer Gegensatz ist denkbar als der zwischen diesen beiden stillen, beschaulichen Büchern und der unter dem kecken Titel Schonungslose Lebenschronik erschienenen Selbstbiographie des bekannten Kulturkritikers, Erzählers und Dramatikers Kurt Martens. Da pulst modernes Leben auf jeder Seite, man fährt wie in einem rasenden Auto durch dreißig Jahre eines bewegten Schriftstellerlebens und nebenbei durch alle sehenswerten Städte und Länder von Deutschland und Umgegend. Überall, wo es nach Literatur riecht, wird haltgemacht und für eine Weile ausgestiegen, bekannte Gestalten tauchen auf und werden kurz skizziert, alle möglichen Fragen, die den Kulturmenschen beschäftigen, und einige andre werden im Fluge berührt und erörtert, Gesellschaftsschichten, soziale, örtliche, politische, literarische, künstlerische Zustände werden geschildert, aber auch an Selbstkritik wird nicht gespart, und die Aufschrift Schonungslose Lebenschronik ist wirklich berechtigt. Ein lebensprühendes, fesselndes, aber auch ehrliches Buch, in dem man einen Querschnitt durch einen großen Teil des geistigen Deutschland von 1870 bis 1900 erhält. An den immer selbständigen und fesselnden Urteilen des Bekenner- und Erkennerbuchs wird jeder Unbefangene seine Freude haben.

... In Verlegenheit, welche der vielen wirklich lesenswerten Bücher, die sich diesmal aufgehäuft haben, ich noch in diese Monatsschau mitaufnehmen soll, greife ich zu einem Erzähler, den ich bis dahin noch nicht kannte, der aber verdient, daß man auf ihn aufmerksam macht. Er heißt J. R. v. Loewenfeld und sein Buch: Sie steigen aus den Gräbern... Es sind sieben Erzählungen, märkische Novellen, die in aufsteigender Linie die geschichtlichen Wandlungen Brandenburgs vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis zur Zeit Kaiser Wilhelms behandeln. Loewenfeld ist nicht nur ein äußerst gewissenhafter und ernster Arbeiter, der sichtlich die fleißigsten Studien gemacht hat und die Geschichte, wie das Land und die Leute, die er schildert, genau kennt, er ist auch ein feiner Kopf und ein erstaunlich gewandter Erzähler. Gewandt ist eigentlich zu wenig gesagt, denn er ist auch Poet, er hat Herz und geschwisterliches Gefühl für Baum und Wolke, für Ried und Wald; sogar Humor fehlt ihm nicht. Hier und da hätte ein wenig geschichtlicher Ballast ausgeworfen werden können, um dem episch dahingleitenden Schifflein noch flottere Fahrt zu geben, aber manchem ist dieser Ballast vielleicht besonders wertvoll, denn Loewenfeld ist geschichtlich zuverlässig. Nicht ganz gerecht scheint mir der alte Fritz in der Novelle „Die schöne Wreech" behandelt zu sein. Jedenfalls ist Loewenfeld ein Name, den man sich merken muß.

Ida v. Boy-Ed hat in ihrem jüngst erschienenen Buch Germaine von Staël ein klar geschautes Lebensbild dieser geistreichen Frau gegeben, das aber, wie schon ihre beiden letzten Darstellungen anziehender Frauen aus der großen Weimarer Zeit (v. Stein und v. Kalb), ein ungemein lebensvolles und warmes Einfühlen in das Seelenleben ihrer Modelle auszeichnet. Daß die Form meisterliche Sicherheit verrät, braucht bei einer Boy-Ed nicht erst gesagt zu werden; das Buch von dieser Französin aus der Schweiz, die durch ihre Heirat Schwedin wurde, weil germanisches Blut in ihren Adern floß, liest sich wie ein guter Roman. Ihre Namengebung Germaine ist in der Tat „kein Zufall, sondern gehört zu jenen seltsamen Handlungen, die unter einem unbewußten Zwang vollzogen werden und einem verborgenen Gesetz gehorchen".

Sehr begrüßenswert ist auch das Lebensbild, das Heinrich Spiero von Julius Rodenberg aufrollt. Der warmherzige Dichter, der in seiner „Deutschen Rundschau" jahrzehntelang wie in einem Brennspiegel die Strahlen des literarischen Lebens in Deutschland auffing, ist nicht nur mit biographischer Treue, er ist auch mit verstehender Liebe gezeichnet. Auf Grund bisher unbenutzter handschriftlicher Quellen und tiefdringender Studien hat Spiero ein Werk geschaffen, das auch für solche, die Rodenberg als Menschen wie als Literaten und Dichter zu kennen glauben, Wert hat.

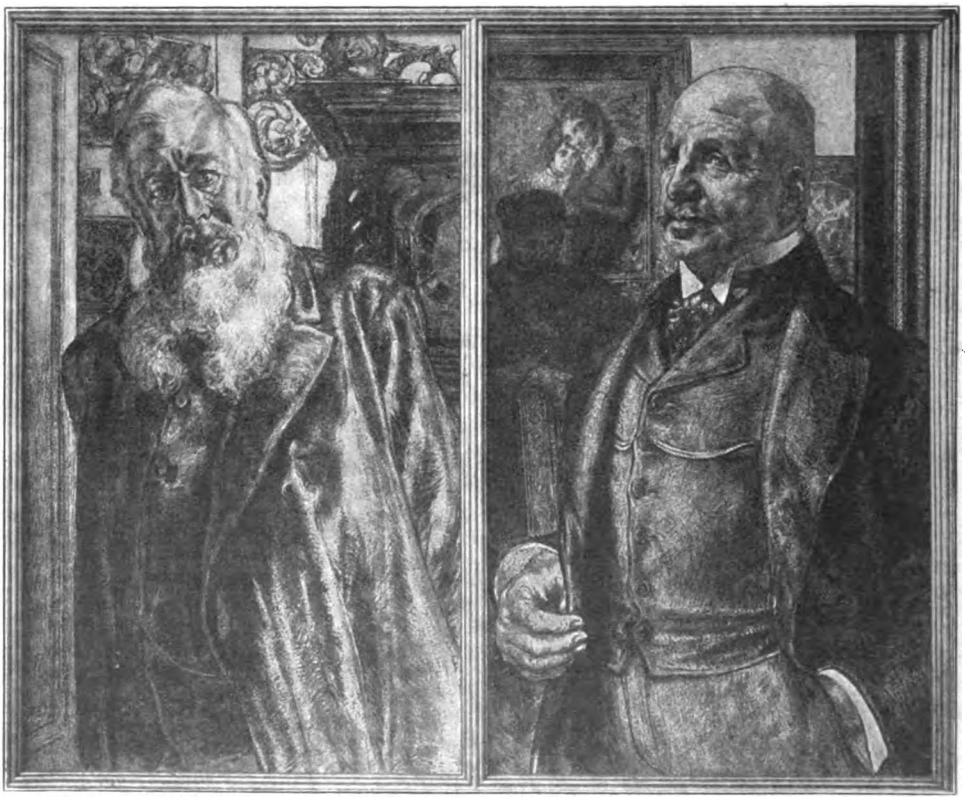
Ein ernstes, tiefes Buch bietet Ernst Heilborn in seinem Zeitbrevier: Vom Geist der Erde. Ein junges Glaubensbekenntnis, das doch von alter Weisheit schwer ist. Schade, daß der Raum nicht ausreicht, die Gedankengänge Heilborns wenigstens in großen Zügen zu skizzieren. Bei allen Glaubenskündern der Menschheit hat er aufmerksam Umschau gehalten, um endlich zum Geist der Erde zurückzukehren und in einer allgemeinen Dienstpflicht zur Arbeit, in einem geistigen Kapitalismus, der die menschlichen Schatzkammern unsrer Väter bereichert, mit dem, was die neue Zeit schöpferisch errungen hat, das Heil der Zukunft zu finden. Geistiges und seelisches Erlebnis nicht leichter Art spricht aus diesem Buch, Mühe und Erkenntnis, endlich Wille zum Guten. Ein Menschenantlitz, das verheißend in ein Morgenrot blickt.

Digitized by Google

# Illustrierte Rundschau

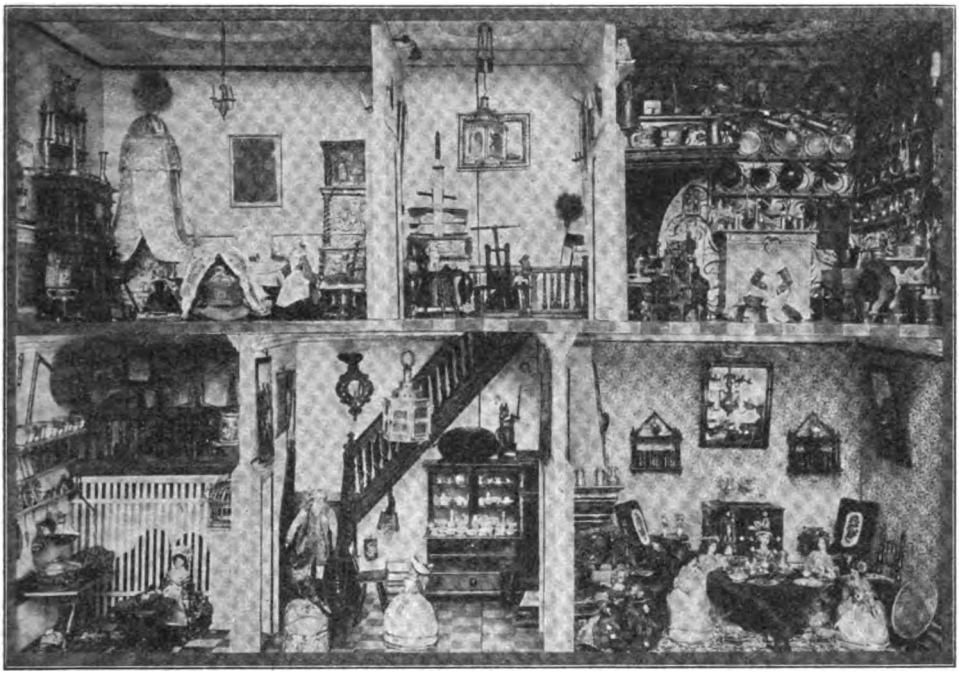
Zu unsern Bildern — Das Doppelbildnis Brinckmann und Lichtwark von Arthur Illies — Karl Jügels „Puppenhaus“ — Lampenschirm von Josefine Vieler — Beleuchtungskörper (von Poelzig) und Tierplastiken (von Storch und Meisel) — Zimmer von Eugen Stolzer

Gleichsam mit einem Jubelruf beginnt dieses Heft. Vor dem Damenbildnis von Alfons Roth-Hamdorf erkennt man so recht, welche Gefühlswerte schon allein der Farbe innewohnen. — „Was mag das für ein Feldherr sein, mit hundert Orden groß und klein?“ — so fragt ein altes Lied, und die Antwort heißt: „Es ist der Schützenkönig!“ Doch war es nicht bloß der harmlose Humor und die treuherzige Liebenswürdigkeit kleinstädtischer Königsschießen, die Philipp Franck zu seinem Bilde angeregt haben (zw. S. 8 u. 9), sondern es war auch die Farbenpracht, die sich an diesen Festtagen in dem nüchternen Grau namentlich unsrer norddeutschen Städte einzigartig entfaltet. — Es ist immer eine Freude, ein Bild des Königsberger Meisters Karl Albrecht zu sehen. Ein vornehmer und stiller Künstler, malt und schildert er einfache Zustände, indem er sie gleichzeitig adelt. „Bei der Lampe“ (zw. S. 24 u. 25) — so etwas ist unendlich oft dargestellt. Albrecht verschmäht es, aus seinem alten Herrn einen Faust zu machen. Es ist ein klarer und eifriger Arbeiter, der grade aufblickt, weil seinen wachen Sinnen irgendein Geräusch hinter dem Vorhang zum Bewußtsein gekommen ist. Und doch ist dieser in goldiges Licht gebadete Innenraum voll von poetischem Leben und nicht bloß wegen des in dem Schatten des Abends und der Vergangenheit verdämmernden Parisurteils an der Wand. — Das Seestück von Professor Hugo Schnars-Alquist (zw. S. 48 u. 49) gibt erwünschte Gelegenheit, in Kürze etwas Näheres über diesen Maler zu sagen, dessen begeisternde Seestücke in der Zeit unsrer Seenot namentlich für unsre Jugend von hohem Werte sind. Schnars-Alquist ist der erste Künstler, der den Ozean



Prof. Dr. Justus Brinckmann und Prof. Dr. Alfred Lichtwark. Gemälde von Arthur Illies

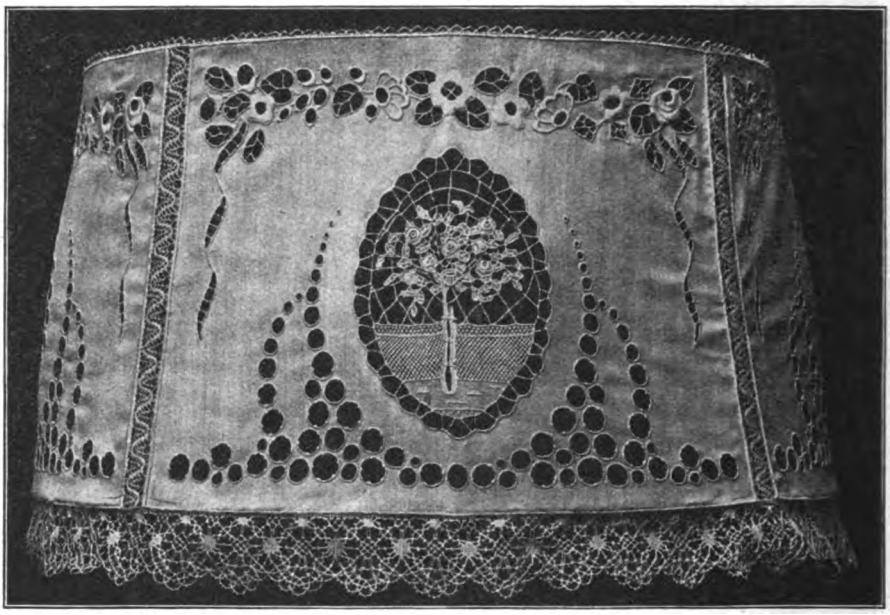
Digitized by Google



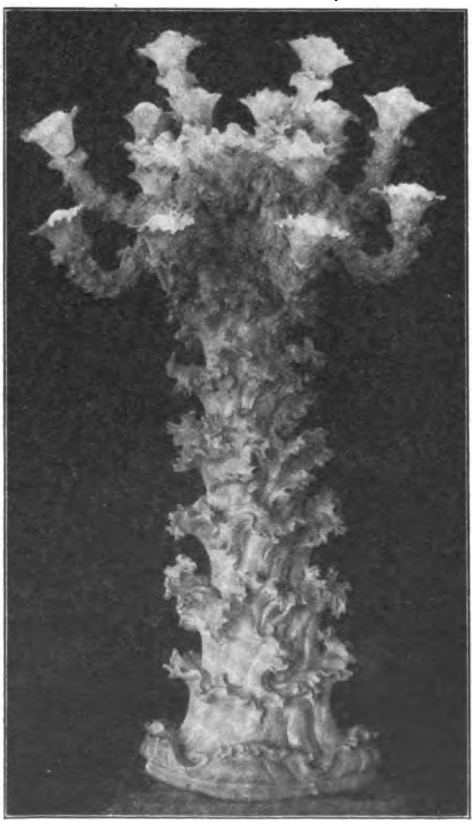
Das Gontardsche Puppenhaus
Unten: Lise v. Türckheim, Goethes Lili aus den Lebenserinnerungen von Karl Jügel

als Element in seinen Werken darstellte. Etwa dreißig Studienreisen auf allen Meeren haben ihn mit den dafür nötigen Kenntnissen ausgerüstet. Der Maler hatte einen harten Weg zurückzulegen, bevor er zur Meisterschaft gelangte. Als Sohn eines früh verstorbenen Hamburger Großkaufmanns wurde er gezwungen, in eine Handelslehre zu treten. Erst nach schweren Jahren des Ringens konnte er sich der geliebten Kunst widmen. Hans Gude, der von den Düsseldorfern beeinflußte Norweger, wurde sein Lehrer. Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre war Schnars-Alquist als Kunstkommissar auf den großen Ausstellungen in Melbourne und Chicago tätig; gleichzeitig begannen seine ausgedehnten Studienreisen. Seine zahlreichen Werke sind mit wenigen Ausnahmen im Privatbesitz. Die zahllosen Studien zu seinen Bildern gedenkt der Künstler dem Institut für Meereskunde an der Berliner Universität zu vermachen. Dort werden sie die deutsche Jugend begeistern und die wissenschaftliche Forschung fördern. Heliogravüren nach seinen Gemälden sind im Verlag von Ludwig Möller in Lübeck erschienen. — Prof. Emil Orliks Liebe zum fernen Osten, eine Liebe, die sich namentlich auch in seinem graphischen Schaffen ausgesprochen hat, bezeugt die farbenfrische und flottgemalte „Chinesische Mutter mit Kind" (zw. S. 72 u. 73). — Ausge-

Digitized by Google



Lampenschirm für größere Stehlampe. Von Josefine Bieler, Saarbrücken
Unten: Beleuchtungskörper von Prof. Poelzig aus der Altesten Volkstedter Porzellanfabrik in Volkstedt



zeichnet in der Bewegung ist die Plastik „Wilder Reiter“ von Willibald Fritsch (zw. S. 88 u. 89), eins der bestgelungenen Werke auf der Großen Berliner Kunstausstellung des verflossenen Jahres. — Das Vermächtnis liebenswürdiger Erfindung und technischer Sauberkeit hat Leo Küppers der Düsseldorfer Überlieferung entnommen („Bei der Wahrsagerin“, zw. S. 104 u. 105). — Zu dem „Paradies“ von Arthur Illies

Digitized by Google

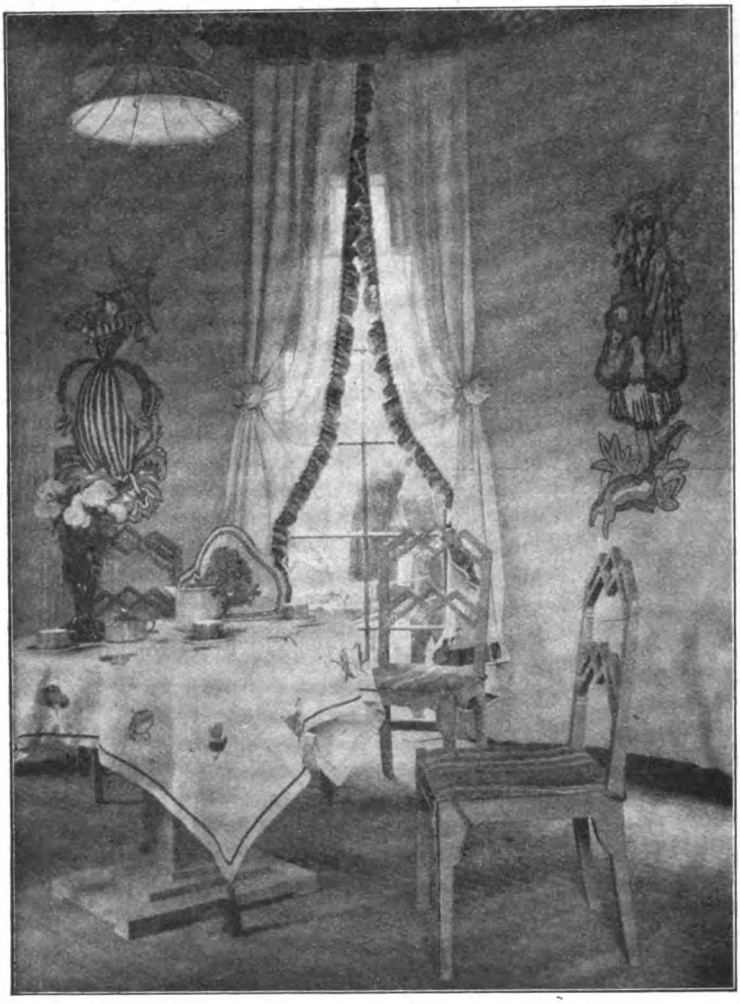
schreibt der Maler selbst: „Der gedankliche Inhalt des Bildes ist oft nicht verstanden worden, insofern es viele als den Sündenfall betrachtet haben. Das ist nun aber eigentlich nicht damit gemeint. Eva gibt dem Adam den Apfel keineswegs schon zu kosten. Adam soll der Mensch sein, dem ein ungekanntes Wunder, das Wunder des Weibes, plötzlich offenbar wird. Eva flieht vor ihm, hält ihren Apfel weg und wendet sich doch wieder dem Manne zu. Es handelt sich also nicht um eine Darstellung aus der biblischen Geschichte. Die sich niedersenkende Wolke von kleinen Schutzengeln wird die beiden bald umhüllen und von der Welt abschließen, so daß sie nur noch einander sehen und für alles andere blind werden." Das Gemälde beweist, wie frisch die Phantasie unsrer jungen Künstler blüht, nachdem sie lange durch ästhetische Fesseln gebunden gewesen ist.

Daß man über ihren Ansprüchen die Forderungen naturalistischer Treue nicht zu vernachlässigen braucht, läßt das Doppelbildnis Brinckmann-Lichtwark erkennen, das ebenfalls Arthur Illies geschaffen hat. Es ist nach dem Tode der beiden Männer gemalt und als ein Dank an die beiden Männer anzusehen, deren eifrige und durchgeistigte Arbeit durch Jahrzehnte das künstlerische Leben von Hamburg bestimmt hat. Illies hat sich die beiden Bildnisse von der Seele gemalt, und das ist die beste Herkunft eines Kunstwerks.

Die Abbildungen auf der zweiten Seite dieser Rundschau stammen aus einem bei Engler & Schlosser in Frankfurt a. M. erschienenen Buch, das sich in eine Reihe von Frankfurter Lebensbildern einfügt. Es heißt „Das Puppenhaus" und trägt seinen Namen nach einem Erbstück in der Gontardschen Familie. Dr. Wilhelm Pfeiffer-Belli hat das 1856 herausgegebene und seither fast ganz verschollene Buch mit wissenschaftlicher Sorgfalt betreut. Zum Sammler, Ordner und Verfasser hat es den in Berlin aufgewachsenen Buchhändler Karl Jügel, der 1808, mit 25 Jahren, nach Frankfurt kam und sich 1816 mit Minie Schönemann, einer Nichte von Goethes Lili, verheiratete. Das Puppenhaus, das sich jetzt im Frankfurter historischen Museum befindet, ist zu Beginn des 18. Jahrhunderts, wahrscheinlich als Geschenk holländischer Verwandten, in den Besitz der Familie Gontard gelangt. Wir bilden das reizende Stück ab, an dessen Anblick sich der alte Jügel erfrischt hat, denn dank der überraschenden Treue dieser Klein-

Tierplastiken von Bildhauer Meisel und Bildhauer Storch aus der Altesten Volkstedter Porzellanfabrik

Digitized by Google



Zimmerecke. Von Architekt Eugen Stolzer, Berlin

In dem Streben nach starken, ungewöhnlichen Wirkungen suchen heute viele unsrer Künstler ihre Anregungen in fremden Kulturen, und wenn sie in Japan, China oder Indien Einkehr halten, so ist das noch ein freundwilliges Entgegenkommen, das unserm Verständnis erwiesen wird. Wir müssen froh sein, wenn wir nicht in der Formensprache der Hottentotten oder Feuerländer angeredet werden. Derlei zählt zu den Müdigkeitserscheinungen, wie sie auch im 18. Jahrhundert zu verzeichnen waren, als Pillnitz entstand und das japanische Palais in Dresden und sich die vornehmen Damen in Paris Pagoden auf den Kamin stellten, bequeme Hausfreunde, die zu allem Ja nickten, was man sagte und trieb. An dieses Rokokochina erinnern die Tierplastiken von Storch und von Meisel, die die Älteste Volkstedter Porzellanfabrik mitten aus dem thüringischen Herzen Deutschlands in die Welt schickt, gut beobachtete und treu wiedergegebene Tierbilder und phantastisch-drollige Ungeheuer. Dieselbe Fabrik vertreibt die eigentümlichen Beleuchtungskörper von Prof. Poelzig. Auch sie lehnen sich an östliche Vorbilder an, bleiben aber korallenartigen Naturformen näher.

welt konnte er sich leicht in verflossene Zeiten zurückversetzen. Mit besonderer Liebe spricht der Verfasser von Susette Gontard, Hölderlins Diotima, und von Goethes Lili. Aus seinem Besitz stammt auch das Bildnis Lilis.

Daß man einfache Aufgaben auch mit einfachen Mitteln sehr ansprechend lösen kann, zeigt der schöne Lampenschirm von Josefine Vieler, einer bisher in Saarbrücken lebenden Kunstgewerblerin. Die Technik verbindet Hoch- und Lochstickerei mit Kanten und Zusätzen aus echten Spitzen.

Die Abbildung auf S. 112 zeigt eine geschmackvolle Zimmerecke mit neuartigen und nicht übel geformten Möbeln von dem Berliner Architekten Eugen Stolzer. P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Anbetung der heiligen drei Könige
Mittelbild des Flügelaltars von Hans Baldung-Grien im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin
(Erworben 1872 aus der Sammlung Wilke, Halle a. d. Saale)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
36. Jahrg. / April 1922 / 8. Heft

# Fünfzig Jahre aus der Geschichte der Sammlungen unserer Staatsmuseen. Von Gen.-Dir. a. D. Wilhelm v. Bode

## Freuden und Leiden beim Sammeln für die Gemäldegalerie

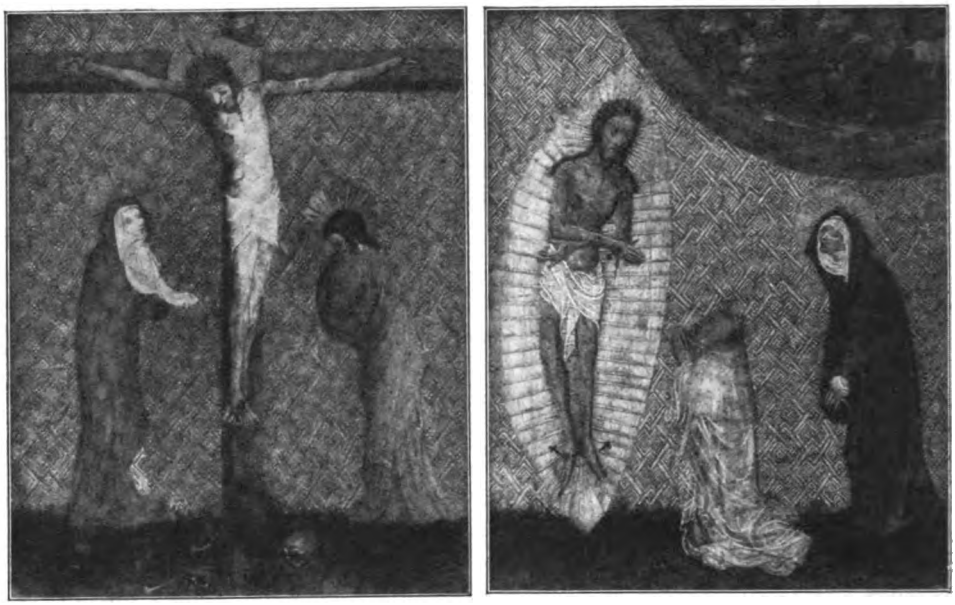
Berufen wurde ich an die Königlichen Museen in Berlin als Assistent der Gemäldegalerie oder richtiger — da 1872 kein Assistentenposten an dieser Abteilung vorhanden war — als Assistent der Antikensammlung mit dem Auftrage, auch an der Galerie den gleichen Posten zu versehen. Wenige Monate nach mir war der etwa zwanzig Jahre ältere Dr. Julius Meyer, der sich durch die Vorbereitungen zu einem großen Künstlerlexikon, einem „neuen Nagler", bekannt gemacht hatte, als Direktor der Galerie angestellt worden. Zehn Jahre lang haben wir die Leitung der Sammlung gemeinsam geführt; dann blieb Meyer zwar noch (bis 1890) erster Direktor, überließ mir aber infolge seiner Kränklichkeit die Leitung, namentlich die Entscheidung über die Anschaffungen so gut wie allein. Meyer war ein durchaus vornehmer Charakter, aber das Zusammenarbeiten mit ihm war trotzdem schwierig, da er schwer nervenleidend war und sich, schon beim Antritt seiner Stellung, nur durch tägliche Morphiumeinspritzungen hochhielt. Dadurch wurde er so sehr beeinflußt, daß er vor jeder Entscheidung zurückschreckte oder gar seinen Entschluß widerrief. Was uns auf diese Weise an hervorragenden Gemälden entgangen ist, ist fast bedeutender, als was wir in jener Zeit an wirklichen Meisterwerken erworben haben.

Wir waren beide auf des Grafen Usedom Vorschlag berufen worden; aber dieser alte, von Bismarck beseitigte Diplomat, dem Kaiser Wilhelm die Stelle des Generaldirektors als Entschädigung verliehen hatte, betrachtete und behandelte die Beamten seines Ressorts nur als seine Handlanger und behielt sich die Entscheidung über alles vor; da er aber ebenso bequem und vergeßlich wie eigenwillig war, so war es fast unmöglich, wichtige Erwerbungen anders als auf dem langwierigen Wege der Beschwerde beim Minister oder beim Protektor der Museen durchzusetzen. Auch dann noch hat Usedom sie nicht selten zu vereiteln gewußt. Solche Erschwerungen und Rücksichtslosigkeiten wirkten besonders empfindlich und lähmend, wenn wir behufs Erwerbungen auf Reisen waren. Das sollten wir gleich zu Anfang unserer Tätigkeit erfahren, als wir im Herbst 1872 mit dem Auftrag, über Ankäufe von Bildern zu verhandeln, nach Italien gingen. Hier war Graf Usedom als Gesandter lange beschäftigt gewesen, daher hatte er für Italien und seine Kunst eine besondere Vorliebe; für italienische Kunst schwärmte auch der Kronprinz-Protektor, und Mittel zu Ankäufen waren in Höhe von 100000 Talern bewilligt: so machten wir uns mit den besten Hoffnungen auf den Weg. Fast den ganzen Winter über, einen naßkalten, unfreundlichen Winter, blieben wir in Italien, nahmen in Venedig, Florenz und Rom unsere Standquartiere und machten von dort aus Ausflüge an Orte, an denen uns hervorragende Gemälde als käuflich bezeichnet wurden.

Wir sollten bald erfahren, daß wir uns die Sache doch gar zu leicht gedacht hatten! Beide waren wir im Kunsthandel unbewandert; Meyer hatte geradezu eine Abneigung dagegen, spielte den Händlern gegenüber den Kavalier und suchte mit Vorliebe durch Amateur-Marchands Verhandlungen anzuknüpfen. Dann war auch die Zeit ungünstig. Der Krieg hatte den Kunsthandel in Italien fast lahmgelegt, die Kunsthandlungen hatten kaum Vorrat an guten Bildern, waren zudem alt, und neue hatten sich in den schlechten Zeiten nicht aufgetan. Die Besitzer, die bedürftig waren, waren mißtrauisch und nicht vorbereitet. Dazu wurden wir eines Tages durch den Besuch eines „Kapitäns" überrascht, der sich mit einem Brief vom Grafen Usedom als der offizielle Unterhändler für die Museen in Italien legitimierte. Wir hatten große Mühe, diesen lästigen Herrn,

 Nachdruck verboten. Copyright 1922 by Velhagen & Klasing 

Digitized by Google



Links: Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes. Rechts: Christus als Schmerzensmann mit dem geistlichen Stifter und mit Maria. Diptychon eines Oberdeutschen (?) Meisters um 1400. Erworben 1900 in München als Geschenk

der dem Grafen in seiner diplomatischen Tätigkeit gewisse Dienste geleistet hatte, los zu werden. Doch allmählich lebten wir uns leidlich ein. Namentlich durch Vermittlung meines alten Freundes und Gönners, des seit Jahren in Florenz ansässigen Karl Eduard v. Liphart, wurden wir in Florenz wie in Rom auf verschiedene wirklich hervorragende käufliche Gemälde aufmerksam gemacht, und so langwierig und unangenehm auch hier die Verhandlungen meist waren, soviel Enttäuschungen mit in den Kauf genommen werden mußten, schließlich brachten wir doch etwa ein halbes Dutzend wirklich wertvoller, für unsere Sammlung besonders geeigneter Bilder mit nach Berlin. Der wertvollste Erwerb war Signorellis große Darstellung der „Schule des Pan", ein dem „Frühling" Botticellis inhaltlich und an künstlerischem Wert nahekommendes Meisterwerk der italienischen Frührenaissance, das wahrscheinlich mit jenem Bilde zusammen die Mediceer-Villa Castello geschmückt hat. Die Londoner Nationalgalerie hatte Unterhandlungen über den Erwerb schließlich abgebrochen, weil den Direktor die Nacktheit der Figuren abschreckte. Dem Geschmack der Berliner Künstler, von deren Urteil damals das Berliner Publikum noch allein abhängig war, entsprach mehr das imposante Bildnis des „Generals Borro", früher lange dem Velazquez zugeschrieben, jetzt meist dem Bernini oder Giovanni di San Giovanni gegeben, jedesfalls eines der wuchtigsten und malerischsten Bildnisse italienischen Barocks. Aus der Galerie Sciarra ward die „Landschaft mit dem Matthäus", eines der im Aufbau und in der kräftigen Färbung hervorragendsten Werke N. Poussins erworben. Kunsthistorisch besonders wertvoll war der Erwerb der anmutigen Madonna von Verrocchio.

Ein gerade durch seine Einstellung in eine echt nordische Landschaft besonders intimes Gemälde von Lucas Cranach — sein frühes Meisterwerk — „Die Ruhe auf der Flucht" von 1504 in der Sammlung Sciarra, überließ mein Kollege Meyer damals freilich seinem späteren Schwiegersohn Dr. Conrad Fiedler, aber sicherte es uns doch für die Zukunft; das Bild ist seit 1902 eine Zierde der deutschen Abteilung unserer Galerie.

Hatten wir in Italien käufliche Bilder mühsam entdecken und endlos darum markten müssen, so wurde uns bald nach unserer Rückkehr der Ankauf einer ganzen Galerie entgegengebracht. Freilich auch hier nicht ohne Mühe und Kampf. Der bekannte Industrielle Barthold Suermondt, von Geburt ein Holländer, aber in Aachen ansässig, hatte seit den fünfziger Jahren an den damaligen Hauptmärkten des Kunsthandels, die alle seinem Wohnsitz nahe lagen, alte Gemälde zu sammeln begonnen. Dank seiner außerordentlichen Gastfreundschaft wußte er die tüchtigsten Kunstgelehrten für seine Sammlung zu interessieren: Mündler, Paul Mantz, Waagen und Burger (Thoré) berieten ihn, und letztere beide verfaßten ihm einen Katalog. Trotzdem war die Sammlung keineswegs eine gewählte; Suermondt war zu lei-

Digitized by Google

denschaftlich als Sammler, glaubte gar zu leicht große Meister zu finden, und jene Ratgeber schenkten ihm nicht immer reinen Wein ein. Ich hatte ihn schon im Frühjahr 1868 kennen gelernt; zusammen mit Burger besuchte er Braunschweig, wo ich (damals junger Jurist, aber Stammgast im Museum) ihr Führer war und auf ihre Einladung mit ihnen nach Kassel zur Besichtigung der dortigen Galerie fuhr. Im Sommer darauf suchte ich Suermondt in Aachen auf und konnte meine erste Reise nach Belgien und Holland mit seinen Empfehlungen machen, die mir jede Sammlung öffneten. Die schwere Krisis nach dem Krieg 1870 hatte auch Suermondt stark betroffen; er sah sich gezwungen, einen Käufer für seine Galerie zu suchen, und stellte sie zu dem Zwecke im Frühjahr 1874 in Brüssel aus. Doch hier fand sich kein Käufer; Suermondt fragte daher vertraulich bei mir an, ob in Berlin Aussicht für den Ankauf wäre. Unser Protektor ging begierig darauf ein, so daß wir alsbald in Unterhandlungen eintraten. Unser Versuch, unter Ausschluß der Menge minderwertiger und zweitklassiger Bilder nur die Hauptwerke zu erwerben, mißlang, so daß wir uns schließlich auf den Ankauf der ganzen Galerie von nahezu 200 Bildern, einschließlich einer kleinen Sammlung guter Handzeichnungen für den Preis von etwa 1 Million Mark einigten. Die Galerie hat diesen Ankauf gewiß nicht zu bedauern, wenn auch kaum der vierte Teil der Sammlung dauernd zur Aufstellung gekommen ist. Sind doch darunter Meisterwerke wie die „Kirchenmadonna“ und „Der Mann mit der Nelke“ von Jan van Eyck, zwei Bildnisse von Hans Holbein, vier Frans Hals, worunter die „Amme mit dem Kinde“ und die „Hille Bobbe“, die „Dame mit dem Perlenhalsband“ von Vermeer van Delft, der große „Rabbiner“ von Rembrandt, zwei Landschaften von Hercules Segers, der ausgezeichnete „Sebastian“ von Ribera, neben wertvollen Werken wie dem großen Porträt der Gattin Kaiser Ferdinands III. von Velazquez, Bildern von A. Watteau, Nic. Elias, Terborch, Jan Steen, Paul Potter, A. van de Venne, A. van de Velde, Jan van Goyen, Jacob van Ruisdael, Th. de Keyser, Lucas van Leyden, Jan Mabuse u. a. m. Es waren Bereicherungen unserer Galerie fast nach allen, z. T. bisher recht schwach vertretenen Richtungen.

Der Ankauf wurde in Berlin sehr günstig aufgenommen; er hatte indirekt die gute Wirkung, daß man Vertrauen zu den neuen Leitern der Galerie faßte und Erwerbungen zu höheren Preisen, als sie bisher gezahlt waren, nicht mehr für unerhörte Verschwendung erklärte. Wir bekamen allmählich auch energische Unterstützung durch neue hervorragende Kollegen, durch Richard Schoene als Berichterstatter im Ministerium, Alexander Conze, dem die Museen neben Humann den Pergamonaltar verdanken, und den neuen Direktor des Kupferstichkabinetts Friedrich Lippmann. Als letzterer 1877 sein Amt bei uns antrat, erwarben wir aus seiner Privatsammlung ein paar treffliche deutsche Bilder: zwei Hauptwerke von A. Altdorfer und das vorzügliche Altarbild der Anbetung der Könige von Hans von Kulmbach. Seinen Flügelaltar von Hans Baldung Grien und einige andere wertvolle frühe deutsche Gemälde seiner Sammlung verschmähten wir leider, weil das alte Prinzip, daß unsere Galerie von jedem Meister nur ein paar Bilder als Vertretung enthalten sollte, noch aufrecht erhalten wurde. Und gerade von Baldung hatte ich

Allegorie des Herbstes. Von Francesco Cossa
Erworben 1894 aus dem Florentiner Kunsthandel



Digitized by Google

schon 1872 Baldungs Gegenstück dieses für Kardinal Albrecht von Brandenburg gemalten Altars, den Altar mit der Anbetung der Könige von 1507, erworben. Mittelalterliche Gemälde betrachtete mein Kollege Meyer überhaupt nicht als galeriewürdig; hatte er doch unsere wertvollen westfälischen und sächsischen Altarbilder des 18. und 19. Jahrhunderts, die erst in den sechziger Jahren erworben waren, leihweise an den Kunstverein in Münster abgegeben.

Eine besondere Aufgabe, für die mich Graf Usedom gleich bei meiner Berufung vorzugsweise in Aussicht genommen hatte: die Anlage einer umfassenden Sammlung von Gipsabgüssen der italienischen Plastik — daß noch Originale zu beschaffen wären, hielt er für ausgeschlossen — führte mich schon damals alljährlich wieder nach Italien, meist sogar zweimal. Ich benutzte die Gelegenheit, um mich dabei auch für die Galerie umzusehen, alte Beziehungen zu erneuern und neue anzuknüpfen. Schon 1875 gelang die Erwerbung von drei wertvollen Bildern beim Marchese Patrizi: das Rundbild der „Begegnung" von Signorelli und die beiden vornehmen Porträts von Franciabigio und Sebastiano. 1877 kamen endlich auch die Unterhandlungen mit dem Principe Strozzi zum Abschluß; für die Galerie ergaben sie Tizians reizende Tochter des R. Strozzi, den Ugolino Martelli von Bronzino und Sandros Profilbildnis des Giuliano de' Medici. Ein Bildnis von Giulianos angeschwärmter Liebe Simonetta Vespucci, gleichfalls von Botticelli, hatten wir schon kurz vorher in Florenz erworben. Die Schätze des Palazzo Strozzi hatte ich im Jahre 1875 dem Kronprinzenpaar bei seinem Besuch in Florenz zugänglich gemacht. Die Kronprinzessin, die außerordentlich davon angetan war, sagte dabei — nicht ohne mich fühlen zu lassen, daß sie durchaus nicht mit allen unseren früheren Erwerbungen einverstanden war: „Sehen Sie, solche Stücke sollten Sie für Ihr Museum kaufen." Zwei Jahre später war ich so glücklich, sie wirklich zu erwerben, aber die Kronprinzessin war nicht zu bewegen, sie sich anzusehen.

Männliches Bildnis. Von Luca Signorelli
Erworben 1894 aus dem Florentiner Kunsthandel

Neben solchen glücklichen Erfolgen hatte ich gerade in Italien auch sehr bittere Enttäuschungen, die mir bald die unglaubliche Bummlichkeit des Grafen Usedom, bald Meyers krankhafte Unentschlossenheit bereitete. Was uns dadurch in wenigen Jahren und für Spottpreise entgangen ist, würde eine köstliche kleine Galerie für sich bilden! Schon am Schluß der ersten italienischen Reise, Anfang 1873, hatten wir aus den dürftigen Resten der Galerie Manfrin in Venedig Giorgiones Meisterwerk, „Das Gewitter", um etwa 20000 Mark erworben. Statt das Bild sofort zu übernehmen, machte Meyer einen Kontrakt, in dem die Übernahme gegen Zahlung nach ein paar Monaten ausgemacht wurde; „Sie werden sehen, daß Graf Usedom den Termin verbummelt, und dann werden wir ihn los." Er verbummelte ihn in der Tat, aber wir waren nur das Bild los, nicht unseren Chef! Einen ähnlich schweren Verlust verdankten wir der Unentschlossenheit Meyers. Der Antiquar Giuseppe Baslini in Mailand, einst Stallknecht bei den Visconti und unfähig, mehr als seinen Namen zu schreiben, aber — dank seinem künstlerischen Blick — der eigentliche Schöpfer der Sammlung Poldi-Pezzoli in Mailand, erwarb für uns um 20000 Mark aus der Sammlung Mylius A. Solarios Meisterwerk, den „Senator", der jetzt die Londoner Nationalgalerie schmückt. Baslini brachte selbst das Bild nach Berlin, aber Meyer lehnte nach langen Unterhandlungen ab, weil der damals schwebende Ankauf der Suermondt-Sammlung die Ausgabe nicht zuließe. Trotz der Verstimmung darüber ließ uns Baslini zwei Jahre später auf meinen Wunsch für die drei herrlichen großen Bildnisse von Moretto und Moroni und die Magdalena von Savoldo in der Sammlung Fenaroli in Brescia den Vorkauf; auch hier konnte sich Meyer nicht entschließen. Auch diese Bilder schmücken heute die Londoner Nationalgalerie. Schon früher hatte ich bei dem Florentiner Antiquar Riblet ein merkwürdiges Madonnenbild aus der Zeit des Jan van Eyck gefunden, und hatte es zusammen mit einem

Digitized by Google

trefflichen „Paradies“ von Cranach für etwa 5000 Mark ausgehandelt. Aber Graf Usedom wollte von dem Ankauf nichts wissen, wenn ihm die Bilder nicht zur Ansicht geschickt würden. Jene Madonna ist das bekannte Werk des Meisters von Flémalle, das später mit der Sammlung Salting in die Londoner Nationalgalerie gelangt ist; der Cranach ist seitdem nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Andere Meisterwerke, deren Angebot für unsere Sammlung ich mir damals sicherte, sind aus gleichen traurigen Rücksichten in Berlin abgelehnt worden und schließlich in den Louvre gekommen. So Ghirlandajos köstlicher „Großvater und Enkel“, den ich um 6000 Lire in Florenz fest gekauft und nach Berlin mitgebracht hatte; er wurde nach Monaten von Meyer hinter meinem Rücken an Bardini zurückgegeben, der ihn für das Dreifache an den Louvre verkaufte. Noch schmerzlicher war der Verlust der beiden großen Fresken Botticellis aus der Villa Lemmi mit den phantasievollen allegorischen Darstellungen des jungen Ehepaares Tornabuoni; sie wurden zusammen mit dem großen Fresko der Kreuzigung von Fra Angelico durch Meyer abgelehnt, weil Fresken sich in unsere Galerie nicht einfügen ließen. Ebenso betrüblich war die Ablehnung einer Auswahl seltenster Meisterwerke aus der Sammlung Torregiani, um deren Erwerbung ich mich mehrere Jahre, anfangs sogar zusammen mit Meyer, bemüht hatte. Unter den 13 Bildern, die ich wählte, befanden sich die beiden Hauptwerke Peselinos, jetzt bei Lady Wantage, die beiden köstlichen Cassoni von Filippino, für die der Name „Amico di Sandro“ erfunden ist (jetzt in Chantilly und im Louvre), Porträts von Signorelli, Botticelli und Bronzino u. a. m., zusammen für den Preis von 63 000 Francs! Lange Jahre darauf gelang es mir, wenigstens eines dieser Bilder, das männliche Porträt von Signorelli, im Kunsthandel noch zu erwischen; ich hatte fast den gleichen Preis dafür zu zahlen, den ich für jene 13 Gemälde zusammen ausgemacht hatte!

Hätte ich nicht durch Erwerbungen für die andere mir anvertraute Abteilung, die Sammlung der Bildwerke christlicher Epochen, und bald auch durch Erwerbungen für andere Museen und namentlich für Privatsammler die Enttäuschung, die solche erfolglosen, oft jahrelangen Unterhandlungen bei den Händlern hervorrief, einigermaßen wieder gutmachen können, so wären unsere Museen auf dem italienischen Kunstmarkt sehr ins Hintertreffen gekommen. Für mich persönlich wirkten solche Fehlschläge lange so verstimmend, daß ich mich mehr und länger an den großen Kunstmärkten nördlich der Alpen umsah. Seit 1873 war ich wiederholt in Paris und London gewesen, und hatte hier Beziehungen zu den Händlern

Angelnder Knabe. Von Victor Cornellez van Slingeland. Erworben 1908

Digitized by Google

gesucht und gelegentlich an den Versteigerungen mich beteiligt. Aber es war schwierig, hier heimisch zu werden, da wir in Paris von den Franzosen unfreundlich und in London als quantité négligeable behandelt wurden. Erschwerend wirkte dabei, daß bald willkürlich durch den Grafen Usedom, bald verzögernd durch Künstlerkommissionen, in den Geschäftsgang eingegriffen wurde. Nur ein hervorragendes Bild hatten wir hier in den ersten Jahren erwerben können, „Die Mutter bei der Wiege" von P. de Hooch in der Versteigerung Schneider zu Paris 1876. Wenn sich auf Versteigerungen, denen ich zufällig beiwohnte, einmal ein ausgezeichnetes Bild zu besonders billigem Preise bot, so mußte ich einen mir bekannten Händler zu bewegen suchen, es auf sein Risiko zu kaufen, um es uns dann anzubieten. Auf diese Weise haben wir 1878 in der Versteigerung Munro in London den hl. Sebastian von Rubens und das große Martyrium der hl. Agathe von Tiepolo um je 100 Guineas und gleich darauf Rembrandts „Hendrikje Stoffels" um wenig mehr als 300 Guineas erworben.

Die Beobachtung, die ich auf diesen Versteigerungen und bei Besuchen der Händler namentlich in London machte, das Vorurteil gegen gewisse Motive, selbst gegen ganze Richtungen in der Kunst und mangelhafte Kenntnis mancher Künstler, die Vernachlässigung im Besuch der Versteigerungen von Sammlungen ohne bekannte Namen, wie die kritiklosen Kataloge der Versteigerungen, bewies mir, daß sich für unsere Museen hier hervorragend günstige Gelegenheiten zu Erwerbungen boten. Dies bewog mich, im Frühjahr 1879 einen Diensturlaub von ein paar Monaten zum gründlichen Studium der englischen Privatsammlungen zu erbitten. Dieser wurde mir aber mit der Begründung abgeschlagen, daß wir mit unseren ärmlichen Mitteln gegen den englischen Kunsthandel doch nie aufkommen könnten; indes wurde mir ein Studienurlaub auf meine Kosten bewilligt. Meine dabei gewonnene genauere Bekanntschaft mit dem unerschöpflich reichen englischen Privatbesitz, namentlich an Gemälden, wie ich sie damals an der Hand von Waagens gründlichen „Art Treasures" erwarb, und auf späteren regelmäßigen Besuchen erweiterte, wurde die Basis, auf der wir seither die systematische Erweiterung unserer Galerie in Angriff nehmen konnten. Gleich ein paar hervorragende Bildnisse A. Dürers, die ersten Werke des deutschen Altmeisters in unserer Galerie, waren die Früchte dieser Bemühungen: die Halbfigur Friedrichs des Weisen in der Versteigerung des Duke of Hamilton 1882 und das Porträt von Jacob Muffel in der Versteigerung Narischkin in Paris 1883, dem der berühmtere Hieronymus Holzschuher im Jahre darauf folgte. Aus der Galerie Dudley, die durch Jahre freihändig verhökert wurde, bis 1892 der Rest meistbietend verkauft wurde, erwarben wir seit 1884 Fra Angelicos berühmtes Triptychon des Jüngsten Gerichts und Velazquez' faszinierendes Frauenporträt, sowie schließlich in der Versteigerung Crivellis große Altartafel und Rembrandts Predigt Johannis d. T., einst ein Hauptwerk in der Galerie von Rembrandts Gönner, den Bürgermeister Jan Six.

An Werken Rembrandts hatten wir schon 1883 einen reichen Fischzug gemacht. Auf der Winterausstellung im Burlington House hatte ich die beiden hervorragenden biblischen Kompositionen des Meisters aus seiner mittleren Zeit wiedergefunden, die ich ein paar Jahre früher bei Sir Edmund Lechmere auf seinem Landgute The Rhydd kennen gelernt hatte. Da sie auf der Ausstellung wenig Anklang fanden — die „Susanna" war dem damaligen englischen Geschmack noch „shocking", und die „Vision des Daniel" wollte man nur als Eeckhout gelten lassen — bat ich einen deutschen Kunsthändler in Paris, den Versuch zu machen, sie für uns zu erwerben. Sie seien bereits sein Eigentum, war seine Antwort; er erbot sich, sie zur Ansicht nach Berlin zu schicken. Da die Kommission sich nicht darüber einigen konnte, ob der „Susanna" oder dem „Daniel" der Vorzug gebühre, einigten wir uns zum Glück darauf, beide Bilder zu kaufen. Aus Freude darüber gab ich dem Händler den Auftrag, nun gleich noch auf ein Bild, das mir noch höhere Qualitäten zu haben schien, auf die „Potiphar" im Grittleton House, einen Angriff zu machen; obgleich der Besitzer als unzugänglich gelte, schiene es mir aussichtsvoll, da ich gerade in einer Rothschildschen Sammlung ein köstliches Bild von Metsu gesehen hatte, das ich vorher in Grittleton kannte. Auch hier war das Gebot von gutem Erfolg.

Die große Wirkung, welche diese drei Bilder in Berlin hervorriefen, war um so günstiger, als hier erst einige Zeit vorher der Kauf eines Rubens in Wien, „Neptun und Amphitrite" vom Grafen Schönborn, der unter großem Aplomb von Ministerium und Kommission in Szene gesetzt war, vom Publikum unter Führung der Maler sehr schlecht aufgenommen war. Anton v. Werner ergriff das Wort gegen den „falschen Rubens" und machte mich dafür verantwortlich. Ich nahm den Kampf gern auf, obgleich mich der Kauf eigentlich gar nichts anging; aber wie später bei der Wachsbüste aus Leonardos Werkstatt, so hat es auch hier lange Jahre gedauert, bis dem Bilde die Stellung unter den früheren Werken nach der Übersiedlung des Meisters nach Antwerpen allgemein anerkannt war.

Die Bewunderung jener Rembrandtschen Meisterwerke machte den Rubenskauf vergessen; ja, es gelang dem Generaldirektor Schöne sogar, eine außerordentliche Bewilligung für Ankäufe einer Anzahl ähnlicher Hauptwerke hervorragender Meister durchzusetzen. Trotz dem schwerfälligen Apparat,

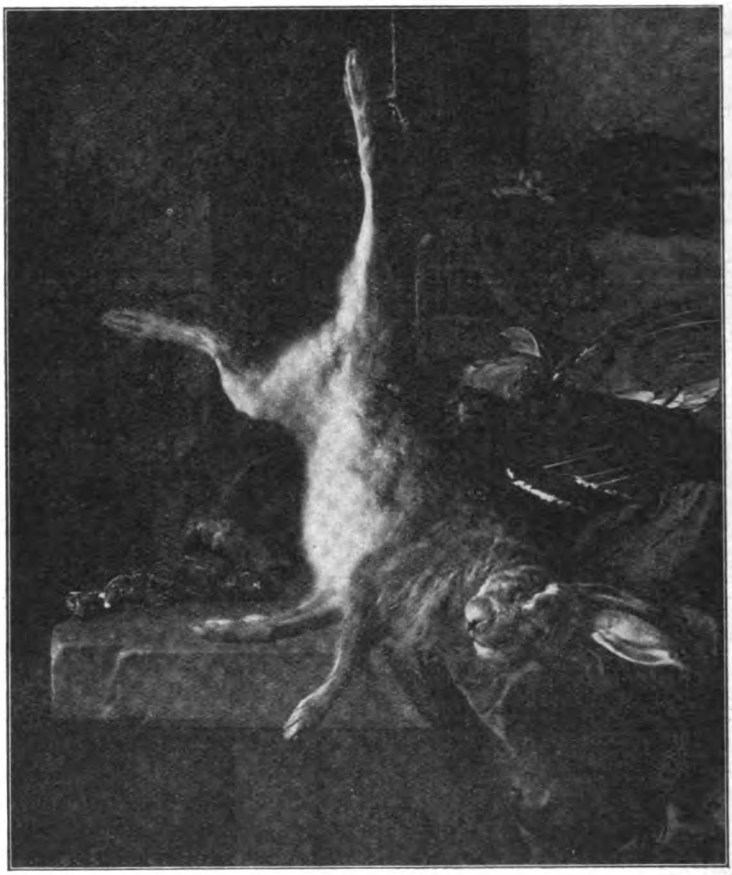
Digitized by Google

Christus im Hause Simon. Von Dierick Bouts. Erworben 1904. Aus der Sammlung A. Thiem

der durch das neue Statut namentlich in der Einsetzung von Sachverständigenkommissionen für jede Abteilung, die in wichtigen Dingen sogar mit auf Reisen genommen wurden, geschaffen war, kamen durch die allgemeine Arbeitsfreudigkeit hervorragende Erwerbungen zustande. Fast gleichzeitig mit dem Ankauf der Hamilton-Manuskripte (darunter Botticellis Dante-Zeichnungen) glückte uns 1885 eine Auswahl aus der Galerie des Herzogs von Marlborough in Blenheim. Freilich nur eine sehr kleine Zahl, vier Gemälde, aber von besonderer Bedeutung für unsere Galerie: Rubens' Andromeda, ein Hauptwerk seiner letzten Zeit, das von Rubens mit A. van Dyck gemeinsam gemalte große Bacchanal, die sogenannte Fornarina von Sebastiano del Piombo und das Jünglingsporträt von Joos van Cleef. Für die beiden Rubens, zwei Meisterwerke seiner letzten, besten Zeit, hatten wir keine gefährliche Konkurrenz, da in England Darstellungen mit nackten Figuren in Ansehen und Preis noch niedrig standen; aber die „Fornarina" mit einzuhandeln, war schwierig, da sie in der Galerie als ein Werk Raffaels galt und mit 20000 Pfund Sterling bewertet war. Zum Glück war das Bild durch den Kamin, neben dem es seit alter Zeit hing, so verräuchert, daß es für verdorben galt; wir erhielten es schließlich zum Preise von 2000 Pfund Sterling.

Durch diese in kurzen Zwischenräumen gemachten Erwerbungen von lauter Werken erster Meister aus den bekanntesten Sammlungen Englands: vom Duke of Hamilton, Duke of Marlborough Earl Dudley, Lechmere, Neeld u. a. waren wir gesuchte Käufer auf allen großen Kunstmärkten geworden. Wir konnten das, ohne hohe Preise zu zahlen, in der Folgezeit in gründlicher Weise ausnutzen, zumal jetzt auch in Deutschland, namentlich in Berlin, ernste Sammler sich bildeten, die sich auf unseren Rat und unsere Hilfe verließen, so daß fortan Berlin ein von fremden Händlern mit guter Kunst gern aufgesuchter Platz wurde. Dadurch gelang es uns aber zugleich, auch in Deutschland Kunsthändler großzuziehen, die nach den über den Privatbesitz in Deutschland weitverstreuten Kunstwerken Umschau hielten und mehr und mehr auch vom Ausland alte Kunst einführten. Durch diese ausgiebige Unterstützung der Sammler und Händler unserseits hatten wir für unsere Museen reiche Gelegenheit, zu wählen und meist billig zu erwerben und vielfach auch als Geschenk zu erhalten, was uns zur Vervollständigung unserer Sammlungen besonders wichtig erschien. So auch für die Gemäldegalerie. Lücken hatte diese noch überall; vor allem galt es uns aber, wirkliche Meisterwerke zu erwerben, wobei wir mit dem törichten alten Prinzip, daß die Galerie von jedem Meister, selbst von den größten, höchstens einige wenige Werke als Vertretung besitzen solle, völlig absahen. So gelangen uns in den achtziger und im Anfang der neunziger Jahre neben jenen größeren Ankäufen aus englischen Sammlungen noch eine Anzahl namhafter Einzelerwerbungen. Von Italienern besonders: Palmas ins Malerische übersetzte Kopie nach

Digitized by Google



Toter Hase und Vögel. Von Jan Weenix. Erworben 1887 zu Berlin auf der Versteigerung der Sammlung von Kramm-Sierstorpff in Driburg

hatte die vier Gemälde durch einen deutschen Antiquar in Venedig fest gekauft, aber die Zahlung und damit die Übernahme der Bilder, wegen Geldmangel, erst für das folgende Jahr ausgemacht. Auf der Rückreise von Italien besuchte ich Lenbach und erzählte ihm von der Erwerbung. Erst lachte er mich tüchtig aus, wurde aber plötzlich hellhörig, als ich ihm sagte, daß der junge Giustiniani Tizians Studien zum Philipp II. und zum Profilbildnis von Franz I. mit sich in Florenz gehabt habe, als er dort in Garnison stand. Dort hatte Lenbach diese Bilder ja gesehen und bewundert, erinnerte er sich; sein höchster Wunsch sei, sie kopieren zu dürfen und eine Zeitlang um sich zu haben; ob ich ihm wohl erlaube, sie zu bezahlen und zu behalten, bis wir ihm

Leonardos Florabüste; von Masaccio die allmählich zusammengekaufte Predella und einzelne Heilige zu der Altartafel, deren Mittelbild, die Madonna, jetzt die Londoner Nationalgalerie besitzt; von Duccio ein dreiteiliges Stück der Predella seiner großen Altartafel des Doms in Siena; der „hl. Georg" von Ant. Pollajuolo, der große „Sebastian" von Buonsignori, der „Herbst" von Fr. Cossa, männliche Porträts von Signorelli und Antonello u. a. m.

Ein kleiner Ersatz für den herrlichen Giorgione („Das Gewitter"), der uns 1873 entgangen war, wurde uns in Giorgiones schönem Porträt eines jungen Mannes aus der Sammlung Giustiniani. Dies Bild war der Rest einer größeren Erwerbung aus dieser Sammlung, die wir schon zehn Jahre früher in Padua um den Preis von 32000 Francs gemacht hatten, um den wir aber in höchst eigentümlicher Weise geprellt wurden. Außer dem Giorgione umfaßte dieser Kauf drei treffliche Bildnisse von Tizian, der Rest seines Nachlasses, der nach seinem Tode von der Familie Barberigo erworben war. Ich

das Geld zurückgeben könnten. Ich tat ihm gutgläubig gern den Gefallen, schrieb sogar zu seiner Einführung einen Brief an unseren Unterhändler. Lenbach reiste nach Padua, kaufte mit meinem Brief und dem Geld seines Freundes v. Heyl die Bilder, und als ich nach Jahresfrist sie zahlen und von ihm abholen wollte, lachte er mich aus; ich hätte ihm vor einiger Zeit einmal einen P. de Hooch („Das geschlachtete Schwein"), das gar nicht in unsere Galerie passe, nicht abtreten wollen, dafür entschädige er sich jetzt an diesen Tizians. Da kein Zureden nützte, reichte ich eine Klage gegen ihn ein, aber unser Minister zwang mich, die Klage zurückzunehmen, da sie — zumal bei Lenbachs Stellung bei Bismarck — einen zu üblen Eindruck machen würde!

Unsere hervorragende Sammlung altniederländischer Bilder hatten wir, da seit Jahrzehnten nur ganz ausnahmsweise einmal ein bedeutendes Werk dieser Schule auf den Markt kam, als mehr oder weniger abgeschlossen ansehen müssen; ebenso schien nach der glücklichen Erwerbung der drei

Digitized by Google

Bildnisse von Dürer und einiger deutscher Altarwerke wenig Aussicht, die leider früher außerordentlich vernachlässigte Abteilung der deutschen Schule noch wesentlich auszubauen. Aber ein paar zufällige Funde ließen mich gerade nach diesen beiden Richtungen erneut besondere Aufmerksamkeit zuwenden. In der Versteigerung Nieuwenhuis in London 1886 hatte ich unter moderner Wasserfarbenübermalung, fast intakt, ein kleines Meisterwerk von Jan van Eyck, das Brustbild von Giovanni Arnolfini, für 390 Guineas erwerben können. Zwei Jahre später kaufte unser damaliger Assistent Hugo v. Tschudi in der Versteigerung des Marquis of Exeter die kleine „Madonna mit dem Kartäuser" von Petrus Cristus (dem Jan van Eyck zugeschrieben), und kurz darauf konnte ich im Palazzo Manelli in Genua, wo mir ein Leonardo (eine elende Kopie nach Luini) angeboten war, das seit der Plünderung in Harlem 1573 verschwundene Hauptwerk von Jan van Eycks holländischem Schüler Ouwater, die „Auferweckung des Lazarus" unter Dürers Namen entdecken und glücklich um etwa 30000 Mark erwerben. In der unbeachteten Vente Hulot in Paris 1892 erwarb Tschudi zwei Werke von ähnlicher Bedeutung: die Madonna mit dem Stifter von Lucas van Leyden und die prächtige Kreuzigung vom Meister von Flémalle um noch weit geringeren Preis. Auch für unsere deutsche Schule waren unsere Bemühungen nicht weniger erfolgreich. In der Versteigerung von Sir J. E. Millais konnten wir ein ausgezeichnetes Holbeinporträt um 3000 Pfund Sterling erwerben. Gleichfalls in England glückte uns die Erwerbung von zwei Hauptwerken Dürers aus der Zeit seines Aufenthalts in Venedig: die „Madonna mit dem Zeisig" und das Porträt der „Agnes D"(ürerin?), letzteres um nur 1000 Pfund Sterling. Dürers „Maria als Schmerzensmutter" brachte uns die Versteigerung Morosini in Venedig, wo das Bild als „Kopie" nicht einmal 400 Mark erreichte. Zu unserem reichen Besitz an Meisterwerken der phantasievollen Kleinmalerei Altdorfers kam als reizvollste die „Geburt

Die Mutter. Von Pieter de Hooch
Erworben 1876 in Paris auf der Versteigerung der Sammlung Schneider

Digitized by Google

Christi", ein echt deutsches Weihnachtsbild; wenige Jahre früher hatten wir seine „Kreuzigung" als Geschenk erhalten.

In England boten sich damals besonders günstige Gelegenheiten zur Erwerbung hervorragender Stücke durch die sich immer steigernde Not der Großgrundbesitzer. Im Sommer 1894 glückte mir die Erwerbung unseres bedeutendsten Rembrandts, des Predigers „Anslo, der einer Witwe Trost spendet", eines der umfangreichsten Hauptwerke des Meisters aus seiner mittleren Zeit. Lord Ashburnham verkaufte es uns um 20000 Pfund Sterling. Da ich ihm zu seinem Erstaunen dafür nicht gleich einen Scheck über diese Summe ausstellen konnte, verlangte er, daß ich, um mich zu legitimieren, „noch irgendeine Kleinigkeit aus seiner Galerie auswählen, aber sofort zahlen solle". Ich wählte die köstliche Halbfigur eines jungen Mädchens im Profil von Domenico Veneziano und bot zögernd den Preis von 2000 Pfund Sterling. „Das hätte ich Ihnen auch um 200 Pfund Sterling gegeben," war die Antwort. Die Unterhandlungen über diese kostspielige Erwerbung hatten mich längere Zeit in London festgehalten; sofort nach Abschluß eilte ich mich, nach Berlin zurückzufahren. Auf der Station erwartete mich ein kleiner Londoner Kunsthändler, der schon wiederholt in meinem Hotel vorgesprochen war, ohne mich zu treffen. Er beschwor mich nicht abzureisen; er könne mir einen der wichtigsten Ankäufe sofort vermitteln: Lord Northbrook habe ihm zehn seiner besten Bilder für zusammen 10000 Pfund Sterling an die Hand gegeben, darunter den „Hieronymus" von Antonello, den „Ölberg" von Mantegna, das Porträt von Petrus Cristus u. s. f. Da mehrere dieser Bilder zu den kostbarsten Kunstschätzen Englands gehören, kam mir das Angebot geradezu lächerlich vor; ich glaubte ihm um so weniger, als der Händler nicht lange vorher wegen betrügerischen Bankerotts verurteilt war, und ließ mich von der Rückreise nicht abhalten — leider, denn in Berlin erfuhr ich kurz darauf, daß das Angebot ein ernsthaftes gewesen war, und daß die Londoner Nationalgalerie inzwischen die Hauptwerke erworben hatte, freilich um einen wesentlich höheren Preis.

Bald nach meiner Rückkehr nach Berlin befiel mich eine tückische Venenkrankheit, deren Nachwirkungen ich heute noch nicht ganz überwunden habe. Eine Venenentzündung folgte der andern, bis eine schwere Embolie mich für weitere Monate auf das Krankenlager warf. Wiederholte Rückfälle haben mich seither heimgesucht und mehrmals ebensolange Pausen in meiner Tätigkeit veranlaßt; auch wenn die Krankheit sich beruhigte, war ich sehr behindert und verdanke es der auf-

Diana mit Nymphen von Satyrn überfallen. Von Petrus Paulus Rubens
Erworben 1903 als Geschenk des Kaisers

Digitized by Google

Bildnis eines jungen Mannes
Von Giorgione. Erworben 1891 in Florenz

opfernden Beihilfe meines jungen Kollegen Max Friedlaender und mehrfach auch des Generaldirektors Schöne, daß die Erweiterung der Galerie ungeschwächt ihren Fortgang nehmen und unsere Pläne für den Bau eines „Renaissance-Museums" bald durch das Kaiser Friedrich-Museum verwirklicht werden konnten.

Die Lebensgefahr, in der ich damals und seither wiederholt schwebte, ließ mich in der unfreiwilligen Muße auf dem Krankenbett, neben dem Ausspinnen von Plänen für Neubauten, über Wege und Mittel nachsinnen, wie über mein Leben hinaus unsere Museen auf dem Kunstmarkt konkurrenzfähig erhalten werden könnten. Freilich hatten wir schon eine Reihe großer Sammler und Händler für unsere Museen warm interessiert. Um aber unseren Sammlungen eine dauernde Stütze und Beihilfe zu schaffen, entwarf ich den Plan zu einem Verein von Museumsfreunden, wandte mich an den Kreis uns befreundeter Sammler und hatte die Freude 1895, bald nachdem sich mein Zustand anscheinend gebessert hatte, einen solchen Verein eröffnen zu können. Da ihm damals als erste Aufgabe die Propaganda für einen Neubau zur Aufnahme unserer reichen Schätze der Renaissancekunst zufiel, deren Sammlung uns unter Protektion und lebhafter Förderung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gelungen war, so nannten wir den Verein, der sich in wenigen Jahren sehr glücklich entwickelte, Kaiser Friedrich-Museums-Verein. Der Name ist dann für das Museum, für dessen Einrichtung wir das Interesse des jungen Kaisers zu erregen wußten, beibehalten worden.

Dank diesen mannigfaltigen Unterstützungen und Förderungen gelang uns eine ausgiebige Weiterbildung unserer Sammlungen, insbesondere auch der Gemäldegalerie.

Vom Bette aus habe ich diese stärker systematisch als bisher zu fördern gesucht, wenn mir auch hohe künstlerische Qualität erster Grundsatz beim Sammeln blieb. Einige rüstige junge Händler, die wir namentlich in England und Italien zu gewinnen und jahrelang an uns zu ketten wußten, haben uns damals mit gutem Erfolg zur Vervollständigung unserer primitiven Meister der verschiedenen Schulen geholfen. Charakteristische und tüchtige, meist kleinere Werke von Jan van Eyck (die „Kreuzigung" und das Bildnis des Balduin von Lannoy), Roger van der Weyden (besonders das herrliche Frauenbildnis), Memling, Bouts, Gertgen van St. Jans, Gerard David, das Männerporträt vom Meister von Flémalle, Porträts von Scorel, A. Mor, verschiedene Bilder und kleinere Altäre der

Bildnis einer jungen Frau. Von Domenico Veneziano
Erworben 1897 aus der Sammlung Ashburnham, London

Digitized by Google

Landschaft mit Matthäus und dem Engel. Von Nicolas Poussin
Erworben 1873 aus dem Palazzo Sciarra, Rom

Antwerpener Manieristen, von Hieronymus Bosch u. a. m. verdanken wir diesen Beziehungen. In ähnlicher Weise konnten wir auch den Bestand unserer italienischen Primitiven bereichern: die kleine Grablegung von Simone Martini, die prächtigen vier Heiligen von Masaccio, die stimmungsvolle Predella mit der Aufbahrung des h. Franz von Fra Angelico, denen später noch Giottos Altartafel des Todes der Maria folgte, füllten Lücken aus, die unsere Galerie später wohl nie zu füllen imstande gewesen wäre. Auch einige besonders wertvolle, frühe französische Bilder konnten jetzt und in den folgenden Jahren erworben werden: namentlich Fouquets „Porträt seines Gönners Estienne Chevalier mit dem h. Stephan" und die beiden breiten Altartafeln von Simon Marmion.

In London hatten wir uns im Jahre 1898 beim Ankauf einer bekannten englischen Sammlung, der Galerie Pelham Clinton Hope, beteiligt, die uns einige treffliche Niederländer des 17. Jahrhunderts, darunter Vermeers „Besuch", Jan Steens Kindtaufe, ein Meisterwerk von A. van de Velde und zwei Landschaften von Rubens einbrachte. Eine ganze Reihe ansehnlicher Geschenke brachte die Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums 1904 auch der Galerie. Vor allem mit der Stiftung von Dr. James Simon die köstliche frühe Madonna von Mantegna, eine Madonna mit Engeln von Raffaellino und das Jünglingsporträt von Bronzino, und in der gleichzeitig gekauften Sammlung Ad. Thiem mit ihren ausgezeichneten Stilleben, Porträts und primitiven Bildern als Geschenk das außerordentlich vornehme Porträt der Marchesa Geronima Speinola von A. van Dyck, von dem wir schon einige Jahre vorher aus der Sammlung Peel zwei herrliche, große Porträts erworben hatten. Ein stattliches Männerbildnis von Gainsborough, das Alfred Beit damals zur Eröffnung stiftete, wurde die Veranlassung, um in einer kleinen Sammlung der großen englischen Meister des 18. Jahrhunderts, namentlich Bildnissen von Reynolds, Raeburn und Romney auch von dieser Schule eine Vorstellung zu geben.

Um diese Zeit etwa setzte eine ernsthafte Konkurrenz der Amerikaner im Sammeln alter Kunst ein. Sammler, wie Quincy A. Shaw oder Henry Marquand hatten schon wesentlich früher manches Gute über den Ozean geholt, aber ihre Erwerbungen waren noch vereinzelt und bewegten sich in Preisen, wie sie auch die Sammler und Museen in Europa zahlten. Mit John Pierpont Morgan tauchte der erste Amerikaner auf, der à tout prix alles Gute haben wollte, was im Privatbesitz nicht niet- und nagelfest war. Sein Vorgehen ermutigte unternehmende Händler, für ihn und für Konkurrenten, die in wenigen Jahren in größerer Zahl sich meldeten, Preise für Kunstwerke anzulegen, die das Vielfache der bis-

Digitized by Google

Ausschnitt aus Rembrandt's Mennonitenprediger Cornelis Claesz Anslo
Erworben 1894 aus der Sammlung Ashburnham, London

herigen Preise waren. Den Auftakt dazu gab der Ankauf unserer Berliner Sammlung O. Hainauer; während deutsche Händler der Witwe kaum eine Million Mark dafür zu bieten wagten, entschloß sich die Firma Duveen sofort, die vierfache Summe dafür zu zahlen. Da die Sammlung mit unserer Hilfe zusammengebracht war und für uns gesichert zu sein schien, war dieser Einbruch in unser Bereich ein böses Omen. Der Verkauf der Sammlung Rudolf Kann an dieselbe Firma um den Preis von 20 Millionen Francs folgte gleich im nächsten Jahre. Auch hier hatten wir Aussicht gehabt, mit einem Teil der herrlichen Sammlung, an deren Bildung ich wesentlich beteiligt war, bedacht zu werden. Der Besitzer, ein Junggeselle, hatte daran gedacht, die primitiven Bilder dem Louvre, die Werke der flämischen Schule seiner Vaterstadt Frankfurt und die der holländischen Schule unserer Galerie zu vermachen, aber er starb, ehe er sein Testament niedergeschrieben hatte. Ähnlich erging es uns mit einem anderen großen Sammler, der fast gleichzeitig mit seinem Freunde Kann gestorben war, Alfred Beit; seine Absicht, uns einen wesentlichen Teil seiner ganz gewählten, zum großen Teil unter meiner Beihilfe gebildeten Sammlungen zu hinterlassen, wagte der fast ausschließlich in Großbritannien begüterte Hamburger bei der ausgesprochenen Feindschaft König Eduards gegen Deutschland nicht zur Ausführung zu bringen.

Bei den ganz außerordentlichen Preisen, welche die amerikanischen und nach Amerika verkaufenden Kunsthändler zahlten und glatt erhielten, mußten wir einsehen, daß uns ein

Digitized by Google

Kampf gegen sie nur in seltenen Fällen möglich sei; wir machten es also, wie wir es mit gutem Erfolg schon seit mehreren Jahrzehnten mit angesehenen Händlern in Europa gemacht hatten: wir suchten ihnen behilflich zu sein und dadurch zugleich für unsere Sammlungen Nutzen zu ziehen. Auch hier ist es uns gelungen. Vor allem haben wir unsere Sammeltätigkeit seither besonders auf Gebiete eingestellt, die weniger Interesse für Privatsammler haben, oder die als Zimmerschmuck wenig geeignet erscheinen. So hatten wir bei der Erwerbung der höchst eigenartigen großen „Aufbahrung des Leichnams Christi" von Carpaccio und der „Auferstehung Christi" von Giovanni Bellini damals (im Jahre 1905) noch keine Konkurrenz von amerikanischer Seite zu fürchten, ebensowenig wie bei dem erst im Anfang des Kriegs gelungenen Ankauf von Tizians „Venus mit dem Orgelspieler". Dies Meisterwerk aus Tizians späterer Zeit wurde — wie ich erst neuerdings erfuhr — schon vor dem Kriege Duveens angeboten, aber (trotz mäßiger Forderung) wegen der Nacktheit abgelehnt. Eigentümer war einer der in Italien lebenden spanischen Bourbons, wodurch die Herkunft des Bildes aus Madrid gesichert ist, auf die schon das Porträt des Orgelspielers — der junge Philipp II. — hinwies. Aus gleichem Besitz stammt das tief empfundene Gemälde der „Anbetung der Hirten" von Hugo van der Goes, dessen Erwerbung schon wegen seiner eigentümlichen Form uns weit weniger Mühe und Kosten machte als der Kauf der noch meisterhafteren großen Altartafel, der „Anbetung der Könige" vom gleichen Meister, das gerade zehn Jahre nach dem ersten Bilde, am Weihnachtstage 1913, im Kaiser Friedrich-Museum eintraf.

Am wenigsten bestritten war uns das Gebiet der primitiven deutschen Malerei; zumal wenn sich Werke derselben im Auslande befanden. Da aber auch für solche Bilder allmählich wesentlich höhere Preise gezahlt wurden, so kamen sie eigentlich erst jetzt auf den Markt. Noch vor etwa fünfzehn Jahren hatten wir Bilder wie die acht großen Altartafeln von Multscher in London um 600 Pfund Sterling erwerben können. Die köstliche kleine „Anbetung der Hirten" von Martin Schongauer wurde uns, wie eine Photographie, zwischen zwei Pappbogen verpackt zur Ansicht aus London zugesandt und um geringen Preis angeboten. In der gleichen Zeit erwarben wir hier das Kölner Diptychon um 1350 und die kleine „Klage um den Gekreuzigten" von Konrad Witz. Ein kleines Diptychon mit besonders zart empfundenen Darstellungen der „Kreuzigung" und der „Erscheinung Christi" etwa von 1400, fanden wir um 700 Mark im Münchener Kunsthandel. Umfang-

Die Schachpartie. Von Lucas van Leyden. Erworben 1874 mit der Sammlung Suermondt

Digitized by Google

Ausschnitt aus dem Bildnis der Herzogin Margaretha von Parma. Von Antonis Mor
Erworben 1906 aus Berliner Privatbesitz

reiche Altarwerke des 14. Jahrhunderts boten sich in Deutschland selbst. So vom sogenannten Meister Wilhelm von Köln ein Flügelaltar in reicher Einrahmung, sowie zwei thüringische Altäre aus Heiligenstadt und Flötz; vor allem das treffliche große Prager Madonnenbild mit Erzbischof Ernst als Stifter. Nach derselben Richtung konnten wir auch in den großen Versteigerungen, die einige Zeit vor und während dem Kriege in Berlin stattfanden, weitere wichtige Erwerbungen machen. So in der Versteigerung Weber das kleine burgundische Altärchen um 1390 und ein Diptychon, das als Arbeit des jungen Dürer während seines Aufenthalts am Oberrhein in Anspruch genommen werden darf; in der Versteigerung R. von Kaufmann vor allem die böhmische Kreuzigung und in der Versteigerung L. Knaus Cranachs kleine „Lucretia", deren elfenbeinfarbener Körper sich leuchtend vom tiefschwarzem Grund abhebt; endlich die hervorragende Madonna von Geertgen von St. Jans aus der Sammlung von Hollitscher. Gleichzeitig konnten wir auch den bisher recht schwachen Bestand an deutschen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts wesentlich vermehren, namentlich durch ein paar treffliche Werke von Lys und Elsheimer, von Graff, Chodowiecky u. a.

Eine nicht unbeträchtliche Zahl dieser Vermehrungen kam als Geschenke oder als Ankäufe unseres Museums-Vereins an die Galerie. Ähnliches gilt für Erwerbungen

Digitized by Google

aus der Nachblüte der italienischen Malerei, deren malerisch ausgezeichnete Werke von A. Canale, F. Guardi, Tiepolo und Piazzetta, die erst neuerdings in einem der Seitenkabinette vereinigt und günstig zur Anschauung gebracht werden konnten. Daß eine langsame Vermehrung unserer Bilderbestände, namentlich nach der Richtung der ältesten Tafelmalerei nördlich der Alpen, auch in Zukunft noch möglich und daher zur Erforschung dieser wenig gesammelten und bekannten Kunst auch unsere Pflicht sein wird, beweist die Erwerbung solcher Bilder im letzten Jahre: des großen Augsburger „Tod der Maria" von 1432, der südfranzösischen oder savoyischen „Kreuzigung" um 1415 und einer kleinen Zahl norddeutscher und böhmischer, um 1400 entstandener Täfelchen.

Während dieser Bereicherungen mußten wir leider mit gefesselten Händen ansehen, wie uns dank dem famosen „Friedensvertrag" die wertvollsten Werke unserer Galerie, die ihren Weltruf begründet hatten, die zwölf Tafeln der Brüder van Eyck samt zwei ausgezeichneten Bildern von Dirk Bouts entführt wurden. Durch die Revolution ist uns das Vermächtnis einer ausgezeichneten kleinen Sammlung holländischer Meisterwerke entgangen, überhaupt ist jede Hoffnung auf Stiftungen und Vermächtnisse für lange Zeit aussichtslos; sind doch auch die Privatsammlungen mit hervorragenden Kunstwerken, die wir zusammenbringen halfen, damit sie in späteren Zeiten für den Fall ihrer Veräußerung die Reserven für Vermehrung unserer Galerie bilden könnten, bereits zum größeren Teil verkauft oder werden in kurzer Zeit diesen Weg gehen müssen. Für unsere Berliner Sammlungen droht zurzeit, neben allen anderen Nöten, eine schwere Sorge in der Verwilderung der alten Museumsbauten und der planlosen Fortführung der Neubauten, durch die jetzt die Sammlungen selbst bereits wesentlich gelitten haben und für die Zukunft aufs schwerste bedroht sind.

Bildnis, angeblich des Alessandro del Borro. Von Diego Velazquez (?)
Erworben 1873 in Florenz

(Ein dritter und letzter Aufsatz folgt)

Digitized by Google

# Die kleine Helma Habermann

## Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer

Schluß

Für die Habermannsleute hatte das neue Leben begonnen. Helma und die Herzmutter saßen in Winsdorf als Hausfrau und Schwiegern des Heinrich Rocktäschel. Ein Tag um den andern nahm seinen Verlauf in gesunder Eintracht.

Im Gesicht des Heinrich Rocktäschel nistete sich ein Lächeln ein, das von wohligen Gedanken genährt wurde, von Erinnerungen an Vorkommnisse ungewohnter Behaglichkeiten, an einen Klaps auf die Schulter, an ein frisches Wort, an irgendeine Vorsorge zur Bequemlichkeit. Obgleich es doch an Vorsorgen sein krankes Mägdelein nicht hatte fehlen lassen, an kleinen, müden, geschleppten Gefälligkeiten und Ordentlichkeiten.

In dem Mann, in dem Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel sang ein Stubenvögelein im Hänflingsgesang. Er fühlte eine Sonne in sich wärmen und leuchten, eine ganz kleine Sonne im Kopf und im Herzen. Seine Glieder waren jünger geworden, seine Handgriffe leichter, sein Schritt müheloser. Alle Widerstände hatten ein wenig abgewirtschaftet. Aber alles in vernünftigen Maßen, ohne Überschwang. Alles eine stille, frohe Fläche.

Heinrich Rocktäschel war glücklich. Sein Schopf borstete nicht mehr wild empor, denn da war eine Hand, die ihn im Zaume hielt, die ihn an Sonntagen bürstete und fettete, und die ihn auch gelegentlich zauste, wenn der Mann einmal ein Rappelkopf gewesen war.

Und die ihn auch als Liebkosung zauste ein ganz klein wenig, wenn Helma Rocktäschel an die Zukunft dachte — an den gemeinsamen Besitz, der ihnen beiden zustand, an das Kindchen, das die Ehefrau des Schmiedemeisters Rocktäschel nach Gottes Gnade erwarten durfte.

In dem Heinrich Rocktäschel trieb die Besitzfreude an Weib und Familie Wurzeln, die seinen ganzen Körper durchsetzten, er ging drauf, er tat damit, er dachte damit, alles mit diesen Wurzeln, mit diesem Stolz, mit dieser Besitzgehörigkeit, auf die Frau, auf das zukünftige Kinderle, auf den Sohn Michael, den die Frau ihm zugebracht hatte, auf die Schwiegern im Sorgenstuhl, die Großmutter und Herzmutter Habermann, die sacht umher trat und Zureichungen machte und ein wenig kochte, mindestens aber die Erdäpfel schälte und mit der Minna Rocktäschel, des Schmiedemeisters kranker Tochter, ein wenig papperte, — also alles auf diesen Wurzeln, auf diesem Stolz, auf dem ganzen inneren Zusammenhalt eines zum andern, diese ganze Fleisch-, Blut- und Knochenverflechtung, oder Seelenverflechtung, oder Höflichkeits- und Anhänglichkeitsverflechtung.

Da war zum Beispiel das Verhältnis zwischen den Neugeschwistern, Minna und Michael, das ihm Freude machte. Es machte ein Herzeckchen in ihm satt, das immer das Hungergrimmen gefühlt hatte, daß er seinem armen verwachsenen Mädel nicht ein ganz besonderes Lebensfreudenlichtlein anzünden konnte.

Das besorgte anjetzo der Michael.

Alle vierzehn Tage kam er auf Tag und Nacht in das Elternhaus. Gleich hatte er nach der Schwester zu sehen. Schlug ihr die Nägel in Wand oder Schrank oder sonstiges Hausgerät, deren sie bedurfte, kameradschaftelte mit ihr, war der jüngere Bruder mit ihr, der anvertraute und Rat begehrte. Hatte ihr ein stählernes, verschließbares Kästchen geschlossert, mit Zieraten versehen, ganz fein herausgehämmerten Blumen und Blättern — fetten Unkräutern, die es nirgends gebe, meinte die Herzgroßmutter.

Helma Rocktäschel aber sagte, nein, es seien Märchenblumen von des Herrgotts Himmelswiese. Und dies kleine Deklamier- oder Priesterwort summte in dem alten Rocktäschel wie ein Choral; denn sie hatte doch wohl, die junge Frau Gastwirtin und Schmiedemeisterin, auf die Blume der guten Herzensgesinnung damit anspielen wollen. Denke sich ein jeder die Minna Rocktäschel, wie er wolle, blond oder braun oder schwarz, es kommt nicht darauf an, denke er sich nur ein verwachsenes und gebrechliches Körperlein, dessen Seele nach Labe verlangt. Denke er sich ein weinendes Herz, das zu kurz mit dem Leben gekommen ist, eine blasse Mädelshand, die Blumen pflücken will und deren keine zu erreichen vermag.

Eines Tages kam Heinrich Rocktäschel sachten Schrittes in die Kammer, die neben der Kammer seiner Tochter gelegen war.

Minna war im Bett verblieben vor großer allgemeiner Müdigkeit. Aber sie lag da mit wachen Augen und sah zu, wie der Schnee an dem Kammerfenster vorüberstäubte. Ihre Augen hatten einen Ausdruck qualvollen Sichbesinnens.



Digitized by Google

Sie hörte nicht, wie der Vater nebenan behutsam räumte; aber den Schritt der Mutter fing sie auf, die zu ihr in die Kammer kam. Und nun schickte sie ihren besinnlichen Blick der Mutter entgegen.

Die sah, daß sie hier gebraucht wurde, und setzte sich auf den Bettrand nieder. Faßte des Mäderles Hand, die matt und fieberheiß war. Und dies Handfassen geschah auf eine besondere Weise, vorsichtig und herzhaft zugleich, daß die Kranke die Annäherung fühlte, und es sich gesagt sein ließ, nur durch dies Handdrücken, daß sie ihr Herz auftun und alle ihre Angste und Kümmernisse ausschütten solle.

Darauf begann das kranke Mädchen vom Sterben zu sprechen, mit einer schleppenden, fassungslosen Stimme, die stolperte und sich überschlug und den Gehorsam aufsagte. Und Helma Rocktäschel antwortete, und ihre Stimme klang geheimnisvoll schlicht.

Nebenan in der Kammer war es ganz ruhig geworden. Heinrich Rocktäschel stand hinter dem Türspalt und hörte zu, wie seine Tochter um ihr einsames Leben klagte. — Das ihr jegliche wilde Freude schuldig geblieben war. — Das ihr die Lust am Spieglein an der Wand verweigert hatte. — Das abgeflossen war, ohne ihr das Glück am Tanzen und Springen gebracht zu haben und am Scharmutzieren mit den Burschen, am Liebeleimachen und Küssen. — Das abgeflossen war — abgeflossen war — —

Und sie begann Gott zu tadeln, er sei ungerecht. Er gebe hier mit vollen Händen gerade Glieder, Gesundheit und Freuden aller Arten, während er dorten darben lasse und obendrein körperliche Schmerzen verhänge. Warum tue Gott also?

Über ihr ungebärdiges Schluchzen hinweg kam die ruhige Stimme der Schmiedefrau — in einem ganz merkwürdigen Tonfall, als ob sie Märchen erzähle oder bete oder so dergleichen feine Sache rede.

„Ich habe emal wo gelesen," sagte die merkwürdige Stimme, „daß wir zweimal geboren werden, daß wir zweimal auf die Welt müssen komme, damit wir uns ausweisen, wie wir unsere Talente gepflegt haben, was wir von dem einen Leben zum andern dazu gelernt haben. Unsere Schule müssen wir halt alle durchmachen, gelte. Wir müssen halt alle hundert Zentner Leid erfahre. Aber wir kriegen auch alle unsere Freede eben in dem Maße. Die müssen wir auch tragen lerne. Das soll gar nicht so leicht sein, daß man hundert Zentner Freede trägt.

„Wenn man in seinem ersten Leben leidvoll gewesen ist, da wird das zweite Leben Gutes in Fülle bringen. Nune muß man zeigen, daß man beruhigt ist, — daß man fleißig beim Guten ist, mit Anstand und Gottesfurcht und Bescheidenheit und Ehrlichkeit und Verträglichkeit und allen heiligen zehn Geboten. — Daß man sich von allem Falschen tut abwende und auch von allem Halbfalschen. — Daß man nicht leidig tut, wo einen nicht die Not dazu stößt. — Daß man allen seinen Pflichten nachkommt. — Und daß man nicht denkt, man will alle seine Lust büßen (wild drauf los leben).

„Und itze nune das Sterben. — Ist denn das so gar schwer? — Nune trittst du deine Wanderung an, nune bist du erlöst! Und dich drückt nix mehr und dich schmerzt nix mehr!

„Wenn du auf die große Himmelswiese kommst, da ist ein wunderbarer schöner Teppich ausgebreitet von Blumen und Beeren und Kraut und Gräsern — so einen schönen Teppich sieht man hier unten nicht auf der Welt, denn das fünkelt alles, alle Blumen und alle Beeren und alles Kraut und alle Gräser. Und die große Himmelssonne bescheint alles. Da hängen lange, seidene Bänder herunter von der Himmelssonne, und mit den Bändern spielen die Himmelskinder. Die halten sich dran und die haschen einander. Und die Sonne dreht nun ihren Kopf und läuft im Kreise, und die Kinder laufen mit.

„Zumitten auf der grünen Himmelswiese ist ein großer See. Der spiegelt alles wider, was er sieht. Wenn du an den herantrittst an den See, da siehst du, daß du ganz anders siehst wie hier unten auf der Welt! Alle Unebenheit ist abgestreift. — Ach, was bist du für ein schönes Mäderle, wenn du in den See oben im Himmel schaust! — Deine Haut ist ganz weiß, und deine Bäckchen sind rot wie Blut, und dein Mund lacht und singt, und deine Augen sind mit Freude angefüllt und strahlen, und deine Haare sind wie ein Mantel so dick und lang, und sie haben einen Glanz, als ob sie von Golde wären. — Und keines schilt sich oben in dem Himmelsgarten. — Und es sind überall Bänke an den Büschen, wo bei der Wiese stehen. — Da setzt man sich nieder. — Und die Mädchen flechten Kränze und stülpen sie sich auf ihre Köpfe und sind nun alle geschmückt, wenn der Herrgott über die Wiese kommt. Alle Lerchen fangen auch an zu singen und Gott zu preisen. — Sie singen schöner noch wie die Lerchen auf der Erde singen, wenn sie auf den Feldern aufsteigen, und das sind doch auch schunn Himmelsvögel. Und es sind viel merre wie hier unten sind, viel merre, und wenn wir alle Lerchen zusammenrechnen.

„Wenn nun der liebe Gott herankommt,

Digitized by Google

da fragt er alle die neuen Seelen, wie ihnen das gefällt, und da darf ihm jede einen Wunsch vortrage.

„Wo er dich nune fragt, da sprichst du, daß du willst auf deine Helma warten. Und danach, wenn ich bei dich bin, führscht du mich umher, da fassen wir uns bei der Hand. — Und zum Abend hören wir zu, wie die Nachtigallen singen. — Von denen weiß ich noch nix — es soll sich aber wundervoll zuhöre, wenn sie singen. Ich habe auch noch keinen Storch in meinem ganzen Leben gesiehen. Die sollen ganz lange Beine haben und ganz lange Schnäbel, und die sollen putzig aussiehe, die Vögel.

„Wenn nune das neue Leben anfängt, da bleibe ich bei dich. Und wir machen das miteinander ab, daß du immer eine Freundin bei dich hast. Und da griffst du dir dein Glück, wie du es willst. — Da hast du deine Glieder alle gerade und lang und bist nicht schadhaft, und deine Tanzfreude hast du auch. — Und danach findet sich oo der Bursche — und der Mann — und zu guter letzt kommen die Kinderle. Das will ich dir aber nicht zergliedere, gelte, das mußt du dir selber ausmale. — Das wartet alles noch auf dich. — Da werden deine Augen gefüllt sein. — Da wirst du garnicht die Hände dazu haben, daß du alles kannst in Empfang nehme. — Deinen Becher, den wirst du immer müssen a bissel berücksichtigen, daß er nicht überfließt. — Du mußt aber ganz geläutert sein, daß dir alle Menschen Zutrauen schenken, das bist du dem neuen Leben schuldig."

Der Gastwirt und Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel stand dicht am Türspalt, und die Tränen liefen ihm über die Backen.

Er verließ mit tappenden Schritten, die nicht gehört wurden, die Kammer. Saß dann irgendwo und schnäuzte sich und sammelte sich. Rumorte in seiner Schmiede ein wenig, räumte auf und zurecht, ohne die Gedanken ganz bei der Arbeit zu haben.

Und kam just in die Küche, die zugleich Wohnraum war, als Helma die Tochter daherführte und sie in die Sofaecke sorglich einbaute.

Hierbei half Heinrich Rocktäschel nun. Er klopfte die Kranke ein bißchen ins Kreuz aus Vaterliebe. Als aber die Frau in die Schenkstube ging, machte er sich hinterdrein.

Er liebte sie jetzt. Es war eine heiße Gier in ihm, daß sie ihm zu eigen gehörte. Nein, keine Gier, Gier ist Sucht, es war vielmehr ein tiefes Brennen, das in ihm auferstanden war, ein Sehnen nach ihrer immerwährenden Gegenwart, nach ihrer Blutwärme und nach ihrem Atem, ein Verlangen nach jedem ihrer Glieder, ihrem Fuß, der zutrat, ihrer Hand, die schaffte und sich halten ließ. Nach ihrem Gesicht mit den braunen Augen, in denen Tapferkeit und Stille und Spaßhaftigkeit nebeneinander wohnten, und nach ihrem flinken Zünglein, das zuschlug und das bunte Perlenketten redete. — Ja und nach dem ganzen lieben Ton in dieser ihrer Stimme, dem kindlich törichten und dem mütterlichen und auch nach dem zerhackten, der sich anhörte, als wolle er stecken bleiben und dem man dennoch nachlauschte.

Der Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel fühlte das Wellen der großen Liebe, wie er es selbst als Bursch nicht empfunden hatte. Denn da hatte er keine kennen gelernt, die so mit tönendem Finger an seine Herztür gepocht hätte. Es wurde erst jetzt eine allerfeinste Kammer in ihm aufgeschlossen, in die einzutreten es noch niemand zuvor gelüstet hatte.

Und nun stand er da, der Mann, mit seinen neuen, feinen, starken Gefühlen und mit seiner Gutmütigkeit und Ungeschicklichkeit und mit all seinen Rechten auf die Frau, stand da in seiner Schenkstube und wußte nicht, wie er sich heranmachen solle vor blitzsauberer Männerscham.

Endlich stand er neben ihr und umfaßte sie mit seinen großen Tatzen. Hatte unvermutet einen ganz sachten Walzer auf den Lippen, der daher flötete, und von dem er nicht wußte, von wannen er gekommen war.

Schwebte diesen Walzer mit ihr, mit seiner Frau, schwenkte ihn beileibe nicht.

Als er eine Minute etwa sanft mit ihr dahin geglitten war, blieb er stehen und sah sie an. Sie hatten beide Tränen in den Augen.

Darauf schloß er sein Weib ganz fest an seine Brust und küßte es heiß.

⁂ ⁂ ⁂

Es war im Monat März. Minna Rocktäschel saß auf der großen, grünen Himmelswiese mit einem Blumenkränzlein auf ihren goldleuchtenden Haaren und schaute zur Erde hernieder, die sie unlängst verlassen hatte, und die fremd und undeutlich unter ihr lag. Sie hatte ihr Angesicht im großen Himmelssee gesehen und hatte auch schon die Nachtigallen schlagen hören.

Mitunter erzählten sich die Engel von ihren Träumen, die sie in den hellen Nächten hatten.

So erzählte auch eines Tages die Minna Rocktäschel, sie habe von einem Schmiedehause geträumt, und daß der Schmiedemeister ihr Vater gewesen wäre. Sie selbst aber sei als ein verwachsenes, krankes Mägdelein dahergewankt. Eine Frau sei unver-



Digitized by Google

mutet in das Schmiedehaus eingetreten, die Perlen und Edelsteine geredet habe, und unter deren Händen Blumen emporgeblüht seien. Und dann habe sie von einem Bruder geträumt, einem schlanken Knaben, der ihr ein Kästlein geschlossert habe, das ganz warm und weich gewesen sei, als sie es in ihre Hände genommen habe.

So erzählte jede einmal einen Traum Und die Tage schwammen dahin. Und ein paar alte Engel setzten auseinander, daß es drollig sein müsse, in so kleinen Häuschen zu wohnen, wie solche in den Engelsträumen vorzukommen pflegten. Daß aber das Träumeerzählen auf der Himmelswiese das bunteste und schönste Vergnügen wäre.

Und sie lachten über ihre Träume und freuten sich und hielten die goldene Freiheit und Größe wieder ein Weilchen aus, die sonst am Ende, beide zusammen, ein wenig eintönig geworden wären. —

In der Winsdorfer Schmiede ging das Leben indessen in Eintracht und froher Erwartung dahin. Sie dachten an das abgewanderte Töchterlein, und die beiden Frauen, die Herzgroßmutter Habermann und die Herzmutter Helma, trugen ihre Trauergewandung, ihre dunkleren Röcke und Schürzen und Jacken und Blusen und das schwärzliche Tuch, das den Kopf gelegentlich bei der Arbeit einschloß, und das schwarze wollene Tuch, das beim Ausgehen, schalartig gefaltet über die Schultern gehängt wird, in treuer Gesinnung.

Das Bild der verstorbenen Haustochter hing an der Wand in einem prunkvollen Rähmlein, und die Herzgroßmutter und die Herzmutter glaubten beide, da sie ihr Tun und Denken ob unstatthafter Färbung nicht zu verstecken brauchten, daß das abgeschiedene Töchterlein alles erschaue, was hier unten geschehe, hier im Vaterhause, daß sie sozusagen um jeden Bissen Brot wisse, in aller Liebe, und um jeden Pfennig der Ausgabe — beinahe — ja, und wenn sie wolle ...

Sie führten also immer noch ein Weiterleben mit dem abgewanderten Mägdelein. Sprachen auch abends ein wenig mit ihm, im Gebet, und auch sonst wohl, zum Beispiel, wenn Helma ihr Kinderzeug zurechtrückte — oder wenn sie zum Nachthimmel aufsah, zum Sternenblitzen. Dann redete sie goldiges Mutterdeutsch für das werdende Kind und für das abgereiste, von dem sie nicht wußte, ob es nicht neben ihr stehe, unsichtbar gemacht ihren irdisch blickenden Augen.

Mit ihrem Ehemann indessen hatte sie ein Kreuzlein zu tragen.

Seine Besitzrechte auf sie waren riesengroße, auf ihren rechten Gedanken und ihren linken, ihren oberen und unteren und mittleren. Sie hatte Rocktäschel zu sein, nix sonst.

Er hatte derartige große, starke, weitgreifende Rechte nie zu verwalten gehabt. Darum war er jetzt ein wenig ungebärdig und rappelte.

Seine Liebe zu seiner Frau Eva setzte ihm arg zu. Er kommandierte sie und meisterte sie, brummelte und drückte sich heran. Und sie trat recht behutsam zu und hatte viel zu tun, um ihr Mannsbild im Gleichgewicht zu erhalten.

All sein Darben hatte er kreuzgerade ausgehalten; aber seine Reichtümer machten ihn kunterbunt. Das war doch mitunter schwer.

Denn er verlangt nun, daß sie ihre Farben spielen lasse und ihre Herztöne hören lasse.

Aber er wurde erst wieder ein guter folgsamer Bär, wenn der Ernst aus ihrer Stimme und aus ihren Worten und Gebärden redete. Denn dann kam die Angst des Festhaltens über ihn, als könne ihm ein Körnlein ihrer werten Person genommen werden. So flocht der Rappelkopf aus großer Liebe Dornen in sein liebstes Leben.

Ist ja aber nicht so schlimm, wie sich das etwa anhört. Die Liebe hatte ihn nur allzu spät erfaßt — vielleicht — ja gewiß — da verstand er nicht so recht das leichte Ballspiel.

Was soll man aber über den Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel überhaupt so viele Worte machen! Über diesen Struwelkopf mit den großen Tatzen! Über diesen Menschen mit dem Kinderherzen! Wenn der Mann, der Schmiedemeister Heinrich Rocktäschel, lächelt, davon lernen die Vögel singen, wenn sie es sehen! Wahrhaftig! Ich rede keine Kinderlitzchen! — Wäre nur etwas zur Hand, das ihn ein wenig sachter machte, so ganz im allgemeinen ein kleinstes bißchen sanfter und ungewaltsamer — um des ganzen Ausgleichs willen. —

Im April — die Frau Schmiedemeister Rocktäschel trug die gesegnete Last ihres Kindleins im fünften Monat — hielt eines Tages ein Einspänner vor der Schmiede an. Der eine Hufbeschlag des Pferdes klapperte, der Schmiedemeister sollte Abhilfe schaffen. Der Wagen war hübsch, der Fahrer, der zugleich Besitzer zu sein schien, war ein schlanker, großer, herrenhafter Mann.

Während der Schmiedemeister tat, was seines Amtes war, ging der Fremde in die Gaststube und bestellte Bier. Bestellte es

Digitized by Google

bei der Frau Gastwirtin selbst, die heftig erschrak.

Darauf suchte Milius Stauch einen Platz, von dem aus er die ganze Gaststube im Auge behalten konnte.

Als die Frau das Bier dorthin brachte und wortlos vor ihn niedersetzte, sah er sie an. Aber sie trat zurück, ohne seinen Blick erwidert zu haben. Ja, sie schritt auf die Tür zu, als wolle sie das Zimmer verlassen.

Darauf rief der Mann hinterdrein, daß er um die Zeitung bitte. Und er sah abermals die Frau auffordernd an, als sie, an seinen Sitzplatz zurückgekehrt, das Blatt vor ihm niederlegte — ohne daß jedoch die Frau den Blick beantwortet hätte.

Weil nun aber die Helma Rocktäschel geborene Habermann abermals der Tür zustrebte und ihm zu entweichen drohte, erhob der Fremde wieder seine Stimme. Er wünschte Zigarren vorgelegt zu haben. Mit drei Kisten verschiedenen Umfanges stand sie alsdann vor ihm. Und er ließ seine Hand ruhen statt zu wählen und sah sie starren Auges an. Ballte seine Hand zur Faust und begehrte gebieterisch, daß sie seinen Blick zurückgeben solle.

Und jetzt nun endlich schlug des Schmiedemeisters Eheweib seine Augen auf. Und ein großer, stiller, klarer Blick brach hervor. Dem Milius Stauch aber sanken seine Augenlider. —

Im Verlauf der nächsten knappen Wochen kam er noch mehrmals. Immer lag ein Vorwand vor, der dem Rocktäschel Arbeit gab.

Aber der fühlte doch eine Unruhe in sich aufsteigen und trat einmal unvermutet in die Gaststube ein. Hier fand er den Gast ganz allein an seinem Tische sitzen. Bei einem anderen Male traf er die Herzgroßmutter Habermann, der die Aufwartung des Gastes anvertraut war, auf dem Stuhl, der zwischen Schenke und Ofen stand. —

Wenn Milius Stauch die Frau Gastwirtin vorfand und seinen Wünschen gemäß sein Bier und seine Zigarren aus ihren Händen entgegennahm, dann ließ er seine Augen mit ihr wandern jeden Schritt. War zufrieden mit der kargen, fremden Antwortrede, die sie ihm nicht vorenthielt, und mit dem Blick, der an ihm vorüberging und dem seinen nicht zu begegnen suchte.

Er gab sich auch darein, daß bald die Herzgroßmutter in die Stube kam. Und gab sich mit grimmer Freude drein, daß auch der Ehemann auftauchte, um Nachschau zu halten. Denn es mußte am tiefinnersten Zusammenhang doch irgendwie fehlen, daß den Mann die Unruhe faßte.

So kam er wieder und kam abermals und hatte nichts von seinen Unrastfahrten — weder Blick noch Worte, die ihm Anteilnahme kündeten.

Was ging da in ihm vor, welche Pläne schmiedete er? Er wußte es nicht.

Während einer Heimfahrt trat ein Gedanke verbrecherisch vor ihn hin. Wenn, fragte der Gedanke, die Ehe der Schmiedeleute Rocktäschel sich lösen würde, was das für ihn, den Milius Stauch, für Folgerungen nach sich ziehen könne. Und er antwortete sich kurzerhand, daß er in diesem Falle die geschiedene Frau heiraten würde. Der Gedanke war sein gutes Recht. Er mied ihn nicht.

Eines Sonntags ganz früh ging er über die Berge. Der Himmel war mit leichten, weißen Wolken besegelt, unwarme Luft strich daher. Und doch stand die Sonne am Himmel. Lerchen schwangen sich aus den Äckern auf, viele Lerchen. Er kam durch ein Dorf, als die Leute zur Kirche gingen. Das brachte ihn auf die Bibel und den christlichen Lebenswandel. So dachte er an seine Töchter, denen er guten Ruf übergeben müsse, dann auch an seinen Sohn Michael, vor dem er ebenfalls bestehen wollte. Und nach dem er sich sehnte ...

Das war am Ende zuviel. Aber er hatte doch ein gewisses Verlangen nach seiner Sohnesliebe. Er sah auch plötzlich ein, daß er gutzumachen habe.

Er dachte an Helma mit ganz sonderbaren Gedanken. Die sie nicht etwa ablehnten; denn er hungerte nach ihr. Aber er war doch verstimmt und aufgebracht. Nicht, weil sie ihre Pflicht im Leben etwa nicht getan hatte, oder weil ihre erste Jugendblüte der Haut vergangen war. Im Gegenteil — der neue Tag hatte ihrem Gesicht neue Züge verliehen, die seinem Sinne entsprachen. Es war nichts als eine Art Eifersucht, die an ihm zehrte. Er sah, daß sie guter Hoffnung war. Aber er hätte dem Kinde des Schmiedemeisters Rocktäschel gern einen Platz in seinem Hause zugewiesen, wie ja auch der Mann den ihm zugebrachten Sohn mit in Kauf genommen hatte.

Wie er so bergauf, bergab weiter dahinging, schwebte Helma Rocktäschel wie etwas Körperliches neben ihm, und es verzehrte ihn, daß er gute Worte von ihr hören wolle. Schwer waren die Unruhen, die in ihm umgingen.

Als er in die Winsdorfer Gaststube eintrat, stand er vor seinem Sohn. Michael

Digitized by Google

bediente ihn und setzte sich auf seinen Wunsch mit an den Tisch zum Plaudern.

Dann kam der Schmied herein, blickte sich um und ging wieder hinaus.

Er erzählte seiner Frau, daß drin in der Stube wieder der Galante sitze, der hier jetzt öfter hereinlungere. Er habe wieder sein bestes Klüftchen angezogen. Er, der Schmied, habe schon gedacht, daß jener sich heranmachen wolle an die Frau. Denn das sei doch bloß eine Quinte (Finte) allemal, das mit der Schmiedearbeit. Mit dem Pferd, na ja, das wolle er gelten lassen, wie er zuerst gekommen sei; aber danach — — —

Die Herzgroßmutter antwortete statt ihrer Tochter, daß der Schmiedemeister Rocktäschel, wo ihm der Besuch nicht passe, ihn ja fortweisen könne, oder daß er selber den Wirt machen könne, oder auch daß sie, die Herzgroßmutter, das absolvieren wolle mit dem Bierausschank, wie sie beim letzten Besuch ja auch getan habe. — Aber sie wollten sich nicht die Laune laßt verderbe um den Prinzen. Da wackle ihr gleich das Herz im Körper, wenn der Ärger einziehe, wo sie alle den Frieden hüten wollten.

Helma kam, faßte ihren Alten beim Schopf, schüttelte ihn bei seinen dicken Haaren und sah ihn voller kluger Güte an. War aber zutiefst im Blick ein wenig, das abwich, und das der Ehemann spürte, wenn er es auch nicht zu benennen vermochte. Nun packte ihn ein Schmerz, als stehe er vor einer verschlossenen Tür.

Er ging in die Gaststube und rief seinen Jungen ab. Ungehalten befragte er ihn draußen im Flur, was er mit dem Fremden habe.

Nix habe er mit ihm, gar nix, antwortete der Junge. Der habe ihn nach seinen Jungensjahren befragt, der Herr, nach der Schule und nach seinem Meister Klötzer und nach der Mutter und Großmutter. Wie man halt so rede.

Der Schmied war im Irrgarten der Liebe und suchte einen Weg ins Gerade. Darum trachtete er vorerst nach einem Faden in den Zusammenhängen.

Und er suchte seine Frau auf, die in der oberen Stubenkammer war, und sagte zu ihr: „Ich habe dich das schunn immer mal wollt frage, der Ordnung wegen, wer Michaels Vater ist. Zu allererscht habe ich gedacht, es liegt zurück, und es jieht mich nix an. Aber heute denke ich anderscht drüber. Ich halte es doch för besser, ich sehe klar. Verringern damit will ich dich aber nech."

Die Frau stand seitlich mit gesenktem Haupte, als habe sie noch zu entscheiden.

„Ich will nix rüge," sagte der Schmied.

Darauf drehte sie sich ihm zu und sah ihn voll an.

„Michaels Vater ist mein Jugendfreund Milius Stauch. Ich habe dir das sehr hoch zugerechnet, daß du deswegen keine Frage getan hast. Das war unter vier Augen geschehen, und wir waren keinen andern Menschen sonst damit zu nahe getreten. Höchstens meinem Mutterle. Und die hat das verziehen. Er hat mich damals beim besten Willen nicht konnt heirate. Das Schicksal hatte alle Wege abgesperrt. Ich habe ihn danach nicht wieder gesehe, kein einziges Mal, die ganzen langen Jahre nicht, bis auf den Tag" — — ihr Auge blickte noch gerader und noch stärker — — „wo er hier angehalten hat mit seinem Wagen, und du hast ihm sein Pferd mußt beschlage. Der — Galante, der drin in der Schenkstube sitzt — der — Prinz — das ist mein Jugendfreund — — gewesen. — Meine Schmerzen, die ich um den habe leiden müssen, die gehen dich nix an. Das war vor deiner Zeit. Das ist tot und ist fest begraben. Und wenn ich über den Mann wegsehe, der in der Schenkstube sitzt, da kenne ich ihn nicht. Da weiß ich nix mehr von früheren Tagen. Da ist das ein fremder Mensch för mich. — Und nune besinn dich a bissel, ob du sonst noch was willst wisse von dem Fall. Denn ich rede bloß das eine einzige Mal davon. Ich will nix ausgraben."

Heinrich Rocktäschel hob seine Arbeitstatze und strich der Frau über das Haar. Abgemacht war die Angelegenheit zwischen ihnen.

Er sagte: „Frau ... Frau ..." und es war ein Widerstand in der Stimme. Sie aber blickte ihn weiter an voll fester Tapferkeit. So ein Krümel von einem Weib, so ein Dingelchen nur gegen ihn gerechnet — und wußte alles, was in ihm vorging und zügelte ihn. „Frau ... Frau ..." sagte er wieder.

Auf der Treppe traf er den Sohn.

„Vater," sagte Michael, „ich habe den Mann, wo in der Stube ist, doch früher schunn mal getroffen gehabt, unterwegs — von Saalfeld her. — Es war an dem Nachmittag, wo ich heimkam zu eurer Hochzeit. Da hat er mich angesprochen, wo ich hingehe und wie der Name ist. No, was man halt so för Reden gibt, man spricht so hin und her. Ich bin danach weiter. Und hinte hier, da haben wir uns erkannt. Da habe ich mir doch nix dabei gedacht."

„Nein, nein," sagte der Schmied. „Gieh mal nauf zur Mutter, die will dir was sage."

Digitized by Google

Aus der Gaststube klang ein scharfes Klopfen, als Zeichen, daß der Gast um Beachtung bitte.

Als der Schmied eintrat, stand Milius Stauch mit unruhigen Augen am Tisch. Er sah aus, als ob er seinen Stab weitersetzen wolle.

Der Schmied nahm das Geld in Empfang. Schob es mit der flachen Hand ein Endchen weiter zu. Sagte: „Was hat denn eigentlich das sollen bedeute, was haben Sie denn damals eigentlich gewollt, wie Sie meinen Sohn getroffen haben unterwegs nach seinen Ort? Das möchte ich doch gerne wissen!" Der Mann stand ganz steif wie in den Erdboden eingerammt. Aber seine Wangen zuckten.

Stauch, der fahlbleich geworden war, entgegnete hochmütig: „Mein Geschäft, was mich dahingeführt hatte, war erledigt, wie ich das von der Hochzeit gehört habe, daß Helma Habermann Hochzeit hatte. Da bin ich umgekehrt und bin wieder heim." Beide streckten sie ihre Glieder, so hoch sie konnten, beider Stimmen flackerten ein wenig.

Der Schmied sprach: „Und danach sind Sie her und haben mal wollt kucke, wie das mit dem Einbrechen ist, jelte? Das haben Sie wollt feststelle, — ob Sie sich dürften ranmache an die Frau — ob die würde dafór zu haben sein fór Ihre Bemühung. — Und ob der Mann würde zukucken und würde bravo machen — Sie dürften seinetwegen zulangen. — Immer wiedergekommen, jelte Sie? — Kein Dingel unversucht gelossen. — Mal wird sich's so passe, daß die Frau sehnsüchtig ist. Und daß der Mann und die Frau nech kontant sind miteinander. — Aber meine Frau ist geläutert. Mit der können Sie nech antreten, was den Charakter anbelangt. Und da können Sie auch keine Zwietracht ausstreuen. — Und nune ist da meine Tür! — Nune verlossen Sie mein Haus! — Und wenn Sie epper sollten wiederkomme — da — da — —" sein Arm reckte sich, seine Hand wies nach der Tür, seine Stimme schwoll gewaltig an und keuchte — „da schlage ich Sie den Schädel entzwei — verstehen Sie mich — hier — hier mit meinen beiden Schmiedefäusten!" — Der Blick aus den breitbebuschten Augen war sprühend auf den Eindringling gerichtet, die Schulter mit dem zeigenden Arm war herumgeworfen. Das Gesicht war rotblau aufgelaufen.

Milius Stauch ging auf die Tür zu, öffnete, drückte hinterher ins Schloß, und man hörte, wie sein Schritt sich entfernte. Es war ein unjugendlicher, polternder Schritt. Und sein Gesicht war ohne Bewegung und kreideweiß.

Er schob den Hut ein wenig zurück, darauf trug er ihn eine Zeitlang in der Hand, und dann setzte er ihn wieder auf, wie es eben kam. Darüber war er aber schon weit dahingegangen, bergab und bergauf — immer mit dem steifen Schritt und mit dem fahlen Angesicht, das seine Bewegung eingebüßt hatte, und mit den stieren Augen, die nichts erschauten, daran sein Weg ihn vorüberführte. Und mit dem wüsten Hirn, darin es quirlte von Rauchschwaden und von Wolkenwirrnissen ohne Klärung. Er dachte an Zusammenbruch. Er dachte: ‚Ich bleibe gar hier noch liegen an der Straße — — meine Knie halten mich doch nicht mehr aufrecht — ich falle doch um — und meine Gedanken tragen doch auch meine Worte nicht mehr.'

In der Nacht fragte er sich, was er denn nun eigentlich verloren habe. Es seien ihm doch nur aufgespeicherte Dinge abhanden gekommen, die er nie hätte in Gebrauch ziehen wollen — Altertümer.

Aber sein Sohn war ein Neues für ihn — etwas, das ihm zustand und das er nie genossen und gelebt hatte. Und Helma war seines Sohnes Mutter.

Er dachte an die Natur in seinem Heimatsörtchen und an den Sang der aufsteigenden Lerchen, an das Schiffen hoch im Blau der Luft — unter den Wolken — über den Wolken — und an den küssenden Ulaut, der die Luft erfüllte. —

Allmählich im Verlauf von Wochen und von Monden fand er sich zurecht. Aber in seinen Nerven war ein Wandel vor sich gegangen. Sie bedienten sein Gehirn schlecht. Sperrten den Holderiodastimmen den Weg dahin ab, der immer nicht allzu breit für diese gewesen war, und bauten die Ausblicke ins Lachende zu.

Er war ja stets ein Seher des Gegenständlichen gewesen, ohne warme, heitere Übertreibungen der Randlinien und der Farben; jetzt nun wurde er ein ganz gemessener.

Er hockte innen in seiner Kammer und versuchte, um der Selbsterhaltung willen, von seinem Schiffbruch abzukommen. War ein tüchtiger, anständiger Kaufmann und Laborant, ein ordentlicher Familienvater. Wurde noch weiter ein bißchen steifer im Umgang mit den Menschen, noch weiter ein Stück unmitteilsamer.

Und suchte Tröstung bei den Bildern seiner verstorbenen Frau.

Fand aber keine Tröstung bei ihnen. Denn die rechten Helferhände streckten diese hübschen Bildchen ihm nicht entgegen.

Digitized by Google

Zutiefst in ihm ging ein Gespenst um, ein traumhaftes Tirili, das sich ab und an hören ließ. Ebenso traumhaft tauchte ein Bildchen auf: ein blutjunges Mütterlein, das dem Kindchen ihre junge Brust darreichte, oder ein blutjunges Mütterlein, das die Wiege schwenkte und dem ruhenden Büblein ein Wiegenlied summte: Helma Habermann mit seinem Sohne.

Den Anstoß, daß das Bildchen sich sehen ließ, bildete immer ein fremder verwandter Vorgang, der sich geheimnisvoll umspiegelte, kaum sicher in den Umrissen, verloren und blaß in der Farbe: ein Bildchen, das kurzes Leben hatte und bald verdämmerte. — —

Am selben Tage, an welchem der Schmiedemeister Rocktäschel dem Milius Stauch seine Tür gewiesen hatte, nahm er eine durchgreifende Änderung in seinem Hause vor: er taufte seine Frau um. Er stellte sich neben sie und teilte ihr mit, daß er sie von jetzt an Marie rufen werde.

Sie verstand ihn und schwieg, nickte aber, daß es ihr recht sei.

Und bemerkte nun, wie sich ein kleines Lächeln in seinen Mundwinkeln niederließ. Sie wünschte, daß es sich einnisten solle; aber vorläufig saß es nur da, müde hingesunken wie auf einem Stühlchen.

Rocktäschel sagte: „Meine erschte Ehe, das war wie ein Alltag. Mit dir jetzt, das ist doch aber anders. Da will man nix hergebe."

Sie antwortete: „Ja, du bist ein Tyrann;" aber sie sagte es mit einer guten Stimme.

„Freilich wohl," antwortete er.

„Ich weiß nicht, wie ich mich soll ändre," fuhr sie fort, „daß du Ruhe hast."

„Du sollst dich nech ändre."

„Aber du zehrst dich doch aus, und mich dazu. Du mußt dich umlenke. Ja, du mußt a bissel seßhafter werre." Sie stand dicht vor ihm, so daß er ihr Gesicht sehen mußte — das guten Willens voll zu ihm aufblickte.

Der Schmiedemeister Rocktäschel sagte zu seinem Eheweib: „Es gibt doch kein Wort, wo ich dich nich schon damit benannt habe, inwendig, an Streichelworte und Schmeichelworte. So fleißig bin ich bei der Arbeit. Aber wenn ich denke, da is e anderer, der sich müchte ranmache, oder wo deine Gedanken könnten hinspiele, da schmeißt mich das um und um, und ich kann mich nech mehr beherrsche."

„Da gibt es aber keinen, wo meine Gedanken würden abschweifen," erwiderte die Frau. „Du machst mir's aber schwer."

„Ja, auf das Leichte weiß ich nech Bescheid." Er trat einen Schritt vor, so daß sie Brust an Brust zueinander standen, legte seine beiden Arme um sie und hielt sie fest mit breiten Händen auf seinem Herzen wie ein Pflaster.

Und es verging eine Minute auf diese Weise und noch eine und noch wie viele oder nicht wie viele. Und Frau Marie Rocktäschel dachte schelmisch, sie könnten am Ende hier einwachsen, beide miteinander Wurzel schlagen, sie mit dem Blick auf ihres Mannes Halsansatz ohne Ausschau darüber hinaus — und sie begann zu lachen.

Da lockerte der Schmiedemeister die sanfte Klammer seiner Hände, faßte das Weiblein mit dem schwarzen Zeigefinger seiner Rechten unter das Kinn und sagte in ganz sachten, wogenden Zärtlichkeitstönen: „Das war Feiertag eben. — Nune will ich aber umlenken."

Um die Augen und die Mundwinkel zuckte es ihm schelmisch, er setzte sich auf den Stuhl, der zunächst stand, und nahm die Schmiedemeisterin auf sein Knie. Darauf warf er zwanzig Jahre von sich ab. Er tat es aber mit zarten Händen. —

Der August kam heran. Mit Hangen und Bangen drang der Schmiedemeister Rocktäschel tiefer in den Monat hinein. Er fürchtete sich vor der Gebärstunde seiner Frau Eheliebsten.

Was des Weges daher gereist kommen würde, ein Büblein oder ein Mägdelein, war ihm gleich: die Namen lagen bereit, richtige hübsche Gebrauchsnamen ohne Überschwang. Der Knabe sollte Heinrich heißen nach dem Vater, das Mädchen sollte ein Mathildchen werden, dem Rufnamen der Großmutter Habermann folgend.

Der Schmiedemeister Rocktäschel büßte gemach ein wenig an gesunder Farbe ein, sein Wangenbraun fahlte ab. Als aber die Frau Meisterin dahinter kam, daß es das nahende Kindbett war, das ihn solchergestalt angriff, fuhr ein Lach- und Schäkerteufelchen in sie hinein, und sie umsorgte und umstreichelte ihn auf eine drollig rührsame Weise.

Sputete sich auch nachher, als die Stunde sie niederwarf, daß ihr Herr Eheliebster nicht allzuviele Qualen zu leiden hatte, und legte ihm das Mathildchen hurtig ins Bett. Lag da mit festgeschlossenem Munde und mit bleichem Angesicht, die Augenlider herabgesunken, lag gleichsam vermauert da, ohne aufzublicken, ohne die Lippen voneinander zu bringen. Denn in ihr wogte es von Schluchzen und von Aufschreien, denen der Ausgang verweigert wurde, und die alle erst allmählich auf ihre Lagerplätze sich zurückfinden mußten.

Als sie endlich die Augen aufmachte, war

Digitized by Google

Vorfrühling im Harz
Gemälde von Willy ter Hell
(Aus der Schulte's Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

der Blick qualvoll müde, und als sie redete, war ihre Stimme verdorben. Das schüttelte den Schmied. Er stand ungeschickt da und bildete ein Weghindernis.

Sie schoben ihn ein bißchen, die Kindfrau und die Großmutter Habermann, und so kam er allmählich auf einen neutralen Platz.

Und dann kam er auch allmählich zu allen seinen Rechten an Frau und Kind. Und es gab auf der Welt, nach seiner Ansicht, nichts, das seinem Mathildchen an Schöne glich, und nichts, das seiner Marie auch nur bis an die Schuhbänder gereicht hätte, an gutem Herzen wie an Fleiß und Ordnung und wirtschaftlicher Tüchtigkeit.

Und er war weiter ein bißchen tyrannisch. Schob den Sorgenstuhl, auf daß Frau und Kindchen bequem rasten sollten, rückte die Fußbank zurecht, und war neidisch auf beides, auf das Rütschlein, das die Füße der Frau Liebsten traten, auf den Sorgenstuhl, der ihren Körper umfangen durfte. Wurde aus übergroßer Liebe rauh, aus ewigem inneren Heischen und Ganz-besitzen-wollen. Kam nicht zu dem rechten Glück und bereitete es nicht.

Und seine Frau Marie sah alle seine Tugenden, seine Güte, seine Wärme. Sie plapperte, sie zeigte ihm Kurzweil. Machte ihn aufmerksam auf den Schnee, der die Berge und Hänge deckte, und in blauer, rosenroter Leuchtkraft erstrahlte. Sie wies ihm, als das Frühjahr sich ausbreitete, eine Gruppe Nadelbäume oben am Bergesscheitel, eine lange Kette nebeneinander aufgestellt, als wollten sie sich bei den Händen fassen und heißa! in den lachendblauen Himmel springen, oder hinab zu Tale laufen, alle schlank, alle herb, alle schmal, alle jungjährig und lebensunerfahren, trotz ihres hohen Wuchses, und wie mit der Kinderschere ausgeschnitten.

Sie machte ihn aufmerksam auf das Wolkentheater einer langen Kavalkade von Jägern zu Pferde, in allen möglichen Haltungen des wilden Rittes. Sie trugen Kappen oder wehende Federhüte auf den Köpfen, ihre Mäntel flatterten. Neben ihnen her zog springend und jagend eine wilde Meute von Bären, Wölfen und Hunden, und darüber spreizte es sich von allerhand absonderlichem Gevögel.

Heinrich Rocktäschel hatte das Bilderbetrachten niemalen für eine ernsthafte Sache genommen. Selbst als Kind war ihm weder Zeit noch Anweisung geworden zu stundenlangem Bestaunen von Bilderbüchern.

Und so übte auch das vorüberziehende Wolkenbild, das seine liebe Frau Eva ihm zeigte, keinen bildhaften Gesamteindruck auf ihn aus, immerhin aber den Eindruck von etwas Hübschem, das ihm wohlgefiel, eben weil es seiner lieben Frau Eva wohlgefiel — weil es sich auf deren Angesicht spiegelte als Lachen und Freude.

Er war ein Werwolf mit seiner hungrigen und durstigen und neidischen Liebe. Keine Freundin durfte Wurzel fassen im Hause. Wenn Eline Kessel vorsprach, saß sie steiler denn ein Stock auf ihrem Stuhle, trug ihre Silben herzu auf der Zungenspitze wie auf Tellerchen, lächelte mit ihren weißen Zähnen ins Blaue hinein, und hielt ihre festen, eifrigen, stillen Augen ohne besonderen Ausdruck vor sich hingerichtet.

Er sorgte, er umhegte, er zerdrückte. Er fraß sie auf, seine liebe Frau Marie.

Und er bezwang sie. Ihre Gegenwehr wurde schwächer, ihr Papperlapapp müder. Er band ihr die Flügel zusammen, so daß sie keine Marie Christliebe Helma mehr war, sondern nur die willige, einfügsame Schmiedefrau Rocktäschel in Winsdorf. Und die dankbare — denn sie gedachte der sohnlichen und väterlichen ganz echten Fürsorge, die der großtatzige Bär seiner Schwiegern, der Herzgroßmutter Habermann, und seinem Stiefsohn Michael zuteil werden ließ, mit willfährigem Herzen, und ergab sich gehorsam und ein wenig niedergeschlagen in seine Art der Besitzergreifung, der nicht auszuweichen war.

Wenn sie das Mathildchen an der Brust hielt oder es auf ihren Armen wiegte, und wenn der Mann an ihrer Seite saß, vom Schopf bis zur Sohle nur ihres Herzens treuer Knecht, dann war das Leben doch wohl schön und lebenswert. Und dennoch — — dennoch — — es hätte noch viel reicher und schöner sein können, wenn — — wenn — — —

In dieser Not des nahen Schiffbruches ereignete sich etwas, das im großen inwendigen Unruh- und Bewegungsorganismus des Heinrich Rocktäschel einen kleinen Wandel hervorrief. Es zerriß vielleicht ein kleinstes, dünnstes Fäserchen, das eine Bindung oder Aufhaltung anstrebte, die dortselbst nicht am Platze war.

Wer kann das wissen? Und wer kann wissen, was den Anstoß gab, daß das Schicksal eingriff, ohne daß die Menschen darauf hingearbeitet hatten?

Ich bilde mir ein, daß die Schmiedefrau Rocktäschel ihren Verkehr zu ihrer heimgegangenen Stieftochter so emsig im Gange erhielt, daß sie der Minna Rocktäschel, die ihren schlanken, nicht verunstalteten jungen Körper und ihr milchweißes, rosenrotes An-

Digitized by Google

gesicht mit den leuchtenden Augen und den golden wallenden Haaren, auf denen ein Kränzchen von bunten Blumen ruhte, im großen Himmelssee spiegelte — daß sie dieser Tochter all ihr Fürchten und Ängstigen zugetragen hat.

Dergestalt daß, als der Herrgott über die Himmelswiese daherkam, in all seinem gewaltigen Glanze, und die Himmelslerchen tirilierend in die hohen Lüfte stiegen, und der Herrgott der Minna Rocktäschel, die demütig herzuschwebte, väterlich-göttlich sagte, sie solle einen Wunsch aussprechen — daß das Engel gewordene Rocktäschelmädchen stammelnd also zu dem Vater aller Wesen gesprochen hat: „Herr, Gott und Vater, ich habe einen bösen Traum alle Nacht. Mir ist es, als kann ich hinab auf die Erde schauen, und als sehe ich dorten eine Anzahl Menschen, die mir lieb sein sollen, wie sie in die Irre gehen — und wie rauhe Lüfte um sie herstreichen, daß sie frieren müssen — und wie Schlangen und Wölfe sich an ihre Fersen heften — und wie Hyänen sie umheulen und Skorpionen ihre armen Herzen stechen, daß sie zu bluten beginnen. — Gib, Vater, also flehe ich, daß der Traum nicht wiederkehre."

Darauf wird der Herrgott seine Hand ausgestreckt haben, sein Feuerbote solle daher kommen.

Und der wird mit seiner Fackel hinabgestoßen sein auf die Erde in das Rocktäschelhaus.

* * *

Feuer!!

Gleich drei Klaftern breit schlug es zum Hausdach heraus. Mit einem einzigen königlich rohen, wahnwitzig jauchzenden Schlappen und Lecken riß es das halbe Hausdach herunter. Ohne Vorboten stürmte es daher, warf seine breiten Arme tückisch um sich, schlug seine gierigen Zähne ein, daß es krachte, und die Balken stürzten, und die Schieferplatten herabregneten.

Und fraß! fraß, das Feuer! — Fraß! — immer weiter! Dehnte seinen Leib vom Hausdach auf das Stalldach hinüber; vom Stalldach auf das Scheunendach. Strickte seine gelbblutroten, breiten Arme um alles, was es erreichen konnte. Packte und verschlang und versengte und vernichtete es.

Sprang und warf sich im rasenden Drehen und wütete. Tanzte und taumelte.

Und brach endlich nach Stunden zusammen. Hatte ein schwarzes Totenbette hergerichtet von verkohlten Holzstücken, zerschlagenen Steinen und zerschmolzenen Eisenresten. Hatte eine Anzahl schwarzer Schuttkegel getürmt, aus denen qualmender Atem aufwirbelte und in denen feurige Würmer sich schlängelten und Flämmchen hersprangen und hinflackerten, Wasser trieb ab von der Feuerstätte.

Der alte Gutheil, den sie auch Knoblauch nennen, hatte den Feuersegen gesprochen. Er war dreimal um die Feuerstätte herumgelaufen und hatte seinen Spruch hergebetet: „Feuer, du heiße Flamm', dir gebeut Jesus Christus, der werte Mann, du sollst stille stehen und nicht weiter gehen; im Namen —" und so weiter.

Späterhin, da das Feuer wider Erwarten nicht zum Stehen gekommen, hatte er auch noch den andern, ganz langen Segen hergesagt, den zigeunischen, der also beginnt: „Bist willkommen, du feuriger Gast, greif nicht weiter, als was du hast. Das zähl' ich dir Feuer zu einer Buß, im Namen —" usw. Folgen diesem ersten nach fünf andre Anrufe. — Aber es war alles ohne Erfolg geblieben, die Flammen hatten sich nicht geduckt und nicht gefügt, hart, wild und roh hatten sie weiter gewüstet.

Dann hatte Steiners Alma, der ein gefährliches Stückchen vom Hexenruf anhängt, einen mit vier Namen beschriebenen Zinnteller dem gefräßigen Element in den Rachen geworfen. Aber die tückische Bestie hatte ihr gewaltiges Schlingen, trotz des Befehls, Ruhe zu geben, auch jetzt nicht eingestellt.

Ja, das war etwas Geheimnisvolles mit den allerhand Feuerbefehlen. Es heißt doch immer, daß sie siegreich sein sollen. Aber sie unterliegen neuerdings, und die Flammen kämpfen brutal weiter, vielleicht nicht gehässiger als zuvor, aber jedenfalls auch nicht demütiger. Sind die Feuerbefehle etwa da in falschen Händen?

Als der Feuersturm vorüber war, standen von Wohnhaus, Stallung und Scheune noch ein paar klägliche, niedere Mauerreste. Ein Ofenstock hockte noch in seiner Stubenecke, kniehoch etwa. Ein Steintrog im Stall war unbeschädigt geblieben. Und in der Schmiede war eine schwarze Wüstheit von geschmolzenen Eisenteilen.

Das Vieh war zum größten Teile gerettet und bei den Nachbarn untergestellt worden, Hausrat, Wäsche, Kleidung waren verbrannt. Ja, der Sorgenstuhl war also wirklich nicht mehr am Leben, ebensowenig der Habermannsche Tisch, der die schönen, dicken, gedrehten Füße hatte. Das hatte alles die Feuerfrau in ihren grausigen Leib geschlungen.

Die Mutter Habermann hockte ganz zerschlagen im Schultheißenhause. Ihr Haar hing unwirsch um ihren Kopf. Man betrachte sie einmal. Die Natur formte ihr

Digitized by Google

Gesicht von Jahr zu Jahr ein wenig plumper. Der Umfang vergrößerte sich, die Schriftzüge dessen, was sie dachte und im tiefen Herzen fühlte, traten weniger deutlich zutage. Keine feinen Kniffchen fältelten sich liebreich um Mund und Augen, es waren wenige schwere Züge, die sich in ihr Gesicht eingruben.

Der Schwiegersohn vom Schultheißen, der ein bißchen was vom Kurpfuschen verstand, sagte, das seien böse Merkmale einer Vorbereitung von langer Hand. Er denke, sie werde mal abwandern, ohne daß sie allzulange lagerhaft werde. Ja, er möchte sich dafür verbürgen.

Neben der Mutter Habermann, die das Herzsträngelein schmerzte vom vielen wilden Schrecken — und Grauen — und Fürchten — und vom verzweifelten Schreien, dem Betschreien, was alles das Herz mit wildem Läuten begleitet hatte, stand auf der Bank ein Waschkorb mit dem Enkelkinde, das heil davongekommen war, weil des Vaters Leib es geschützt hatte. Und auf einem Bett in der Kammer lag der Schmiedemeister Rocktäschel mit feuerzerfressenen Händen ohne Blick und Besinnung. Ein grauenhaftes Geplundere, ein verbranntes Sachengelumpe hing an der Wand, an großen Haufen wüster Löcher, ein bißchen Zeuggefasere von Hemd, Rock und Hose. Bart und Brauen waren dem Mann abgesengt, den Kopf hatte ein Strohhut geschützt und ein nasser Sack, von dem nichts als ein paar Fetzen zurückgeblieben waren.

Das Feuer war auf das Nachbargehöft übergesprungen, hatte dorten eine Scheune gepackt und heruntergefressen. Hatte auch noch an anderer Stelle ein Stalldach verwüstet. Sowas leckt ja wie der Höllenteufel.

Jetzt lag alles still und schwarz. Wachen standen neben den rauchenden Trümmerstellen, Wasserfässer waren aufgestellt. Und die Menschen gingen ab und zu, horchten und erzählten — wie es gekommen war, plötzlich dagewesen war und sich abgewickelt hatte. Vom Heinrich Rocktäschel und von seinen grauenhaften Verletzungen. Von den Hautlappen, die ihm vom Rücken und von Armen und Schultern hingen.

Der Arzt kam, wendete und drehte den Mann, der schwer auf dem Bette lag.

Drei Tage gingen dahin, ehe denn er zum ersten gestammelten Worte seinen Mund auftat. Vierzehn Tage zogen ins Land, ehe denn er mit geöffneten Augen voll wahrnahm, was Tag war und was Nacht, ehe denn er wieder Farben unterschied, ehe Umrisse sich ihm abzeichneten. Vierzehn Tage lang waren dem Schmiedemeister Rocktäschel seine Augen mit einem schwarzen Tuch verhängt von innen her. Und dann, danach, als das Tuch endlich gewichen war, aber ehe er sich aufraffte wieder, im Stuhl saß wieder, durch die Stube schwankte wieder — wie viele, viele Wochen waren seither vorüber gegangen! Und zum Schluß — ehe er wieder völlig sich gerade reckte, ehe seine Gelenke wieder federten und seine Stimme wieder klang — — — oh — wie lange, lange Zeit war darüber verronnen. Wollen mal rechnen: Knapp dreiviertel Jahr alt war das Mathildchen damals gewesen, als der Unglücksfall eingetreten war. — Und heute? Ja, heute war es gegen drei Jahre alt. Das Land stand im ersten Kriegsjahr, und die stolzen Botschaften, daß es wohl beschirmt sei, überholten einander.

Was waren das für Männer, die draußen die Wacht an des Reiches Grenzen hielten, starke Jünglinge! Siegfriede! Feste, wachsame Hausväter! Wille, Tapferkeit, Verantwortlichkeitsgefühl, straffe Eingliederung bildeten den Mörtel, der diese Mauer zusammenhielt, Wille! Wille!! Wille zum Sieg! Das Blut in ihnen sprudelte, schäumte und jauchzte noch. Es war im ersten Kriegsjahr!

Nichts hatte ihren Mut und ihr Verantwortlichkeitsgefühl noch unterbunden, kein Gekreisch zuchtloser, roher, keifender, taumelnder Weiber daheim, kein Salbadern, Geifern, Wühlen wortlicher Falschmünzer, Arbeitsfauler, die in der Heimat ihr Wesen trieben.

Heinrich Rocktäschel handhabte wieder seinen schweren Schmiedehammer als ein ganz Gesunder, wenn man das so ausdrücken will. Denn die Leute behaupteten von ihm, daß er ein wenig „gelitten" habe. Sie meinten sein Geistiges damit, meinten, er sei an Verstandeskräften um eine Kleinigkeit zurückgegangen.

Jedoch, wenn eins seine Schartigkeit einzieht — das ist doch nicht Abstieg. Ist doch nicht Verfall. Ist doch keine Verblödung. Heinrich Rocktäschel war sanft geworden. Er war kein Tyrann mehr, kein Werwolf zu seinem Eheweibe. Und so wurde ihm die Wanderschaft im Liebesgarten zu keinem Fehlgehen im Irrgarten mehr. Er pflückte Blumen und Früchte der Liebe, alle Tage einen frischen Strauß, jede Stunde eine frische Frucht. Er liebte seine Frau mit seinem ganzen Menschen. Ging gut und still und fein mit ihr um.

Oder war er doch vielleicht ein kleines bißchen schnurrig jetzt? Aber das schadet ja doch beileibe nichts. Nehmen wir an, es sei der Brauch, daß man ein wenig höflicher, umsorglicher, sachter miteinander verfahre,

Digitized by Google

als es gemeinhin der Fall zu sein pflegt, nicht umständlicher, aber doch säuberlicher und verständnisvoller, ohne jeden gehässigen Kitzel. Nehme man an, es sei möglich, Güte in Person zu sein, aber ohne Lappigkeit und Schleimerei, nur schlechthin Güte. Also so war Heinrich Rocktäschel.

Er hatte Tage, an denen er ganz still war und sich wie betäubt in sich zurückzog. Das waren die Tage, an denen sich das Feuertheater vor seiner Seele wieder abspielte mit allen Erschreckungen.

Er hatte mit seiner Frau Marie in der unteren Stube gesessen, und der junge Lehrer, der neuerlich bei ihnen aß, hatte ein bißchen klaviert. Es war am Sonntag mittag gewesen. Ganz still das Dorf. Und die beiden Rocktäschels, Mann und Frau, hatten dem Spiel gelauscht, dem schwachen Tastensäuseln und dem stürmischen Dahergaloppieren.

Und dann hatte eins am Gesicht des andern wahrgenommen, daß dessen Ohr nach anderem Klange als dem Singsang der Saiten lauschte. Ein Prasseln und Rauschen schwoll anwachsend von draußen herein.

Als der Schmiedemeister die Tür aufmachte, stürzte eine Lohe zur Treppe herunter: das Feuerpferd mit dem roten Leib und den Rauchschleiern, die es vor sich herjagte. Wie kam der fremde Gast in das Schmiedehaus?

Ein wilder Schreckenslaut entfuhr dem Manne. Er sprang zu seinem Spindkasten, der seine Papiere und Gelder barg. Riß den Kasten heraus. War mit zwei, drei Sätzen draußen auf dem Hofe, um den Kasten zu bergen. —

Da sieht er, wie der junge Lehrer aus dem Fenster springt. Her! Hierher! Hier den Kasten nehmen! Und dann die Glocke ziehen! Und die Leute heranrufen! Die Feuerwehr!

Die Magd und der Knecht sind beim Vieh. Zerren die Kühe aus dem Stall. Die Mutter Habermann wankt aus dem Dorfe daher!

Aber wo ist die Frau geblieben!? Wo ist das Kind!? Wo ist di—e—e—e—e Frau — — da—s—s—s—s Kind — —!?

Wo sind die lieben Gottesgaben! das Herz! das Glück! das Blut! das Leben! das Gold! das große, ganz große Herz- und Seelen- und Lebensvermögen!?

Wo ist die Frau!!? Wo ist das Kind!!? —

Der Schmiedemeister Rocktäschel sprang in sein Wasserfaß. Warf seinen Strohhut auf den Kopf. Riß einen nassen Sack über die Schultern. Sprang gejagten Laufes die Treppe hinauf durch Qualm und beißenden Rauch und Flammenfetzen.

Hörte das Feuer in den Kammern wüsten, wo die Schlafstätten waren. Brüllte auf wie ein Tier. Riß tierbrüllend die Stube auf und sah Weib und Kind vor sich stehen, das Kind in nasse Tücher geschlagen.

Herr Gott, Dich preisen wir — Deine Fürsorge, die einen Fingerzeig gegeben hat! — Deine Fürsorge, die ein Licht der Rettung angezündet hat! — Da steht eine Butte mit Wasser in der oberen Stube — um die Stube zu scheuern. Herr Gott, Dich preisen wir! Dich preisen wir! Dich preisen wir!

Sie triefen schließlich vom Wasser — der Mann, die Frau, das Kind. Sie sind Bündel von übergeworfenen wasserströmenden Decken — die Frau und das Kind.

Und der Mann schützt sie, trägt das Kind in seinem Arme, daß er es bald erstickt. Reißt im andern Arme die Frau mit sich. Denn es ist kein Weg sonst frei, außer — dem — Weg — der — über — die — qualmende Treppe führt. Kein Weg sonst frei, außer dem Weg, den auch das Feuerpferd rast. — An wie vielen Krippen frißt es jetzt hier im Rocktäschelhause? Vorwärts denn in Gottes Namen durch den Qualm und den beißenden Rauch und den Brand, der aus der Hölle stammt!

Marianne Rocktäschel, meine gute Tochter, strecke deine Hände aus und schütze deine Mutter Marie und dein Schwesterlein! Herr Jesus Christ, gehe vor uns daher — und hinter uns, und neben uns, und schütze uns! Herr, Gott, Vater, laß Deinen Atem über uns dahinziehen wie ein Dach — und schütze uns!

Menschen standen auf dem Hofe, Männer, Weiber. Die Haustür war ausgehoben — fortgeworfen — der Ausgang war freigemacht. Gutheil, den sie auch Knoblauch nennen, betete den Feuersegen: „Feuer, du heiße Flamme, dir gebeut Christus, der werte Mann, du sollst stille stehen und nicht weiter gehen. Im Namen — — —“ Und aller Augen waren auf die Türöffnung gerichtet — —

Aus der zwei Menschen daher taumelten — ein Mann, an dem tanzende Flammen nagten — und der ein Kind mit seinem Körper schützte — und ein Weib, das von des Mannes Hand und Arm mit fortgerissen wurde. — —

Für den Heinrich Rocktäschel folgte jetzt die große Dunkelheit. Sein leiblicher und sein seelischer Mensch lag im Banne der geschlossenen Augen und der wühlenden Schmerzen des bloßgelegten zuckenden Fleisches. Sein Ohr war verstopft, sein Mund versiegelt. Sein Atemwerk ging ohne geistiges Leben wie ein Uhrwerk.

Allmählich jedoch, nach Tagen, beinahe Wochen, hub das Schieben an, das Sondieren und Tasten in allen Provinzen seines inwendigen Menschen. Das Gehirn nahm

Digitized by Google

wieder seine Arbeiten auf, schickte seine Funksprüche aus. Das Gehör öffnete sich. Die Geräusche unterstellten sich wieder seiner Prüfung.

Da war ein Schritt, der fremd tat, indem er ein wenig tastete. Er konnte ihm nicht nachsinnen, denn alsbald war jegliches Geräusch wieder ins Schwarze versunken. Als aber die Verbindung wieder hergestellt war, nach Viertelstunden oder nach vollen Stunden, tauchte auch der kranke Schritt wieder auf, der einen andersartigen Schritt in sich einschloß —: den federnden Schritt seiner Frau Marie.

Und nun stammelte seine Zunge — — Und sein Ohr lauschte der Stimme, die ihm antworten würde — — Und er hörte einen feinen, schwankenden, zerhackten Klang, in dem ein Dankgebet zitterte. Es berührte ihn auch etwas Ungelenkes als Liebkosung — das waren die verbundenen Hände seiner lieben Frau Marie. — Mit allerkleinsten Tastungen von Zentimetergröße kehrte er langsam in das Leben zurück. Und dann sah er die Seinen wieder: sein Kind und seine herzliebe Ehefrau, die Großmutter Habermann und den Sohn Michael. Sah alle allmählich und nacheinander. Schwieg. Gewahrte an seiner lieben Frau Marie einen Verband an Hals und Kinn. Gewahrte, daß ihre lieben Hände umwickelt waren. Sah! sah! sah! daß dennoch er keine Einbuße erlitten, daß seine Reichtümer nicht gemindert waren. Und er redete nun. Sacht, der stille, sanfte Mensch, als der er von seiner Wanderschaft durch die schwarzen Urgründe wiederkehrte. Allmählich erfuhr er auch alle Erlebnisse der Seinen. Hörte, wie Michael, den er in das nächste Dorf gesandt, sich mit dem Feuerläufer gekreuzt hatte.

„Euer Mädel lebt," hatte der Mann ihm zugerufen. „Aber deinen Vater und deine Mutter hat es umgeschmissen."

Und der junge Michael: „Was denn?"

„Das Feuer! Was denn sonst? Bei euch brennt's."

„Bei uns?"

„Ja, bei euch. Mach' daß du hämkommst. Das Feuer, das frißt alles auf. Daß eins da ist, was seinen Kopf offen hat."

Die Straße entlang gesprungen. Immer weiter dem rot gefärbten Himmel entgegen! Immer weiter bergan gesprungen.

Und dann eine Minute gestutzt auf der Höhe! und getaumelt! und mit verschlagenem Atem gestanden — — vor dem lohenden, roten Feuertheater — das jenseits der vorgeschobenen Bergköpfe walkerte.

Nieder in den Grund mit langen Sprüngen, hinauf am jenseitigen Hange. Und seine Glieder fliegen und seine Tränen stürzen. —

Noch eins hat der junge Michael erlebt. Dabei aber stand die Mutter neben ihm. Und ihnen sind beiden die nassen Tropfen über das Gesicht geflossen.

Das war, als der Schmiedemeister Rocktäschel seine Gedanken einzusammeln begann — als er sich das Zählen abhörte. „Eens, — zwäe, — dreie, — viere, — fenfe, — sechse, — sibbene." Und dann nach einer Pause weiter: „Achte, — neine, — zahne, — elfe, — zwelfe, — dritzen, — virtzen, — fufzen, — sachzen — —"

Danach war er verstummt und war allmählich wieder eingeschlafen. Die beiden aber waren aus der Kammer geschlichen mit tränenverhüllten Augen. Denn die morsche, unstete Stimme hatte gefährlich an ihr Herz gerührt.

Alles, was den Mann überfallen und was er gelitten hatte, war darin eingeschlossen. Und das war viel gewesen.

Auch das Suchen nach seinem Ausgangspunkt hatten sie herausgehört. Und in der Frau vereinten sich nun das Herzeleid und die Dankbarkeit — das erstere ob des Unglücksfalles und das letztere ob der Rettung — und sie saß nieder in der Stube, die sie indessen betreten hatte, und schluchzte bitterlich, beide bös umwickelte Hände vor ihren Mund gepreßt. Sie hatten Aufnahme im Schulzenhause gefunden, wo ihnen eine Stube samt der Kammer zuerteilt worden waren. —

Allmählich fand Rocktäschel in das volle Leben mit Tag und Nacht und Sturm und Stille zurück. Seine Frau Marie empfing ihn mit holden Worten. Ihre Stimme sprach mit süßem, ganz jungem Klange. Was sie redete, tastete ihm entgegen wie eine Hand und ein Mund. Und er fühlte beides und war glücklich. Die Schrecken schliefen in ihm ein. Die Sonnentage blühten vor ihm auf.

Ehe er sein ganz köstliches Geschenk, sein Augenlicht, zurückempfangen hatte, war eines Tages ein unerwarteter Besuch gekommen, die Tante Berta. Nichts dargebracht, weil sie nicht wußte, ob ihre Gabe erwünscht kommen würde. Dahergetreten, ihren lieben, breiten Mund ganz breit gezogen, und die schwarzen Kirschenaugen mit Tränen gefüllt.

Die drei Frauen saßen dann über die Stube verteilt, bäuerlicher Gepflogenheit gemäß. Und die Tante fragte und weinte, weinte ganz sacht und unablässig während der vollen Stunde, die sie im Hause verblieb.

Die Menschen hatten ihr Nachrichten zu-

Digitized by Google

getragen über mögliche Ursachen und über den Verlauf des Unglücksfalles. Auch Milius, der mit unter der Spritzenmannschaft seines Ortes, die zur Hilfe herbeigeeilt war, sich befunden, hatte gesprochen.

Unerhörter, unerklärlicher Vorfall! Schauderhaftester, wildspringender Brand, dessen man sich entsinnen konnte, nach eigenem Anschauen und nach den Berichten der Vorgänger und Vorvorgänger. Mit einer Wucht, als seien zehn Blitze nebeneinander in das Haus gefahren, und mit einer Gier, als sei den Brandteufeln das Brennen verboten worden, und sie wollten ihren Wanst noch einmal mit der Flammenkost zum Platzen füllen, waren sie über das Grundstück hergefallen. Gefressen und geschlungen, was das Riemenzeug halten wollte. Blanken Tisch gemacht. Sich das Maul gewischt und zusammengefallen.

Zuletzt sprachen sie ein paar kurze, halblaute Sätze, die durch Pausen getrennt waren, aus denen das Ungesprochene redete.

Die Tante wußte, daß Milius Annäherung an die Rocktäschels gesucht hatte. Aber sie wußte nicht in welcher Art.

Nun fielen die paar Dutzend Worte. Da, beim Heimatsörtchen, hieß es, dicht vor dem Hochzeitstage der Helma Habermann — und danach hier in Winsdorf — so und so — —

Die Tante stand auf der Türschwelle zur Kammer und sah den bindenbedeckten, stillen Mann im Bette liegen. Sah auch die Binden um Hände, Hals und Kinn der Frau, der früheren kleinen Helma Habermann. Sah nachher aber auch das Kindchen, das Mathildchen, und schaukelte es auf ihren Knien.

Ging, glücklich in ihrem Herzen, aber doch mit dem gesenkten Haupte der Sünderin — die sie nicht war. Jedoch, sie wohnte an der Sündenstätte — im Brauhause des Unglückes und Unrechtes — im Gelaß des Schuldners, der seinen Wechsel nicht eingelöst hatte, ob er es gleich vermocht hätte.

Als sie in die einsameren Wege kam, setzte sie sich nieder und weinte. Entschöpfte ihr Brünnlein bis auf eine kleine Neige. Wusch ihr bekümmertes Gemüt damit ab wie ein Wäschestück im Waschstutz. Ermattete allmählich und wurde ruhig. Und nahm, um ihrer verweinten Augen willen, ihre Zuflucht zu einer kleinen, dummen List, sofern sie einem andern Menschen begegnete: sie hinkte dann ein wenig. Nun konnte eins denken, was es wollte, beispielsweise, daß sie sich den Fuß verletzt habe. —

Wer machte des Heinrich Rocktäschel Landarbeit mit allerhand Gespannen und mit männlichen Handgriffen auf den Feldern? — Das waren die Dorffreunde, einer wie der andere. Sie brachten sein Heu herein in die gepachtete alte Dorfscheune, sie nahmen sich seiner Ernte an mit Sense und Einfuhr.

Was konnten denn die Weibsen schaffen? Die Frau griff zu mit ihren immerhin noch kranken Händen, und Michael arbeitete mit seiner jungen Manneskraft.

Um Anfang August begannen sie zu bauen. Die Brandstelle war aufgeräumt worden.

Wer hatte alles beim Aufräumen der Brandstelle geholfen? — Die Großväter und die Großmütter und die Kinder aus den Schulklassen und die jungen Burschen und die jungen Mädchen. Und dann wieder die Nachbarn, die Dorffreunde, hier aus Winsdorf und aus den Nachbarorten. Sie traten an nach gemeinschaftlicher Verabredung und vereinzelt, wie sie gerade Zeit hatten. Es war noch im Jahre 1913 der ruhigen, reichen, glücklichen, gepriesenen Friedenszeit, wo die gottgesegnete Zwangskette gesetzlicher Ordnung das Volk noch umfing.

Als der Reif über die Äcker strich, der Frost sie härtete, der Schnee in der Luft seine Spiele aufführte, war das Grundstück unter Dach, das Wohnhaus mit der Schmiede, dem Stall und dem Schuppen und der Scheune, die außerhalb lag. Und die Innenarbeit war im Gange.

Die Frau Rocktäschel war wie ein Mann dahergetreten, hatte angeordnet und bestimmt. War die Walterin ihres Mannes gewesen, der nun schon offen (auf) war und in der Stube an Stöcken sich schleppte.

Dann auch daher auf die Arbeitsstätte schwankte — späterhin — als der Sommer sich schon davongemacht und der Herbst die Herrschaft angetreten hatte.

Im September kam Heinrich Rocktäschel zuerst und sah seine neue Hofstätte vor sich hingezeichnet. Er sah die Maurer arbeiten und die Zimmerleute. Er kam alle Tage.

Die Leute merkten, wie sein Gang von Woche zu Woche sicherer wurde, und wie auch sein Geist sich wieder aufrichtete und die Krücken und Stöcke von sich warf.

Er sprach durch den Mund seiner lieben Frau Marie. Die Maurer und Zimmerleute drehten die Köpfe, denn da redete eins, das Einblick und Überblick hatte. Rocktäschel kam in die Welt der praktischen Erwägungen und Erfahrungen und Griffe zurück.

Im November klinkerten die Hammerschläge der Schieferdecker, innen im Hause wurden Decke und Wände verputzt, Türen

Digitized by Google

und Fenster wurden angeschlagen. Schritt um Schritt zog das neue Wesen ein, die Erschaffung.

Und dann kam das Frühjahr, und die Schieferdecker waren abermals zur Stelle. Sie legten dem Oberstock ein Gewand von Brettern an, das mit Schiefer beschlagen wurde. Auf dunklem Grundton in ganz hellem Schiefer die Jahreszahl des Unglücksfalles und Aufbaues 1913. Von jeder Seite der Jahreszahl ein heller Schieferstern als Zierat. Oben und unten ein heller Schieferstreifen, der dem Abschluß und Ausputz dienstbar war.

Die Treppe wurde eingefügt, die Dielung vollzog sich, die Anstreicher und Ofensetzer taten, was ihres Amtes. Zuletzt brachte der Tischler die Tische, Stühle, Bänke und Sekretäre, den Küchenschrank und den Kleiderschrank und die Spanbetten.

Mit dem Wohlstand bei Rocktäschels war es vorüber. Das Sparen war zum Zwange geworden. Aber was will das sagen, wenn man sich nur gegenseitig hat. Wenn nur keins aus dem Zusammenhange abgewandert ist. Wenn nur das Einvernehmen sich nicht getrübt hat durch krankes Denken. Mit der Zeit wird schon der kleine Überfluß sich einstellen, das Rechnen mit dem Dutzend, wo sich jegliche Anschaffung jetzt in den bescheidenen Grenzen der Einzahl und Dreizahl hält.

Hinterwärts, ein paar hundert Schritte zurückgebaut, steht die Scheune. Sie trägt Schieferdachung bei Bretterwänden. Sie sollen zugdurchlässiger sein als die Fachwerkscheunen und aus diesem Grunde besser, also sprechen die Menschen hier oben. Auf der Holztenne dreschen sie mit rundem Flegel. Und die Scheunen haben bräunliche Farbe, kaffeebräunlich bis schwarzbräunlich. So ist hier die Mode.

Als der Krieg begann, prüfte Rocktäschel seine Handgriffe, die ernstlichen seines Schmiedehandwerks, neben Michael seinem Sohn. Langsam ging es vonstatten, der Wille und die Gewöhnung halfen.

Im Jahre 1915 wurde Michael eingezogen. Da stand der Vater fest auf seinem Platze und schaffte wieder das Erforderliche.

Die alten Freunde kamen — Eline, die ja nun Witwe war und deren eifrige, stille Augen ein klein wenig matter oder müder geworden waren, die aber ihren Lebensschritt noch innehielt in der alten Weise gerechter Tüchtigkeit und Ehrlichkeit, und bei der die alte Selma Rüger festsaß, ein bißchen wischte und spann und das Vieh versorgte.

Und dann kam auch eines Tages aus der alten Heimat die Händlerfrau mit dem heiligen Augenaufschlag. Sie war indessen alt geworden, war weit in die Fünfzig eingedrungen. Ihren kirchlichen Stimmenklang hatte sie aber beibehalten. Und ihr Gewicht und Maß war noch ebenso anfechtbar, wie es vor Jahrzehnten gewesen. Sie erzählte vom alten Vetter Michael, der längst gestorben war, und von der alten schweren Hefenfrau Heinerjette, die noch lebte. Auch das Kind unter dem Stachelbeerstrauch wimmerte noch nach ihrem Berichte. —

Die Schänkstube hatte Rocktäschel nicht wieder herstellen lassen. Seine Sehnsucht nach stillem Frieden war allzu groß. Wenn er seinem Handwerk obgelegen hatte, wollte er die Ruhe des Alleinseins genießen.

Was für ein lieber, vertraulicher Mann war er seiner Frau, was für ein goldener Vater seinem Mädelchen.

Wenn die Frau im Hause schaffte, sah sie ihres Mannes Vorsorgen aller Arten — wenn er dahertrat und ihr eine Last aus den Händen nahm — wenn er vorsorgte durch eigene Handgriffe, daß der ihren weniger erforderlich waren — wenn er gütig und behutsam zu ihr redete im Arbeitsverlaufe — wenn er sogar ein kleinstes wenig schalkhaft tat ihr zu gefallen — wenn er ihren ganzen äußeren Menschen mit Augen der Freude betrachtete und ihrem inneren Menschen, ihrer Lauterkeit des Herzens und des Charakters, andachtsvoll wie einem Kirchenliede gegenüberstand.

Und wenn sie in Feierstunden beisammen saßen, nicht nur Sonntags, sondern alle lieben Tage ein wenig, der Mann, die Frau und das Kind, so am Abend vielleicht oder auch in der Zwischenzeit einmal, und spürten das Gutsein im Streicheln der Hand oder im Sprechen und Schweigen. Oder hörten das Kind reden und lachten dazu.

„Das warst itze du — dein Temperament."

„Nein, das warst du. Du stackst drinne in dem Kinde."

Die Frau antwortete: „Sie hat was von uns beiden, von dir und von mir, wie sich das gehört; gelle, meine kleine Tochter?"

Zu großen Unterhaltungen, bloß um des Geredes willen, neigten Mann und Frau seit der Feuerkatastrophe nicht. Aber die Mutter scherzte mit ihrem Kinde und der Mann hörte zu. Er hörte alle Jubel- und Lachklänge in den Stimmen seiner beiden ihm zuerteilten Menschen.

Denn die Mutter gab dem Kinde das, was ihm gebührte. Und da trat denn auch der liebe, törichte, spielerige Klang wieder zutage, der ihrer Jugendstimme angehaftet hatte. Und der ihrem Manne sagte, daß

Digitized by Google

seine liebe Frau Marie mit ihrem Schicksal zufrieden war.

Das sie sich ja wohl anders gedacht haben mochte, damals als sie des Heinrich Rocktäschel Eheweib geworden war, alltäglicher, landläufiger und dutzendhafter — —

Wenn oben auf der großen Himmelswiese die seligen Engel wieder einmal die breite, sonnendurchstrahlte Eintönigkeit ihres Himmelslebens, die durch keinen Haß und Zank — durch keine Sorge und kein Leid — durch keine heiße Menschenliebe und kein sehnsuchtsvolles Suchen und Streben und Verlieren und Erringen gekürzt wird, — wenn sie diese sonnendurchstrahlte Eintönigkeit wieder einmal unterbrechen werden, indem sie niedersitzen mit ihren schönen, weißen Engelsflügeln und ihren buntfarbenen und weißen Engelsgewändern und den feinen Blumenkränzen, die sie auf ihren schimmernden Locken tragen, und einander ihre Träume erzählen — — dann wird die Minna Rocktäschel von dem Mann unten auf der Erde berichten, dem die Flammen seine Habe gefressen haben, den sie angefallen haben wie die Höllenbuben, und der jetzt nicht ohne schwere Sorgen seine Tage abspinnt.

Und der dennoch behaupte, daß es nirgends so schön sei wie in seiner Hütte. Der sich keinen Himmel beglückender vorstellen könne, als das ganz sachte, ganz artige, ganz ungesprächige Leben mit seiner lieben, braven Frau Marie und mit seinem kleinen, zärtlichen Töchterchen, das Mathildchen heiße.

Und daneben das Leben mit seinem wackeren, schaffenden Schmiedehammer und mit Pferd und Kuh und Ackerbreite. —

War nun die Tante Berta auch kein so einwandfreier Geist, wie es das Engel gewordene Schmiedetöchterchen Rocktäschel war, das viel auf der Erde gelitten hatte am verkürzten Wuchs und an verkürzter Lebensfreude, so war sie doch immerhin eine Zeugin, die in gerechtem Sinne wog, schon nur, wenn sie vom Ausgleich erzählte, den es hier unten im irdischen Leben schon geben solle.

Der Milius Stauch hatte nach ihrem Dafürhalten seinen Ausgleich gefunden. Zu dem ein andres Leben leider hatte beitragen müssen. Sein Söhnchen hatte bösen Fall getan und war als ein Kränkling zurückgeblieben, als ein Krückengeher.

Man bedenke seine Schuld an dieses Söhnchens Leidenstagen, die aus der Schuld gegen seinen ersten Sohn herausgewachsen ist, die also eine Ausgleichsschuld ist. Man bedenke die Verkürzung, welche die Freudenstunden des ganz unschuldigen jungen Menschen erleiden, die Verkürzungen, welche seinem Fortkommen und seinem Aufschwung beschieden sind. Hat da die Tante Berta recht mit ihrer Ausgleichswissenschaft? Oder ist die grauenhaft ungerechte Gerechtigkeit ein Märchen ihrer Phantasie und ihres guten und gestrengen Herzens?

Bei der Tante Aurele Frischauf ist es auch eine immerhin unverläßliche Sache der gerechten Einebnung. Sie hat sich nämlich noch verheiratet bei fünfundsechzig Jahren, mit einem Mann, der acht Jahre jünger ist als sie selbst. Er heißt Hildebert Matz und soll ein ganzer Harthöriger sein. Aber Aurele werde ihn schon kurz und klein kriegen, also lautet die Ansicht der Tante Berta.

Wohl! Wohl! Wir wollen es glauben, denn die Tante Aurele ist eine Hinrichtemaschine, ein Leben gewordenes Marterwerkzeug. Aber soll dieser Unfriedbringer denn ganz ohne Ausgleich seine Rute schwingen dürfen — oder ist etwa Matzens Hildebert — —

Wenn die Tante Berta an die kleine Helma Habermann denkt, ist sie überzeugt, daß sie ihren Ausgleich gefunden habe. Sie habe viel müssen leiden in ihren vergangenen Tagen, dafür sei ihr Glück jetzt aber auch sehr groß. —

Glück ... Glück ... —

Ja, was ist Glück überhaupt? — Ist Glück etwa, daß man satt ist? — Oder daß man stille ist? — Oder ist das Glück im Suchen und Warten enthalten — in der Kraft zum Suchen und Warten, meine ich? —

Am Ende ist es doch schon Glück gewesen, daß die kleine Helma Habermann das Bildnis ihres Frühlingsjungen in ihrem Herzen tragen durfte, sechzehn Jahre lang, ohne Anklage zu erheben.

Und am Ende ist ausschließlich das Wachsen das Glück. Aus dem das Gewachsensein hervorgeht. Alles inwendig gerechnet.

Ja, so glaube ich denn doch, daß die kleine Helma Habermann eine lange Glücksstraße mit ihrem Leben zurückgelegt hat.

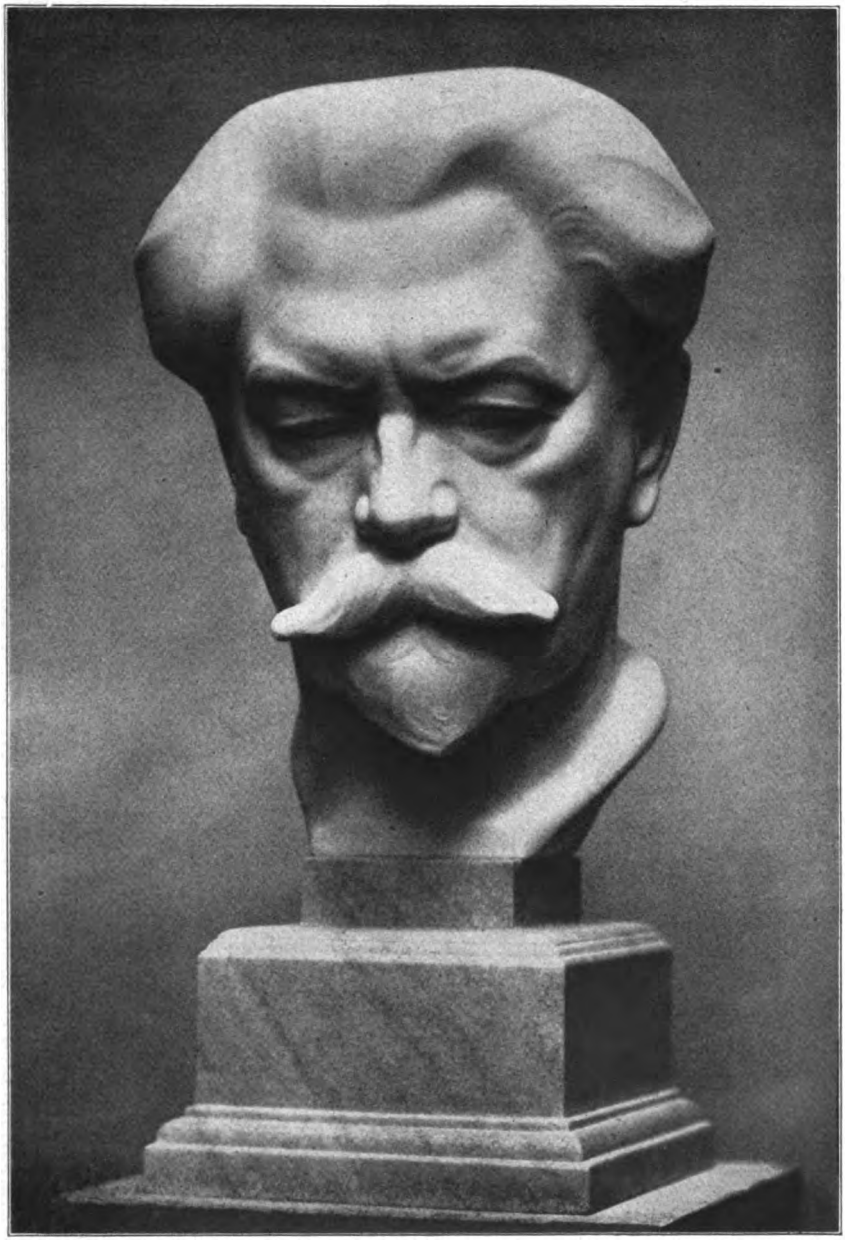
Was will da eigentlich noch die Tante Berta mit ihrer Theorie vom Ausgleich?

Der Perpendikel schwingt. Der Rechtsbewegung schließt sich die Linksbewegung an. Die Schwingung nach der einen Seite erzeugt die schwingende Kraft für die Gegenrichtung. So ist das Leben.

Es ist wirklich alles nur auf das Wachsen zugeschnitten. Daß man dazu bereit ist, das ist Glück. Daß man mittut. —

Die kleine Helma Habermann hat nie gefeiert. Und sie wird es auch jetzt nicht

Digitized by Google



Arthur Nikisch †
Bildwerk von Prof. Dr. h. c. Hugo Lederer

Digitized by Google

Digitized by Google

tun. Sie wird Sitz- und Ruheplätze herrichten in ihrem Hause, sie wird Haus und Acker, was an ihr liegt, in guter Ordnung halten, und sie wird ihre Rosenlaube zimmern und bepflanzen für sich und die Ihren. Sie wird ihrem struwelköpfigen Eheherrn alles darbieten, dessen er bedarf an artigen Vorsorgen und an verständiger Rede und an kleiner bunter Spielerei mit Herzwörtern und Herzstreicheln. Und sie wird ihre Kinder das Tun und das Jauchzen lehren.

So wird sie um eine Stufe vordringen auf dem Wege zur nie zu erreichenden Vollkommenheit. Und das ist Glück! —

Eline mit ihrer alten Dorothee und ihrem Ehemann ist diesen Weg gegangen, die Tante Berta, die Herzgroßmutter Habermann, auch der alte Vetter Michael und die brave, alte, füllige Hefenfrau Heinerjette, der Meister Magnus Klötzer und Rocktäschel, der Schmied! Vielleicht doch auch ein wenig der Schullehrer, von welchem Eline erzählte, daß er mit seinem kleinen Henner vierhändig geklappert habe. Verehrungswürdige Menschen!

# Gedichte von Hans Much

## Milde

Wir haben viel getrauert,
Mit Härte uns ummauert,
Und lernten in dem Streit:
Nur vor des Herzens Milde
Senken sich Speer und Schilde.
Endsieg bleibt nur der Lindigkeit.

Nur eine kurze Brücke
Trägt uns im Siegerglücke,
Schnell reißt der Strom sie fort.
Laßt uns ans Ufer schwimmen,
Den Steilhang zu erklimmen
Mit seinem hehren Gnadenhort.

## Stündlein

Nach den langen, schwermutfeuchten,
Trüben Stunden
Hat ein Stündlein voller Leuchten
Mich gefunden.

Soll ich's halten einer Rose
Gleich in Händen?
Oder es dem Weltenlose
Opfernd spenden?

Ob ich es mit Händefalten
Fest verschließe?
Stündlein, Stündlein, nie zu halten,
Fließe, fließe!

## Garten

„Es ist ein Mahner, der heißt Tat.
Der Garten harrt auf neue Saat
Und auf ein neues Handeln.
Heraus das üpp'ge Wucherkraut
Und Liebesblumen angebaut!
Es muß sich alles wandeln!"

Auch du wirst kommen, meine Zeit,
Wohlan, ich bin zum Dienst bereit,
Zum Wirken und zum Warten.
Ein treuer Gärtner war auch ich.
Die Frucht wird reif. Ein Lufthauch strich
Rein durch den Gottesgarten.



Digitized by Google

# Brahms und Berlin

## Ein Gedenkblatt zum 25jährigen Todestag des Künstlers

Von Dr. Gustav Manz

Unter meinen Tagebuchaufzeichnungen findet sich im Januar 1896 der kurze Vermerk: „Brahmskonzert; d'Albert spielt das D-Moll- und das B-Dur-Konzert." Als ich diese Zeilen niederschrieb, ahnte ich nicht, daß dieser bedeutsame Abend, an welchem Brahms selbst auch noch einmal mit köstlicher Laune seine „Akademische Festouvertüre" dirigierte, ein letztes Wiedersehen bedeuten sollte. Wenige Monate darauf brach das Todesleiden aus, das Brahms selbst, als man ihn nach Karlsbad schickte, zuerst als eine „bürgerliche Gelbsucht" bezeichnete. Es war aber ein unheimlicherer Gast gewesen, der sich in einem lebenslang so urgesunden Körper eingenistet hatte: der Leberkrebs fraß an ihm, und nach Monaten eines erschütternden Verfalls, am 3. April 1897, schloß Johannes Brahms für immer seine Augen ...

Mit jenem Berliner Konzertabend war für mich persönlich eine Reihe glücklicher Tage abgeschlossen, die ein freundliches Geschick meinem Lebensweg gegönnt hat: der Tage des Zusammenseins mit dem großen Künstler in Thun, Baden-Baden und Wien. Ein Kapitel unendlicher Bereicherung in menschlicher und künstlerischer Hinsicht war damit zu Ende. Und wenn ich heute, nach mehr als einem Vierteljahrhundert, darauf zurückblicke, verschwände mir fast alles in traumhafte Ferne, berichteten mir nicht selbst meine Tagebücher und gelegentliche, gedruckte Äußerungen von den inhaltsreichen Wochen, die ich in jungen Jahren als ein kaum verdientes Geschenk entgegennehmen durfte. Doch von alledem mag vielleicht ein andermal erzählt werden.

Heute möchte ich aus der Lebensfülle des Künstlers und Menschen ein einzelnes herausgreifen, seine persönlichen und künstlerischen Beziehungen zu der Reichshauptstadt.

Verglichen mit den mancherlei Verknüpfungen, die Johannes Brahms im Laufe seines vielbewegten Künstlerlebens zu zahlreichen Städten Deutschlands, Österreichs, Hollands und der Schweiz gewonnen hatte, ist sein Verhältnis zu Berlin eigentlich erst in zweiter oder dritter Reihe zu nennen. Denn wenn er auch, gleich seinem großen Zeitgenossen und Kampfgegner Richard Wagner, Mitglied der Akademie der Künste war, wenn auch auf seiner Hembdbrust, verdeckt freilich durch den wallenden Bart, der „Pour le mérite" in Friedensklasse prangte, sein Herz schlug wohl nicht merklich höher, wenn er wieder einmal den Boden der Reichshauptstadt betrat. Es sei denn, daß Stunden dem Freundesverkehr mit Klara Schumann, dem Ehepaar Herzogenberg oder der Verlegerfamilie Simrock, dem künstlerischen Zusammenwirken mit Joseph Joachim und Hans von Bülow gewidmet waren. Man weiß es ja: der gebürtige Hamburger, in seinem ganzen Wesen die entschiedenste Ausprägung norddeutscher Gefühlsreserve, hatte unter Deutschlands Städten nur eine einzige ausgesprochene Liebe. Sie hieß Wien. Wer je mit ihm zwischen den ragenden Palästen der Donaustadt oder durch ihre stillen, alten Gassen geschlendert ist, wer je mit ihm zusammen die bürgerlichen Tafelfreuden im „Roten Igel" am Wildbretmarkt genoß, der weiß, daß er dieser Stadt gegenüber ein Empfinden zum Ausdruck brachte, das sonst seinem Seelenregister ziemlich fremd war, — ausgesprochene Zärtlichkeit. Was konnte ihm gegenüber dieser Stadt, die ihn mit ihrer alten Kultur und ihrem fröhlichen Lebensrhythmus so vollkommen gefangen hatte, Berlin eigentlich sagen?

Gleichwohl mag es einmal, aus Anlaß des gegenwärtigen Gedenktages, von Wert sein, sich der verschiedenen Berliner Besuche von Johannes Brahms, sowie seiner freundschaftlichen Beziehungen im Zusammenhang zu erinnern. Soweit ich mich dabei nicht auf persönliche Eindrücke berufen kann, — und das geschieht natürlich nur zum kleineren Teil, — stütze ich mich auf die zuverlässigen und ausführlichen Darlegungen in der Brahmsbiographie von Max Kalbeck und auf den bisher vierzehnbändigen Brahmsbriefwechsel, die beiden Veröffentlichungen der „Deutschen Brahmsgesellschaft."

Brahms war ein Fünfundzwanzigjähriger, als er zum erstenmal nach Berlin kam. Das war im März und April 1858. Aber es waren durchaus keine Anlockungen des öffentlichen, künstlerischen Lebens, die ihn dahin führten, sondern einzig und allein das Verlangen, nach langer Trennung die innigstgeliebte Freundin Klara Schumann wieder zu begrüßen. Wohl mag er damals mit ihr zusammen in engeren Bekanntenkreisen sich künstlerisch betätigt haben, auf das Konzertpodium aber ging er, den schon der junge Ruhm umstrahlte, damals nicht. In behaglicher Ruhe durchwanderte er, freundschaftlich beraten von Herman Grimm, die reichen Kunstsammlungen der preußischen Residenz. Ständiger Begleiter war ihm damals Klaras Stiefbruder Woldemar Bargiel. Soweit er sich um musikalische Dinge kümmerte, geschah dies nur aus Zweckmäßigkeitsgründen: in der königlichen Bibliothek durchstöberte er die musikalische Abteilung, um für seinen Detmolder Singverein passende Stücke zu finden. Immerhin dauerte dieser erste Besuch in Berlin mehrere Wochen.

Genau zehn Jahre verstrichen, bis er abermals den Berliner Boden betrat. Das

Digitized by Google

erfolgte anläßlich einer Konzertreise, die er gemeinsam mit Stockhausen unternahm. Sie führte ihn am 7. März 1868 wieder an den Strand der Spree: Stockhausen sang damals einige seiner Romanzen aus der „Magelone", Brahms selbst aber trat auch diesmal nicht als Schaffender vor die Hörerschaft, sondern als ein durch wuchtige Kraft und verblüffendes Können überraschender Klavierkünstler. Er bot den Berlinern drei der gewaltigsten Stücke, die er damals in seinem Reisespielplan hatte: Schumanns C-Dur-Phantasie, Bachs Toccata und Beethovens letzte Sonate Opus 111. Drei Jahre später finden wir Brahms wieder in Berlin, wohin inzwischen sein nunmehriger Hauptverleger, der junge Fritz Simrock, übergesiedelt war. Freilich war diesmal seines Bleibens nur ganz kurz. Er befand sich auf dem Wege nach Bremen, wo er zum Gedächtnis der im Kriege Gefallenen am Karfreitag den 7. April sein „Requiem" dirigierte; auf der Herreise von Wien übernachtete er bei Karl Tausig und erneuerte mit ihm, seinem ehemaligen Wiener Kunstgenossen, die Erinnerung an alte Zeiten. Die Freunde ahnten nicht, daß es ihr letztes Zusammensein war; ein Vierteljahr später, am 17. Juli 1871, war Karl Tausig, kaum dreißigjährig, in sein frühes Grab gesunken und mit ihm eines der glänzendsten Meteore deutschen Virtuosentums für immer verglüht.

Es währte fünf Jahre, bis Brahms wieder einmal die nunmehrige Hauptstadt des neuen Reiches berührte. Von dem Sänger Georg Henschel hatte er sich überreden lassen, ausnahmsweise einmal seinen Sommeraufenthalt in Saßnitz auf Rügen zu nehmen. Nur zu gerne war er dieser Anregung gefolgt, da er vermuten durfte, angesichts des Meeresrauschens der nordischen Heimat die damals begonnene C-Moll-Sinfonie glücklich zu vollenden. Unangemeldet überraschte er am 7. Juni 1876 Klara Schumann, „die mit Joachim und Stockhausen gerade in Brahmsscher Musik schwelgte". Erst nach sechs Jahren taucht er dann wieder auf. Inzwischen war Hans von Bülow als Meininger Musikgewaltiger in die Flitterjahre seines Brahmskultus eingetreten, und so war es denn die Meininger Hofkapelle mit ihm an der Spitze, die am 8. Januar 1882 in der Singakademie vor das Berliner Publikum trat. Brahms selbst spielte außer dem B-Dur-Konzert die beiden Rhapsodien (Op. 79) und dirigierte am nächsten Abend sein erstes, diesmal von Bülow gespieltes Klavierkonzert in D-Moll. Das „Musikalische Wochenblatt" sprach von „phänomenaler Wirkung", und Paul Lindau, in jener Zeit reichshauptstädtischer Vertreter der „Kölnischen Zeitung", widmete dem musikalischen Ereignis einen eigenen „Berliner Brief". Was ihm, wie allen Besuchern der beiden denkwürdigen Konzerte, zunächst auffiel, war die äußere Wandlung, die mit dem Künstler vor sich gegangen war. Er hatte sich seinen später so historisch gewordenen Vollbart wachsen lassen und stellte so dem aufmerksamen Beobachter in seiner verhaltenen Ruhe geradezu ein Beispiel des „germanischen Typus" dar. (Nebenbei bemerkt, wurde Brahms tatsächlich in einem Lehrbuch der Geographie noch bei Lebzeiten als Vertreter der kaukasischen Rasse abgebildet, was ihm selbst einen außerordentlichen Spaß bereitete.) Die Pause bis zu seiner nächsten Wiederkunft war diesmal bedeutend kürzer. Bereits im Januar 1884 erschien er auf dem Konzertpodium, spielte mit den Philharmonikern unter Wüllners Leitung sein D-Moll-Konzert, dirigierte seine überall mit Jubel

Brahms beim Dirigieren. Zeichnung und Verlag von Beckerath-Hamburg



Digitized by Google

aufgenommene F-Dur-Sinfonie und ließ sich sogar dafür gewinnen, dies am 29. Januar im populären Sinfoniekonzert zu wiederholen. Ausnahmsweise war den Berlinern, die an diesen volkstümlichen Abenden die Gemütlichkeit mit dem Kunstgenuß zu vereinigen pflegten, das Rauchen verboten.

Die nächsten Berliner Aufenthalte von Brahms hatten jedesmal ein ganz besonderes Gepräge und bildeten jedenfalls selbst in seinem ereignisreichen Künstlerdasein Erinnerungen von außerordentlichem Wert. Im März 1889 zeichnete er das letzte Konzert des Winters vor Bülows Abreise nach Amerika durch seine Mitwirkung aus, spielte selbst sein erstes Klavierkonzert und dirigierte die ihm besonders liebe „Akademische Festouvertüre". Diesmal war ganz besonders dafür gesorgt, daß der den Tafelfreuden und einem guten Trunk zeitlebens treulich zugetane Meister sich abends von den Anstrengungen der Proben erfrischen konnte. Er hatte sein Standquartier im Askanischen Hof aufgeschlagen, dem Stelldichein der jungdeutschen Geister unter der Führung von Paul Schlenther und Otto Brahm. Die literarische Welt war damals erfüllt von der Erwartung der Erstaufführung der Ibsenschen „Frau vom Meere". Am Abend vorher fand im Askanischen Hofe ein Festmahl statt, dessen Gäste außer Ibsen unter anderen Theodor Fontane, Paul Lindau, Joseph Kainz, Emanuel Reicher und selbstverständlich die Führer der „Freien Bühne" waren. Zu ihnen stießen nach ihrem Konzert Brahms mit Bülow und Wüllner, und als sich dann auch noch Erich Schmidt, „schön wie der junge Alkibiades", einfand, war es, wie uns Brahm berichtete, das reine Symposion des Platon. Bülow, ausnahmsweise wieder einmal in allerbester Laune, machte dabei seinen bekannten Witz: er stellte den „Nominativ" (Brahm) dem „Genitiv" (Brahms) vor. Freilich wußte er, daß der „Genitiv" durchaus nicht gewillt war, mit dem nordischen Dichter und seinen Anhängern durch dick und dünn zu gehen, und so sagte er während des Essens zu Ibsen mit Bezug auf Brahms: „Er ist jetzt dabei, die ‚Wildente' mit gutem Appetit zu verspeisen, einen Flügel hat er schon angeknabbert." In der Tat ist es Otto Brahm auch nicht gelungen, was er bei Bülow leicht erreichte: Brahms konnte sich nicht entschließen, seinen wertvollen Namen für den Aufruf zur Gründung der „Freien Bühne" herzugeben.

Zwei Jahre später war Brahms wieder in Berlin, und die Kraft seiner künstlerischen Persönlichkeit war jetzt stark genug, sogar geheiligte Überlieferungen zu durchbrechen. Seit Jahrhunderten hatte man an den Singakademieabenden des Joachimquartetts nur Streichmusik gehört, und nun sollte, wie Brahms an Simrock schreibt, durch ihn das Joachimsche Quartett sozusagen seine Jungfernschaft verlieren; denn er dringe mit Klarinette und Klavier in das keusche Heiligtum. Der von manchen Altgläubigen als revolutionär angesehene Staatsstreich hatte einen Erfolg sondergleichen. Klarinettentrio und -Quintett versetzten das Publikum in geradezu südländische Begeisterung; nicht zum wenigsten zählten Hans von Bülow und Adolf Menzel, die gleichfalls in der Hörerschaft saßen, zu denen, die außer Rand und Band gerieten. Man verlangte das ganze Quintett noch einmal zu hören; Joachim wiederholte wenigstens das Adagio. Damals war es, daß Adolf Menzel, begeistert von dem Meiningenschen Meisterklarinettisten Mühlfeld, eine seiner mythologischen Anwandlungen bekam. Er zeichnete „einen griechisch profilierten männlich-weiblichen Idealklarinettisten, eine Art Muse im Smoking" und schrieb in seiner großzügigen Pinselschrift darunter: „Nur die Euterpe selbst konnte eine gewisse Partie in einem gewissen — — so blasen. A. M."

Schon nach dreiviertel Jahren konnte sich Brahms wieder bei Simrock für Berlin anmelden. Es handelte sich um die bedeutsame Einweihung des von Hermann Wolff erbauten „Saal Bechstein", dessen Eröffnungsabend Bülow, dessen dritter Abend Rubinstein gehörte, während am mittleren, dem 5. Oktober 1892, Brahms und das Joachimquartett sich künstlerisch betätigten. Zwischen dem B-Dur-Sextett und dem Klarinettenquintett spielte Brahms mit Joachim seine Hans von Bülow zugeeignete D-Moll-Sonate. Sein vorletzter Besuch in der Reichshauptstadt fand im Januar 1895 statt, wo in der Singakademie das Publikum sein G-Dur-Quintett mit Beifall überschüttete, und Brahms schließlich, um sich der Hörerschaft zeigen zu können, mit erstaunlicher turnerischer Gelenkigkeit von der ersten Bank aufs Podium hinaufsprang.

Genau ein Jahr später vollführte er dann das schon in Leipzig mit Glück erprobte Experiment, durch d'Albert seine beiden Klavierkonzerte an einem Abend spielen zu lassen. Das war, wie eingangs erwähnt, im Januar 1896, hatte freilich nicht ganz denselben Erfolg wie in Leipzig. Die Kritik benahm sich nicht durchweg freundlich, und Brahms mußte für mancherlei Feindseligkeit Entgelt suchen in der angenehmen Gastlichkeit seines Verlegerhauses, in mancherlei geselligen Zusammenkünften im „Askanischen Hofe" oder in Adolf Menzels Stammkneipe, der alten Weinstube von Frederich, die sich damals noch in der Potsdamer Straße befand. Bei diesem letzten Berliner Besuch von Brahms fand auch die denkwürdige Nachfeier von Menzels achtzigstem Geburtstag statt, die dieser höchst persönlich seinem verehrten Wiener Gast ganz allein in seinem Atelier veranstaltete.

Dies häusliche Stelldichein der beiden Großen aus benachbarten Reichen ist zu hübsch, um hier nicht in Kalbecks wohl auf Brahms' eigenen Angaben beruhender Schilderung wiedergegeben zu werden. „Den

Digitized by Google

Freund erwartete ein solennes Austernfrühstück von abenteuerlichen Dimensionen mit Rheinwein (Jubiläumswein) und Champagner. Sie fingen um 10 Uhr vormittags an zu trinken und zu schauen und vertieften sich so sehr in die letzten Gründe omnium visibilium et invisibilium, daß es schon dunkel geworden war, als Brahms nachsah, wie spät es sei, und zu seinem großen Schrecken an ein großes Diner dachte, das ihm zu Ehren in irgendeinem vornehmen Restaurant auf 5 Uhr festgesetzt war." Das Nachspiel dieser seßhaften Geschichte hat Frau Klara Simrock ihren Freunden erzählt. Kurz vor 5 Uhr vom Frühstück heimgekehrt, steckte Brahms den Kopf in kaltes Wasser, kleidete sich um, fuhr davon, kam zum Nachtmahl statt um 8 erst um 9 Uhr wieder zurück und musizierte dann mit Hausmann und Frau Soldat von Mitternacht bis 3 Uhr früh! Als er ein paar Stunden darauf seinen Morgenkaffee trank, meinte Frau Simrock, er sei nicht nur ein gottbegnadeter Künstler, sondern auch ein Riese an Gesundheit, worauf Brahms erwiderte: „Was wollen Sie, ich habe noch nie in meinem Leben eine Mahlzeit ausgelassen und niemals einen Tropfen Medizin genommen." — So hatte Brahms gerade bei seinem letzten Berliner Aufenthalt noch einmal des Daseins Freude in vollen Zügen genossen. Nach Jahresfrist war er ein schwerkranker Mann, nach 15 Monaten lag er auf dem Totenbett.

Elisabeth v. Herzogenberg, Brahms' musikalische Freundin

Diesen kurzen Umrissen der Berliner Brahmsbesuche sei nun, ebenfalls in andeutender Form, angefügt, welcher Art (abgesehen von Adolf Menzel) die persönlichen Beziehungen waren, die ihn an die Reichshauptstadt fesselten und ihm auch seine dortigen Aufenthalte mit dem Schimmer heimischer Behaglichkeit zu umgeben versuchten. Die Freundschaft mit Klara Schumann und Joseph Joachim muß hier ausscheiden. Denn so manchesmal auch Brahms in den etwa vier Jahrzehnten seiner öffentlichen Künstlertätigkeit mit diesen Herzensfreunden entsprechend ihrem zeitweiligen oder dauernden Aufenthalt in Berlin, zusammenkam, der Bund mit ihnen war nicht an die preußisch-deutsche Hauptstadt geknüpft und richtete sich namentlich im Falle von Klara Schumann in seiner immer wiederkehrenden Auffrischung nach den Wohnorten der verehrten Freundin und Künstlerin.

Hingegen darf man bei Brahms' Berliner Beziehungen nicht vorübergehen an seinem Freundschaftsbund mit Heinrich und Elisabeth von Herzogenberg sowie mit Fritz und Klara Simrock. Doch auch hier gilt es gleich einen Unterschied festzustellen. Die Beziehungen zu dem Herzogenbergschen Ehepaar hatten ihren Ausgang in Wien genommen, ihre Blütezeit erlebt, als Herzogenbergs in Leipzig wohnten und Brahms bei jedesmaligem Kommen ihr Wohngast war; sie hatten ihren Zenit bereits überschritten, als das künstlerische Ehepaar, dank der Berufung des Mannes an die königliche Hochschule für Musik, nach Berlin übersiedelte. Hier verfiel Heinrich von Herzogenberg bekanntlich bald schwersten körperlichen Leiden, die ihn auf lange Zeit zum Dauergast auswärtiger Sanatorien machten, und seine Frau starb bereits am 7. Januar 1892 als Opfer einer schon lange an ihr nagenden Herzkrankheit. So war Brahms bei seinen letzten Berliner Besuchen, soweit er nicht im Gasthof abstieg, stets Hausgenosse bei seinem Verlegerehepaar und fühlte sich ganz besonders wohl in ihrem Heim in der stillen Straße „Am Karlsbad", wo sich die künstlerische Atmosphäre aufs glücklichste verband mit den materiellen Freuden eines wohlhabenden Familienheims.

Gleichwohl aber gebührt seinem Freundschaftsbund mit dem Ehepaar Herzogenberg auch hier noch eine erste Stelle. Denn die auf dem gegenseitigen künstlerischen Verständnis beruhende seelische Bindung zwischen

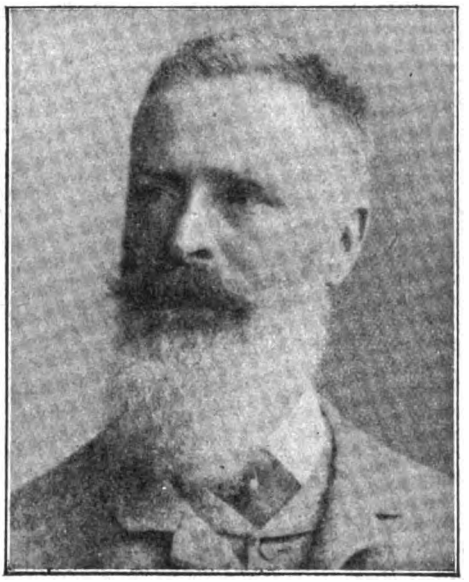
Digitized by Google

Brahms und namentlich der einst blühend schönen Frau war zu tief, um nicht als eine seiner wichtigsten persönlichen Beziehungen angesehen zu werden. Ja man darf wohl sagen: wenn man den Zug der Frauen betrachtet, die durch das Leben des Einsamen gegangen sind, so steht Elisabeth von Herzogenberg fast wie eine Verjüngung von Klara Schumann vor uns. Freilich war das Verhältnis zur Frau und Witwe seines einstigen neidlosen Entdeckers Robert Schumann in seiner brüderlich-schwesterlichen Art zu innig, um nicht trotz gelegentlicher Verstimmungen bis zum letzten Atemzuge des um elf Jahre jüngeren Freundes und Verehrers auszuhalten. Hingegen mußte sich wohl Elisabeth von Herzogenberg in den letzten Jahren ihres Lebens mit stillem Verzicht sagen, daß auch die Neigungen der Großen wandelbar sind, und der Leser ihrer Briefe stellt mit Rührung fest, wie sie immer wieder von dem lakonisch werdenden Meister eine kurze Briefzeile, nur ein karges Lebenszeichen erbittet. So schreibt sie einmal (aus Lugano, 22. Sept. 1888): „... Wenn ich darf, schwätz' ich Ihnen dann ein weniges vor, obwohl Sie mir heut einen deutlichen Wink gaben, ‚alle Rederei überflüssig' zu finden! Fänden Sie sie nur nicht so ‚überflüssig'! Wenn Sie wüßten, wie alle wahren Werte wachsen und sich alles Gute und Liebe einem vertieft in harten Zeiten, wie wir sie durchgemacht, Sie kargten nicht mit Worten und gönnten uns öfter Ihrer geschriebenen Stimme Klang! ... Wir haben Sie nun einmal sehr lieb, lieber Freund, und Sie könnten auch ein wenig die Unbequemlichkeit davon auf sich nehmen!!"

Es ist mit Dank zu begrüßen, daß vor kurzem, gerade recht zum Todesgedächtnistage von Johannes Brahms, ein Neudruck des aufschlußreichen Werkes „Johannes Brahms im Briefwechsel mit Heinrich und Elisabeth von Herzogenberg" vorliegt (Verlag der „Deutschen Brahmsgesellschaft" m. b. H. Berlin 1922; 4. Auflage). Dieses Werk ist ein lebendiges Denkmal der langjährigen, aus seltsamen Anfängen entwickelten Freundschaft des Tondichters. Einst in Wien sollte er der jungen Elisabeth von Stockhausen, der bildschönen, blonden Tochter des damaligen hannöverischen Gesandten am österreichischen Hofe, der hochbegabten Klavierschülerin des bekannten Kunstpädagogen Julius Epstein, den höheren musikalischen Schliff geben. Die nun folgende Episode seines Lebens ist schon echt brahmsisch. Der damals noch besonders schweigsame und schüchterne Hamburger Pianist, der eben auf dem Wiener Boden zu wurzeln begann und als mäßig bezahlter Dirigent der Wiener Singakademie recht sehr auf Nebenverdienst angewiesen war, erklärte schon nach wenigen Besuchen, er sehe sich genötigt, den Unterricht abzubrechen. Als Grund gab er an, der zurückgesetzte Epstein könnte sich beleidigt fühlen. Die biographische Forschung glaubt andere Gründe annehmen zu dürfen: der junge Brahms befand sich wohl in der Gefahr, sich gründlichst in seine schöne junge Schülerin zu verlieben, und entwand sich, wie noch manchesmal in seinem späteren Leben, dem Glück, das sich ihm angesichts seiner unsicheren Lage nur als etwas Bedrohliches darstellen konnte. Wenige Jahre darauf hat dann der junge, aus Graz stammende Freiherr von Herzogenberg, ein Schüler des Kapellmeisters Otto Dessoff, die Braut heimgeführt. Herzogenberg selbst, der um zehn Jahre jünger war als Brahms, sah zu diesem mit Bewunderung auf, erblickte zeitlebens in ihm sein künstlerisches Ideal und wagte es noch als reifer Mann und hochgeschätzter Künstler immer nur mit Bescheidenheit, seine eigenen kompositorischen Gaben als schwaches Entgelt für dasjenige darzubieten, was ihm und seiner Frau aus dem Reichtum des großen Freundes dargeboten wurde.

Das junge Paar Herzogenberg, das im Jahre 1872 nach Leipzig übergesiedelt war, lebte in harmonischster Ehe, und nur dann und wann empfand es Frau Elisabeth schmerzlich, keine Kinder zu besitzen. Ersatz fand sie in der verständnisvollen Liebe für das künstlerische Wirken ihres Mannes und nicht zuletzt in der Freundschaft mit Johannes Brahms. Hatte er zuerst in Wien nur flüchtig ihre Wege gekreuzt, so wurde er in späteren Jahren, so oft er nach Leipzig kam, der gern gesehene und reichlich verhätschelte Hausgast des jungen Künstlerpaares. Ihnen vor allem war es zu danken, daß die Leipziger, die einst im Jahre 1859 das Brahmssche D-Moll-Konzert ausgezischt hatten, allmählich eine bessere Meinung von dem Wiener Meister bekamen. Es war im Jahre 1873, daß Brahms dem Ehepaar freundschaftlich nähertrat, und alsbald beginnt dann, freudig unterbrochen durch häufigere Besuche, der briefliche Austausch zwischen den dreien. Er lernte die junge Frau nicht nur beim vierhändigen Spiel und in ihrer ebenso herzenswarmen wie kritisch begründeten Beurteilung seiner Werke als Künstlerin schätzen, sondern auch als Frau in der anmutvollen Ausübung häuslicher Pflichten bewundern. Wie tief ihr Eindruck auf ihn war, geht aus einer Briefstelle an das Ehepaar hervor, in der es heißt: „Recht von Herzen danke ich Ihnen für die Freude, die Sie mir durch die Übersendung — fast hätte ich gesagt durch die Anzeige — Ihrer Variationen [auf ein Thema von Brahms] gemacht haben. Es ist aber auch ein gar zu angenehmer Gedanke, mit seinem Lied einen anderen in so inniger Weise beschäftigt zu wissen. Man muß doch eine Melodie lieb haben, um ihr so nachzusingen? Und bei Ihnen müssen doch zweie diese Liebe hegen? So verzeihen Sie also, wenn mein Dank früher anfängt und mein Urteilen früher aufhört, als Sie es wünschen. Ich bin zu sehr beteiligt, wenn ich von dem Vergnügen spreche, mit dem ich das Heft vor mich hinlege und in Gedanken vierhändig spiele, zur

Digitized by Google



Fritz Simrock, Brahms' Verleger und Freund, und seine Gattin Klara

rechten Seite ganz deutlich ein schlankes Frauenbild in blauem Samt und goldenem Haar. Wollte ich nun weiter sprechen, erzürnte ich ja entweder den Mann oder die Frau."

In der Tat, von dem Augenblick an, wo Brahms in der Humboldtstraße zu Leipzig als Freund aus- und einging, hat er sich an dem fremden Glück „Hände und Herz gewärmt", und der Wiederklang dieses Bundes der drei Menschen, wie er uns aus ihrem Briefwechsel entgegentönt, ist von ergreifender Schönheit. Man wird diese Briefe, so sagt Kalbeck in seiner Einführung mit Recht, „immer wieder lesen, mit Ehrfurcht vor dem in sich gefestigten, echt männlichen, manchmal fast unnahbaren, bis zur Härte schroffen Charakter von Brahms, der nur seine Kunst für die zartesten und tiefsten leidenschaftlichen Bewegungen seines Innern reden ließ; mit Rührung und Hochachtung vor der selbstlosen, unerschütterlichen Treue Heinrichs von Herzogenberg, den nichts in seinem Glauben an die Güte und Größe des ihm überlegenen Genius beirren konnte, und mit einer aus frohem Staunen und herzlicher Zuneigung gemischten Sympathie für die geist- und gemütvolle, demütig-stolze, würdige und bescheidene Frau, die, eine mit dem Schwerte der Kritik gegürtete Grazie, in Fragen der Kunst nicht an ihr sicheres, auf dem Fundamente der Sittlichkeit beruhendes Schönheitsgefühl allein zu appellieren brauchte, da ihr durch Kenntnisse und Erfahrungen bereichertes, unbestochenes Urteil das jedes Fachmannes aufwog."

Als Elisabeth von Herzogenberg am 7. Januar 1892, erst 45jährig, nach namenlosen Qualen in San Remo von ihrem schweren Leiden erlöst wurde, schrieb Brahms an den Gatten, dem seine Frau in den Jahren vorher in schwerem, eigenem Siechtum eine bis zur Selbstaufopferung getreue Pflegerin gewesen war, einen jener wundervollen Briefe, in deren lakonische Kürze so unendlich viel verhaltenes Empfinden hineingebannt ist. Es heißt darin: „Sie wissen, wie unaussprechlich viel ich an dieser teuern Frau verloren habe, und können danach ermessen, mit welchen Empfindungen ich an Sie denke, der Sie ihr verbunden waren, wie es nur Menschen sein können ... Wie wohl würde es mir tun, könnte ich nur stille bei Ihnen sitzen, Ihre Hand drücken und mit Ihnen der Lieben, Herrlichen gedenken! Ihr Freund J. Brahms."

Hatte Brahms zu ihren Lebzeiten der künstlerischen Freundin zwei seiner Rhapsodien zugeeignet, so darf man in dem H-Dur-Adagio seiner „Vier ernsten Gesänge" ein Requiem auf die Entschlafene erblicken. Denn aus einer ursprünglich zu ihrer Erinnerung geplanten Sinfoniekantate hat sich jene wundervolle Melodie in dieses Werk hinübergerettet, das der erschütternde Schwanengesang des von Krankheit zerbrochenen Meisters selbst geworden ist.

Die Ehre und Freude, Brahms als Hausgast bei sich zu sehen, die in Leipzig das Glück des Ehepaars Herzogenberg gebildet hatte, ging späterhin in Berlin auf das Ehepaar Simrock über. Auch hier lag der Beginn der Freundschaft schon weiter zurück. Fritz Simrock, der Enkel der rheinischen Verlegerfamilie, deren Großvater seinen einstigen Kapellkollegen Beethoven, deren Vater Mendelssohn menschlich und verlegerisch ins Herz

Digitized by Google

geschlossen hatte, war in jungen Jahren ein ebenso schneidiger Korpsstudent und Husarenoffizier, wie er später, nach seiner Übersiedelung von Bonn nach Berlin, ein rühriger und erfolgreicher Verleger wurde. Hatte er doch in kluger Einschätzung des werdenden Genius bereits Anfang der sechziger Jahre rasch zugegriffen, als Breitkopf & Härtel, die Brahms' elf ersten Werke herausgebracht hatten, zu zögern oder gar abzulehnen begannen. Mit der A-Dur-Serenade (Opus 16) eröffnete der junge Fritz Simrock nicht gerade zum Ergötzen seines Vaters Peter Joseph den Reigen der Brahmswerke, die den Stolz des Simrockverlages bilden.

Wer die vier Bände Briefe durchliest, die Johannes Brahms im Laufe von fast vier Jahrzehnten an P. J. und Fritz Simrock gerichtet hat (Verlag der „Deutschen Brahmsgesellschaft", Brahms' Briefwechsel Band 9 bis 12), der gewinnt also nicht bloß einen tiefen Einblick in die Geschichte des deutschen Musikverlags, sondern lernt persönliche Dokumente einer Lebensbeziehung kennen, die auf wirklichem, gegenseitigem Verständnis und gegenseitiger Achtung begründet war. Als nun gar Simrock seine Jugendliebe Klara Heimann heimgeführt und mit ihr sein an Kunstschätzen reiches Heim in Berlin eingerichtet hatte, da übertrug Brahms seine Freundschaft auch auf die an inneren und äußeren Vorzügen reiche Gattin seines Verlegers. Er nannte sie scherzhaft die „Zierde des Verlags", war mündlich und schriftlich nie um Neckereien verlegen und versäumte es auch nicht, ihr allerlei zarte Aufmerksamkeiten zu widmen. Genau, wie bei Herzogenbergs in Leipzig, hatte er sich auch hier als eingefleischter Junggeselle zuerst gesträubt, die Gastlichkeit des Simrockschen Hauses in Anspruch zu nehmen. Kalbeck weiß aus jener Zeit eine reizende Anekdote zu berichten: „Als er zum erstenmal bei Simrocks übernachtete, erschien er am Frühstückstische, soweit ihm dies möglich war, in großer Toilette. Die weichen, mit Spitzen und Seidenbändern aufgeputzten Daunenbettkissen seines Lagers hatten ihm Respekt eingeflößt, er versteckte die gewohnten Pantoffeln im Koffer und fuhr gleich in die Stiefel. ‚In meinem Brautbett,' sagte er dann zur Hausfrau, die ihr bequemes Morgenkleid trug, ‚habe ich diese Nacht sehr gut allein geschlafen', und befragt, ob er nicht Lust zum Heiraten bekommen habe, rief er ehrlich erschrocken aus: ‚Nein; da liefe ich schon am dritten Tage davon!' Die freundschaftlichen Bande zwischen dem Künstler und seinem geschäftlichen Herold blieben bis zum letzten Atemzuge von Brahms fest geknüpft. Noch ein halbes Jahr vor seinem Tod faßte Brahms ihr persönliches Verhältnis im Glückwunschbriefe zu Simrocks sechzigstem Geburtstage in der ihm eigenen behaglich-ironischen Weise zusammen, indem er schreibt: „Für übermorgen wollte ich Dir den ‚Gnädigen Herrn' anbieten, mir dagegen das ‚Er' ausbitten — was doch entschieden für unser Verhältnis erst das Richtige wäre. Da sich dies telegraphisch nicht gut machen ließ, so schreibe ich's und meine ‚ergebensten' und herzlichsten Grüße und Glückwünsche dazu."

Man darf den Kreis der Berliner Beziehungen von Brahms nicht abschließen, ohne auch noch einmal des Namens Hans von Bülow zu gedenken. Lag auch das Schwergewicht ihres künstlerischen und persönlichen Zusammenwirkens vor allem in der Meininger Zeit, in der sich Bülows enthusiastisches Bekenntnis „zum dritten großen B" zum erstenmal vor aller Welt kundgab, so sind sie doch auch häufig genug in Berlin auf demselben Podium spielend und dirigierend tätig gewesen. Aus Berlin stammt auch, aus dem Jahre 1889, die bekannte Doppelphotographie von Brahms und Bülow, die letzterer witzig als „Legislative und Exekutive" zu bezeichnen pflegte. Sie ist nur ein äußeres Abbild und Kennzeichen der in späten Mannesjahren aus Abneigung und Gleichgültigkeit emporgeblühten Freundschaft Bülows zu dem „großen Bären", wie er Brahms gelegentlich zu nennen pflegte. Nachdem er sich einmal zu ihm bekannt hatte, fühlte er alsbald mit dem Spürsinn seines zartnervigen Geistes, wie „urgesund und hyperfein zugleich" der Schöpfer der „zehnten Sinfonie" (Brahms' „Erste" in C-Moll) war. Oft genug hat er dieser seiner Spätliebe Ausdruck verliehen, vielleicht mit am schönsten in einer Briefstelle aus Berlin unter dem 7. Dezember 1889, wo es heißt:

„Ja! Sieh — wenn Dich Frau und Herr von Herzogenberg — relictis ceteris — mit vielleicht noch größerer Intelligenz bewundern, mit innigerer Liebe zu Dir können sie nicht aufwarten. Du bist meines Geistes Erheller gewesen: Dir verdankt die Musikwelt alles Löbliche, was meine letzten besten Lebensjahre ihr zu bieten vermögen."

## Dorle. Von Ludwig Finckh

Wie eine Vogelmutter zwitschert mit ihren Jungen,
So zwitscherst du, Mutter, süß zu deinem Kind.
Ihr habt zueinander Engelszungen.
Niemand hört es als der leise Wind.

Digitized by Google

Polospieler. Gemälde von Otto Dill

Digitized by Google

Digitized by Google

# Es war einmal...

## Baltische Kulturbilder von Carl Worms

(Schluß)

### Die Großstadt

Nun sagen Sie selbst, verehrtester Freund, hat Sie bisher aus diesen Briefen etwas ganz fremd angemutet? Steckte etwas Russisches dahinter? Teemaschine und Liköre, das ist das einzige, was wir von den Slawen übernommen haben. Sonst könnte man solche Schilderungen doch auch nach Thüringen oder Mecklenburg versetzen. 's ist deutsch, 's ist ein Herz darin. Vielleicht ein altmodisches, aber es schlägt wacker drauf los. Originale nennt man ja wohl solche Menschen aus der Biedermeierzeit mit hoher Rocktaille, Vatermörder, schwarzem, breitem Halstuch und gelbseidenem Taschentuch. Bieder waren sie, aber vom Meier von heute — keine Spur. Originale wurden sie doch nur, weil sie seitab standen. Sieht man näher hin, so gucken uns prächtige Charakterköpfe an, Helden in ihrer Art, Wohltäter der Menschheit. Da der alte Baron im perlgrauen Schlafrock, graue Locken über der gefurchten Stirne, sein grüner Papagei auf der rechten Schulter. Und vor ihm die Kaffeetasse, aus der das letzte Stück Zucker herausragen muß, sonst trinkt er nicht. Oder jener über sechs Fuß große, weißhaarige Pastor. Im Graben zwischen Ackerwinden ging er spazieren, weil er behauptete, daß es auf der Landstraße zu stark zog. Am Altar aber ragte er wie ein Prophet über der Gemeinde auf. Oder das Tantchen mit den über die Ohren glattgestrichenen Haaren, „in den Augen Engelsmilde, in der Hand das Parapluie". Unvergeßliche Gestalten, solange sie im kurischen Winkel blieben.

Denn über Mitau hinaus gereist wurde selten, noch seltener nach Deutschland, „ins Ausland", wie man sagte. Ich kannte eine alte Dame, die erst ihr Testament machte, ehe sie zum ersten Male Eisenbahn fuhr.

Du lieber Gott, wie simpel und aufheiternd war das Reisen über Land im Planwagen des jüdischen Wochenfuhrmanns zwischen Kisten und Kasten, durch Wolken vom Staub oder bei strömendem Regen. Bei jeder gefährlichen Wegbiegung wurde kommandiert: „Das Männliche heraus!" Nur die Damen durften sitzenbleiben. Aber mit einiger Geduld und etwas Humor kam man auch so in der Großstadt, in Riga, an.

Hier erweiterte sich der Horizont. Riga war durch seinen Handel schon international und hatte den ganzen egoistischen Stolz der alten Hansastadt bewahrt, aber mehr von der liebenswürdigen Seite. Hatte man sich allmählich durch die Verwandtschaften so einer Patrizierfamilie, durch all die Ottos, Ludwigs und Fritze, die Annen und Marien durchgelotst und heimgefunden, dann hielt einen Riga bald in seinem gastlichen Bann. Vor dem Weltkriege hatte die Stadt eine halbe Million Einwohner. Im 19. Jahrhundert lebten die Rigenser in engeren Ziffern und Grenzen. Aber ihr Selbstbewußtsein konnte sich sehen lassen. So ein wortführender Bürgermeister kam gleich hinter dem Zaren, ein erblicher Ehrenbürger oder ein Kaufmann erster Gilde war eine Nummer. Umgürtet mit dem ganzen Stolze deutscher Unfehlbarkeit standen diese Patrizier den in Riga angesessenen Engländern, Skandinaviern, Russen und Polen gegenüber. „Leiden oder triumphieren, Hammer oder Amboß sein."

Wie stolz liegt ihre Vaterstadt an der kilometerbreit dahinflutenden Düna, in der sich die Kirchtürme von St. Peter und Jakob, die dicken Türme des Weißensteins, des alten Ordensschlosses, der Kaiserliche Garten und der Dünamarkt widerspiegeln. Zwei eiserne und eine Pontonbrücke leiten zur Mitauer Vorstadt hinüber. Reges Leben, Laden und Löschen englischer oder dänischer Schiffe wirbelt den Staub am Bollwerk des Hafens auf. Die Kräne ächzen, Ketten klirren. Flotte kleine Dampfboote, bunte Kähne gleiten zum andern Ufer hin, wo die Villenorte in den Stadtwald hineindringen, rauchende Schlote das Riga der Zukunft vorausverkünden. Denn dort wächst eine Fabrikstadt aus leichtem Dünensande.

Die Düna ist des Rigensers Stolz. Zu jeder Jahreszeit stellt sie sich dar. Im Frühjahr bei Hochwasser, das auch in die niedrigeren Straßen dringt und mächtige Eisfelder vorübertreibt. Die hatten sich einmal so verfahren, daß sie bis auf den Grund des Flußbettes gestoßen waren und am Ausfluß in die Ostsee einen stattlichen Eisberg gebildet hatten. Noch am letzten April fuhren junge Kaufleute hinaus und sangen auf eisiger Höhe, wo die untergehende Sonne die Schollen vergoldete: „Der Mai ist gekommen, Die Bäume schlagen aus." Das Eis aber mußte mit Pulver gesprengt werden. — Schön war die Düna im Sommer, am sogenannten Krautabend, wo der ganze Markt eine lange Reihe von Blumenläden bildete und der Fluß mit Fahrzeugen bedeckt war. Auf Flachbooten tanzten Studenten mit ihren Damen zwischen grünen Birkenwänden, Dampfboote rauschten mit Militärmusik vorüber, kleine Nachen waren voll Lachens und Singens. Musik und Feuerwerk an allen Ufern. Leuchtkugeln erloschen über den Brücken. Im Herbst lagen kilometerweit am Dünakai wie schlafende Krokodile die mattenüberspannten Struſen, plumpe, russische Holzboote, die Waren aus

Digitized by Google

dem Innern des Zarenreiches brachten. Abends konnte man an ihren Feuern, zu den Klängen einer Balalaika, sich russische Nationaltänze ansehen. Und erst im Winter, wenn man bei Mondschein über die dumpf hallende Eisdecke fuhr, vorbei an eingefrornen, im Rauhreif märchenhaft glitzernden Schiffen! Oder man besuchte den Eispalast, dessen Wände, Säulen, Statuen, Möbel aus Eis waren. Bengalische Lichter drangen durch die bläulichen und grünlichen Mauern. So stellt sich der nordische Winter auf der Düna dar.

Wie mittelalterlich mutete erst ein Gang durch die Gäßchen der Altstadt an! Über mosaikbelegte Plätze ging es, durch trauliche Höfe und hallende Tore. Und der alte Herder auf dem kleinen Domplatze sah von seinem Sockel aus zu. All die grauen Türmchen, ausgetretene Stiegen, Messingtürklopfer, gewölbte Fensterscheiben mit den runden Straßenspiegeln oder Spionen. Und noch so viel alte Kastanien und Linden auf Kirchenplätzen und vor den Haustüren wie in Danzig. Selten ein Gärtchen, zwischen Steinwände geklemmt, mit blassen Blumen und weißen Bänken. Geheimnisvolle Reliefs schmückten die Hauswände und Portale: über dem Eingange zum Domesgange eine Mönchsgestalt, steife Ritter an den Treppenwangen, Landsknechtsköpfe unter den wasserspeienden Drachen der Dachrinnen, alte Kanonenrohre als Prellsteine, holzgeschnitzte Tierköpfe auf Eichenportalen. Als ob ein Friedhof auf Probe noch einmal die Toten zurückgab. — Und nun das alte Rathaus, mit dem Rolandsbrunnen davor, gegenüber die Gilde der Schwarzen Häupter, einer Innung junger Kaufleute, die den Afrikaner Mauritius als Schutzpatron hatte, der in den Schutt der Jahrhunderte gesenkte Dom, die Kaufhäuser, die Wohnhaus und Warenhaus noch unter einem Dache vereinten — alles das versetzte in ganz graue Zeiten zurück. Noch waren die Wälle zwischen Stadt und Vorstädten nicht ganz abgetragen, auf dem Rasen der Glacis wurde zwölf Uhr mittags ein Kanonenschuß donnernd gelöst, wonach die Bürger ihre Uhren zu stellen hatten. Weite Kohlfelder dehnten sich zwischen Stadt und Petersburger Vorstadt, breite Kastanienalleen blühten um den Exerzierplatz herum. Die Vorstadt war eine heitere Gartenstadt für sich. Jenseits der Düna, im Kiefernwalde lagen die sogenannten „Höfchen", bescheidene Sommerhäuser der Rigenser. Reichere Kaufleute fuhren an Juniabenden schon auf bequemen Dampfbooten zu ihren Familien an den Meeresstrand hinaus, wo sie ihre Villen in Dubbeln oder Majorenhof hatten.

Es war viel gesunde, behäbige Lebenslust in Alt-Riga, ein Leben und Lebenlassen wie in Kurland, nur in etwas steiferer Form. Man gab etwas auf Lebensart. Wer auf Bildung Anspruch machte, trug auf der Straße den Stößer oder Zylinder, und um die Häupter der Damen nickten vom hoh'n Olymp herab breite Atlasschleifen, Rüsche und weißer Flor.

Sehr intim lebte man in der Familie, in die ein Fremder nicht leicht hineinkam. Präzise fünf Uhr mußten alle zu Mittag antreten. Der älteste Sohn sprach das Gebet, die Mutter schöpfte die Suppe auf, der Vater schnitt das Brot und tranchierte den Braten. Familienabende versammelten zwanglos 30 bis 40 Personen beim Ältesten des Geschlechtes, in weitläufigen, mit solider Pracht ausgestatteten Wohnräumen. Familiensilber und alte Porzellane wurden wirklich gebraucht und waren nicht nur zum Ansehen da. Kinder mußten sehr artig sein, was nicht immer leicht war, und antworteten kurz und klar nur, wenn sie gefragt wurden. Mittelalterliches hatte sich in Riga noch in das 19. Jahrhundert hinübergerettet.

So wurde an einem bestimmten Tage der Balkon des Rathauses rot ausgeschlagen, und irgendein ein Würdenträger las dem Volke die „Bursprak", des Rates Gerechtsame vor. Auf unserm Gang zur Schule begegnete uns der Armsünderkarren, rückwärts die Delinquenten darauf, jeder mit einer Tafel am Halse, die sein Vergehen angab. Arrestanten gingen geschoren, kettenklirrend durch die Straßen. Machte ein Kaufmann bankrott, wurde das Sterbeglöcklein geläutet. In der Moskauer Vorstadt, wo der hölzerne Heilige Christoforus vor den „Ambaren" oder Kornspeichern Wache hielt, zeigte man noch den Denkstein, vor dem ein Brandstifter gevierteilt war. Wurde Kaiserbesuch angesagt, so ritt die Bürgergarde mit rot ausgeschlagener Männerbrust dem Monarchen entgegen, Schuster und Schneider in etwas wiegender Gangart, schlecht und recht, aber mehr schlecht als recht. Neben der Karosse des gütigen Alexander II. lief die Freiwillige Feuerwehr kilometerweit vor den Toren: „Kinder, seid ihr nicht müde?" fragte er, und ein brausendes Nein! antwortete. In ihrem Schlafzimmer fand die Kaiserin eine rosa Ampel vor, in deren Glas geschliffen war: „Schlaf sanft, Maria. Livland wacht." Etwas weichmütig, aber treu gemeint. Und abends tanzte Se. Majestät in dem Saale der Großen Gilde mit den Ratstöchtern, und die jungen Herzen flogen dem schönen Gaste zu.

Volksfeste bei solchen Gelegenheiten arteten leider aus und wurden leicht roh. Der Nordländer versteht es nicht, auf der Straße zu feiern, der Schnaps herrscht dann vor.

Das Apfelfest oder das Hunger-Kummerfest, zur Erinnerung an eine große Epidemie, endete mit wüsten Prügeleien, wobei meist Matrosen die Hauptheldеn waren, die von einer eingeseiften Kletterstange sich verschiedene Preise herunterholen mußten.

Fürs Theater schwärmte alle Welt. Der war kein echter Rigenser, der nicht wenigstens auf Einviertelbillett im zweiten Rang abonniert war. Was wurde da in dem gas-

Digitized by Google

duftenden Kunsttempel gelacht, aber noch mehr gewehnt. Denn Klassisch war Trumpf. Das Theater hatte seine Geschichte. Der schlesische Dichter Holtei war hier Direktor gewesen, Richard Wagner Kapellmeister. Albert Niemann hatte sich hier ersten Ruhm ersungen. Und dann die Gäste! In drückender Junihitze hielt man in den Logen tapfer aus, wenn die Janauschek als Lady Macbeth auftrat, die Niemann-Rabe als Grille oder Lorle lachte und weinte, die Lucca als Carmen tanzte und sang. Beifall brauste durch das Haus, von den Soffiten regnete es Blumen, die Pferde wurden ausgespannt, Rigas Jungmannschaft zog den Wagen der Diva zum Hotel. Die eine oder andere blieb wohl auch ganz in Riga und heiratete in Adel oder Kaufmannschaft hinein.

Und wie einfach dabei die Ausstattung auf der Bühne, die sich mit viel Gepolter verwandelte. Immer dieselben Kerker und Kronsäle, grelle Beleuchtung. Ein rotes Dielentuch für Innenräume, ein recht geflicktes grünes für Wald, Wiese und Hain. Als einmal der Schwarze Ritter in der Jungfrau von Orleans versinken sollte, ging sein Helm nicht durch die Luke. Er mußte noch einmal herauf und versank nun wirklich auf einer größeren Versenkung. Und dabei renommierte der Mann noch: „Töte, was sterblich ist!“ Und doch blieb das Publikum ernst. Als in Richard III. Clarens den Mörder um sein Leben flehte und unter atemloser Stille der zweite Mörder mit erhobenem Dolch von hinten heranschlich, da hörte man vom dritten Rang herab ganz deutlich die Worte: „Ach, du Aas!“ Und das kam aus dem Herzen. Man konnte sich kein dankbareres Publikum denken.

Für Musik sorgte Schwarz' Konzerthaus, der Bachverein mit seinen Karfreitagsoratorien, ein tüchtiger Kirchenchor. Sehr beliebt waren Deklamationen im roten Saal der Schwarzen Häupter, mit den lebensgroßen Kaiserbildern an den Wänden. Da ließen sich die großen Rhapsoden hören. Der blinde Türschmann trug Sophokles vor, Genée Shakespeare, Palleske Reuter und W. Jordan aus dem Gedächtnis seine Nibelungen. Wie weit das alles, wie fern! Wer liest heute noch Jordans Nibelungen? Damals waren sie Tagesgespräch.

Riga war Schulstadt im besten Sinne des Wortes. Wir hatten unser baufälliges Gymnasium lieb, trotz seiner halbdunkeln Klassen. Hygienische Vorrichtungen waren unter aller Kanone. Doch die Lehrer, allen voran der weißhaarige Direktor, Nr. 1. Würdig traten sie auf im blauen Frack mit blanken Knöpfen, zum Aktus sogar in goldgestickter Uniform, den Dreimaster unter dem Arm, den Galadegen an der Seite. Wie wir Homer oder Horaz lasen — das war lebendiges Aufwachen der Antike. Unsern Dank trugen wir scheidenden Lehrern oder Jubilaren mit stattlichen Fackelzügen ab. Prächtig wand sich dann die rote Schlange durch enge Gassen. Am offenen Fenster sprach der Gefeierte. Ganz Riga feierte mit.

Mit welcher Begeisterung haben auch wir 1870 und 1871 durchlebt. In jeder Klasse hing eine Kriegskarte, jeden Morgen wurden die Fähnchen weitergesteckt. Der Lehrer der ersten Stunde las die neusten Telegramme vor. Gelernt wurde nicht viel. Höchstens in der deutschen Stunde: „Nun lasset die Glocken von Turm zu Turm“ oder „Sie haben Tod und Verderben gespie'n“. Gar nichts arbeiteten wir für den Franzosen, der ganz wie Napoleon III. aussah. Abends wurde Scharpie gezupft, und Mutter las Körners Zriny vor. Und nun erst, als unsre Herren von dem Siegeseinzug in Berlin zurückkehrten, wo sie Wilhelm I. unter seinen Paladinen gesehen hatten! Dankgottesdienste wurden in unsern Kirchen veranstaltet.

Was meinen Sie, Herr Justizrat — Sie sind doch so weit in der Welt umhergewesen, im Nördlichen Eismeer, im Mittelländischen Meer, dreimal in Palästina. Bekommen Sie nicht Lust, sich auch einmal die Baltenlande anzusehen? Freilich, in diese Ruinen, wie sie sich heute darstellen, führte ich Sie nicht gern. Wenn Sie aber Geduld und Lust haben, begleiten Sie mich bitte noch eine Wegstrecke. Sehen Sie sich an, wie hoffnungsfreudige baltische Jugend sich für die Heimat erzog.

## Dorpat

Immer sehe ich sie unverändert vor mir, die freundliche Musenstadt am Embach, der etwas schläfrig sich unter der Steinbrücke und der Holzbrücke durchschleicht, die Stadt, in der deutsche Jugend so viel gelebt, geliebt, gestritten und geblutet hat. Holpriges Pflaster in sauberen Straßen, umgrünte Plätze, Gartenzäune, über die Fliederdolden hinübernicken, wellige Hügel mit bunten Häuserfassaden, rote und weiße Kirchen — alles heimlich und traut und alles nur Einleitung zum Gang durch den Domgraben, unter der Engels- und Teufelsbrücke hindurch zur schönen Domruine hinan. Und dort die Sternwarte, die Kliniken, die Bibliothek — alles lauschig und grün beschattet.

Noch jetzt geht mir altem Manne ein Jauchzen durch meine Seele, wenn ich an diese freisten, sorglosesten Jahre meines Lebens denke. Von Dorpat ging die baltische Kultur aus, hier stand die alma mater an der Wiege jedes Musensohnes und als Paten namhafte Professoren, Ernst von Bergmann, Alexander von Öttingen, Harnack, Volk, Seeberg, Külpe und andere. Damals waren wir deutscher als deutsch, trotz russischer Oberaufsicht. Dem despotischen Zaren Nikolai I. war diese Hochschule freilich nichts weiter als militärische Drillanstalt. Er hatte Angst vor Revolutionen, und so sollte auch die baltische Jugend am Stock erzogen werden. Ein ungebildeter General Kraft-

Digitized by Google

ström war Rektor. Zahllose Anekdoten leben noch von ihm, wie er zum Beispiel in der Bibliothek kleine Bücher zu kleinen und große zu großen stellen ließ, alle militärisch in Reih und Glied. Die Studenten trugen Uniform und wurden eingesperrt, wenn auf der Straße auch nur ein Knopf nicht eingeknöpft war. Stöcke waren verboten, Versammlungen von auch nur drei oder vier Studenten mußten angesagt werden. Überall witterte man Demokraten. Die Jugend nahm das von der komischen Seite, ließ sich den Humor nicht verregnen, und ihre Korporationen florierten in aller Heimlichkeit. Diese, meist nach reichsdeutschem Vorbilde, erzogen die Männer der Zukunft. Der Korpston war allerdings freier als in Deutschland, nicht alles auf äußere Form dressiert. Wenn man will, wurde das Leben dadurch wilder, bisweilen roh. Duelle, häufig Pistolenduelle, wurden leichtsinniger ausgetragen. Aber das Burschengericht sorgte doch für honorige Lebensart, der sich zuletzt auch die wildesten anbequemten. Alexander II. gestattete schon mehr Freiheiten. Tüchtige Rektoren wurden gewählt, die Studenten unter ein besonderes Universitätsgericht gestellt. Unsere Pedelle waren tags und besonders nachts unsere suprema lex.

Der Student beherrschte die Geselligkeit und die Straße. Mehr öffentlich waren Auffahrten zum Kommers, voran Fahnen- und Schlägerritter, Komitate, Fackelzüge, Bälle. Mehr intern blieben natürlich Mensuren, Zofenbälle, Nachtfahrten in so manches Dunkel hinein. Das „Bursch' heraus!" tönte oft durch die stille Nacht. Doch allein bei Gesang und Becherklang blieb es nicht. Auch seine Tragödien hatte das Burschenleben, das Opfer einer Mensur, Selbstmord, Geldunterschlagung, häßlicher Ehrenhandel. Dann verschwand so einer still aus dem Zecherkreise, abgetan fürs Leben, denn im Aburteilen war man unerbittlich. Die meisten aber liefen sich die Hörner in der Korporation ab und stellten im Leben ihren Mann, der noch als Philister mit dem Korps in enger Fühlung blieb. — Standesunterschiede blieben ja wohl, Edelleute lebten mehr unter sich. Aber es brauchte nur ein Fest wie das 100jährige Bestehen der Curonia 1908 gefeiert zu werden — und alle fühlten sich als eines Landes Söhne. Die Feier, bei schönstem Septemberwetter, wurde eine allgemeine Studentenfeier, die Stadt, das ganze Land feierte mit. Es war eine der letzten, großen deutschen Kundgebungen vor dem Zusammenbruch.

Das interne Korpsleben übertrug den gemütlichen Ton aus dem Vaterhause in die Studentenburg, mit ihren geselligen Teeabenden, Diskussionen, Musikvorträgen, dem Erziehen der Füchse. Hierbei kam des einzelnen Eigenart mehr zur Geltung als in der Kneipe, man brauchte sich nie ängstlich nach der Schablone zu richten. Immer blieb der Domberg der poetische Mittelpunkt der Studentenwelt. Im Frühling, wenn oben der Holunder blühte und die Nachtigall uns nicht schlafen ließ, erschollen dort Quartettgesänge der Estländer oder gemeinsam gesungene Lieder, so des Hoffmann von Fallersleben „Deutsche Worte hör' ich wieder", dessen schöne Melodie in Deutschland unbekannt ist. In der Walpurgisnacht lagerten auf der Wiese am Fuße der Domruine die vier alten Landsmannschaften um ihre Feuer, die um Mitternacht zusammengetragen wurden. Um den hochauflodernden Scheiterhaufen herum standen dann alle und stimmten an: „Der Mai ist gekommen." Die vom Geist am meisten ergriffenen sprangen durch die Flamme und konnten heilfroh sein, wenn sie nur mit versengten Haaren davonkamen.

Erst viel später bildeten sich auch nichtdeutsche Korporationen, lettische und estnische, die mehr am Zaun wuchsen. Pharmazeuten ließ man noch gelten, Veterinäre nicht mehr. Die lebten schon hinter dem Zaun. Der Ruf der Landsmannschaften blieb gut. Externe oder interne Meinungsverschiedenheiten in Prinzipienfragen wurden meist nach verpufftem Feuerwerk gütlich beigelegt. Das waren die Schlachten, in denen die Patentredner des Konvents ihre Talente offenbarten. Leider scheiterten sie bisweilen im Philisterleben und kamen über den Ruhm langatmiger Reden nie hinaus. Ähnlich den Clowns der Studentenabende, die durch billige Talentchen und Mätzchen, Wortgefechte und Schlagfertigkeit, Verwandlungskünste und vor allem durch hanebüchene Unverfrorenheit die Tafelrunde zum Lachen brachten. Kein Kneipabend konnte ohne sie sein. Also fanden sie zum Studium keine Zeit und wurstelten weiter. Im Philisterleben wurden sie kaum mehr in die Gesellschaft hineingezogen, hatten gute Manieren verlernt und spielten ihre Rolle auf der Straße weiter, zuletzt in Selbstgesprächen, Selbstverspottung und etwas Verbitterung. Einen solchen sah ich einmal unter freiem Himmel mitten unter Gymnasiasten. „Arbeiten, Jungens, arbeiten und nicht verzweifeln!" dozierte er mit wackelndem Zeigefinger. Niemand lachte. Denn er pflegte ihnen für 30 bis 50 Kopeken die deutschen Aufsätze zu machen. Die zu 30 aber konnte er selbst nicht empfehlen.

„Das ist das Studentenleben, wie es weint und lacht."

Unsere Aufwärterin pflegte zu sagen: „Aufwärterin geht nicht in Kirche. Tubenten gehen in die Hölle, Aufwärterinnen gehen hinterdrein." Nun, ich habe doch auch manchen gekannt, der hart vor den Höllenpforten umkehrte und wenn auch nicht in dem Himmel, so doch in einem geordneten Haushalt landete, in dem eine gesunde Frau so manches Beichtgeheimnis anhören mußte, großmütig verzieh und ihm endlich über den Mund fuhr: „Alter, mach' nicht so viel Wesens von dir. Unser Jung' hat schon zweimal nach dir geschielt." Dann schwieg der

Digitized by Google

Sünder und versenkte die alte Burschenherrlichkeit in seine Träume. „Alter, laß mich schlafen," hieß es dann. Da überließ er all den Studentenulk seinen Jungen. ‚Vivat sequens!' seufzte er und wurde ein bemooftes Haupt.

## Die Letten

Und nun fragen Sie mich in Ihrem letzten Briefe, Herr Justizrat, nach den Undeutschen, die bei uns Letten genannt werden. Ja, das ist ein schwieriges Kapitel, weil ich mir Mühe geben muß, ganz unparteiisch zu sein. Aber lassen Sie mich unterscheiden zwischen Letten, die da waren, und denen, die da sind. Von diesen wird erst die Zukunft erzählen. Ich schildere ja nur die alte Zeit. Also hören Sie zu. Ein wenig Lakaiennatur stak und steckt noch heute in diesem Volk, das, den Slawen verwandt, auch in seiner ärmlichen, unschönen Sprache den russischen verwandte Wurzelwörter kennt. Noch sehe ich den Letten, wie er in meinen Kinderjahren barhaupt, hündisch kriechend sich an den deutschen Herrn heranmacht, ihm Schenkel oder Ellbogen küßt und demütig, leise zu sprechen anfängt. Das war nicht schön. Das war die Natur des Leibeignen, der Schläge erwartet. Da mag er so manches in sich hineingefressen haben, was später seinen Charakter bestimmte. Dessen Grundzüge waren: entschiedene Begabung für weitere Entwicklung, zäher, etwas mechanischer Fleiß, Bedürfnislosigkeit, tüchtiger Familiensinn, evangelische Bekennertreue. Dazu bildeten sich allmählich als Schattenseiten aus: Verschlagenheit, Tücke, nachtragendes, gehässiges Wesen, Mißtrauen, Hinterlist, Undankbarkeit. Daraus machte die russische Hetze und die Verrohung im Weltkriege noch: Bosheit, Rachsucht, feige Gewalttat, Raublust, Mordgier und Nationalitätsschwindel. Rechnen Sie noch dazu das immer mehr verbreitete Zweikindersystem, so haben Sie einen Völkersplitter vor sich, der — in Selbstbetrug befangen — ein Zusammenleben mit andern Kulturvölkern nicht verträgt und langsam, aber sicher dem Aussterben entgegengeht. Der Rest wird in den Slawen aufgehen. Mit dem finanziellen Bankrott schreitet der sittliche Hand in Hand. Ein brutaler Raubstaat, das ist alles, was noch vom lettischen Volke übriggeblieben ist.

So war es aber früher nicht. Der Deutsche hat den Letten herangebildet, hat ihn gelehrt, mit erhobenem Haupte zu gehen. Zuerst hat er ihn streng wie ein kleines Kind erzogen, wobei gewiß Härten und Ungerechtigkeiten vorkamen. Aber indem er ihm die Freiheit gab und die Möglichkeit, auf seinem Erb und Eigen ein freier Mann zu werden, da hat er die große Schuld eingelöst, die aus der Eroberung des Landes noch heute von so manchem unhistorischen Faselhans betont wird. Vielmehr hatte sich allmählich ein durchaus gesundes, patriarchalisches Verhältnis zwischen Herr und Knecht herausgebildet, durch gegenseitiges Vertrauen gestärkt. Die wechselnden Geschicke der Landwirtschaft schmiedeten beide Völker zusammen. Der Acker, die Ernte bildeten ihr Hauptgespräch. Der Baron, der Pastor wußten zuverlässige Dienstboten zu schätzen. Wirtschaftsälteste, Buschwächter, Küster, Kutscher, Diener, Pitöre, sie alle, oft treue Berater, teilten aufrichtig mit der Herrschaft Freud und Leid. 30, 40 Jahre lang blieb so einer im Dienst, vererbte ihn wohl auch auf den Sohn. Vor allem lettische Hebammen, Ammen und Wärterinnen waren auf dem Lande unentbehrlich. Mit rührender Treue pflegten sie deutsche Kinder, die oft bis zu ihrem vierten Jahre, auch mit den Eltern, nur lettisch sprachen und sangen, dann erst allmählich das Deutsche erlernten. So ein männliches oder weibliches Hausinventar durfte sich schon etwas erlauben und beeinflußte bisweilen sogar die Herrschaft. „So nicht, so nicht!" grollten sie wohl, wenn ihnen etwas im Haushalt unrecht vorkam, und suchten oft mit köstlicher Grobheit zurechtzurücken, was sich verschoben hatte. Dabei hielt sie aber doch der Respekt in gehörigen Schranken. Großherr redeten sie den Baron an, Großmutter die Baronin, den Pastor aber gnädiger Vater, gnädige Mutter die Pastorin.

Es war ein hübsches Bild, den Letten zur Kirche gehen zu sehen, immer die ganze Familie, der Gesindewirt mit seinem ganzen Hof. Der Hausvater trug das Gesangbuch unter dem Arm, die Frau hatte es in ein buntes Tuch geknüpft. An der Kirchenmauer wurde Toilette gemacht, wurden Hauben aufgesetzt, Schuhe angezogen, die man, um sie zu schonen, in der Hand getragen hatte. Die Männer stärkten sich erst im Kruge nebenan mit einem frischen Trunk, ehe sie zur Predigt kamen.

Noch lieber sah man sie in Hemd und Hosen, Bastsandalen an den Füßen, in der Furche hinter ihrem Pfluge, sonnenverbrannt, regendurchnäßt. Sie ertrugen mehr als so ein deutscher Pflüger. Mit ihrer Natur waren sie unlösbar verwachsen. „Gott helf!" rief man ihnen von der Landstraße zu. Und ein fröhlicher Dank flatterte halb lachend zurück.

Wie gern sahen wir Kinder auf unseren landischen Fahrten die hagern, sehnigen Gestalten dieser blonden, mehr weißblonden Arbeiter mit dem pfiffigen, etwas lauernden Ausdruck im Gesicht oder die breiten, gutmütigen Züge der Köchinnen und Wärterinnen, die uns das Brot küssen ließen, wenn wir es hatten fallen lassen. Sonst gehe der Segen aus dem Hause. Und in das Taschentuch, das in die Wäsche ging, mußten wir noch einmal kräftig hineinschnauben. Oft spielten wir mit den Kutscherkindern, hörten die Mädchen am Brunnen ihre Lieder singen, von Scheiden und Verlassensein, oder lauschten den Märchen der

Digitized by Google

Alten, die vom Werwolf und von Zauberern erzählte. — Ein Fest für uns war so ein lettischer Jahrmarkt mit seinen Schaubuden, Karussells, Töpferwaren und Trink- und Tanzdielen trotz glühender Julihitze. Cretins entblößten ihre gichtischen Glieder und wälzten sich im Staube, einarmige Bettler heulten zu den Vorübergehenden auf, Juden feilschten und betrogen. Nie fehlte der interessante Waldsohn, der Zigeuner, der Pferde verhandelte, Kessel flickte, am liebsten aber alles stahl, was nicht niet- und nagelfest war. Geigen quiekten, Leierkasten plärrten, Becken rasselten vor der Kunstreiterbude, und abends lohten die Feuer im Zigeunerlager am Waldsaum, wenn die Sonne strahlenlos über dem blühenden Buchweizenfelde versank. Rot glühten die verwegenen Gesichter aus blauen Rauchballen heraus. Kilometerweit roch es nach Staub, Schweiß, Tierfellen, gedörrten Fischen. Aber schön war es doch.

Auch die strohgedeckten Häuser der Letten heimelten an. In Dörfern wohnten sie nie, haben überhaupt keinen Sinn für Zusammengehörigkeit. Vor der Tür eine Bank im Gärtchen mit grellen Sonnenblumen, Kresse, Phlox. Im Gehöft ein Ziehbrunnen, ein Storchnest auf dem Strohdache, die Stallungen zwischen Haselsträuchern, von Fliegenwolken umschwirrt. Etwas abseits am Teich die Badstube unter alten Linden. Arbeiter- und Knechtswohnungen reihen sich daran.

Eine große Ehre war des Pastors Besuch. Er mußte Milch mit Zucker trinken, und die Wirtin quetschte während der Unterhaltung wohlriechende Kräuter zwischen den Fingern, um angenehm aufzufallen. Den Kindern wurde mit der Schürze die Nase geputzt, ehe sie dem „gnädigen Vater" die Hand küßten. Eier und Butter trug man ihm ins Haus, Honig in irdener Schüssel. Die durfte dann aber nicht ausgekratzt werden. Das sah geizig aus. Ein Restchen ließ man noch und tat etwa einige Äpfel als Gegengabe hinein. Die väterliche Gewalt im Gesinde war selbstverständlich. Auch bei seinen Festen, Johannisfeuern, Hausweihe, Tanz, Ernte, Schweineschlachten zeichnete sich das Volk durch harmlose Fröhlichkeit aus. Altheidnisch berührte noch die Sitte, am offnen Sarge zu essen, sogar zu tanzen. Sie freuten sich, daß der Tote nun eingegangen war in die seligen Gefilde. Aberglauben fand noch immer seine Anhänger, besonders gesucht waren die „Guttatmütter", die Gelbsucht, Rose und Warzen besprachen, oder Kräuterweiblein, die leider nur zu oft mit jungen Frauen geheim taten. Es steckte doch viel Poesie in diesen Gestalten aus dem Volksleben. Die Kehrseite kannten wir noch nicht. Wir lauschten der Ziehharmonika auf dem Heukahn, der Rohrflöte des Pferdehüters auf nächtlich leuchtender, taukühler Weide, unterhielten uns stundenlang mit dem Kutscher auf dem Bock und sahen dem Schmied zutraulich in sein rußiges, vom Schmiedefeuer beleuchtetes Gesicht. Zu meinen liebsten Erinnerungen gehört die Einkehr in einen lettischen Krug, das landische Gasthaus, neben einer Kirche oder an einer Wegkreuzung gelegen. Verregnete, Bestaubte, Durchfrorne fanden hier willkommne Rast und billige Bewirtung. Die gute Stube roch nach gehacktem Schilf oder Tannenzweigen auf der Diele. Hinter Mullgardinen blühten an den Fenstern Asklepias und Geranium. In einem Glasschrank sah man Tassen, Porzellanfiguren, Lebkuchen und Schokoladetafeln zum Verkauf. Hühner erschienen auf der Schwelle. Die rotbäckige Wirtin brachte Milch und ganz frisches Grobweizenbrot, fingerdick Butter darauf, und der geräucherte Schinkenschnitt mußte über den Brotrand hinüberragen. Daneben in der Schenkstube schenkte der Wirt dem Kutscher ein. Auch für ein gutes Bett wurde gesorgt. Und vor dem Scheunentor hörte man bei einbrechender Nacht nur das wundervolle Sausen in den Tannen, als rauschten sie hinauf zu den funkelnden Sternen, und da oben öffnete sich etwas, man wußte nur nicht was. Im Stall daneben rührten sich die Pferde und schnatterten verschlafene Gänse, und Strohduft lag auf Wegen und Stegen.

So reiste man im alten Kurland.

Sie sehen also, verehrter Freund, so schlimm war es mit der Versklavung der Letten nicht. Man kam in aller Freundschaft miteinander aus. Das Land war groß genug für beide Völker, und beide konnten satt werden. Auch in den Städten, besonders den kleinen, war der Lette gern gesehen, als Handwerker, wie Tischler oder Schmied. Bescheidne lettische Warenhandlungen konkurrierten mit den jüdischen. In großen Städten waren die Dienstboten fast nur Letten, durchaus treu und zuverlässig.

Auf dem Lande gab es eigentlich nur Winterschulen. Im Sommer mußten die Knaben Schweine, Mädchen Gänse hüten. Ein grober Sack war ihr einziger Schutz gegen Ungewitter. Mit steigendem Wohlstande wuchs der Bildungsdrang, trotz unbegreiflichen Widerstandes dieses oder jenes Gutsbesitzers, der mit einem Schweinejungen höheres Streben unvereinbar hielt. Seitdem besuchten Letten auch Stadtschulen und taten sich durch regen Eifer hervor. Vereinzelt besuchten sie schon die Universität. So haben sie deutsche Bildung sich angeeignet, sind auch tüchtige Schriftsteller, Musiker, Maler geworden. Leider riß zuletzt bei ihnen allgemeine Landflucht ein. In Fabriken war leichteres Verdienen, lustigeres Leben in den Städten. Sie schämten sich der Scholle, die sie ernährt hatte. So sogen sie soziale Ideen ein. Der Russe schob sich zwischen Deutsch und Lettisch, um über beide zu herrschen. Er erfand das Märchen von den deutschen Räubern, die allen Landraub herausgeben müßten. Seitdem hört das solide Landvolk auf. Kinder, besonders die

Digitized by Google

unreifen Burschen, erziehen ihre Eltern. Alte tüchtige Lehrer aus dem Seminar werden durch russisch gebildete, junge Bengel ersetzt, die nur das eine wollen: Unzufriedenheit und Haß säen, um Raub und Mord zu ernten.

Die lettischen Weiber, alte und junge, pflegten bunte Kopftücher zu tragen, immer, bei Arbeit und Erholung, auch im heißesten Sommer auf dem Felde, wenn sie die Garben banden. So konnte man das Gesicht kaum sehen. So erscheint mir jetzt das ganze Volk: das Gesicht unkenntlich wie eine Maske, mit grellen Tüchern umwunden, starrt es uns an. Wann wird wieder gesundes Leben da hineinkommen? ...

## Der Zusammenbruch

Und das kam so. Deutsche und Letten sind daran schuld, nicht Letten allein. Den Deutschen war es unter Alexander II. zu gut gegangen. Sie hatten satt zu essen und noch einiges darüber. Da wurden sie übermütig und pflichtvergessen. Der junge Adel hatte nichts mehr zu erobern, er nahm seine Herrenstellung als selbstverständlich hin. Schon äußerlich unterschied er sich von den Altvordern, wie der Bleistift vom Eichbaum, der Spargel vom Rettich. Das blaue Blut war durch Inzucht und Leichtsinn, durch Geschlechtskrankheiten und Schwindsucht etwas dünn geworden. Man zog das Leben in der Stadt und auf Reisen dem eintönigen Landleben vor. Man vergaß, wo die Wurzeln der eignen Kraft zu suchen waren. Wozu ererbten Besitz noch erwerben? Die Vorfahren hatten es dem Enkel ja so bequem gemacht. Man war sogar zum Heiraten schon zu bequem. Und doch wollte man des Vaters und Großvaters Rolle weiterspielen, alle Untertanen als Kinder ansehen, die man duzte, alle durch die Bank. Da mochte es dann wohl vorkommen, daß eine so angeredete, stattliche Gesindewirtin den jungen Herrn rückhaltlos fragte: „Wann haben wir beide den Duzklümpen gegessen?“ Der Ärmel wurde schon lange nicht mehr geküßt. Der Lette hatte endlich aufrechtgehen gelernt. — Auch die Literaten ließen nicht von hochfahrender Art. Der Lette verbat sich Wutausbrüche und Anreden wie: du Mistkäfer, Idiot, du Vieh!

Auch in Dorpat wurde das flotte Leben übertrieben. Leere Vergnügungssucht und behäbiges Leben überwogen das Arbeiten und Schulden den Wechsel. Jeder Student mußte seine Droschke haben und verlernte das Gehen. Unfertige Lebensanschauungen wurden in das Philisterleben hinübergenommen. Pflichterfüllung war nicht mehr das erste Gebot, trat vielmehr nur dann ein, wenn man gerade nichts Amüsanteres zu tun hatte. Demgegenüber wuchs das Selbstgefühl des Letten, der mit der Zeit ging und immer dahin neigte, wo sein Vorteil zu finden war.

Das war in der Zeit, als unter dem finsteren Alexander III. und seinen Slawophilen die Russifikation begann. Alle sollten vor ihrem Zaren Russen werden, ganz einerlei wie, durch Überreden, Betrügen, Drohen, Gewalt. Äußerlich etwas russisch plappern tat es auch schon.

Der Lette tat mehr. Ein williges Werkzeug der Regierung, russifizierte er munter drauf los, drängte sich in russische Schulen, als Beamter in russische Kanzleien, wechselte auch den Glauben und denunzierte Deutsche, wo er nur konnte. Deutsche Juristen wurden vom Amt gejagt, deutsche Schulen geschlossen, deutsche Prediger in die Gefängnisse gesteckt oder des Landes verwiesen, wenn sie gegen orthodoxe Propaganda gepredigt oder Mischehen eingesegnet hatten. Der Lette fühlte sich, jetzt kam seine Zeit. Und kaum war 1904 der japanische Krieg verloren und 1905 die Revolution in Petersburg ausgebrochen, so veranstaltete der Lette seine besondere Revolution, erschoß Gutsherren aus dem Busch, äscherte Schlösser ein, stach den Bildern des Kaisers, vor dem man eben noch auf dem Bauch gelegen hatte, die Augen aus. Pastoren wurden von der Kanzel gezerrt, sobald sie das Kaisergebet sprechen wollten, feig in ihren Häusern erschossen, wenn sie nicht die rote Fahne vorantragen wollten. Als aber Kosaken den Aufstand niederknuteten, rutschten Letten wieder vor Deutschen auf den Knien und baten sie nicht anzugeben. Sie lebten als Waldbrüder im Forst und kamen im Frühling wieder als treue Untertanen zum Vorschein.

Kaum brach der Weltkrieg aus, so zogen sie, die Kaiserhymne plärrend, entblößten Hauptes durch die Städte, durch deren Straßen sie jetzt wieder Kaiserbilder schleppten, bis ihnen der Schweiß aus allen Poren drang. Kinder mußten Fähnchen tragen mit der Aufschrift: Nieder mit den Deutschen! Nun ging die Spionenriecherei gegen alles Nichtrussische los. Die Juden sollten von ihrer Synagoge aus ein Kabel zu den Feldgrauen geleitet haben. Es wurde nur ein Mausloch festgestellt, aber auf lettische Angeberei hin wurden die Juden aus den Baltenlanden gewiesen. Im Schlosse eines deutschen Grafen konstatierten Letten eine Signalstation für die Feldgrauen. Man fand nur eine Nähmaschine vor, die tak—tak machte, manchmal auch tik—tik, aber der Graf bekam einen Reisepaß nach Sibirien. Unreife lettische Bengel belauerten Deutsche. Für jedes lautgesprochene deutsche Wort wurde man zur Polizei geschleppt.

Endlich kamen die Feldgrauen nach Kurland. Zuerst versuchte es der Lette mit passivem Widerstand, bisweilen auch nach alter Weise mit Schießübungen aus dem Hinterhalt. Sobald es aber so aussah, als sollte der Feldgraue im Lande bleiben, da umschmeichelte man ihn, radebrechte deutsch, gab lettische Mädchen den Fremden zur Ehe, die sich häuslich einzurichten begannen.

Kaum aber setzte die Rückwärtsbewegung

Digitized by Google

ein, so brach der Lette los. Jetzt kam er als Bolschewist in das Land, jetzt gegen alles, was russisch oder deutsch war. Zum Vieh geworden, mit Chinesen in einem Atemzug genannt, räumte er in der Heimat auf. Die feigen Gefängnismorde in Mitau und Riga sind noch in aller Gedächtnis. Raffinierte Massenmorde, an denen sich mit Wollust lettische Dirnen beteiligten, füllten die Massengräber. Letten sollen auch beim Morde des Zaren und seiner Familie in Jekaterinenburg beteiligt gewesen sein.

Als dann an die kleinen Völker der Ruf zur staatlichen Freiheit erscholl, machte sich unter den sogenannten Randstaaten auch Lettland frei, jetzt wieder auf dem Bauch vor England, das die Häfen besetzte und Geschäfte in Stadt und Wald zu machen begann. Und nun mußten die Balten fort. Von den Russen wollte Lettland nichts wissen, aber ein russisches Gesetz ließen sie gelten. Das bestimmte, daß Ausländer im Lande nicht besitzlich sein dürften. Und so zog der Staat etwa 6½ Millionen Morgen Grundbesitz ein, der Adel konnte als Bettler von der Väter Scholle gehen. Der Hohn scholl ihm nach, eigentlich müßte er noch nachzahlen für die 700jährige Nutznießung fremder Erde.

Und nun begann Volksbeglückung in verwegenstem Maßstabe. Wer immer Land wollte, der bekam welches, einerlei, ob er es bebauen konnte oder nicht. Dabei fuhren sie sich bei der Besitzergreifung gegenseitig an die Kehle, da es keinen Deutschen mehr zu drangsalieren gab. Land wurde als Belohnung verschenkt, einer lettischen Dichterin für einen Freiheitssang gleich ein ganzes Schloß mit Zubehör, einem reichsdeutschen Renegaten dafür, daß er sich lettisch hatte umfrisieren lassen. Man hatte es ja. Wohin mit der Masse?

Wohl sollte dem Edelmann so viel Land bleiben, als er selbst bearbeiten konnte. Und viele gingen darauf ein, nur um in der Heimat bleiben zu können. Als aber ihre früheren Knechte, der neuen Wirtschaft überdrüssig, sie mit Hurra empfingen und ihnen Ehrenpforten bauten, wurde verfügt, daß sie wohl Land haben könnten, aber nicht um ihren alten Wohnsitz herum. Irgendwo sollten sie sich eine Erdhütte bauen. Denn die Schlösser mit den altherrlichen Einrichtungen hatten auch schon Liebhaber gefunden. Es wurde munter drauf los gestohlen.

Ist es doch vorgekommen, daß eine Baronin in elendem Leiterwagen von ihrem Gute fortfuhr, während ihr Viererzug mit irgendeinem der zahllosen, nichtsnutzigen, faulenzenden Beamten stolz an ihr vorbeifuhr. Oder ein frischgebackener Machthaber in Riga gibt eine Abendgesellschaft und ladet großmütig auch Deutsche dazu ein, darunter einen einst reichen, jetzt verarmten Kaufmann. Wie erstaunt der aber, als er im Saale des Letten seine Mahagonimöbel, auf dem Eßtisch sein Silber wiedersieht. Er nimmt den Gastgeber auf die Seite. Der tut entrüstet. Alles soll sogleich ausgeliefert werden. Bis auf den heutigen Tag ist noch nicht eine Gabel, nicht ein Stuhlfuß wieder deutsch geworden. Haben Letten ein Haus in der Stadt nötig, so „nationalisieren" sie es, ganz wie die Bolschewisten, und setzen den Eigentümer, einmal sogar eine deutsche Schule mit 800 Kindern, einfach auf die Straße.

Wie lange kann solch ein Affenspiel dauern? Finanziell ist der Staat schon so gut wie bankrott, weil er eben nur von Raub lebt, ganz wie seine berühmten Vorbilder in Moskau. Ein erstarktes Rußland wird diese Randstaaten allmählich wieder schlucken, da es auf die Ostsee nicht verzichten kann. Dann wird es mit allem Fastnachtsspuk zu Ende sein, und England und Frankreich werden nicht mehr dreinreden.

So haben die Letten zu allen Zeiten wie Perlmutter geschillert und sind schlecht geworden, wurzelkrank. Und das ist schade, denn sie waren tüchtig und gut. Daß auch noch alter Wert unter ihnen lebt, der unter veränderten Verhältnissen gern wieder mit den Deutschen nachbarlich wohnen möchte, ist sicher. Nur wagt er sich noch nicht vor den Marktschreiern hervor.

Der Balte aber weicht von der angestammten Scholle nicht, trotz aller im Auslande lebenden Flüchtlinge. Durch die Not eines Besseren belehrt, wird er unter veränderten Verhältnissen in der Heimat wieder bodenständig werden, wird vielleicht noch eine historische Rolle zu spielen haben als Vermittler zwischen Deutschland und Rußland.

Wissen Sie, Herr Justizrat, wieweit kurische Treue geht?

Da war einmal ein kurischer Arzt, den das Schicksal nach Südrußland, nach Odessa verschlagen hatte. Seine sechs Jungen aber waren in Kurland geblieben. Als es zum Sterben kam, da hatte er bestimmt, da er nicht nach Kurland gebracht werden konnte, daß wenigstens kurische Erde ihm auf das Herz gelegt werden sollte.

Seine Söhne brachten ihm die Erde und trugen ihn auf ihren Schultern zu Grabe, drei rechts, drei links vom Sarge. Etwas gefühlvoll, nicht wahr? Aber kurisch durch und durch.

Nichts zu machen. So sind wir nun einmal.

Unverbesserlich. Deutscher als deutsch.

Das neuste erzählende Werk von Carl Worms, der Roman: **Edelrost** beginnt im nächsten Heft zu erscheinen!

Digitized by Google

# Gustav Jagerspacher

## Von Dr. Georg Jakob Wolf

In der Galeriestraße in München, inmitten alter, baufälliger Häuser, die sich hinter dem Hofgarten um einen Isararm zusammenducken, benachbart seelenlosen Miethäusern ohne Physiognomie, steht ein primitiver Holzschuppen, der der eissportlustigen Münchner Jugend als die „Künstliche Eisbahn" bekannt ist. Kaum hatten hier alljährlich zu Anfang April die Eisläufer und Eisläuferinnen zum letzten Male ihre Künste gezeigt, so zog (bis zum Frühjahr 1920 wenigstens war dies der Fall) eine andere Künstlerschar in den Holzschuppen ein: die „Neue Sezession".

Zu dieser Gruppe junger Münchner Maler, Graphiker und Bildhauer schloß sich kurz vor Kriegsausbruch unter Albert Weisgerbers Präsidium zusammen, was „des trocknen Tons nun satt" war, was sich der „alten" Sezession, der Gruppe um Habermann, Stuck, Samberger, Zügel, Keller, entwachsen glaubte und der Meinung war, der Impressionismus der Münchner Spielart sei tot oder liege wenigstens in den letzten Zügen, und es sei nun an der Zeit, durch Experimente, die sich an den Expressionismus und seine Seitenströmungen anlehnen, neues Leben, frische Bewegung in die Münchner Kunst und in das Münchner Kunstleben zu bringen. Der Becher schäumte wohl über, mancherlei Unbilliges geschah, und Entgleisungen gab es in Menge. Die frühesten Ausstellungen der „Neuen Sezession", zunächst einmal, bis man in der „Künstlichen Eisbahn" ein Unterkommen fand, im Kunstverein veranstaltet, riefen Stürme der Entrüstung wach; sie sprangen auch mit einer Kühnheit, die nichts weniger als diplomatisch war und auch bei Gutgesinnten, der jungen Bewegung Wohlgewogenen schärfsten Widerspruch wachrief, jeder gewohnten und

Männer in der Schenke. 1913



Digitized by Google

Straßenmusikanten. 1913

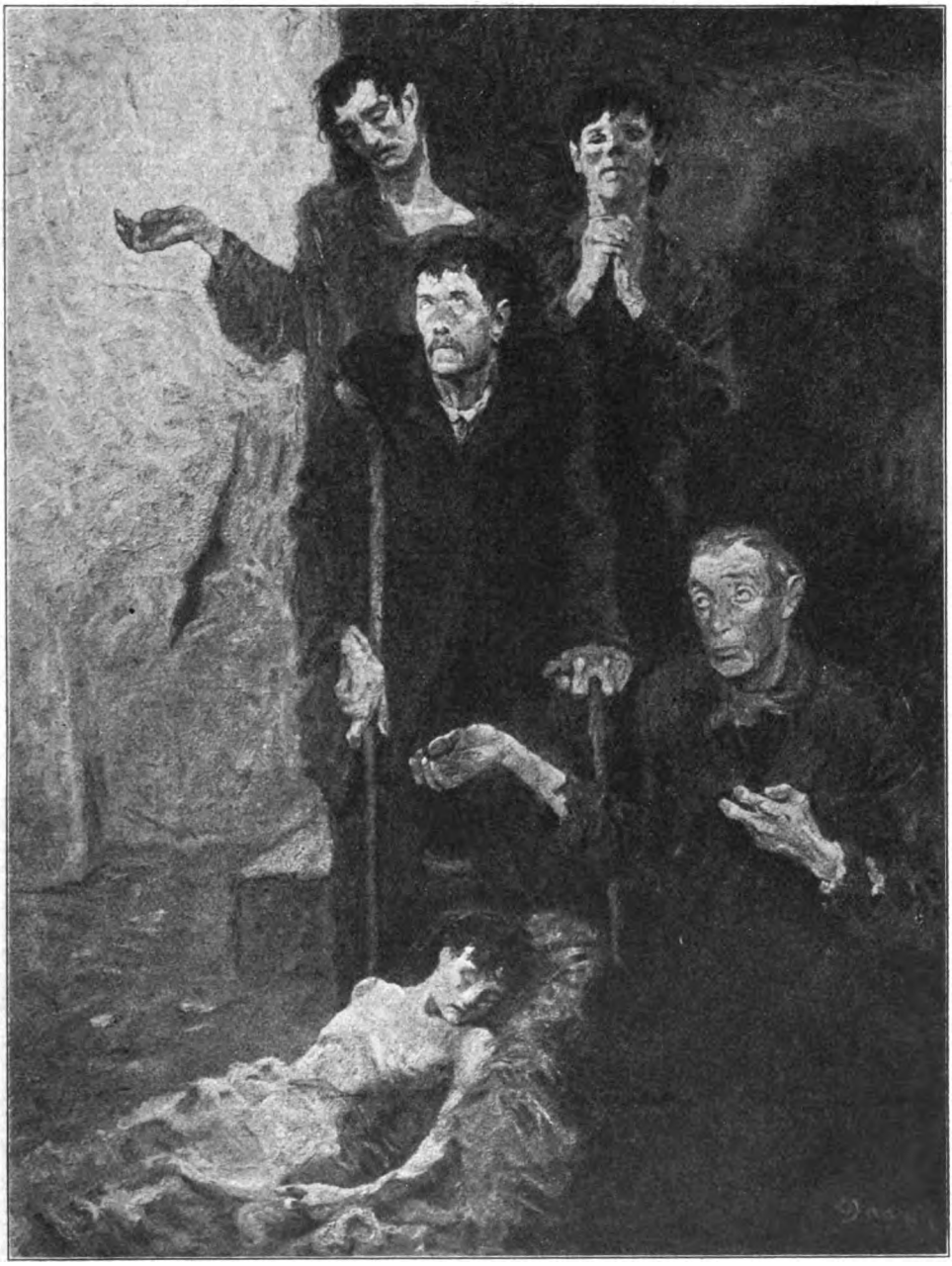
waren gewissermaßen Kollektivausstellungen einzelner zu einer Gruppenausstellung der Gesamtheit zusammengebaut.

Einer stand als überlegener Künstler und Könner in dieser Gruppe von Anbeginn: Gustav Jagerspacher. Obwohl er nicht ins Blaue hineinexperimentierte wie seine Nachbarn zur Rechten und zur Linken, sich auf malerische Sensationen weder in Hinblick auf die Stoffstellung noch die Koloristik einließ, zog er doch durch die Ausstrahlung seines künstlerischen Wesens an: alsbald wurde einem bewußt, daß hier ein Außerordentlicher, zu Hohem Berufener einem gegenübertrat, ein Maler von vielen Graden; inmitten Werdender und Ringender ein Reifer, der es aber nicht aufgegeben hatte (und nie aufgeben wird), Sucher und Kämpfer zu sein, kein trüber Gast, sondern einer, der das „Stirb und werde!" Goethes zum Losungswort erwählt: nur daß ihm das Goethesche Sterben niemals Preisgabe des als richtig und im Entwicklungssinn vorwärtstreibend Erkannten hieß, und daß ihm, dem wirklichen Könner, das Werden, d. h. das Wiederaufbauen aus den Elementen des Preisgegebenen, stets leicht fiel und etwas Selbstverständliches war. Für viele schien, wenn sie von Jahr zu Jahr aufs neue vor Jagerspachers Bilder traten, diese Entwicklung äußerlich kaum wahrnehmbar; mag sein, daß das lautere und geräuschvollere Experimentieren der Weggenossen Jagerspachers sein stilleres Wesen und Werden

vertrauten Form entgegen, und manches Werk dieser Ausstellungen schien ausschließlich um des Widerspruchs willen gemalt oder wenigstens aus Opposition gegen Bestehendes in die Ausstellungen aufgenommen. Und doch: mochte sich der Most noch so absurd gebärden, den Wein verspürte man, und als erst einmal die Gruppe sich stabilisiert hatte, da betrat man keine andere Münchner Ausstellung mit so hochgespannten Erwartungen, mit so sehr zu Widerspruch wie Anerkennung bereiten Gefühlen als die der Neuen Sezession im Holzschuppen der Künstlichen Eisbahn.

Man verstand es dort, über das positive künstlerische Ergebnis aus Ingenium und Arbeit, über das Einzelkunstwerk hinaus durch die Aufmachung, die Art des Hängens der Bilder, die nicht nach dekorativ-repräsentativen Gesichtspunkten erfolgte, sondern etwas erfrischend Improvisiertes zur Schau trug und gewissermaßen die intime Atelieratmosphäre in die Ausstellung leitete, eine Stimmung zu erwecken, wie sie dem internationalen Kunstbummler sonst nur von den Pariser Ausstellungen, insbesonders vom Salon der Unabhängigen her bekannt und lieb ist. Und man fand sogleich den Weg zu den Künstlern, die immer am stärksten ansprachen, und hatte ihr Werk geschlossen beisammen, nicht über die Säle hin zerstreut, sondern das, was sich hier bot,

Gang zur Richtstatt. 1911



Bettlervolk. 1912. Galerie Caspari, München

übertönte, mag sein, daß man bei der „Neuen Sezession" mehr Revolution als Evolution erwartete. Die gelegentlich gefallene Äußerung, Jagerspacher befriedige innerhalb der neuen Kunst, die uns des Malerischen entwöhnte, mit seiner betont malerischen Kultur ein im wesentlichen rückläufiges Bedürfnis, kann nur dann angenommen werden, wenn unter „rückläufig" verstanden wird: Fortschritt, Evolution, aber ohne Preisgabe der besten Überlieferung, ohne Preisgabe höchster Vollendung auch nach der malerisch-technischen Seite hin. Somit: die (scheinbare) Stetigkeit der Kunst Jagerspachers inmitten eines aufgeregten Treibens gab der Gruppe den Pol, und als Gesamtleistung war sicher



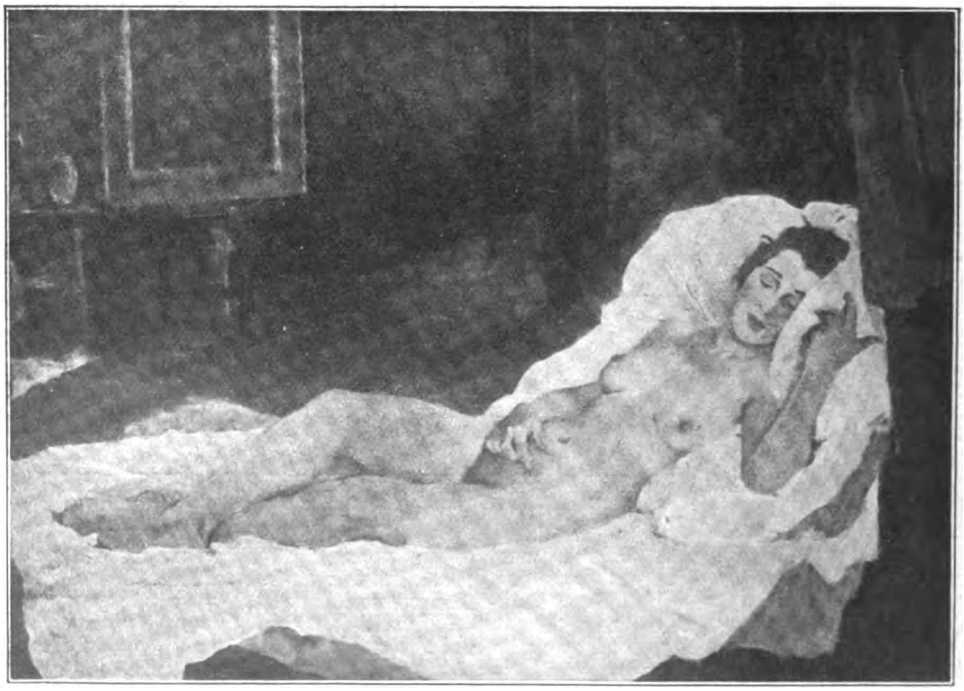
Digitized by Google

das Bedeutendste der Ausstellungen das, was von Jagerspacher kam. Desto überraschender war es, daß vor etwa zwei Jahren Jagerspacher aus der ‚Neuen Sezession' ausschied. Man muß im Interesse der Vereinigung und der Münchner Kunst bedauern, daß nicht alles versucht wurde, für Jagerspacher die Möglichkeit eines Verbleibens auch innerhalb einer im wesentlichen andersgearteten künstlerischen Gruppe zu schaffen. Die „Neue Sezession" hat sich damit eines Führers begeben, hat in das Ensemble ihrer Ausstellungen eine Bresche gelegt; es gibt viele, die sich die „Neue Sezession" ohne Jagerspacher überhaupt nicht denken können. Mögen auch viele prachtvolle Künstler, entschlossene Neuerer, mancher tatsächlich ein Pionier, der in künstlerisches Neuland vorbricht, in diesen Reihen stehen — die Lücke bleibt bestehen: es ist keiner unter den jüngeren und älteren Malern Münchens, vielleicht ganz Deutschlands, der diesen leeren Platz ausfüllen könnte, denn Jagerspacher ist ein Eigener, eine Ausnahmserscheinung, eine Individualität im ursprünglichsten und höchsten Sinn.

Es war eine schöne Geste und vielleicht mehr als dies, daß der Münchner Kunsthändler Georg Caspari, dessen ausdrucksvolles Bildnis, ein echtes, vornehmes Herrenporträt, Jagerspacher geschaffen, alsbald nach Jagerspachers Ausscheiden aus der „Neuen Sezession" eine umfassende Sammelausstellung von Werken des Künstlers veranstaltete und damit den Kunstfreunden in nachdrücklichster Weise vor Augen führte, wer Jagerspacher ist und was er in seiner Kunst vermag. Was Caspari zeigte, das war ein Querschnitt durch das Schaffen Jagerspachers, wie es etwa im Jahre 1920 in die Erscheinung trat; etwa vierzig Arbeiten aus drei Schaffensjahren waren zusammengebracht, wohl die Gesamtproduktion des Künstlers aus diesem Zeitabschnitt. Quantitativ nicht eben viel, aber darin ein guter Ausdruck eines wesentlichen Zuges des Künstlers, der kein Vielmaler ist, nur ausgereifte, innerlich und äußerlich ganz fertige Arbeiten aus dem Atelier gibt und das Herumfahrenlassen von Skizzen, Studien und „morceaux" bei Händlern und Sammlern nicht liebt.

Bevor wir aus der Betrachtung dieser Querschnitt-Ausstellung Rückschlüsse ziehen auf Jagerspachers künstlerische Eigenart und seine Stellung im heutigen Kunstleben Deutschlands zu bezeichnen suchen, ist einiges über seinen Entwicklungsgang und über frühere Werke zu sagen, die hier auch in Abbildungen erscheinen.

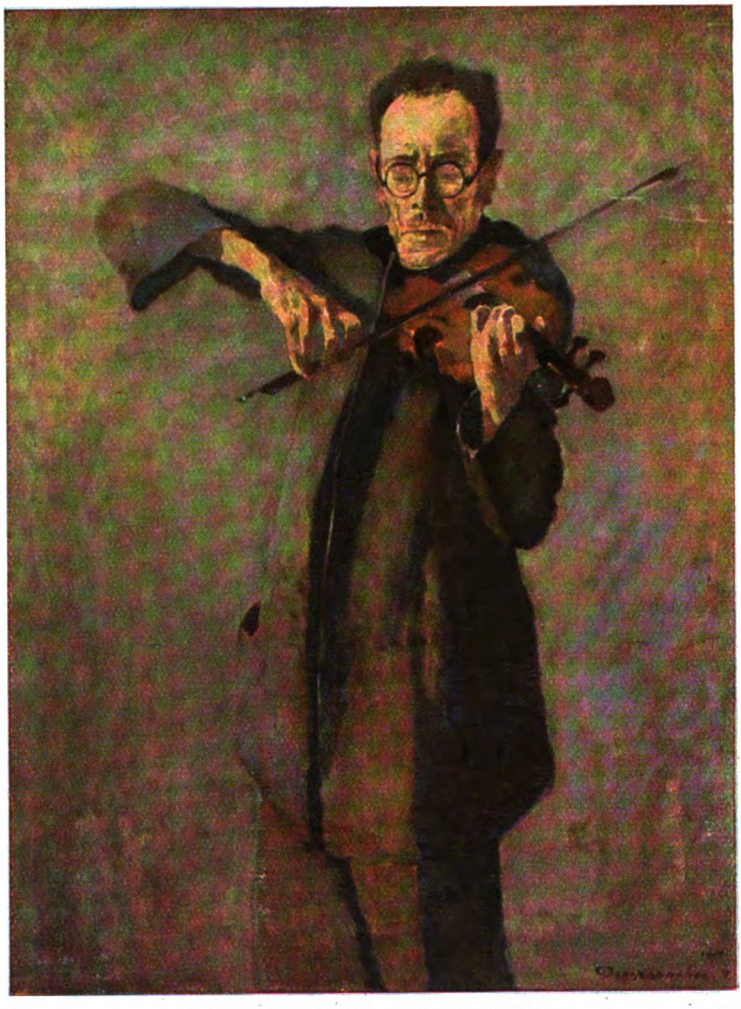
Gustav Jagerspacher, der heute des Lebensmittags feierliche Zeit erreicht hat, ist nach Geburt und Nationalität Österreicher. Er kam schon in jungen Jahren mit dem heftigsten Drang zur Kunst nach München, wo er in das Atelier des von ihm sehr geschätzten magyarischen Malers Simon Hollósy eintrat, der ihn technisch ungemein förderte. Auf die Münchner Lehrjahre, bitter und



Liegender Akt. Galerie Caspari, München

Digitized by Google

entsagungsvoll, folgten die Wanderjahre mit dem entscheidenden, wenn auch kurzen Aufenthalt in Paris, wo mehr als alle anderen Eindrücke Edouard Manets Werk und Wesen für ihn schicksalhaft wurde; daneben scheint er sich allerdings auch die Bilder Ribots und Delacroix' gründlich angesehen zu haben, wie auch die Schöpfungen gewisser alter Meister (Tintoretto, Greco) ihm nicht stumm blieben und wohl lebenslang in ihm nachwirken werden. Die Atmosphäre des Pariser Künstlertums, des Pariser Lebens überhaupt gab ihm genug mit, half ihm weg über viele schwere und bittere Tage, die ihm, der selbst ein leidender und darum mit allem Erdenleid und Elend mitempfindender Mensch ist, lange, lange beschieden waren. Jagerspacher war in seinen Anfängen scheu und befangen; er hielt es nicht wie andere Weg- und Zunftgenossen, die gar nicht früh genug an die Öffentlichkeit kommen können und die sich nicht genug tun können, Ausstellungsgelegenheiten zu suchen und das Interesse der Kritik auf sich zu ziehen. Ich erinnere mich, gelegentlich im Glaspalast Werken Jagerspachers begegnet zu sein — nie aber scheint er mit einer Kollektivausstellung herausgetreten zu sein, und so begab sich das Überraschende, daß Jagerspacher der großen Öffentlichkeit, soweit sie sich für Kunstdinge interessiert, erst durch die „Neue Sezession" als ausgegorener, reifer Künstler vorgestellt wurde.



Der Geiger. Sammlung Arbini, München

Bilder von unterwegs, Staffeln zur Höhe, Entwicklungsstationen: wir sehen sie in Gemälden wie dem „Musikantenpaar" mit Gitarre und Zieharmonika, dem „Gang zur Richtstatt", den „Zigeunerkindern", den „Zechern", denen sich, als gleichfalls Werke, die vor dem endgültigen „Stil" Jagerspachers entstanden, „Bettlervolk", „In der Schenke", „Unglücksfall" und „Füsilierung" anschließen. Was die Stoffsetzung dieser frühen und früheren Gemälde anlangt, so bekundet sich darin Jagerspachers Konzentration auf das Figürliche und seine in ihren Gründen vorhin angedeutete Neigung für jenes Stoffgebiet, das man zur Zeit der Hochblüte des Impressionismus die Elendsmalerei oder Arme Leut'-Malerei nannte. Jagerspacher ist „innerlich voller Figur", wie einmal ein großer Vorgänger von sich sagte, und er versteht sie auch, aus sich herauszureißen. Er konzentriert sein Interesse so sehr auf diese Figur, ist mit ihrer Gestaltung so vollauf beschäftigt, daß ihm für Umwelt und Hintergrund nichts mehr übrig bleibt. Nur bei einer kleinen Gruppe seiner späteren Bilder spielt die Landschaft im Hintergrunde eine gewisse Rolle; von den

Digitized by Google

Bildern der früheren Zeit findet man räumliche Tiefe nur bei dem Gemälde „Füsilierung“: hier dient sie dazu, die Stimmung der Verlassenheit, der grauenvollen Hilflosigkeit, der Preisgabe an ein unerbittlich grausames Schicksal zu steigern. Sonst sind Jagerspachers Figuren und Gestalten meist vor neutralen Hintergrund ohne räumliche Tiefe gestellt, oft genügt dem Künstler ein Farbton, der den farbigen Akkorden des Vordergrundes als vermittelnde, abdämpfende oder steigernde Folie dient, bei Bildern wie dem „Gang zur Richtstatt“, dem „Bettlervolk“ oder bei späteren Gemälden religiösen Motivs kümmert sich der Künstler auch nicht um die Perspektive; ebensowenig kümmert ihn das Stilleben, dem in der heutigen Kunstproduktion, gerade bei den Modernsten, eine große Rolle zugedacht ist: allerdings fehlt manchen Bildern Jagerspachers eine gewisse Stillebenhaftigkeit nicht (im Gegensatz zur malerischen Dramatik), aber dies ist Stillebenhaftigkeit in der Tiefe, die nicht schaubar wird, Stillebenhaftigkeit, wie wir sie von Leibl her kennen.

Desto nachdrücklicheres und größeres Gewicht legte Jagerspacher von jeher auf die Charakteristik seiner Gestalten und innerhalb dieser Charakteristik auf starke Kontrastwirkungen. Man betrachte einmal dieses Gesicht des Mörders, den sie zur Richtstatt führen, wie das Verbrechertum, gepaart mit Trotz, wie aber auch Todesangst und Grauen vor dem Ungewissen, das hinter dieser Stunde liegt, aus diesen Mienen zu lesen ist, und wie dieser Ausdruck gesteigert wird durch das stumpfe, undurchdringliche Betergesicht des Priesters und die Verzweiflungsmiene des geduckten Weibes, endlich durch die wechselvollen Physiognomien der begleitenden Schar, auf deren aufgeregten Gesichtern die mannigfaltigsten Empfindungen stehen. Noch drastischer wird diese Charakterisierungsabsicht bei dem Gemälde der Zecher, die die vier Temperamente und ihr Reagieren auf den Alkohol veranschaulichen; übrigens tritt gerade bei diesem Bild die Vernachlässigung des Räumlichen, die mangelnde Wirkung in die Raumtiefe deutlich hervor: die vier Männer drängen sich, finden nicht Platz, kleben auf- und übereinander, doch ließ sich Jagerspacher dadurch nicht anfechten: wichtiger als dieses Element der Bildökonomie war ihm Schärfe der Charakteristik. Unwillkürlich denkt man an Daumier, aber nicht so fest an den Maler als an den Karikaturisten Daumier. Ein Bild wie das der vier Zecher-Temperamente weist mit seiner beabsichtigten Literaturhaftigkeit ins Gebiet des Karikaturistischen, des Illustrativen. Die Möglichkeit hätte bestanden, daß damals, als ihm dieses Bild gelang, Jagerspacher von einem findigen Redakteur eines Karikaturenblattes, etwa des „Simplizissimus“, hätte geholt werden können. Ich weiß nicht, ob er in jenen für ihn so schweren Zeiten der Versuchung widerstanden hätte; auf alle Fälle: es geschah nicht, und Jagerspacher fand vom Literarischen oder Literaturhaften den Weg zum absolut Malerischen, ohne daß er dabei an Kraft der Charakterisierung eingebüßt hätte. Nur bedient er sich jetzt dazu rein malerischer Mittel.

Der Emporgang Jagerspachers vollzog sich rasch. Es steht außer Zweifel, daß ihn die anregende Umgebung, in die er sich durch die „Neue Sezession“ versetzt sah, der heiße Atem, der hier durch die heftigen Debatten und Diskussionen wehte, förderten und vorantrieben. Von etwa 1916 oder 1917 an wird Jagerspachers Sturmlauf auf das Ziel schaubar. Eine hochbegabte Gattin, gleichfalls als Künstlerin tätig und wie er Mitglied der „Neuen Sezession“, gewann er sich zur Seite, und gefördert wurde er von einem kunstverständigen und menschlich mitempfindenden Sammler; mit diesen Impulsen nahm Jagerspacher alle Kraft zusammen. Er erweiterte seinen Stoff- und Motivumkreis, bereicherte seine Palette, lockerte seine Konturen auf, wurde nun erst wahrhaft malerisch und ließ ein wundervolles Bukett von Farben und farbigen Ensembles aufblühen. Die Elendsmalerei tritt jetzt ein wenig zurück oder erscheint wenigstens in einer geläuterteren, vergeistigteren Form, vor allem kombiniert mit religiösen, biblischen Motiven. Die nehmen fortan im Schaffen Jagerspachers einen breiten Raum ein: hier findet er die Sublimierung tief eingewurzelter Gefühle und Empfindungen aus dem Ich hinausgehoben in das Allgemein-Gültige, in das Weltenweite, Große, Hohe. Die Möglichkeit der Vergeistigung seiner eigenen Nöte und Schmerzen, Bewegtheiten und Hoffnungen ist ihm gegeben. Daneben aber blüht ein anderes auf: die Freude an der Schönheit des weiblichen Körpers. Durch sie und in ihr wird ihm das Korrektiv seiner auf Vergeistigung der Empfindung gerichteten Kunst: das Wohlbehagen am Körperlichen, edle Sinnlichkeit — beide Ströme treffen sich, fluten ineinander, und wo sie münden, eins werden, da thront die Reinheit der Kunst, die Kraft malerischen Ausdrucks, über die Abschilderung hinaus stark und klar, wird sie beiden der gemeinsame Nenner.

Den Jagerspacher der Caspari-Ausstellung von 1920 treffen wir auf diesem Standpunkt, in dieser geistigen Verfassung, in dieser blühenden Kraft der Formensprache, mit dieser vornehmen, schimmernden Palette. Die Mehrzahl der Abbildungen, die unseren Aufsatz begleiten, gehören dieser Periode von Jagerspachers Schaffen an. Den Frauenakten sollen einige Worte besonders gewidmet sein. Es handelt sich um etwa zehn Varianten des gleichen Themas. Als Ausgangspunkt kann man Giorgiones berühmte „Ruhende Venus“ in der Dresdner Galerie nehmen, auch an Tizians liegende weibliche Akte mag man denken. Die breitformatigen Bilder von mäßiger Höhe lassen

Digitized by Google

Christus und die Krüppel. Sammlung Arbini, München

Digitized by Google

Mutter und Kind. Sammlung Dr. C. Zitzmann, Erlangen

alle einen wundervoll blühenden, in herrlichem Inkarnat erstrahlenden Frauenleib, selig und wohlig zur Ruhe hingestreckt, erschauen. Meist setzt sich das Inkarnat von einem grünen Hintergrund ab. Bei diesen Bildern begibt es sich zuweilen, daß Jagerspacher das Prinzip der Projektion seiner Gestalten auf einen flächigen, neutralen Hintergrund durchbricht. Da ist z. B. einmal der Vorhang des Zeltes, in dem die schöne Nackte schlummert, gerafft, und man gewinnt Ausblick in eine wunderschöne Landschaft, die freilich nicht, wie Giorgiones Landschaft, minutiös durchgeführt ist, nicht ein Landschaftsporträt wie bei dem Maler von Castelfranco, der seine friulanische Heimat zur schlummernden Göttin in Beziehung setzte, sondern Jagerspacher zeigt ein breit hingemaltes Wiesengelände mit einer Baumgruppe und einem blitzenden Gewässer, und diese Landschaft ist einzig um dessentwillen da, das Bild an dieser Stelle zu vertiefen, ihm Raum und Fernblick zu geben. Indessen lenkt dieser landschaftliche Fernblick ebensowenig ab, wie die gleichfalls hier, im Gegensatz zu Jagerspachers sonstiger Praxis, betätigte stillebenhafte Behandlung des Ruhebettes. Hauptsache und malerischer Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen sammeln und von dem wiederum alle Wirkung aus-

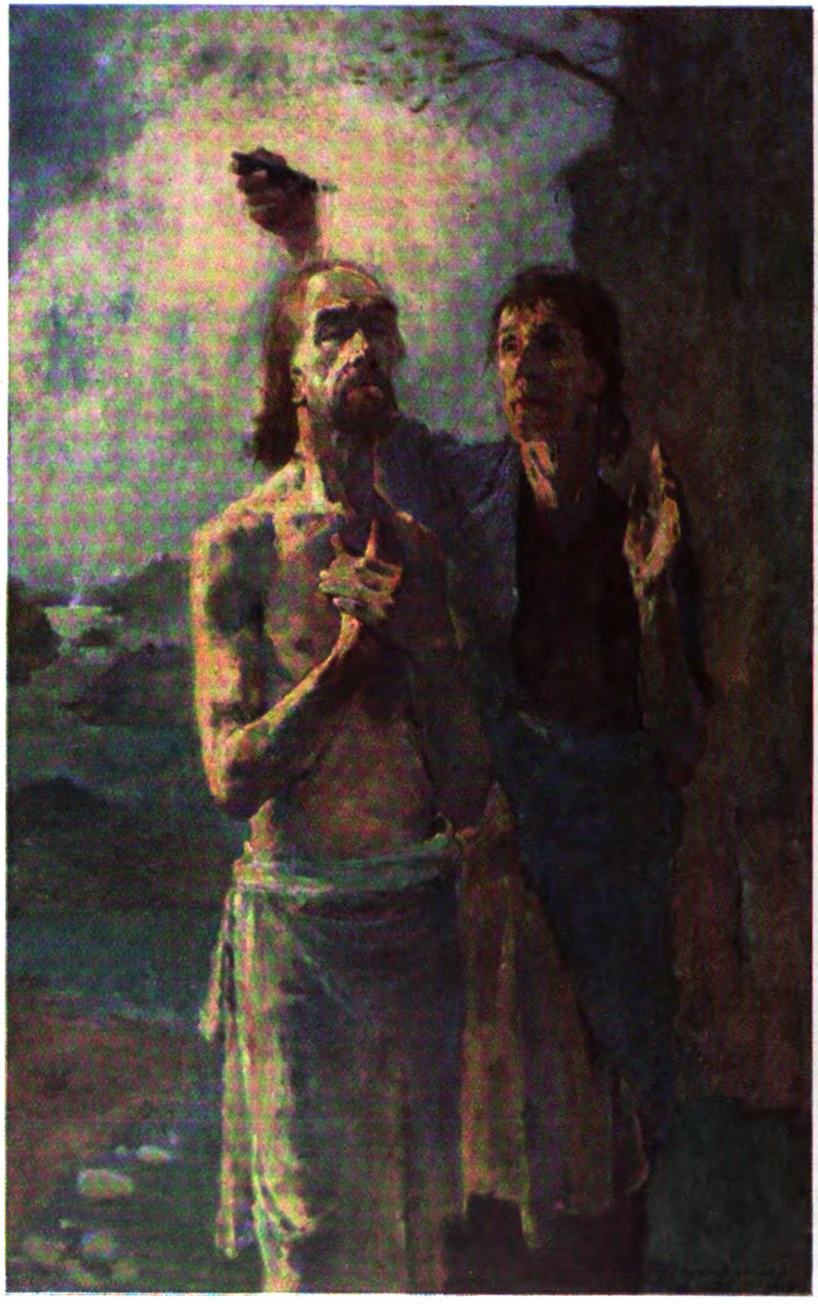
Digitized by Google

Bildnis. Sammlung Arbini, München

strahlt, ist die menschliche Gestalt. In Varianten erscheint der horizontal gelagerte Akt — bald lang ausgestreckt, gleichsam hingegossen, bald mit leicht gekreuzten Beinen, doch stets in lasser Ruhe, in weichem Schlummer — in einem Atelierinterieur, dann wieder in einem Schlafgemach, durch dessen offene Tür man auf einen stillebenhaft behandelten Frühstückstisch im Nebenzimmer blickt, endlich in einem Erker mit Ausblick auf die hellgrünen Bäume eines Parkes, und diese Lösung des Motives ist die merkwürdigste, weil sie auf die im untern Bilddrittel hingezogene Horizontale des menschlichen Körpers vom oberen Bildrand her nicht weniger als zwölf parallele Vertikalen herabfallen läßt, von denen ein Teil durch eine oberhalb der kurvigen Körperhorizontale gezogene Parallele gebremst wird. Das ist ein ganz außerordentlicher Bildgedanke, er verbindet Architektonisches mit Koloristischem zu einem unerhört gelösten Ganzen, das so restlos gelang, daß dem Betrachter das Durchdachte der Komposition gar nicht zum Bewußtsein kommt, daß er es als etwas Selbstverständliches hinnimmt: so „schweißlos" ist Jagerspachers Kunst auch den schwierigsten, komplizierteſten Kompositionsproblemen gegenüber.

Die religiöse Malerei Jagerspachers repräs-

Digitized by Google



Christi Taufe. Sammlung Arbini, München

sentieren hier die Nachbildungen der Gemälde „Christus und die Krüppel", die „Taufe Christi" und „Christi Auferstehung", denen als ein Hauptwerk dieser Richtung noch der „Ölberg", ein in steilem Aufbau vor neutralem Hintergrund sich hoch emporreckendes Bild von lebhafter Bewegtheit und großer Kühnheit in den Hell-Dunkel-Kontrasten, ein Hauptwerk der reifen Schaffensperiode des Künstlers, hätte gesellt werden können. Es fällt schwer, vor Jagerspachers religiöser Kunst den Namen des Greco nicht auszusprechen. Es ist geschehen, und so wünsche ich, nicht mißverstanden zu werden. Nicht

Digitized by Google

Christi Auferstehung. Sammlung Arbini, München

in Äußerlichkeiten, auch nicht in der Technik, in Kompositionsmomenten oder in der Farbgebung besteht die Berührung mit dem großen Meister von Toledo. Was, für unsere Augen- und Gefühlseinstellung wenigstens, einem den Namen Greco auf die Lippen zwingt, ist die Gleichheit des Temperaments und des formalen Niederschlages dieses Temperaments. Jagerspachers religiöse Gemälde sind keine Andachtsbilder im Sinne der religiösen Malerei etwa der Bellini oder des Moretto. Es sind auch nicht ausgesprochen malerische, d. h. um malerischer Probleme willen gemalte Bilder. Sondern das Geistwesen Jagerspachers verlangt nach diesen großen Möglichkeiten, seine Seele aus-

Digitized by Google

Die vier Zecher

zuschütten, sein Menschentum hinzubreiten. „Christus und die Krüppel" — hier enthüllen sich Zusammenhänge. Da ist noch die Elendsmalerei des frühen Jagerspacher. Aber war sie da grau und hoffnungslos, ganz erfüllt von verzweifeltem Pessimismus, so bricht jetzt das Licht durch das Düster und erfüllt die leidende Menschheit mit Hoffnung, mit Glanz. Der Messias des Künstlers ist kein strahlender Held, kein schöner Gottessohn, **auch in seinem Antlitz, das älter, härter,**

Zigeunerkinder

schmerzvoller ist als es uns von der üblichen religiösen Malerei gezeigt wird, steht geschrieben: Ich leide wie ihr — aber es ist mir Macht gegeben, euch von eueren Leiden zu befreien, und darum werfet alle euere Leiden auf mich! Etwas Großes und zugleich etwas unsagbar Wehes geht von den religiösen Bildern des Künstlers aus, man verspürt geradezu körperlich, daß dieser Christus um der Menschheit willen leidet, todgeweiht ist, daß er das Kreuz der Welt trägt.

Digitized by Google

So besonders in dem Bild der „Taufe“ — das ist nicht ein starkes Seelenbad, sondern in diesem Antlitz zuckt es und wettert's, als ob Feuer auf sein Haupt niederbrannte, als habe er nun das Leid der Welt auf sich genommen. Und selbst bei der Auferstehung ist es nicht ein Sieger, der im strahlenden weißen Licht seinem Sarge entsteigt, sondern ein Mensch, der alle Leiden der Welt durchkostete, der als ein Ankläger eingeht in die ewige Herrlichkeit, zu der ihn Gottes Engel hinaufführt.

Im Kolorit ist allen diesen Arbeiten etwas Geisterhaftes, Mystisches eigen. Jagerspachers Bildnisse hingegen stehen wohl fest im Irdischen und Realen verankert. Zwei Proben von Jagerspachers Bildniskunst begleiten in Reproduktionen diesen Aufsatz. Auf einem der Porträts erschaut man des Künstlers Gattin, die ihm ein früher Tod entriß. Ein Damenbildnis, elegant, mondän, das Mütterliche betonend durch das Baby, das im Arm der Mutter eingeschlafen ist und schlummernd mit den kleinen Fingerchen die Linke der Mutter umfaßt — aber welche Tiefe des Gefühls, Modell wie Künstler gleichermaßen eigen, enthüllt sich dem Beschauer! Und daneben das Herrenbildnis. Aus den bedeutenden Zügen des Mannes spricht Energie, Tatkraft, spricht verhaltenes Temperament. Der Porträtierte ist ein feinsinniger Kunstsammler, der eine ganze Reihe der besten Bilder Jagerspachers sein eigen nennt und dadurch den Künstler wirkungsvoll gefördert hat.

Die Münchner Kunst bedarf der Charaktere, wie Jagerspacher einer ist, bedarf im besonderen seiner als eines Künstlers, der vom Impressionismus die Brücke schlägt zu Bezirken einer geistigeren Art der Malerei, ohne daß er darüber zu irgendwelchen Kompromissen sich gezwungen sähe.

Unglücksfall

Digitized by Google

# Aus Martins Tagebuch

## Fragment von Hermann Hesse

Vorgestern war der wichtigste Tag meines Lebens. Da habe ich zum erstenmal etwas erlebt und zu spüren bekommen, was ich vorher gar nicht kannte und wovon mir doch jetzt scheint, ich habe es immer und immer gesucht und geahnt, mein Leben lang.

Es hängt mit den Träumen zusammen. Diese hatten mich ja schon immer beschäftigt, und oft war ich erstaunt und traurig darüber, wie flüchtig Träume sind, wie schnell sie am Morgen vergehen, wie schüchtern sie vor der leisesten Berührung mit der Vernunft davonlaufen. Wie oft, wie unendlich oft in meinem Leben bin ich in meinem Bett erwacht und hatte ein neues Gefühl in mir, etwas Schönes, Anderes, unbeschreiblich Neues, Zartes, Liebes, Seltsames, Witziges! Zwischen mir und der ganzen Welt schien eine neue Beziehung aufgegangen zu sein, ein neuer Sinn schien mir geworden, der die Wahrnehmungen meiner alten, gewöhnlichen Sinne ganz neu verband, bestätigte und auch veränderte. Ein Blinder, der an einer Rose riecht und sie betastet und dem nun plötzlich die Augen aufgehen und zum erstenmal zum Getasteten und Gerochenen auch noch das sichtbare Bild der Blume zu eigen wird, der müßte Ähnliches empfinden. Ich hatte zum Gesicht, zum Tastsinn, zum Gehör, Geruch und Geschmack noch einen weiteren Sinn, ein weiteres Fühl- und Wahrnehmungsvermögen empfunden, oder erfunden. Wenn ich mich dann besann, so fiel mir oft ein Traum oder der Rest eines Traumes ein, den ich in der Nacht gehabt. Ich hatte fliegen können. Ich hatte eine Geliebte gehabt, die ich zu mir herziehen und rufen konnte ohne einen Ton oder Wink, die zart und gefühlig einfach jeder Regung meiner Seele folgte. Ich hatte Luft trinken können wie Wein, oder in Wasser atmen wie in Luft.

Mit dem Gedächtnis an den Traum leuchtete dann immer die neue Empfindung nochmals innig und verlockend auf, schon mit dem wehmütigen Glanz des Abschiednehmenden und Unwiederbringlichen. Dann kamen die Gedanken hinterher, das völlige Erwachen und Bewußtwerden, und der Traum und sein Glück wurde ferner und unwirklicher, und wenn ich aus dem Bette stieg, war fast alles schon wieder weg und verloren, und nichts blieb mir zurück als ein leises und banges Gefühl von Verlust und Bestohlensein, gemischt mit einem Gefühl, das ähnlich schmeckte wie schlechtes Gewissen — so als hätte ich etwas Dummes getan, als hätte ich mich geschädigt und selber betrogen.

Manchmal dachte ich dann, eben das Träumen sei es, das man als Selbstbetrug anklagen und abtun müsse. Es war aber umgekehrt: das Träumen war das Wertvolle, und das Abtun, Richten und Verwerfen des Traumes war der Unsinn, war die Schädigung. Einigemal war ich schon ganz, ganz nahe bei dieser Erkenntnis, fühlte sie schon wie einen gefangenen Vogel mir in der Hand flattern, und verlor sie wieder, und blieb traurig und verarmt zurück. — Jetzt habe ich sie in Händen, meine neue Erkenntnis, oder Erfahrung, oder wie man es nennen will.

* * *

Was ich alsdann für mich allein dachte und spann, ist wohl nicht des Erzählens wert. Aber je älter ich wurde und je schaler die kleinen Befriedigungen mir schmeckten, die ich in meinem Leben fand, desto mehr wurde mir klar, wo ich die Quelle der Freuden und des Lebens suchen müsse. Ich erfuhr, daß Geliebtwerden nichts ist, Lieben aber alles, und mehr und mehr meinte ich zu sehen, daß das, was unser Dasein wertvoll und lustvoll macht, nichts andres ist als unser Fühlen und Empfinden. Wo irgend ich etwas auf Erden sah, das man „Glück" nennen konnte, da bestand es aus Empfindungen. Gold war nichts, Macht war nichts. Man sah viele, die beides hatten und elend waren. Schönheit war nichts, man sah schöne Männer und Weiber, die bei aller Schönheit elend waren. Auch die Gesundheit wog nicht schwer; jeder war so gesund, als er sich

Digitized by Google

fühlte, mancher Kranke blühte bis kurz vor dem Ende vor Lebenslust, und mancher Gesunde welkte angstvoll in Furcht vor Leiden hin. Glück aber war überall da, wo ein Mensch starke Gefühle hatte und ihnen lebte, sie nicht vertrieb und vergewaltigte, sondern pflegte und genoß. Schönheit beglückte nicht den, der sie besaß, sondern den, der sie lieben und anbeten konnte.

Es gab vielerlei Gefühle, scheinbar, aber im Grunde waren sie eins. Man kann alles Gefühl Wille nennen, oder wie immer. Ich nenne es Liebe. Glück ist Liebe, nichts anderes. Wer lieben kann, ist glücklich. Jede Bewegung unsrer Seele, in der sie sich selber empfindet und ihr Leben spürt, ist Liebe. Glücklich ist also der, der viel zu lieben vermag. Lieben aber und Begehren ist nicht ganz dasselbe. Liebe ist weise gewordene Begierde. Liebe will nicht haben; sie will nur lieben. Darum war auch der Philosoph glücklich, der seine Liebe zur Welt in einem Netz von Gedanken wiegte, der immer und immer neu die Welt mit seinem Liebesnetz umspann. Aber ich war kein Philosoph.

Auf den Wegen der Moral und Tugend war für mich auch kein Glück zu holen. Da ich wußte, glücklich machen kann nur die Tugend, die ich in mir selbst empfinde, in mir selbst erfinde und hege — wie konnte ich da irgendeine fremde Tugend mir aneignen wollen! Aber das sah ich: das Gebot der Liebe, einerlei ob es von Jesus oder von Goethe gelehrt wurde, dies Gebot wurde von der Welt völlig mißverstanden! Es war überhaupt kein Gebot. Es gibt überhaupt keine Gebote. Gebote sind Wahrheiten, wie der Erkennende sie dem Nichterkennenden mitteilt, wie der Nichterkennende sie auffaßt und empfindet. Gebote sind irrtümlich aufgefaßte Wahrheiten. Der Grund aller Weisheit ist: Glück kommt nur durch Liebe. Sage ich nun: „Liebe deinen Nächsten!“ so ist das schon eine verfälschte Lehre. Es wäre vielleicht viel richtiger zu sagen: „Liebe dich selbst so wie deinen Nächsten!“ Und es war vielleicht der Urfehler, daß man immer beim Nächsten anfangen wollte.

Jedenfalls: das Innerste in uns begehrt Glück, begehrt einen wohltuenden Zusammenklang mit dem, was außer uns ist. Dieser Klang wird gestört, sobald unser Verhältnis zu irgendeinem Ding ein andres ist als Liebe. Es gibt keine Pflicht des Liebens, es gibt nur eine Pflicht des Glücklichseins. Dazu allein sind wir auf der Welt. Und mit aller Pflicht und aller Moral und allen Geboten macht man einander selten glücklich, weil man sich selbst damit nicht glücklich macht. Wenn der Mensch „gut“ sein kann, so kann er es nur, wenn er glücklich ist, wenn er Harmonie in sich hat. Also wenn er liebt.

Und das Unglück in der Welt, und das Unglück bei mir selber kam also daher, daß das Lieben gestört war. Von hier aus wurden mir die Sprüche im Neuen Testament plötzlich wahr und tief. „So ihr nicht werdet wie die Kinder —“ oder: „Das Himmelreich ist inwendig in euch.“

Dies war die Lehre, die einzige Lehre in der Welt. Dies sagte Jesus, dies sagte Buddha, dies sagte Hegel, jeder in seiner Theologie. Für jeden ist das einzig Wichtige auf der Welt sein eigenes Innerstes — seine Seele — seine Liebesfähigkeit. Ist die in Ordnung, so mag man Hirse oder Kuchen essen, Lumpen oder Juwelen tragen, dann klang die Welt mit der Seele rein zusammen, war gut, war in Ordnung.

Nichts vermag der Mensch so zu lieben wie sich selbst. Nichts vermag der Mensch so zu fürchten wie sich selbst. So entstand zugleich mit den anderen Mythologien, Geboten und Religionen des primitiven Menschen auch jenes seltsame Übertragungs- und Scheinsystem, nach welchem die Liebe des einzelnen zu sich selber, auf welcher das Leben ruht, dem Menschen für verboten galt und verheimlicht, verborgen, maskiert werden mußte. Einen andern zu lieben galt für besser, für sittlicher, für edler, als sich selbst zu lieben. Und da die Eigenliebe nun doch einmal der Urtrieb war und die Nächstenliebe neben ihr niemals recht gedeihen konnte, erfand man sich eine maskierte, erhöhte, stilisierte Selbstliebe, in Form einer Art von Nächstenliebe auf Gegenseitigkeit. So wurde die Familie, der Stamm, das Dorf, die Religionsgemeinschaft, das Volk, die Nation zum Heiligtum. Der Mensch, der sich selber zuliebe nicht das kleinste Sittengebot übertreten darf, — für die Gemeinschaft, für Volk und Vaterland darf er

Digitized by Google

alles tun, auch das Furchtbarste, und jeder sonst verpönte Trieb wird hier zu Pflicht und Heldentum. So weit war die Menschheit bis jetzt. Vielleicht würden auch die Götzenbilder der Nationen mit der Zeit noch fallen, und in der neu entdeckten Liebe zur ganzen Menschheit käme vielleicht die alte Urlehre wieder neu zum Durchbruch.

Solche Erkenntnisse kommen langsam, man windet sich zu ihnen in Spiralen hinan. Und wenn sie da sind, so ist es, als habe man sie im Sprung, im Nu erreicht.

Aber Erkenntnisse sind noch nicht Leben. Sie sind der Weg dazu, und mancher bleibt ewig auf dem Wege. Auch ich ahnte den Weg, glaubte ihn bestimmt zu wissen, und kam doch nie so recht vorwärts auf ihm. Es gab Fortschritte und Rückschritte, Eifer und Mißmut, Glauben und Enttäuschung. Und vermutlich wird es die immer geben.

Jetzt bin ich einen Schritt weiter, seit vorgestern. Da ist es mir zum erstenmal geglückt, etwas festzuhalten, was sonst immer auf der Flucht war, etwas eine Weile zu eigen zu haben, was ich sonst nur wie einen fernen Goldvogel fliegen sah.

* * *

Mein Erlebnis ist dieses: ich habe vorgestern zum erstenmal den Sinn und das Glück, das Wesen und die Lehre eines nächtlichen Traumes mit in den Tag hineingenommen. Ich hatte stundenlang Beziehungen zur Welt, die man sonst nur im Traume hat. Ich hatte stundenlang Fähigkeiten, die man sonst am Tage nicht hat.

Ich werde mich hüten, das zu erzählen. Dies erste Erlebnis ist mir viel zu lieb, viel zu zart, viel zu heilig, viel zu schimmernd und geheimnisvoll golden, als daß ich versuchen möchte, es in die Finger zu nehmen, es mit Gedanken, Worten und Tinte zu beschmutzen.

Aber das Erlebnis hat sich wiederholt, gestern und heute. Ich wünsche, daß es sich an hundert und tausend, an allen Tagen wiederhole, es soll aufhören, ein Geheimnis und Wunder zu sein, es soll Tag und Natur werden, soll mir gehören und zur Selbstverständlichkeit werden.

## Sonntagsgang. Von Hugo Salus

Ragend die mächtige Burg; ihr zu Füßen Straßen und Plätze,
Von Palästen umsäumt, Namen geschichtlichen Klangs.
Durch die herrlichen Tore, von Künstlerhänden geschmiedet,
Träumen den Traum ihrer Herrn jetzt noch die Gärten: zur Burg.
Prächtige Dome und Kirchen, draus Orgelchoräle erklingen,
Denkmalheilige schaun aufwärts. O senkt doch den Blick!
Her in das Mittelalter führt mich manch sonniger Sonntag.
Immer find' ich mich dann, durch seinen Namen verführt,
In der vornehmen Stille inmitten „am Grandprioratsplatz“:
Da schwelgt mein Blick in Barock, in Frührenaissance, Rokoko.
Dann geh' ich still davon, ganz jenseits der Hast unsrer Tage,
Aus der geschichtlichen Zeit trete ich in ein Idyll.
Auf einem Brückchen aus schwarzem Holz erwache ich träumend,
Drunter ein gründunkler Bach schläft unterm Blätterdach.
Welch ein Blick für das Auge! Im Spiegel des Wassers die Blätter,
Dessen gleißendes Grün wandelt das Wasser in Glas.
Doch bachaufwärts ist's hell; der Baumwall ist unterbrochen,
Schwarz eine Holzbrücke führt über den Bach dort wie hier.
Schwarz doch im Sonnenglast liegt sie, dahinter schließt sich das Blattgrün.
Ich bin selig im Schaun: ich fühle Kunst wie Natur.

Digitized by Google

Durchzug durchs Rote Meer

Gemälde von Oskar Laske

(Ausstellung des Hagenbundes 1921, Wien)

Digitized by Google

Digitized by Google

# Das Joch — Novelle von Vicki Baum

Als Florentin auf der Paßhöhe den Zug verließ, griff Bergluft stark in sein Gesicht. Gleich sah er nach dem Zwölferkopf, sein Auge war schon bereit, die vertraute Kontur in sich aufzunehmen. Die Häupter standen da wie Freunde, in goldenen Nachmittagsnebel hintereinander geschichtet. Auf alten Tarockkarten sehen Berge so aus, so naiv an Perspektive, so klein und blau ins Ferne wandernd. Das Joch zwischen Zwölferkopf und der roten Nadel war von einer tiefen, einzeln schwebenden Wolke verdeckt, auch die rote Nadel streckte ihr spitzes Dolomitgezacke nur da und dort zwischen Dunst und Glast hervor. ‚Man wird bis zum Vollmond warten müssen, der trinkt den Nebel,' dachte Florentin, ein wenig Ungeduld im Herzen.

Unter seinem Fuß knirschte heimatlich der rote Kies, wie er nach vorne ging, auf sein Gepäck zu warten. Die Maschine ruhte vom Anstieg aus und trank durstig das kalte, berghergeleitete Wasser. Die Luft war wie eine starke Hand, auch schmecken konnte Florentin sie nun, sie war bitter, er liebte diesen Geschmack über alles. ‚Schafgarben,' dachte er und erinnerte sich. Sie wuchsen am kleinen Stationsgärtchen entlang und waren nicht weiß wie im Tal, sondern so, als spiegle rote Sonne in ihnen. Im Gärtchen grüßte eine blaue Vorstandsmütze militärisch. „Auch wieder im Land, Herr Baron?" fragte der Stationschef und freute sich augenscheinlich. „Viel Fremde hier?" fragte Florentin. „Es geht. Wenn wir mit zwei Maschinen fahren, können wir die Ehemänner grad noch schleppen."

Florentin lachte kurz durch die Nase und schaute am Zuge entlang.

Da waren die Ehemänner und nahmen langwierigen Abschied. Am Sonnabend kommen sie an, bringen ihre abgehetzten Kontorgesichter, ihre Erwerberhände, ihre Besitzermienen zu ihren Frauen. Aus braunen Ledertaschen ziehen sie Aufmerksamkeiten, sie berichten von Streit mit Köchinnen, vertauschter Putzwäsche, Ärger im Geschäft. Sie stoßen biedere, beschlagene Stöcke in Spazierwege, spucken Rauch teurer Zigarren in die herbe Bergluft, im Gasthof verlangen sie Wein und bringen die Gattinnen, die Wirtstöchter, die Kinder zum Lachen. Nach dem Abendessen werden sie schweigsam, nehmen die Frau am Arm zu einem kleinen Verdauungsspaziergang. Durch Tannen hin und bis zum Tafele hinauf wandern rotglimmende Zigarrenspitzen. Nachher gesellen sie sich zu Skat und Tarock. Gattinnen gähnen vorwurfsvoll, die Ehemänner werden wieder schweigsam; über knarrende Holztreppen zieht man langsam ab. Vor zuklappende Türen werden verheiratete Stiefelpaare gestellt ...

Am Sonntag stehen Gatten und Gattinnen spät auf, die Männer sind alle frischrasiert, die Frauen tragen weiße Batistblusen, mit echten Spitzeneinsätzen, die sich den Lodenröcken nicht gesellen wollen. Das Mittagessen enthält einen Extragang. Nachmittag kegelt man, liegt gähnend in Arnikawiesen, schaut die Berge an und sieht sie nicht. Es wird ein wenig langweilig. Langkofler, der Wirt, klappert mit Ketten hinter dem Haus und schirrt den Omnibus an. Die braunen Ledertaschen werden gepackt, die biederen Stöcke wandeln ihres Weges. Liesele rumpelt mit dem Omnibus zur Bahn. Neben dem Stationshaus spielt der Moze auf der Ziehharmonika. Und da stehen die Braven nun und nehmen Abschied bis zum nächsten Sonnabend.

Zugentlang wurde umarmt und geküßt. Florentin dachte: ‚Ob diese Frauen eigentlich in einer Fabrik hergestellt werden? Sie sehen aus, als wären sie immer zum Dutzend gepackt in Schachteln gelegen.'

Die Ehemänner verschwanden in ihre Kupees, um gleich darauf Fenster herabzulassen, erhitzte Köpfe und zärtlich tätschelnde Hände herauszustecken.

„Hübsches Mädchen," sagte Florentin und wies mit dem Kinn auf eine, die vor der ersten Klasse stand.

„Frau Giesinger aus München. Die große Margarinefabrik," sagte der Stationschef.

Was sie von den andern Frauen in Frisur und Kleidung unterschied, war nur eine Nüance. Ihr Haar sah man nicht, es war unter einen blauen Schleier gebunden, aber es ließ die Stirne frei; die Hand- und Fußfesseln waren schmal. Und sie hörte mit einem kindlich ernsthaften Ausdruck zu, was Herr Giesinger am Fenster ihr mitzuteilen hatte. „Hauptsächlich darf Fraule keine nassen Füße bekommen, lieber einmal Galoschen anziehen" — da hustete die Lokomotive; Taschentücher nahmen Abschied.

‚Was für ein Scheusal von Mann,' dachte Florentin. ‚Und schade, daß die Frau zuviel Ringe trägt ...'

Langkofler hielt Florentin große Willkommenpranken entgegen, er hatte nackte Knie und Fußgelenke und sah aus, als wäre er aus unzerreißbaren, ungebleichten Seilen gedreht. Liesele klingelte einladend mit Glöckchen an ihrem roten Netz und spitzte lange Maultierohren.

„Sollst auch Zucker haben, Liesele. Grüß' Gott, Liesele," sagte Florentin; die weichen Tierlippen liebkosten so freundlich seine Hand. Die junge Frau mit dem blauen Schleier stand etwas abseits und schaute aufmerksam zu, wie ein artiges, kleines Mädchen; sie hatte braune Augen mit Gold gesprenkelt. Der Langkofler frachtete Ehefrauen in den Omnibus, es war überraschend, wie viele von der dicken Sorte darin Platz hatten. „Ich gehe zu Fuß," sagte Florentin entsetzt.



Digitized by Google

Florentin hob seine beiden Koffer auf das Omnibusdach. Auch das besah Frau Giesinger aufmerksam, ernst und verwundert. Aber als Liesele davonklingelte und Florentin sich zum Gehen wandte, war der blaue Schleier unsichtbar geworden.

Die Stille war mit einemmal so tief, nun, da Zug und Wägelchen verschwunden waren. Man konnte einen Vogel rufen hören. Eine Dorfglocke betete fromm zum Feierabend, auch der Wald wollte nun schlafen gehen. Im Stationsgärtchen wurde eine friedliche Gießkanne beiseite gestellt. Der Vorstand fragte über den Zaun hin: „Und wollen Sie denn heuer Ernst machen mit der roten Nadel?"

„Ja," sagte Florentin und war gleich ganz wach. „Heuer muß sie dran glauben; es hat es doch niemand versucht inzwischen?"

„Versucht, gewissermaßen, Herr Baron; es war ein Herr aus Berlin da, bis zu der zweiten Wand ist er gekommen — man kann sie nicht sehen jetzt, es ist zu vernebelt — aber Sie kennen sie ja, was? Der Jochhauser hat ihn dann heruntergebracht, er war auf Gemsen hinaufgestiegen."

„War denn was passiert?"

„Ach nein, nicht der Rede wert; den Arm gebrochen und den Hosenboden zerrissen."

„Ja, ja, die Berliner Hosenböden," sagte Florentin und lachte.

„Die rote Nadel ist schon ein Luder. Hinaufgelassen hat sie noch keinen; aber heruntergefallen sind schon mehr — sie haben hier einen Aberglauben, ja — Kurasch gehört schon dazu —"

Florentin zieht dahin und hat sein Waldgesicht, er spürt es selbst; es ist sein Gesicht, sein eigenes. In der Stadt hängt ein anderer Florentin im Schrank, ein nachgemachter, einer für die Welt und die Frauen, ein etwas satter, etwas zu kennerhafter, ziemlich berüchtigter Florentin, er hängt da neben sehr gutgeschnittenen Fräcken und hat ein paar Wochen Ruhe. Wie liebe ich den Bergwald, denkt Florentin, wie liebe ich ihn. Immer ist es wie Heimkommen. Erde küßt die Sohlen, ja, wie ein Küssen ist dies Gehen über nachgebendes, duftendes Moos. Am Schlag liegt noch etwas Helle, da riecht es wie Tag: Erdbeeren und harziges Holz. Im Tal sind die Erdbeeren längst vorbei. Die letzten aß man beim Gartenrout der kleinen Gräfin Arkis. Unsinn. Lieber Wald, lieber Abend, liebes, liebes Vergessen.

Glücklich und warmgewandert kam Florentin oben aus dem Bergwald ins Licht. Unten war Abend, hier oben war später Nachmittag, auf der roten Nadel gab die Sonne noch ein Fest von Kupfer, Gold und Ultramarin. ‚Bald,' denkt Florentin, und sein Herz war wieder ungeduldig, ‚bald wird man oben stehen, ganz oben, auf dem Stein, der unbetreten ist, wie Paradiese sind, ganz nah dem Himmel.'

Weiße Serpentinen wandern zum Paßhotel, es steht da oben, fängt mit den Fensterscheiben rote Sonne und hängt sie hin wie Wimpel. So still und klar ist die Luft, daß man hören kann, wie oben Stimmen gehn, wie Liesele klirrend ausgeschirrt wird, und wie die Stalltür zufällt. Florentin zu Füßen weht ein Stückchen blauer Schleier langsam bergan, zögert, steht, zieht weiter. Durch Latschen halb verdeckt schaut Florentin zu und lacht leise in sich hinein. Wie neugierig ist sie, diese kleine Frau. Jedes Gras besieht sie sich, da hebt sie einen Kiesel auf und schaut ihn ernsthaft an, dann einen kleinen, harzigen Föhrenzapfen, ein Büschel dunkelblauer Bergvergißmeinnicht. Es ist hübsch, dieser kleinen Frau mit der ernsthaften Neugiede zuzuschauen. Nun setzt sie sich hin dicht an den kleinen Wassergraben, da hat sie etwas Neues. Florentin legt sich auf den Bauch und rutscht ein wenig tiefer. ‚Du lieber Gott!' sagt er zu sich und ist im Tiefsten erheitert.

Im Graben hat sie ein Zwergengärtchen gebaut, ein Gärtchen, wie man sie auf Kinderspielplätzen findet, abends, wenn alle Kinder heimgegangen sind. Ein solches hatte Frau Giesinger, Gattin eines Margarinefabrikanten, hier angerichtet. Es blühten Vergißmeinnicht wie Sträucher, Zinnkraut gebärdete sich wie Bambus, über das Regenbächlein war eine Brücke konstruiert. ‚In die Mitte müßte ein Ebereschenbaum,' dachte Florentin und wußte nicht, daß er schon mitspielte. Auf allen vieren schlich er davon, sprang dann hoch, lief in langen Sätzen bergan zur alten Eberesche, bergab zum Weg, glitt zwischen die Latschen; noch war der blaue Schleier versunken am Werk. Florentin warf seinen Ebereschenzweig mit den schönen, roten Dolden ganz sacht in den Graben und lauerte geduckt. Die Frau sah auf, fand das Zweiglein, drehte es in den Händen, schaute es an mit ihrem ernsthaften, staunenden Blick und steckte es dann in die Mitte, gerade dorthin, wo Florentin es haben wollte.

Sie besah ihr Werk, erhob sich, schaute ernsthaft in die Handflächen, die waren voll von nassem, rotem Sand; sie klopfte und rieb; ihr Rock und ihre Schuhe hatten dunkle Flecken von Tau. ‚Nun hat Fraule doch nasse Füße bekommen,' dachte Florentin.

* * *

Im Treppengang zittert die Kerzenflamme hinter den schützenden Langkoflerpranken. „Ich tät mir's noch einmal überschlafen, die Geschichte mit der roten Nadel," sagt der Mann. „Hinauf ist noch keiner gekommen, aber herunter noch mehr; und mancher hat nicht erzählen können, wie's oben war."

„Man weiß ja, wovon der Stein so rot ist von der roten Nadel," sagt die Frau. Dazu knurrt der Langkofler aber. „Halt deine Pappen," sagt er.

„Also überschlafen wir's, Langkofler; der Sterz war gut; ich freu' mich jetzt schon auf mein Zimmer."

„Das Zimmer fürn Herrn Baron haben wir

Digitized by Google

dem Herrn Baron nicht resaviern können," sagt die Langkoflerin; „es hat nach zwei Seiten Sonne, drum haben wir's der lungenkranken Dame geben müssen; der Herr Baron ist ja nicht so. Der Herr Baron hat das Zimmer daneben, da ist auch die Aussicht und die Sonne zuerst und ein Stück von der Veranda; die lungenkranke Dame daneben —"

„Halt die Pappen," sagt der Langkofler wieder, aber unterdrückt. „Die Dame weiß nämlich nicht, daß sie krank ist; der Herr hat's uns auf die Seel' gebunden, wegen dem Sonnenzimmer —"

„Habt's ihr denn jetzt ein Spital da heroben?" fragt Florentin. Er schaut unwillkürlich nach der Schwelle, da stehen sehr schmale, braune Schuhe, dunkle Tauflecken sind darauf. ‚Lungenkrank?' denkt er; ‚wie arm.' Er atmet ganz tief und voll, indes er über die Schwelle tritt, er spürt, wie seine Brust sich ausspannt. Die Tür zur Veranda steht offen, da ist der Geruch: sonniges Holz und Hängenelken. Die rote Nadel hat eine Nachtmütze aus Wolkenwolle angezogen und sieht brav aus; von den dämonischen Absichten, die Frau Langkofler ihr zutraut, wäre nichts zu bemerken. Auch der Zwölferkopf ist in Wolken. Unten, zwischen Kegelbahn und Haus, haben Nebel eine gemütliche Zusammenkunft. Eine Laterne geht mit Holzpantoffeln zum Stall. Zu ebener Erde sagt eine Frau Geheimrat einer Frau Kommerzienrat Gute Nacht. Ein Fenster klappt noch. Dann hört man noch einen Brunnen, der bisher schwieg. Es ist sehr finster, kein Stern wächst am Himmel, man kann den Himmel nicht sehen, aber man spürt ihn stark.

Florentin steht lange ohne Regung und atmet; wie liebt er solche Nächte.

Im Dunkeln fängt er leisesten Laut: es atmet jemand unfern von ihm; vorsichtig, gleichmäßig, mit geschlossenen Lippen. Es ist schön, eine Frau in dunkler Stille atmen zu hören. Es müßte eine Frau sein, die man lieb hat. Ich habe Sehnsucht nach Sehnsucht,' denkt Florentin.

Hinter der Stella murrt es; ganz plötzlich kommt Südwind von der anderen Seite, wie eine warme Hand; die Nelken beben im Finstern; man hört ihre dicken Kelche aneinanderschleifen. Dann steht Wetterleuchten am fernen Himmel auf und hebt weiße Höhen sekundenlang ins Licht. Einen Wimpernschlag lang ist ein kleines, weißes, ernsthaftes Gesicht auf der Veranda zu sehen.

„Wie schade, daß ich Nichtraucher bin," sagt Florentin laut und will etwas in sich auslachen. „Nicht wahr, Fräulein?"

Es rührt sich ganz schwach nebenan.

„Warum . . .?"

‚Da haben wir nun die Stimme, auf die wir neugierig waren,' denkt Florentin ein wenig ernüchtert. ‚Nun wird es ein Sommerfrischengespräch.'

„Ein Raucher hat es gut. Erst sagt er: Darf ich rauchen? und bringt damit ein Gespräch in Gang; dann zündet er ein Streichholz an und sieht nach, mit wem er spricht."

Nebenan antwortet es nicht, es atmet nur wieder so vorsichtig. Später reißt ein Blitz noch einmal das Gesicht aus dem Dunkel. Viel später sagt die Stimme demütig: „Wenn ich Sie störe, sagen Sie ein Wort; dann gehe ich. Ich dachte nicht, daß Sie mich finden; aber wenn Sie es erlauben, möchte ich gerne noch hier warten."

Es ist eine rührende Stimme, tief, mit einem kleinen, brüchigen Unterton; alte Violen klingen ähnlich.

„Worauf warten?"

„Ich denke immer: vielleicht kommt der Mond noch hinter den Bergen hervor."

„Am Donnerstag ist Vollmond, da können Sie ihn sehen. Hoffentlich ist dann klares Wetter."

„Warum glauben Sie, daß Donnerstag Vollmond ist?"

„Das steht doch im Kalender."

Atmen.

„Steht das im Kalender? Schade. Man sitzt so jede Nacht da und wartet. Ich habe geglaubt, es muß etwas Großes sein: wenn der Mond hinter den Bergen aufsteigt. Nun steht es im Kalender . . ."

‚Man sitzt so jede Nacht da und wartet. Armes Kleines,' denkt Florentin. ‚Lungenkrank soll es auch sein; und jeden Sonnabend kommt der Gemahl, der Margarinefabrikant Giesinger aus München' —

„Sie müssen einmal einen Sonnenaufgang sehen, Fräulein," sagt er und wartet; aber sie hat nichts an dem Titel auszubessern.

„Sie kennen die Berge gut?"

„Ja. Wir sind Freunde."

„So große Freunde möchte ich auch haben. Ich kann gar keinen Freund finden. — Sagen Sie, ist es wahr, daß Sie die Erstbesteigung von der roten Nadel machen wollen?"

„Das wissen Sie auch schon? Diese verfluchten Hoteltratschereien!"

Pause. — „Ist es gefährlich?"

„O nein. Man kommt hinauf; oder man kehrt um."

„Sie zwingen es schon."

„Das hoffe ich. Ich habe im Juni trainiert, in der Marmolata unten."

„Erzählen Sie mir das; Sie haben große Touren gemacht?"

„Ein richtiger Tourist spricht nicht von seinen Touren."

„Warum nicht?"

„So wie ein richtiger Mann nicht von der Frau spricht, die er lieb hat —"

Schweigen. Atmen. Merkwürdig, so in die Schwärze hinzusprechen, nur zu der leisen Stimme hin, die kindlich ernsthaft Fragen stellt. Eine aufgeregte Hand reißt eine Nelke ab.

„Gute Nacht, Fräulein," sagt Florentin. „Man ist so herrlich müde im Gebirge."

„Gute Nacht," sagt es im Finstern.



Digitized by Google

Florentins Hand ist kalt und feucht vom Nebel, auch das Geländer; die Nelken tropfen; er schiebt seine Hand weiter, bis sie an eine andere stößt und erschrickt: es ist eine sehr warme, sehr trockene Hand; der Puls schlägt; es ist, als hätte jeder Finger ein kleines Herz, denkt der schlaftrunkene Florentin. Die warme Hand rührt sich ganz schwach. „Es war ein wunderbarer Abend heute ..." sagt die Bratschenstimme.

Unter der Tür fängt Florentin leise zu lachen an. „Man muß noch eine Mühle hineinschnitzen," sagt er.

„Wohinein?"

„In Ihren kleinen Garten, Fräulein. Gute Nacht."

* * *

Morgens steht dunkelgoldener Honig in tiefen Kummen auf dem Tisch, und Enzian nickt aus Krügen.

Florentin kam ganz früh herunter, um den Hotelaugen zu entgehen; aber da saß sie schon so klein und einsam im zirbelhellen Frühstückszimmer. Der blaue Schleier war ganz naß und welk, sie hatte eine frierende, zugespitzte Nase im Gesicht und rote Augenränder. Eigentlich war sie gar nicht hübsch.

„Guten Morgen," sagte Florentin und setzte sich schweigsam gegenüber. ‚Sie hat gewiß rote Haare unter dem Schleier,' dachte er; ‚nur Rothaarige erröten so leicht und haben diesen kleinen Sommersprossensattel über der Nasenwurzel.' Er sah sie an, sie aß so zierlich, artig und beflissen wie ein braves Kind; sie fror, sie sah ganz kalt und unausgeschlafen aus. ‚Nun hat sie schon wieder nasse Schuhe,' dachte Florentin; ‚ob sie wirklich lungenkrank ist?'

Als sie mit dem Essen fertig war, dachte sie eine Weile nach, dann fing sie an zu lächeln; ihr Lächeln war schön, weil es selten kam.

„Wie finster es gestern abend war, nicht?" sagte sie. „Ein wunderbarer Abend; ich bin noch lange gesessen und habe auf den Mond gewartet, ich dachte immer, er kommt doch noch."

Florentin lachte. „Und heute sind Sie verschlafen und haben eine rote Nase, Fräulein."

„Ja, ich stand zeitig auf und ging zum Tasele, um zu sehen, wie die Sonne kommt, aber es war nichts als Nebel und nasse Bäume."

Wollen Sie so gerne den Sonnenaufgang sehen? Da müssen Sie einmal mit mir höher hinauf, über die Baumgrenze, wir gehen los, wenn es noch finster ist, um zwei Uhr."

„Ja?" fragte sie und schaute ihn ernsthaft und prüfend an.

Er mußte wieder lachen. „Sie sind mißtrauisch; Sie glauben nicht, daß der Mond schon unten ist, nicht, wann wir Vollmond haben, nicht, daß man die Sonne um drei Uhr aufgehen sieht."

„Ach — nein, mißtrauisch bin ich eigentlich nicht. Mich kann man leicht anschwindeln, ich bin nicht sehr gescheit. — Man lügt mir so viel vor —" sagte sie etwas später; „schon von Kindheit an, man schwindelt immer, ich merke es wohl, ich weiß nur nicht, was dahinter steckt. Nicht nur die Leute schwindeln, auch Bilder, oder Bücher — oder im Theater: was wird einem da alles vorgemacht. Bis man es glaubt. Bis man glaubt, so ist die Welt, wirklich so — schön, es gehen immer große Dinge vor. Aber in Wirklichkeit ist es gar nicht so, nicht eine Minute lang. Vielleicht in den Bergen, daß man es finden kann, das worauf man wartet, dachte ich. Aber nein, es ist Schwindel; auf die hohen Berge kommt man nicht hinauf, da war noch keiner oben, heißt es. Der Mond ist schon untergegangen. Der Sonnenaufgang ist immer schon vorbei. Ich schaue alles an — manchmal kommt es mir vor, auch die Blumen und die Wiesen verstellen sich. Das Eigentliche lassen sie nicht ansehen." Plötzlich begann sie versunken zu lächeln. „Etwas habe ich heute doch gesehen. In der Frühe hängen die Spinnen ihre Wäsche zum Trocknen auf, lauter kleine weiße Tücher; erst sind sie patschnaß, sie tropfen nur so; dann werden sie trocken. Auf einmal sind sie fort, die Spinnen haben sie wieder hereingeholt — das wußte ich nicht, vorher."

Florentin schaute ihren eifrigen Nasenflügeln zu; ‚warum muß ich immer lachen, wenn sie spricht?' dachte er. „Ihnen möchte ich viel zeigen; Sie müßten ein guter Geselle zum Wandern sein — Fräulein —" sagte er.

„Wandern — und Zeigen — ja, das wäre schön." Es machte sie tief atmen; ihre Augen wurden ein wenig angestrengt dabei. „Aber ein Geselle zu solchen Dingen bin ich nicht, glaube ich. Ich kann gar nichts — nicht gehen oder steigen, oder laufen; man erlaubt es mir nicht, sie sagen, ich bin zu zart. Es ist gar nicht wahr, mir fehlt nie etwas, ich bin immer zufrieden und gesund. Tu dies nicht, es schadet, tu das nicht, es schickt sich nicht. Wenn du nasse Füße kriegst, wirst du krank und mußt sterben — schon als Kind hörte ich das. Es ist gar nicht wahr. Hier habe ich immer nasse Füße und bin gesund. Trocken sind sie nur Sonntags eigentlich, wenn mein Mann da ist —" Sie hielt inne, errötete, rührte ein wenig die Finger und sagte: „Ich bin verheiratet nämlich."

„Ja, das weiß ich, Fräulein."

„Warum sagen Sie da immer Fräulein?"

„Einmal, weil es mir gefällt; ich wünsche nicht, daß Sie verheiratet sind; gestern, als ich ankam, war Ihr Mann fort; Sonntag, wenn er wiederkommt, bin ich schon drüben, im andern Tal. Inzwischen sage ich eben Fräulein. Sehen Sie, wenn Sie sich für verheiratet ausgeben, so ist das auch Schwindel. Oder glauben Sie, ist es das Eigentliche? Frau Giesinger, die Margarine-

Digitized by Google

fabrikantin aus München? Sie verstellen sich nur; in Wirklichkeit sind Sie etwas ganz anderes —"

Sie hörte ihm aufmerksam zu, ihren ernsthaften, prüfenden Tierblick fest in seinen Augen. „Ja," sagte sie leise; „so ist es wahrscheinlich. Ich habe mir das nie so vorgestellt. Frau Giesinger — nein. — Aber was bin ich, wissen Sie das auch? Das Eigentliche?"

Sie fragte so still, es war kein Schimmer von Koketterie dabei, nur ein großes Warten, man konnte keine Salonantwort geben. ‚Hold bist du,' sagte es mit einemmal in Florentin; ‚hold — hold bist du . . .'

„Nein — Fräulein. Ihr Eigentliches weiß ich noch nicht; aber es ist ja erst Montag, bis Donnerstag bleibe ich hier. Wenn wir nun immer beisammenbleiben — in diesen Tagen, dann spüre ich es vielleicht noch aus: was Sie sind. Sie haben mich angesteckt mit Ihrer Neugierde — nun sind da Dinge, denen ich auch hinter den Vorhang sehen möchte. Wollen wir zusammen losziehen, alles anschauen, wie der Mond aufgeht und die Sonne, und uns nicht anschwindeln lassen und selbst nicht schwindeln?" sagte Florentin. ‚Da sind meine schönen, einsamen Tage beim Teufel,' dachte er und war zugleich so froh.

„Ist das alles wahr? Werden Sie mir auch eine Mühle schnitzen, wirklich?"

„Wirklich," sagte er verloren.

„Und Alpenrosen möchte ich sehen —"

„Ja."

„Und hinaufsteigen bis zum Joch und den Kopf in die Wolke hineinstecken . . . Aber dann," sagte sie leiser, „dann möchte ich auch einen Namen haben. Fräulein will ich nicht heißen —"

⁂ ⁂ ⁂

Das ist Montag morgen; Herr Giesinger sitzt schon in seinem Kontor, der Schreibtisch ist schlecht abgestaubt, das Telephonfräulein macht Ärger. Inzwischen wandert der blaue Schleier an Florentins Seite davon, sie sind oben bei den Alpenrosen, unten am Bergbach, die Mühle für den Garten wird geschnitzt, unter dem Ebereschenbaum pendelt die Hängematte, nachmittags sehen sie einem Falken zu, und abends ist es merkwürdig, daß die Berge so weit weggehen und ganz glatt werden. Selig sind sie, kinderselig den ganzen Tag und reden so allerlei.

„Wie ich Sie zuerst sah, dachte ich: das ist ein Amerikaner."

„Warum denn, in aller Welt?"

„Wir wollen ja nicht schwindeln und das Eigentliche sagen: Sie sahen schön aus; so schön sind sonst nur Amerikaner. Sie warfen die Koffer auf den Wagen, die schweren Koffer, einfach so. Ich dachte: Wie schön der ist. Das ist gewiß ein Amerikaner."

Pause. Sie fängt zu lächeln an.

„Ich habe noch nie einen Amerikaner gesehen —"

⁂ ⁂ ⁂

„Jetzt weiß ich, wie ein Ebereschenbaum aussieht: eigentlich."

„Ja? Wie sieht er aus?"

„Er sieht aus — nein — sagen läßt es sich nicht. Aber ich weiß ihn nun. Ich werde nie mehr einen Ebereschenbaum sehen können, ohne an den zu denken, unter dem wir jetzt sitzen."

Hold bist du, mit den Blätterschatten auf den Wangen, hold bist du, hold . . .

⁂ ⁂ ⁂

„Heute sind Ihre Hände schön, den ganzen Morgen freuen sie mich schon. Ich habe es gleich gesehen, wie ich zur Türe hereinkam."

„Was kann man sehen an meinen Händen?"

„Daß sie heute bloß sind; es sind keine Ringe dran. Das sieht aus, wie nackte Pferde auf der Weide, so hübsch."

„Ja; Montag ziehe ich die Ringe immer ab, ich trage sie ungern. Aber mein Mann hat mir sie geschenkt und will, daß ich sie trage. Am Sonnabend muß ich sie wieder nehmen —"

„Da bin ich schon im andern Tal, wenn Herr Giesinger wiederkommt —"

„Bis ins andre Tal komme ich wohl nie —"

Schweigen.

⁂ ⁂ ⁂

„Wenn ich zurückkomme von der roten Nadel, bringe ich Ihnen einen Stein mit, einen kleinen roten Stein, den ich vom Gipfel breche."

„Danke. Ich werde ihn immer aufheben. Aber Sie kommen ja nicht zurück; Sie steigen gleich hinüber, ins andre Tal —"

„Ja. Das ist wahr. Das hatte ich vergessen . . ."

⁂ ⁂ ⁂

„Habe ich lange geschlafen?"

„Nein; nicht sehr lange. So lang, wie die kleine Wolke brauchte, um über die Wiese zu kommen."

„Was haben Sie einstweilen gemacht?"

„Einen Namen für Sie ausgedacht. Den Eigentlichen."

„Nun . . .?"

„Maja."

„Maja. Bedeutet er etwas?"

„Nein — ja — er bedeutet auch etwas — aber das soll es nicht sein; es soll nur der richtige Name sein: Maja."

⁂ ⁂ ⁂

„Ich bin ja neugierig, das wissen Sie. Ich möchte wissen, wie Sie heißen, wer Sie sind —"

„Ich heiße nichts, bin nichts, kann nichts. Wenn Sie wollen: ein freier Mensch."

„Ein freier Mensch: ja — das ist es wahrscheinlich. Wie soll ich Sie nennen?"

„Meine Mutter sagte mir: Fjor."

⁂ ⁂ ⁂

„Wollen wir gegen den Wind laufen?"

„Ja, Maja. Gerne. Aber strengt Sie das nicht an?"

„O nein! Ich bin ja stark und gesund.

Digitized by Google

Nun wandern wir schon den ganzen Tag und ich werde nicht müde. Wer zuerst am Waldrand ist!"

„Wie Sie laufen können, Maja — ich hätte es nicht gedacht. Tut nun das Atmen weh? Sag' doch!"

„O nein. Ich atme heute leichter als jemals. Ich kann heute alles. Wollen wir uns bei der Hand nehmen und noch einmal laufen?"

⁂ ⁂ ⁂

„Warum tragen Sie immer den Schleier ums Haar? Ich weiß noch nicht, wie es aussieht."

„Ach — es sieht unanständig aus, darum binde ich es ein. Es sieht immer aus wie gefärbt, weil es rot ist und ich dunkle Wimpern habe. Es ist nicht einmal richtig rot —"

„Ja, Sie haben schwarze Wimpern, ich sah Sie an, als Sie schliefen — Maja. Und rotes Haar?"

„Und dann säuft es auch."

„Was tut es?"

„Es säuft; ich weiß nicht, wo es das viele Wasser hernimmt, immer wird es feucht und dann rollt es sich ein, daß man an Papilloten denken muß, wenn man es nur sieht."

„Darf man es gar nicht sehen, dieses merkwürdige Haar? Vielleicht, daß etwas von Ihrem Eigentlichen drinsteckt —"

„Ich wußte ja, daß es unanständig aussieht; da ist es wieder ganz eingerollt."

„Ja — es sieht aus wie gefärbt. Es sieht aus — man könnte hineinfallen und ertrinken. Es muß zugebunden werden; jetzt nicht, mir nicht. Nur für die fremden Leute. Jetzt laß mir dein Haar, Maja —"

„Was tust du mir, Fjor — — —"

⁂ ⁂ ⁂

„Nun ist der Mond ja doch gekommen."

„Ja, nun ist er gekommen, er hat sich durch die Nebel gebissen, siehst du; aber er geht nicht auf, er geht bald unter."

„Es macht nichts. Es ist ganz groß so. Es schneit Mond."

„Nun wird die rote Nadel klar, nun kannst du sie deutlich sehen, und alles dies bis zum Joch hinunter. Morgen gehen wir aufs Joch, übernachten beim Jochhauser, es ist so ein kleines Schutzhaus da, dann können wir den Sonnenaufgang sehen. Willst du?"

„Ja."

„Das kleine Blaue dort ist der Jochgletscher, über den gehe ich, da war ich schon oft; dann kommt die erste Wand, da habe ich meine erste Gemse geschossen, mit achtzehn Jahren. Dann oben, das gerade Stück, wie eine Hakennase, das ist die zweite Wand. Du kannst sie mit dem Finger zudecken von hier aus. Über die ist noch keiner gekommen. Aber die macht mir keine Angst, es fragt sich nur, ob nachher bei dem Band, da, unterm Gipfel, ob da der Stein trägt oder bröckelt. Davon hängt alles ab."

Das Haus schlief fest, es war schon Mitternacht. Florentin hatte seinen Mantel um Maja gehüllt, sie saßen auf der Veranda und schauten in den Mond. Die Luft wurde durchsichtiger von Augenblick zu Augenblick. Der Himmel wuchs, er wurde tief, tief, dann traten Sterne aus ihm hervor. Florentin ließ von der roten Nadel ab, die steil und mondweiß aufstand, und sah in Majas Gesicht. Er erschrak ein wenig. Es war so schön geworden in dem einen Tag, dieses Gesicht, daß er erschrak, wenn er es ansah. „Du hast neue Augen, Maja" — sagte er leise.

„Ich spüre es; ich bin neu geworden. Heute früh war ich noch ein kleines Mädchen — jetzt — —?"

„Was bist du jetzt?"

„Ich weiß es nicht, Fjor. Sieh meine Hände nicht so an. Ich werde anders, so oft du mich ansiehst. Gibt es das denn? Geschehen mir so große Dinge? Bin ich jetzt eine Frau, Fjor?

„O nein. Du warst ein kleines Mädchen, nun fängst du an, ein großes Mädchen zu werden — sag' mir, möchtest du ein Kind?"

„Ich — das weiß ich nicht. Wenn es dir ähnlich sähe —"

Holdes. Holdes.

„Von mir ist nicht die Rede, Maja. Mir ähnlich! Ich darf ja nicht einmal deine Hand anrühren, du — Mädchen."

„Nein — ich glaube, das darfst du nicht; es macht mir Angst. Aber wenn ich einmal ein Kind bekommen würde — es sähe trotzdem dir ähnlich; vom Denken allein —"

Florentin verfinsterte sich. ‚Vom Denken allein bekommt man keine Kinder,' dachte er grimmig. ‚Jeden Sonnabend kommt ein Margarinefabrikant daher und ist verheiratet. Bisher hat Maja geschlafen und wußte nicht, was ihr geschah. Nun wird es anders.' Es packt ihn etwas an, wirbelt ihn hin, er erstickt fast daran. Gibt es das? Kann man einen so wütenden Schmerz haben um eine Frau, die man gestern nicht kannte, deren Hand man nicht einmal geküßt hat?

„Wie werde ich erfahren, ob du die rote Nadel gut gemacht hast? Ob es da oben nicht bröcklig war? Kannst du mir eine Karte schicken, — die jeder lesen darf? Nur daß ich's weiß?" fragte sie in seine Gedanken.

„Du mußt am Jochhaus bleiben und auf mich warten, bis ich zurückkomme. Und dann gehst du mit mir hinunter — ins andre Tal," sagte Florentin kurz. Er war ein wenig heiser geworden. Es war ihm wie ein schwindliges, sausendes Abstürzen. Es war über ihn gekommen und hatte ihn umgeworfen.

„Du mußt bei mir bleiben, ich kann dich nicht hier lassen; du mußt bei mir bleiben," sagte er. Sie hörte zu, wie man Märchen zuhört; sie hatte die ernsthaften, staunenden Augen wieder.

„Wem große Dinge geschehen sollen, der muß Mut haben," sagte er hart zu ihr und zu sich auch. „Wenn du die andern Tage haben willst, mußt du mit mir kommen."

Digitized by Google

„Mut habe ich —“ sagte es demütig. Sie saßen noch immer nebeneinander, ihre Hände lagen getrennt auf dem feuchten Holzgeländer, ihre schmal und ohne Ringe, die seine ganz aus Stein und zur Faust geballt.

„Fjor —“ sagte Maja still; „einmal habe ich heute gelogen. Wie wir gegen den Wind liefen. Es tat weh beim Atmen. Ich bin auch nicht stark. Ich werde früh sterben, sehr früh, das weiß ich genau. Deshalb bin ich so neugierig. Wer sterben soll, will das Große erlebt haben. Das Eigentliche. Heute hat es angefangen. Nein, Fjor. Wer sterben soll, hat auch keine Angst. Wenn du mir erlauben willst, bei dir zu sein, eine Woche oder ein Jahr oder — bis zum Ende: ich will gerne am Joch auf dich warten.“

‚Ich werde früh sterben,‘ hörte Florentin, es zog ihm das Herz aus der Brust. Plötzlich war das Mondlicht fort, versunken hinter den Bergen.

„Darf ich jetzt meine Hand auf deine legen?“ fragte er sehr leise. Im Dunkeln kamen die heißen Finger zu ihm und betteten sich tief in seine Hand ein. Schweigen, Schweigen.

„Was tust du den Nelken, Fjor?“

„Sie schlafen, sie duften so stark. Ich habe eine geküßt.“

„Warum tust du das —?“

„Ich habe ja Sehnsucht, Maja —“

Lippen, liebe, kühle, erwachende Lippen...

Da ist der erste Frühhauch. Die Nelken schwanken schwach, Luft regt sich an den Schläfen.

„Der Vorhang riß in zwei Stücke auseinander —“

„Was flüsterst du, Liebstes?“

„Ich muß es irgendwo gelesen haben; ich glaube, es steht in der Bibel: Der Vorhang riß in zwei Stücke auseinander...“

„Ja, es steht in der Bibel. Es geschah, als Jesus starb.“

„Nein, dann gehört es nicht hierher. Ich dachte — ich dachte — es müßte im Hohen Lied gestanden haben. Gute Nacht, Fjor.“

⁂ ⁂ ⁂

Florentin lag im Bett und dachte an seine Mutter. ‚Sie wird erschrecken, wenn ich es ihr sage,‘ dachte er. ‚Sie wird sehr erschrecken, aber sie wird es sich nicht anmerken lassen. Später vielleicht einmal wird sie mich fragen, abends, wenn die Lampe schon brennt: Wie ist das nur gekommen? Fjor, wie ist das geschehen, gerade dir? Gerade mir, Mutter, gerade mir ist es geschehen, so glücklich, so ist es mir geschehen, so Ganzes nach vielen halben Dingen. Aber sprechen kann man davon nicht. Vielleicht erlaubst du, daß ich mit ihr an deinem Haus vorbeigehe, und du siehst aus dem Fenster, Mutter, dann wirst du nicht mehr fragen.‘ Er sah das Haus mit den grünen Fensterläden und die Hand seiner Mutter mit dem alten Wappenring. Es wehte Glück vom Himmel. — ‚Ich schlafe ja schon wieder,‘ dachte Florentin und lachte; ‚was bin ich für ein Bauer, der immer einschlafen kann, mag er eben die stärkste Stunde seines Lebens gespürt haben.‘ An die offene Verandatüre dufteten die Nelken, es war ganz finster, doch ahnte man die Stunde vor der Dämmerung. Unter der Türe zum Nebenzimmer kroch schmaler Lichtschein in den Raum, Florentins Herz hatte so stillen Schlag, wenn er dahin nur dachte. Er erwachte ganz, lag, und seine Gedanken küßten den kleinen Schein, der von ihr zu ihm wanderte. Er lauschte, es schwieg so tief nebenan, er atmete nicht und wollte ihren Atem hören. Die Zeit rann hin, unbestimmbar. Er stand auf und schlich an die Türe hin. „Maja, schläfst du schon?“

„O nein.“

„Was tust du, Liebstes?“

Er hörte sie leise lachen. „Ich schreibe dir einen Brief.“

⁂ ⁂ ⁂

„Lieber Fjor,“ schrieb Maja, „schlafen kann ich jetzt nicht, aber auch schreiben kann ich nicht, ich habe nie einen Liebesbrief geschrieben. Dies ist ein Liebesbrief, Fjor. Ich habe Dich lieb. Ich habe es lieb, daß Du Fjor heißt, es klingt zugleich wie Norden und Süden, und so bist Du auch, kalt und heiß. Ich kenne Dich, Fjor: wie ist das möglich? Gestern warst Du noch nicht auf der Welt. Heute lebst Du, da lebe ich, und alles lebt. Mir ist so großes Glück geschehen — nein, davon kann ich nicht schreiben. Gestern trug ich Ringe an den Fingern und heute trage ich keine mehr: siehst Du, das ist es, Fjor. Ich mag keinen Schmuck, ich trage Ringe ungern, man hat schwere Hände davon, müde. Dazu lachen manche Leute, aber Du wußtest es gleich. Nein, Fjor, das ist es auch nicht, was ich Dir schreiben will. Du mußt nicht glauben, daß ich unglücklich war, o nein, ich war immer zufrieden, es ging mir gut. Ich las in Büchern von unglücklichen Menschen, von Verzweifelten; ich dachte, das ist Schwindel. Es war immer Windstille. An großes Glück glaubte ich nicht, wie sollte ich an großes Unglück glauben? Jetzt aber weiß ich es, Fjor, lieber, lieber Fjor, wie soll ich das schreiben, was sich nicht schreiben läßt?

Als Kind hatte ich viele Sonnenschirmchen, schon wie ich vier Jahre alt war, hatte ich zu jedem Kleid einen Sonnenschirm, weiße, hellblaue, rosa; sie waren ganz klein; wenn ich mir heute diese Schirmchen vorstelle, dann weiß ich, daß ich ein armes Kind war; gestern noch dachte ich, es wäre richtig, daß kleine Mädchen Sonnenschirmchen tragen und neben der Gouvernante gehen. Meine Mutter starb ganz jung, sie hat mir nie einen Kuß gegeben, sie durfte es nicht, weil sie krank war. Was gibt es für traurige Dinge, Fjor.

Zwei Dinge möchte ich. Die Hand auf Deine Brust legen, Du, auf die bloße Brust, und Dein Herz schlagen spüren. Und dann möchte ich geschlossene Augen haben und daß Du mich aufhebst und eine Treppe hinaufträgst in Dein Haus.

Digitized by Google

Als junges Mädchen habe ich das einmal geträumt. Ich dachte damals daran, daß ich heiraten würde. Ich saß da wie im Theater, bevor der Vorhang aufgeht, wir tun das alle, wir jungen Mädchen.

Ich habe geheiratet, der Vorhang ging nicht auf, es blieb alles, wie es war. Aber Du mußt nicht glauben, daß ich einen schlechten Mann habe, er ist gut und lieb, sehr gut. Ich habe so zufrieden gelebt bis gestern; vielleicht, daß Bäume im Winter so zufrieden sind, warm im Schnee. Sie haben es vergessen, daß man auch blühen kann. Ich blühe jetzt, Fjor, Fjor, ich blühe. Alles, alles, jeder Blutstropfen in mir ist eine Knospe.

Bin ich denn verrückt? Im Traum sagt man solche Dinge, vielleicht nicht einmal im Traum, vielleicht sage ich es Dir einmal in einer tiefen Nacht, vielleicht sage ich es Dir nie, wie lieb Du mir bist.

Ich wollte ja erzählen, wie ich lebte, bevor es ganz in mir vergessen ist. Ich lebte in einem grauen Haus, neben dem Tor sind zwei bucklige Riesen, die plagen sich sehr und tragen einen kleinen Balkon. Oben das ist mein Zimmer, und viele andere Zimmer sind im Haus mit Samtportieren, ich mag Portieren nicht, aber sie gehören in das Haus. Ich erwache morgens, bin nicht froh, nicht traurig, ich bade, dann kommt der Friseur und dann die Köchin mit ihren Vorschlägen, und dann gieße ich die Blumen, schaue ein wenig aus dem Fenster, nach dem Wetter; es ist mir immer, als wäre alle Tage gleiches Wetter, nicht sehr gut, nicht sehr schlecht; es ist so lange, der Tag von morgens bis Mittag. Ich hole mir ein Buch, in der Bibliothek riecht es nach kalten Zigarren, das kann ich nicht vertragen. Mein Mann ist sehr gut, er raucht nur in zwei Zimmern, weil ich es nicht vertrage. Dann gehe ich ein wenig spazieren, oder ich fahre in die Stadt und kaufe eine Kleinigkeit, oder ich sitze in einem Park und sehe den Kindern spielen zu — das tat ich gerne — gestern.

Zu Mittag wird vom Essen geredet, ob es gestern besser war oder ob es heute besser ist, und davon, was in der Zeitung steht.

Zum Tee kam mein Papa, oder meine Schwestern kamen oder Freundinnen, und wir sprachen, sie sprechen alle ein wenig versteckt mit mir, so wie sie mit meiner Mutter sprachen, als ich klein war. Sie wollen mir verheimlichen, daß ich früh sterben muß, aber das weiß man doch. Und es ist auch nicht wichtig. Nur daß ich manchmal dachte: ich werde heimgehen müssen aus dem Theater, bevor der Vorhang aufgezogen ist —? Ich wartete immer, und glaubte doch nicht mehr, daß noch etwas käme, das Eigentliche —

Wenn ich gestern gestorben wäre, Fjor, dann hätte ich nichts gelebt gehabt. Wenn ich morgen stürbe, dann wäre alles Erfüllung — aber ich sterbe nicht, jetzt nicht. Es sind nur alte Gedanken, Gedanken von gestern.

Da ist eine Wand, Fjor, und hinter der Wand schläfst Du. Geliebter, Geliebter, o, wie laut sind geschriebene Worte, ich muß sie schreiben und werde sie Dir doch nie zu lesen geben. Sag' mir, was morgen sein wird, wenn wir hinaufgehen und der Sonne zusehen. Wir werden glücklich sein, wir werden Gott zusehen, wie er seine Geheimnisse macht, und werden alles verstehen. Ich liebe Dich, Fjor, ich liebe Dich, ich liebe Dich —"

* * *

Wieder erwachte Florentin halb und hatte mit seiner Mutter gesprochen. Hast du sie so lieb, daß du auf die Berge verzichten könntest, wenn sie dich bäte? fragte die Mutter. Nein, so lieb nicht; oder doch, ich glaube doch, Mutter. Aber die bittet darum nicht, die hat Mut, Mutter —

Er war ganz wach, es graute draußen und war sehr kalt geworden. Er fand sich im Zimmer zurecht, da unten lag noch immer der Schein, der aus ihrer Türe kam, er war schwächer geworden im Erhellen der Frühdämmerung. Florentin horchte, es war still. Er verließ das Bett — Kühle hüllte ihn ganz ein — und schaute durchs Schlüsselloch.

„Maja, schläfst du noch nicht?"

„Ich schreibe dir einen Brief."

„Ich freue mich; aber du mußt auch schlafen."

Er legte sich hin und lachte. Es lag noch immer Schein am Boden. Maja schrieb und schrieb. Es wurde heller, der Frühnebel begann einen leuchtenden Ton anzunehmen, die Fensterkreuze, erst schwarz am Himmel stehend, bekamen wieder Form, in Ecken hellte es sich, Möbel traten vor und stellten sich an den Tag. Ein Hahn krähte, auf der Veranda erwachten in leiser Regung die Nelken, dann tappten schon Morgenschritte zum Stall hin. Florentin lag und wartete, und sein Herz klopfte dem Brief entgegen. Die Sonne schien nun schon, es zog ein wenig Kerzenduft bei der Türspalte herein, dann scharrte es wie von kleinen Mäusen, und unter der Türe erschien ein weißes Blatt, schob sich ins Zimmer, als lebe es. Die Sonne schien nun gerade darauf hin, vergoldete den Brief, an dem Maja die ganze Nacht geschrieben hatte.

Florentin hob den Brief auf, er sah, daß seine Finger zitterten, und mußte sich auslachen. Er machte den Brief auf.

„Gute Nacht, Fjor," stand da auf dem großen, weißen Blatt.

* * *

Viel ist zu sagen von denen, die unglücklich lieben; es sind Bücher voll davon, die Welt ist voll davon. Von glücklicher Liebe läßt sich nur schweigen; gesegnet, wer bis auf den Grund weiß, was es ist: sie liebten einander und waren glücklich.

Die Straße zum Joch hinauf weht ein blauer Schleier. Zwei Hände ineinandergelegt, tragen Pulsschlag an Pulsschlag. Es ist eine Quelle am Weg, ein Silberfaden,

Digitized by Google

Bildnis einer Schlafenden. Gemälde

Von Leo Freiherrn von König

(Ausstellung der Berliner Sezession 1921/1922)

Digitized by Google

Digitized by Google

aus rotem Gestein sickernd, da kniete Florentin hin und bot aus seinen verschränkten Fingern Wasser zu Majas Lippen. Es liegt ein Baumstamm quer über den Wildbach, duftet nach Holz und Erde, ist übersprüht von Eisnässe, da saßen sie und hörten die kleinen Wellen lachen und lachten selbst. Am Abhang blühen Alpenrosen, da lag Maja und schloß die Augen halb, sie wurde klein, und die Stämmchen wuchsen auf um ihr Gesicht, bis sie in einen ungeheuren tropischen Wald von Azaleen versank. Sie hob die Arme auf nach Fjor und zog ihn zu sich nieder, sie lagen trunken da und sahen in den Blumen das Blut durch rotes Geäder kreisen. Sie gingen durch die Wolke, die überm Joch hing, da wurden Majas Haare feucht und ringelten sich und machten Florentin toll, daß er über die Berge hinjuchzen mußte, über alle zwölf Bergköpfe hin in der dünnen Luft, die sich trinken ließ wie kalter junger Wein. Es kam auf der Höhe ein Wind vom Gletscher, der jagte Maja, daß sie den Atem verlor, da hob Florentin sie auf und trug sie unter seinem Mantel ins Jochhaus, daß es ihr war, sie träume nur. Und der Jochhauser riß den Mund auf inmitten einer Bartwildnis und sagte gar nichts vor Verwunderung. Es leckte hinterm Haus eine Schneezunge vom Gletscher herunter, darin kühlte Maja ihre Hände und wusch sich die Augen, und Fjor, der verrückte Fjor, küßte heimlich eine Spur im Schnee, die der schmale gelbe Bergstiefel gelassen hatte. Es stand eine Stille auf am Abend, wie Talmenschen sie nicht kennen, ein großer Himmel schwieg da oben, und ein Vogel mit weiten Schwingen hing unter ihnen über Wäldern, die im Tiefen blauten. Der Mond kam, er blühte über und über, er war groß und nah, daß Maja hinaufklettern wollte und am Mond zur Nacht essen. Aber sie aßen sehr irdisch zur Nacht, auf einem schwarzen Eichentisch, alle aus einer Schüssel in Gesellschaft des Jochhausers, der erst schweigsam war und dann auftaute und verwunderliche Geschichten zum besten gab aus seiner Führerpraxis und Schnaps trank und heimatliche Lieder anstimmte, die keineswegs für Damenohren bestimmt waren. Es wurde ein Nachtlager zurecht gemacht aus Stroh und Alpengras, das duftete so tiefe, herbe Traumnacht in die verstummte Welt. Weit waren Menschen und Täler versunken, Sterne kamen zur Gesellschaft, durch kleine Fenster schimmerte Gletscherweiße in ihre Antlitze. Der Mond ging unter, Bergnacht nahm sie in ihre Arme, Liebe ließ sie ins Unendliche kreisen, erweckte die Frau, beseligte den Mann: Sie liebten einander und waren glücklich.

An Majas Lider klopfte es sacht und hob sie süß aus dem Schlaf; Florentins Arm um ihren Nacken, Florentins Lippen an ihren Schläfen, sein Herzschlag in ihrer Hand.

„Was ist es, Geliebter?"

„Wenn du die Sonne sehen willst, mußt du kommen."

Gleich war sie ganz erwacht, dehnte sich, sie war neu, stark, strömend stark in allen Gliedern. Vor dem Haus wartete Kälte auf sie, es war noch dunkel, über ihren Köpfen hing der Himmel schwarz, aber an den Rändern des Horizontes hellte er sich, zackig zerschnitten von Berglinien, die ihm entgegenragten.

Florentin spürte sie leise zittern und nahm sie unter seinen Mantel, dicht an sich. Seine Arme halfen ihr bergauf, seine Wärme umhüllte sie, es war eine große Seligkeit, durch die sie schritt. Einmal blieb er stehen und küßte sie zart auf die morgenkalten Lippen. „Meine liebe Frau," sagte er still.

Am Rande der Schneezunge trug er sie aufwärts bis dorthin, wo der Blick frei schwingen konnte, Kreise um Kreise, über die Berge hin. Noch waren sie nur Ahnung, grau im Frühgrauen. Florentin setzte sich und nahm Maja in die Arme, er sah ihre Augen weit offen schimmern und hatte wieder dies Lachen tief innen, gerührt und übermütig zugleich. Sie hielt seine Hand fest, wie Kinder vor der Weihnachtsbescherung nach großen, sicheren Händen greifen. Dann warteten sie.

Die Stella war es zuerst. Hinter der Stella begann es. Vielleicht wuchsen dort hinter der schwarzen Wand Türkise, dunkelgrüne, leuchtende. Sie wuchsen, sie machten den Berg, hinter dem ihr Licht stand, noch schwärzer, noch zackiger. Dann fingen seine Gipfel an zu blühen. Sie falteten sich auseinander, Kelche aus grünem Kristall, sie dehnten sich und standen dann da, reglos und weit.

Dann geschah lange nichts. Dann lief der Wind zutal, kam von der roten Nadel, sprang über den Gletscher, rannte vorbei, und war schon fort, tief unten, wo der Wald begann. Der Wald sang. Eine große Orgel spielte einen Akkord, nur einen, der durch die dünne Luft emporstieg und verklang. Aber während der Blick sich dem Wald unten zugewendet hatte, in diesem einen Moment des Atmens und noch tieferer Stille war etwas geschehen.

Es war eine kleine violette Wolke heraufgeschwommen, ein kleines Tuch aus lila Samt, mit roten Quasten, ein Teppich für einen großen Gast. Und dann — die Sonne war noch lange nicht zu sehen — begann die rote Nadel zu lächeln.

Es war ein Lächeln aus Gold und Rot, es machte aus dem Felsen ein geschliffenes, durchscheinendes Rubinglas, in das goldgelber Wein gegossen wurde, langsam von oben ins Gestein einsinkend. Plötzlich stand weiter unten der Gletscher auf, blau, ultramarinblau, wie ein warmer See. Die rote Nadel wurde heller, heller, und als sie weiß geworden war, da erst lagen alle anderen Gipfel, die zwölf Köpfe, die Stella und weiter, Gipfel hinter Gipfel glühend da wie Rubine.

Digitized by Google

Vom Horizont her sprengten goldene Reiter, öffneten ein Tor aus gelb und lila, rissen den Himmel auf, es war nun schon ganz Licht, fließende Helle auf allen Höhen: Und da erst kam die Sonne.

Florentin hörte Maja einmal seufzen, behutsam und heimlich, mit geschlossenen Lippen; und er nahm ihre Hand fester an sich, zog sie in die Wärme unter sein Hemd, an die bloße Brust. Sie lächelte fast schmerzhaft. Sie schaute an Florentin hinauf, der von ihr abgewendet zur roten Nadel hinstarrte; sein Profil schnitt steil aufwärts in die Luft. ‚Da oben werde ich morgen stehen,' dachte er und sein Herz war mit Ungeduld gefüllt. „Da oben wirst du morgen stehen," sagte Maja leise, und er wunderte sich nicht, daß ihre Gedanken gemeinsamen Weges gingen.

„Ich werde oben stehen, du wirst hier sitzen, Maja, und auf mich warten; wenn ich zurückkomme, dann gehen wir miteinander hinüber ins andere Tal und immer weiter, immer miteinander. Wartest du hier auf mich? Hörst du mir zu, liebe Frau?" Er fragte das, weil ihr Lächeln so versunken war und ihre Augen wanderten.

„Ja," sagte sie, „ich warte. Aber ich will hinuntergehen, ich muß am Paß noch etwas in Ordnung bringen." Sie schwieg einen Wimpernschlag lang, ihr Lächeln wurde tiefer, und sie fügte hinzu: „Ich bin kein freier Mensch, Fjor, ich. Hast du es vergessen?"

„O nein —"

„Wir haben nicht davon gesprochen, das war schön, es gehörte nicht in unsere Tage. Wir werden auch später nicht davon sprechen, nein, nein, lieber Fjor? Aber es sind noch harte Stunden nötig, bevor ich — mit dir gehen kann — ins andere Tal —"

„Soll ich nicht, Maja —"

„Nein. Du nicht. Das muß ich selbst. Ein freier Mensch werden; es war schön, wie du es gesagt hast, es ist mir ins Herz gefallen. Nun muß ich — nichts — ich muß manchen Leuten sagen, daß ich keine Ringe mehr tragen will — das ist es; ich muß manchen Leuten weh tun — das sind noch harte Stunden."

„Hast du Angst?"

„Nein. — Doch —" sagte sie etwas später und hielt seine Hand fester. „Aber was wäre ein Glück ohne Angst —"

„Morgen wird es klar sein," sagte Fjor. Er hatte den Blick noch immer auf der roten Nadel; während er sprach und zuhörte, zerlegten Augen und Gedanken die Falten und Risse, die steilen, blauen Schatten, die scharf im Morgenlicht sich entfalteten. Er sah den Weg. Er sah sich selbst an der Wand, mit gespreizten Armen und Beinen, angeschmiedet dem Felsen, Griff um Griff —

„Da kocht der Jochhauser die Suppe," sagte Maja; Holzrauch kam blau vom Jochhaus herangekräuselt. Der Jochhauser juchzte seinen Ruf her, und sieben Echo riefen hinter ihm drein. Hollio! Hollio!

So fing der Tag an.

Unterwärts vom Jochhaus sprang ein kleiner Wasserfall aus dem Stein, eine Kaskade aus Silber und Blau, und sprühte Gletscherkälte um sich. Als Maja später vom Hause herkam, wo sie die Hände am Kienholzfeuer gewärmt hatte, stand etwas Nacktes, Braunes unter dem Fall, sprang und spritzte und brüllte vor Vergnügen und Kälte. Maja stand und schaute nur.

„Wunderst du dich?" schrie Fjor durch das Wasserbrausen zu ihr hin.

„Ja —" sagte Maja.

„Wunderst du dich, weil es so kalt ist?" schrie er.

„Ja —" sagte Maja wieder und staunte hin. Sie hatte niemals, nicht auf Bildern, nicht in Träumen so Schönes geahnt, wie den starken, frohen Fjor unter dem Wasserfall. Er kam hervor, dampfend wie ein Pferd in der Sonne, es sprühte Wasser von ihm, es hing ihm an Haaren und Brauen, er turnte und sprang sich warm und lachte Maja aus. Sie stand nur da und wunderte sich. Später, als er wieder warme Hände hatte, umfaßte er ihre Finger und führte sie in den Wald von Alpenrosen, da nahm sie seinen Kopf in ihren Schoß, die Sonne war sehr heiß und nah über ihnen, weither wanderte Kuhglockenton durch die klare Luft und machte schläfrig. Fjor schloß die Augen. Maja streichelte ihn, und ihre Gedanken versprachen ihm stumm alles, was sie zu vergeben hatten.

Zu Mittag wurde der Jochhauser unhöflich. Kaum hatte er den Löffel abgeleckt und in die Tischlade versenkt, verlangte er in unwidersprechlichen Worten Ruhe für Florentin und den endgültigen Abzug Majas, Florentin habe etwas Großes vor, erklärte er, er müsse zeitig schlafen und ohne Dummheiten im Kopf aufwachen. Maja wurde ein wenig blaß unter den Augen, aber sie band gehorsam gleich den blauen Wanderschleier um ihr Haar, das heute gänzlich betrunken war, bis zur Bewußtlosigkeit vollgesogen mit Bergfeuchte und geringelt in tausend Schlingen und goldene Verzierungen. Auch Fjor war betrunken; es steckte ihm ein Frohsein in den Gliedern, daß er sich nicht zu helfen wußte, er warf mit Felsblöcken herum, er schlug Purzelbäume wie ein Kentaurenwesen.

„Weißt du nun den Weg weiter, Maja?"

„Ja," sagte sie und zögerte noch einen Augenblick, ehe sie sich von ihm löste.

Er schaute sie an, und Unbegreifliches kam in seine Augen. „Auf Wiedersehen, liebe Frau," sagte er und ließ sie aus den Armen. „Es bleibt alles, wie es besprochen ist?"

„Ja."

„Wann darf ich hinunterkommen, Maja, und dich holen?"

„Bald —" sagte sie leiser. „Bald. Sonnabend, Sonntag — am Sonntagabend muß alles vorbei sein. Dann —"

„Dann gehen wir ins andre Tal."

Digitized by Google

„Wohin du willst," sagte sie demütig.

„Auf Wiedersehen, liebe Frau."

Warme, sichere Hand, geliebte Hand —

Er wandte sich kurz um und ging davon; das Herz war ihm schwer. Sie hatte nicht geweint, nur ihre Lippen waren kalt geworden, und ihre Lider zitterten ein wenig. Er blieb auf der Höhe stehen und schaute zurück.

Das letzte, was sie von ihm sah, war das eckige Kinn, steil emporgestreckt.

Das letzte, was er von ihr sah, war der gesenkte Nacken, über den der blaue Schleier wehte.

* * *

... Stille ... Stille ... Stille ...

Florentin stand am Gipfel. Unter ihm sanken die Wände der roten Nadel hinunter und hinunter, bis dahin, wo es blau war; ganz tief unten, kaum noch zu ahnen, hing eine dünne Wolke. Über ihm türmte sich ein Himmel aus dunkelblauem Kristall, in dem ein weißer Mond wandelte.

Florentin kniete nieder auf dem Felsen, der lebendig und warm war. Es regte sich nichts. Wie konnte die Welt so still sein, horchend, still, so neu, so unbetreten, als wäre sie eben Gott aus den Erschafferfäusten gefallen. Florentin mußte lachen vor glückseligem Siegergefühl, er lachte tief innen und lauter und lauter. Er hatte den Berg gemacht. Die rote Nadel hatte ihn heraufgelassen. Er überdachte Schritt um Schritt, es war kein Stein, kein Felsenspältchen, kein Schatten am Weg, der sich ihm nicht unverlierbar klar ins Bewußtsein eingegraben hatte. Über den Gipfel hin jauchzte er. Von weither kam ein kurzer, harter Laut, Steinschlag. Vielleicht vom Zwölferkopf. Die Köpfe lagen klein und kindisch unten hingezeichnet. Dann pfiff ein scharfer Wind daher, zerschnitt sich am schmalen Gipfel und war verschwunden. Florentin hob den Kopf vom Gestein und spähte hinaus. Es war klar und sichtig, weithin. Unten, in der Tiefe war die kleine Wolke, sonst nichts. Die Stella streckte goldene Spitzen ins Sonnenlicht. Florentin stieg ein paar Schritte abwärts, dort war der Felsen breiter, dort streckte er sich hin und ruhte. Seil und Pickel ruhten neben ihm, er nahm den Baldrianschnaps hervor, des Jochhausers Liebesgabe, er aß und trank und hörte, wie sein Herz wieder in Gleichtakt kam. In der Stille ticktackte die Uhr im Ledergehäuse. Die Sonne stand über ihm.

Einsamkeit. Schweigen.

Florentin hob die Nase in die Luft wie ein witternder Hund. Dann zog er sich an und nahm Pickel und Seil. Er spürte seine Schultern groß und breit und voll Kraft. Er federte wippend ein wenig in den Knien, um die Rast aus den Gliedern zu schütteln. Und dann, mit einemmal, änderte sich sein zusammengehaltenes Gesicht, wurde weich, begann zu lächeln. Wahrhaftig, er tat es. Er dachte hier oben an eine Frau. Er brach einen Stein vom roten Felsen und steckte ihn ein.

Dann begann er den Abstieg.

Er kettete Bewegung an Bewegung, Zug an Zug, Tritt an Tritt; er freute sich seiner Arbeit. Ganz war sein Körper dem Gestein verwachsen, spürte es aus, belauerte es, wurde Teil der Wand. Daß es Abgründe gab, daß eine Tiefe sich der andern entgegenwarf, das wußte Florentin nicht. Er wußte nur den einen Griff, den nächsten, und wieder den nächsten, er tat sie, wie einer Atemzug um Atemzug tut, weil es so sein muß. Fast waren zwei Stunden vorbei, als er in Schatten kam, schon war er so tief, daß der Schatten des großen Zwölferkopfes ihn erreichte. Die Wolke da unten war dünner geworden, rauchig. In ihrem Dunst sah er nun die Steinhalde abwärts sinken, die ihm beim Aufstieg mit Steinschlag und Geröll Mühseligkeit gemacht hatte. Er kletterte weiter, zwang sich durch einen Kamin, trat heraus auf ein schmales Band und witterte wieder. Da war das Murren wieder. Von der Stella kam es her und dauerte lang, denn Echo schlich ihm nach und dehnte und dehnte. Florentin stand und spähte hinunter, er tat es nicht gerne: in die Tiefe schauen.

Die Wolke da unten war fort.

Florentins Gesicht straffte sich an den Schläfen, und er tat weiter Griff um Griff; er hielt jetzt an der zweiten Wand, die fast senkrecht abwärts ging und der roten Nadel den Ruf der Unbezwingbarkeit eingebracht hatte. Es war schön, sie zu bezwingen. Laß es da hinten murren. War die Wand vorbei, dann ging es glatt. Zug auf Zug, Tritt auf Tritt, Griff auf Griff. Und wieder Zug auf Zug, Tritt auf Tritt, Griff auf Griff. Die Wand war genommen. Florentin stand, trank einen Schluck aus der Flasche, wischte den Schweiß aus Brauen und Augen. Weit oben stand jetzt eine kleine, runde, rote Sonne in Dunst und neblig ziehendem Rauch. „Verdammt," sagte Florentin wieder. Wo er ging, war jetzt nur Schatten, aber unten, tief unten, lagen Täler und Berge im Sonnenschein, eine ganze Welt, gelb von Sonne. Näher murrte es, kürzer und stärker.

Und dann kam der erste Blitz.

In seinen Händen, die dem Stein verwachsen waren, spürte Florentin, wie der Berg sich füllte mit Elektrizität, mit geheimnisvoller Kraft. Florentin zögerte. Warten? Hier warten, an den Felsen gestemmt, bis es vorbei war? Oder weiter, hinunter, wo unter Schleiern eine ganze Welt im Sonnenschein lag? Er wartete. Stemmte die Füße fest und stand, das Auge immer auf den gewellten, bebenden Dunst da unter ihm, der sich hob und hob und höher kam. Ein Blitz. Es knackte kurz, wie wenn ein Stein fällt. Dann brüllte Donner an den Berg. Kein Regen. Trocken das Gestein und zitternd, lebendig wie ein Tier, der Wolke entgegenfühlend.

Digitized by Google

Blitz. Donner. Einschlag. Florentin stand. Unten die Welt, friedlich im Sonnenschein; Wiesen, gelbe Wiesen. Und kein Regen. Blitz. Donner. Echo, langes Echo an erwartungsvollen Wänden. ‚Mittendurch,' dachte Florentin und kettete seine sicheren Bewegungen wieder los. Zug auf Zug, Tritt auf Tritt, Griff auf Griff, bis zur Steinhalde. Dann der mühselige Weg, weiter hinab. Ohne Gefahr nun, kein Klettern mehr, aber ein langsames Weiterkommen, zwischen aufgeregten Steinen. Blitz. Knacken. Brüllen. Dann Stille.

Florentin hob jäh den Kopf.

Es sang hinter seiner Schulter, es sang ganz fein und dünn, wie Mücken in der Sommernacht. Es vibrierte an seiner Schulter, lebendig, tief, und zog den Blitz herunter. Er streckte die Arme und warf mit aller Macht den Eispickel von sich, weit in die Tiefe. Er hörte ihn aufschlagen, einmal, zweimal, Steine folgten ihm nach. Blitz. Knacken. Brüllen von Felsen zu Felsen. Florentin deckte die Hand über die Augen; es hatte ihn geblendet, die verdammte Flamme da unten. ‚Mein schöner Pickel ist nun auch hin,' dachte er. Verdammtes Wetter. Und kein Regen. Ein Satz aus dem Lesebuch war auf einmal da, ein tröstlicher: wer vom Blitz erschlagen wird, der weiß es nicht. Der Blitz bedeutet die schnellste und schmerzloseste Todesart. Bedeutet. Ein hübsches Deutsch. Der Blitz bedeutet. Wie schön, daß ich den Blitz sehen kann, diesen, und diesen. Auch den nächsten noch? Auch den. Wie schön doch ein Gewitter ist. Ich kann den Blitz sehen. Angst? Florentin, Florentin, wirklich Angst? O nein. Aber man will leben. Verdammtes Gebrüll, verdammtes Blenden. Ungemütlich. Wenn es regnen würde, die Erlösung wäre das.

Der nächste Blitz war es, den Florentin nicht mehr sah. Der Donner kam zugleich und stieß an den leeren Felsen.

Gleich darauf begann es zu regnen.

* * *

„Es fängt an zu regnen," sagte die Geheimrätin zur Kommerzienrätin.

„Gott sei Dank," sagte Frau Giesinger und hob einen Augenblick den Kopf von der Handarbeit, „diese Gewitterluft ist unerträglich."

„Glauben Sie mir, meine Liebe, das Handarbeiten macht Sie nervös. So ein Kreuzstichmuster ist ein wahres Augenpulver."

„Frau Giesinger ist auch zu fleißig. Was wird es denn? Ein Täschchen?"

„Ich arbeite es gern. Kreuzstich — das Zählen beruhigt so —" sagte Frau Giesinger.

„Wo waren Sie gestern, Beste? Man sah Sie den ganzen Tag nicht?

Wo war ich gestern, wo war ich —?

„Ich hatte etwas Kopfschmerzen, Frau Geheimrat, ich legte mich etwas hin —" Wo war ich gestern, in welchem Traumland, wie kam ich dorthin, wo ich gestern war —

„Sie sehen auch etwas müde aus; der Herr Gemahl meinte schon, ob Sie die Luft hier nicht zu stark angreifen wird. Jeder verträgt die Berge nicht."

Man saß auf der Terrasse, vorne, und sah die Serpentinen, die sich hinunterwanden dem Walde zu. Es rauschte, rauschte, unten plätscherte es in die Regentonne, auch die Worte plätscherten weit, irgendwo vorbei.

„Gleich hört es wieder auf zu regnen."

„Ja, nun ist es für heute wieder genug. Schade, daß täglich ein Gewitter sein muß."

„Die Gewitter bleiben immer oben beim Joch, wir bekommen nur den Regen."

„Jetzt muß bald der Zug kommen."

„Ich glaube, man hört den Moze schon Harmonika spielen."

Frau Giesinger legte die Arbeit in den Schoß und ihre Hände darauf und horchte. Der Moze spielte im Tal unten neben dem winzigen Stationshaus, die Luft brachte es klar herauf. Ein Züglein wölkte langsam paßauf. Der Moze spielte. Sie fühlte ein dumpfes, unerklärliches Vergnügen, wenn sie die Melodie hörte, sie erinnerte sie an etwas Angenehmes. Sie zog die Brauen zusammen und sann. Grüß' Gott, Liesele, sollst auch Zucker haben, Liesele. Das war es. Der Moze spielte sein Liedchen dazu. Das war nun lange her ...

Hinter ihren Schultern klingelte die Frau Langkofler einladend mit Tassen und verkündigte, daß es Krapfen gäbe. „Kein Kaffee trinken, Frau Giesinger?" fragte der Langkofler zu ihr hinauf. „Jetzt wird's Wetter besser. Ein schieches Wetter war das vorhin hinten bei der Stella. Wen das derwischt hat." Er zog ein bißchen Qualm aus seiner Pfeife, ließ einiges ungesagt, verschwand wieder. „Ja, ja, die Sehnsucht!" vermutete die Geheimrätin schelmisch hinter Frau Giesinger. „Da steht die junge Frau und kann die Post nicht erwarten."

Der Briefträger kam unten aus dem Wald, ein winziges Männlein, vor ihm wanderte das Knotenstöcklein einher, hinter ihm schaukelte der Postsack bergan. Gedankenleer schaute Frau Giesinger dem Spielzeug zu, wie es den Richtsteig heran klomm, langsam, immer schön langsam, im Gras verschwand, bei den Serpentinen auftauchte, wuchs und endlich seinen holzgeschnitzten Altmännerkopf unter die Terrasse brachte.

„Erwarten Sie Post, Frau Giesinger?"

„O nein; heute noch nicht. Heute kann nichts da sein —"

Man legte eine Karte vor sie hin, darauf waren fein gedeckte Tische verzeichnet. Gruß vom Rathauskeller, wurde besagt. Komme morgen wie gewöhnlich. Freue mich schon. Gruß und Kuß Heinrich.

Nun ja. Gruß und Kuß. Komme morgen wie gewöhnlich. Mitten im Sonnenaufgang stand eine Frau und sagte: Ich habe keine Angst ... Morgen wie gewöhnlich. Frau Giesinger nahm die Kreuzstickarbeit wieder vor. Zählen, eins bis sechzehn, eins bis sechszehn. „Nun hat die Frau Giesinger

Digitized by Google

keinen Kaffee getrunken," klagte die Langkoflerin; „und der Herr Giesinger hat's uns extra auf die Seel' gebunden." — Frau Giesinger trank Kaffee. Bei der Station unten wurde es schon Abend. Der Wald streckte sich ein wenig, es tropfte von den Bäumen, sicher tat es das. Frau Giesinger erhob sich und sagte: „Ich gehe noch ein bißchen, Frau Kommerzienrat."

„Wollen wir zusammen ein Stück gegen das Tafele, es muß nicht weit sein?" erbot sich die Geheimrätin.

„Danke, ich gehe hinunter, ich gehe ganz gern allein," sagte Frau Giesinger gedankenlos. Der Moze spielte wieder im Tal.

‚Merkwürdige Manieren haben solche Fabrikantinnen,' dachte die Frau Geheimrat erbost und las die Karte, die Frau Giesinger am Tisch vergessen hatte.

Frau Giesinger brachte sauber ihre Handarbeit in ihr Zimmer und stand dann noch ein wenig auf der Veranda. Hinter der roten Nadel schwang zart ein verblassender Regenbogen von Wolke zu Wolke; die rote Nadel steilte blendend in sonderbarem, fahlem Sonnenschein, es regnete zugleich, dorten regnete es noch. ‚Nun ist Fjor gewiß schon zurück,' dachte sie. Fjor. Wer ist Fjor? Es gab keine Antwort in ihrem schlafbefangenen Herzen. Sie neigte sich über die Hängenelken, die ein wenig regenmüde waren und schwere Köpfe senkten.

Frau Giesinger ging hinunter, schob sich zwischen Stall und Haus herum, bis sie Herrn Langkofler vorfand.

„Ist so eine Erstbesteigung eigentlich gefährlich?" fragte sie.

Der Langkofler schaute sie an, wollte etwas antworten, antwortete es nicht. „Nein, gar nicht," sagte er und ging davon.

Frau Giesinger stand da. Sie hatte noch etwas zu fragen, was sich nicht fragen ließ. Sie stand und wurde langsam rot.

‚Wie heißt eigentlich der Herr Baron, Langkofler?' fragte sie vor sich hin; sie fragte es schon hundertmal in Gedanken; es war eine so einfache Frage: wie heißt eigentlich der Herr Baron, Langkofler?

‚Meine Mutter nennt mich: Fjor. Anderes weiß man nicht. Gibt es das?' fragen ihre Augen. ‚Fjor? Wie heißt du, wer bist du — ich weiß es nicht. Wohin gehen wir? Ins andere Tal. Was heißt das: ins andere Tal?' Fragen. Fragen. Fragen.

Frau Giesinger geht die Serpentinen hinunter und hat in Gedanken eine Zwiesprache mit Herrn Giesinger. Wie siehst du aus? fragt er; du bist ganz verändert. Ja, ich bin verändert; es ist gut, daß du es gleich bemerkst. Ich habe dir viel zu sagen. Fraule soll sagen, was es auf dem Herzen hat. Ich kann nicht mehr bei dir bleiben; ich muß fort. Warum denn, Fraule? Ich habe einen lieb. Ich gehöre einem —

Nein. Das kann man nicht aussprechen. Sie beginnt den Dialog von vorne wie eine Schulaufgabe. Es wartet jemand auf mich, sagt sie zu einem fiktiven Herrn Giesinger, der immer diejenigen Stichworte bringt, die man braucht, wie ein braver Schauspieler in einem guten Salonstück. Es wartet jemand auf mich. Du mußt mich gehen lassen. Ich halte dich ja nicht, Fraule. Ich habe dir nie etwas Böses getan. Nein, Heinrich, nein — sagt Frau Giesinger und schluchzt ein wenig. Er hat ihr nie etwas Böses getan. Er hält sie nicht, wenn sie nicht bleiben will. Ich halte dich nicht, wenn du nicht bleiben willst, sagt der edle Herr Giesinger aus dem Salonstück. Ich kann nichts dafür, Heinrich; es war so stark. Und du weißt, daß ich nicht lang zu leben habe. Du wirst mich freigeben? Sei glücklich, sagt Herr Giesinger.

Der Dialog beginnt von vorne, er läuft nun schon ziemlich glatt. Die Bäume tropfen. Frau Giesinger verweilt unter dem Ebereschenbaum, er sieht nicht so aus, wie er an einem verzauberten Tag aussah.

„Die Vogelbeeren färben sich schon," sagt der Briefträger, der mit seinem Knotenstock zutal schaukelt. Sie sieht die Beeren an, denkt an ihr Gärtchen und zieht weiter. Der Dialog mit Herrn Giesinger ist erledigt. Sie packt schon die Reisetasche, legt schon die Ringe auf den Tisch, bindet schon den Schleier um. Sie sieht schon das Jochhaus und den Jochhauser.

Was will denn die Frau hier heroben? Ist der Herr Baron da? Er erwartet mich.

Der Herr Baron ist schon längst fort. Wohin denn? Ins andre Tal. Wo wohnt er da? Das weiß keiner. Wie kann ich ihn denn finden? Das weiß der Teufel. Wie heißt der Baron? Das steht im Fremdenbuch. Nein, im Fremdenbuch steht es nicht.

O Scham, o Scham. Es gibt Frauen, die im Fremdenbuch nachsehen müssen, wie ihr Geliebter heißt. Es atmet sich schwer, es ist ein neuer Schmerz zwischen Lunge und Herzen. Die Frau geht immer schneller, sie läuft fast die Serpentinen hinunter und steht dann still und hört ein Wässerlein heimlich rieseln und kleines, kleines Geklapper im Gras. Da liegt in der Dämmerung das kleine Gärtchen friedlich, und die Mühle spielt, dreht sich und klappert, liebes, wahrhaftiges Werk seiner Hände. Man kann da sitzen und zusehen und aller Angste lachen: die Mühle ist da, sie ist wirklich, lebt, inmitten eines Gedankenzuges, der Traum und Wahres angstvoll durcheinandermischt.

Fjor sangen die schmalen, geschnitzten Brettchen, Fjor, Fjor, Ruhe sangen sie, Halt und Vertrauen. Auch Angst sangen sie, vor dem kommenden Tag, und wieder Mut, und unendliche, unendliche Wiedersehensfreude.

„Frau Giesinger spielt neuerdings die Exklusive," sagte die Geheimrätin zur Kommerzienrätin, als der Platz beim Abendessen wieder leer blieb. Die Kommerzienrätin zuckte vornehm bedauernd die Schultern. „Sie hat Kopfweh," sagte die Langkoflerin

Digitized by Google

mitleidig. „Sie macht's nimmer lang; jeden Abend legt sie sich früher hin vor Müdigkeit; das Fieber schaut ihr aus den Augen."

Sie lag im Bett, die Tür zur Veranda stand offen, den Duft hereinzulassen, der Märchen erzählen konnte. Von der roten Nadel, über der ein verschleierter Mond wuchs, ging ein seltsames Stummsein aus. Sie schloß die Augen, hielt den Atem an: und alles war wieder da. Es flüsterte Zärtlichkeit ins Dunkel, geliebtes Haupt, geliebtes Angesicht, geliebte Lippen neigten sich über sie. Nun sah sie ihn wieder, Fjor, sie sah ihn, er log nicht, er war ganz Wesenheit; er wartete auf sie, einen Tag und noch einen. Auch das andere Tal sah sie nun, es senkte sich still in eine Dämmerungsstunde ein, Edelkastanien wuchsen dort, im andern Tal, hohe, ruhevolle, dunkelgrüne Bäume. Einen weißen Weg hin wanderten zwei und waren selig aneinander versunken, Fjor und Maja, die Glücklichen. ‚Fjor denkt an mich,' dachte sie; ‚ich kann es fühlen. Gute Nacht, Fjor.'

Sie lag und lebte noch einmal Stunde um Stunde, Wort um Wort, alles, was zwischen Sonntag und Freitag geschehen war. Sie war ein Kind gewesen und eine Frau geworden. Blinde Augen hatten Licht getrunken. Stumpfes Herz war aufgewacht. Sie ging mit Fjor bis zum letzten Abschiedswort. Noch sah sie sein eckiges Kinn, steil emporgestreckt. Auf Wiedersehen, liebe Frau. „Gute Nacht, Fjor," sagte sie, einschlafend. Und später, aus dem Schlaf noch einmal: „Gute Nacht, Fjor."

Im Haus schlug eine Kuckucksuhr dreimal. Es war die Stunde, da Herr Giesinger stöhnend ein Messingbett verließ, um die braune Reisetasche einzupacken.

Es war die Stunde, da eine kleine Laterne vom Jochhaus sich aufmachte, einen zu suchen, der nicht heimgekehrt war.

⁂ ⁂ ⁂

Lange bevor der Zug hielt, war schon Herrn Giesingers Glatze da, und dann der Stock und dann die braune Reisetasche, und dann stand der ganze Herr Giesinger am Bahnsteig und strahlte über und über vor Freude und Freundlichkeit.

Er griff seiner Frau unters Kinn und lobte sie, er salutierte vor dem Stationschef, sprach ein paar gewinnende Worte über die Hitze, komplimentierte die verschiedenen Rätinnen, die gleichfalls freudige Ehegatten zu transportieren hatten, er schlug dem Langkofler auf die Schulter und überreichte dem Moze einen Groschen. Die Frau stand etwas benommen daneben und wartete.

„Könnten wir nicht zu Fuß gehen?" fragte sie in einem Augenblick des Atemholens.

„Unsinn. Das wäre ja verrückt. — Hoppla!" sagte Herr Giesinger und schob sie in den Omnibus. Liesele besah sich mißtrauisch all die Fracht, die ihr zugemutet wurde. Der Langkofler schnalzte, der Stationschef salutierte, und fort klingelte es, durch den Wald bergauf. Es schwirrten Stimmen, Koffer schwankten, Frauen kreischten, Männer stiegen sich auf die Füße. Die Laune war gut. In all dem Lärm repetierte Frau Giesinger ihren Dialog. Du siehst verändert aus, Fraule. Das Herz klopfte und schlug schmerzend an die Lunge. Sie schaute Herrn Giesinger mit weiten, ernsten Augen an; das war er gewöhnt, er dachte sich nichts dabei. Er war ganz Munterkeit und Frohsinn. Zu Hause rumpelte er gleich treppaufwärts, im Nu hatte er Anzug und Hemd gewechselt, stand schon vor dem Waschbecken, prustete, spuckte, putzte Zähne, Nägel, hatte Schlämmkreide im Mund und sprach zugleich in geknödelten Tönen. Er packte Schokolade aus, erste Weintrauben, Bücher. Er hatte im Geschäft Ärger gehabt, nicht der Rede wert, und Erfolg, einen großen Abschluß mit den Cleverwerken. Alle Achtung. Otti ließ grüßen. Papa hatte von der See geschrieben. Mit der Nanni ging es nicht mehr, jeden Abend aus und jeden Abend. Das beste wäre, einen Diener zu nehmen statt eines neuen Stubenmädchens. Übrigens sei an der großen Palme im Wintergarten ein neues Blatt — —

Frau Giesinger saß am Bettrand, die Hände lagen ihr im Schoß, sie hatte keine Ringe an den Fingern. Sie wartete angstvoll und ungeduldig, es ihm zu sagen. Es trieb sie, innen jagte etwas, mit Herzschlag und Atem um die Wette, daß sie es nicht erwarten konnte, frei zu werden, zum Joch hinaufzulaufen, bei Nacht, im Morgengrauen, wann immer. Fjor stand oben, er schaute ins Tal und wartete immerfort, immerfort, daß sie käme. Sie spürte, wie seine ausgebreiteten Arme sie umschlossen und ins Haus trugen. Und zugleich, sonderbar, entgleitend, wurde es von Augenblick zu Augenblick unmöglicher, davon zu sprechen, unmöglicher, daran zu glauben, an die andern Tage, die gewesen waren, an die andern Tage, die kommen sollten.

„Ist die Nanni nicht brav?" fragte sie mit trockenen Lippen. „Hat die Palme wirklich ein neues Blatt — —?"

Dankbar war sie, daß sie nicht zum Sprechen kam, und zugleich wartete sie, schaute ihre ringlosen Finger an, damit Herr Giesinger aufmerksam werden und fragen sollte. Du hast dich verändert, Fraule —

Unten blökte die Kuhglocke die Gäste fürs Abendessen zusammen, die Holztreppen knarrten und schaukelten unter vielen Tritten. Es gab eine Tiroler Leber, die Herrn Giesinger veranlaßte, Wein zu bestellen und der Langkoflerischen Kochkunst ein Hoch auszubringen. Man klapperte, klirrte, lärmte, sprach durcheinander. Dazu fiel draußen, vor der Terrasse, ein sachter, langsamer Regen vom verdunkelnden Himmel, und als die Herren die Zigarren anzündeten, ging Frau Giesinger leise ans Fenster und schaute hinaus. Aber es kam ihr keine Klärung

Digitized by Google

und keine Ruhe von den großen, stummen Bergen. Im Hintergrund klatschten schon Spielkarten aufs Tuch, Herr Giesinger tarockte hingegeben und gewann dem Geheimrat drei Mark ab. „Und dabei kann man nicht einmal sagen, daß der Herr Giesinger Unglück in der Liebe hat," sagte der Kommerzienrat und klebte schmunzelnde Blicke auf Frau Giesingers gesenkten Nacken, dort am Fenster. Herr Giesinger lachte geschmeichelt und schrie über alle hin: „Wenn das Fraule schlafen gehen will, muß es mir's nur sagen."

Das Fraule wollte schlafen gehen.

Heute wurde die Verandatüre sorgfältig verschlossen. Keine Nelke duftete, kein Mond schien, die rote Nadel hatte sich unsichtbar gemacht, nur Regenrauschen hing ums Haus. Herr Giesinger schnürte seine Stiefel auf und lachte vor sich hin. „Wenn er einen Ultimo mit sechs Tarock ansagt, da muß er ja verlieren," sagte er entzückt. Die Frau saß schon wieder am Bettrand und wartete; sie zog sich nicht aus. Dunkel dachte sie: ‚Wo werde ich schlafen, wenn es gesagt ist? Im Regen, in der Nacht noch hinauf zum Joch, ankommen, wenn die Sonne aufgeht, in Fjors Armen, unter Fjors Mantel —'

Herr Giesinger war seiner Stiefel ledig und schaute nun seine Frau an, öffnete ein wenig den Mund dabei und hielt den Kopf schief.

„Na, Fraule, wie wär's?" sagte er und wies auf das Bett. „Nicht in die Baba gehen?"

Da stieß die Frau sich in das Gespräch, das oft geübte.

„Findest du nicht, daß ich verändert bin?" fragte sie.

„Nö," sagte Herr Giesinger. „Bißchen braun geworden höchstens."

Sie konnte einen Augenblick nicht atmen, und dann war es schon gesagt: „Ich muß fort, Heinrich."

„So?" sagte er. „Gefällt es dir hier nicht? Das ist schade. Oder tut dir die Luft nicht gut. Sag' doch, Fraule!" Er saß nun im Bett und schien ein wenig erschreckt.

„Nicht von hier — von dir muß ich fort," sagte sie. Und als es gesagt war, kam eine Schwäche sie an, daß sie weinen mußte.

Herr Giesinger spähte in ihr Gesicht, er stand auf, setzte sich neben sie, er schien nicht sehr erstaunt und fragte nur: „Was ist denn los, mein Fraule? Hab' ich dir was Böses getan, daß du von mir fort willst?"

„Nein, nichts Böses," sagte sie und mußte weinen.

„Nun, nun, Kind, Kind —" sagte er und nahm ihre Hände; „da haben wir ein bißchen Fieber, wie? Da hat das Kind wieder eine Kleinigkeit mit dem Kehlkopf. Nun, nun, nun. Da werden wir morgen zusammen heimfahren und mal bißchen zum Doktor gehen, wie?"

„Nein," weinte sie in ihre Hände, „nein, nein."

„Nun, nicht weinen, Fraule, still sein, so, so, still sein. Nichts reden; das strengt dich an; ganz still sein. Da." Er klapperte sacht mit Thermometer und Wasserglas. „Ein bißchen Fieber," sagte er; „jetzt wird nicht geredet, sondern geschlafen. Morgen reden wir weiter. Du dummes Fraule."

‚Du verstehst mich nicht,' dachte sie verzweifelt, während er sie ins Bett packte wie ein Kind, und sie sagte es auch: „Du verstehst mich nicht, du verstehst mich nicht."

„Nein, du unverständene Frau," sagte Herr Giesinger gutmütig und streichelte ihr Haar. „Du hast einen ganz dummen Mann. Nichts wie Margarine im Kopf, nicht wahr? Aber daß ein Fraule mit Fieber nicht sprechen soll, sondern schlafen, das weiß ich genau." Und Herr Giesinger, der mit einemmal sehr ruhig und sonderbar gesammelt war, verlöschte einfach das Licht. Im Dunkeln strich er sich über die Stirne, sie hatte sich mit kleinen, kühlen Schweißtropfen bedeckt. Er legte seine Hand mit gespreizten Fingern über die Augen, das war eine Bewegung voll großer, versteckter Traurigkeit. Mit der andern Hand hielt er beiläufig den Puls seiner Frau und zählte mechanisch; er hatte es nun schon so im Griff, der arme Herr Giesinger. ‚Jetzt hat sie doch wieder Fieber,' dachte er; ‚auch die Berge können ihr nicht helfen. Er seufzte tief und räusperte sich zugleich, um es zu verbergen. ‚Nun bleibt noch Ägypten,' dachte er; ‚zwei Winter in Ägypten haben schon vielen geholfen . . .'

Herr Giesinger hatte breite, wohlhäbige Hände, runde Finger, auf denen kleine, blonde Haarschöpflein wuchsen. Mit diesen Fingern knetete er die Hände seiner Frau, das beruhigte ihn und sie zugleich. Er rechnete ein wenig, überschlug im Kopf die Kosten einer Ägyptenreise und war wieder genötigt, sich zu räuspern. Mit einem halbfertigen Kostenvoranschlag und großem Kummer im Sinn schlief er ein. Er schnarchte nicht geradezu, das tat er nicht. In den Jahren seiner Ehe hatte er sich das Schnarchen abgewöhnt, er kontrollierte sich gleichsam im Schlaf und wachte auf, sobald er etwas im Zimmer sägen hörte. Aber er gab bei jedem Atemzug einen kleinen Knall mit halbgeschlossenen Lippen ab, das gestattete er sich, und seine Frau war es gewöhnt. Sie lag ganz still neben dem bekannten Geräusch und spürte nun selbst, daß sie Fieber hatte. Vielleicht war alles nur Fieber gewesen, das aus den letzten Nächten. Wenn sie die Augen schloß, konnte sie Fjor nicht mehr sehen; sie sah ein kleines Licht aus dem Jochhaus kommen, deutlich sah sie es, es wanderte und wanderte, es suchte sie und rief, es winkte freundlich, es zog daher, manchmal durch Wald, manchmal durch Arabeskengeranke, wie es das Blut an die Lider malte; es war ein so stilles, kleines Licht, mit geschlossenen Augen konnte man hineinsehen und selbst still werden. Warum küßt du die Nelken, Fjor—? Ich habe ja

Digitized by Google

Sehnsucht, Maja. Es bleibt alles, wie wir es besprochen haben. Wann kann ich dich erwarten. Am Sonntag muß alles vorbei sein.

Herr Giesinger sägte schwach und erwachte sofort. „Ich muß morgen auf das Joch, Heinrich," sagte die Frau. „Du nimmst es nicht ernst, aber es ist ernst; ich bin kein Kind mehr."

„Freilich, freilich. Auf das Joch? Gut. Auf den Kilimandscharo, wenn das Fraule will." Gleich darauf begab er sich wieder in Schlaf.

Der Regen rauschte ums Haus. Durch den Regen wanderte das Licht, bergab, bergab, die Frau kannte den Weg. Es war kein Stein an diesem Weg, kein Zweig über die Schlucht hängend, kein Tropfen vom Wildbach sprühend, den man vergessen konnte. Sie sah nun alles wieder, und alles hatte Leuchtkraft. Der Regen fiel, das Licht sank bergab und bergab vor geschlossenen Augen. Die Kuckucksuhr rief in der Diele, der Hahn krähte; dann geschah ein Geräusch am Gatter unten.

Sie lag noch reglos, einen Augenblick verstummte ihr horchendes Herz, dann begann es stark und voll zu schlagen.

Unten schlugen Schritte auf, Holzläden klappten, Stimmen gingen hin und her, unterdrückte, wortkarge Stimmen; Laternenschein schwankte an den Mauern, daß die Nelken sich aufhoben und wieder verschwanden, im Stall trat dumpf das Liesele in Streu. Die Frau erhob sich und trat auf die Veranda hinaus. Herr Giesinger erwachte, er hatte sich sägen gehört; aber das war es nicht; die Tür zur Veranda stand offen und knarrte schwach; draußen beugte sich die Frau über das Geländer.

„Was ist denn jetzt los?" fragte er erschreckt.

„Ich glaube, es ist eine Depesche für mich da, oder ein Bote —" sagte sie horchend, ohne sich umzuwenden.

„Was für ein Unsinn. Bote? Von wem denn?" murrte Herr Giesinger, seine Pantoffel suchend; er zog sie ins Zimmer zurück, ihr Arm war feucht; in ihrem Gesicht erschreckte ihn etwas. Sie schaute durch ihn hindurch, als wäre er nicht da. Unten ging das wortarme Reden weiter und der schwankende Lichtschein. Herr Giesinger schloß die Türe von draußen und rief über das Geländer, was los sei. Die Antwort konnte die Frau nicht hören.

„Nun?" fragte sie, als er wieder in die Stube kam und noch einen Augenblick verweilte und nach der roten Nadel hinaufsah, die undeutlich im grauen Morgenregen aufstand.

„So geht es; wieder einer abgestürzt; der Blitz hat ihn getroffen, sagen sie. Der Langkofler geht mit den andern zum Joch hinauf, ihn zu holen. Es ist ein alter Mann da vom Jochhaus —"

Sie wurde nur ein wenig kalt und steif; bewegen konnte sie sich nicht. Sonst war es nichts. Sie wurde nicht ohnmächtig, sie bekam auch keinen Blutsturz, obwohl es schön gewesen wäre. Sie hielt die Hände ganz gestreckt und reglos, konnte nicht atmen, und dann ging es vorbei. Nun atmete sie tief und gleichmäßig, wie Menschen atmen, die ohne Narkose operiert werden. Gut war es, nur zu atmen, nicht zu denken. Viel später fragte sie — und es war der alte Ernst und das alte Staunen in ihren Augen —: „Wie sehen Menschen aus, die der Blitz getroffen hat?"

Herr Giesinger zuckte die Achseln. Im Frühlicht lag ihr Gesicht so klein auf den großen Federkissen und hatte blaßgelbliche Flecken unter den Augen. ‚Ich bin ein Esel,' dachte er; ‚es hat sie aufgeregt'.

„Das ist keine Gegend für das Fraule," sagte er. „Am Abend Fieber und in der Früh' einen solchen Schreck. Es geht einem doch in die Glieder, auch wenn man so einen gar nicht kennt. Willst du nun noch immer Hochtouren machen, wie heute nacht?"

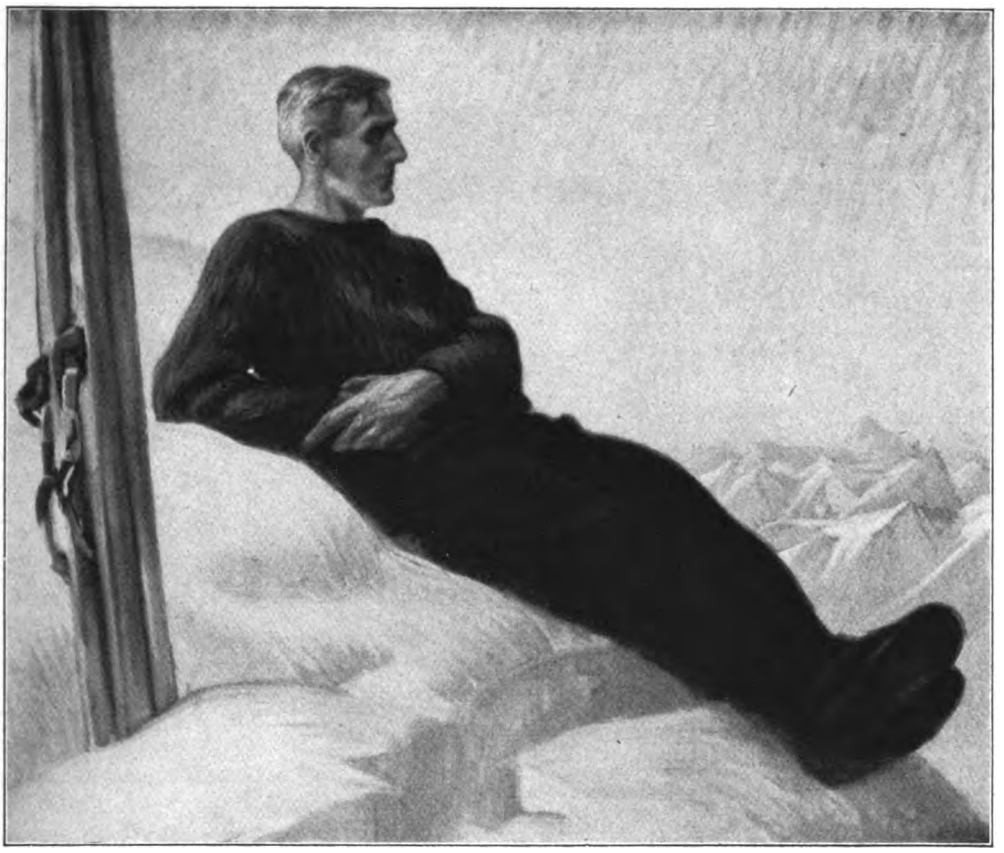
Da keine Antwort kam, wartete er friedlich, bis es ganz hell war, knarrte nur ein wenig mit dem Bett. „Schlafen kann man heute doch nicht mehr," sagte er dann. „Wenn es dir recht ist, fange ich an, einzupacken. Wir können noch mit dem Nachmittagszug wegfahren."

Es verging viel Zeit, eine Stunde fast; der Regen hörte auf indessen. Durch nasse Schleier kam Sonne, und Bergspitzen traten aus dem Dunst eine nach der andern und stellten sich ordentlich vor die Fenster hin. Die rote Nadel hatte ihr Wolkentuch um den Kopf gebunden. Die Kuhglocke läutete Frühstückszeit.

Und da — Herr Giesinger hatte längst seine Frage vergessen, die keine Frage war — antwortete die Frau: „Ja. Nun kannst du die Koffer packen. Nun können wir wohl wegfahren."

Herr Giesinger schaute betrübt ihr eigentümliches, verwundertes Lächeln an, das ihm unbegreiflicher war als je, er zündete sich eine Trostzigarre an und verließ rücksichtsvoll das Zimmer. Sie lag noch eine Weile und dachte nach, es war nicht viel, was sie denken konnte. ‚Nun ist alles wieder, wie es vorher war,' dachte sie; ‚nun braucht nichts gesagt zu werden. Nun kann man wegreisen.' Und dann sah sie die Welt wie ein Transparent, hinter dem alle Lichter ausgebrannt sind. Leuchten wird nun nie mehr etwas, sagte ihr Herz, und sie antwortete ihm: auch vorher hat nichts geleuchtet. Sich selbst sah sie durch das Tor ihres Hauses treten, zwischen den zwei Sandsteinriesen, und leben, wie alle Welt lebte. Menschen gibt es, die kommen bis zum Gipfel und werden vom Blitz getroffen. Menschen gibt es, die kommen bis zum Joch und gehen dann wieder zurück nach unten. ‚Ob in deiner Tasche der kleine, rote Stein für mich ist, Fjor?' dachte sie

Digitized by Google



Gipfelraſt. Gemälde Von Otto D. Franz

Digitized by Google

Digitized by Google

und beinahe konnte sie weinen. Aber dann war eine Stimme da, die sagte: du wirst es nicht erfahren, nie, ob er geschwindelt hat, er auch, oder ob es Wahrheit war, was er gesagt hat. Ob er gewartet hätte und dich mit sich genommen ins andre Tal? Das dachte sie und auch, daß sie den Namen, den sie nicht weiß, nun in der Zeitung finden kann, unter: Opfer der Berge.

Sie stand auch nachher auf der Veranda und sah die Männer unten ihre verhüllte Last bringen, schweigsamen Alplerschrittes, die Bahre schwankend zwischen ihnen und ein wenig Tannenreisig daraufgelegt von Händen, die ganz aus Knorren und gedrehten Seilen bestanden. Es rührte sie, aber es lag schon eine große Fremdheit zwischen ihr und dem Geschehenen. Unten stand ihr Mann im Hof, er warf die Zigarre fort und entblößte den Kopf und senkte ihn ein wenig, als die Bahre an ihm vorbei kam. Das wunderte die Frau fast. Alles wunderte sie stärker noch als je. Sie band den blauen Schleier um und ging hinab, die Serpentinen entlang; da war etwas Schwäche in den Knien, aber sie konnte gehen. Der Nachtregen hatte den kleinen Graben gefüllt, das Wasser strömte eifrig zu Tal, das Gärtchen war überschwemmt. Die Mühle aber, die kleine Mühle klapperte und war am Werk und lebte noch immer.

Die lebte.

Da war einer Sonntags gekommen, schön und stark, hatte die Koffer mit einem Schwung aufs Dach geworfen, die schweren Koffer, einfach so. Da war eine Woche, rätselhaft, verzaubert, alle Liebe der Welt, aller Jubel, Erwachen, Einswerden, Abschiednehmen, Angst und Hoffnung, vergebliche Angst, vergebliche Hoffnung. Eine Woche lang. Am Sonntag war alles tot, nur ein kleines Spielzeug lebte und war wirklich inmitten einer einstürzenden Traumwelt.

Es tobte ein Auto an ihr vorbei, bergan und hielt vor dem Haus oben. In der Stille, die hinterher kam, konnte man wieder den Moze spielen hören, er blies sein trauriges Lied unten bei der Station. Bald ging der Zug, vom Paß hinunter, immer weiter zu tal und bis in die Stadt. Dort geht es, wie es immer ging. Die Nanni will jeden Abend ausgehen; die Palme hat ein neues Blatt bekommen. Nachmittags macht Papa seinen Besuch. Nur die Träume sind nun anders; die werden nie mehr wie vorher ...

Im Hotel war Tellerklappern, Ehemannslärm, Kegelfallen wie jeden Sonntag. Einmal wurde es still, und eine Gasse bildete sich — es war gerade, als Frau Giesinger zurückkam. Eine Gasse bildete sich, da ging eine alte Dame hindurch, die weinte nicht, die hatte Fjors Augen und sein eckiges Kinn. Man konnte ihr nicht die Hand küssen; man lebte nicht mehr in der Welt, wo das Eigentliche geschah. Man ging an Fjors Mutter vorbei; aber man wußte, wie es ist: ein gefrorenes Gesicht haben und den Menschen keine Tränen zeigen.

Das Liesele klingelte aus dem Stall, der Omnibus wurde angeschirrt.

Herr Giesinger hatte alle Koffer sauber gepackt. Er sah seiner Frau zu, die den blauen Schleier abnahm und still in die Tasche legte. Er sah ihr zu, und Gott allein weiß, wieviel er dachte oder ahnte oder verstand. Aber er sagte: „Das geht vorbei, Helene.“ Er sagte nicht Fraule. Er schaute ihre Hände an, vielleicht erblaßte er ein wenig, und fragte: „Hast du die ganze Woche keine Ringe getragen?“

„Die ganze Woche.“

„Ich habe sie dir auf den Tisch gelegt.“

„Danke.“

„Willst du nicht einmal den Ehering nehmen? Man wird uns für ein Liebespaar halten.“

Frau Giesinger kam zum Tisch und steckte gehorsam die Ringe an, einen nach dem andern. „So,“ sagte sie.

Sie trat noch auf die Veranda hinaus und beugte den Kopf in die roten, stürzenden Hängenelken. Sie strich einmal mit der Hand über das graue Holzgeländer. Mehr nicht. Am Paß unten spielte der Moze.

„Ich bin fertig,“ sagte Frau Giesinger.

Vor dem Joch hing eine kleine Wolke. Hinter der roten Nadel zog ein Gewitter auf.

## Liebe junge Birke. Von Gertrud Lauffs

Liebe junge Birke,
Du Tausendherzenstrauß,
Rufst mich immer wieder
Zu dir hinaus.

All ihr grünen Herzen,
Seid meinem roten hold:
Noch ein kleines Weilchen,
Dann sind wir Gold,

Und ihr tausend Herzen,
Ihr tanzt als wie im Mai,
Tanzt ein goldenes Sterben —
Wollt', meines wär' dabei!



Digitized by Google

# Geschichte und Legende

Von Freiherrn v. Freytag-Loringhoven, General à Inf. Dr. h. c.

Jegliche Geschichtschreibung kann immer nur Annäherungswerte liefern, so sehr sie sich auch bemüht, ein getreues Bild der Vergangenheit zu bieten. Wenn wir uns selbst nicht einmal genau kennen, und die Vorstellung, die wir von Menschen haben, mit denen wir täglich in Berührung kommen, nur ein Bild von diesen ist, von dem wir nicht wissen, ob es in allen Punkten zutrifft, so werden wir bekennen müssen, daß solches mit Personen, die der Geschichte angehören, erst recht der Fall sein muß, und je weiter die betreffende Zeit zurückliegt, um so mehr. Das gleiche gilt von den Beweggründen der Handelnden, auch wenn wir die Tatsachen selbst mit Sicherheit bestimmen können. Wer will nach Verlauf längerer Zeit, ja selbst kurz nach einem Ereignis noch genau angeben können, welche Einflüsse auf den Handelnden eingewirkt haben und wie ein bestimmter Entschluß in ihm entstanden ist. Darum wird man Martin Havenstein zustimmen müssen, wenn er (Nietzsche als Erzieher) sagt: „Die Begriffe, die wir bilden und bilden müssen, um das ungeheure Durcheinander und Ineinander der tatsächlichen Ereignisreihen zu ordnen und faßlich zu machen, sind geistige Wesenheiten, die der durchlebten Wirklichkeit nur ganz ungefähr entsprechen und deren Fragwürdigkeit man bei keiner geschichtlichen Betrachtung außer acht lassen sollte." Nur bedingt richtig aber ist seine weitere Äußerung: „... Nicht die Geschichte als Wissenschaft, sondern die Geschichte als Legende, als Volksdichtung, als Erzeugnis der Tradition, vermag die Fäden fortzuspinnen, die die wirkliche Geschichte, das tatsächliche Geschehen, von einer Epoche zur anderen hinüberleiten. Die Geschichte als Wissenschaft kann eine Tradition weder bauen noch erhalten, wie unsere Historiker sich einbilden: der handelnde Mensch allein baut und erhält sie aus den Bedürfnissen des Lebens und Handelns heraus. Der wissenschaftliche Historiker ist ja, wie man weiß, darauf aus, die Legende in jeder Form zu zerstören, und arbeitet damit meist, ohne es zu wissen und zu wollen, immer an der Zerstörung der Tradition."

Das trifft im Grunde doch nur für eine bestimmte Art von Historikern zu, für die Treitschke den Ausdruck „Quellengräber" erfunden hat, die nach seiner Ansicht ein ganz unhistorisches Geschöpf sein können. Auch gibt Havenstein zu, daß ein Mann wie Treitschke die Tradition fortspinnen und festigen geholfen habe, meint indessen, Historiker seiner Art hätten solches als „Politiker am Schreibtisch trotz und auf Kosten der Wissenschaftlichkeit als Täter im Gewande des Betrachters, als Verwerter der Vergangenheit im Dienste ihrer Zeit" getan. Aber muß nicht jede echte Geschichtschreibung in solchem Sinne gehalten sein? Stellt doch Treitschke die Forderung (Briefe, III.), Geschichte im höchsten Sinn müsse Darstellung des Lebens und selbsterlebt, das ist lebendig nachempfunden sein. Und Jakob Burckhardt nimmt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" den Ausgang „vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird, als dem einzig möglichen Zentrum".

Daß die Legende kräftig mitwirkt, die Tradition zu erhalten, soll nicht bestritten werden. Sie tut es schon dadurch, daß sie die Vergangenheit unwillkürlich idealisiert. Ausdrücklich weist in solchem Sinn Jakob Burckhardt den als Ideale fortlebenden großen Männern einen hohen Wert für die Welt und für ihre Nationen insbesondere zu. Die gewissenhafte Forschung behält gleichwohl ihr Recht und übt nur ihre Pflicht, wenn sie uns vor einseitiger Idealisierung einzelner Menschen und ganzer Zeiten bewahrt. Auf welche Irrwege solche führen kann, lehrt die Verherrlichung des Mittelalters durch die Romantiker zu Ausgang des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, zeigt der Romantiker auf dem Thron Friedrich Wilhelm IV., mit seinen ständischen und „teutschen" Anwandlungen. Das Mittelalter ist viel besser als sein Ruf. Es ist bei uns durch einen

Digitized by Google

Schulunterricht, der sein Wesen gar nicht erfaßte, künstlich in Mißkredit gebracht worden, es will aber, wie jede Geschichtsperiode, aus sich heraus verstanden werden. Schiebt man den Menschen von einst moderne Anschauungen unter, so gelangt man zu Trugschlüssen, wie nicht minder, wenn man ihre Sinnesart ohne weiteres übernehmen zu können glaubt, wie es der Fehler der Romantiker war.

Um die Persönlichkeit Friedrichs des Großen rankt sich ein reicher Kranz von Legenden, und wer möchte sie missen? Geben sie doch die Folie für den großen Menschen und übermitteln sie uns, wie die Zeitgenossen über den Alten Fritz gedacht haben. Insofern sind sie, wenn auch einer objektiven Prüfung nicht standhaltend, gewissermaßen subjektiv wahr. Was wir darüber an gut verbürgten Angaben besitzen, die jeder Kritik standhalten, ist zum Glück ohnehin reichlich bemessen. Wenn eine strenge Forschung neben den hohen Eigenschaften Friedrichs auch die Schattenseiten seines Wesens hervorhebt, so bestätigt sie damit nur die alte Wahrheit, daß jede noch so glänzende Gestalt der Geschichte ihre menschliche Kehrseite hat. Ohne seine schonungslose Härte hätte er nicht der Held der sieben Jahre sein, nicht Staat und Heer durch die schwersten Gefahren hindurchführen können. Früh gealtert und durch Schicksalsschläge verbittert, hat er nach dem Siebenjährigen Kriege trotz der umfassenden Fürsorge, die er seinem Lande zuwandte, nicht mehr die Elastizität gehabt, wahrhaft schöpferisch neugestaltend auf das Staatsleben einzuwirken. Selbst der Rückgang innerhalb der Armee, der sich 1806 so furchtbar geltend machte, hat unzweifelhaft bereits unter ihm eingesetzt. Es sollte sich an Friedrich in negativem Sinne bewähren, daß, wie Treitschke sagt, die Geschichte ein ewiges Werden ist.

Theodor Lindner drückt das (Geschichtsphilosophie) folgendermaßen aus: „Jede Idee entsteht aus bestimmten Voraussetzungen, aus gegebenen Zuständen. Sie gelangt nur zum Siege oder zur Durchführung, indem die Verhältnisse, aus denen sie hervorging, umgestaltet werden. Dadurch entstehen Neubildungen, die nicht mehr ganz mit den ursprünglichen Voraussetzungen übereinstimmen. Die siegende Idee zersetzt also selber den Boden, auf dem sie gewachsen ist, und paßt nicht mehr völlig. Sie zerstört mit ihm zugleich den Boden für die bisherige Befriedigung anderer Bedürfnisse. Daraus erklärt sich das häufige Vorkommnis, daß große Männer von ihrem Werke mit Nichtbefriedigung scheiden, wie Luther, Cromwell und selbst Bismarck. Sie riefen durch die Veränderung bestehender Verhältnisse Kräfte hervor, die sie von dem ursprünglichen Ausgangspunkte ihrer Zwecke entfernten und nicht mit ihren Absichten übereinstimmten. An Stelle der überwundenen Schwierigkeiten treten andere, und die neuerweckten Geister lassen sich nicht bannen." In diesen Worten gelangt die Tragik zum Ausdruck, die das Wirken des alternden Bismarck durchzieht. Die verehrungswürdige Gestalt des eisernen Kanzlers wird nicht durch das Zugeständnis getrübt, daß auch er menschlichem Irrtum verfallen ist. Er hat selber diesen öfter den unvermeidlichen Begleiter des Menschen bezeichnet, und bei diesem Gewaltigen mußten Irrtümer schwerer wiegen als bei gewöhnlichen Sterblichen. Der Gründer unseres Reiches bleibt uns darum nicht weniger teuer, wenn wir mehr und mehr erkennen lernen, daß die Wege, die er in der inneren Politik nach der Reichsgründung gegangen ist, nicht in allem jene gerade Linie zeigen, wie sie die legendäre Vorstellung diesem großen Willensmenschen eigen erscheinen läßt. Die sympathischen Bismarck-Erinnerungen des Freiherrn von Lucius lassen uns trotz ihrer vornehmen Zurückhaltung und gleichzeitig warmen Bewunderung für den ersten Kanzler, die sie durchziehen, und gerade deswegen erkennen, daß Bismarcks spätere Innenpolitik manche Inkonsequenz und vielfache Einseitigkeiten in der Behandlung der Parlamente und der sozialen Fragen aufweist, so sehr auch bei ihm andauernd Züge echtester Genialität bemerkbar sind. Die vielfachen Wechselfälle und zahlreichen Reibungen unseres damaligen staatlichen Lebens dürfen wir nicht übersehen. Wir schaffen uns sonst aus der Vergangenheit ein idealisiertes Bild auf Kosten der Gegenwart. So trübe diese auch ist, und so sehr wir uns nach einem neuen Bismarck sehnen mögen, sie



Digitized by Google

erscheint uns dann wohl noch trüber und macht uns völlig hoffnungslos.

Das gilt in verstärktem Maße von der idealen Vorstellung, die wir im allgemeinen von der Zeit haben, die zwischen König Friedrich und Bismarck liegt. Betrachten wir die Befreiungskriege, so ist gewiß das Gesamtbild der preußischen Erhebung herrlich und wirkt tiefbeschämend bei unserer jetzigen Lage. Im einzelnen aber zeigt doch auch jene Zeit manche wenig erfreuliche Züge, die zu der legendären allgemeinen Begeisterung schlecht passen. Es könnte unnötig, ja vom nationalen Standpunkt aus betrachtet, geradezu schädlich sein, den Schleier, den fromme Begeisterung über diese Zeit gebreitet hat, zu lüften, und doch ist es für alle, die angesichts der jetzigen Verhältnisse an unserm Volk verzweifeln möchten, von Wert, sich zu vergegenwärtigen, daß auch in Zeiten, die ein Höchstmaß nationaler Energie erkennen lassen, neben dem Licht sehr viel Schatten zu verzeichnen ist. Wilhelm v. Humboldt war damals längst vom international gerichteten Römer zum Preußen geworden, seine Urbanität aber hatte er sich durchaus bewahrt. Zu den „Helden des stürmischen Völkerzornes", wie Treitschke Blücher und Gneisenau bezeichnet, gehörte er keinesfalls, und doch schrieb selbst dieser Mann abgeklärten Denkens und klassischer Ruhe am 17. August 1813 aus Prag seiner Gattin: „Es ist überhaupt schrecklich, daß in dem Moment, wo das Größte vorgeht, was die Geschichte seit langer Zeit gesehen hat, doch kaum ein einziger Mensch auftritt, der des Augenblicks würdig wäre. Ein kleines, selbstsüchtiges Geschlecht, schwach und frivol, hilflos und doch nicht geneigt, sich kräftig helfen zu lassen. Dies kann noch dem Ausgang der Sache Verderben bringen, und tut es auch das nicht, so wird man immer das traurige Beispiel sehen, daß die größten Erfolge kein großes Gemüt adeln, oder die Kleinen und Schwachsinnigen den Ruhm dessen davontragen, was gewissermaßen hinter ihrem Rücken geschehen ist."

Erst Blüchers Siege ließen Humboldt nach und nach die Dinge hoffnungsfreudiger ansehen. Sie rissen selbst die Zaghaften mit. Wie viel Legende aber hat sich auch an die Erfolge der preußischen Waffen allein schon hinsichtlich des Anteils, den die Landwehr an ihr hatte, geknüpft. Die Leistungen der aus ihr gebildeten neuen Truppenteile konnten bei der ihr damals fehlenden Schulung, ihrer erbärmlichen Bekleidung, Ausrüstung und anfänglich auch Bewaffnung nur minderwertig sein. Die preußische Landwehr von 1813 ist erst nach und nach zu einer kriegsbrauchbaren Truppe geworden, und das hauptsächlich, weil sie mit ganz wenigen Ausnahmen als Regiments- und Bataillonskommandeure ehemalige aktive Offiziere an ihre Spitze gestellt sah. Es darf überhaupt nicht übersehen werden, daß Preußens Heer 1813 bis 1815 von demselben Offizierkorps geführt worden ist, das für die Niederlage von 1806 den größten Beschimpfungen ausgesetzt gewesen war. Freilich war es 1813 von einem anderen Geiste durchweht als sieben Jahre zuvor. Das hat große Teile der deutschen Gebildeten nicht gehindert, auch nach den Siegen des Befreiungskrieges ihm mit unverhohlener Abneigung zu begegnen, die durch die Enttäuschung, welche die Reaktionszeit brachte, und das gleichzeitige Wiederaufleben der Paradekünste des Friedens allein nicht erklärt werden kann. Vor allem „die Turnplätze wurden," wie Treitschke schreibt (Deutsche Geschichte II, 7), „die fruchtbaren Heimstätten jener Parteilegenden, welche dem Volke die Geschichte seines Befreiungskrieges verfälschten: nicht die Künste der Männer des Korporalstocks, sondern die Begeisterung der Landwehr, des Landsturms und vornehmlich der Freischaren hatten den Sieg errungen. Alle die Großtaten, welche Jahn mit seinen Lützowern vorgehabt aber leider nicht zustande gebracht hatte, vollendeten sich jetzt nachträglich in den prahlerischen Gesprächen seiner Genossen."

Das Geheimnis der preußischen Erfolge lag in den zahlreichen, vortrefflichen Kaders der Armee an Offizieren, Unteroffizieren und alten Soldaten, die sich noch im Lande befanden oder aus den abgetretenen Provinzen zu den Fahnen eilten, lag im glühenden Haß gegen den langjährigen Unterdrücker und in der begeisterten Kampfstimmung, die sich der Gebildeten bemächtigt hatte, wenn auch die Freikorps und freiwilligen Jäger-Abteilungen, die

Digitized by Google

sie aufnahmen, als Truppe nicht vollwertig sein konnten. Allgemein aber, das ganze Volk ergreifend, war die Begeisterung keineswegs. Das Dichterwort „Der König rief und alle, alle kamen," ist in dieser Ausdehnung Legende. In manchen Kreisen, vor allem in Ostpreußen, folgte man der Einberufung zur Landwehr willig, in anderen, auch solchen der alten Provinzen mit rein deutscher, nicht etwa vorwiegend polnischer Bevölkerung dagegen nur widerstrebend. Die großen Städte wie Berlin, Potsdam, Frankfurt a. O. waren überaus säumig bei Aufstellung der Landwehr. Es ergibt sich das unwiderleglich aus dem zweiten Bande der Veröffentlichung unseres früheren Großen Generalstabes „Das preußische Heer der Befreiungskriege". Hier wird erklärend gesagt: „Eine so ganz neuartige Erscheinung wie die Organisation einer das ganze Land umfassenden Landwehr, die tief in das Leben des gesamten Volkes und jedes Einzelnen eingriff, konnte sich nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten im ersten Anlauf durchsetzen ... In den kulturell am niedrigsten stehenden slawischen Teilen der Monarchie steigerte sich die Abneigung gegen die straffe preußische Herrschaft bis zu offener Feindseligkeit... Das brennende Gefühl für die nationale Schmach, der Drang nach Vergeltung und Befreiung lebte vor den Befreiungskriegen hauptsächlich in den gebildeten Ständen. Die breite Masse des Volkes, die Kleinbürger, Bauern, Arbeiter, auch ein nicht unbeträchtlicher Teil des niederen Beamtenstandes trug zwar unwillig, aber im großen und ganzen mit stiller Ergebung die französische Herrschaft. Die gebildeten Schichten hauptsächlich waren während dieser Jahre die Träger des vaterländischen Gedankens."

Jene Zeit war anders geartet als die heutige. Dennoch zeigt das wenige, das hier angedeutet wurde, daß sie manche häßliche Erscheinungen aufweist, die denjenigen der unsrigen gleichen. Wir dürfen daraus schon deshalb keine Entschuldigung für augenblicklich herrschende Zustände ableiten, weil die Bildung in unserem Volke jetzt viel tiefer nach unten reicht als damals, und auch den sozial tiefer stehenden Schichten ein ganz anderes Maß von Verantwortung zufällt als unter dem absoluten Königtum; aber die alte Wahrheit, daß die Menschen durch die Jahrhunderte dieselben bleiben, auch wenn ihr Wesen sich verschieden offenbart, tritt uns hier aufs neue entgegen. Nicht minder aber gewahren wir, welche Macht im Sinne der Fälschung geschichtlicher Zusammenhänge die Legende zu entfalten vermag. Aus diesem Grunde ist es lebhaft zu begrüßen, daß die Literatur über den Weltkrieg so bald reichlich zu fließen begann, und daß wir an Stelle der bisher veröffentlichten Bruchstücke jetzt zusammenhängenden Darstellungen entgegensehen können, wie solche das von Generalleutnant Schwarte herausgegebene umfangreiche Werk „Der große Krieg 1914—1918", von dem bereits zwei Bände vorliegen, bedeutet, und wie in noch vollkommenerer Art es uns das unter Leitung des Reichsarchivs erscheinende Werk bietet. Es ist Zeit, daß solche Werke, die eine auf gründlicher Forschung beruhende objektive Geschichte des Krieges bringen, erscheinen. Falscher Legendenbildung, wie sie bereits am Werk ist, wird dadurch vorgebeugt.

Das deutsche Volk hat ein Recht auf eine unparteiische Geschichte des Krieges, die nichts sucht als die Wahrheit, soweit diese für Menschen erreichbar ist. Solches Recht besteht um so mehr, weil dieser Krieg für uns wohl kaum als Vergangenheit bezeichnet werden kann, denn wir leben und leiden noch schwer unter seinen Nachwirkungen, vor allem aber deshalb, weil der Krieg trotz seines für uns so traurigen Ausgangs in Handeln und Erdulden die größte Leistung bildet, die ein Volk jemals vollbracht hat.

## Sphinx. Von Johanna Zaeske

Auf einem leuchtend glatten Löwenleib
Trägst du dein dunkles Gottesantlitz, Weib.

Trügst du ein Herz im tönendharten Stein,
Es schlüge glockenlauter, göttlich rein.

Digitized by Google

# Aus Briefen von Henriette Herz an Aug. Immanuel Bekker

Mitgeteilt von Ed. Heyck

Seit dem Sommer 1817 wurde durch ungewöhnlich gleichzeitige Entschlüsse Rom der Schauplatz für die Begegnungen eines zahlreicheren Teils des gesellig-geistigen Berlin. Niebuhr, gleich hochstehend als Staatsmann, Geschichtsschreiber und männlicher, unverkünstelter Charakter, bewohnte als preußischer Gesandter beim Kirchenstaat den ins alte Marcellustheater eingebauten Palazzo Savelli oder Orsini. Gesandtschaftssekretär bei ihm war der junge Philologe Chr. Aug. Brandis, mit Aug. Immanuel Bekker befreundet und gleich ihm mit Arbeiten für die Berliner Akademie beschäftigt. Josias Bunsen, der soeben eine reiche, englische, von den Deutschen allgemein verehrte Frau geheiratet hatte, pflegte vielseitige Gastlichkeit. Wilhelm von Humboldts, des Ministers, Gattin Karoline, geb. v. Dachröden, war mit zweien ihrer Töchter anwesend. Moses Mendelssohns Tochter Dorothea, die vormals ihren Gatten Veit um Friedrichs v. Schlegel willen verlassen hatte und nun dessen Frau war, traf in Rom ihre dort als junge Maler lebenden Söhne, von welchen Philipp Veit, der katholisch-deutsche liebenswerte Romantiker, der bekanntere geworden ist. Henriette Herz, geb. de Lemos, seit 1803 die Witwe des erheblich älteren Berliner Arztes Markus Herz, hatte sich mit der Berliner Malerin Auguste Klein zusammen aufgemacht. Die seit Jahrzehnten gefeierte schöne Frau hatte den Tod der streng jüdischen Mutter abgewartet, um kurz vor Antritt der Reise bei einem befreundeten Superintendenten in Zossen zum Christentum überzutreten. Weitere weibliche Gruppen, zum Teil der Bankwelt angehörend, standen in zweiter Ordnung. Ferner traten die jungen Maler hinzu, „altdeutsch" in der Reinheit und Treuherzigkeit, in Kleidung und hangenden Locken der künstlerischen Richtung nach die neuen „Nazarener", mit mancherlei Konvertitenneigung. Gerade Henriette Herz ist es, die vielleicht nicht als erste den Gedanken gehabt, aber jedenfalls Niebuhr zugesprochen hat, es werde gut sein, wenn durch Anstellung eines preußischen Gesandtschaftspredigers die religiöse Gefühlssteigerung der deutschen Romfahrer minder den seelsorgerischen Bereitwilligkeiten des päpstlichen Rom überlassen würde. Niebuhr selber schreibt über diese Dinge an den jungen Professor Bekker, den er gleichzeitig einlädt, in der Gesandtschaft bei ihm zu wohnen, „in herzlicher Freude, mit Ihnen einen ordentlichen philologischen Gedankenwechsel zu führen. Wäre die Kunst auch der Äther und unsere Philologie nur die Erde, was wir Beide aber nicht zugeben werden, so wird mir doch, je länger je mehr, in dem bloßen Äther etwas miserabel zu Mut."

In Rom waren auch Joh. Gottfried Schadows Söhne. Rudolf, der bei Canova und Thorwaldsen arbeitete, hat Henriette Herz modelliert. In den Besitz der Schadowschen Familie kam dann auch ihr von Anton Graff gemaltes Bildnis, nach welchem ein Kupferstich ihre Züge den Nachlebenden am bekanntesten erhalten hat.

Einst als Gymnasiast hatte Immanuel Bekker sie zum erstenmal gesehen. Ein subtil fühlender und denkender Junge, auf den vieles drückte, Entzweiung mit dem Vater, weil er nicht studieren sollte, Selbsterhaltung durch Abschreiben und Privatstunden, Aufnahme ins Haus des Gymnasialdirektors, der ihn die freie Station mit niedrigsten Hausdiensten abverdienen ließ und den überempfindlichen, ungewandten Primus omnium vor den Mitschülern im Ehrgefühl mißhandelte. Zu dem Dr. Herz geschickt, daß er zu einem Krankenbesuch komme, sieht er eine wunderhaft schöne Frau freundlich ihm die Tür öffnen. Ein „Erlebnis", welches die vom Weiblichen unbeschriebene Seele des um einundzwanzig Jahre jüngeren Knaben mit unverwischbarer Erinnerung erfuhr. Der Eindruck dieser naiven, flüchtigen Begegnung wird so zu einer Bestätigung der damaligen Schilderungen der Frau Herz: des Zaubers ihrer Augen, der plastisch vollendeten junonischen Gestalt, der frischen und starken Kontraste ihrer Farben.

Reichliche Jahre später, 1816, treffen wir den entpuppten Professor der klassischen Philologie, einen der technischen Neubahner in seiner Wissenschaft und frühen Ruhmesträger der Berliner Universität, sommerlich auf Rügen in der Gesellschaft der Familien v. Kathen und v. Willich, der Arndtschen und Schleiermacherschen Freunde. Schleiermachers Schwester Nanni oder Nanna war dabei, die im Jahr drauf (1817) die Frau E. M. Arndts ward, und ferner Madame Henriette Herz. Hier in Sagard und Götemitz war Bekker zum erstenmal mit derjenigen, die er später zur Frau gewinnen sollte, mit der feinen, sehr anmutigen Sophie Simon, Stieftochter des Pastors v. Willich. Freigebiger, als mit Unterhaltung, zeigte sich der Professor in der Bedachtheit auf die touristische Führung und Verpflegung der Damen und erwarb sich bei ihnen den Titel „Mylord".

Die gute Bekanntschaft von Bekker und Henriette Herz, die außerdem auch in der Persönlichkeit Schleiermachers zusammentraf, verknüpfte sie dann in Italien, durch das

Digitized by Google

Zusammenfallen der beiderseitigen Aufenthalte. Für beide sind diese italienischen Jahre „Höhenlinien" in den Lebensumrissen geblieben, so hat es der Rückblick bei jedem von ihnen betrachtet. Dem Gelehrten war es die Gunst eines katheberbefreiten, ausgedehnten Urlaubs, der Ernte von unausgeschöpften Handschriften und zu verbessernden Texten, dazu eines freibelebten geistigen und geselligen Verkehrs, und auch immer der Genuß des Landes der Klassizität und der Geschichte.

Im Sommer 1818 wohnten im gleichen Hause Karoline v. Humboldt mit Töchtern, Henriette Herz, Auguste Klein und Dorothea Schlegel zu Genzano auf dem Albanergebirge, mit gemeinsamer Wirtschaft, die von Frau Herz mittels ihres französischen Dieners und Kochs Lesseur geführt ward. Die Briefe an Bekker lassen ihn als gerne begrüßten und verdienstlichen Kavalier erkennen. Neckende Verse frugen schon auf der Herreise, ob es der Aufträge und sonst nicht etwas viel werde und Flucht zu Niebuhr ihm das heimliche Gemüt bewege ...

„Der Frauen Ohr ist nicht die Klag' entgangen,
Wie leis' in Seufzern auch das schwere Wort zerrann.
Sie fühlen leider ja mit tief demüt'gem Bangen,
Daß nichts sie geben, was genügt dem Mann.
Von dem so schwer es hält, ein Wörtchen zu erlangen
Und der durchaus sich nicht zum Scherz bequemen kann ..."

Die Handschrift ist die der Malerin Auguste Klein, H. Herz mit unterschrieben, und es ist nicht recht anzunehmen, daß das wohlgemeinte Poem ihm mehr gegeben hat.

* * *

Vor Bekkers vorübergehender Abreise von Rom nach Florenz:

Genzano, d. 20. Juni 18.

Muß ich Ihnen doch ein eigentliches Lebewohl nachrufen, da Sie es mir unmöglich machten, es Ihnen Vorgestern zu sagen, wo Sie mir gleichsam verschwanden, ohne daß ich Sie den ganzen Tag fast gesehen habe. Lassen Sie bald von sich hören, und sagen Sie mir, wie es Ihnen in Florenz geht. Ich hoffe, Ihnen fortwährend Gutes von mir sagen zu können. Verlieren Sie meinen Wunsch nicht aus den Augen, mit uns den 1. September nach Neapel zu gehen, und erfüllen Sie ihn, wenn es irgend möglich ist.

Es ist mir leid, Ihnen hier einen unangenehmen Augenblick gemacht zu haben; ich glaubte aber es Ihnen sagen zu müssen, wie selbst das Unschuldigste hier zum Schuldigen verdreht wird.

Leben Sie wohl und nehmen Sie noch meinen herzlichsten Dank, daß Sie nach G[enzano] gekommen sind, lieber Bekker.

Grüßen Sie Niebuhrs und Bunsens, ich hoffe noch zum Petersfest nach Rom zu kommen und dann sehe ich Niebuhrs gewiß. Herzliche Grüße an Brandis.

Ihre H. Herz.

Warum haben Sie nicht Gestern noch einen kleinen Ritt nach Genzano gemacht?

* * *

Genzano, d. 29. Juli 18 [nach Florenz].

„... Auguste, von der alles Leiden mir kam — nein, sie ist, wie sie war, nur fühle ichs weniger, weil ich eigentlich nur mit der Schlegel lebe, und mit den andern [Humboldts] auf dem äußerlichsten geselligen Fuß bin, und habe ich Neapel erst mit Augusten überstanden, so ist es wol gar möglich, daß ich alles vergangene vergesse, wenn ich sie nehmlich nicht mehr sehn werde ... Wären Sie jetzt hier, so würde ich Sie bitten, mit mir und Lesseur nach N[eapel] zu gehen, und Auguste ließ ich hier. Wenn ich sage, sie ist wie sie war, so meine ich es auch in Rücksicht ihres Kirchengehens. So oft sie wohl ist, was sie seit einigen Wochen nicht eben ist, geht sie in die Messe, und biedert sie sich dadurch, sowol als durch die äußerste, ihr wahrlich nicht eigentümliche Zuvorkommenheit und Gefälligkeit an die Schlegel an. So sieht sie diese doch durch und durch, sie erkennt ihr Talent an, ihr großes Geschick zu und in allem — glaubt aber deshalb nicht an ihre Religiosität, weil sie in die Kirche geht. Mild und duldsam, wie ich die Schlegel nie gekannt, ist sie jetzt. In ihrer frühen Zeit, wo sie das Wort Religion noch nicht verstand (wie wir unglücklichen aufgeklärten Juden denn Gott danken müssen, wenn uns der Sinn davon nur im spätern Leben aufgeht), da war ihre große Lebhaftigkeit, Verstand und Geist immer über alles hinaus, und sie verwarf, wie sie liebte, ernstlich und wahr, und tat beides mehr als recht war. Als sie, noch mit leichtem Sinn, sich mit Schlegel verband und ihm folgte, führte Gott sie, nach vielem äußeren und inneren Umherirren nach Cölln [Köln]. Hätte sie ruhig, in Verbindung mit frommen Protestanten, an einem protestantischen Ort gelebt, so wäre sie auch protestantische Christin geworden. Wie leicht der Schritt vom Nichts zum Übermaß, ist bekannt. Sie ward Katholikin [1804] und zwar fanatische, wie man mir sagte. — Ich sah sie in jener Zeit nicht, und ihre Briefe an mich wurden auch damals sehr selten. Ihr Leben in der Welt, ihr Umgang mit wakkern frommen Leuten haben ihr Herz und ihren Geist insofern geläutert, daß das erste ruhig und gläubig festhält an dem, was ihr als das einzig wahre gezeigt und von ihr angenommen worden, der andere es sieht, wie nicht alles gleich sein kann. Und wenn in ihrem frommen Katholizismus sie vielleicht jeden tief bedauert, der nicht darin ist, so habe ich doch nie die kleinste Äußerung von Unwillen oder gar noch etwas Schlimmeres über die Protestanten gehört.

... Sie sind ja gewaltig fleißig; ich bin es auch, ein klein wenig mehr, als ich es war. Außer der Bibel des Morgens und des Briefschreibens, lesen die Schlegel und

Digitized by Google

ich regelmäßig jeden Tag eine Stunde Dante und zwar recht gründlich. Die Morgen sind kurz, denn wir essen schon um 1 Uhr, um ½4 sind wir am See und lesen und gehen dann langsam die schönen Gänge auf und ab; an weitere Spaziergänge ist nicht zu denken. Doch war ich mit meiner Wirtin in Civita Lavinia, war mit dem Prinzen von Gotha in Kastel Gandolfo und werde morgen mit ihm nach Frascati fahren — que voulez vous que je fasse. — Wären Sie hier, wäre es anders, so wie es vielleicht in Neapel und gewiß in Rom wieder durch Sie anders sein wird. An Besuchen fehlt es auch nicht hier, die Fürstin Kaunitz mit ihren Töchtern, der Prinz von Gotha gehören Gottlob, zu den sehr seltenen, Söhne, Bräutigam und ein oder der andere von ihnen mitgebrachte zu den sehr häufigen — daß mir nicht alle gleich lieb sind, wissen Sie wol. Martin [römischer Geistlicher] war 8 Tage in Genzano, ich sah ihn natürlich oft, und es ist wirklich ein guter, freundlicher Mensch, der auch keinen Versuch machte, mich bekehren zu wollen. Als er Abschied nahm, wurden mir die Franzosenzeiten bei uns sehr lebhaft zurückgerufen; mir war zumuthe, als wenn man eine gute Einquartierung verlöre und eine schlimmere fürchtet."

„.... Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald wieder, ich werde auch Ihre Briefe in Neapel bekommen, schicken Sie sie nur an Bunsen — den ersten September denke ich noch zu reisen; diese Wohnung muß in jedem Falle verlassen werden, da ich sie für Niebuhr gemietet habe. Niebuhr ist recht freundlich gegen mich — von der Frau Herz bin ich zur ‚liebsten Freundin' avanciert — das klingt wie Spas. Sie wissen aber, daß es mir sehr lieb ist, daß Niebuhrs Gesinnungen freundlicher gegen mich geworden sind!

Adieu — meinen besonderen Dank für den trefflichen Wein, in welchem Ihre Gesundheit hier allgemein ausgebracht worden ist.

Ihre H. Herz.

Denken Sie, daß wir eine recht hübsche Wohnung auf der Trinita gemietet haben, viel besser als die vorige, für 2 Scudi mehr.

Das ist ein anderer Brief als der Ihrige — groß, weitläufig, mit ziemlich guter Feder und schwarzer Tinte geschrieben, ach — und auch wol etwas langweilig."

⁂ ⁂ ⁂

Auf der Heimreise aus Italien, anfangs Mai 1819, wurden die Humboldtschen Damen und Frau Herz von Bekker und Brandis, der vor Schluß abzweigte, begleitet. Beide wollten für ihre Bibliothekarbeiten nach Venedig. Sie fuhren mit Frau Herz im Wagen, die drei Humboldts im andern. Man reiste während sechs Wochen über Assisi, Perugia, Florenz, Mailand. Die Tagebuch-Notizen Bekkers erwähnen Frau Herz nur am Anfang, als mitreisend. Sie verzeichnen Geburtstagsfeiern von Karoline und Gabriele Humboldt, und als letzte Zeilen: „auf dem [Mailänder] Dom, Caroline schwindelnd. Sonnabend und Montag auf dem Comer See. Mondschein in Cadenabbia. Oper. Wir wollen uns nicht vergessen. Sonnabend früh weg: ich steh am Mast allein und weine."

Überraschende Erklärungen hierzu, die sich später mehr entdunkeln, bringen die nächsten Briefe.

Domo d'Ossola d. 13. Juni 19.

Haben Sie schon gewiß unser gestern gedacht, mein theurer Freund, so haben Sie wol schwerlich so viel von uns gesprochen als wir von Ihnen. Keine Stunde im Tage verging, ohne daß die eine oder die andere von uns nicht Ihrer im freundlichsten, theilnehmensten Sinne erwähnte. Der arme Bekker, ward gar oft ausgerufen und gewiß noch öfterer gedacht. Ich folgte Ihnen mit meinen Gedanken den ganzen Tag nach, von dem Augenblick an, wo Sie mir vom Wagen verschwanden und ich Ihnen vergeblich nachsah, um Sie noch zu erblicken. Wo ich Sie mir denken sollte, wußte ich nicht recht, aber wol wie, und morgen erst werde ich darüber etwas ruhiger sein, wo ich Sie mir in der Arbeit, wenn auch in der dunkeln, melancolischen Bibliothek um lange Tische sitzend, denken kann. Unser Zusammensein in den lezten Wochen wird mir eine Erinnerung fürs ganze Leben sein — und sehr wohl wird es mir thun, daß ich bei unserem Wiedersehen Ihnen mit freier Stirne entgegengehen und Sie mit geradem, off[n]en Auge ansehen kann.

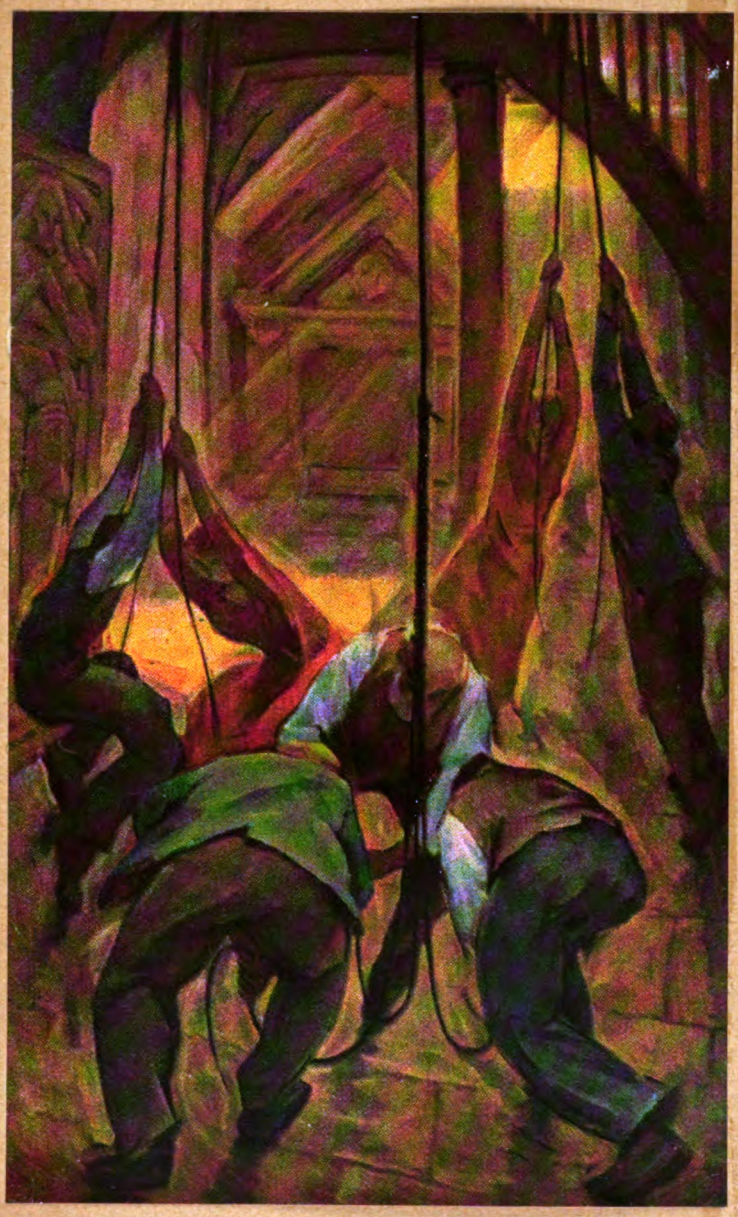
... Die H[umboldt]s haben alle an Sie geschrieben, lieber B., sie haben es mich lesen lassen, und ich sehe, daß sie Ihnen alle danken für Ihre Freundlichkeit — ich habe das nicht gethan, weil es mir eigentlich gar nicht einfiel — mir ist, als könnte man nur eigentlich für das danken, was mit einiger Aufopferung uns gegeben wird. Sie thaten aber aus innerstem Herzen, was Sie thaten, und sahen, wie es aufgenommen ward. Leben Sie noch einmal recht herzlich wohl — ich drücke Ihnen innig und treu die Hand, mein lieber, lieber Freund.

⁂ ⁂ ⁂

Frau v. Humboldt: „Liebster Bekker". [Danksagungen für viele Teilnahme und freundliche Sorgfalt.] „Ich mag Ihnen gar nicht sagen, wie schwer es mir wird, Sie so am fremden Ort fremd und allein zurückzulassen" ... „Lassen Sie mich Sie nun auch zu meinen Freunden rechnen, wozu mir freylich nichts als meine Dankbarkeit für Ihre viele Güte gegen uns und vielleicht auch ein tieferes Erkennen Ihres Wesens einiges Recht giebt. Allein Sie wissen, das Beste will nicht immer verdient sein, man will es auch ohne Recht geschenkt haben. Leben Sie wol und glücklich. C. v. H." Hierzu die zwei ähnlichen Briefe der Töchter.

⁂ ⁂ ⁂

Digitized by Google



Osterglocken
Gemälde von Prof. Gustav Wiethüchter
(Kunstausstellung Dresden 1921)

Digitized by Google

Digitized by Google

d. 13. Juni [1819].

Ich habe den Brief abgeschickt, an dem wir alle geschrieben haben, und hoffe, daß Sie ihn erhalten werden. Ich wollte Sie noch so gerne recht aufmerksam machen, Ihnen so gerne noch recht vor die Seele führen, wie Unrecht Sie sich thun, wenn Sie so demüthig — oder soll ich sagen — stolz, zurücktreten von den Menschen. Ich wollte Ihnen H[umboldt]s zum Beispiel bringen — die Zeit war mir aber [beim vorigen Brief] zu kurz. Sie waren sehr gefällig, sehr freundlich gegen uns, und wie sehr erkennen wir das nicht alle — ich rechne mich gar nicht eigentlich — denn was Sie mir freundliches gethan, habe ich ja lange schon erkandt. Sie sind aber den Ihnen ganz fremden Menschen wahrhaft lieb geworden und natürlich K[aroline]n am liebsten, vielleicht weil die Arme selten Menschen begegnet, die sie freundlich und liebreich behandeln — man wird liebenswürdig, wenn man sich geliebt glaubt, und wird durch gute Behandlung oft wirklich gut. Aber — mein theurer Freund — denken Sie an Jette R. und an K. und sein Sie vorsichtig, wenn es die anderen vielleicht nicht sind — (Sein Sie mir nicht böse) — mit denen Sie auf ähnliche Weise irgendwie zusammen kommen.

Noch einmal sage ich Ihnen von hier aus Lebewohl. Sehr gerne hätte ich gestern morgen einen einsamen Augenblick mit Ihnen gehabt, um Ihnen ein herzlichers Wort sagen zu können, als ich es vor vielen Menschen konnte; ich hoffe aber, Sie wissen wie ich gefühlt habe, und haben gesehn, was ich nicht eigentlich sagen konnte. Bleiben Sie mir treuer Freund und lassen Sie nie etwas zwischen uns kommen, das auch nur auf Momente uns von einander entferne. Was mögen Sie Armer—Einsamer heute gemacht haben! Haben Sie P[obechheim]s gestern gesehen?

Bex d. 16. Abends. Bis hierher wären wir denn glücklich gekommen — und oft einander gesagt, wie viel Sie unserer gedenken. Wie Sie uns bei dem fürchterlich schlechten Wetter, wenn es in Mailand so ist wie hier, bedauren werden! — Gestehn Sie mir, daß es eine Art von Unglück ist, daß ich den kleinen Theil der Schweiz, den ich sehen konnte, nicht sehen kann; denn heute z. B. war ein Regen den ganzen Tag. Doch waren wir beim Übergang über den Simplon sehr glücklich — das Wetter war sehr klar und heiter, und wir hatten die schönsten mannigfaltigsten Aussichten beim Hinaufgehn, frohren natürlich nicht wenig; denn der Schnee und das Eis waren zu beiden Seiten des Weges mehrere Fuß hoch. Die Natur ist aber so wunderherrlich, daß selbst K[aroline] sie schön finden mußte.

d. 19. Morgens. Ich bin eben in Bern aufgestanden, wo wir gestern Abend ankamen. Dreitägiger fortwährender Regen hat mir alle Luft genommen, die ich in dieser schönen Welt, wenn auch nur durch flüchtigen Anblick, haben könnte. Ach Gott wie schön ist das alles, wie groß und ganz in der Nähe — wie erstaunlich niedlich und zierlich — wenigstens da, wo wir durchreisten. Bilder die ich mir in der Jugend gemacht, als ich mit Entzücken die neue Heloise las, seh ich verwirklicht, und wie ein Kind, das nicht losläßt, ging ich mit den beiden Geliebten noch jetzt in das reizende Thal von Weway, ging umher mit ihnen und wiederholte mir, was ich noch ins Gedächtnis von all den kleinen Begebenheiten, durch glühende Liebe herbeigeführt, zurückrufen konnte. Doch sah ich alles nur durch feuchten Nebel, so auch den schönen crysopraßfarbenen Genfersee, worauf die Liebenden fuhren, und in den St. Preux die Geliebte mit sich hineinstürzen wollte. — Ach Gott, wie ist mir eigentlich diese Reise zu Wasser geworden! und wie unangenehm geworden durch Wind und Kälte, denen ich besonders auf meinem Size ausgesezt bin, und die man nicht ausschließt, weil es K[aroline]n ängstlich ist, wenn nicht alles offen bleibt, auch bin ich etwas erkältet. K. ist oft in ihrer alten Laune, und es thäte nöthig, daß Sie heute hier wären, lieber Freund.

... Wie Sie von allen gegrüßt werden, lieber B., das kann ich Ihnen nicht sagen, und will es auch nicht, es dürfte Sie hochmüthig machen. Noch immer werden Sie gewaltig von allen bedauret — die H. spricht am öftersten davon. Unser Einsamer heißen Sie gewöhnlich — Sie Glücklicher, mögte ich sagen, dem so manches, ja, dem so viel gegeben wird und der so viel wagen durfte unbestraft. Halten Sie fest, was Gutes in der Zeit war, die wir zusammen lebten; ich thue es — und werfen Sie weg, was nicht hätte da sein sollen. —

Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald — die sichere Art ist wenn Sie an Herrn von Rothschild nach Frankfurt adressieren — an mich abzugeben — sobald ich dort bin, werde ich hinschicken.

Adieu, adieu — sein Sie fleißig und heiter und gut. H."

* * *

Die Begebenheiten, die der Anlaß der obigen Mahnungen usw. sind, lassen sich genau nicht ergründen. Jedenfalls fiel ein Heiratsantrag Bekkers an Frau Herz, wenn er formell gemacht worden ist, sehr programmwidrig zwischen die Pläne und Arbeiten, welche Bekker nach Erledigung Venedigs erneut nach Paris und weiter nach England für die nächsten Jahre führen wollten.

Desto deutlicher behandelt das Geschehnis die weibliche Einlinigkeit. Die Wunderblume, die für sie von diesem Korb umschlossen wird und die sie mit zärtlichen Händen aufblättert. Von Briefen zu Briefen verweilt sie dabei ausführlicher, inniger, — nicht fühlend, wie der Balsam dieser zunehmenden Unvergeßlichkeit dem tun mag, der peinlich

Digitized by Google

stillhalten muß. Henriette Herz war 55 Jahre alt, und wir lesen recht aus dieser Begebenheit, wie geraume Zeit ihr Schönheitsruhm schon zur nachzinsenden Rente hatte verwandelt sein müssen.

Mitleidig oder grausam erwähnen es andere, gerade aus diesem Zeitpunkt, daß ihr Aussehen verfällt, geben Schilderungen, wie sie den ästhetischen Takt verliert, wie sie gegen ihre frühere Art die Mode benutzt zu Darbietungen, die zu spät kommen. Auch die ironische Achtsamkeit ihrer Reisegefährtin Karoline bezeugt sich durch Bemerkungen in Briefen, und wie leicht mochte Henriette Herz ähnliches herausfühlen!

Drei Wochen nach jener Trennung besprach sie sich mit W. v. Humboldt in Frankfurt. „Bekker hat nun Heiratsvorschläge getan," berichtet er an Karoline. „Ich habe abgeraten. Ohne den Altersunterschied täte sie's, das glaube mir. Sie hat mir gestanden, daß es ihr doch viel Vergnügen mache, noch solchen Eindruck hervorzubringen. Das finde ich wirklich natürlich. Ich hätte es selbst gern, wenn man mich noch hübsch fände."

Es ist Henriette Herz nicht getrübt worden, daß sie den Abschluß der großen Reise im Herzen und im Gedächtnis nach ihrer Auffassung festhielt. Der Briefwechsel mit Bekker setzt sich, weitaus sorglicher und fleißiger auf ihrer Seite, bis etwas über seine Vermählung fort. Als nach dem Tode der Dreiundachtzigjährigen (1847) der Niederschlag ihrer reichen Erinnerungen pietätvoll biographisch bearbeitet wurde, ward auch da, natürlich mit nicht gedruckter Nennung des Lebenden, berichtet: „Ihre Reize waren eben während ihres Aufenthalts in Italien noch mächtig genug, um einen um zwanzig Jahre jüngeren Freund zu dem lebhaftesten Wunsche einer ehelichen Verbindung mit ihr hinzureißen." Nach einer Überlieferung in der Familie Bekkers hätte diesen eher die freundschaftliche Teilnahme für Henriettens materielle Zukunft geleitet.

Die Heiratsvorschläge, welche sie Humboldt vortrug, waren nicht etwa erneute, briefliche gewesen, wie es nach Humboldts Äußerung scheinen kann.

* * *

„Frankfurt, d. 7. July 1819.

Ich hatte also richtig gerechnet, mein theuerer Freund, habe wohlgethan meinen zweiten Brief [vom 13. 6.], den Sie nun wol erhalten haben werden, an Mylius mit der Adresse nach Venedig zu schicken. Die Pobe [Pobe = Bobechheim, Bankiersfrau] schrieb mir, aus Bern, daß Sie unsern Abreisetag mit ihr verlebt hätten, daß Sie viel gelacht hätten und sehr lustig gewesen wären. Wußte ich schon, daß diese Lustigkeit nur oberflächlich gewesen sein konnte, so war es mir dennoch lieb, daß Sie den Tag nicht so gar einsam verlebt hatten, daß vielleicht Augenblicke darin waren, in welchen wir Ihnen weniger gegenwärtig waren. Liebes, liebes Herz, ich muß ja abbitten, was ich zuweilen arges gedacht habe, und thue es recht von Herzen. Doch dachte ich auch oft — und meistens — das Gute, aber ganz unmöglich auszuführen, wenn ich nicht sündlich gegen ein frisches, kräftiges Mannsleben handeln wollte. Ja — hätte blinde Leidenschaft mich auch geblendet, so hoffe ich, daß Gott mir dennoch Kraft verliehen hätte, Recht zu thun — und hat er mir in seiner Gnade in meinem sehr reifem Alter regen Sinn erhalten und vielleicht zu leicht erregtes Gefühl, so muß doch, nach dem Laufe der Natur, mein inneres wie äußeres Leben abwärts gehn, wenn das Ihre noch in vollster Kraft ist, und wie hätte ich es wohl umfassen wollen, ohne es in Kurzem zu Grunde zu richten, und welch ein unabsehliches Unglück dann für uns Beide. Nein, mein geliebter Freund, ich muß noch blühende Kinder von Ihnen, von jungem, frischem, blühenden Weibe gebohren, auf meinem Schoße wiegen, mit inniger Liebe, wie Sch[leiermacher]s, an mein Herz drücken, und wir wollen einander in inniger Freundschaft bleiben, wozu die lezte Zeit, die wir zusammen lebten, uns gemacht hat. Was Jahre oft nicht thun, thut Ein Moment, und keine treuere Brust als die meine können Sie, lieber, lieber B., finden, Freude und Schmerz darin nieder zu legen, und lange — recht lange schon hoffte ich, daß die Ihre sich mir öffnen würde. Eine unglückliche frühe Jugend gab ihr den Schein der eisernsten Verschlossenheit; ich wußte, daß sie es nicht sei, und sagte es oft allen, die es glaubten, — ich hatte Recht, und meiner schönen Reise ist eine Himmelskrone aufgesetzt.

Morgen in aller Frühe gehe ich von hier ab. Den 10. Abends bin ich mit Gottes Hülfe in Bonn [bei Arndt's], wo dann nicht wenig vom lieben B. die Rede sein wird. Nana hat den 18. Juny einen Sohn geboren und zwar in der wirklichen Siegesstunde, — ich werde in Ihrer Seele Glückwunsch dem Gruß gesellen. In Stuttgard hatte ich großen Genuß durch die B[oisserée]schen Bilder" [sie kamen dorthin 1818 von Heidelberg, 1827 nach München], „auch sah ich Jean Paul nach langer Zeit wieder und lernte die Huber [Therese] kennen, — eine Verstandglänzerin, die mir nicht wohl that. Anders ist es mir hier mit der Wolzogen, die so sanft und ruhig und still ist, wie jene das Gegentheil von allem dem. Auf Jugend und Schönheit können beide keinen Anspruch mehr machen, — die lezte thut es auch ganz und gar nicht. In Börne (der Louis im Keilschen Hause) fand ich einen hier im Lande geschäzten, aber auch sehr gefürchteten Schriftsteller" [wieder; er war als 17jähriger Student in Berlin ihr Pensionär im Hause und leidenschaftlicher, erfolgloser Anbeter gewesen]. „Er hat schon vielen Verdruß durch die Redaction der hiesigen Zeitung und durch die Wage, ein Journal, gehabt und wird noch mehr haben.

Digitized by Google

Er gehört zu den Bestgesinnten, und wäre er wirklicher Christ, wie er getaufter Jude ist, so bliebe mir nichts in ihm zu wünschen übrig. Er hat viel Geist und eigentlich ein tiefes Gemüth, das läßt mich auch hoffen, daß er noch werden kann, was er nicht ist. Er ist so gewaltig in der Vernunft befangen, daß nur von Gott ihm Rettung kommen kann. Was soll ich von Uland [Uhland] sagen? Hier ein Briefchen von ihm; wenn ich mich nicht scheute, den Vorwurf der Neugierde auf mich zu ziehn, so hätte ich es des wunderlichen Formates halber geöffnet. Da es mich aber interessiert, so hätte ich es vielleicht gelesen, und da mögen Sie denn lieber etwas mehr Porto bezahlen. H[umboldt]s waren nur wenige Tage hier, die ich allerdings mit ihnen verlebte, obschon ich im ihnen nahliegenden Wirthshause wohne. K[arolinen]s Laune ward immer unerträglicher, und selbst das Wiedersehen des Vaters und der Schwester konnte sie nicht mildern. Ich habe der H. geschrieben und ihr das aus Ihrem Briefe mitgeteilt, was uns gemeinschaftlich betraf. Sie ist erträglich wohl nach Embs abgereist und hat Weigel [Arzt] noch jezt bei sich. Auch sie machte die Bekandschaft der Huber erst jezt, und da sie in früheren Zeiten mit H[umboldt] in Verbindung war, so können Sie denken, daß es sie nicht wenig interessierte. Uland sah sie nur wenige Augenblike. Sie kennen ihn genug, um zu wissen daß er mehr rückwärts als vorwärts trat. — Er war mehrere male bei mir, und die Huber und Cotta's konnten sich nicht genug darüber wundern, daß dieses große Ereigniß Statt gefunden, da er sonst zu niemanden komme. Man sagt, er wolle gern nach Bonn und sei mit einem reichen Mädgen versprochen. Seine Gedichte kommen mit einigen Zusäzen neu heraus, und ein neues Schauspiel, Ludwig der Baier, gefällt mir besser als Johann [Ernst] von Schwaben. — Nun sagt, liebster Freund, wer von Euch hat denn zuerst angefangen zu sprechen, als Ihr Euch zuerst [1810 zu Paris] sahet? Ich habe ihm große Lust gemacht nach Italien zu reisen. — Wie bedaure ich es daß die Freude daran Ihnen jezt kömmt, da Sie es verlassen! Schön, daß Sie in Venedig zufrieden sind."

Henriette Herz. Gemälde von Anna Dorothea Therbusch (Bildnissammlung der Nationalgalerie, Berlin)

..."Leben Sie wohl, mein geliebter Freund, von Bonn schreibe ich wol wieder, adressieren Sie nur dorthin an mich, — bin ich fort, so werden mir die Briefe nachgeschickt. Leben Sie wohl, — der Nachklang unseres lezten Zusammenseins wird noch lange lebendig in mir bleiben, und mein tiefstes Herz dankt noch für jedes liebe Wort, — war mirs doch als fände ich meine Jugend wieder an ihrer Seite. — Adieu, adieu, bald mehr von Ihrer

Jette.

Wie ich hier lebte, sollte ich wol noch sagen, — nun, eben wie in einer großen Lebestadt. Diners und Thees bei Grafen, Gelehrten und Juden, — das lezte hatte ich nur Ein mal zu bestehn. — Noch ein mal Adieu, lieber, lieber Freund —

Ich komme mir entsezlich verlassen vor, — mache die Reise nach Bonn mit Börne's Bruder, ein gleichgültiger Mensch. B. kann nicht. Ich gehe zu Lande nach Bonn; wären Sie hier, ging ich zu Wasser. Im Wagen kann man eher mit fremden Menschen sizen als im Kahn, ich verstehe mich recht gut —

Was macht der arme Brandis?"

Digitized by Google

# Pelztierzucht in Deutschland

Von Univ.-Prof. Dr. Reinhard Demoll

Die Einfuhr von Rauchwaren nach Deutschland war während des Krieges aufs äußerste zurückgegangen. Was das Land selber bot, mußte infolgedessen an Bedeutung und Wert gewinnen. Die Kaninchenzucht belebte sich bedeutend. Die Katzenzucht wird zwar immer noch nicht planmäßig betrieben, das Fell der bayerischen Katze wird jedoch bereits so allgemein geschätzt, daß die Bauern sich vielfach genötigt sehen, ihre Katzen ganz oder teilweise zu scheren, um sie weniger begehrenswert erscheinen zu lassen. Die Marderfelle waren in den letzten Jahren von 35 Mark im Frieden auf 350 Mark (Herbst 1919) gestiegen. Im Winter 1919 auf 1920 verzehnfachte sich der Preis nochmals (3500 Mark), auch heute wieder steht der Marder sehr hoch im Preis. Die Marderzucht mußte daher besonders lohnend erscheinen; so konnte man denn auch in Zeitungen Anfragen lesen, in denen kleine Inseln zu pachten gesucht wurden, um auf ihnen Marderzuchten zu errichten. Gewiß mag eine Marderzucht lohnend sein, ganz besonders dann, wenn man sie schon vor einigen Jahren errichtet hat. Andere Zuchten lohnen sich aber viel sicherer. Bei den Mardern fehlen uns noch Erfahrungen; wir wissen nicht, ob wir bei einer derartigen Insel auf jede Einzäunung verzichten dürfen; wir wissen nicht, welche Strecken der Marder aus freien Stücken durchschwimmt, ob die Tiere sich schon auf dünnste Eisdecken wagen usw. Hält man sie aber in Käfigen, so fehlt es auch hier wieder an Erfahrungen über ihre beste Form und ihren günstigsten Ausbau, wovon das Gelingen der Weiterzucht wesentlich abhängt.

Das Land der Pelztierfarmen ist Nordamerika; dort werden Silber-, Blau- und Kreuzfüchse, Nerz, Skunks und Schupp in solchen Mengen gezüchtet, daß die Zahl der aus Farmen stammenden Felle schon einen ganz erheblichen Bruchteil der Gesamterzeugung Nordamerikas darstellt; es gilt dies ganz besonders für den Silberfuchs und zeitweise für den Skunks. So lohnend aber eine Silberfuchs-, Skunks- oder Minkfarm (Nerz) sein kann, auch hier mußte im Anfang viel Lehrgeld bezahlt werden, und erst dank den Erfahrungen von Jahrzehnten ist die Gründung einer Silberfuchsfarm (und bei hohen Fellpreisen auch von den anderen genannten Zuchten) kein gewagtes Unternehmen mehr, sondern eine sichere, hohen Gewinn bringende Kapitalsanlage.

Inwieweit dies nicht nur für Gründungen in Amerika, sondern auch für solche gelten mag, die in Deutschland angelegt werden, soll hier näher untersucht werden. Nur soweit es die Beantwortung der hier aufgeworfenen Frage verlangt, wird auf die Art und Weise der Anlage und des Betriebes der Farmen eingegangen werden.

Für Deutschland kommen in erster Linie zwei Arten von Farmen in Betracht: Silber- und Blaufuchsfarmen und dann Skunksfarmen. Namentlich die erstgenannten können in Zukunft große Bedeutung gewinnen.

Die erste Frage, die den beschäftigt, der sich über die Errichtung einer Silber- oder Blaufuchszucht in Deutschland Gedanken macht, lautet immer: Wird der Pelz der nach Deutschland überführten und hier gezüchteten Tiere nicht an Güte verlieren?

Sollen Tiere der freien Wildbahn in Gehegen gezüchtet werden, so kann eine Verschlechterung des Pelzes durch zweierlei erfolgen. Einmal ist es die aufgezwungene Änderung der Lebensgewohnheiten, die ungünstig wirken kann, und zweitens die Überführung der Tiere in ein anderes Klima.

Betrachten wir beide Gründe mit Rücksicht auf die Errichtung einer Farm für Silber- und Blaufüchse in unseren Bergen.

Die zahlreichen Silberfuchsfarmen, die es schon in Nordamerika gibt und die erfolgreich geführt werden, haben in reichem Maße Erfahrung geliefert, wie weit man in der Beschränkung der Bewegungsfreiheit gehen darf, wie die Behausung beschaffen sein muß, wie zu füttern ist, um gute Ergebnisse zu erzielen. Die Farmprodukte Nordamerikas sind ausgezeichnet.

Für die Überführung von Silber- und Blaufüchsen in unsere Alpen liegen noch keine Erfahrungen vor. Da aber der Einfluß des Klimas auf das Pelzwerk von der Temperatur und Niederschlagsmenge sowie von der Form der Niederschläge in erster Linie abhängt, so läßt sich leicht über Brauchbarkeit und Nichtbrauchbarkeit eines Landes für solche Zwecke ein Urteil gewinnen. Wir haben also einen Vergleich zu ziehen hinsichtlich Temperatur und Niederschlägen zwischen den Gebieten, in denen die Silber- und Blaufüchse heimisch sind, bzw. in denen Silber- und Blaufüchse eingeführt und in Farmen gezüchtet werden mit besonders geeigneten Stellen unserer Berge.

Die Heimat der Silber- und Blaufüchse dehnt sich in Nordamerika im wesentlichen über Alaska und Labrador aus, wobei den Silberfüchsen ein wesentlich größerer Verbreitungsbezirk zukommt als den Blaufüchsen. Blaufüchse sind heimisch in Grönland an den Küstenstrichen, in Island und in Spitzbergen und schließlich in Sibirien. Das Vorkommen der Silberfüchse in Sibirien ist auf den östlichen Teil beschränkt (Jenisseisky-Distrikt, Gegend von Irkutsk bis nach Jakutsk im Norden) bis an die Küste im

Digitized by Google

Osten und bis in die nördlichen Gebiete der Mandschurei im Süden. Ausgesprochen feuchtes Klima ist der Zucht nicht günstig. Außerdem schaden trockene Winde dem Pelzwerk, ebenso langandauernde Hitze und Sonnenbestrahlung. Kurze Sommer, mäßiger Feuchtigkeitsgehalt und genügend kalte Winter sind die beste Bürgschaft für die Erzielung eines hochwertigen Pelzwerkes. Silberfüchse und Blaufüchse finden sich also sowohl in Gebieten mit kontinentalem wie auch in solchen mit ozeanischem Klima. Die nachfolgende Tabelle gibt die Niederschlagsmenge für das Jahr in Zentimetern wieder. Besondere Beachtung verdienen die Orte, in denen sich bereits Silber- und Blaufuchsfarmen befinden; sie sind in ganz Nordamerika bis herab zur mexikanischen Grenze errichtet. Ich berücksichtige in der Tabelle nur diejenigen Gegenden, die von der amtlichen Schrift der Regierung der Vereinigten Staaten als „exzellent" für Silberfuchsfarmen bezeichnet sind. Sie sind gesperrt gedruckt. Es wäre leicht, eine Zusammenstellung zu geben, die den Vergleich mit dem Klima unserer Alpen noch ganz erheblich günstiger für unsere Berge gestalten würde. Auf der Tabelle sind zwei Orte aus den bayerischen Alpen mit geringen Niederschlagsmengen angeführt. Sie stehen den erwähnten nordamerikanischen Gebieten etwa gleich.

Silberfuchs aus der Farm der „Deutschen Versuchszüchterei edler Pelztiere"

**Niederschlagsmenge für das Jahr in Zentimetern:**

| | |
|---|---|
| Alaska (Zentral) | 30 |
| „ (Südwest) | 50—200 |
| Kadiak-Inseln | 200 |
| Labrador | 50—100 |
| Neu-Fundland | 80—150 |
| Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Prinz Edward-Inseln | 120—180 |
| Grönland (Süd) | 200 |
| „ (West) | 100 |
| „ (Ost und Nord) | 20—100 |
| Island (Süd) | 200 |
| „ (Nord) | 20 |
| Sibirien | 25—50 |
| „ Bereich der Ostküste | 50—100 |
| Bayerische Alpen: | |
| Wertacher Hörnle | 150 |
| Gebiet bei Wallgau | 130 |
| Durchschnitt in den bayerischen Alpen | 140—180 |

Aus der Tabelle ist zunächst ersichtlich, daß die Heimat der Silber- und Blaufüchse zwar im allgemeinen regenarm ist, daß sie aber auch in Gegenden vorkommen, die schon als niederschlagsreich zu bezeichnen sind. Dazwischen liegen dann große Verbreitungsgebiete mit einer mittleren Niederschlagsmenge von 50 bis 150 Zentimetern. Aus der Tabelle ist weiter ersichtlich, daß man sich bei der Wahl des Ortes zur Errichtung von Farmen in Amerika durchaus nicht von dem Gedanken leiten ließ, die niederschlagärmsten Gegenden aufzusuchen, sondern daß man in richtiger Erkenntnis, daß zu trockene Winde den Pelz grob werden lassen, Gebiete gewählt hat, die etwa ebenso niederschlagsreich sind wie die bayerischen Alpen. Bürgen uns somit die Erfolge, die in diesen Farmen erzielt werden, schon dafür, daß die Menge der Niederschläge kein Hindernis sein kann für eine gedeihliche Zucht in den genannten Gebieten der Alpen, so gestaltet sich der Vergleich der ausgewählten Punkte mit den amerikanischen Farmen noch günstiger, wenn wir die Temperatur mit in Betracht ziehen. Die nachfolgende Zusammenstellung zeigt, daß die Plätze, die bereits als „exzellent" bezeichnet sind, eine jährliche Durchschnittstemperatur von plus 2° bis 5° besitzen, während die meisten Gegenden, in denen die Silberfüchse heimisch sind, Durchschnittstemperaturen von 0° und unter 0° aufweisen.

**Durchschnittstemperatur der Luft:**

| | im Januar | im Juli | im ganzen Jahr |
|---|---|---|---|
| Hudson-Bai, Alaska (Zentral) | −30 | +15 | −5 |
| Kadiak-Inseln | 0 | +12 | +5 |
| Labrador | −10 | +13 | +2 |
| Neu-Fundland, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Prinz Edward-Inseln | −5 | +17 | +2 bis +5 |

Digitized by Google

| | im Januar | im Juli | im ganzen Jahr |
|---|---|---|---|
| Grönland (Ost und West) | −10 bis 20 | + 5 | −10 bis +5 |
| Island | 0 | +10 | +5 |
| Spitzbergen | −15 bis 20 | + 5 | −8 |
| Irkutsk | −20 | +22 | 0 |
| Jakutsk | −40 | +20 | −10 |

In den bayerischen Alpen würde man in der Höhenlage von 1400 Metern im allgemeinen eine Durchschnittstemperatur im Jahr erreichen, die sich um 0° bewegt. Es würden also auch in dieser Hinsicht in einer solchen Farm wesentlich günstigere Bedingungen vorliegen als in den nordamerikanischen Farmen. Wenn auch hinsichtlich der Niederschlagsmengen kein nennenswerter Unterschied besteht (wie aus der ersten Tabelle hervorgeht), so werden dennoch auch in dieser Hinsicht die klimatischen Verhältnisse in den bayerischen Alpen günstiger, wenn wir mit den Niederschlägen auch zugleich die Temperatur oder, mit anderen Worten, wenn wir die Form der Niederschläge ins Auge fassen. Während in Neu-Schottland, Neu-Braunschweig usw. der größte Teil der Niederschläge in Gestalt von Regen niedergehen wird, ist in den Alpen in einer Höhe von 1400 Metern in der längeren Zeit des Jahres mit Schnee zu rechnen; Schneefälle schaden aber im Gegensatz zum Regen nicht zum mindesten, ja sie sind sogar für den Gesundheitszustand der Tiere nur fördernd.

Die beigefügten Tabellen zeigen also dies: Unsere Alpen bieten in einer Höhe von 1400 Metern hinsichtlich der Temperaturverhältnisse, der Niederschlagsmengen, sowie der Art der Niederschläge ebenso günstige Bedingungen wie die aufgeführten Punkte Nordamerikas. Die Ergebnisse, die die nordamerikanischen Farmen erzielt haben, versprechen somit einer Farm in den bayerischen Alpen vollen Erfolg. Gehen aus jenen Farmen die besten Silberfuchsfelle hervor, so darf man ein gleiches auch von Farmen erwarten, die in den bayerischen Alpen errichtet werden.

Wie unter sonst gleichen Bedingungen die Höhenlage der Farm auf das Pelzwerk einwirkt, darüber läßt sich bis jetzt Bestimmtes noch nicht sagen.

Da Silberfuchsfarmen für Deutschland in erster Linie für höher gelegene Gebirgsgegenden in Frage kommen und da die Transportwege dorthin meist nicht immer ganz einfach sind, so muß bei der Anlage einer derartigen Silberfuchsfarm besonders darauf geachtet werden, daß soweit als irgend möglich, alles, was für die Füchse gebraucht wird, an Ort und Stelle auch produziert werden kann.

Es handelt sich hier in erster Linie um die Produktion von Milch und Fleisch. Um das Fleisch zu bekommen, wird man gut tun, die Zucht eines weniger edlen Pelztieres, das aber dann in großen Massen gezüchtet werden kann, nebenher zu betreiben. Es eignen sich hierzu Katzen (Katzenfleisch fressen die Füchse mit besonderer Vorliebe), ebenso Skunks; Kaninchen sind zu anspruchsvoll im Futter, so daß sie im Gebirge auf großer Höhe den Farmbetrieb nicht erleichtern würden.

In den letzten Jahren ist die Zahl der Silberfuchsfarmen in Amerika außerordentlich gestiegen. Auch im Westen sind mit einem Schlag große Silberfuchsfarmen entstanden, während man von Blaufuchsfarmen nur wenig mehr hörte. Trotzdem ergibt eine Orientierung, daß auch Blaufuchsfarmen nach wie vor bestehen und daß auch diese eine gute Rentabilität gewährleisten, freilich nicht in dem Maße wie die Silberfuchszucht. Es ist entscheidend hierfür, daß die Pelze der Silberfüchse, die aus den Farmen stammen, erste Qualität aufweisen, während von den Blaufüchsen die Gefangenschaft anscheinend nicht so ganz ohne jeden Schaden für das Fell ertragen wird, so daß hier ständig gegen eine Verschlechterung des Pelzes angekämpft werden muß. Auch über die beste Fütterungsweise ist man sich noch nicht im klaren.

## Skunksfarmen

Skunksfarmen sind über ganz Nordamerika verbreitet bis weit nach dem Süden, sind aber im ganzen genommen lange nicht so zahlreich wie die Silberfuchsfarmen, machen lange nicht soviel von sich reden wie diese und werfen auch bei weitem nicht solche Gewinne ab. Jetzt, wo die Fellpreise in Amerika wieder anziehen, werden die Skunksfarmen wieder als etwas Lukratives empfohlen, während bei den vorausgegangenen niederern Preisen eine Rentabilität anscheinend nur knapp zu erzielen war; auf jeden Fall aber bedeutet es eine erhebliche Verbilligung des Silberfuchsfarmbetriebes, wenn ihr eine Skunksfarm angegliedert wird, so daß für die Silberfuchsfarm wenigstens das Futter dadurch erheblich verbilligt wird oder bei guten Skunksfellpreisen umsonst produziert wird.

Der Skunks, der in Amerika hauptsächlich gezüchtet wird, ist der gewöhnliche Mephitis mesomelas*), der ganz Nordamerika bewohnt. Außer ihm kommen noch in Betracht die Gattung Conepatus, die sich von Mexiko nach Norden bis etwa zum 43. Breitegrad ausdehnt, und schließlich noch der kleine gesprenkelte Skunks der Gattung Spilogale, der sein Verbreitungsgebiet mit Conepatus gemein hat. Die Hauptrolle spielt aber die Gattung Mephitis, den man von Mexiko bis zur Hudson-Bai und von Kalifornien bis

*) Braß zählt in seinem für Wissenschaftler und Praktiker gleich wertvollen Buch „Aus dem Reiche der Pelze" eine ganze Reihe von Arten für Nordamerika auf. Ich habe hier nur die drei Gruppen erwähnt, die der Praktiker in Nordamerika allgemein unterscheidet.

Digitized by Google

nach Neuyork findet. Ebenso verbreitet sind die Farmen, die sich mit der Aufzucht dieses Skunks befassen. Gewiß spielt das Klima auch hier eine Rolle; auch hier wirken große Hitze, große Feuchtigkeit ebenso wie zu große Trockenheit ungünstig; auch hier findet man die besten freilebenden Exemplare in Zonen, deren Klima etwa unserem Mittelgebirge oder den Alpenvorbergen gleichkommt.

Wenn die Farmprodukte in Nordamerika höhere Preise erzielen als die Felle der freilebenden Tiere, so liegt das beim Skunks in erster Linie daran, daß durch eine zielbewußte Zucht Felle erreicht werden, bei denen die weißen Rückenstreifen möglichst weit beseitigt sind.

Die Beschaffung von Zuchttieren bietet hier wegen des mäßigen Preises keine erheblichen Schwierigkeiten; doch ist es gut, die Eltern und womöglich Voreltern der Zuchttiere aus den Zuchtbüchern kennen zu lernen. Dem Transport werden nur noch von wenigen Eisenbahnlinien Hindernisse in den Weg gelegt, die befürchten, daß die Tiere von ihrer Stinkdrüse Gebrauch machen und dadurch allgemein Belästigung hervorrufen könnten. Dies tritt jedoch nur ein, wenn die Tiere aufs äußerste gereizt werden.

Die in den Farmen aufgezogenen Skunks werden außerordentlich zahm. Auch in einzelnen Gehöften werden sehr vielfach Skunks als Haustiere gehalten, oder man versucht, sie zu einer Niederlassung in der Nähe des Gehöfts zu bewegen, damit sie die Mäuse- und Rattenplage beseitigen, nachdem sich die Furcht vor dem allerdings entsetzlich wirkenden Stinkbeutel als übertrieben erwiesen hat. Man kann auf einen Morgen etwa 50 erwachsene Skunks rechnen. Daraus ergibt sich für den Morgen eine jährliche Produktion von etwa 250 Tieren. Bei solch hohen Zahlen spielt natürlich die Futterversorgung eine außerordentliche Rolle. Es ist daher von großer Bedeutung, daß der Skunks ein Allesfresser ist, Insekten sowie Mäuse und Ratten sind seine Lieblingsspeisen, doch nimmt er ebenso auch Eidechsen und anderes Kleinzeug.

Da die jungen Tiere, die im Mai zur Welt kommen, bereits im Winter einen brauchbaren Pelz haben, so kommt für die Fütterung in erster Linie der Sommer und Herbst in Betracht. Auch hier werden Mäuse- und Rattenzuchten in Verbindung mit einer Katzenzucht wesentliche Vorteile bringen.

Das Fleisch des Skunks wird von den Indianern gegessen, von den Farmern zur Fütterung benützt, das Öl wird gegen Rheumatismus und andere Beschwerden verwendet.

Wir können diese Darstellung nicht beenden, ohne auf einen Einwand näher einzugehen, der dem Laien naheliegen wird. Vor Jahren ist die Bisamratte in Böhmen eingeführt worden, um dem mitteleuropäischen Jäger ein neues Jagdtier zu verschaffen. Die Nöte, die die Bisamratte hervorruft, sind bekannt; sie hat in Böhmen, wo die Teichwirtschaft eine große Rolle spielt, Teichdämme, Straßen- und Eisenbahndämme untergraben und hat sich so schnell ausgebreitet, daß sie heute schon bis in die Nähe von München vorgerückt ist und daß sich der bayerische Staat genötigt sieht, jährlich hohe Summen zur Bekämpfung der Bisamratte auszugeben.

Man wird daran denken und sich fragen, ob die Einführung eines Tieres, wie der Skunks, nicht zu ähnlichen Nöten führen kann, falls es einem Pärchen gelingen sollte, auszubrechen. Hierzu ist zu sagen, daß man zunächst bei der Bisamratte von vornherein diese für Kulturland schädliche Wirkung hätte voraussehen müssen, und daß die Gewissenlosigkeit, mit der dieses Tier eingeführt worden ist, um so schärfer zu verdammen ist. Die Bisamratte ist auch in Amerika in wasserreichen Gegenden, die nachdrücklich bewirtschaftet werden, gefürchtet — sie hat sich in dieser Richtung hin durchaus nicht erst in Deutschland zum Schlimmen entwickelt. Das mußte der, der sie eingeführt hat, wissen. Ebenso greift sie auch in Amerika in der Not, wenn ihr anderes Futter nicht zur Genüge zur Verfügung steht, Fische an, sofern sie ihrer habhaft werden kann; auch das wußte man im voraus und hätte sich danach richten müssen. Im übrigen sei hier beigefügt, daß es auch ein Irrtum ist, der immer wieder vorgebracht wird, daß das Fell der Bisamratte in Deutschland minderwertig geworden sei. Zwar sind die Tiere aus Kanada eingeführt, aus einer sehr viel kälteren Gegend, dennoch hat sich eine Verschlechterung des Felles nicht feststellen lassen; die entgegengesetzte Meinung ist nur dadurch entstanden, daß bei uns durch die Bisamrattenfänger das ganze Jahr über Tiere gefangen werden, während in Amerika die Trapper nur während des Winters die Tiere töten und somit eben nur beste Ware auf den Markt bringen. Vergleicht man das Winterfell einer bayerischen Bisamratte mit dem Winterfell einer amerikanischen, so fällt dieser Vergleich nicht zu ungunsten des bayerischen Tieres aus. Auch hinsichtlich der Zahl der Würfe bestehen irrige Meinungen. Man sagt, die Bisamratte hätte in Amerika nur 1—2 Würfe im Jahr mit je 3—5 Jungen, in Europa mindestens 3 mit mindestens 8—10 Jungen. Aus dem Material, das die amerikanische Regierung zusammenstellen ließ, entnehme ich, daß es jetzt „sicher festgestellt ist, daß die Tiere 3- bis 5mal im Jahr werfen und daß die Zahl der Jungen sich auf 6—8 beläuft". Es wäre dringend erwünscht, daß von staatlicher Seite auch bei uns eine gründlichere Forschung des Lebens der Bisamratte in die Wege geleitet wird.

Kehren wir nach diesen Abschweifungen nochmals zu der Hauptfrage zurück, so können wir feststellen, daß die nachteilige Wirkung, die die Einführung der Bisamratte im stark

Digitized by Google

kultivierten Lande haben mußte, ohne weiteres vorauszusehen war. Der Kundige mußte eine Schädigung des Landes aus der Einführung der Bisamratte von vornherein erwarten. Ihm brachten die Tatsachen nach keiner Richtung hin eine Überraschung. Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus die Einführung des Skunks, so wäre nur zu befürchten, daß die Tiere sich gelegentlich in Hühnerställen durch Eierräubereien oder dadurch, daß sie sich an den Hühnern vergreifen, schädlich machen. Wie wenig aber dies zu befürchten ist, geht schon daraus hervor, daß der Amerikaner froh ist, in der Nähe seines Gehöftes Skunks zu wissen; auch spricht die ausgedehnte Schonzeit, die der Skunks in verschiedenen Staaten von Amerika im wechselnden Maße genießt, eine deutliche Sprache für die Unschädlichkeit des Tieres. Eine Schonzeit wurde von den Staaten jedoch nicht allein deshalb festgelegt, weil das Tier außerordentlich nützlich ist, sondern zum Teil auch deshalb, weil es durch die Feuerwaffe in kürzester Zeit ausgerottet werden kann. Der Skunks gräbt schlecht und ungern, er klettert noch schlechter, läuft nicht besonders schnell und verläßt sich vollständig auf die Wirkung seines Stinkbeutels, von dem er in der äußersten Gefahr Gebrauch macht. In der Tat konnte ihn diese Waffe auch allen anderen Tieren gegenüber in außerordentlichen Respekt versetzen, sie versagt aber gegenüber der Kugel; so würde es zu jeder Zeit im Belieben des Menschen stehen, in einer einigermaßen kultivierten Gegend den Skunks vollständig auszurotten.

Reiche Erfahrungen von seiten amerikanischer Farmer liegen für Pelztierzuchten der verschiedensten Arten vor. Wir haben den Vorteil, aus dem Lehrgeld, das der Amerikaner zahlen mußte, Nutzen ziehen zu können. Die ersten Farmen, die in Deutschland entstehen, werden allen später kommenden gegenüber dadurch einen gewaltigen Vorsprung erhalten, daß sie diese mit Zuchttieren beliefern können, für die hohe Preise bezahlt werden.

Oft schon haben andere Länder mühelos die Früchte geerntet, die deutscher Geist durch arbeitsames, unermüdliches Streben der Welt bescherte. Hier liegt die Möglichkeit, daß Deutschland nützt, was andere erdacht und erprobt.

Es ist um so mehr zu hoffen, daß die Zucht von Pelztieren bald in größerem Umfange einen neuen Erwerbszweig für den Deutschen darstellt, als hierfür nicht nur der Großgrundbesitzer, sondern auch der kleine Mann (es gilt dies ganz besonders für Skunks) in Betracht kommt.

* * *

Diese Zeilen habe ich knapp vor einem Jahr geschrieben und konnte damals noch nicht wissen, daß Deutschlands Wagemut und das Streben, Neues auf seine Brauchbarkeit zu prüfen und dafür eventuell auch große Opfer zu bringen, innerhalb Jahresfrist der ersten großzügig angelegten deutschen Silberfuchsfarm das Leben geben würde. Die bedeutendsten Rauchwarenfirmen Leipzigs und die von München haben „die deutsche Versuchszüchterei edler Pelztiere" gegründet, und ich fühlte mich glücklich, nun meine Idee, für die ich schon seit Jahren gekämpft habe, in Wirklichkeit übertragen zu dürfen.

Anfang November 1921 wurden auf der Silberfuchsfarm, die ich im kleinen Wallertal bei Oberstdorf im Algäu in der Höhe von 1350 Metern errichtet habe, vier kanadische Silberfüchse ausgesetzt. Die Männchen haben einen Raum von 50 Quadratmetern, die Weibchen einen solchen von 200 zur Verfügung. In jedem Gehege befindet sich eine Hütte, in der die Tiere stets Unterkunft finden können. Von größter Bedeutung ist es, daß sowohl bei der Anlage der Hütte, wie bei der Anlage der Gehege, ferner bei der ganzen Behandlung und Fütterung der Tiere sanitäre Maßnahmen nicht außer acht gelassen werden; ist doch bei allen namhaften Verlusten, die die Silberfuchsfarmen treffen, die Todesursache durch Infektion mit Parasiten gegeben.

Die Silberfüchse, die in der Farm sich wohlbefinden, sind außerordentlich zahm und zutraulich; sie nehmen die dargebotene Nahrung aus der Hand; durch diese Zutraulichkeit wird die Behandlung der Tiere, insbesondere Eingeben von Medikamenten, das Entfloben usw. wesentlich erleichtert.

In letzten Tagen lief eine kleine Mitteilung über die Farm und das Benehmen der darin ausgesetzten Füchse durch viele Zeitungen, die in gedrängtestem Raum erstaunlich viel Unsinn enthielt.

Die 3 Meter hohen Einzelgehege, in denen die Füchse sich befinden, werden von einem gemeinsamen Außengehege umschlossen, das ebenfalls eine Höhe von etwa 3 Metern erreicht. Diese ganze Anlage ist schließlich nochmal, und zwar einbegriffen dem Haus für den Wärter, von einer äußersten Umzäunung umschlossen; der hierdurch eingeschlossene Raum stellt einen Freilauf für die Wachhunde rings um die Farm dar.

In der Schweiz wird im Jahre 1922, soweit mir bekannt, zum Teil mit amerikanischem Gelde, eine Silberfuchsfarm auf bedeutender Höhe errichtet werden. Nachdem schon im vorigen Jahre die Kunde kam, daß die japanische Regierung eine größere Summe ausgeworfen hat, um einer Kommission eine Reise nach Amerika zu ermöglichen, damit sie dort sich genauestens über die Silberfuchsfarmen unterrichte, höre ich nun, daß auch in Japan bereits eine namhafte Sendung von Silberfüchsen eingetroffen ist. Es muß uns Deutsche mit Stolz und Genugtuung erfüllen, wenn wir sehen, daß trotz dieser schweren Zeit sich in der deutschen Kaufmannschaft Männer gefunden haben, die es unserm Vaterlande ermöglichen, auch auf diesem Gebiete die Führung zu übernehmen.

Digitized by Google

Mit Erlaubnis des Verlags Fritz Mandel, Wien VI

Die Schauspielerin Isa Marsen als Bub
Farbige Radierung von Max Pollack

Digitized by Google

Digitized by Google

# Kulissenfieber. Von Max Grube

Grauenvoll, dieses Aufs-Stichwort-lauern,
Dieses In-der-Kulisse-stehn!
Jahre und Jahre scheint es zu dauern.
Um mich ein hastendes Kommen und Gehn,
Denn wie da draußen vorübergleitet
Im unaufhaltsamen Gange die Handlung,
Hinter der Szene wird vorbereitet
Rasch und geräuschlos die nächste Verwandlung.
Arbeiter schleppen da Tische und Stühle,
Setzstücke werden zur Seite gestemmt,
Von dem Getrieb' und Gewirr' und Gewühle
Fühl' ich die Kraft alles Denkens gehemmt.
Eiliger jagt mein fiebernder Odem,
Die Luft ist erstickend, bedrückend heiß
Hebt sich ein widerlich süßlicher Brodem:
Leimfarbe, Schminke und Puder und Schweiß.
Hierhin und dorthin, flink, wieselhaft rennt
Der Weichensteller am Bühnenbahngleise,
Der unermüdliche Inspizient.
Nun ist er bei mir und wispert mir leise:
„Nicht von der Stelle, Ihr Stichwort ist nah,"
Und er flüstert es mir noch rasch in die Ohren
Und meckert noch leise: „Sie zittern ja!
Nur keine Angst, sonst sind Sie verloren."
Lachend enteilt er. Ich lausche hinaus —
Ich kann nichts verstehen. Ein sinnlos Geplapper
Tönt von der Szene, ein Wassergebrauf'
Und einer Mühle einförmig Geklapper;
Worte, die ganz ohne Sinn und Verbindung,
Scheppern herüber, blechern und leer;
Ohne Bewußtsein und ohne Empfindung
Stiere und starre ich um mich her.

⁂ ⁂ ⁂

Und hinter mir schleicht es auf leisen Zehen,
Es schwebt immer näher, nun ist's ganz nah;
Ich kann's nur ahnen, ich kann's nicht sehen,
Aber ich spüre: nun ist es da!
Dumpfes, gespenstisches Wogen und Wallen
Drängt sich heran ganz dicht, ganz dicht;
Nun fährt es mit feinen, eiskalten Krallen
Über mein angstschweißbenetztes Gesicht.
Ich drücke abergläubisch den Daumen.
Vergebens! Der Albdruck ist nicht entflohn,
Die lechzende Zunge klebt mir am Gaumen,
Und in der Kehle verdorrt mir der Ton.
Ich möchte reden, und wär's nur ganz leise,
Es ist unmöglich, die Lippe bleibt stumm,
Im Auge drehen sich feurige Kreise,
Blitzende Funken stieben herum.
Mir beben die Knie, der Fuß wird Blei,
Durch den Rücken fährt mir ein eisiger Stahl,
Was gäb' ich um einen erlösenden Schrei,
Nur schreien können ein einziges Mal!
Entsetzensempfindung! Unter der Stirn
Wird's dumpf und fühllos und drückt doch schwer,
Und alle Kammern im armen Hirn
Werden blut- und gedankenleer.
Bin ich denn ganz und gar von Sinnen?
Mein armer Schädel ist wie ein Sieb,
Ich fühle den Inhalt sickernd verrinnen;
Kein einziges Wörtlein, das übrig blieb.
Und was ich so fest ins Gedächtnis geprägt,
Daß ich's im Schlafe vermöchte zu sagen,
Mit einem Male ist's fortgefegt,
Wie Töpferware in Scherben geschlagen.
Da gerinnt mir das Blut und es wird zu Eis.
Und könnt' ich wie einen Schwamm mich zerpressen,
Ich weiß nur noch — daß ich nichts mehr weiß;
Ich habe die ganze Rolle vergessen!
Das ist ja Wahnsinn! Was läßt man mich stehen,
Warum fällt denn kein Stichwort und ruft mich hinaus?
Was willst du denn dort? Wie sie dich erspähen,
Die tausend lauernden Augen im Haus,
Merken sie ja, wie du zitterst und bangst,
Und können doch deine Qual nicht begreifen,
Diese marternde, hirnzersetzende Angst.
Schon hör' ich sie lachen und zischen und pfeifen.
Und ich muß doch hinaus, ich muß, ich muß,
Da! — Durch die zitternden Nerven dröhnt
Ein donnernder Schlag — ein Kanonenschuß!
Was ist das gewesen?
Das Stichwort tönt!
Und draußen steh' ich mit blasser Miene,
Sekundenlang schweig' ich, aber jetzt,
Jetzt ist's, als ob eine Riesenmaschine
Auf einmal sich in Bewegung setzt.
Ein gewaltiger Ruck! — Das Rad ist im Gang,
Und die umklammernde Fessel bricht.
Es strömt von den Lippen wie Siegesgesang,
Und ich fürchte mich wahr und wahrhaftig nicht.
Ich bin ja nicht ich mehr, mein Ich ging verloren.
Ein anderes Ich hab' ich eingetauscht,
Das ist aus tiefstem Geheimnis geboren,
Von hellen Begeisterungsfluten umrauscht,
Das möchte hochauf jubilieren und singen,
Das ist dem Aar über Firnen gleich,
Den die majestätischen Schwingen
Tragen ins goldene Sonnenreich.



Digitized by Google

# Landesvermessung und Karte

**Von W. v. Rönne**

Der auf das Machtgebot von Versailles aufgelöste Generalstab hat dem deutschen Volke ein für Wissenschaft wie Wirtschaft gleich wertvolles Erbe hinterlassen. In seiner Hand lagen bisher die Landesvermessung und die Herstellung der amtlichen Kartenwerke. Die herbe Kritik, die sich heute gegen alles richtet, was der „Militarismus" geschaffen hat, muß vor der Arbeit haltmachen, die das Heer auf diesem Gebiet geleistet hat. Heerführer wie Friedrich der Große, Napoleon, Moltke haben den größten Einfluß auf die Entwickelung der Landesvermessung gehabt. Preußen-Deutschland ist hierbei durchaus nicht Sonderwege gegangen. In fast allen Kulturstaaten zeigt sich die gleiche Erscheinung, und es verlautet nichts darüber, daß etwa unsere bisherigen Feinde beabsichtigen, die Arbeit dem Heer aus der Hand zu nehmen. Der Friedensvertrag fordert von uns die Zerschlagung des Generalstabes, und die Herabsetzung der Heeresstärke zwingt dazu, der Reichswehr alle Arbeit abzunehmen, die auch von einer bürgerlichen Behörde geleistet werden kann. In dieser richtigen Erkenntnis hat man für Landesaufnahme ein neues Reichsamt geschaffen und die altbewährte Beamtenschaft dahin übernommen.

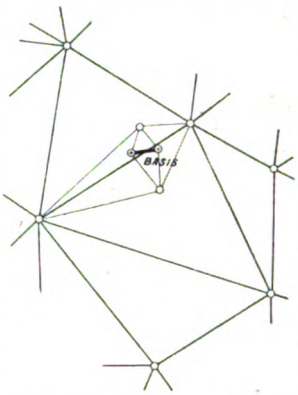



Abb. 1. Die gewonnene Basis

Wenn man sich von dieser Umgestaltung einen Vorteil versprechen kann, so ist es vielleicht der, daß die Kenntnis des Wesens und Wertes unserer Landesvermessung nunmehr in weitere Kreise dringen und zum Allgemeingut unseres Volkes werden wird. Der Krieg hat in dieser Hinsicht gut vorgearbeitet. Der Mann im Schützengraben wie die Frau daheim haben die Karte schätzen gelernt. Die Jugendbewegung, die immer weitere Wellen schlägt und nach Beseitigung der allgemeinen Wehrpflicht eine ungeahnte Bedeutung erhalten hat, trägt das ihre dazu bei, dem Verständnis für die Karte den Weg zu bahnen.

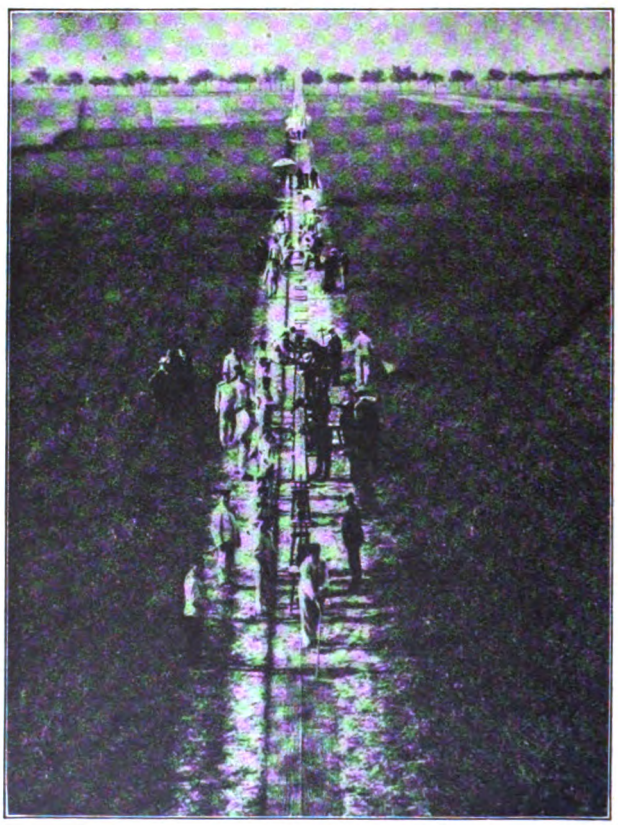


Abb. 2. Basismessung in der Natur mit den feinsten Längenmaßen

Die Grundlage für sie schafft ein Netz von Punkten, deren Lage zueinander und auf der Erdoberfläche bestimmt werden muß. Das erstere geschieht durch die „Triangulation". Die Messungen gehen von einer Grundlinie (Basis) aus, die nach sorgfältigster Auswahl in der Natur mit den feinsten Längenmaßen gewonnen wird (Abb. S. 210). Durch

Digitized by Google

Winkelmessung nach einem von den Endpunkten aus sichtbaren Ziel entsteht ein Dreieck, in dem eine Seite und die anliegenden Winkel bekannt sind, so daß sich daraus rechnerisch die Längen der anderen beiden Dreiecksseiten gewinnen lassen, die nun wiederum als Grundlinien für weitere Messungen dienen können (Abb. S. 210). Zu diesen Arbeiten bedarf man der Sicht auf weite Entfernung. Es werden also schon vorhandene Hochbauten — Aussichts- und Kirchtürme, Denkmäler usw. — dazu benutzt, oder es müssen besondere Gerüste — die trigonometrischen Signale — errichtet werden. Es sind oft wahre Kunstbauten bis zu 60 m Höhe, die hier entstehen (Abb. S. 211).

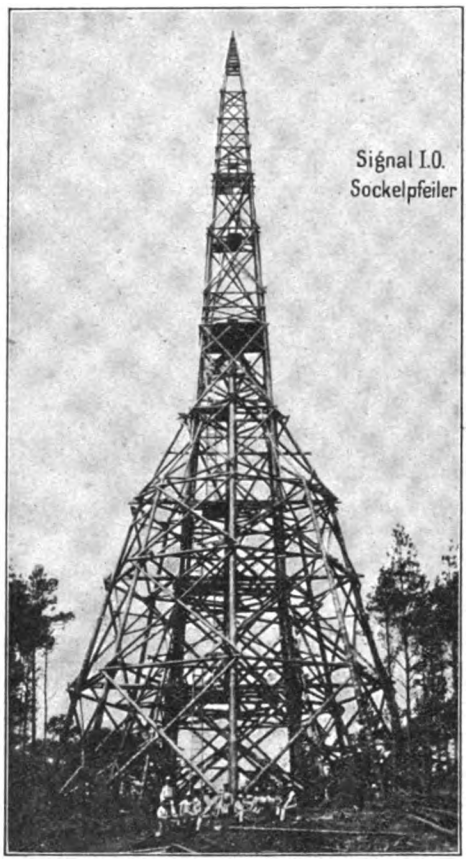



Abb. 3. Trigonometrisches Signal (Hochbau)

Das geschilderte Verfahren läßt sich aber nicht unbegrenzt fortsetzen. Trotz aller Feinheit der Messung und Rechnung schleichen sich doch Fehler ein, die sich — zunächst noch praktisch belanglos — bei einem dauernden Aneinanderreihen eines Dreiecks an das andere sehr schnell vergrößern würden. Es sind daher in verschiedenen Teilen Deutschlands Grundlinien gemessen und voneinander unabhängig Netze mit großer Seitenlänge (durchschnittlich 40—50 km) bestimmt, die durch Einlegen kleinerer Dreiecke gefüllt werden (obere Abb. S. 214).

Um die Lage der Punkte auf der Erdoberfläche zu finden, müssen sie in die richtige Beziehung zu den Längen- und Breitengraden gebracht werden. Hier berühren sich die Arbeiten des Trigonometers mit denen der Internationalen Erdmessung, deren Leitung und Geschäftsführung in den Händen des „Geodätischen Instituts" in Potsdam liegt. Als Ausgangspunkt ist ein Turm auf dem Telegraphenberg astronomisch bestimmt.

Die gemessenen Punkte werden, soweit sie nicht durch sichtbare Gegenstände (Türme, Schornsteine usw.) dauernd gegeben sind, in der Natur durch ein in eine Granitplatte gemeißeltes Kreuz bezeichnet, die zur Sicherung ihrer Lage etwa 1 m tief unter der Erdoberfläche versenkt ist. Auf dieser Granitplatte steht ein Granitpfeiler, dessen Kopf aus dem Boden hervorsteht. Zum Schutz kauft der Staat die umliegende Bodenfläche an, die von den Anliegern nicht beackert werden darf. Trotzdem gelingt es nicht immer, die Punkte zu erhalten, und die Fälle sind nicht selten, daß sich die Steine in der Mauer eines Neubaues wiederfinden oder von Unkundigen versetzt werden, weil sie vielleicht beim Pflügen gestört haben. Die Wiederherstellung verlorener Punkte ist eine mühevolle Arbeit.

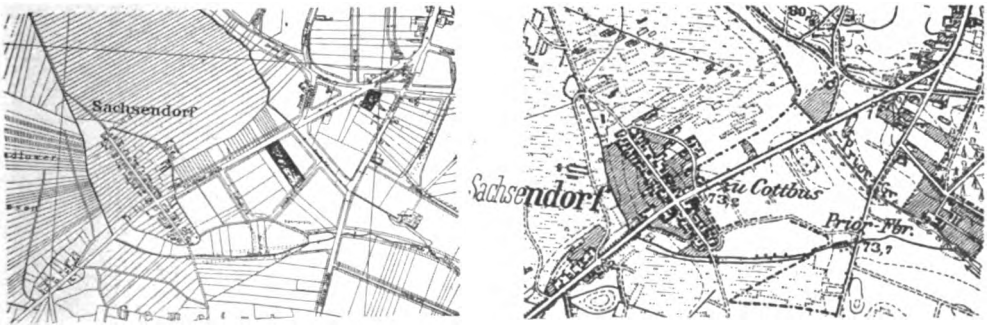



Abb. 4. Flurkarte (links) und topographische Aufnahme (rechts) des gleichen Landstriches



Digitized by Google

Abb. 5. Karte im Maßstab von 1:25000 (Meßtischblatt) Karte im Maßstab von 1:100000 (Generalstabskarte)
Umarbeitung des Meßtischblattes zu Karten kleineren Maßstabes

Die errichteten Signale haben ihren Zweck erfüllt, wenn die Messungen und Beobachtungen abgeschlossen sind, ihre dauernde Erhaltung ist daher nicht von so erheblicher Bedeutung.

Liefert das so geschaffene Netz zunächst die Ausgangspunkte für alle Längenmessungen, so wird in entsprechender Weise durch das „Landesnivellement" die Grundlage für die Höhenbestimmung geschaffen. Den Hauptstraßen folgend, werden im Abstand von etwa 2 km Punkte bestimmt und vermarkt, deren Verhältnis zu dem „Normalhöhenpunkt" durch Einwägen mittels Wasserwage festgestellt wird. Als Ausgangspunkt diente bis vor wenigen Jahren eine an der alten Berliner Sternwarte am Enckeplatz angebrachte Marke. Seit das Haus der Hacke verfiel, wurde er in die freie Natur verlegt und befindet sich jetzt — durch eine Gruppe von fünf Pfeilern festgelegt — an der Straße Berlin—Hoppegarten. Um auch hierbei zu vermeiden, daß die unvermeidlichen Fehler sich im Laufe der Arbeit häufen, werden die Nivellementszüge in Schleifenform geführt, d. h. sie kehren zu ihrem Ausgangspunkt zurück, und der sich schließlich doch noch ergebende Unterschied wird auf sämtliche Punkte verteilt, er wird „ausgeglichen", so daß er praktisch verschwindet. Von diesen Straßenzügen ausgehend, wird auch die Höhe der trigonometrischen Punkte bestimmt, so daß diese nun gleichzeitig als Stützpunkte für Längen- wie für Höhenmessungen dienen können. Die Verzeichnisse mit den Messungsergebnissen werden in Druckschriften veröffentlicht.

Auf dem Festpunktnetz baut die Arbeit des Landmessers wie des Topographen sich

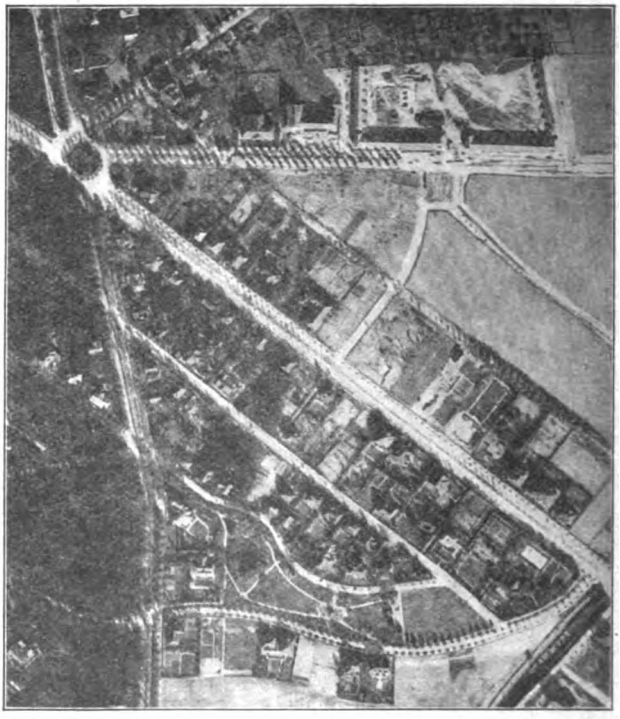


Abb. 6. Das Luftlichtbild zur Berichtigung des rechtsstehenden eingerahmten älteren Kartenausschnittes

Digitized by Google

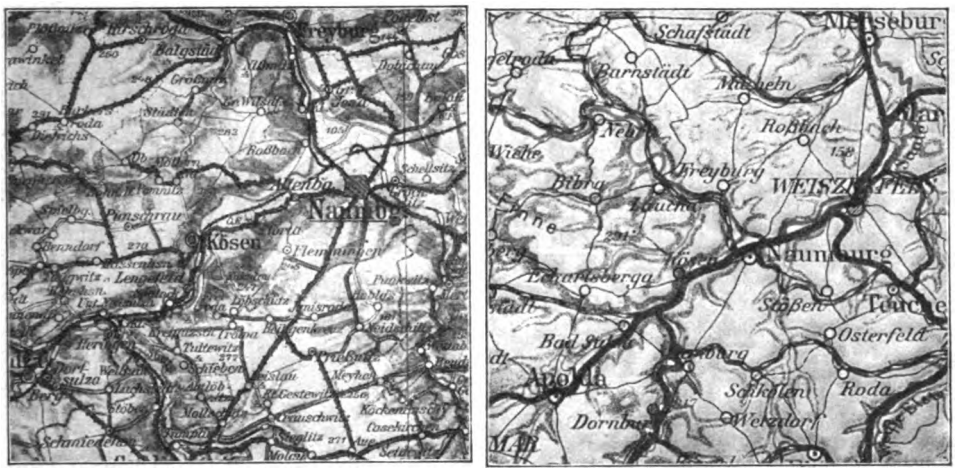



Abb. 7. Karte im Maßstab von 1:300000 Karte im Maßstab von 1:800000
Umarbeitung des Meßtischblattes zu Karten kleineren Maßstabes

auf. Die Feld- oder Flurvermessung, die dem ersteren obliegt, dient lediglich der Feststellung der Eigentumsverhältnisse und der Gewinnung von Unterlagen für die Berechnung der Grundsteuer. Für ihn ist die Erdoberfläche eine Ebene, zusammengesetzt aus Flächen, deren Gestalt von den Besitzgrenzen oder dem Steuerwert des Grund und Bodens bedingt ist. Die zeichnerische Darstellung ist auch nicht Selbstzweck, sie dient nur als bildliche Erläuterung der aus den Messungen sich ergebenden Flächenberechnungen. Die Geländeformen spielen daher ebensowenig eine Rolle wie alles, was Natur oder Kunst auf der Erdoberfläche geschaffen haben. Anders ist es bei der topographischen Aufnahme. Hier soll ein lebenswahres Abbild der Natur geliefert werden (untere Abb. S. 211).

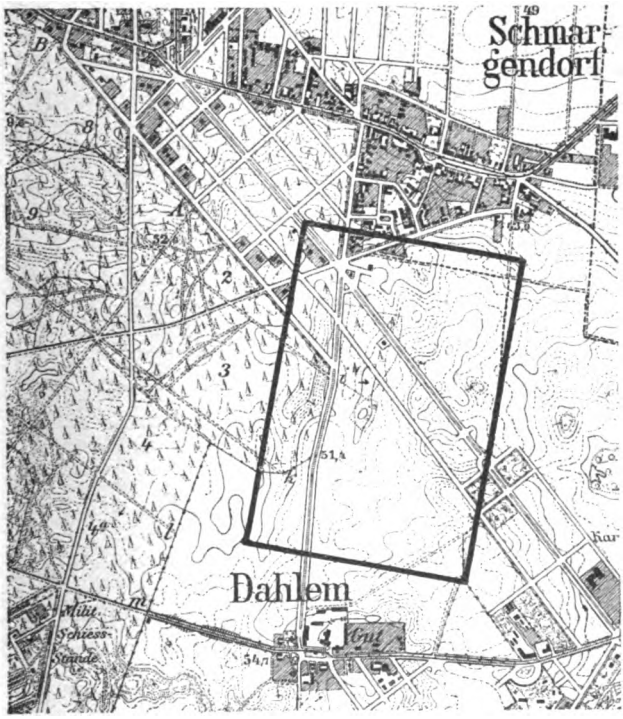



Abb 8. Älteres Kartenbild, dessen bezeichneter Querschnitt durch das linksstehende Luftlichtbild berichtigt und ergänzt werden kann

Für den Topographen werden die in seinem Arbeitsgebiet liegenden Festpunkte in ihrer richtigen geographischen Lage auf der mit Zeichenpapier überklebten Platte eingetragen. Der Aufnehmer sucht sie in der Natur auf und stellt sein Meßinstrument — die Kippregel — entweder auf einem von ihnen oder an einer übersichtlichen Stelle auf, von dem er mehrere trigonometrische Punkte sehen kann, so daß er in der Lage ist, durch Festlegung des Schnittpunktes der nach ihnen gezogenen Richtlinien seinen Standort genau zu bestimmen (Abb. S. 214). Nun mißt er von hier aus die Stellen im Gelände, die er als Anhalt für die zeichnerische Darstellung braucht. Die Messung geschieht auf optischem Wege: auf dem gesuchten Punkt stellt sich der Gehilfe mit einer Latte auf, und auf sie wird das innen mit einem Fadenkreuz versehene Fernrohr gerichtet. Durch Ablesen der

Digitized by Google

zwischen den Fäden erscheinenden Teilstriche der Meßlatte wird die Entfernung, durch Winkelmessung der Höhenunterschied zwischen dem eigenen Standort und dem des Gehilfen festgestellt. So entsteht auf dem Zeichenblatt ein dichtes Gewirr von Punkten, die der Topograph nachher einzeln aufsucht, um nun das Bild zu entwerfen, das ihm die Natur bietet. Die Arbeit verlangt eine Verbindung von künstlerischer Gestaltung mit Gewissenhaftigkeit, klaren Blick für Geländeformen und praktisches Urteil. Es gilt das Wesentliche und Wichtigste herauszufinden, ein getreues, klares und dadurch leicht lesbares Bild zu schaffen. Im Quartier und in den Wintermonaten wird der in der Natur entstehende Entwurf so ausgeführt, daß er als Vorlage für die Vervielfältigung in Stein oder Kupferstich zu dienen vermag.

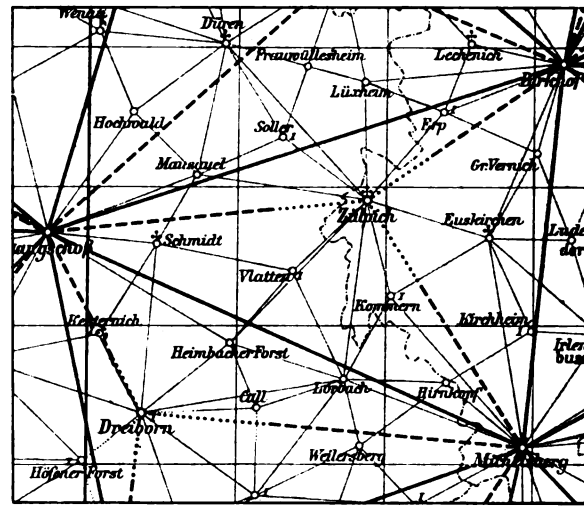



Abb. 9. Trigonometrisches Festpunktnetz

Dieses mühsame, kostspielige Verfahren ließ schon längst den Gedanken entstehen, das Lichtbild zu Hilfe zu nehmen, insbesondere erschloß die Entwickelung der Photographie aus der Luft neue Wege. Der Krieg hat die „Raumbildmessung" oder Photogrammetrie, diesen jüngsten Zweig des Vermessungswesens, zu schneller Entwicklung

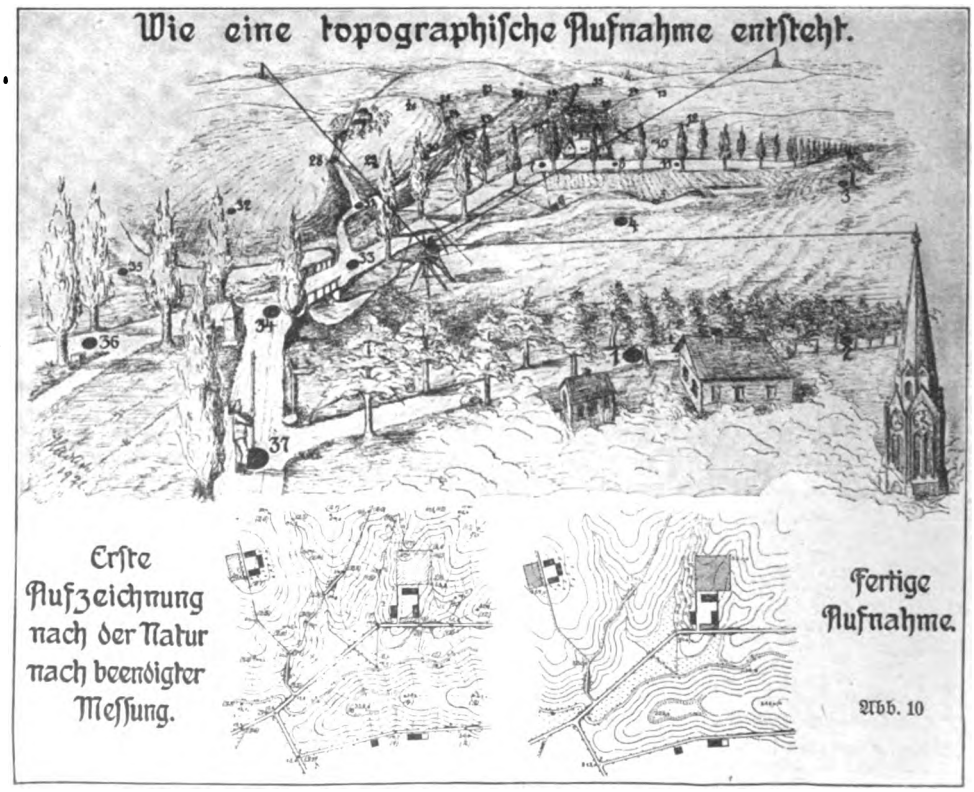



Abb. 10

Digitized by Google

gebracht, denn hier bot sich die Möglichkeit, auch in das vom Feinde besetzte Gelände zu dringen. Die günstigen Ergebnisse haben vielfach zu der Auffassung verführt, die bisherige Meß- und Aufnahmeweise sei überholt und hier sei das lang gesuchte Ersatzmittel gefunden. Diese Erwartungen sind — wenigstens in diesem Ausmaß — in das Reich der Träume zu verweisen. Zur Festpunktbestimmung reicht bei den vielen Fehlerquellen die erzielbare Genauigkeit nicht aus, die Auswertung des Lichtbildes wird sich immer auf die Arbeit stützen müssen, die der Trigonometer von der Erde aus leistet. Und auch für die Schaffung eines topographischen Planes genügt das Lichtbild nicht; in den Wald vermag es nicht zu dringen, die Geländeformen lassen sich daraus nicht mit der nötigen Sicherheit erfassen, die Beschaffenheit der Wege nicht erkennen, und so ergeben sich noch manche Schwächen, deren völliger Beseitigung die Natur des Lichtbildes widerstrebt. Aber eine wertvolle Hilfe bietet sich hier dem Topographen, ganz besonders bei der Berichtigung veralteter Aufnahmen. Darin liegt ja die schwierigste Aufgabe für die Landesaufnahme, daß sich das Naturbild namentlich infolge der wirtschaftlichen Entwickelung so schnell verändert. Von Zeit zu Zeit muß jedes Blatt an Ort und Stelle nachgeprüft und ergänzt werden. Da dieses Verfahren viel Menschenkraft und Geld verlangt, sind die Zwischenräume von einer Berichtigung zur anderen größer, als es erwünscht wäre. Hier wird das Lichtbild mehr und mehr in den Vordergrund treten.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen wertvollen Anhalt für die eingetretenen Veränderungen ein Vergleich der Karte mit dem Lichtbild bietet (untere Abb. S. 212 u. 213).

Die Vervielfältigung und Auswertung des auf geschilderte Weise gewonnenen Grundmaterials ist die Aufgabe der Kartographischen Abteilung. Sie überträgt die Originale in dem gleichen Maßstab, wie sie aufgenommen sind — nämlich in 25000facher Verkleinerung der Natur*) — auf den Stein und gibt sie als „Meßtischblätter" heraus. Für viele Zwecke ist der Maßstab aber zu groß oder zu klein. Teilweise läßt sich dann auf mechanischem Wege — auch wieder mit Hilfe des Lichtbildes — eine Karte in dem gewünschten Verjüngungsverhältnis herstellen. So können z. B. durch Vergrößerung sehr wohl Pläne geschaffen werden, die sich für wirtschaftliche Zwecke eignen, z. B. für den Landwirt, der seinen Anbauplan, seine Entwässerungsanlagen entwirft, für den Forstmann oder die Bergwerksverwaltung. In den meisten Fällen ist aber auch eine Umarbeitung des Kartenbildes geboten. Je kleiner der Maßstab, um so mehr Einzelheiten müssen fortbleiben, die Geländeformen müssen zusammengefaßt, das Charakteristische herausgearbeitet werden. Dabei ist zu berücksichtigen, welchem Zweck die Karte dienen soll, kurz, es handelt sich nicht um eine Umzeichnung, sondern um eine geistige und künstlerische Neugestaltung (obere Abb. S. 212 u. 213). Die bekannteste amtliche Veröffentlichung ist die schlechthin als „Generalstabskarte" bezeichnete Karte des Deutschen Reiches 1:100000, die nicht nur dem Soldaten, sondern auch jedem geübten Kartenleser am gebräuchlichsten ist. Die Werke kleineren Maßstabes dienen Verwaltungszwecken, dem Rad-, Automobil- und Bahnverkehr und zur allgemeinen Übersicht. Sie bedecken das gesamte Deutsche Reichsgebiet und greifen teilweise noch darüber hinaus. In Anpassung an die Gradeinteilung sind sie in einheitliche Blätter handlicher Größe geschnitten, die man ganz nach Bedarf aneinanderfügen kann. Von dem Umfang der Arbeit kann man sich erst den rechten Begriff machen, wenn man weiß, daß auf das Reich in seiner jetzigen Gestalt über 3000 Meßtischblätter entfallen.

Neben diesen großen, zusammenhängenden Kartenwerken braucht aber unser Kulturleben noch eine Fülle von Einzelkarten, die jeweilig ihrem Zweck in Größe, Maßstab und Ausführung angepaßt sind: Umgebungskarten größerer Städte, Kreis- und Provinzkarten, Bäder-, Reise-, Verkehrs-, Luftfahrt- und Automobilkarten usw. Zum Teil lassen sie sich aus den bestehenden Kartenwerken unmittelbar gewinnen, vielfach aber muß das Grundmaterial erst wieder zweckentsprechend verarbeitet werden. Nur zum kleinen Teil vermag dies der Staat mit seinen Kräften zu leisten, in der Hauptsache bleibt die Arbeit der Privatindustrie überlassen. Eigene Vermessungen auszuführen ist diese nur in den seltensten Fällen imstande, die Kosten würden sich nie einbringen. Das ist aber auch bei dem vorzüglichen und vollständigen Grundmaterial, über das Deutschland verfügt, nicht notwendig. Die Behauptung ist also wohl berechtigt, daß der gute Ruf, den die deutschen Karten ganz allgemein — nicht nur die amtlichen — im In- und Ausland genießen, zum guten Teil auf die vorzüglichen Grundlagen zurückzuführen ist, die der Staat geschaffen hat. Der Ruhm unserer großen geographischen Verlagsanstalten soll dadurch nicht geschmälert werden; sie wissen es selbst am besten zu schätzen, was sie der Landesaufnahme danken.

Das deutsche Volk aber muß viel mehr als bisher seine vorzüglichen Karten zu gebrauchen lernen. Hier liegt für die Schule noch ein weites Feld der Tätigkeit zur Hebung unserer Volksbildung, zur Pflege der Heimatsliebe und Wanderlust. Auch unser wissenschaftliches und wirtschaftliches Leben wird aus den Arbeiten der Landesaufnahme einen dauernd steigenden Nutzen ziehen.

*) Die süddeutschen Staaten haben ein abweichendes Verfahren; sie nehmen in viel größerem Maßstab (1:2500 oder 1:5000) auf.

Digitized by Google

# Neues vom Büchertisch

## Von Karl Strecker

**Grethe Auer: Dschilali, Geschichte eines Arabers (Stuttgart 1922) — Herbert Eulenberg: Auf halbem Wege (Stuttgart 1921) — Georg Frhr. v. Ompteda: Es ist Zeit (Stuttgart 1921) — Carl Hagemann: Das Dutzend und die Eine (Berlin 1921) — Ricarda Huch: Entpersönlichung (Leipzig 1921) — Fedor v. Zobeltitz: Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich (Hamburg 1922)**

Ein Sammler zeigt gern seinen neusten Fund. Wie sollte nicht auch jemand, der aus Neigung und Beruf literarische Eindrücke sammelt, eine neue Entdeckung auf die vordere Kante des „Büchertisches" legen, obwohl sie für andere vielleicht keine Entdeckung mehr ist. Ich bekenne, von Grethe Auer bisher noch nichts gelesen zu haben, obwohl mir ihr Name nicht unbekannt war. Wer nicht mehr als zwei Augen im Kopf und zwölf Arbeitsstunden im Tage hat, ist der Sintflut (man darf in diesem Fall auch sagen Sündflut) von daherrauschenden Bücherwellen einfach nicht gewachsen. So eifrig man auch nach Bedeutendem ausspäht —: hier und da schlüpft doch einmal ein Büchlein durch, das der Betrachtung wert wäre. Aber jetzt habe ich dich gepackt, Dschilali, du Araberſohn, und halte dich fest beim Wickel, zu ruhigem Beschauen, mag die Sündflut derweil toſen und schäumen.

Als jungen Müßiggänger lernen wir den schlanken Burschen kennen, wie er auf der äußersten Spitze der Mole von Mazagan ins Meer hinausträumt. Der Gefahr, als Feind des Sultans ergriffen und unter die verachteten Soldaten gesteckt zu werden, wird er durch einen Europäer entzogen, der ihn in seine Dienste nimmt, einen reichen Handelsherrn Bu Schimrir. Die Verfasserin spricht es nicht aus, daß dieser blonde, blauäugige Mann, neben Dschilali der wichtigste der Erzählung, ein Deutscher ist, aber man merkt es bald, und man kann mit diesem Landesgenossen zufrieden sein, denn er ist nicht nur tüchtig in seinem Beruf, er hat auch Kopf und Herz „auf dem rechten Fleck". In seinem Dienst und doch in Freiheit wächst Dschilali auf — es ist ein ideales, bei uns unmögliches Verhältnis, denn der Araber hält das Dienen nicht für eine Last oder gar für eine Schande, er hat noch die schöne Begeisterung des einfachen Menschen, der dadurch in einen höheren Wirkungskreis gelangt, wo er seine Vorzüge zeigen und entwickeln kann, der vor einem ihm überlegenen und wohlmeinenden Herrn sich einer gewissen liebevollen Ehrfurcht nicht erwehren kann. Nebenher verliebt sich Jung-Dschilali bis über die braunen Ohren in eine kleine, zierliche Sklavin, mit der er nun auf der breiten Stadtmauer, von der man einen so weiten, wundervollen Ausblick hat, — sie stößt direkt an das Haus des Deutschen — die herrlichsten Flitterwochen verlebt. In dieser Liebe reift Dschilali zum Manne und seine Liebste zum Weibe. Aber in Wirklichkeit hat der Deutsche ihn erzogen und zu einem tüchtigen Mann gemacht, der dann auch so lange bei ihm bleibt, bis er alt genug ist, einen eigenen Hausstand zu gründen und ein Weib — nicht jene Jugendliebe, die ihn verlassen hat — zu nehmen. Wie er dies Weib, das anfangs unfruchtbar ist, verstößt, und wie sie ihn durch stumme Liebestätigkeit wiedergewinnt, gehört zu den dichterisch feinsten Kleinodien des Buchs. Bu Schimrir verläßt Arabien, nachdem er die trübe Erkenntnis gewonnen, daß die Europäer den „unzivilisierten" Völkern keine Kulturbringer, sondern Kulturenzerstörer sind — „die Größe Europas beruht auf der Ausrottung hundert anderer Völker, von denen jedes einzelne besser war als die weißen Teufel, die jenes hinausschickte." Dschilali muß bei dem Wechsel der politischen Zustände eine Weile im Gefängnis schmachten, wird dann wieder freigegeben, aber die Verhältnisse haben sich inzwischen verschlimmert, die Eingeborenen werden von den Franzosen immer mehr aus dem Lande gedrängt. Auch Dschilali und seine Söhne müssen mit ihren zusammenschmelzenden Herden in den Schluchten des Gebirges Unterkunft suchen, schwer müssen sie ringen mit der Kargheit und der Kälte am Fuß des Atlas; ihre schlimmsten Feinde sind die Franzosen, die hier festen Fuß gefaßt haben, sich immer weiter vorschieben und nach und nach ein schönes, edles Volk von der Erde vertilgen werden.

Kein Zweifel, daß die Verfasserin Land und Leute aus eigener Anschauung kennt, denn deutlich spricht die Liebe zu ihnen aus diesem bedeutenden Buch. Mitunter verleitet sie diese Liebe zu etwas umständlicher Schilderung, aber auch hier folgt man mit Anteil, denn aus dem Selbstgeschauten erwächst mancherlei Belehrung über politische und völkerpsychologische Fragen. Vor allem gelingt es der Dichterin, von dem Seelenleben und der Anschauungsweise des Arabers, die denen des Europäers stark entgegengesetzt sind, ein klares Bild zu geben; oft wie beiläufig, in einem Nebensatz, zum Beispiel: „Es kamen ihm wohl Trostworte auf die Lippen, aber er fühlte, daß sie auf die Zukunft gerichtet, also europäischen Wesens seien, daher

Digitized by Google

hielt er sie zurück." Wird in diesem Nebensatz nicht eine deutliche Grenzlinie zwischen Orient und Okzident gezogen? ...

Grethe Auer ist eine Epikerin ersten Ranges. Sie kann wirklich erzählen. Sie hat eine unbeschreiblich feine, leise Art zu schildern, mitunter an Aquarellmalerei erinnernd: — die den Malgrund durchscheinen läßt, die Schatten leise abstuft und in zarten Farbentönen, in leichten, duftigen Tinten die besondere Stimmung der Atmosphäre wiederzugeben weiß. Aber Grethe Auer hat auch tiefe, brennende Farben auf ihrer Palette. Ihre Gestalten stehen in hellem Licht, wundervoll umrissen, lebendig und wahr, geschaut mit der Freude eines Dichterauges, das manchmal nur eine leise Trauer überschattet, das sonst aber in Liebe glänzt — es sei denn, daß es zornig aufblitze, wie manchmal am Schluß. Eine Dichterin, der man gern wieder begegnet.

88 88 88

Eine der wichtigsten Erscheinungen, die in der deutschen Romanliteratur der letzten Jahre zu verzeichnen ist, haben wir unstreitig in Herbert Eulenbergs Roman Auf halbem Wege. Es ist, wenn man von der Tiergeschichte ‚Katinka die Fliege' absieht, der erste Roman des sechsundvierzigjährigen Dichters und trotz mancher Fehler und Mängel das wertvollste Buch, das Eulenberg bisher geschrieben hat, reich an Aufschlüssen über ihn selbst, an Maßstäben für sein Können. Er gleicht in diesem Buch einem Fackelträger, der bei Nacht einen Berg hinansteigt, durch Gestrüpp und Geröll, sich ein Haus und Herdfeuer zu suchen, will sagen: einen Weg, ein Ziel, eine Stätte für förderliche Arbeit und neue Hoffnung seines Volks. Aber die Fackel flackert, sie wirft gesprenkelte Lichter in wirrem Schein, von Qualmsträhnen durchbrochen, auf die Umgebung und — auf halbem Wege, der Titel trifft zu, bleibt der Steiger stehen. Trotzdem: ein Dichter ging diesen Weg, und fesselnd genug sind die Bilder, die das versprengte Fackellicht aus dem Dunkel unserer Zeit hervorzaubert.

Die letzten Sprößlinge einer preußischen Adelsfamilie und ein Halbjude — er hat vom Vater, einem verbummelten „Christen", den Namen, von der Mutter jüdisches Blut und jüdische Geistigkeit geerbt — sind die Hauptgestalten des Romans. Alle drei verbindet Freundschaft miteinander — und mehr als das. Die beiden Kinder des alten Generals, der, nach verlorenem Kriege, tagaus, tagein über Schlachtplänen brütet oder Versuche mit neuen Sprengstoffen macht, sind in völligem Gegensatz zu ihm geistig und seelisch naheverwandt. Sie haben ihren Wesenskern von der Mutter, die nach einem heftigen Streit mit ihrem Mann um der Kinder willen in den Tod gegangen ist. Die Liebe zwischen Gebhard und Gisa ist vom Dichter sehr kühn behandelt: sie schreckt vor der Begierde nicht zurück, ohne freilich — aber das ist eigentlich nur ein Zufall — zum Äußersten zu gelangen. Dieser Zufall heißt Samuel Söchting, es ist ihr Freund, dessen Freundschaft mit Gisa bald jene angedeutete Grenze überschreitet. Beide leben, ohne verheiratet zu sein, in freier Liebe, die nicht ohne Folgen bleibt. Aber Gisa fühlt, daß sie im Grunde ihres Herzens nur den Bruder liebt, der mit jenem Bündnis indessen durchaus einverstanden ist. Alle drei sind begeisterte Pazifisten, besonders Gebhard, der als Reiseapostel für diese seine Lebensaufgabe stirbt —: in einer Arbeiterversammlung wird er von Mißverstehenden erschlagen. Die Schwester, die sich inzwischen als Schauspielerin versucht hat, droht an diesem schrecklichen Ausgang zu zerbrechen, sie schließt sich enger an Samuel an, um einen Halt zu haben. Der aber, obwohl er eine große Erbschaft gemacht hat, ist des Lebens überdrüssig, nach einem letzten Genießen, einem üppigen Feinschmeckermahl, vergiftet er sich durch Gas. Gisa lebt nun einsam mit einem Kinde, in stiller Zurückgezogenheit, Menschenfeindin und doch Wohltäterin, mit Übersetzungen beschäftigt.

Obwohl diese Vorgänge, so wie sie im Roman dargestellt sind, etwas gewaltsam anmuten, liest man das Buch doch mit angespannter Teilnahme bis zu Ende. Es ist ein echter Eulenberg, voll Geist und Herz, voll Phantasie und Gestaltungskraft, aber auch mit Zickzackzügen, Seitensprüngen, mit vielen Übertreibungen und Verschärfungen, mit durchgehender Abneigung gegen lebenswahre Begründung, seelische Verknüpfung, mit romantischen Absonderlichkeiten. Wie immer vertieft er sich liebevoll in die Ausmalung von Nebengestalten, seltsamen Phantasiegeburten aus Dichterland, — so gehört die Erscheinung des Einsal, eines alten Sonderlings und Einsiedlers, zu seinen besten — wie immer versteht er in feinsinniger Art die Unwägbarkeiten des Daseins zu beleben, und die Menschen, an denen ihm gelegen ist, ziehen uns zu sich, weil sie, wie die seiner Dramen und wie schließlich ihn selber, ein zu volles Herz und ein zu heftiges Ringen auszeichnet, der Rätsel und Schicksale des Seins Herr zu werden. Sie scheitern alle in diesem Buch, sie bleiben „auf halbem Wege" liegen. Aber ein großer Trost: dichterisches Vertrauen in das Edelbeschwingte letzten Weltgeschehens liegt über all der Schwere, das der Dichter offenbar selber, wenn auch in anderer Form, durchlebt hat, denn dies Buch ist mit seinem Herzblut geschrieben.

Verschnörkelt und romantisch, wie das bei Eulenberg kaum anders zu erwarten, ist dieser Roman doch von dem zarten musischen Hauch echter Künstlerschaft durchweht, aber seltsam mit timonischem Grimm auf die Menschen gepfeffert. Sein Samuel Söchting ist der ironisch-skeptische Raisonneur, der wilde Ankläger der Konvention und der gesellschaftlichen Zustände, dem wir, wenn auch verkleidet, in

Digitized by Google

fast allen Dramen Eulenbergs schon begegnet sind — er ist der Held im „Dogenglück", in der „Leidenschaft", er grüßt grimmig als „Ritter Blaubart", als Graf Walewski, als Fürst von Waldeck, als Anselm im „Natürlichen Vater", wo ihn der Dichter freilich nicht mehr so bitter ernst nimmt wie früher und wie — jetzt. Stiefkinder des Schicksals sind sie alle, die Eulenberg am Herzen liegen. Für die anderen aber hat er nur verständnislose, oft gehässige Kälte. Das freilich schränkt seinen künstlerischen Horizont und zugleich seinen dichterischen Rang ein. Hier wäre ihm ein höherer Standort, das humoristische Auge zu wünschen, mit dem ein Jean Paul, ein Dickens, ein Raabe und Keller auf die Unvollkommenheiten und Verschrobenheiten des Lebens und der Menschenerscheinung hinabblickt, statt sich, was einem Weltkenner schlecht ansteht, ihnen wütend und schimpfend gegenüberzustellen. Doch ist es, das wollen wir nicht verkennen, ehrlicher Dichterzorn, den Eulenberg sich offenbar von der Seele schreiben mußte.

Leider nicht das allein. Mit allen möglichen Fragen unserer Zeit und einigen anderen muß er in diesem Buch fertig werden: Erziehung, Religion, Politik, Pazifismus, Judenfrage und Zionismus, erotische und geschlechtliche Probleme, Kirche, Schauspielkunst, Ehe, Literatur, Geselligkeit, Sozialismus, Nationalität — das alles und manches andere wird mit Temperament, Ehrlichkeit und Geist erörtert und trägt so jedenfalls, auch wo man widerspricht, zu ernstem Nachdenken, also zur Klärung dieser Fragen bei. Daß Eulenberg dabei kaum jemals zum Ziel gelangt, wie er in dem Titel selbst bekennt, tut nichts zur Sache. Wir sind ja alle noch Sucher im Dämmerlicht.

Verstimmend wirkt die Anmaßung, mit der Eulenburg unter dem Titel „Bedientenvolk" mit den Deutschen abrechnet — er, der selber ein Deutscher in Reinkultur ist. Das Kapitel beginnt: „Knechte sind sie samt und sonders die Deutschen." Nur gut, daß er sich also augenscheinlich nicht vergißt. Er kommt dann zu einem pathetischen „Fluch über". Er spricht sein päpstliches „Anathema" über Kant, Goethe, Schiller und Bismarck aus. Im ersten Augenblick ärgert man sich über die penetrante Wichtigtuerei. Dann aber beginnt, sobald man nämlich zu seinen Begründungen gelangt, die Heiterkeit zu siegen. Da liest man — und ist versucht, eine Abschrift davon seinem humoristischen Hausschatz einzufügen — daß Goethe eine „laue Hofschranze" war, man liest wörtlich: „Schmach über diesen breitesten (!) und reichst (!) veranlagten Dichter Deutschlands, der die Ehrfurcht vor der Obrigkeit und den Herrschern dieser Welt verjambelt (!) hat und in seinem Alter die metternichsche Rückschrittelei ruhig wirken und wüten ließ." Man liest, daß Eulenberg einen Schiller nur als den Sänger des Grafen von Habsburg und des „Kampfes mit dem Drachen" kennen will, und man — lacht über diesen „Kenner", der auch darin ganz Deutscher ist, daß er — als Jurist — mit päpstlicher Unfehlbarkeit das letzte Wort spricht, wo ihm mitunter zu raten wäre, zunächst einmal über das erste nachzudenken. Nur das Zeitgemäße erscheint Eulenberg groß. Dummköpfe oder Schurken, oder beides zugleich, sind ihm die Geister der Vorzeit, die noch nichts von den Zeitströmungen unserer Tage wußten. Gehen wir mit einem Lächeln über diesen Tiefsinn hinweg ...

Aber wer sein Senkblei so unermüdlich und hastig an jeder Stelle auswirft, bringt wohl eben die Geduld nicht auf, es ganz bis zur „Ergründung" in die Tiefe gelangen zu lassen. Und auch wenn man sich genötigt sieht, einem so heftigen Kritiker, wie Eulenberg, einmal „seine Meinung zu sagen", tut das der großen Schätzung seiner dichterischen Persönlichkeit nicht den geringsten Abbruch. Er ist, in diesem Roman mehr als je, einer unserer Besten und Ersten (nicht ersten besten), ein verträumter Poet, den man um seines edlen, menschlich-hohen Sinnes, um seines verwundeten Herzens, um seines ehrlichen Zornes und nicht zuletzt um der schönen Melodik seines seelischen Erlebens willen lieben muß.

Der Gehalt und die literaturgeschichtliche Bedeutung dieses Buches verlangten unabweislich eine längere Auseinandersetzung. Wenn das bei dem Folgenden nicht notwendig scheint, so liegt das in der Hauptsache daran, daß der Stoff sowohl wie die Art des Erzählers bekannt sind.

Georg v. Ompteda s Roman Es ist Zeit darf vielleicht als der wertvollste dieses ausgezeichneten Epikers gelten, und wir begrüßen das um so freudiger, als sein letzthin unternommener Versuch, einen neuen Stil im „neuen Blaubart" zu finden, uns nicht ganz geglückt schien. Mit diesem Roman, der die Geschichte des Tiroler Aufstandes 1809 behandelt, hat Ompteda einen sehr glücklichen Griff getan. Seit vielen Jahren in Tirol ansässig, kennt er Land und Leute jenes Aufstandes genau, denn dort, in den Einsamkeiten der Gebirgswelt, verändern sich die Sitten und die Charaktere nicht so schnell wie anderwärts. Nach umfangreichen und eindringenden Studien, in langjähriger Arbeit hat Ompteda den Stoff vorbereitet, um ihn dann mit der ganzen Sicherheit seiner reifen Erzählungskunst zu packen und zu gestalten. Als er den Plan zu diesem großen Geschichtsroman faßte, konnte er nicht ahnen, daß bei seiner Vollendung eine noch schlimmere „Falotten"-Herrschaft (Falotten nannte man 1809 in Tirol die Franzosen) über das deutsche Land gekommen sein werde. So ist der Roman „aktuell" geworden, aber er ist mehr als das, er ist ein starkes, ehrliches Buch, das den geschichtlichen Stoff realistisch meistert (im Gegensatz zu anderen Romanhistorikern, die entweder klein, d. h. dekorativ wie Ebers und Felix Dahn, oder überlebens-

Digitized by Google

groß wie Kolbenheyer in seiner übrigens wundervoll pathetisch-symbolischen Dichtungsart verfahren). Man hat von diesem Buch, dessen Inhalt geschichtlich bekannt ist, mehr als einen Gewinn: man liest einen guten, fast dramatisch spannenden Roman, man freut sich an der Schilderung eines tüchtigen Menschenschlags inmitten großer Natur, man erlebt Geschichte und man erhebt sich an den menschlichen und vaterländischen Tugenden eines kräftigen Volksstammes, der nicht verzagt in tiefer Not. Mehr kann man von einem Buch nicht wohl verlangen.

Leichtere Ware bietet Carl Hagemann in seinem Novellenbüchlein Das Dutzend und die Eine. In feiner, liebenswürdiger Form plaudert der bewährte Bühnenleiter von dreizehn Frauen und dreizehn Schicksalen. Aus dem Leben der meisten zeigt er nur flüchtige Tagesausschnitte, die freilich, als Verkürzungen, Ausblicke eröffnen, bei anderen sehen wir in nuce ein ganzes Leben zusammengefaßt. Mit viel Skepsis und guter Kenntnis des Frauenherzens, aber auch nicht ohne das leise Lächeln eines versteckten Humors geschildert. Seine besondere Kunst bekundet Hagemann darin, den Leser durch halbe Verschleierung der eigentlichen Schicksale zu spannen. Schalkhaft überläßt er es uns, zu erraten, wer nun die eine ist, die nicht aufs Dutzend geht. Etwa Irene? Oder Margret?

In der Literatur geht sicherlich Ricarda Huch nicht aufs Dutzend. Das erweist sie auch in ihrem neuesten Werk Entpersönlichung. Es ist aus der Not unserer Zeit geboren und für ernste Deutsche geschrieben, die den ehrlichen Willen haben, dieser Not abzuhelfen. Die Dichterin beklagt es, daß unsere Zeit im Zeichen der Entpersönlichung steht, denn das bedeutet Entgeistigung der Natur. An Stelle der persönlichen Höherentwicklung tritt der Fortschritt von Wissenschaft und Technik. Der mechanisierende Verstand, der keine schöpferische Kraft ist, überwiegt das Gefühl, die schaffende Phantasie, die Liebe. Mit der Entpersönlichung hängt nach Ricarda Huch auch das Verfallszeichen unserer Tage zusammen: daß die Menschen durch Bequemlichkeit ihr Leben zu verlängern suchen und nichts mehr von jenen Opfern wissen wollen, nichts von der großen Verwandlung, von Verjüngung durch die Flammen. Wir haben nur die Wahl zwischen Erstarrung, das ist der wahre Tod, und Verwandlung, das ist der scheinbare Tod. Goethe gilt Ricarda Huch als der eigentliche Leitstern unserer Zeit, aber auch andere große Männer: Luther, Schiller, Napoleon, Bismarck sind ihr Vorbilder. Weit in die Vorzeit hinauf verfolgt die kenntnisreiche Verfasserin die Wurzeln der Entpersönlichung. Schon mit Bacon wurde sie angebahnt, dadurch daß sich die naturwissenschaftliche Erkenntnis vom Individuum loslöste und der modernen Wissenschaft und Technik den Weg ebnete, die dem Menschen sein mystisches Verhältnis zur Allseele raubten. Nur die Not der Zeit kann helfen, indem sie jeden einzelnen auf sich selbst stellt und zwingt, sich persönlich für sich und andere einzusetzen." Das mit vielen Beispielen aus der Literatur beladene Bekenntnisbuch ist in seinen Zielen nicht sonderlich scharf umrissen, aber es regt heilsam zum Nachdenken an, und mehr als einmal blitzt ein Sternlein auf, das unseren düsteren Weg erhellt und Richtung in die Zukunft weist.

Dagegen steht die Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich, die Fedor von Zobeltitz in zwei stattlichen Bänden vorlegt, so ganz unter dem Zeichen der Vergangenheit, daß man erstaunt den Kopf schüttelt und sich fragt: ist es denn möglich? So nah liegt uns zeitlich diese Welt, nur ein paar Jahre trennen uns von ihr, und doch scheint sie schon in unendlicher Ferne zu verdämmern. Das wilhelminische Zeitalter mit seinem Glanz und Pomp steigt da aus dem Grabe herauf: in heiteren, farbigen, wirklichkeitsgetreuen „Guckkastenbildern", wie der Chronist selber diese Berichte und Stimmungsbilder nennt, sehen wir diese Welt noch einmal zum Greifen deutlich — und ein seltsam gemischtes Gefühl überkommt einen. Wenn nicht die Revolution, so hat doch das lange und bis ins Innerste aufwühlende Erlebnis des Krieges uns die Augen darüber geöffnet, daß viel rein äußerlicher Schein, hohle Form und Repräsentation, viel Sorglosigkeit und Vertrauensseligkeit damals dem deutschen Menschen die ethischen Forderungen, die einem aufstrebenden Volk unerläßlich sind, verdeckte. Anderseits muß man im Vergleich jener Zeit mit der unseren dem Verfasser recht geben, wenn er sagt: „Aller Glanz ist verblichen, und wo der neue Reichtum sich in Pelz und Seidenkleid an die Oberfläche drängt, kann dem Kavalier von gestern übel werden ... Was dereinst aristokratisch hieß, davon ist kaum eine Begriffsbestimmung übrig geblieben."

Die fesselnden Plauderberichte, ursprünglich für die Hamburger Nachrichten in dem Zeitraum von 1894 bis 1914 geschrieben, geben ein lebendiges Bild des öffentlichen Berliner Lebens während dieser Zeitspanne. Sie sind erfüllt vom Reiz der Persönlichkeit, die hier in zwangloser, oft anekdotisch zugespitzter Form ihre Eindrücke schildert, ohne Vorurteile aber nicht ohne Charakter; liebenswürdig aber nicht ohne Kritik, im besten Sinne vornehm. Ein behaglicher, leicht humoristischer Ton, der einheitlich gewahrt wird, erinnert an das große Vorbild Fontane, alles ist natürlich, anschaulich und farbenreich. Ein Zeitbuch, das dauernden Wert behält, eine zuverlässige Quelle für den Kulturhistoriker, eine labende und erfrischende für den Leser, der in einer solchen Chronik mehr als Unterhaltung sucht.

Digitized by Google

# Illustrierte Rundschau

Max Pollak — Ausstellung ostasiatischer Kunst in Hannover — Tausendjahrfeier in Quedlinburg — Gebrauchs- und Ziergerät aus der Drechslerwerkstatt — Lithographien zur Bibel von Waske und Jaeckel — Kutzlebs „Zeitgenosse" — Paul von Kovacz — Zu unsern Bildern

Aus Wien, der klassischen Stadt des Tanzes, stammt der Künstler Max Pollak. Zwar ist er in Prag (1886) geboren, aber in Wien hat er bei Unger und Schmutzer den handwerklichen Grund für seine Kunst gelegt, und die heitere Sinnenfreude der alten Kaiserstadt hat starken Einfluß auf ihn ausgeübt. Er hat mit seiner Malerei und seiner Graphik das Gebiet der Landschafts- und Städteschilderung gepflegt und ist in seiner Entwicklung den glücklichen Weg zu kraftvoller Vereinfachung der Formen gegangen. Mit wachsender Stärke empfand er die Linie als das wichtigste Ausdrucksmittel seiner Kunst, und so war es nicht die willkürliche Wahl eines neuen Stoffgebiets, sondern innere Notwendigkeit, wenn er in neuerer Zeit Tanzbilder zu schaffen begann. Hier ist eine farbige Radierung aus einer größeren Folge von Blättern wiedergegeben: die Tänzerin Kitty Starling. Alles Beiwerk, wie etwa der Hintergrund fällt weg. Die Wirkung ist einzig und allein auf den lebendigen Fluß der Linie gestellt, deren beredter Ausdruck sich nur den Tonwerten innig vermählt. Von gleichem Reiz ist das Bildnis der Wiener Schauspielerin Isa Marsen (zw. S. 208 u. 209).

Die Tänzerin Kitty Starling
Farbige Radierung von Max Pollak
(Mit Erlaubnis des Verlages von Fritz Mandel, Wien)

In der vorigen Rundschau wurde auf die starke Strömung hingewiesen, die vom fernen Osten her unsere abendländische Kunst befruchtet, ernsthafter, als das im 18. Jahrhundert schon einmal der Fall gewesen ist. Die Liebe des Sammlers freilich hat sich schon lange der fremden Welt von Indien, China und Japan zugewandt. Aber die Menge stand diesen Dingen ohne innere Teilnahme gegenüber. Es fehlt ihr auch jetzt noch eine klare Erkenntnis, aber sie ahnt wenigstens die Geschlossenheit der Weltanschauung, die Tüchtigkeit des Handwerks, die sich hier offenbart, und sie schaudert nicht mehr zurück vor den seltsamen Bildungen einer tiefsinnigen Phantastik. In einer ungläubigen und gesetzlosen Zeit empfindet man jede Art des Gottsuchertums als ehrwürdig, jede Form der Bindung als Wohltat.

Digitized by Google

Mehrarmige Form des Kuan-Yin
Bildwerk lamaistisch-tibetanischen Ursprungs

In diesem Winter hatte die Kestner-Gesellschaft in Hannover eine Ausstellung ostasiatischer Kunst veranstaltet, um die sich der vortreffliche Chinakenner Freiherr Gerhard v. Puttkamer und der künstlerische Leiter der Gesellschaft Dr. Paul Erich Küppers besonders verdient gemacht haben. Es war nicht die größte Ausstellung dieser Art, die je in Deutschland stattgefunden hat, aber sie war mit feinem Sinn für die Güte jedes einzelnen Gegenstandes zusammengebracht, und daß sie nicht allzu groß war, diente der Übersichtlichkeit und war für das Publikum ein schätzbarer Vorteil. Man wurde nicht von einer Überfülle des Fremdartigen bedrängt. Man hatte Muße, an der Hand eines von Prof. Dr. Georg Biermann mit einem wertvollen Geleitwort versehenen Kataloges sich in die Schönheiten der Kunst und des Kunstgewerbes von Ostasien zu versenken.

Im April begeht die Harzstadt Quedlinburg die Jubelfeier ihres tausendjährigen Bestehens. Sie ist keine der großen in deutschen Landen, aber ihre Geschichte ist so reich, die Denkmäler ihrer Vergangenheit sind so schön, daß wir uns bei ihrem Namen wieder einmal mit Stolz der vielfältigen Herrlichkeit unsers Vaterlandes bewußt werden. Man hat befürchtet, daß die Entthronung unsrer alten Fürstenhäuser reizvolle Mittelpunkte deutscher Kunst und Geselligkeit, deutschen Sonderwesens und Sonderstrebens in gleichförmige Mittelmäßigkeit versinken lassen würde. Eine Stadt wie Quedlinburg beweist, daß örtliche Über-

Amida, stehende Figur auf Lotosblume
Japanische Lackarbeit

Digitized by Google

lieferung durch ein Jahrtausend auch in der Bürgerschaft lebendig bleibt und kräftig weiterwirkt. Die Stadt zählt 27 000 Einwohner und ist in der Gegenwart durch ihre Blumenzucht berühmt. Sie liegt reizend am Nordrande des Harzes und erfreut den Besucher durch ihren romanischen Dom und malerische Fachwerkbauten echt niederdeutschen Gepräges. Aber so schön und wertvoll das alles sein mag: das Besondere ist es nicht. Das eigentlich Deutsche an ihr wie an vielen andern Städten und Stätten ist, daß in diesem Winkel unsre große Geschichte gespielt hat. Denn diese gleicht unsern mittelalterlichen Kaisern; sie hat keine feste Residenz wie in England, Frankreich oder Spanien; sie wandert von Landschaft zu Landschaft, von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm. Überall hat sich im Lauf der Jahrhunderte deutsche Größe emporgereckt, und so haben wir unzählige heilige Stätten.

Zu den ehrwürdigsten zählt Quedlinburg. Hier saß Herr Heinrich am Vogelherd und wurde deutscher König. Hier liegt er, einer der kraftvollsten und deutschesten Herrscher, mit seiner Gemahlin begraben. Hier stiftete Otto der Große das Damenstift, das durch Jahrhunderte starke politische Bedeutung hatte und unter dessen spätern Äbtissinnen und Pröpstinnen sich Amalie, die Schwester Friedrichs des Großen, und Aurora v. Königsmark finden. Reich ist der Anteil, den die Stadt am geistigen Leben Deutschlands genommen hat. Klopstock und der Geograph Karl Ritter sind hier geboren. Julius Wolff, Georg Ebers, die Heimburg, die unzähligen freundlichen Lesern Freude bereitet haben, sind hier aufgewachsen. Guths Muths, der

Zum 1000jährigen Jubiläum der Stadt Quedlinburg: Das Beudertsche Haus in Quedlinburg am Harz

Turner und Vaterlandsfreund, war ein Quedlinburger Kind, und auch die Frauenbewegung ist der mittelalterlichen Stadt zu Dank verpflichtet. Hier wirkte von 1754 bis 1762 als erste deutsche Ärztin Dorothea Christina Erxleben, eine Predigersgattin und treffliche Mutter hervorragender Söhne.

⁂ ⁂ ⁂

Unter dem Namen „Gebrauchs- und Ziergerät" stellte im Berliner Kunstgewerbemuseum die Berliner Drechslerinnung im Verein mit der Zentralkommission für das Drechslergewerbe Deutschlands Arbeiten aus, die ein lange Zeit in Verfall geratenes Handwerk in neuer Blüte zeigen. Auch hier hatte die Industrie eine jahrhundertalte, geschmackvolle Überlieferung fast ganz vernichtet. Und auch hier wurde die Not zu einer guten Lehrmeisterin. **Metall ist nach dem Kriege teuer geworden.** Das Holz

Möbel und Beleuchtungskörper aus der Ausstellung des Drechslergewerbes im Berliner Kunstgewerbemuseum

Digitized by Google

Aus der Lithographienfolge „Simson" von Erich Waske

wird wieder mehr verwandt. Das Drechslerhandwerk bekommt zu tun und nimmt darauf Bedacht, daß wir, da überhaupt nichts mehr billig ist, unsre Ansprüche an die Güte der Arbeit bedeutend gesteigert haben.

⁂ ⁂ ⁂

Vor längerer Zeit sind in einem Aufsatz von Dr. Georg Giesecke die Bilderhandschriften gewürdigt worden, die der kunstsinnige Berliner Verleger August Kuhn angeregt und veranstaltet hat. Von Erich Waske und Willi Jaeckel sind jetzt bei Kuhn zwei Lithographienfolgen erschienen, die, dem Sammler leichter zugänglich, das eigentliche Erlebnis jener Handschriften vermitteln: die religiöse Gesinnung unsrer ringenden Jugend. Waske hat einen Simson, Jaeckel eine Matthäuspassion geschaffen: der Dramatiker und der Lyriker, der Tatmensch und der Grübler, aber beide in einem tiefen Sinn gottinnig und weitentfernt von bloßem Artistentum.

⁂ ⁂ ⁂

Die kleine Vignette auf der letzten Seite stammt aus einem sehr bissigen Buch, das niemand lesen darf, der sich nicht selbst zum besten halten kann. Es heißt „Der Zeitgenosse", ist bei Erich Matthes in Leipzig als 100. Zweifäusterdruck erschienen und von A. Paul Weber mit phantasievollen Zeichnungen geschmückt. Geschrieben hat es Hjalmar Kutzleb. Er schießt mit scharfen Pfeilen auf die Verfallserscheinungen unsrer Zeit. Er ist unbarmherzig in seinem Spott. Er ist wie jeder Satiriker ein Lobredner des guten Alten, und wenn wir uns von seiner Verachtung der Gegenwart durchdringen lassen, bleibt uns nichts Gescheiteres, als uns aufzuhängen. Und diese Stimmung wäre in der Tat manchem zu wünschen.

⁂ ⁂ ⁂

Die Bronzeplastik von Paul von Kovacz hat eine Geschichte. Sie ist mit einer Anzahl anderer von gleicher Ausdruckskraft in einem Gefangenenlager in Frankreich entstanden. Ein deutscher Kamerad des jungen ungarischen Künstlers hat die Modelle unter großen Mühen nach Deutschland geschmuggelt. Hier hat sie nun Elert Seemann in Bronze gießen lassen und den Vertrieb übernommen (Berlin-Wilmersdorf, Lauenburger Str. 25). Kovacz

Aus der Lithographienfolge „Matthäuspassion" von Willi Jaeckel

Digitized by Google

Vignette von A. Paul Weber aus Kutzlebs: „Der Zeitgenosse"

ist ein kraftvoller Künstler, der die Bewegung mit Energie zusammenfaßt, man möchte sagen: ballt, wenn dieser Ausdruck von einem erkünstelten Expressionismus nicht allzu oft mißbraucht worden wäre. Man kann der Entwicklung des Bildhauers mit Vertrauen entgegenblicken. Sie wird nicht erstarren. Denn bei aller Stilisierung des Vorwurfs offenbart Kovacz auch hier, wie nahe er der Natur geblieben ist.

In dem Bielefelder Maler Gustav Wiethüchter lernen die Leser einen Künstler kennen, der in einer wirrsäligen und grüblerischen Entwicklung sich aus den Fallstricken der Theorien befreit und die ihm entsprechende Form des Ausdrucks gefunden hat. Nun, nach Überwindung im- und expressionistischer Stimmungen gelingen ihm so einfache und kraftvolle Werke wie seine Osterglocken (zw. S. 200 u. 201). — Hoffnung und Frühling atmen auch aus der Harzlandschaft von Willy ter Hell, einem unsrer schlichtesten und aufrichtigsten Landschaftsmaler aus der Schule Eugen Brachts (zw. S. 136 u. 137). — Was Unzähligen in Deutschland Arthur Nikisch war, kommt uns erneut zum Bewußtsein, wenn wir die meisterhafte Büste Hugo Lederers betrachten (zw. S. 144 u. 145). — Ein bewundernswert flottes Bild sind die Polospieler von Otto Dill, einem Münchner Maler aus der Schule Zügels (zw. S. 152 u. 153). — Der Österreicher Oskar Laske (geb. 1874) war ursprünglich Architekt und ist als Maler Autodidakt. Er ist in Krieg und Frieden viel in der Welt herumgekommen, hat sich an Monumentalaufträgen versucht und Bücher illustriert, hat Theaterdekorationen und Kostüme entworfen und seinen Faust graphisch gestaltet. Sein „Durchzug durchs Rote Meer" (zw. S. 176 u. 177) zeigt den Lesern, wie eigentümlich, wie erfinderisch er ist. Er hat etwas von mittelalterlicher Naivität, aber er ist doch gleichzeitig sehr elegant. Er hat Sinn für das Spiel der Phantasie, für das Dekorative und offenbart damit, wie echt sein Wissentum ist. — Leo v. Königs Kunst ist unsern Lesern vertraut und seine „Schlafende" eine so liebenswürdige Schöpfung, daß sie keines Wortes bedarf (zw. S. 184 u. 185). — Auch von Otto v. Franz war hier wiederholt die Rede. Seine „Gipfelrast" ist ein Bild voll Naturliebe und inniger Menschlichkeit (zw. S. 192 u. 193). P. W.

Ziehender. Bronze von Paul von Kovacz

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

• Januar 1922 •

Schriftleitung u. Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. — Jahresbezugspreis für valutapfl. Ausland M. 36.— bezw. M. 28.80 (zuzgl. M. 8.40 für Porto und Verp.), Inland M. 18.—. Anzeigen M. 1.50 für die einspaltige Millimeterzeile.

No. 5, XI. Jahrg.

# Südslawisch-deutsche Handelsbeziehungen.

Von E. Trott-Helge.

Letzten Meldungen aus Belgrad zufolge hat die Regierung den ihr vom Handelsminister vorgelegten Entwurf eines mit Deutschland abzuschliessenden Handelsvertrages gebilligt, der ihr erst vor wenigen Tagen zur Begutachtung vorgelegt worden war. Damit steht der Erledigung durch das Parlament nichts mehr im Wege und voraussichtlich wird auch sie mit der gleichen Schnelligkeit vor sich gehen, wie alle jene vorbereitenden Schritte, welche zur Vollendung des Entwurfes unternommen worden waren.

Man muss sich entsinnen, dass noch zu Beginn dieses Jahres ein dem Abschluss naher Handelsvertrag mit Deutschland zum Scheitern kam, weil man in Belgrad glaubte, auf die einstigen Verbündeten Rücksicht nehmen zu müssen. Seither hat die öffentliche Meinung einen starken Umschwung erfahren, zumal sich inzwischen aus der Handelsstatistik nur allzu deutlich ergab, wohin Südslawiens wirtschaftliche Interessen gravitieren. Ausschlaggebend dafür dürften die Ziffern des ersten Viertels des Jahres 1921 gewesen sein, die gegen Ende Mai herausgegeben wurden und erwiesen, dass an der Spitze der Abnehmer Südslawiens Deutsch-Österreich mit rund 42 % Anteil am südslawischen Export stand. Deutschland folgte mit 18,8 %, doch ist eigentlich der deutsche Kunde an die erste Stelle zu setzen, da weitaus der grösste Teil der Ausfuhr nach Deutsch-Österreich Transitware für Deutschland umfasst. Italien nimmt mit 17,3 % die dritte Stelle ein, und es folgen sodann im weiten Abstande die Schweiz, Griechenland, die Tschechei, Frankreich, Ungarn, die von Italien besetzten Gebiete und schliesslich mit ganz geringen Anteilsziffern England, Rumänien, Belgien usw. Diese Ergebnisse haben allen, die sehen wollten, die Augen geöffnet, und es ist bemerkenswert, dass nach Bekanntwerden der Statistik in den Kreisen der serbischen Kaufmannschaft lebhafte Erörterungen darüber folgten, dass Südslawien seine eigenen Interessen vernachlässige. Zum Sprachrohr ihrer Wünsche machte sich ihr Organ, der „Trgowinski Glasnik", der im August 1921 einen Aufsehen erregenden Artikel brachte, in dem für baldigste Regelung der Handelsbeziehungen zu Deutschland rückhaltlos eingetreten wurde, unter dem Hinweise, dass Südslawien nicht nötig habe, immer der letzte zu sein, wenn es um die Sicherung wirtschaftlicher Vorteile ginge. Unter Hinweis auf die schon wiedergegebene Statistik und das rasche Anwachsen des gegenseitigen Handelsverkehrs erörterte das Blatt den grossen Nutzen, den beide Länder aus geregelten Handelsbeziehungen haben würden.

Wenige Tage später vermochte das Blatt zu melden, das Ministerium für Handel und Industrie habe ihm mitgeteilt, die Regierung werde alsbald Schritte bei der Regierung der Deutschen Republik zum Zwecke des Abschlusses eines Handelsvertrages unternehmen. Der „Trgowinski Glasnik" knüpfte daran die Feststellung, dass keine gewichtigen Gründe mehr beständen, die gegen den Vertrag sprächen. Ausserdem hätten bereits viele Deutschland früher feindliche Länder Handelsabkommen geschlossen, auf Grund deren der Handel sich lebhaft entwickeln könne. Südslawien habe also keine Zeit mehr zu verlieren.

Die südslawische Regierung hat ihre Zusage eingelöst. Kurze Zeit nach der abgegebenen Erklärung begab sich eine Delegation nach Berlin, um die vorbereitenden handelspolitischen Arbeiten in die Wege zu leiten. Es mag für den raschen Fortgang der Verhandlungen von hohem Nutzen gewesen sein, dass unmittelbar vorher jenes Reparationsabkommen zustande gekommen war, wonach Südslawien an Stelle von Zahlungen Sachleistungen erhält, und zwar 400 deutsche Lokomotiven und 4000 Waggons, deren Wert die Reparationskommission in Paris nunmehr mit etwa 1½ Milliarden Mark beziffert hat. Südslawien ist damit als eines der ersten Länder auf einen Standpunkt getreten, der, von Zweckmässigkeitsgründen geleitet, den weltwirtschaftlichen Wiederaufbau

Digitized by Google

tatsächlich vertritt und fördert. Das muss dem jungen Staate als Verdienst angerechnet werden!

Wie sehr gerade jetzt, im Zeichen des tiefsten Valutaelends Deutschlands, der seinem Abschlusse entgegenreifende deutsch-südslawische Handelsvertrag von beiderseitigem Nutzen werden kann, dazu bedarf es nur der kurzen Andeutung, dass der deutsche Kaufmann nicht mehr in der Lage ist, in Ländern mit hochstehender Valuta Einkäufe vorzunehmen, ohne dem Verbraucher beispiellos hohe Preise abnehmen zu müssen. Südslawien gehört gleich Deutschland zu den valutakranken Ländern. Seine Handelsbilanz ist stark passiv, seine Zahlungsbilanz nicht minder. Der Dinarkurs bewegt sich in rasch abwärts gleitender Richtung. Darin konnte durch die um die Mitte des September erlassenen handelspolitischen Massnahmen: Absperrung gegen die Luxuswarenzufuhr, Herabsetzung der Ausfuhrzölle und teilweise gänzlicher Fortfall, Aufhebung des freien Valutahandels und strenge Strafbestimmungen gegen den Dinarschmuggel kein Einhalt getan werden. Vielmehr setzte sich der Rückgang des Dinarkurses fort, so dass neuerdings wieder strenge Regierungsmassnahmen gegen den Valutahandel erwogen werden. Wenn jetzt Südslawien die Ungunst oder Gunst der Zeit ausnutzt und Deutschland in seinen Hauptausfuhrerzeugnissen: Getreide und Mehl, Vieh und Fleisch, edle und unedle Hölzer, Eier, Hanf, Obst, Gemüse und Früchte zu vorteilhaften Preisen Angebote machen kann, wohlgemerkt, zu Preisen, die sich wesentlich günstiger stellen als die Offerten des hochvalutierenden Auslandes, so wird und muss es mit Deutschland noch sehr viel besser als bisher ins Geschäft kommen. Anderseits wird eine Ausnutzung der deutschen Notlage die Hoffnungen der serbischen Kaufmannschaft von vornherein vernichten.

Der serbische Kaufmann gilt als streng rechtlich, vertrauens- und kreditwürdig. Leider ist Südslawien stark mit ausländischen Elementen durchsetzt, die diese Eigenschaften nicht immer für sich in Anspruch nehmen können. Es kommt hinzu, dass, wie schon angedeutet, der Zwischenhandel bzw. Transithandel über Deutsch-Österreich einerseits zwar fördernd auf den Verkehr, anderseits aber auch stark verteuernd für die deutschen Warenbezüge wirkt. Wenn demnach Wege gesucht und gefunden werden, um die Beziehungen direkter und unmittelbarer zu gestalten, so wird das für beide Länder nur von Vorteil sein. Hierzu muss allerdings betont werden, dass es heutzutage ein ziemlich aussichtsloses Beginnen ist, nach Südslawien zu reisen, um dort Orders aufzunehmen oder einzukaufen. Dazu sind vor allem die pünktlichen Lieferungsmöglichkeiten und die Transportverhältnisse noch zu schwierig. Man verweist darum mit vollem Rechte auf die Notwendigkeit der Unterhaltung guter Vertretungen in Südslawien. Auch Konsignationslager leisten gute Dienste. Es wird demnach darauf ankommen, die Ausdehnung des kommissionsweisen Ein- und Ausfuhrgeschäftes serbischer Kaufleute zu fördern. Insbesondere für den deutschen Fabrikanten ist ein Zusammengehen mit einer angesehenen südslawischen Firma das einzig Richtige. Denn wenn auch der Handelsvertrag Klarheit über den ominösen § 18 des Versailler Friedensvertrages, die Ergreifung deutscher Vermögen im Auslande schaffen wird, so bleibt doch die Tatsache bestehen, dass eine eigene deutsche Niederlassung in Südslawien sich äusserst teuer stellt.

Zu dem abzuschliessenden Handelsvertrag ist noch kurz darauf hinzuweisen, dass Südslawien seit dem 16. Juli 1921 einen Zolltarif in Wirksamkeit gesetzt hat, dessen Sätze sich in Goldwerten verstehen und die, wenn auch nicht wesentlich gegen früher erhöht, so doch für Länder mit vertraglosem Zustande durchschnittlich um 100% erhöhte Sätze, den vertraglichen gegenüber bedingen. Und da für Südslawien mit seiner sehr primitiven Industrie für die Einfuhr aus Deutschland zumeist veredelte Erzeugnisse: Maschinen, Textilien, Werkzeuge usw. in Frage kommen, deren Sätze an sich hohe sind, schon aus finanzwirtschaftlichen Gründen, so wird der Handelsvertrag mit den vorgesehenen Ermässigungen das Geschäft mit Deutschland wesentlich erleichtern. Besonders wenn, wie schon für gewisse landwirtschaftliche Maschinen geschehen, Zollfreiheit bei der Einfuhr gewährt wird.

Welche Zugeständnisse Deutschland machen konnte, ist noch nicht bekannt. Es ist für Deutschland durch den Friedensvertrag und die Meistbegünstigung der alliierten Länder stets ein missliches Ding, beim Abschluss von Handelsverträgen Sondervorteile zu gewähren. Aber schliesslich sind Deutschland und Südslawien Länder, die sich im Güteraustausch ergänzen, wie wenige andere. Auf der einen Seite hohe industrielle Entwicklung und starker Bedarf für jene Lebensmittel und Rohstoffe, deren Bevölkerung und Industrie bedürfen, auf der anderen Seite überwiegend Landwirtschaft und Hausindustrie. Primitivste Anfänge einer modernen landwirtschaftlichen und industriellen Entwicklung, die fast jegliches Fabrikat und Gerät einzuführen zwingen. Die Tatsache, dass das primitive Agrarland Südslawien nur verhältnismässig wenige Importartikel nach Deutschland liefern kann, erleichtert demnach die Schwierigkeiten der vertraglichen Zugeständnisse und kompliziert auch die Meistbegünstigungsfrage nicht bis zu einer für Deutschlands Wirtschaftsleben nachteiligen Weise.

Zusammenfassend kann es demnach auch von deutscher Seite nur begrüsst werden, wenn es zu einem Handelsvertrage kommt. Zumal dann, wenn Südslawien den gewiesenen Wegen folgt, gemässigte Bahnen einschlägt, und wenn seine Kaufmannschaft die Eindeckungsschwierigkeiten Deutschlands in jenen Erzeugnissen berücksichtigt. Getreide und Mehl, Vieh und Fleisch, Früchte, Eier, Hanf, Wolle, tierische und pflanzliche Fette müssen zur Sicherstellung der Ernährung des

Digitized by Google

deutschen Volkes zum grossen Teile vom Auslande hereingenommen werden. Durch die deutsche Valutanot werden Bezüge von Übersee vielfach verteuert, ohne dem Produzenten tatsächlich Nutzen zu lassen. Für Südslawien liegen die Dinge anders. Sein unterwertiger Dinarkurs lässt dem serbischen Landwirt und Kaufmann Nutzen, wenn die Forderungen sich in bescheidenem Rahmen halten, ohne dass übermässige Valutagewinne erstrebt werden.

Man sagt dem südslawischen Kaufmanne viel Gutes nach. Man rühmt seine Zuverlässigkeit und Rechtlichkeit. Er wird Deutschland gegenüber den Befähigungsnachweis für Tüchtigkeit, Klugheit und geschäftlichen Weitblick erbringen können oder für das Gegenteil. Je nachdem er sich auf die durch den kommenden Handelsvertrag mit Deutschland vorauszusehenden geschäftlichen Entwicklungsmöglichkeiten einstellt oder nicht, sie in fairer oder unfairer Weise ausnutzt.

---

# Turbinen-Anlagen.

Von Ing. Constantin Redzich.

Je nach der Art, wie der Dampf in die Turbine hinein und von ihr fortgeleitet wird, unterscheidet man einzelne Klassen, die nach Grundsätzen ihrer Erfinder verwertet werden. Bei den Frischdampfturbinen mit Kondensationsbetrieb wird der Frischdampf von hoher Spannung in die Turbine eingeleitet und der Abdampf in einem Kondensator niedergeschlagen. Abdampfturbinen verarbeiten den Auspuffdampf von niederer Spannung aus Fördermaschinen, Walzenzugmaschinen, Dampfhämmern u. dergl., wobei der Abdampf gleichfalls in einem Kondensator niedergeschlagen wird. Mischdruckturbinen oder Mischdampfturbinen können gleichzeitig oder abwechselnd mit Frischdampf oder Abdampf betrieben werden, und zwar mit Frischdampf nur dann, wenn nicht genügend Abdampf zur Verfügung steht. Gegendruckturbinen, die mit Dampf von hoher Spannung gespeist werden und Dampf von niederer Spannung abgeben. Der Abdampf wird nicht in einem Kondensator niedergeschlagen, sondern mit vorgeschriebenem Druck zur weiteren Verwendung in eine Heizung u. a. eingeführt. Entnahmeturbinen oder Anzapfturbinen, die mit Frischdampf betrieben werden, der nur teilweise in einem Kondensator niedergeschlagen wird. Ein Teil des Dampfes von in gewissen Grenzen veränderlicher Menge wird aus einer Stufe niederen Druckes von der Turbine mit vorgeschriebenem Druck entnommen und zu anderen Zwecken verwendet.

Die von den Krupp-Werken ausgebildete Zoelly-Bauart ist in mehrere Stufen unterteilt, deren jede aus einem feststehenden Leitrade und einem mit der Welle umlaufenden Laufrade gebildet wird. In den Leiträdern wird der Druck des Dampfes in Geschwindigkeit umgesetzt. Infolge des Druckunterschiedes auf der Ein- und Austrittsseite wird der Dampf innerhalb des Leitrades beschleunigt und verlässt es mit grosser Geschwindigkeit, trifft gegen die gekrümmten Schaufeln des Laufrades, wird an diesen umgelenkt und gibt hierdurch den grössten Teil seiner Geschwindigkeitsenergie in der Umlaufrichtung an das Laufrad ab, um schliesslich mit entsprechend verringerter Geschwindigkeit aus den Laufschaufeln zum Leitrad der folgenden Stufe zu strömen. In dieser Weise wird in jeder Stufe ein Teil des Druckunterschiedes zwischen Kessel und Kondensator ausgenutzt, so dass der Dampfdruck innerhalb der Turbine nach dem Kondensator hin stetig abnimmt.

Die Dampfturbine Thyssen-Röder ist eine Gleichdrucküberdruckturbine. In der bei dieser Verbundturbinenart üblichen Weise dehnt sich auch hier der Dampf zunächst in diesen bis auf ein genügend grosses Volumen, niedrige Spannung und niedrige Temperatur aus, um seinen Arbeitsinhalt an ein Geschwindigkeitsrad abzugeben, hinter welchem er unmittelbar die Trommel beaufschlagt.

Das Hauptanwendungsgebiet der Turbine ist der Antrieb von unmittelbar gekuppelten elektrischen Stromerzeugern, insbesondere Drehstromgeneratoren. Bei derartigen Anlagen wird der Oberflächenkondensator unmittelbar unterhalb der Turbine aufgestellt. Die Kühlung, die Entlüftung und die Förderung des sich bildenden Kondensats erfolgt durch einen aus Kühlwasserpumpe, Strahlluftpumpe und Kondensatpumpe bestehenden Maschinensatz, der mit der antreibenden Hilfsturbine auf gemeinsamer Platte sitzt. Überall dort, wo es sich darum handelt, grosse Leistungen bei hohen Umlaufzahlen zu erzeugen, lässt den Einbau von Turbinenanlagen vorteilhaft erscheinen, beispielsweise zum Schiffsschraubenantrieb, unter Zwischenschaltung von Übersetzungsgetrieben, wegen der damit zusammenhängenden Raumersparnis. Ebenso ist die Unempfindlichkeit der Trommel gegenüber von aussen kommenden Erschütterungen bei der Anwendung an Bord besonders angenehm bemerkbar.

Als wichtigste Einzelheiten einer Dampfturbine sind aufzuzählen der dampfführende Teil, die Leitkanäle, in denen der Dampfdruck in Geschwindigkeiten umgesetzt wird, und die entweder als Parallelkanäle oder sich erweiternde Kanäle ausgeführt werden. Die Schaufeln dieser Leitkanäle sind in die Laufräder unmittelbar eingegossen, die Laufradschaufeln in den Laufradkranz eingesetzt. Die Laufräder werden so stark

Digitized by Google

bemessen, dass ausreichende Seitensteifigkeit gegen Schwingungen gewährleistet ist. Die Welle erhält im allgemeinen Abmessungen, die ihre Betriebsdrehzahl hinreichend weit von der kritischen Drehzahl entfernen lassen und um besonders hohen Anforderungen hinsichtlich der Festigkeit zu genügen wird sie zuweilen mit den Laufrädern aus einem Stück hergestellt. Hierdurch wird gleichzeitig der Vorteil erreicht, dass der Durchmesser des Undichtigkeitsquerschnittes an der Leitradzwischendichtung auf das geringste Mass verkleinert wird.

Das gusseiserne Gehäuse ist gleich den Leiträdern längs der wagerechten Mittelebene geteilt, so dass durch Abheben der oberen Gehäusehälfte das Innere der Turbine gut zugänglich wird. Der Dampf tritt in die Hochdruckstopfbuchse von der Gehäuseseite ein und wird hier in den durch die Kohlenringe gebildeten kleinen Spielräumen nach aussen zu abgedrosselt, so dass die Stopfbuchsringe labyrinthartig den Dampf absperren. Der aus der Hochdruckstopfbuchse abströmende Dampf wird in eine Niederdruckstufe der Turbine geleitet, um dort noch Arbeit zu leisten. Ein Schnellschlussventil stellt die Turbine selbsttätig ab, so dass aus irgendeinem Grunde die Umdrehungszahl die normale um einen vorausbestimmten Betrag übersteigt. Die Drehzahlverstellung geschieht durch einen Regler, der entweder von Hand oder vermittels Elektromotor in Bewegung gesetzt wird.

Eine Turbine kann durch Öffnen eines Zusatzventils, das Frischdampf in eine spätere Stufe führt, bei Kondensationsbetrieb um 25% der normalen Leistung überlastet werden. Es ist auch möglich, die Anordnung in einer Weise zu treffen, dass das Zusatzventil an Stelle von Hand durch den Regler selbsttätig geöffnet und geschlossen wird.

Turbinen- und Generatorenwelle werden durch eine starre oder elastische Kuppelung verbunden. Die Lagerung des gesamten umlaufenden Teils erfolgt dementsprechend in 3 oder 4 Traglagern und ist von den jeweiligen Verhältnissen abhängig.

Für Dampfturbinen kann grundsätzlich jede Art von Kondensation Verwendung finden, welche die für einen wirtschaftlichen Turbinenbetrieb erforderliche hohe Luftleere erzeugt. Am besten eignet sich hierfür die Oberflächenkondensation, die einerseits die Erreichung des grösstmöglichen Vakuums gestattet, anderseits den Vorteil bietet, das vollständig ölfreie Kondensat, das auch keine Kesselsteinbildner enthält, ohne weiteres wieder zum Kesselspeisen verwenden zu können.

Der Oberflächenkondensator wird nach dem Gegenstrom-Grundsatz gebaut. Der Dampf tritt oben in den Kondensator ein und durchströmt ihn ohne Richtungsänderung senkrecht von oben nach unten. Das Kühlwasser läuft zunächst durch die unteren Kühlrohre, um unter mehrfacher Umkehrung seines Laufes den Kondensator zu verlassen.

Turbokompressoren weisen folgende Konstruktionseinzelheiten auf: Der Rotor besteht aus einer kräftigen Welle mit den einzelnen Laufrädern, deren Anzahl sich vorwiegend nach dem verlangten Enddruck richtet. Erfordert dieser eine relativ grössere Stufenzahl, so werden die einzelnen Laufräder auf mehreren Wellen angeordnet, die unabhängig voneinander gelagert und durch Kuppelungen angetrieben werden. Zur Aufnahme des Achsialschubes, der bei jedem nur einseitig saugenden Rotor auftritt, ist hinter dem letzten Rade ein Kammkolben vorgesehen, der von einem entsprechend ausgebildeten Gehäuse umschlossen wird und mitrotiert. Die freie Seite dieses Kammkolbens steht durch eine Rohrleitung mit der Saugseite des Kompressors in Verbindung, so dass auf die andere Seite des Kammkolbens eine dem Enddruck des Kompressors entsprechende Kraft wirkt, die dem Achsialschube entgegentritt und ihn aufhebt.

Das gusseiserne Gehäuse ist in der Mitte horizontal geteilt; die Kühlung für höheren Druck erfolgt für beide Hälften getrennt, indem das Kühlwasser an einem Kompressorende eintritt und nach Passieren sämtlicher Kühlkammern am anderen Ende wieder heraustritt. Der Widerstand der Kühlwasserkammern wird so niedrig gehalten, dass er den Widerstand des Oberflächenkondensators der Dampfturbine nicht oder doch nur unwesentlich übersteigt. Bei von Dampfturbinen angetriebenen Turbokompressoren kann deshalb die Kompressorkühlung unmittelbar an die Kühlwasserpumpe der Kondensation angeschlossen werden, während bei elektrisch angetriebenen Maschinen zweckmässig eine besondere Kühlwasserpumpe vorzusehen ist, für die jedoch einige Meter Druckhöhe genügen.

Die Regulierung wird je nach den Bedürfnissen des jeweiligen Betriebes zur Erzielung einer konstanten Windmenge oder Enddruckes ausgebildet. Eine Ausführungsform ist folgende: Ein Zentrifugalregler der üblichen Bauart verstellt den Steuerschieber der hydraulischen Regulierung und beeinflusst damit den Kraftkolben, der seinerseits das Absperrventil der Dampfturbine verstellt. In der Saugleitung des Kompressors befindet sich ausserdem eine Drosselklappe, die entsprechend der durchströmenden Windmenge verschiedene Lagen einnimmt und dadurch auf mechanischem oder hydraulischem Wege ebenfalls die Stellung des Einlassventils der Dampfturbine verändert. Im vorliegenden Falle verstellt die Drosselklappe die Schieberbüchse des Steuerschiebers und dadurch unter Vermittelung des Kraftkolbens das Absperrventil der Turbine. Es wirken also der Zentrifugalregulator der Turbine und die Drosselklappe des Kompressors im selben Sinne auf den Dampfeintritt ein. Die Organe der ersten Regulierung sind an jeder Dampfturbine ohnehin vorhanden; hinzu kommen lediglich die wenigen Teile für die Einwirkung der Drosselklappe, so dass die Regulierung des Turbokompressors nicht wesent-

Digitized by Google

lich vielgliedriger ist, als die Vorrichtungen, die zur Regulierung der Dampfturbinen meist benutzt werden.

Einfacher ist die Regulierung auf konstanten Enddruck. Hierbei ist nur notwendig, in das Regulatorgestänge eine Kraft einzuleiten, deren Grösse von dem Enddruck des Kompressors abhängig ist und diese Schwankungen des Luftdruckes auf das Absperrventil derart zu übertragen, dass bei sinkendem Luftdruck die Turbine schneller, bei steigendem Luftdruck langsamer läuft. Konstruktiv lassen sich diese Bedingungen immer durch Ausführung eines Kolbens erfüllen, dessen eine Seite mit der Druckluftleitung in Verbindung steht, wodurch die Regulatormuffe eine zusätzliche Belastung erfährt, durch deren Veränderung die Tourenzahl der Dampfturbine beeinflusst wird.

Aus den Darlegungen über die Regulierung lässt sich bereits erkennen, dass es zweckmässig ist, als Antriebsmaschine der Turbokompressoren Dampfturbinen zu wählen, weil man bei diesen immer in der Lage ist, in weiten Grenzen die Tourenzahl zu verändern und so den Anforderungen des Betriebes betreffs der Regulierung mit einfachen Mitteln gerecht zu werden vermag, als bei Elektromotoren, bei denen man meist an eine bestimmte Tourenzahl gebunden ist, oder doch nur einen relativ geringen Bereich für die Veränderung der Tourenzahl hat. Hinzu kommt noch, dass bei Dampfturbinenantrieb in der Regel höhere Tourenzahlen möglich sind, als bei Elektromotoren, dass es also bei Dampfturbinen meist möglich ist, die Kompressoren mit geringerer Stufenzahl auszuführen, als bei elektrischem Antrieb. Elektromotoren sollte man deshalb zum Antrieb von Turbokompressoren nur da verwenden, wo der Strom zu einem entsprechend niedrigen Preise zur Verfügung steht.

Eine kleine Abweichung von der allgemeinen Bauart stellen die Gassauger dar. Das Gehäuse derselben wird ohne Kühlung ausgeführt und erhält auch mit Rücksicht auf den Teergehalt sowie die sonstigen Verunreinigungen der zu fördernden Gase keine Diffusorschaufeln. Die Sauger dieser Bauart sind infolgedessen äusserst unempfindlich gegen Verschmutzungen und brauchen nur selten gereinigt zu werden. Die Stopfbüchsen werden bei diesen Saugern mit Wasser abgedichtet, weshalb ein Gasaustritt in den Maschinenraum unmöglich gemacht ist.

Gebläse vorstehender Bauart eignen sich auch zur Kompression von Leuchtgas für Gasfernwerke oder grosse Verteilungsnetze, sowie zum Absaugen und Verdichten von Gasen und Dämpfen in chemischen Betrieben.

Die AEG-Turbine für Schiffe ist eine horizontale Gleichdruck-Räderturbine von nur geringer Stufenzahl und wird in fünf verschiedenen Grössen mit einer Höchstleistung von 2300 WPS gebaut. Der Unterschied in der Bauart liegt in einer abweichenden Anordnung von Zahnradvorgelegen einerseits, dann aber tritt der Frischdampf durch besondere, vom Turbinengehäuse getrennte Düsenkasten in die Turbine ein und expandiert schon in der Düse der ersten Stufe auf eine verhältnismässig niedere Spannung, so dass Gehäuse und Stopfbüchsen nur mässigen Druck- und Wärmebeanspruchungen ausgesetzt sind. Die Turbine kann daher rasch in Betrieb genommen werden, ohne dass die Gefahr von Schaufelbeschädigungen oder sonstigen Anständen infolge von Wärmeverspannungen entsteht.

Diese allgemeinen Vorteile kommen um so mehr zur Geltung, wenn anstatt der direkt wirkenden, die hochtourige Turbine, die ihre Leistung durch ein Übersetzungsgetriebe an die Schraubenwelle abgibt, mit der Kolbenmaschine verglichen wird. Für die geringe Fahrgeschwindigkeit und niedrige Schraubenumdrehungszahl bei Handelsschiffen kommt die direkt wirkende Turbine nicht in Frage, denn eine hohe Umfangsgeschwindigkeit ist wirtschaftlich nur durch Erhöhung ihrer Umdrehungszahl zu erreichen.

Der wertvollste Faktor bei der Dampfturbine ist wohl die Eigenschaft, hohe Luftleere nutzbar zu machen. Bei Kolbenmaschinen wird kein Vorteil erzielt, wenn die Luftleere ungefähr 87 v. H. überschreitet, sondern es ist sogar eine Brennstoffvergeudung damit verbunden, da die Niederdruckzylinder- und Schieberöffnungen nicht mehr imstande sind, den Dampf von rasch ansteigendem Rauminhalt für niedrige Drucke aufzunehmen. Das Kondensat wurde für die Erzielung einer nutzlosen Luftleere unnötigerweise unterkühlt.

Das grössere Wärmegefälle, welches sich aus höherem Dampfdruck, hoher Überhitzung und Luftleere ergibt, kommt der Triebturbine in vollem Umfange zugute. Die gesamten Reibungsverluste betragen, je nach der Bauart, 1 bis höchstens 4 v. H., während die einer Dampfkolbenmaschine durchschnittlich auf 10 v. H. angenommen werden können. Gegenüber der Schiffs-Sattdampf-Kolbenmaschine des üblichen Aufbaus lässt sich eine Brennstoffersparnis von 30 v. H., und gegenüber der Heissdampf-Kolbenmaschine eine solche von 20 v. H. erreichen. Bei Triebturbinenanlagen beschreibt das Öl einen geschlossenen Kreislauf von den Pumpen zur Maschine und durch die Ablaufbehälter zu ersteren zurück. Der Ölverschleiss ist daher erheblich geringer, als bei einer Kolbenmaschine, von deren zu schmierenden Teilen das Öl zum grossen Teil in die Bilge abfliesst und deshalb nur einmal zur Verwendung gelangt. Der Raum- und Gewichtsbedarf der Triebturbine beträgt für mittlere Maschinenleistungen ungefähr $^1/_3$ desjenigen der gleichwertigen Kolbenmaschine. Aus diesem Grunde kann eine Triebturbine jederzeit in ein Schiff eingebaut werden, das ursprünglich für Kolbenmaschinenantrieb angelegt wurde. Die Wartung der Turbinenanlage ist bedeutend einfacher; sie erfordert, wenn die Maschine einmal eingestellt ist, tagelang keinen einzigen Handgriff zur Bedienung, während bei Kolben-

Digitized by Google

maschinen die Beaufsichtigung der wichtigsten Teile überhaupt nicht ausgesetzt werden darf. Die Triebturbine läuft sozusagen ohne Wartung und lässt keinen Unterschied im Betrieb bei langsamer oder voller Fahrt erkennen. Bei einigermassen sorgfältiger Bedienung findet fast keine Abnutzung statt.

Aus allen diesen Gründen kann mit Recht die Turbine als die Dampfmaschine der Zukunft angesprochen werden.

## Messe-Nachrichten.

**Die Termine der Leipziger Messen.** Die Leipziger Mustermessen werden zweimal im Jahre abgehalten. Die Frühjahrsmesse beginnt regelmässig am Sonntag vor dem ersten Montag im März, die Herbstmesse am letzten Sonntag im August. Die Allgemeine Mustermesse und die Baumesse dauern je eine Woche, die Technische Messe im kommenden Frühjahr versuchsweise drei Tage länger. Demnach beginnt die Leipziger

| Frühjahrsmesse | Herbstmesse |
|---|---|
| 1922 am 5. März | 1922 am 27. August |
| 1923 „ 4. „ | 1923 „ 26. „ |
| 1924 „ 2. „ | 1924 „ 31. „ |
| 1925 „ 1. „ | 1925 „ 30. „ |
| 1926 „ 28. Februar | 1926 „ 29. „ |

**Neue ehrenamtliche Vertreter des Leipziger Messamts.** Das Messamt für die Mustermessen in Leipzig hat in der letzten Zeit folgende ehrenamtliche Vertretungen neu errichtet:

Für Altserbien: Jugoslavischer Lloyd, A.-G., Belgrad, Brankowa ul. 12;

Für Slovenien, Kroatien und Dalmatien: Jacob & Valentin, Zagreb, Paromlinska Cesta 1;

„ Mazedonien und Thrazien: Hans Heitmann, Inh. d. Fa. John Campbell, Nachf., Saloniki, Rue Coundouriotis 1;

„ die südafrikanische Union und Britisch-Südafrika: Poppe, Schunhoff & Guttery, Kapstadt;

„ den westlichen Teil der Vereinigten Staaten: Karl Offers, San Francisco, 465 California Street;

„ Estland: Wilhelm Borchert, Reval, Brokusberg 16;

„ Rumänien für Siebenbürgen: W. Krafft, Sibiu (Hermannstadt), Grosser Ring 14;

„ Rumänien für den Banat: Banater Import- und Exporthaus, Timisoara (Temesvar), Innere Stadt, Bathorygasse 3.

**Ein Leipziger Messefilm.** Die Deutsche Lichtbild-Gesellschaft stellt im Auftrage des Messamts für die Mustermessen in Leipzig für Werbezwerke im In- und Auslande einen offiziellen

RSL Schutzmarke

RUD. SACK

LEIPZIG

RSL Schutzmarke

Scheibeneggen

in allen Grössen und Sonderausführungen

★

Starke Doppelscheibeneggen

für Motorbetrieb

★

Scheibenpflüge mit 2—4 Scheiben

★

Scheibendrills

★

Alle Ackergeräte

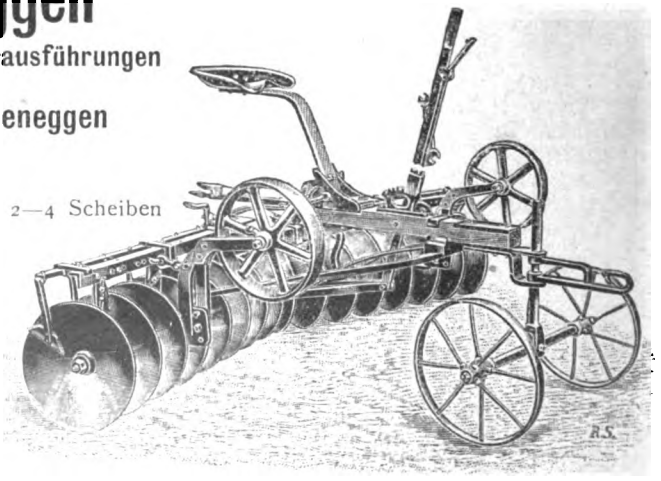
zur Kolonialwirtschaft

★

Anhängepflüge,

Kultivatoren

für Motorzugkraft



Kataloge werden auf Verlangen kostenlos zugestellt

Digitized by Google

Messevortragsfilm her. Der Film wird eine Übersicht über die Entwicklung der Messe und über ihre augenblickliche Bedeutung als internationaler Warenmarkt geben und dem Einkäufer alles das vor Augen führen, was auf der Leipziger Mustermesse ausgestellt ist.

**Eine Leipziger Baukunstmesse.** Der Bund Deutscher Architekten (B. D. A.) wird im Einvernehmen mit dem Messamt zur nächsten Leipziger Frühjahrsmesse eine Baukunstmesse einrichten, die eine selbständige Veranstaltung neben der Baumesse sein und zu dieser in einem ähnlichen Verhältnisse stehen wird wie die Entwurfs- und Modellmesse zur Allgemeinen Mustermesse. Sie wird baukünstlerische Entwürfe, fertige Ausführungen u. dgl. von Werken der Baukunst zur Ausstellung bringen, die in folgende Gebiete fallen: 1. Geschäftshäuser (Büro-, Laden-, Warenhäuser, industrielle Verwaltungsgebäude), 2. industrielle Anlagen und Werkhäuser; 3. Wohnhäuser (Stadt-, Land- und Kleinhäuser). — Die Baukunstmesse wird in der Diele des Alten Rathauses untergebracht und voraussichtlich aus dem Kreise der deutschen Architektenschaft stark beschickt werden.

**Die Deutsche Ostmesse Königsberg/Pr.** Das Messamt Königsberg hat die Ausstellerbedingungen für die Frühjahrsmesse 1922 (19. bis 24. Februar) neu herausgegeben. Die Frühjahrsmesse ist mit Ausnahme von landwirtschaftlichen Maschinen für sämtliche Warengruppen, die auf der letzten Herbstmesse vertreten waren, offen. Nur Fabrikanten und ausgesprochene Grosshandelsfirmen werden zugelassen. Die Standpreise sind unverändert geblieben. —

Die Bauarbeiten gehen ihrer Vollendung entgegen. Im Vorhof des Messegeländes sind zwei neue Flügel an Halle VI und VII angebaut worden, die teils zu Bürozwecken, teils zu Ausstellungszwecken benutzt werden sollen.

## Kleine Nachrichten.

**Die Lage in der Kali-Industrie.** In der am 1. Dezember 1921 abgehaltenen Gesellschafterversammlung des Deutschen Kalisyndikats berichtete der Vorstand u. a. folgendes: Trotz der bevorstehenden starken Preiserhöhung der Kalisalze, welche durch die seit Anfang Oktober eingetretene gewaltige Verteuerung der Produktion bedingt ist, müssen die Aussichten für den Inlandabsatz für die nächsten Monate günstig beurteilt werden. Die Lage der Landwirtschaft hat sich wesentlich gebessert. Erfahrungsgemäss kommt die Anpassung der Düngerpreise an die Selbstkosten stets zu spät. Das gilt auch für die neuen Preisanträge des Kalisyndikats, mit welchem sich der Reichskalirat in seiner Sitzung am 6. Dezember befasst hat. Der Absatz ist in den ersten elf Monaten i. J. 1921 gegen den gleichen Zeitraum i. J. 1920 um $^1/_2$ Million Doppelzentner Reinkali zurückgeblieben infolge ausserordentlich schlechter Wagengestellung. Das Verhältnis des Auslandabsatzes zum Inlandabsatz, welches sich im Frieden etwa wie 50:50 stellte, ist nach wie vor ungünstig. Dies ist vornehmlich auf die wirtschaftliche Lage in den Vereinigten Staaten von Amerika zurückzuführen, welche vor dem Kriege etwa $2^1/_2$ Millionen Doppelzentner Reinkali jährlich bezogen hatten. Die Geschäftsverbindungen sind wieder nach allen Ländern angeknüpft worden.

## Aus Industrie und Handel.

**Aus der Korbmöbelindustrie.** Wie wir erfahren, ist die Lieferung der Rohrmöbel für die 1. Kajüte des Dampfers „Bismarck" der Hamburg-Amerika-Linie wiederum der bekannten Korbmöbelfabrik Hugo Birnstiel, Koburg, übertragen worden. Diese Firma, die für ihre hochwertigen Leistungen und die besonders feinen künstlerischen Formen ihrer Erzeugnisse berühmt ist, hatte vor dem Kriege schon für den „Imperator" der Hapag die Rohrmöbelausstattung geliefert und auf diesem Riesendampfer Einrichtungen von besonderer Schönheit und erlesenem Geschmack geschaffen. Dass auch jetzt die Lieferung von der Hapag gerade dieser Fabrik übertragen worden, ist ein Zeichen dafür, dass sich die Leistungen auf genau der gleichen Höhe, wie früher befinden, ja sie vielleicht sogar noch übertreffen. Während der Messe in Leipzig hat

Digitized by Google

die Firma im Mädlerhaus ausgestellt, und es lohnt sich für alle zur Messe kommenden Ausländer, die Ausstellung dieser bedeutenden Firma zu besuchen.

*

**Ein neues Vorlegeschloss** eigenartiger Konstruktion bringt die Firma Hermann Arold jr., Halle a. S., in dem Aroldschen Patent-Sicherheits-Vorlegeschloss auf den Markt. Durch die neue Art der Konstruktion wird ein gewaltsames Öffnen fast völlig ausgeschlossen, so dass sich dieses stabile und schwere Vorhangschloss vorzüglich zum Verschliessen und Sichern von Eisenbahnwaggons, Speichern, Scheunen, Autogaragen usw. eignet.

Durch Verringerung der Zahl der Innenteile hat der Konstrukteur genügend Raum erspart, um die wenigen Teile des Mechanismus besonders stark und widerstandsfähig machen zu können.

Eine wesentlich vergrösserte Sicherheit gibt dem Aroldschen Schloss die besonders sinnreiche Konstruktion des Verschlusses. Der Schlüssel muss, nachdem er auf den Schlüsseldorn aufgeschraubt ist, eine bestimmte Drehung machen, wenn er durch einen kräftigen Zug so weit herausgezogen ist, als es der Mechanismus hergibt. Durch diesen kräftigen Zug löst sich der innere Verschluss aus einer Stellung, in der er in geschlossenem Zustande durch eine Spiralfeder festgehalten wird. Das Schliessen selbst ist in einer Sekunde bewerkstelligt, da der Mechanismus durch eine kleine Drehung der Schlosshaube nach rechts oder links einschnappt.

Nicht unerwähnt soll gelassen werden, dass die Schlösser in Serien zu zwölf verschiedenen Schlüsseln mit einem Hauptschlüssel geliefert werden können und die Gewindeart mit jeder neuen Fabrikationsserie gewechselt wird.

Gegen Witterungseinflüsse ist der Verschluss durch eine Haube geschützt, welche durch eine einfache Drehung eine Scheibe vor denselben legt. In diesem Zustande ist es auch möglich, dass das Schloss plombiert werden kann und nicht zu öffnen ist, ohne die Plombe zu zerstören.

---

## Bücherbesprechungen.

**Andrees Handatlas,** zweiter, revidierter Abdruck der siebenten Auflage. Herausgegeben von Dr. Ernst Ambrosius. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Wie gross das Bedürfnis nach einem zuverlässigen grossen Handatlas infolge der mannigfachen Grenzveränderungen nach dem Kriege ist, zeigt sich am besten darin, dass die 7. Auflage von Andrees Handatlas schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen vergriffen war. Es ist daher mit Freuden zu begrüssen, dass jetzt wieder eine neue Ausgabe des Werkes erscheinen konnte. Auch diese zeigt abermals eine grössere Reihe von Verbesserungen, indem alle seither bekannt gewordenen Grenzfestlegungen aufgenommen worden sind. Am meisten in die Augen fallend sind dabei die nach den Abstimmungen in den deutschen und österreichischen Randgebieten festgesetzten Grenzen und besonders die durch den Genfer Schiedsspruch bestimmte deutsch-polnische Grenze in Oberschlesien. Mit Trauer und Erbitterung sehen wir, in welcher Weise hier wieder gewaltsam ein Stück deutschen Landes aus dem Körper des Deutschen Reiches und Volkes herausgeschnitten wurde. Bemerkenswert ist auch, dass die Kärtchen der Sprachenverteilung in den deutschen Grenzgebieten, die, teils aus Böswilligkeit, mindestens aber aus Verständnislosigkeit, mehrfach zum Gegenstand völlig ungerechtfertigter Angriffe gemacht worden waren, jetzt in einer anderen Weise dargestellt sind; nun kommen auch die sprachlichen Minderheiten besser zur Geltung und die Karten werden auch dem einfältigsten Gemüte klar und anschaulich sein. Auch sonst ist vielfach die bessernde Hand zu erkennen, u. a. sehen wir z. B. auf der Verkehrskarte von Mitteleuropa zum ersten Male die regelmässigen Flugverkehrslinien eingetragen.

So ist nicht daran zu zweifeln, dass auch die neue Ausgabe von Andrees Handatlas trotz des zwar naturgemäss höheren, aber in Anbetracht der heutigen Verhältnisse für das Gebotene immer noch recht mässigen Preises wieder ebenso begeisterte Aufnahme finden wird wie die vorhergehenden.

Digitized by Google

**Meiers Adressbuch der Exporteure.** Verlag Rudolf Dudy, Hamburg. Preis M. 95.—

Dieses Werk, dessen 10. Auflage der Verlag soeben herausbringt, ist für alle Firmen, welche neue Verbindungen wünschen, von unbegrenztem Wert, denn es verzeichnet rund 7500 Export-Handelshäuser und Einkäufer an den Hauptplätzen Europas, deren Absatzgebiete und die Artikel, welche sie exportieren, ferner etwa 10 000 Export-Fabrikanten, Schiffahrtgesellschaften, Spediteure usw. nach Branchen geordnet, sowie 40 000—50 000 Importeure und Handelshäuser in Asien, Afrika, Nord-, Mittel-, Südamerika und Australien unter Angabe der von ihnen importierten Waren. Die Anschaffung des etwa 1000 Seiten starken Werkes kann nur warm empfohlen werden.

**Gold- und Papiergeld.** Von Prof. Dr. Lassar-Cohn. Verlag von Leopold Voss, Leipzig 1922. M. 8.—

Der Verfasser behandelt in dieser Schrift ein Thema, das zwar heute in fast allen Unterhaltungen besprochen wird, über das aber die Mehrzahl der Leute nur recht unzulänglich Bescheid weiss. Dem, der nicht Zeit oder Gelegenheit hat, sich über finanzwissenschaftliche Dinge Klarheit zu verschaffen, wird hier in einfacher, knapper, dabei äusserst anschaulicher Darstellungsweise, die dem Verstehen keinerlei Schwierigkeiten bereitet, Material in die Hand gegeben, das zum Verständnis der vielen lebenswichtigen wirtschaftlichen Fragen, die uns heute bedrängen, unerlässlich notwendig ist.


**„Dinos" Automobil-Werke A.-G.**

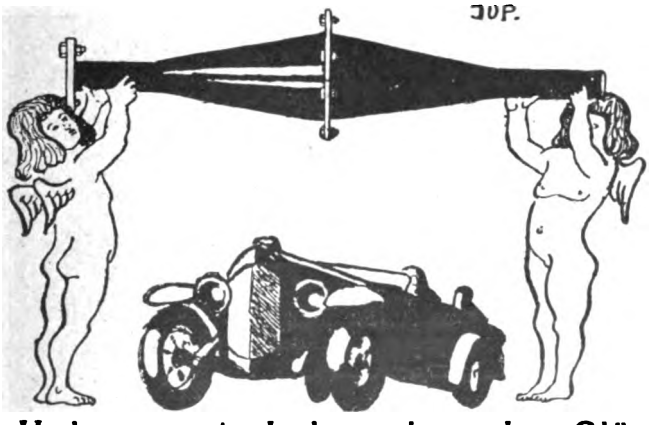
Berlin-Charlottenburg
Berlin-Hohenschönhausen

Zweigniederlassung
Werft-Warnemünde

Personenwagen
Lastkraftwagen
Raupenschlepper
Fischereifahrzeuge
Motorjachten

**JOHEST**

**der ideale Auspufftopf für Automobile**




sowie **sonstige Verbrennungsmotore**

vernichtet jedes Auspuffgeräusch, erhöht die Leistungsfähigkeit des Motors bedeutend und spart 20% Benzin.

*

Diese Vorzüge wurden mehrmals von behördlicher Seite festgestellt.

Unbegrenzte Lebensdauer! — Glänzende Gutachten!

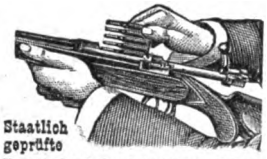
Prospekte durch die

**JOHEST-WERKE G.m.b.H., LÜTGENDORTMUND,**

Oespelerstrasse 8.


Digitized by Google

**Deutsche Waffenfabrik**
**Georg Knaak, Berlin SW 48**



Staatlich geprüfte

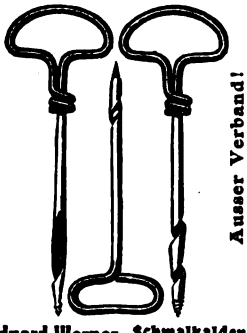
Repetierbüchsen, 6,5-11,2 mm, Hammerless- u. Hahn-Drillinge, Doppelbüchsen, Büchsflinten, Doppelflinten, Teschings, Revolver, Automatische Pistolen.

Munition, Jagdgerätschaften.

**Krankenfahrstühle**

für Zimmer u. Strasse, Selbstfahrer, Rohrstühle, Closetstühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.

**Rich. Mauue, Dresden-Löbtau 91.** Katalog grat.



Ausser Verband!

**Eduard Werner,** Schmalkalden i. Thüringen 1.

Erste grösste Spezial-Nagelbohrerfabrik Deutschlands. * Gegr. 1871. Einzig dastehendes Verfahren, Präzisionsgewinde. Erreichte Höchstleist., daher niedrige Preise. Gut gehärtet. Lieferung nur an Grossisten.

**Webereи-**
**Bedarfsartikel**
Spinnerei-Artikel
**Paul Rucker, Elberfeld 222**

**Briefmarken**
Fakssimiles, Auswahl billig. Joh. Christmann München, Kobellstr. 1

**Transmissionsteile**
aller Art
liefert
**Emil Thuy,**
**Hagen in Westfalen.**

**Louis Hermsdorf**
**Chemnitz (Sa.)**

DIAMANTSCHWARZ
GARANTIRT ECHT
Louis Hermsdorf
FÄRBER

Spezialität:
**Hermsdorf-Diamantschwarz**
auf Garne, Strümpfe, Trikotagen

Echtschwarz auf Kreuzspulen und Cops, Echtmarineblau, Braun und andere Farben auf Garne, Strümpfe, Trikotagen etc. Glanzreiche Färbungen auf Kunstseide und Stapelfaser. Strumpfmercerisation D. R. P. Alle sonstigen Veredelungen auf Strümpfe und Garne. Umfärbung sämtlicher Textilwaren und Artikel der Bekleidungs-Industrie.

**Herkules-Windturbinen**
**sind die besten der Welt!**

2½ bis 15 m Raddurchmesser. Tausende von Anlagen geliefert. Absolut sturmsicher auch im Taifun, für grosse Wasserleistungen, Mühlenbetrieb und Erzeugung von Elektrizität.

*Höchste Kraftleistung. Keine Reparaturen.*

**Vereinigte Windturbinen-Werke**
Dresden-Reick 36
Grösste u. bedeutendste Spezialfabrik Europas.
Gegr. 1859. 3 Staatsmedaill., 68 Auszeichngn.

**Sitz-Filze**

Gustav Neumann
Filzfabrik Braunschweig 8.

**Transport-Bänder und Riemen**
fabriziert
A. W. Kanies, Wurzen.
Preisliste Nr. 3 b kostenlos.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Export-Anzeiger zu beziehen

**Korbwaren ⊕ Rohrmöbel**
Hugo Birnstiel, Coburg 40
Leipziger Messe: Petersstr. 8, II. Stock, Mittelhaus

**Werkzeugbüchsen** aller Art
**Baumsägen**
liefert prompt zu konkurrenlos. Preisen
Techn. Handelsges. Carl Röhnelt & Co. G. m. b. H., Berlin-Friedenau
Tel.-A. Telacaro ABC, 5the Bentleys.

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

• Februar 1922 • | Schriftleitung u. Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. — Jahresbezugspreis für valutapfl. Ausland M. 36.— bezw. M. 30.— (zuzgl. M. 20.— für Porto und Verp.), Inland M. 18.—. Anzeigen M. 2.50 für die einspaltige Millimeterzeile. | No. 6, XI. Jahrg.

# Das wirtschaftliche Osteuropa.

Von E. Trott-Helge.

Hat es noch vor Monaten die breite Masse prinzipiell abgelehnt, sich mit dem osteuropäischen Wirtschaftsproblem auch nur in der Theorie zu beschäftigen, stets unter Hinweis auf die verfahrenen politischen Zustände in Russland, so hat der Gang der Ereignisse in der letzten Zeit fast automatisch bewirkt, dass, wo immer wirtschaftliche und weltwirtschaftliche Fragen aufgerollt und erörtert werden, Russland genannt und sein notwendiger Wiederaufbau erwogen wird. Beispielsweise die Beratungen über die Reparationsfrage leiten immer wieder darauf hin, dass man der Weltwirtschaft nach dem Osten Europas hin die Bahn freimachen muss, dass die verschlossenen Pforten aufgetan, die ungehobenen Reichtümer des russischen Bodens und damit neue grosse Produktionsquellen und Absatzgebiete erschlossen werden müssen. Allein schon die Furcht, dass ein zu intensiver Produktion und Warenausfuhr gezwungenes Deutschland die Weltmärkte mit Erzeugnissen seiner Sklavenarbeit für die Alliierten überschwemmen und damit die Industrien der meisten anderen Kulturländer schwer benachteiligen würde, mahnt zur Vorsicht. Und darum sehen unsere einstigen Gegner tatsächlich keinen besseren Weg, den Strom der deutschen „gedumpten" Ware abzulenken, als die weiten russischen Gebiete wieder aufnahmefähig zu machen. Selbstverständlich nicht nur, um Deutschlands Konkurrenz abzulenken, sondern, um auch selbst von dem russischen Wiederaufbau möglichst grosse eigene Vorteile zu erraffen.

Solchen Gedankengängen entspringen die Wiederaufbaupläne, deren sich England und Frankreich in Gemeinschaft mit Deutschland annehmen wollen. Und an denen auch die nordamerikanische Union teils direkt, teils indirekt Anteil haben will oder soll. Wenn diese Zeilen vor das Auge der Leser gelangen, hat die Konferenz von Cannes bereits stattgefunden. Wie auch immer sie verlaufen sein mag, das osteuropäische Wirtschaftsproblem wird auf ihr erörtert und einen Schritt weiter gebracht worden sein, weil das unerlässlich ist für die Zukunft der Völker.

Erfreulicherweise hat in Deutschland trotz der vielfachen Abweisung, sich mit russischen Wirtschaftsfragen zu beschäftigen, doch seit langem eine zunächst sporadische, nicht in sich geschlossene Tätigkeit eingesetzt, in allen Fällen mit dem Ziele, vorbereitende Arbeit für später zu leisten. An erster Stelle war es die Reichsregierung selbst, die im zeitigen Frühling 1921 das deutsch-russische Handelsabkommen unter Dach brachte, die Handelsabteilungen in Moskau errichtete und russischerseits in Berlin errichten liess, wodurch nicht nur die gesetzliche Grundlage für Handelsgeschäfte geschaffen wurde, sondern auch Instrumente für die erste praktische Arbeit in Funktion gesetzt werden konnten. Weiter ist als wichtiges Ereignis bald nach Eröffnung des Petersburger Hafens für die internationale Schifffahrt die Gründung der Deutsch-Russischen Transportgesellschaft m. b. H. zu nennen, jener bekannten von Sowjetregierung und Hapag vollzogenen Gründung, die der Sowjetregierung auferlegt, alle ihre Transporte deutscher Waren nach Russland durch diese Gesellschaft zu bewirken. Dieser Gründung ist später eine ähnliche in der Metallbranche gefolgt. Von besonderer Bedeutung war jedoch die Errichtung der Wirtschaftsstelle für Verkehr, Handel und Industrie mit dem Osten, einer in Berlin aufgebauten Stelle zur Zusammenfassung von Industriellen und Arbeitnehmern, von Bankwesen, Industrie, Handel, Wissenschaft und Technik, unter Einschluss der gewerkschaftlichen Spitzenorganisationen der deutschen Arbeiterschaft. Dass diese Wirtschaftsstelle erstrebt, von der amerikanischen Bankwelt einen Millionen-Dollarkredit zum wirtschaftlichen Wiederaufbau Russlands zu erhalten und dahingehende Verhandlungen von den beteiligten deutschen Banken um die Jahreswende eingeleitet worden waren, darf als bekannt gelten.

Immerhin ist das russische Wirtschaftsproblem nicht in Angriff zu nehmen, ohne dass zuvor weit-

Digitized by Google

gehende Klarheit über Dinge geschaffen wird, die gewissermassen auf der Etappe liegen. Eine dieser wichtigsten Zwischenstationen ist das Randstaatenproblem. Und wie diese russischen Nachfolgestaaten rein geographisch auf halbem Wege nach Russland hin liegen und sich dort zahlreiche der schon eingefädelten, wenn zunächst auch dürftigen Wirtschaftsbeziehungen kreuzen und reiben, so ist auch im logischen Aufbau der Gedankengänge zunächst eine Klarstellung der Verhältnisse rein theoretisch notwendig, soll für das osteuropäische Wirtschaftsproblem in seiner Gesamtheit das richtige Verständnis vermittelt werden.

Schon einmal ist an dieser Stelle von den baltischen Randstaaten die Rede gewesen. Von den Plänen zur Herbeiführung einer wirtschaftlichen Föderation. Damals war zwar der gute Wille vorhanden, nicht aber die unbedingt notwendige politische und wirtschaftliche Klärung. Die Frage stand ungelöst im Vordergrunde, ob Polens Ziele auf Schaffung eines Randstaatengürtels von Finnland bis zum Schwarzen Meere hinunter, der Deutschland und Russland isolieren sollte, Verwirklichung finden würde. Damals war das entscheidende Wort über das Geschick Oberschlesiens noch nicht gesprochen. Polen voller Hass gegen Deutschland und von Frankreich unterstützt. Seither hat Polen nicht nur von dem unversöhnlichen Litauen, dem Wilna wie ein Stachel im Fleische steckt, eine Absage erhalten, es hat nicht nur einsehen müssen, dass die Ukraine trotz alledem doch ein Teil Russlands ist und bleiben wird, sondern es hat sich auch nach dem furchtbaren Schiedsspruche über Oberschlesien mit Deutschland an den Verhandlungstisch gesetzt. Und dann: die russischen Nachfolgestaaten haben inzwischen die letzte Klarheit darüber gewonnen, dass nur ein Wirtschaftsbündnis unter Ausschaltung aller politischen Tendenzen möglich ist, weil sonst Russland in der Föderation der von ihm abgesplitterten Landesteile einen „casus belli" sehen würde. Dem können sich die Randstaaten nicht aussetzen, sollen sie ihre politische Existenz nicht ernstlich gefährdet sehen und damit die erlangte Autonomie der völkischen Minderheiten an der ehemals russischen Ostseeküste wieder preisgeben. Sie empfinden es selbst instinktiv, dass ihre Lebenskraft nur dann zunehmen und sich erhalten kann, wenn sie mit dem Russland von morgen rechnen, wirtschaftlich und politisch Annäherung suchend, hingegen jeden Differenzfall klug vermeidend. Denn wenn einmal das gewaltige Riesenreich eine wirtschaftliche Auferstehung erlebt, dann werden die auf dem Wege nach Westeuropa und Übersee liegenden kleinen Nachfolgestaaten eine Vermittlerrolle von grösster Bedeutung zu spielen haben. Je einiger sich diese kleinen Länder dann sein werden, je mehr werden sie den grossen die wirtschaftliche Vorherrschaft im Osten Europas ausübenden Völkern Dienste leisten und von ihnen Vorteile einheimsen können.

Es ist ein Wendepunkt in der Vorgeschichte des Randstaatenbundes gewesen, als Anfang Oktober v. J. ein Kongress randstaatlicher Parlamentarier, sozialistischer Vertreter Finnlands, Lettlands, Estlands und Litauens, in Riga tagte. Sie erklärten, keinesfalls für eine politische oder wirtschaftliche Abschnürung Russlands und Deutschlands eintreten zu können. Und da die Sozialisten die Oberhand in den Parlamenten ihrer Länder haben, blieb die Wirkung nicht aus. Denn auch die Wirtschaftsvertreter der Randstaaten vereinigten sich kurze Zeit danach zu einer erneuten Wirtschaftskonferenz in Riga, um dort endlich die letzte reinliche Scheidung gegen Polen hin zu vollziehen und dem Wirtschaftsbund Finnlands, Lettlands, Estlands und Litauens dadurch endgültig Wirklichkeit werden zu lassen. Finnland, das bis dahin die polnischen Pläne noch nicht ganz aufgegeben hatte, nicht um sich gegen Deutschland zu wenden, sondern wegen seiner Differenzen mit Russland, nahm im Oktober v. J. endlich die lang erhoffte klare Haltung ein und hat seitdem im Randstaatenbunde eine Führerrolle übernommen.

Das ist auf der Wirtschaftskonferenz der baltischen Staaten vom 15.—19. Dezember in Riga deutlich zum Ausdruck gekommen. Denn dort haben sich erstmalig wirklich greifbare Erfolge verzeichnen lassen. Der Beschluss gemeinsam von allen vier Beteiligten aus einen gemeinsamen Handelsvertrag mit Russland zu schliessen, der schon im Februar vollzogen sein soll und wofür als vorbereitendes Instrument in Riga ein Wirtschaftsbüro errichtet worden ist. Ferner die grundsätzliche Einigung über die Zollunion der vier baltischen Staaten. Ein ganz gewaltiger Schritt vorwärts auf einem Gebiete, das bisher zu den heikelsten und in seiner Lösung schwierigsten gehört hatte. Schliesslich kamen dort die ihrer Verwirklichung entgegenreifenden Handelsabkommen zwischen England und Lettland einerseits und Deutschland und Lettland anderseits zur Sprache. Sie werden den Auftakt bilden für die Beziehungen der Randstaaten zu jenen grossen Wirtschafts- und Kulturstaaten, die berufen sind, in erster Reihe am kommenden Wiederaufbau Russlands mitzuarbeiten. Und können in ihrer Bedeutung für den Randstaatenbund als handelspolitische Grundlage nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Noch eine andere Etappe auf dem Wege nach Russland hin scheint erfreulicherweise geordnetere Verhältnisse als bisher schaffen zu wollen. Es war schon die Rede von den deutsch-polnischen Verhandlungen. Ferner ist bekannt, dass sich Polen und Tschechien über ein Handelsabkommen geeinigt haben, das auch Tschechien die Bahn nach Russland hin freimacht. Darf man den Worten des polnischen Handelsministers glauben, so will er ähnlich diesem Abkommen auch Deutschland gegenüber Abmachungen vorbereiten, die ihm den Weg über Polen nach Russland ebnen und umgekehrt; eine notwendige

Digitized by Google

Voraussetzung für Deutschlands Mitarbeit am russischen Wiederaufbau und für das osteuropäische Problem im allgemeinen. Man ist vielfach skeptisch, bezweifelt, dass die versöhnlichere Haltung des polnischen Handelsministers sich durchsetzen werde. Und doch sollte Polen sich ähnlich den Randstaaten sagen, dass seine Existenzfähigkeit zu einem grossen Teile von der Freiheit des Güterdurchgangsverkehrs und der offenen Tür abhängt, Voraussetzungen, die einem Lande von der geographischen, wirtschaftlichen und finanziellen Abhängigkeit Polens nur von Vorteil sein können.

Polen ist heute nicht mehr in der Lage, seinen staatlichen Aufbau durch politische Erwägungen beeinflussen zu lassen. Damit hat es bereits allzuviel kostbare und uneinbringliche Zeit verloren. Es steht heute vor der Frage sich auf seine Nachbarn wirtschaftlich einzustellen, sich anzugleichen, soll es tätigen und erfolgreichen Anteil nehmen, wenn die grossen Probleme im Osten Europas aufgerollt werden. Und ebenso wie der baltische Randstaatenbund heute positive und rasch vorwärtsschreitende Arbeit zu leisten bereit ist, weil er erkannt hat, dass die Zeit reif ist, an das russische Wiederaufbauproblem heranzugehen, ebenso wird Polen Verständigung suchen müssen, um nicht auf dem Wege nach Osteuropa hin einen Stein des Anstosses zu bilden, den ein über die Notwendigkeit der Lösung des osteuropäischen Problems geeinigtes Westeuropa möglicherweise durch seine überlegene Kraft aus dem Wege schleudern kann.

---

# Deutschland, Russland und Sibirien.

Bei der verzweifelten Finanzlage der Besiegten und der sich immer mehr fühlbar machenden wirtschaftlichen Krisis der Sieger, wenden sich naturgemäss die Blicke aller Einsichtsvollen, denen an erster Stelle die Wohlfahrt ihres eigenen Landes am Herzen liegt, nach dem Osten, dem Land Europas, welches die grösste Bevölkerungsziffer aufweist und dessen Mitwirkung in der Gesellschaft der Nationen zu deren und zu seinem eigenen Nachteil noch immer vermisst wird. In der Überzeugung von der Notwendigkeit, die ungeheuren Hilfsquellen der Sowjetrepublik der ganzen Menschheit dienstbar zu machen, in ihr selbst ein neues Leben zu erwecken, das, frisch pulsierend ein Wollen zu segenbringender Tätigkeit erstehen lässt, dem das Können folgen wird und muss — in dieser festen Gewissheit stimmt der Brite mit dem Deutschen überein. Wie sehr dies der Fall, beweisen die Auslassungen des Berliner Korrespondenten des Manchester Guardian, eines Weltblattes, das schon mehr als einmal seine Stimme für eine vernünftige Regelung der Weltpolitik erhoben hat.

In einem langen Artikel, in welchem auch die Ansichten deutscher Russlandskenner mitgeteilt werden, wird darauf hingewiesen, dass vom geographischen sowohl wie vom ökonomischen Standpunkt aus kein Land so sehr berufen ist, bei dem Wiederaufbau Russlands eine führende Rolle zu spielen, wie gerade Deutschland. Die Sprachenfrage, die schon in Vorkriegszeiten für unseren Handel kein Hindernis bildete, weil zweifellos gerade Deutsch von allen Sprachen diejenige war, die am meisten gelernt und verstanden wurde, kann jetzt noch viel weniger eine Schranke sein. Die vielen Kriegsgefangenen, die jahrelang bei uns verweilten, in nicht wenigen Fällen sogar noch lange nach Friedensschluss, müssen zudem Eindrücke mitgenommen haben, welche der Annäherung der beiden Völker zu grossem Nutzen gereichen werden.

Ein weiterer Punkt, der bei der Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen schwer ins Gewicht fallen wird, ist die Valutafrage. Eine bis jetzt noch unüberbrückbare Kluft trennt in dieser Beziehung das frühere Zarenreich von seinem ehemaligen Verbündeten. Auch in bezug auf die Mark besteht eine solche Kluft, aber wir wissen, wie unendlich viel kleiner bei ihr der Abstand ist, der hemmend in das Geschäftsleben treten wird. Wenn einmal der Rubel beginnt, auch ausserhalb der russischen Grenze einen, wenn auch vorerst noch minimalen Wert zu repräsentieren, dann werden ihm die Mark und insbesondere die Krone die Hand schon entgegenstrecken können, wenn der Dollar, das Pfund und der Frank noch in nebelhafter Ferne schweben. Erstaunlich ist, bei Erörterung der ganzen, immer mehr in den Vordergrund tretenden Frage, wie selten ein Wort über Sibirien fällt, wenigstens von unserer Seite. Auch in dem oben erwähnten Aufsatz werden grosse Möglichkeiten in Betracht gezogen, sachlich und dabei hoffnungsvoll, aber das, was das Land der Zukunft, wie es gewiss nicht zu Unrecht oft genannt wird, beim Gesamtaufbau leisten kann und sicherlich auch leisten wird, ist gänzlich ausser acht gelassen. Und doch bietet es mit seinen reichen Bodenschätzen, deren Ausbeutung eigentlich noch sehr im Anfangsstadium steht, mit dem Waldreichtum, den ausgedehnten, für Getreidebau und andere Bepflanzung sich eignenden Gebieten, mit seiner Kohle und seinem Pelzhandel für Kapital und intelligente Betätigung und für ausdauernde, energische Unternehmungslust das denkbar günstigste Feld.

Von Zeit zu Zeit erscheinen kurze, dürftige Nachrichten in den Zeitungen, wenig beachtet und doch so schwerwiegend, von dieser oder jener Konzession in Sibirien, die Japanern oder Amerikanern erteilt worden ist. Europa scheint, sonderbarerweise an dem gewaltigen Gebiet

Digitized by Google

noch wenig Interesse zu haben. Es ist zu hoffen, dass diese Gleichgültigkeit einer praktischen Wissbegierde weichen wird, ehe die anderen die Aussichten erkannt und Schritte eingeleitet haben, sie auszunützen. Warum sollten die Deutschen nicht mit in erster Reihe stehen, wenn es gilt, das Licht der Kultur, des Fortschritts und der Arbeitsfreudigkeit einer Nation leuchten zu lassen, die niemals zu unseren Feinden hätte gehören sollen? Und wir dürfen nicht vergessen, dass dieses Erwecken des russischen Volkes auch für uns das Morgenrot einer besseren Zukunft bedeuten kann.

Wenn die Behauptung, dass Sibirien, sein Land und seine Leute heutzutage noch unerforschter ist als Zentralafrika, wenn diese Behauptung beginnt ihre Wahrheit zu verlieren, dann ist der Tag nicht mehr fern, an dem der Handelsverkehr die Bahn zu friedlicher Eroberung betreten kann. Der Weg hierzu führt für uns durch das europäische Russland und es ist mit Freude zu begrüssen, dass unleugbar die finsteren Tore, die uns den Eingang seither verschlossen, sich allmählich anfangen zu öffnen.

Auch die Tatsache sollte nicht aus den Augen verloren werden, dass die Bedeutung Deutschlands in dem Masse wächst, als von anderen die Notwendigkeit seiner Mithilfe anerkannt wird. Dass diese Mithilfe unseres 60 Millionenvolkes nicht umgangen werden kann, ja sogar als wünschenswert erachtet wird, dürfte wahrscheinlich schon die nächste Zukunft zeigen. M. H.

---

# Die Gründung eines „Wirtschaftsinstituts für Russland und die Randstaaten".

In der Erwartung, dass die nächste Zukunft einen bedeutenden Handelsverkehr zwischen Russland und Deutschland bringen, und dass die Stadt Königsberg an diesem Verkehr einen sehr erheblichen Anteil haben wird, hat das Messamt Königsberg im Einvernehmen mit dem Oberpräsidium der Provinz Ostpreussen, dem Magistrat der Stadt Königsberg, der Handelskammer und der Universität Königsberg beschlossen, ein „Wirtschaftsinstitut für Russland und die Randstaaten" ins Leben zu rufen, das dem Handel, der Industrie, der Presse und der Wissenschaft zur Auskunft und Beratung in allen Handels- und Verkehrsfragen des osteuropäischen Marktes dienen soll. Gerade weil heute noch die östlichen Wirtschaftsverhältnisse in vollkommener Gärung begriffen sind, muss jetzt eine Auskunftsstelle geschaffen werden, die dem deutschen Kaufmann, der die Beziehungen mit dem Osten Europas aufnehmen will, mit Rat und Tat zur Seite stehen kann. Das Wirtschaftsinstitut soll aber auch die Wissenschaft fördern und tritt zu diesem Zweck in enge Arbeitsgemeinschaft mit den an der Universität Königsberg bereits bestehenden Instituten, dem „Institut für ostdeutsche Wirtschaft" und dem „Institut für Russlandkunde". In der gemeinsamen Arbeit dieser drei Institute, deren Arbeitsteilung sich aus ihrem Charakter von selbst ergibt, soll die Stadt der deutschen Ostmesse eine Zentralstelle für die kaufmännische Beratung und die wissenschaftliche Forschung für Russland, Finnland, Estland, Lettland, Litauen und Polen werden, ähnlich wie ein derartiger Mittelpunkt für die Kunde Südosteuropas bereits im „Osteuropa-Institut" in Breslau besteht. Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass in der Denkschrift des „Osteuropa-Instituts" Breslau vom Juli 1918 bereits eine derartige Dezentralisation der Auslandkunde und Forschung vorgesehen ist. Die Verwirklichung dieser Pläne ist mit der Begründung des „Instituts für ostdeutsche Wirtschaft" und dem „Institut für Russlandkunde" an der Universität Königsberg in Angriff genommen. Durch die Neugründung des „Wirtschaftsinstituts für Russland und die Randstaaten" erhalten diese Pläne die notwendige Ergänzung und zugleich eine erhöhte praktisch-kaufmännische Bedeutung, denn das „Wirtschaftsinstitut für Russland und die Randstaaten" soll, wie bereits betont, in erster Linie praktisch und unmittelbar für die Förderung des Handelsverkehrs wirken.

Es ist zu hoffen, dass das „Wirtschaftsinstitut für Russland und die Randstaaten" wesentlich dazu beitragen wird, den Handelsverkehr und die Beziehungen zwischen Deutschland und dem Osten Europas enger und reger zu gestalten. Besonders eine Förderung des Handels mit Russland und ein Erstarken der Wirtschaftskraft dieses Landes würde für den Wiederaufbau der Wirtschaft Europas von unendlicher Bedeutung sein.

---

# Kolonialmaschinen.

Von Ingenieur Constantin Redzich.

III.

Die fortschreitende Entwicklung des Erzbergbaues in überseeischen Ländern veranlasste die deutsche Industrie aus Gründen berechtigten Mitbewerbs auf dem Weltmarkt zur Einrichtung von Werken zwecks Fabrikation von Erzaufbereitungsmaschinen nach vorgenommenen, umfassenden Vergleichsversuchen zum Zwecke der Feststellung vorteilhaftester Verarbeitungsweise. Die Durchführung des Maschinenbaues nach diesem Prinzip entlastet den Käufer von

Digitized by Google

langwierigen und dabei kostspieligen Probemassnahmen am Orte des Abbaues, weshalb ihm ausser dem Fortfall aller technischen Schwierigkeiten in Aussicht gestellt ist, eine maschinelle Einrichtung erst nach genauer Prüfung ihrer Zweckmässigkeit für seinen Bedarf zu erwerben. Diese Vorteile fallen namentlich bei der Goldgewinnung sehr ins Gewicht, weil den Interessenten Gelegenheit gegeben ist, sich vorher über die Abbauwürdigkeit von Erzvorkommen usw. ein zuverlässiges Urteil zu bilden.

Die Erzaufbereitung geschieht bekanntlich durch vorheriges Zerkleinern des Fördergutes mit nachfolgendem Waschen und Amalgamisieren, ferner dem Schmelzen gewonnener Metalle mit nachfolgender Formung; die dazu erforderlichen Geräte seien hier kurz aufgezählt:

Steinbrecher zum Vorzerkleinern der Wände unmittelbar auf der Erzhalde, in Grösse und Bauart der Beschaffenheit des zu brechenden Materials angepasst, Walzmühlen zum Aufschliessen des vorzerkleinerten Gutes nach besonderem Verfahren für kleinere Betriebe, bei denen der Einbau umfangreicher Werksgeräte nicht rentabel erscheint. Für grössere Unternehmungen dienen der Feinzerkleinerung auf nassem oder trockenem Wege Maschinen der verschiedensten Art, die den jeweiligen Anforderungen angepasst, ein zuverlässiges Erfüllen des geforderten Zweckes gewährleisten.

Für Nasszerkleinerung kommen besonders in der Golderzaufbereitung vielfach Pochwerke zur Verwendung. Solche werden in Grössen bis zu 180 Stempeln gebaut, gewöhnlich in Sätzen zu je fünf mit einem Fallgewicht von 250—550 kg. Die Bewegung der Stempel geschieht durch Hebedaumen von einer rotierenden Welle aus, wobei der mittelste Stempelstiel eine Aufgabevorrichtung zwecks Zuführung des Erzes aus dem Vorratsbehälter in den Pochtrog in Bewegung setzt. Bei der Verarbeitung von Golderzen trägt der Pochtrog die zur Amalgamation erforderlichen Kupferplatten und ist mit einem Amalgamationstisch verbunden.

Die ausgedehnteste Anwendung in der Erzaufbereitung findet die Kugelmühle, Patent Friedr. Krupp, da sie die Vorzüge fast aller anderen Maschinen in sich vereinigt. Sie eignet sich für Trocken- und Nasszerkleinerung von Erzen jedes Härtegrades auf beliebige Feinheit, namentlich auch zum Aufschliessen von Mittelprodukten der Setzwäsche. Der eigentliche Mahlvorgang vollzieht sich in der Kugelmühle, indem das Erz in der Trommel unter Einwirkung der Kugeln ungemein schnell zerschlagen und zerrieben wird, nach entsprechender Zerkleinerung durch die Lochungen der Mahlplatten auf das Vorsieb, von dort auf das Feinsieb und durch dieses endlich als fertiges Produkt in den unteren Teil des Mühlengehäuses fällt. Das noch nicht genügend vermahlene, von den Sieben zurückgehaltene Gut gelangt durch Rückführungsschaufeln zwecks weiterer Verwendung in die Mahltrommel zurück.

Ist eine sehr feine Aufschliessung des Erzes erforderlich, wie beispielsweise bei den Tellur-Golderzen Westaustraliens, so sind Griessmühlen zu empfehlen, in denen die Vermahlung durch Flintsteine bewirkt wird. Zur Vermahlung von Silbererzen dagegen dient ein Kollergang, bei dem sich Läufer um eine sogenannte Königswelle auf kurbelartigen Achsschenkeln drehen.

Zum Waschen und Läutern des aus der Grube kommenden Erzes werden Läutertrommeln verwandt, in welchen durch im Innern angebrachte Winkel und Rechen das Erz unter Wasserzufluss durchgerührt wird. Zum Abscheiden der Wände von dem Grubenklein dienen Grubenroste, für grössere Leistungen, besonders bei Kohle und Salz, Rollenroste und für einfache Verhältnisse Stangenroste.

Flachsiebe oder Siebtrommeln, die über kräftige, auf eine Welle gekeilte Armsterne gespannt sind, lassen sich zum Klassieren des zerkleinerten Gemenges benutzen und eine gusseiserne Platte, die auf einem Armstern ruht, bildet den Lesetisch. Aus Hanf, Gummi, Balata oder Drahtgeflecht gefertigte Lesebänder sind auf eine von Tragrollen unterstützten Vorrichtung gespannt; für schärfere Erze werden jedoch in Führungsschienen laufende Gelenkketten vorgezogen.

Zum Sortieren der Erzgraupen und röscheren Sande eignen sich Setzmaschinen, die, je nach der Art des Erzes, mit ein bis fünf Siebabteilen versehen sind; für die in der Trübe enthaltenen Sande bedient man sich jedoch je nach der Gleichfälligkeit sogenannter Spitzlutten, welche den Vorteil bieten, dass durch Einstellung des inneren keilförmigen Kastens und Regelung des Unterwassers die Stromgeschwindigkeit, Austragmenge und Dichte gänzlich der Trübe und den Eigenheiten des zu speisenden Herdes angepasst werden können.

Für die weitere Verarbeitung der Sande und Schlämme werden Schüttel-, Stoss- und Rundherde gebaut. Erstere dienen dem Trennen von röscheren und feinen Sanden, die Plannen-Stossherde dagegen einer scharfen Trennung der feinsten Produkte. Der rotierende Rundherd wird wegen seiner grossen Arbeitsfläche vorteilhaft zum Verarbeiten der feinsten Schlämme und Schmande verwendet. Er besteht aus einem von einer Königswelle getragenen eisernen Gerippe mit Wellblechbelag, auf dem die kegelförmige Herdfläche in Zement hergestellt wird. Auf dieser können die Produkte vermittels eines darüber angebrachten Brausesystems genau getrennt und danach in die verschiedenen Abteile einer den Herd umgebenden Rinne gespült werden.

Vielfachen Sonderverhältnissen zufolge liefern die Werke verschiedenartig konstruierte elektromagnetische Erzscheider zur Aufbereitung auf trockenem wie auf nassem Wege. Zwei übereinandergelagerte walzenförmige Elektromagnete erzeugen an beiden Enden ein magnetisches Feld. Der obere Magnet wird mittels eines Rädervor-

Digitized by Google

geleges in Umdrehung versetzt, während der untere feststeht. Eine einstellbare Aufgabevorrichtung führt das Scheidegut zwischen die Pole. Das unmagnetische Gut fällt dabei über die unteren, festen Pole ab, die oberen, umlaufenden Pole führen das von ihnen festgehaltene magnetische Erz mit sich fort und lassen entsprechend der allmählich abnehmenden Stärke der magnetischen Felder erst die schwach magnetischen, später, die stärker reagierenden Erzteilchen abfallen.

Die Amalgamation der Golderze erfolgt — wie eingangs erwähnt — zum Teil schon in den Trögen der Pochwerke, des weiteren auf Amalgamationstischen, die rohe oder stark versilberte Kupferplatten tragen. Auch werden zu diesem wichtigen Scheidevorgang geschlossene Kugelmühlen gebraucht, bei denen das Quecksilber durch eingelegte Kugeln oder Kettenglieder während der Drehung mit dem Erz in innige Berührung kommt, ohne zerschlagen zu werden, ein Umstand, der die nachfolgende Trennung des Amalgams vom Erzbrei bedeutend erleichtert und nahezu ohne Verlust erfolgen lässt.

Zur Trennung des Amalgams von den anhaftenden Erzteilchen dient ein Amalgamreiniger, der im wesentlichen aus einem Rührwerk besteht, in dem das Amalgam so lange unter Zufluss von Wasser durchgerührt, geknetet und gerieben wird, bis alle Unreinigkeiten abgeschwemmt sind. Das Amalgam sammelt sich am Boden der Pfanne, wo es leicht abgehoben werden kann, während die Erzteilchen durch zweckmässig angebrachte Ausflussöffnungen in Klärkasten geschlämmt werden. Von dem überschüssigen Quecksilber wird das Amalgam in Beuteln aus Segeltuch durch Filtrieren getrennt. Für grössere Anlagen kommen Amalgampressen in Betracht, bei denen das Amalgam in einem Zylinder mit durchlöchertem Boden durch einen mittels Schraubenspindel eingetriebenen Stempel ausgepresst wird.

Zum Amalgamieren von Silbererzen dienen Pfannen, die aus dem Mahlboden, einem Läufer und drei am Umfang des Mantels angebrachten Blechschaufeln bestehen. Das fein gemahlene Erz wird zwischen Mahlboden und Läufer weiter aufgeschlossen, mit dem Quecksilber und sonstigen zugesetzten Reagentien in innige Berührung gebracht und amalgamiert.

Das Auswaschen des Amalgams und Quecksilbers aus dem in den Amalgamationspfannen behandelten Erzbrei wird in Waschpfannen (Settler) bewirkt, die aus einem Holz- oder Eisenmantel bestehen, in welchem sich ein verstellbares Rührwerk dreht. Das ausgewaschene Amalgam und Quecksilber fliesst durch eine Rinne in ein unten angebrachtes Sammelgefäss ab.

Stark verunreinigtes Amalgam wird in besonders kleinen Pfannen (Clean-up Pans) vollständig verarbeitet. Zum Ausbrennen des gereinigten Amalgams dienen Retorten in verschiedenen Grössen oder, für grosse Anlagen, Amalgam-Destillationsöfen, deren Hauptbestandteil eine Retorte mit Röhrenkondensator bildet. Letzterer ist für Wasserkühlung eingerichtet und taucht in einen Wasserkasten ein. Das gereinigte und ausgepresste Amalgam wird in kleinen Trögen in die Retorte eingesetzt, das sich beim Ausbrennen des Amalgams verflüchtigende Quecksilber im Röhrenkondensator verdichtet, im Wasserkasten gesammelt und aus diesem nach Bedarf abgezogen.

Das beim Ausbrennen gewonnene Rohgold wird in Windöfen in Graphittiegeln geschmolzen, sodann in Barren gegossen, wozu Mulden für 10—1000 Unzen Gewicht Anwendung finden.

Ausser der mechanischen Aufbereitungsmethode wird vielfach auch zum Laugeverfahren geschritten, von dem die gebräuchlichsten hier hervorgehoben werden sollen:

Cyankalium-Laugeeinrichtung für Golderze, Chlorinations-Anlagen für Gold- und Silbererze, Hyposulfit-Laugereien für Silbererze.

Eine Entscheidung über das praktischerweise einzuschlagende Aufbereitungsverfahren lässt sich jedoch erst nach vorangegangener Prüfung der einschlägigen Verhältnisse fällen.

## Salzmühlen.

Salzmineralien, von denen die Kalirohsalze und das Steinsalz ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nach an erster Stelle zu nennen sind, erfordern, um zur Verarbeitung auf bestimmte Salzverbindungen zu Düngerzwecken u. a. nutzbar gemacht werden zu können, im allgemeinen eine mehr oder weniger weitgehende Zerkleinerung. Da die physikalischen Eigenschaften der Rohsalze wenig voneinander abweichen, so sind auch der Gang der Zerkleinerung und die Art der dazu verwendeten Maschinen im grossen und ganzen für alle Salze fast die gleichen, wenn sich auch, namentlich mit Bezug auf den zu erzielenden Zerkleinerungsgrad, Unterschiede ergeben.

Die Salze werden in Steinbrechern bis auf etwa 50—60 mm vorgebrochen und auf Glockenmühlen zu Erbsen- bis Haselnussgrösse geschrotet. Vielfach genügt diese Zerkleinerung, wie z. B. bei der Verarbeitung von Carnallit auf Chlorkalium. Anderseits wird das geschrotete Salz in Walzenstühlen oder auch in Schlagmühlen zu Griessen vermahlen; Salzklumpen, die sich beim Lagern des feingemahlenen Salzes bilden, werden in Schleudermühlen aufgelockert.

Die Zerkleinerung des Salzes geschieht in dem mit zwei geriffelten Brechbacken und zwei glatten Keilplatten ausgestatteten Salzbrecher. Einer der Brechbacken lehnt sich gegen die Stirnwand des Rahmens und wird durch die Keilplatten festgehalten, während der andere, in einer Schwinge eingelassen, durch einen mittels Zugstange betätigten Kniehebel bewegt wird. Bei jeder Umdrehung der vom Kopf der Zugstange umfassten Kurbelwelle wird die Brechstange abwechselnd vorgeschoben und zurückgezogen, das Brechmaul infolgedessen verengt und erweitert. Dadurch

Digitized by Google

werden die aufgegebenen Salzstücke zerdrückt und fallen selbsttätig durch den Spalt, dessen Weite durch einen Stellkeil leicht geändert werden kann. Die Grösse der Salzbrecher richtet sich nach der Produktionsmenge für stündliche Leistungen von 10000—80000 kg und darüber, bei einem Kraftbedarf von 4—12 PS.

In den Glockenmühlen wird das bis zu 20 cm Stückgrösse vorgebrochene Gut aus Haselnuss- bis Erbsengrösse weiterzerkleinert. In den durch einen geriffelten Rumpf gebildeten Mahlraum, in dem sich ein auf senkrechter Welle befestigter Kegel dreht, wird das Salz durch einen Trichter aufgegeben, indem die gewünschte Feinheit des Erzeugnisses durch eine Reguliervorrichtung in einfachster Weise bewirkt werden kann.

Über Schüttelsiebe, die das sortierte Mahlprodukt zu den Walzenstühlen oder sonstigen Mahlmaschinen befördern, gelangt das Salz in die Entleerungsvorrichtungen. Dieser Gesamtmechanismus besteht in einer Kombination verschiedenartigster Apparate, deren Zusammenstellung gleichfalls dem Umfange des Betriebes entsprechen soll.

Walzenstühle sind stark gebaute schmiedeeiserne Gehäuse, in denen zwei schräg übereinanderliegende geriffelte Walzen von gleichem Durchmesser mit verschiedener Geschwindigkeit umlaufen. Die Weite des Speiseschlitzes ist verstellbar, so dass ein gleichmässiges griessiges Erzeugnis gewährleistet wird.

An Stelle der Walzenstühle werden in kleineren Betrieben vielfach Maschinen mit einer Schlagvorrichtung verwendet. Als solche kommen Schlagnasenmühlen, Schlagkreuzmühlen, Schlagstiftmühlen und Schleudermühlen in Betracht. Sie bestehen im wesentlichen aus einem gusseisernen Gestell, einem senkrecht stehenden Mahlgehäuse und einem darin mit grosser Geschwindigkeit umlaufenden Schlagzeug. Die Schleudermühlen dienen im besonderen noch zum Auflockern und Feinmahlen von Salzklumpen, die sich beim längeren Lagern des vorgeschroteten oder feingemahlenen Salzes bilden.

Schüttelsiebe werden vielfach zwischen Glockenmühle und Walzenstuhl eingeschaltet und dienen hauptsächlich zum Abscheiden der Griesse von den Erzeugnissen der Glockenmühle, somit zur Entlastung der Walzenstühle. Das schwingend aufgehängte eiserne Flachsieb ist staubdicht eingekleidet und mit einer Anzahl Hufeisenmagnete verbunden, die etwa im Mahlgut vorhandenen Eisenteile festzuhalten.

Zum Scheiden des Grubenkleins von dem grobstückigen Rohsalz dienen Stangenroste, die im allgemeinen unmittelbar unter den Kippern angeordnet werden. Sie bestehen aus viereckig gelochten U-Eisenstäben, die abwechselnd zu zwei ineinandergreifenden Einzelrosten verbunden sind. Die groben Stücke gelangen auf der schiefen Ebene des Rostes in den Salzbrecher, das übrige Brechgut entweder unmittelbar in die Mühle oder vorerst auf ein Leseband, auf welchem Fremdkörper, wie Anhydrit, Gipsstücke u. a. ausgelesen werden.

Wenn das Salz, auf gewünschte Feinheit zerkleinert, zum Versand hergerichtet werden soll, gelangt es durch Förderschnecken oder -bänder, auch mittels eines Becherwerkes in grosse Behälter, aus welchen es zufolge einer regulierbaren Entleerungsvorrichtung in bestimmten Mischungen oder ungemischt entnommen werden kann. Eine am Boden des Behälters eingebaute Anordnung von beweglichen Rosten gestattet regelmässige Entnahme durch Anwendung einer treibenden Welle, bewirkt auch gleichzeitig eine Lockerung des festaufliegenden Materials.

Eine eigenartige Hilfsvorrichtung besteht in einem Seitenkipper (Kreiselwipper) zum Auffüllen der Mahlgänge: Zwei Winkelringe, die durch zwei obere und zwei untere Längswinkeleisen verbunden sind, ruhen auf vier Rollen und nehmen den herbeigeschobenen, beladenen Förderwagen auf. Der Schwerpunkt liegt nun seitlich von dem des Kippers, wodurch eine Kreisbewegung herbeigeführt, die Vorrichtung zum Kippen gebracht und nach Entleerung des Wagens durch das ausgleichende Gewicht in die vorherige Lage zurückgedrückt wird.

Ein würdiges Gegenstück hierzu bildet der Kopfkipper. Der Förderwagen wird hierbei mit dem Kipper um eine mit seinen Kopfwänden gleichlaufende Querachse gedreht und kehrt, nachdem sein Schwerpunkt einen Kreisbogen zurückgelegt, auf demselben Wege in seine Anfangsstellung zurück.

### Verseilmaschinen

zur Herstellung von elektrischen Leitungskabeln, ferner zur Fabrikation von Seil- und Tauwerk allerart, bestehen im wesentlichen aus einem Verseilkorb mit Trommelträgern, in welche die Trommeln mit dem Verseilgut eingesetzt werden. Jede Trommel sitzt lose auf ihrer Achse, in deren hohlen Lagerzapfen gehärtete Stahlbuchsen eingesetzt sind, durch welche die Drähte oder Fäden über Leitrollen zur Verseilstelle laufen. Bei der Rotation des Korbes legt sich das Verseilgut schraubenförmig um die Seele, das fertige Seil oder Kabel gelangt auf eine Wickeltrommel.

Verseilvorrichtungen in stehender Anordnung bestehen aus zwei bis drei über- oder hintereinander geschalteten Maschinen und haben in der Regel einen gemeinsamen Abzieher und Wickler. Die Drähte des zweiten Korbes werden gewöhnlich von diesem sogleich verseilt und gehen als Seele durch die Hohlwelle der ersten grösseren Maschine.

Bei der liegenden Anordnung erhalten die Maschinengruppen je einen Abzieher und Aufwickler, können also gemeinsam oder unabhängig voneinander arbeiten.

Schnellverseilmaschinen sind mit stillstehenden Trommelträgern ausgerüstet, die hinter-

Digitized by Google

einander angeordnet, in einem speichenradartigen Körper lagern. Der aus den Lagerkörpern nebst Verbindungsstangen gebildete Verseilkorb dreht sich hier um die Trommelträger. Das Verseilgut wird über grosse Leitrollen um die vorgelagerten Trommeln herum nach vorn zum Verseilkopf geführt. Die Seele kann entweder der vordersten Trommel oder einer hinter der Maschine aufgestellten anderen Verseilvorrichtung entnommen werden. Der Vorzug dieser Konstruktion besteht in der unwesentlichen Abnutzung der Trommelmechanismen, ferner erleidet das Verseilgut keine hemmende Verdrehung und die günstige Gewichtsverteilung gestattet eine Umdrehung bis zu 1200 bei nur äusserst mässigem Kraftbedarf.

Hochbeachtenswert ist die sinnreiche Bauart einer neuen, mehrfach patentierten Schnell-Verseilmaschine, bei der die sonst gewöhnlich auftretenden Mängel, hauptsächlich das Verbiegen der Lagerkörper, gänzlich ausgeschlossen erscheinen: Der Trommelschläger besteht hier aus einem mit Ausschnitten versehenen Rohr, das infolge seiner Stabilität auch bei beträchtlicher Länge ein Durchdrücken verhindert, gleichzeitig jedoch ein genaues Auswuchten des Umlaufkörpers gestattet.

Eine andere Neuheit in Verseilmaschinen für Fernsprechkabel bringt eine Vorrichtung zum Ausdruck, die ein gleichzeitiges Bewickeln des zu verseilenden Drahtes mit Papier ermöglicht. Bekanntlich werden Fernsprechkabel-Einzeladern zunächst durch ein Papierband isoliert, bevor ihre Vereinigung zu Doppeladern geschieht. Diese Verzwistung erfolgt nunmehr in einem gemeinschaftlichen Arbeitsgang, wobei sogar noch eine bedeutend vermehrte Umlaufszahl ermöglicht wird.

Zur Herstellung vieladriger Fernsprechkabel werden Verseilmaschinen von 12 bis zu 108 Trommeln gebaut. Ebensolche Bewehrmaschinen dienen dem Umspinnen der Kabel mit Stahldrähten; ferner zum Bewickeln elektrischer Kabel mit einzelnen oder doppelten Lagen von Eisen- oder Stahlband. Eine Kombination dieser Mechanismen gestattet ein gleichzeitiges oder abwechselndes Verseilen und Bewickeln mit Papier, Band, Jute, Eisen sowie Tränken mit Asphalt.

Um Drähte, Litzen oder Kabel mit Gummi zu belegen, verwendet man einen Gummi-Längsbedecker, dessen Rillenwalzenpaare je eine Lage des Stoffes nacheinander auf die Aussenflächen kleben; ferner zur Herstellung der Bleimäntel eine Presse, die in ihrer modernsten Bauart alle bisher an den Markt gebrachten Erzeugnisse übertrifft. Derartige Bleikabelpressen werden in stehender und liegender Bauart geliefert, wovon letztere zwei

FRIED.
KRUPP
AKTIENGESELLSCHAFT
GRUSONWERK
MAGDEBURG

Zuckerrohr-Walzwerke
Maschinen zum Aufbereiten von Sisalhanf
Ballenpressanlagen ● Kaffeeschälmaschinen
Maschinen und Einrichtungen für
Pflanzenöl-Fabriken
Ölpressen für ununterbrochenen Betrieb
*Druckschriften zur Verfügung*

Digitized by Google

liegende, doppeltwirkende, mit Kupferhemden versehene Wasserdruckzylinder führen, deren Stempel von beiden Seiten in den mit einem Heizmantel umgebenen Pressenblock, der die Bleikammer enthält, eindringen. Über dem Pressenblock ist der Bleischmelzofen angebracht, der je nach Wunsch für Heizung mit Kohle, Petroleum oder Gas eingerichtet werden kann.

Die stehende Pressmaschine ist dagegen mit nur einem Wasserdruckzylinder ausgerüstet, auch unterscheidet sie sich in der Arbeitsweise dadurch, dass der Pressenblock mit den eingesetzten Presswerkzeughaltern gemeinschaftlich mit dem Bleizylinder hochgedrückt wird, wobei der Pressstempel in letzteren eindringt. Aus der dem Bleizylinder vorgelagerten Bleikammer wird das Blei in die ringförmige Öffnung zwischen Hohldorn und Pressform gedrückt; in dieser Weise entsteht ein Bleirohr, das sich je nach Stellung und Form des Dornendes mehr oder weniger fest um das durch den hohlen Dorn zugeführte Kabel legt und dieses mitnimmt.

Nach richtiger Einstellung von Hohldorn und Pressform können Kabel von beliebiger Länge umgepresst werden, da der erzeugte Bleimantel auch nach Abstellen, Füllen und Wiederingangsetzen der Presse keinerlei Unterbrechung aufweist.

Mit liegenden Kabelpressen können in der Stunde etwa vier Pressungen und mehr ausgeführt werden. Der Inhalt des Bleischmelzkessels beträgt bei der grossen Presse 1800, bei der kleinen 1300 kg.

Die grossen Pressen leisten in zehn Stunden:
bei starken Kabeln 5000—6500 kg Mantelgewicht
„ mittleren „ 3500—4500 „ „
„ schwachen „ 2500—3000 „ „
„ schwächsten „ 1000—2000 „ „

Bei schwächeren Kabeln beträgt die stündliche Leistung bis zu 10000 m und mehr, wenn das mit Blei umpresste Kabel nicht sofort aufgewickelt wird, wie überhaupt die Geschwindigkeit, mit der die schwachen Kabel weitergeleitet werden, die Leistung wesentlich beeinflusst.

## Kleine Nachrichten.

**Der Deutsche Industrie- und Handelstag für die Beobachtung strengster Vertragstreue.** Die in manchen Kreisen der Geschäftswelt beobachteten, auf den schwankenden Geldwert zurückzuführenden bedauerlichen Versuche, auch fest abgeschlossene Verträge nicht zu erfüllen, gaben in der letzten Sitzung des Hauptausschusses des Deutschen Industrie-


RSP Schutzmarke

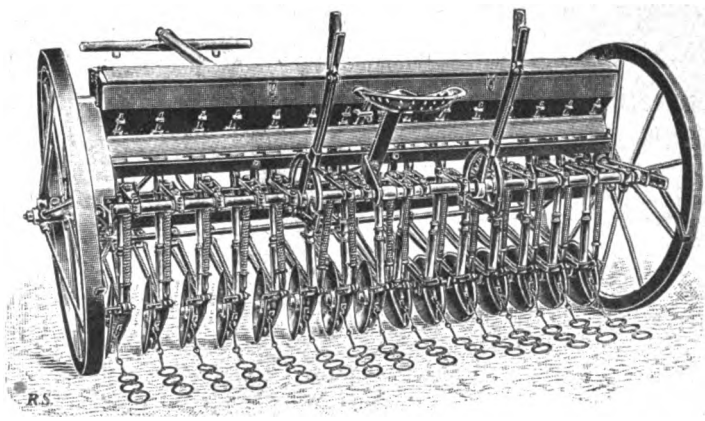
RUD. SACK

LEIPZIG

RSP Schutzmarke

Scheibendrills u. Doppelscheibendrills

in allen Grössen und Sonderausführungen



Scheibenpflüge
Scheibeneggen

Alle Ackergeräte
zur Kolonialwirtschaft

Anhängegeräte
für Motorbetrieb

Kataloge werden auf Verlangen kostenlos zugestellt


Digitized by Google

und Handelstags zu eingehenden Erörterungen Veranlassung. Hierbei wurde die Auffassung vertreten, dass das Ansehen des deutschen Kaufmanns im In- und Auslande und das Gebot, auf Erhaltung seines Rufes bedacht zu sein, die Beobachtung strengster Vertragstreue durch ihn zur Pflicht machten. Fest abgeschlossene Verträge müssten unter allen Umständen innegehalten werden, denn jedes Rütteln an diesem Grundsatz werde dem Ansehen des Staates und der allgemeinen Rechtssicherheit schweren Schaden zufügen.

**Deutsche Schienenlieferungen für schwedische Eisenbahnen.** Wie der Korrespondent der „Dena" erfährt, haben die Oskussbahnen ihren Schienenbedarf für das nächste Jahr vergeben. Die Lieferungen fallen nach Deutschland. Den Lieferungszuschlag erhielt die Göteborger Filiale der Firma Otto Wolff für die Rheinischen Stahlwerke A. G. (Duisburg). In schwedischen Industriekreisen wird diese Lieferungsvergebung lebhaft kommentiert und darauf hingewiesen, dass die Rheinischen Stahlwerke A. G. nach langer Pause in diesem Jahre zum ersten Male sich wieder an den Submissionen für Eisenbahnschienen beteiligt und fast alle Zuschläge erhalten haben.

**Kuba und die deutsche Industrie.** Aus Havanna wird berichtet: Wenn auch Kuba unter dem Zwang der Alliierten gegen uns in den Weltkrieg eingetreten ist, so hat doch dort, trotz aller angewandten feindlichen Propagandamittel, das deutsche Ansehen und der Ruf, den deutsche Erzeugnisse genossen, nicht gelitten. Dies zeigt sich am besten an der in steter Zunahme befindlichen Nachfrage nach deutschen Waren und in der Aufnahme, die diese dort finden. „Deutsches Erzeugnis" bedeutet in Kuba „erstklassige Ware"; in diesem Sinne werden sogar im Wege des unlauteren Wettbewerbs nichtdeutsche Erzeugnisse als deutsche angepriesen. — Das Vertrauen zu Deutschlands wirtschaftlicher Zukunft findet Ausdruck in einem geradezu stürmischen Drange nach deutschen Geschäftsverbindungen und in einem im Verhältnis zur Bevölkerungszahl Kubas umfangreichen Erwerb deutscher Valuta. Bezeichnend dafür ist auch ein in der führenden Tageszeitung Havanas „El Diario de le Marina" kürzlich erschienener Artikel, in dem Deutschland als das Musterland gewerblichen Fortschritts hingestellt und die feste Zuversicht ausgesprochen wird, dass an dem Wiederaufstieg Deutschlands nicht zu zweifeln sei.

**Die deutsch-kanadischen Handelsbeziehungen.** In den ersten fünf Monaten des vergangenen Fiskaljahres hat Kanada bei einer Gesamteinfuhr von 319009763 Dollar für Waren 854571 Dollar Waren aus Deutschland bezogen und bei einer Gesamtausfuhr von 283305275 Dollar für 1829751 Dollar Rohstoffe und Waren nach Deutschland ausgeführt. Die Ausfuhr nach Deutschland hat somit die Einfuhr aus Deutschland um rund 1 Million Dollar überstiegen. Trotz der Valutaklausel hat jedoch die Einfuhr aus Deutschland in letzter Zeit eine, wenn auch vorläufig noch bescheidene, Zunahme erfahren. Im August, dem letzten Monat, für den Zahlen vorliegen, hat sie 194057 Dollar betragen. Hiervon entfallen u. a. 48010 Dollar auf Puppen und Spielwaren, 42131 Dollar auf Chemikalien, 27605 Dollar auf Eisenwaren, 15803 Dollar auf Textilwaren, 8967 Dollar auf Unterrichtsgegenstände, Karten usw. und 5294 Dollar auf optische Instrumente.

**Die deutsche Konkurrenz.** Aus Neuyork schreibt der Vertreter des Deutschen Ausland-Instituts: „Vor einem Komitee des Senats finden augenblicklich Verhöre von Sachverständigen über den Zolltarif statt; das frühere Kongressmitglied Littauer vom Staat Neuyork erklärte bei diesen Verhandlungen, dass die amerikanische Chamoisette-Handschuh-Industrie von der deutschen Konkurrenz vernichtet worden sei. Die amerikanische Industrie nahm die Erzeugung dieser Handschuhe, die aus Baumwolle gemacht werden und imitierte Gemslederhandschuhe sind, nach Ausbruch des Krieges auf; im Jahre 1917 wurden 12000000 Paar erzeugt und im darauffolgenden Jahre über 15000000.

Im Jahre 1919 setzte die deutsche Konkurrenz wieder ein und die Produktion ging auf 800000 Paar herunter, um schliesslich ganz eingestellt zu werden.

Ein anderer Fabrikant in Watertown, N. Y., der das Zeug herstellt, aus welchem diese Handschuhe verfertigt werden, erklärte, dass seine Fabriken der deutschen Konkurrenz wegen geschlossen werden mussten. Amerika könne mit Deutschland nicht konkurrieren, selbst wenn den Handschuhfabrikanten das Zeug umsonst geliefert werde, denn die Herstellung der Handschuhe koste hierzulande allein mehr als in Deutschland die Fabrikation von Stoff und Handschuhen zusammen.

Hierzu bemerkte Senator Smeet, dass es unter diesen Umständen unmöglich sei, die Industrie durch einen Zoll zu retten; die Interessenten forderten jedoch einen Wertzoll von 60% auf das Zeug."

Digitized by Google

# Bücherbesprechungen.

**Dr. Hermann Brinckmeyer: Stinnes,** Wieland Verlag, München 1921.

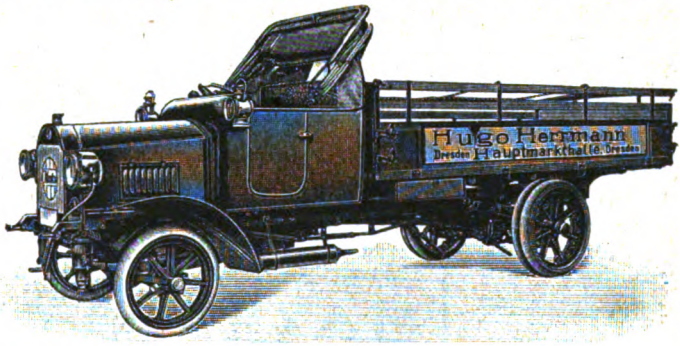
Stinnes ist augenblicklich wohl der Mann, der die Gemüter aller Schichten des deutschen Volkes am meisten beschäftigt, dessen Handeln unendlich viel erörtert wird und über dessen Person man doch fast nichts weiss. Diesem Mangel macht das Buch des Dr. Brinckmeyer ein Ende und zugleich zerstört es den Sagenkreis, der sich bereits um Hugo Stinnes und seine Unternehmungen zu bilden begann.

In knappen, aber klaren Ausführungen schildert der Verfasser die Geschichte der Familie Stinnes, die Persönlichkeit von Hugo Stinnes, seinen beruflichen Werdegang, seinen Einfluss auf die Industrie, die Gründung des Montan-Konzerns Rheinelbe-Union und dessen Erweiterung zur Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union. Die viel kritisierten Beziehungen von Hugo Stinnes zur Presse und seine erfolgreichen Bemühungen, auf sie Einfluss zu gewinnen, werden eingehend klargelegt, ferner seine Stellung zur Sozialisierung und zu anderen wichtigen politischen Fragen.

Der Umfang des Buches verbot es dem Verfasser, die einzelnen Gebiete ausführlicher zu behandeln. Es ist ihm aber gelungen, in den wenigen Kapiteln ein ausserordentlich anschauliches und klares Bild der grosszügigen Schaffenskraft und der überragenden Persönlichkeit dieses Mannes zu geben. Hugo Stinnes gehört zu den ganz wenigen starken Männern, an die sich die Hoffnungen Deutschlands für den Wiederaufbau knüpfen, vielleicht ist er der stärkste.


**Last-kraftwagen**

**Motor-omnibusse**




Ketten- oder Schnecken-Antrieb. (Chain Drive or Worm Drive.)

**E. Nacke, Coswig Sachsen**

Automobilfabrik

**Kein Notgeld-**
Sammler
**Kein Notgeld-**
Händler
darf ohne die bedeutende Fachzeitung
**„Der Notgeldmarkt", Hannov.**
sein. Aktuell, belehr., unterrichtend. Alle Postanstalten nehmen Abonnements entgegen. — Probenummer kostenlos durch den Verlag
**„Der Notgeldmarkt", Hannov.**

W. T. S.
**Wahrenburgs Erdbohrer „Talpa"**
und
**Wahrenburgs Baumsäge „Swinda"**
(Patente in den meisten Kulturstaaten)
bedient je **1 Mann mit der Hand.** Einmalige Anschaffung macht sich **in 2 Tagen bezahlt.**
**Glänzende Gutachten!**

**Tisch- u. Decken-Ventilatoren**
Allein-Fabrikant **Friedr. Wahrenburg, München 19,**
Friedr.-Str. 9. ★ Telegr.-Adr.: Wahrenburg. ★ ABC-Code 5th Ed.

**Export-Neuheiten**
und **Massenartikel** liefert
**A. Michael, Berlin 87, Beusselstr. 55 a.**

**Massenartikel**
**gedreht, gestanzt, gezogen, gedrückt**
**Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld**

**Deutsche Waffenfabrik**
**Georg Knaak, Berlin SW 48**

Staatlich geprüfte
Repetierbüchsen, 6,5-11,2 mm, Hammerless- u. Hahn-Drillinge, Doppelbüchsen, Büchsflinten, Doppelflinten, Teschings, Revolver, Automatische Pistolen.
Munition, Jagdgerätschaften.

**3 Briefmarken**
Faksimiles, Auswahl billig. Joh. Christmann München, Kobellstr. 1

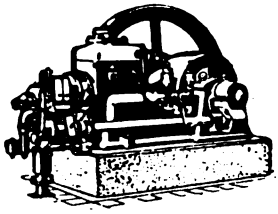
**Weberei-**
**Bedarfsartikel**
Spinnerei-Artikel
**Paul Rucker, Elberfeld 222**


Digitized by Google

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf **Velhagen & Klasings Export-Anzeiger** zu beziehen

*Jagdwaffen aller Art, Drillinge, Doppelflinten, Repetier-Büchsen, Zielfernrohre, Feldstecher, Pistolen, Jagd-munition*
**Waffen-Frankonia,**
*Würzburg 41.*

**Motorenfabrik Herford**
**Herford i. Westf.**



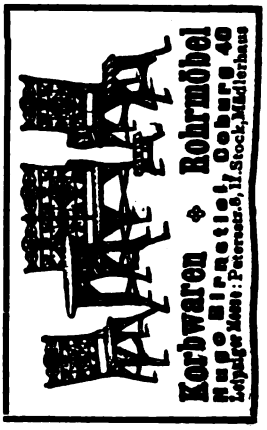
Benzin-, Benzol-, Sauggas- und Rohöl-Motoren

= Fachkundige, rührige Vertreter gesucht =

**MAYER & CIE.**

TRIEURE
GELOCHTE BLECHE
FILTERRÖHREN

**KÖLN-KALK**



**Universal-Fräsmaschinen,**
Vertikal-Stossmaschinen,
Shaping-Maschinen.
Roscher & Eichler, Altmittweida bei Chemnitz i. Sa.

**Werkzeugmaschinen,**
Leitspindel-Drehbänke, Räderfräsautomaten, Zentriermaschinen, Schleif- und Riffelmaschinen für Müllerei-Hartgusswalzen.
Oscar Ehrlich,
Werkzeugmaschinen-Fabrik,
Chemnitz 42.

**Drahtverarbeitungsmaschinen**
Malmedie-Maschinen zur Herstellung von Nägeln, Nieten, Bolzen, Muttern, Schrauben, Ketten, Drahtgeflecht, Stacheldraht usw.
Spezialität: Drahtzüge, Ziehbänke, Verzinnungs- und Versinkungsanlagen usw. usw.
Malmedie & Co., Maschinenfabrik A.-G., Düsseldorf.

*Beziehen Sie sich bitte bei Bestellungen auf Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.*

**Präzisions-Leitspindeldrehbänke**
Hobel- und Shapingmaschinen, Rundschleifmaschinen, Fräsmaschinen, Radial- und Schnellbohrmaschinen.
Richard Heinrich & Co., Dresden-A.

**Elektro-Werkzeuge**
Sonderheit:
Bohr- und Schleifmaschinen.
Kampmann & Aretz, Maschinenfabrik, Haan b. Düsseldorf.

**Blechbearb.-Masch.,** Spez.: Blechscheren, Profileisenscheren, Lochmasch., Exc.-u. Friktionspress., Bieg-, Richtmasch.
Maschinenfabrik Weingarten, vorm. Hch. Schatz, A.-G., Weingarten (Württ.)


Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER
Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig
März 1922 | Schriftleitung u. Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. — Jahresbezugspreis für valutapfl. Ausland M. 36.— bezw. M. 30.— (zuzgl. M. 20.— für Porto und Verp.), Inland M. 18.—. Anzeigen M. 2.50 für die einspaltige Millimeterzeile. | No. 7, XI. Jahrg.

# Die Spielwaren-Industrie im sächsischen Erzgebirge.

Von A. Wendt, Grünhainichen.

Es ist ein merkwürdiges Stück Land, das Erzgebirge, und eigenartig ist auch der Menschenschlag mit seiner gemütvollen Art. Die Wurzeln seines Wesens mögen in der Beschäftigung seiner Vorfahren zu suchen sein, auf die der Name des Gebirges hinweist. Der Bergbau war es, der einst die ersten Siedler im Gebirge nährte. Die Entdeckung des Erzreichtumes des Gebirges veranlasste Bergleute aus anderen Gegenden des Reiches, sich in dem unwirtlichen Lande niederzulassen. Es kam zu einem regen Bergbaubetriebe, der zahlreiche, noch heute erkennbare Spuren hinterlassen hat. Das war um die Zeit des ausgehenden Mittelalters. Die Kultur des Erzgebirges ist also verhältnismässig jung.

Der Bergmann von ehedem war in seiner rauhen Umwelt auf seine eigene Kraft gestellt. Die geschulte Hand des Hausvaters machte den Kindern zierliches Spielzeug für den Weihnachtstisch und der Mutter allerlei Gerät für Küche und Haus. Das waren die Anfänge einer Industrie, die sich bis zur heutigen stattlichen Höhe entwickelt hat. Mit dem Rückgang der Erträgnisse des Bergbaues gingen dem Bergmann die Erwerbsmöglichkeiten verloren. Seine Schnitzkunst befähigte ihn, aus dem reichlich vorhandenen Holze allerlei Sachen und Sächelchen auch für Nachbarstädte und -dörfer herzustellen. Die bald sich erweiternde Produktion forderte erweiterte Absatzmöglichkeiten. Die Gegenstände waren zu verpacken und zu verschicken. Aus den damit beschäftigten Leuten entwickelte sich der Stand der Verleger. Immer mehr Absatzgebiete wurden gesucht und gefunden und heute gibt es wohl kaum noch einen Winkel der Erde, in dem kein erzgebirgisches Spielzeug zu finden ist.

Die Spielwaren-Industrie gehört sicher zu den liebenswürdigsten Industrien des Erzgebirges. Freude und Befriedigung gewährt eine Wanderung in unsern Bergen in der Weihnachtszeit. Da liegen sie vor uns in ihrem Lichterglanz, die schmucken Städte und Dörfer in der schneeigen Landschaft, in den Tälern, an den Hängen und auf den Bergen, jedes Dorf ein Christbaum und jedes Haus eine Werkstatt für das Christkind.

Durchwandern wir das Tal des Flöhaflusses von seiner Quelle bis zur Mündung, gehen wir auch in die Seitentäler hinein, werfen wir ab und an auch einen Blick auf und über die Berge, dann haben wir den erzgebirgischen Spielwarenbezirk in seinen zwei Hälften, den oberen und unteren Bezirk.

Hoch oben, fast auf dem Kamme des Gebirges, liegt ein Bergstock, umflossen von der Flöha und einem ihrer Nebenflüsse, der Schweinitz. Seiffen und die es umgebenden Ortschaften sind die Siedlungen auf diesem Berge, die an sich schon den Eindruck einer Spielware machen. Die reizvolle

### Tierfabrikation

hat hier ihr Heim. Hier wird alles nachgebildet, was da „fleucht" und „kreucht", vom stattlichen Elefanten bis zur Spitzmaus und vom Zaunkönig bis zum ehrbaren Klapperstorch; dazu kommen noch Häuser, Bäume, allerlei Gerätschaften und wie die vielen tausend Gegenstände alle heissen, die hier gedreht, geschnitzt, bemalt, lackiert und poliert werden.

Die bdeutendste von allen im Rahmen der Spielwarenfabrikation gepflegten Arbeitsweisen ist sicher die

### Ring- oder Reifendreherei,

die es ermöglicht schöne und haltbare Tierchen, die wir in jedem Spielwarenladen finden, für wenige Pfennige herzustellen. Der im Kopfe des Ringdrehers wohnende Formenreichtum ist so gross, dass schon Archen mit 180 verschiedenen Tieren in den Handel gebracht werden. Staunen muss man über die Sicherheit, mit welcher der Arbeiter seinen Drehstahl einsetzt, um die feinen und feinsten Formen, z. B. eines Füsschens „herauszuholen". Ich habe einen von einem

Digitized by Google

Dreher hergestellten Tierreifen gesehen, dessen Schnittfläche einen springenden Hirsch mit Geweih und mit allen Feinheiten in der Form erkennen liess. Zu solchen Leistungen befähigt nur jahrzehntelange Übung und Erfahrung. Der erzgebirgische Reifendreher hat einen grossen Vorsprung und man wird ihm bei allem Bemühen nicht nachkommen.

Der fertige Tierring wandert zum Schnitzer. Der Reifen wird in ein oder einige Schock Tierchen mit absolut gleichen Konturen gespalten. Das einfachste Schnitzmesser, der Schnitzer, wird in Bewegung gesetzt. Wir bewundern die fleissigen und geschickten Handbewegungen der Grossmutter, die sich mit uns unterhält und uns beobachtet, während der Schnitzer in ihren emsigen Fingern die eckigen Formen des Spalttierchens rundet. Die Arbeit erscheint uns so mechanisch und sicher, dass wir an Mutters Stricktätigkeit erinnert werden. Dem mit dem Schnitzmesser bearbeiteten Tierchen werden die ebenfalls aus Reifen gespaltenen Hörner, Schwänze usw. eingeleimt und die Bemalung und Lackierung vollendet das kleine Arbeitsprodukt, das nun seine Wanderung in die Welt antreten kann und für wenige Pfennige käuflich ist. Überraschend sind die einzelnen Arbeitsvorgänge und das verhältnismässig hochvollendete Arbeitsresultat. Man beachte einmal die Miniaturtierchen von etwa 1—2 cm Höhe, die bei aller Kleinheit noch klare Gliederformen erkennen lassen. Tausende von anderen Sachen und Sächelchen gruppieren sich um diese Tiere und werden mit ihnen zur „Schachtelware" zusammengestellt: Bauern und Bäuerinnen, Stadt- und Landbewohner, allerhand Schlitten und Wagen, vom einfachen Bauernkarren bis zur Postkutsche und Staatskarosse, Ackergeräte, Häuser, Bäume usw. werden passend vereinigt und gehören dann zu den reizvollsten und billigsten Spielmitteln.

Die vielen tausend Sachen und Sächelchen, die in den übrigen Teilen des leistungsfähigen Bezirks hergestellt werden, lassen sich nicht aufzählen. Vielgestaltig, wie die Welt der Grossen, ist auch die im Erzgebirge den Kindern aufgebaute kleine Welt: Man findet den Landmann bei allen Hantierungen, den Handwerker in seiner Werkstatt, den Lehrer in der Schule, den Kapellmeister unter seinen Spielleuten, den Kaufmann oder Buchhändler im ausgestatteten Ladenraum, die Hausfrau in ihrem Wohn- oder Schlafzimmer und am Küchenherde die Köchin. Durch einen Wald aus kleinen Bäumchen treibt der Jäger mit seinen Hunden das gehetzte Wild und der Schäfer hütet mit seinem treuen Begleiter die ihm anvertraute Herde.

In jedem Knaben steckt ein Trieb zum Weltenbaumeister und kein Spielzeug vermag diesem mehr Rechnung zu tragen als der

### Baukasten.

Dieser hat unter den Bildungsmitteln der kindlichen Phantasie entschieden den Ehrenplatz, und es ist durchaus löblich, dass man im Erzgebirge seit Jahren der Vervollkommnung des Holzbaukastens grosse Sorgfalt zuwendet. Klötzchen und Stäbchen verschiedenster Art werden dem spielenden Kinde in die Hand gegeben, und das Gestalten mit denselben gewährt ihm mehr Befriedigung, als wenn ihm das schönste Haus vor Augen gestellt wird.

Zur Einführung in das Reich der Töne sorgt der erzgebirgische Spielwarenbezirk für allerlei

### Streich-, Schlag- und Blasinstrumente.

Trommel und Trompete machen den Anfang. Glaspianos und Metallophone bis vier und mehr Oktaven gestatten einem Klavierspieler schon ein hübsches Kinderkonzert und darüber hinaus werden Pianinos bis zum Gebrauch für Erwachsene hergestellt. Zu den Saiteninstrumenten gehören die Kindergeigen, Gitarren und Zithern. Ungezählt ist die Summe der Blas- und Pfeifeninstrumente allerart, beginnend mit der kleinsten Trillerpfeife, und allerlei Querpfeifen bis zum stattlichen Harmonium für den Kirchengebrauch.

Herzerfrischend wirken die zappelnden Bewegungen des Hampelmannes, des Nickvogels, des Sägemannes, des Stockaffen und all der vielen schwingenden, singenden und tanzenden Figürchen, die im Erzgebirge hergestellt werden.

Ein sehr begehrtes, wenn auch nicht ganz ungefährliches Spielzeug sind die

### Schiessmittel allerart,

von der Armbrust und der Knallbüchse bis zur prächtigen Windbüchse, die als Scheibenbüchse auch dem Erwachsenen begehrenswert erscheint und als Abwehrmittel gegen kleine Gartenfeinde benutzt wird. Burgen, Festungen und Forts werden mit Kanonen bestellt und beschossen.

Gross ist die Summe der

### Spiele allerart

und es können nur Gruppen genannt werden: Brettspiele, vom einfachen Damenbrett mit Papierbelag bis zum fein polierten Schachtisch aus Edelhölzern mit Einlagen, Tivolis mit und ohne Musik, Dominospiele, Kegel- und Kugelspiele, Mosaiklegespiele für angehende Künstler, Ballwurfspiele, Billards, Glücksräder, Krockets, Ring- und Plättenwurfspiele und viele andere Spielmitttel für gross und klein entstehen im Erzgebirge.

Auf dem Gebiet der

### architektonischen Spielwaren

hat das Erzgebirge mit Rücksicht auf die Vielgestaltigkeit sicher die Führung. Als Aufstellgegenstände werden dem spielenden Kinde grosse und kleine Häuschen mit Zubehör in die Hand

Digitized by Google

gegeben, aus denen es Gutshöfe, Dörfer und Städte zusammenstellen kann. Grosse Puppenhäuser und Puppenstuben, Küchen, Pferdeställe und Theater fehlen nicht. In mancherlei Darstellungen begegnet uns das Soldatenleben: Hier eine Wachtparade, die mit klingendem Spiel aufzieht, dort eine Festung, eine Burg oder ein Fort, die im Sturm genommen werden. Ich finde nichts in der grossen Welt, das der sinnierende Erzgebirgler nicht der Welt unserer Kleinen eingefügt hätte.

Ein Bild von der erzgebirgischen Industrie wäre aber unvollkommen, wenn nicht auch der

**Fabrikation von Gebrauchsgegenständen**

gedacht würde. In einer Reihe grosser Fabriken werden Küchenartikel allerart hergestellt. Wagen und Schlitten, besonders Rodelschlitten, kommen in grossen Mengen zum Versand. Allerlei Schulbedarfsartikel: Federkasten, Lineale, Reissschienen und Winkel, Messinstrumente usw. liefert der Bezirk. Sehr umfangreich ist die Fabrikation von grossen und kleinen lackierten, polierten und bemalten Kästen und Truhen. Kunstgewerbliche Gebrauchs- und Luxusgegenstände werden in vielseitiger Weise hergestellt. Halbfabrikate für die Elektro-Industrie werden von gut ausgebauten Drehwerken geliefert.

Die angeführten Artikel bezeugen schon eine starke Vielseitigkeit der Holzwarenfabrikation des Erzgebirges. Mehr kann geleistet und neue Artikel können aufgenommen werden, wenn es gefordert wird. Das geistige und technische Rüstzeug ist vorhanden. Die künstlerischen Bestrebungen haben im Gebirge einen fruchtbaren Boden gefunden. Im letzten Jahrzehnt hat sich in Grünhainichen ein junges Unternehmen entwickelt, dessen künstlerische Leiterin die Technik kennt und es versteht, diese mit ihrer Kunstanschauung in Einklang zu bringen. Alle Gegenstände mit Zubehörteilen, z. B. einer Puppenstube, werden im eigenen Betriebe hergestellt. Nur so ist eine feine Abstimmung in Form und Farbe möglich. Ausser Qualitätsspielwaren, Lichterfiguren und Deckenleuchtern werden allerlei bemalte, polierte und eingelegte Truhen und Kästen, Schmuckdosen und andere Gebrauchsgegenstände hergestellt. Erfreulich ist die Anerkennung dieser Bestrebungen im In- und Auslande.

Überall ist das Bestreben zu erkennen, die Spielgegenstände fester zu gestalten. Das äussere Gewand lässt eine Farbenfreudigkeit erkennen, die uns verloren gegangen war. Die von verschiedenen Künstlern und Künstlerinnen entworfenen Pendelfiguren sind zwar nicht als Neuheiten anzusehen, haben aber die Erinnerung an den alten Hampelmann, den Sägemann und den Stockaffen wieder aufgefrischt und die ergötzlichen Figürchen in einem neuen Gewande unseren Kindern wiedergegeben. Müssen es denn immer „Neuheiten" sein? Wir wollen doch ruhig zugeben, dass unsere Eltern und Grosseltern auch Spielwarenkonsumenten waren und an Spielzeug sich erfreuen konnten, das damals in einfachster Weise von den gemütvollen Bergleuten des Erzgebirges hergestellt wurde. Es liegt ein Paradieseszauber über der einfachen, kleinen Welt, die das Erzgebirge dem spielenden Kinde aufbaut. Beneidenswert das Kind, das über einen „Sägemann" sich herzlich freuen kann. Beneidenswert das Kind, dem das Lichthäuschen erscheint wie ein Zauberschloss, dem die Töne eines Glaspianos wie Engelsmusik in den Ohren klingen. Es ist eine schöne, eine glückliche Welt, die Welt der Kleinen im Spiel!

Die drei grossen Spielwarenerzeugungsgruppen haben jede ihre Eigenart: Thüringen hat die Führung auf dem Gebiet der Puppenfabrikation, Nürnberg auf dem der Blechspielwaren und im Erzgebirge werden Holzspielwaren bevorzugt. Die Leistungsfähigkeit des erzgebirgischen Bezirks auf dem Gebiet der Holzspielwarenfabrikation ist bedeutsam und wird nicht übertroffen. Jahrhundertelange Erfahrung und Übung haben ein Völkchen erzogen, dessen Können nicht leicht einzuholen ist. Wir wissen es wohl, dass man an vielen Stellen darauf sinnt, Spielwaren-Industrien zu entwickeln und dem Erzgebirge nachzukommen. In dem daraus sich entwickelnden Wettbewerb sind die Erfahrung und das Können des Erzgebirglers die besten Abwehrmittel. Dazu kommt noch, dass das technische Rüstzeug des Spielwarenbezirks in den letzten Jahrzehnten bis zu einer früher nie geahnten Höhe entwickelt worden ist. Wir befinden uns mit unseren technischen Einrichtungen auf der Höhe und sind für weitgehende Forderungen gerüstet. Da, wo ehedem der Bergmann seinem Kinde das Spielzeug und seiner Hausfrau den Holzlöffel schnitzte, da rauschen heute die gebannten Wasser, da surren die Räder und sausen die Riemen. Ein Netz von Drähten überspannt den Bezirk und fast in jeder Werkstatt singt der Elektromotor sein emsiges Lied. Daneben sitzt noch immer die alte Grossmutter und „bastelt" die Arbeiten, die wir der Maschine nicht anvertrauen können,

Die frühere Hausindustrie wird also heute durch die nicht mehr zu entbehrenden besten technischen Arbeitsmittel gestützt und ein wohlerwogenes Zusammenarbeiten macht es möglich, der Spielware den Charakter, die Lebenswahrheit, das Gemütvolle zu erhalten.

Bei den künstlerischen Bestrebungen haben wir zu bedenken, dass unsere Industrie eine Export-Industrie ist und wir auch mit dem Geschmack und der Kunstanschauung des Auslandes zu rechnen haben. In dieser Richtung könnten die den Verkauf vermittelnden Stellen viel Gutes stiften. Wir sind dankbar für jede Anregung und bereit, allen Sonderwünschen Rechnung zu tragen, die uns von Kennern des Auslandes entgegengebracht werden.

Digitized by Google

# Verminderung der Herstellungskosten durch Rundfräsen.

Von Ingenieur G. Hermann Röder.

War man schon vor dem Kriege in industriellen Werken bestrebt, die Herstellungskosten der Erzeugnisse auf einen möglichst geringen Stand zu bringen, so wird man heute bei verkürzter Arbeitszeit und den steigenden Gehältern und Arbeitslöhnen, den hohen Rohstoffpreisen und gesteigerten Unkosten erst recht darauf bedacht sein müssen, all die Möglichkeiten, die Kosten herabzusetzen, voll auszunutzen. Mit gutem Erfolg sind in grossen und kleinen Werken Betriebssysteme ausgearbeitet und durchgeführt worden, wodurch zweifellos die Unkosten erheblich vermindert wurden. Aber nicht nur diese Arbeitssysteme als vielmehr eine zweckmässige Wahl und Anschaffung moderner Maschinen, Apparate und Werkzeuge ermöglichen eine wirtschaftliche Ausnutzung des Betriebes. Darum sei an dieser Stelle besonders auf eine Neuerung hingewiesen, die sich in der Praxis in dieser Hinsicht bereits bestens bewährt hat und deren Wirtschaftlichkeit einwandfrei angestellte Versuche ergaben.

Es betrifft dies einen patentierten Apparat, der, auf eine gewöhnliche Horizontalfräsmaschine aufgespannt, zur Ausführung einfacher und präziser Rundfräsarbeiten bestimmt ist. Wohl führte man auf Vertikalfräsmaschinen mittels sogenannten Rundtisches bereits gewisse derartige Arbeiten aus. Bekanntlich gelten aber diese Maschinen als eine Art Spezialmaschinen, weshalb ihre Verbreitung im Vergleich zur gewöhnlichen Horizontalfräsmaschine wesentlich beschränkter ist. Dieser neue unter dem Namen „Eroth" in den Handel gebrachte Rundfräsapparat, der, wie erwähnt, auf jede Horizontalfräsmaschine aufgespannt werden kann, ist nun vorzüglich geeignet, die Herstellungskosten der Massenartikel ganz wesentlich zu verringern, wie im folgenden gezeigt werden soll.

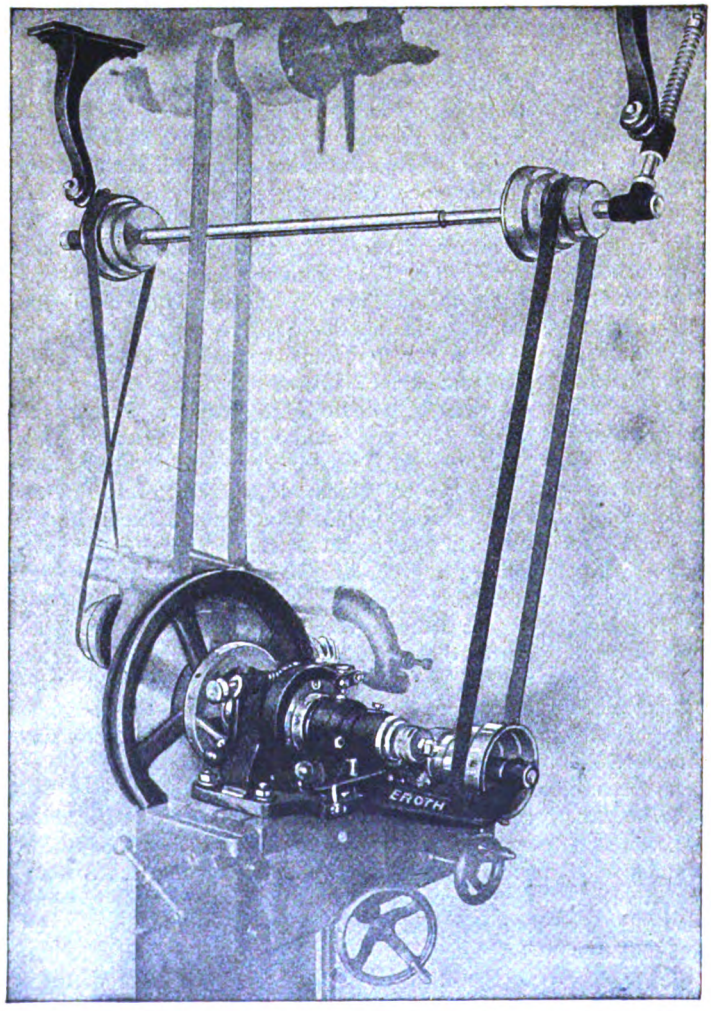



Abb. 7. Der „Eroth"-Rundfräser mit Deckenvorgelege.

In den meisten Betrieben werden Arbeitsstücke der verschiedensten Art durch gelernte Eisendreher auf normalen Drehbänken, Automaten oder Revolverbänken hergestellt. Beim Drehen der Werkstücke durch den Eisendreher, sei es bei einfachen oder komplizierteren Arbeiten, wird ein erheblicher Teil der produktiven Arbeitszeit durch Messen und Kontrollieren, wobei in der Regel die Maschine abgestellt wird, verloren. Vorwiegend kann dabei ein Dreher nur immer ein Arbeitsstück bei Bedienung nur einer Drehbank bearbeiten. Auf Automaten und Revolverbänken hergestellte Arbeiten werden in bezug auf Genauigkeit niemals dauernd einwandfrei sein. Auch beim bestgeschulten Dreher treten zuweilen Differenzen ein.

Beim Rundfräsen dagegen können derartige Übelstände, sofern die Arbeitsspindel des Fräsapparates parallel zur Fräserspindel der Fräsmaschine eingestellt ist, nicht in Erscheinung treten, weil das Arbeitsstück nur bis auf die bedingte fest einstellbare Tiefe gegen den Fräser vor-

Digitized by Google

geschoben werden kann. Zu diesem Zwecke ist beim „Eroth" eine mit Mikrometerschraube verschiebbare Anstellvorrichtung vorgesehen, die eine schnelle und zuverlässige Einstellung garantiert. Ist das Arbeitsstück beim Rundfräsen dem genauen Durchmesser entsprechend tief genug gegen den Fräser vorgeschoben, wird der Apparat für den Vorschub oder Transport eingeschaltet, was in Abhängigkeit von der Fräserspindel durch Decken- oder Tischvorgelege geschieht. (Abb. 7.) Der Vorschub wird entsprechend dem Umfang des Arbeitsstücks gewählt, wobei wie beim Planfräsen Fräser, Material und Spanstärke zu berücksichtigen ist. Kommen Werkstücke von geringer Breite zum Fräsen in Frage wie Rollen, Wechselräder u. a., so werden zwei, drei oder mehr gleichzeitig auf einen Dorn gespannt und mit entsprechenden Fräsersätzen gefräst. Der Arbeitsstückdorn wird in einem besonders dazu konstruierten, leicht und schnell einstellbaren Gegenarm geführt, um den Fräserdruck aufzunehmen und ein präzises Arbeiten zu gewährleisten. Bei dauernder Massenherstellung von Werkstücken kann ein ungelernter Arbeiter auf diese Weise unter Umständen drei bis vier Maschinen bedienen. Der grosse Vorteil liegt nun darin, dass trotzdem Differenzen in den einzelnen Werkstücken ausgeschlossen sind, weil sich diese zwangsläufig am rotierenden Fräser abwälzen. Unterstützt wird diese peinliche Genauigkeit durch die starke Arbeitsspindel des Fräsapparates und deren gute, solide und verstellbare Lagerung.

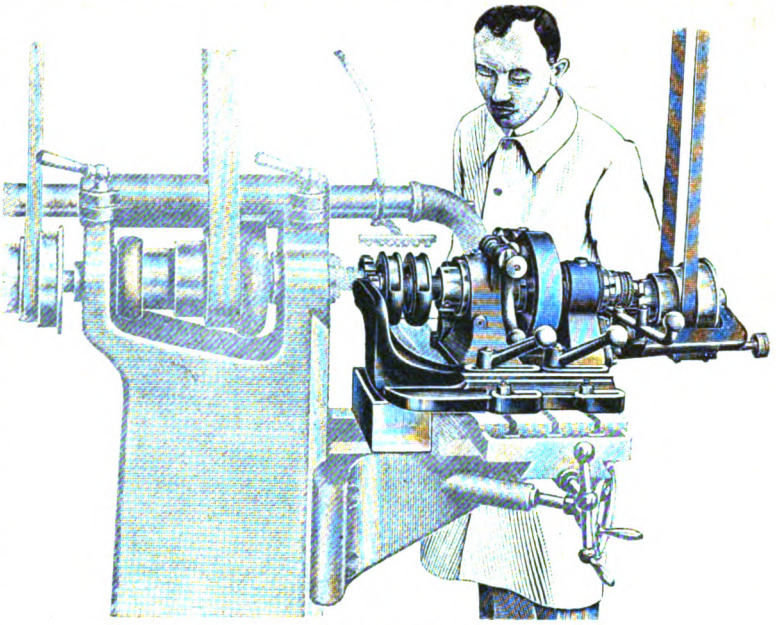


Abb. 8. Der „Eroth"-Rundfräser in Tätigkeit.

Es dürfte nun interessant sein, an einer ausgeführten Arbeit die Wirtschaftlichkeit des „Eroth" näher zu beleuchten. Das Resultat einer Arbeitsleistung zwischen einem gelernten Eisendreher beim Drehen und einem ungelernten Arbeiter beim Rundfräsen mit dem „Eroth" war das folgende:

Von 6000 Stück herzustellenden harten Stahlgussrollen wurden 1000 Stück gedreht und 5000 Stück gefräst. Die Maße der Rollen waren in der Mitte 40, aussen 55 bzw. 67 mm Durchmesser, 45 mm breit und 28,5 mm Bohrung (Fertigmaße), im unbearbeiteten, rohen Zustand 70 bzw. 61 mm Durchmesser und 46 mm breit. Ein Arbeitsbursche fräste auf einer Fräsmaschine mit dem „Eroth" zu gleicher Zeit zwei Rollen in 11 Minuten, so dass bei achtstündiger Arbeitsschicht 80—86 Stück fertiggestellt wurden. Der Stundenlohn des Arbeiters betrug 3 Mk. Zwei entsprechende Fräser kosteten 540 Mk. Das Nachschleifen der Fräser, das infolge des harten Stahlgusses nach 80—100 Stück Rollen Fräsen vorgenommen werden musste, verursachte ca. eine Stunde Unterbrechung. Nehmen wir an, die Fräser müssten nach 4500 gefrästen Rollen durch neue ersetzt werden, so stellen sich die Betriebsunkosten pro Rolle auf 0,45 Mk., wobei 0,33 Mk. auf Arbeitslohn und 0,12 Mk. auf Fräserkosten zu rechnen sind. In der Praxis hat sich nun gezeigt, dass die Fräser bei dieser Anzahl von 4500 Stück keinesfalls unbrauchbar sind, sondern eventuell weitere 5500 Stück zu fräsen zulassen würden, wodurch sich natürlich die Fräserunkosten noch erheblich verminderten. Dabei sei erwähnt, dass die Rollen vor dem Fräsen nicht erst vorgedreht wurden.

Bei Bearbeitung derselben Stahlgussrollen in gleicher Weise wie beim Rundfräsen leistete ein gelernter Eisendreher bei gleicher Arbeitszeit 20—22 Stück pro Tag, benötigte also für ein Stück 22—24 Minuten. Der Stundenlohn betrug 6,50 Mk., so dass allein an Lohnkosten pro Stück 2,50 Mk. zu rechnen sind. Das Drehen kam deshalb um 2,05 Mk. pro Rolle höher zu stehen als das Rundfräsen. Bemerkt sei noch, dass die gefrästen Rollen peinlichst genau und sauber ausgefallen sind, was naturgemäss beim Drehen nicht der Fall sein konnte, weil infolge des harten Stahlgusses Fassonstähle nicht zu verwenden waren. Bei der angezogenen Arbeit stellte sich in Wirklichkeit das Ergebnis noch günstiger, da an Stelle eines Arbeitsburschen mit 3 M. Stundenlohn ein Lehrling mit 5 M. pro Woche verwendet wurde. Abb. 8 zeigt den „Eroth" bei der Ausführung einer ähnlichen Arbeit.

Aus obigem Beispiel erhellt ohne weiteres, ähnliche präzis und billig herzustellende Werkstücke mittels Rundfräsapparates zu bearbeiten, wozu in Zukunft keine Spezialfräsmaschine mehr nötig sein wird, da der „Eroth" ja jede gewöhnliche Fräsmaschine als Rundfräsmaschine verwenden lässt.

Digitized by Google

# Kolonialmaschinen

Von Ingenieur Constantin Redzich.

IV.

Ein vereinfachtes und dabei billiges Verfahren zur Überführung des Metallgehaltes armer Erze und Hüttenerzeugnisse in die wasserlösliche Form von Chloriden oder schwefelsauren Salzen wird durch eine Schachtofen-Röst- und Laugeanlage nach Dr. Buddeus erzielt. Während die bisherigen Röstverfahren für Feinerze zum Dauerbetrieb entweder schwefelreiche Erze oder einen hohen Aufwand an Röstkohle erforderten, spielte dieser Kohlenverbrauch bei armen Kupfer- und Zinkerzen eine so ausschlaggebende Rolle, dass davon allein schon die Verschüttungsfähigkeit des Erzes abhing. Besonders fällt der enorme Kohlenverbrauch ins Gewicht, wenn die Röstung mit Zuschlägen, z. B. von Chlornatrium für chlorierende Röstung erfolgt. So wurden bei Abbränden von kupfer- und zinkhaltigen Schwefelkiesen bisher für die Röstung in Muffelöfen je nach der erforderlichen Röstdauer 10—50 % das Erzgemisches an Heizkohle verbraucht. Auch sind Muffelöfen in der Anlage ziemlich teuer, erfordern zudem häufige Ausbesserungen und viel Arbeitskräfte; ferner hängt es von der Gewissenhaftigkeit der Arbeiter ab, ob das Erz für die Laugung genügend durchgeröstet ist. Bei mechanisch angetriebenen Muffelöfen ist man zwar weniger von der Geschicklichkeit des Arbeiters abhängig, doch spielen hier der Kraftverbrauch, die schnelle Abnutzung der Rührarme sowie die hohen Anlagekosten eine bedeutende Rolle.

In dem neuen Röst- und Laugeverfahren werden dagegen Schachtöfen verwendet, weil nur diese eine günstige Ausnutzung der beim Rösten entwickelten Wärme ermöglichen, gleichzeitig infolge ihrer Einfachheit niedrigste Anlage- und Betriebskosten sichern. Im besonderen kommen folgende Erze in Betracht:

1. Kupfer- und zinkhaltige Kiesabbrände jeder Art von 0,5—6 % Cu und bis 12 % Zn.
2. Silbererze jeder Art behufs Vorbereitung für das Amalgamieren oder Auslaugen des Silbers. (Verluste an Edelmetallen, wie sie bei anderen Röstverfahren auftreten, werden ganz vermieden.)
3. Arme, malachitische Kupfererze, bei denen durch Zusammenrösten mit schwefelhaltigen Erzen die Schwierigkeiten der unmittelbaren Laugung beseitigt werden.
4. Arme, sulfidische und kieselige Kupfererze mit bis 6 % Cu und geringem Silbergehalt sowie kupferhaltige Spateisensteine, die nicht im Schmelzofen zugute gemacht werden können.
5. Zinkerze und Aufbereitungsrückstände. (Das Rösten zur Überführung des Zinks in wasserlösliches Sulfat oder Chlorid ist so billig, dass sich arme Erze, die etwa 10—15 % Zn enthalten, zur Gewinnung metallischen Zinks verwenden lassen.)
6. Blei-Zinkerze (häufig silberhaltig), die sich nicht aufbereiten lassen. (Durch die billige Röstung können Zink, Kupfer und Silber von dem unlöslichen Blei getrennt werden.)
7. Ein weiteres grosses Gebiet liegt in der Nutzbarmachung armer schwefelhaltiger Erze zur Herstellung von Schwefelsäure.

Während sich bisher nur die Laugung kupfer- und zinkreicher Abbrände mit hohem Eisengehalt lohnte, ermöglicht das neue Verfahren, infolge seiner wesentlich niedrigeren Kosten, selbst Abbrände mit einem Kupfergehalt unter 1 ¼ % gewinnbringend auf Kupfer zu laugen. Dabei ist Kohle nur einzig zum Anheizen erforderlich. Das Verfahren kann daher in den entlegensten Gegenden zur Anwendung gelangen. Die nötige Wärme wird bei chlorierender Röstung lediglich durch die Verbrennung des Sulfidschwefels zu Schwefelsäure und deren Umsetzung mit Chlornatrium zu Natriumsulfat und Salzsäure geliefert. Im Grossbetrieb hat sich ergeben, dass z. B. bei Kiesabbränden mit nur 1—3 % Sulfidschwefelgehalt eine vorzügliche Röstung möglich ist. Diese erfolgt unter Umständen in einer Erzschicht bis zu 6 m Höhe, welche eine Reihe erheblicher Vorteile in sich schliesst: Ein grosser Teil der entstehenden Säure wird im Ofen selbst ausgenutzt, indem sich wasserlösliche Salze bilden, mitunter wird sogar der gesamte Kupfergehalt wasserlöslich, so dass Säure überhaupt nicht zugesetzt zu werden brauchte. Ferner wird eine Verflüchtigung von Metallen, z. B. des Kupferchlorids sowie der Chloride der Edelmetalle vermieden, da sie in der Niederschlagsäure aufgefangen werden.

Das Röstgut wird entweder für sich oder mit Zuschlägen gemischt in den Ofen gefüllt, die Haube mit Zündapparat auf dem Ofen befestigt, die Druckluft angestellt und durch die Erzschicht geblasen. Die aus der Feuerung kommenden Gase wärmen die obere Erzschicht vor und entzünden bald den Schwefel, der lebhaft verbrennt. Durch allmähliche Weiterentzündung des Schwefels in tiefer liegenden Schichten wandert die Röstzone immer mehr nach unten, während das oben liegende Erz durch die nach dem Erlöschen des Anzündfeuers eintretende kalte Druckluft vollständig kaltgeblasen werden kann.

Die aus der Röstzone fliessenden heissen Gase gelangen im Gegenstrom durch das ungeröstete Erz, das dadurch vorgeröstet wird, während sich die Gase selbst soweit abkühlen, dass sie sich nach dem Verlassen des Ofens leicht niederschlagen lassen. Die Verbrennungsluft wird da-

Digitized by Google

bei so gut ausgenutzt, dass die abziehenden Gase nur noch Spuren von freiem Sauerstoff enthalten.

Die Auslaugung gerösteter Erze zwecks Gewinnung ihres in Wasser oder in verdünnten Säuren löslichen Metallgehalts fand bisher ausschliesslich in besonderen Laugebottichen statt. Diese Laugebottiche sind in der Regel aus starken Holzpfosten gefertigt und innen mit Walzblei ausgeschlagen. Die Beschickung der Bottiche mit Erz sowie ihre Entleerung geschehen entweder unter Benutzung von Wagen oder mit Hilfe von Greifern, die von einer Hängebahn aus betrieben werden. Trotz Verwendung mechanischer Beschickungs- und Entleerungsvorrichtungen erfordern aber die Laugebottiche noch viel Handarbeit, was den Laugereibetrieb nicht unwesentlich verteuert, ganz abgesehen davon, dass die Arbeiter durch Hitze, Staub und Säureentwicklung stark belästigt werden. Ferner ist die Instandhaltung der Laugebottiche ziemlich teuer, da dieselben schon aus dem Grunde in gutem Zustande erhalten werden müssen, damit nicht Metallverluste durch Abrinnen von Lauge entstehen.

Das Buddeus-Verfahren beseitigt diese Übelstände vollständig dadurch, dass die Laugung bei Zinkerzen unmittelbar nach der Röstung im Ofen selbst erfolgt. Der Ofen bildet also gleichzeitig das Laugegefäss neben dem Beförderungsmittel für das ausgelaugte Erz, das somit nur beim Beschicken des Ofens vor der Röstung und beim Entleeren desselben nach erfolgter Laugung bewegt wird. In dieser Weise wurden geröstete Kiesabbrände mit 8—9 % Zink in 18—24 stündiger Laugung bis auf 1,5 % Zink ausgelaugt.

Zum Rösten, Brennen und Trocknen solcher Erze, Mineralien und anderer Stoffe, die unter Zutritt von Luft und Feuergasen und unter häufigem Umrühren auf den nötigen Wärmegrad erhitzt werden können, ohne dabei zu sintern oder zusammenzuschmelzen, eignen sich vorzüglich

### Drehtelleröfen,

die besonders dort Verwendung finden, wo Bleierze sulfatisiert werden sollen, wie es z. B. für das von der Metallbank und Metallurgischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. vertriebene Huntington-Heberlein-Verfahren erforderlich ist, ferner zum Austreiben arseniger Säure aus Erzen und Hüttenerzeugnissen, zum Reinigen (Raffinieren) von arseniger Säure, zum Rösten von Zinnerzen, zum Anrösten kieshaltiger Erze, als Vorbereitung für magnetische Scheidung, sowie zum Brennen und Trocknen verschiedener Mineralien.

Die Drehtelleröfen bestehen im wesentlichen aus einem eisernen, mit feuerfestem Belag versehenen Teller, der sich in einem ebenfalls feuerfest ausgemauerten Gehäuse langsam dreht, ferner der Verlagerung nebst dem Antrieb des Tellers, der Krählvorrichtung, dem Ein- und Auslauf für das Arbeitsgut, der Feuerung und dem Gasabzug. Über dem stündlich 10—20 mal gedrehten Teller sind ein oder mehrere feststehende Krählarme angebracht; für den Einlauf des Arbeitsgutes nahe der Ofenmitte ein Trichter, für den Auslauf am Ofenrande eine Schurre. Die Feuerung liegt am Ofenrande; meist sind mehrere Gasabzüge vorgesehen, welche in dem Ofengewölbe so angeordnet sind, dass die Flamme von der Feuerung über den Teller nach den Abzügen streicht. Zur Beheizung dient in der Regel ein Planrost für Kleinkoks oder für Kohle; in besonderen Fällen kann auch mechanische Feuerung, Halbgas- oder Vollgasfeuerung vorgesehen werden.

Das in der Ofenmitte eingebrachte Arbeitsgut wird von den schräg stehenden Krählzinken in dünner Schicht allmählich nach dem Tellerrand geführt und in den Ablauf abgestrichen. Auf diesem Wege wird es häufig gerührt und gewendet, damit es der Einwirkung des Luftsauerstoffes neben den Feuergasen mit grosser, immer wechselnder Oberfläche ausgesetzt bleibt.

Der 8 m im Durchmesser grosse eiserne Teller dreht sich auf einem Kranz von Hartgussrollen um einen feststehenden Mittelzapfen; das Antriebsritzel wird durch ein Schneckengetriebe bewegt. Die Zinken des einzigen Krählarmes können im Betrieb sowohl einzeln als auch zusammen leicht verstellt und ausgewechselt werden. Je nach den örtlichen Verhältnissen erfahren Zu- und Abfuhrvorrichtungen verschiedene Form und Abmessungen; auch dort, wo giftige Gase zur Entwicklung kommen, wie bei der Herstellung arseniger Säure, müssen gewisse Einzelteile gasdicht abgeschlossen sein.

In Kupferhütten, Gekrätzhütten und Kupferwalzwerken finden

### Herdschmelzöfen

vielseitige Verwendung zum Feinen (Raffinieren) von Schwarzkupfer, zum Umschmelzen von Altmetall und Neukupferschrott, oder einem Gemisch von beiden, auch zur Herstellung von Legierungen bestimmter chemischer Zusammensetzung.

Beim Umschmelzen wird meist nicht nur das Giessen in die für die weitere Verarbeitung erforderliche Form bezweckt, sondern zugleich, wenn auch in geringerem Grad als bei der Umwandlung von Schwarzkupfer in Feinkupfer, ein Feinen der Schmelze vorgenommen, wobei mit den durch den Brennstoff eingebrachten Verunreinigungen auch die schon im Einsatz vorhandenen nach Möglichkeit abgeschieden werden. Herdschmelzöfen liefern demnach Feinkupfer und zusammengesetzte Schmelzen zum Giessen von Drahtknüppeln, Walzbrammen (z. B. für Feuerbuchsbleche), Bronzeguss u. a. Kupferwalzwerke verschmelzen in diesen Öfen auch die im eigenen Betriebe gesammelten Abfälle.

Die normalen Ofengrössen sind für 5, $7^1/_2$, 10, 15, 20 und 25 t Einsatz berechnet. Diese Öfen sind vielfach erprobt und werden aus bestgeeigneten, feuerfesten Baustoffen errichtet. Für die Wahl der Feuerung ist neben der jährlichen Betriebsdauer die Beschaffenheit des Brennstoffes

Digitized by Google

und des Schmelzgutes von Einfluss. Bei nur kurzem, gelegentlichem Betrieb wird man eine einfache Anlage mit geringen Baukosten wählen. Langflämmige, nicht backende Brennstoffe mit geringerem Aschengehalt und über 6500 Kal./kg Heizwert, gestatten Rost-, Heisswind- oder Halbgasfeuerung, kurzflammige und an Heizwert ärmere Brennstoffe bedingen Gasfeuerung, besonders bei Grossbetrieb. Enthalten die Abgase Metalle oder Metalloxyde in grösserer Menge, was z. B. bei der Verarbeitung von staubigem Zementkupfer oder zinkhaltigen Legierungen der Fall ist, so sind gegen Verstaubung empfindliche Lufterhitzer zu vermeiden und die Abgase unter Umständen durch Flugstaubkammern zu leiten.

### Wärmeöfen

für Knüppel aus Kupfer, Nickel, Messing, Bronze, Neusilber, Argentan und anderen Metallen oder Metallegierungen auf 700—900° C und Aluminium sowie dessen Legierungen auf 400—500° C werden so bemessen, dass das Wärmegut bis ins Innere gleichmässig erwärmt wird, ohne die Kanten zu überhitzen.

Im allgemeinen werden die Knüppel in offener Flamme erwärmt; in jedem Falle ist jedoch die besondere Eigenschaft der Metalle, namentlich ihre Empfindlichkeit gegen Überhitzung und gegen die Einwirkung von Feuergasen und Luft, sowie der mehr oder minder grosse Abstand zwischen der für die Verarbeitung geeigneten Wärme und dem Schmelzpunkt zu berücksichtigen.

Die Form der Wärmeofen ist durch die Art und Grösse des Ofenherdes und der Feuerung bedingt. Der Ofenherd kann wagerecht oder geneigt, die Herdfläche glatt oder mit Gleitschienen versehen sein. Die Breite hängt von der Länge der Knüppel ab und schwankt zwischen 800 und 2500 mm; die Länge beträgt 2000—9000 mm. Wagerechte, glatte Herde dienen für Knüppel von wechselnden Abmessungen für stündliche Leistungen bis zu 2500 kg; geneigte, glatte Herde (Rollöfen) für runde Knüppel bei stündlichen Leistungen von 500—5000 kg; wagerechte oder geneigte Herde mit Gleitschienen (Stossöfen) für vierkantige Knüppel zur Verarbeitung auf Drahtwalzwerken bei stündlicher Leistung von 3000 bis 5000 kg und mehr.

In den Roll- und Stossöfen werden die Knüppel mit weniger Aufwand von Brennstoff und Handarbeit erwärmt, als in den meist satzweise betriebenen Öfen mit wagerechtem, glattem Herd, auch nehmen diese Öfen eine grössere Menge Knüppel auf, eignen sich deshalb besonders für Dauerbetrieb. Die Wärmeöfen werden für Planrost-, Schrägrost-, Heisswind-, Halbgas- oder Gasfeuerung eingerichtet.

Digitized by Google

Die Planrostfeuerung, ebenso die Schrägrostfeuerung sind für langflammige, stückige Brennstoffe bemessen und können mit natürlichem Zug oder mit Unterwind betrieben werden.

Die Heisswindfeuerung erfordert Gasflammkohle und Dampfstrahlgebläse; sie braucht infolge Rückgewinnung von Abwärme weniger Brennstoff als die gewöhnlichen Rostfeuerungen.

Die Halbgasfeuerung mit an den Ofen gebautem Gaserzeuger von niedriger Schütthöhe benötigt Gas- oder Gasflammkohle, gute Braunkohle oder Braunkohlenbriketts, Vorwärmung der Luft, Dampf zur Rostkühlung und Unterwind. Sie ergibt ein zwar kohlensäurereiches, aber heisses Gas, das unter Zuführung von Oberwind völlig verbrennt.

Die Gasfeuerung ist hauptsächlich für Dauerbetrieb zu empfehlen. Sie hat einen im Ofen eingebauten oder gesondert aufgestellten Gaserzeuger, der im letzteren Falle auch mehrere Öfen bedienen kann. Zur Heizung genügen auch kurzflammige Brennstoffe und solche von geringem Heizwert, doch ist eine gute Vorwärmung der Luft empfehlenswert. (Fortsetzung folgt.)

## Aus den Vereinigten Staaten.

Obgleich seit der Absendung meines letzten Berichtes nahezu drei Monate verstrichen sind, hat sich die Situation hinsichtlich des neuen Tarifentwurfs nur wenig geändert. Theoretisch ist allerdings eine Verschiebung der Sachlage insofern eingetreten, als Präsident Harding in seiner Botschaft an den Bundeskongress Anfang Dezember die Einführung eines „elastischen" Tarifs empfahl, was mit anderen Worten bedeutet, dass die Legislatur lediglich die Zollraten bestimmen, im übrigen aber es der von der Regierung eingesetzten Tarifkommission überlassen solle, die einzelnen Zollsätze den wirtschaftlichen Entwicklungen durch Zuschläge oder Ermässigungen bis zu 50 % anzupassen. Es lässt sich nicht behaupten, dass dieses Projekt in kaufmännischen Kreisen mit grossem Jubel aufgenommen worden sei; die Durchführung des Planes in der Praxis ist mit Umständen verbunden, die das Importgeschäft nicht gerade erleichtern würden, während sie anderseits eine stetige Ungewissheit bezüglich der Geltungsdauer der Zollsätze erzeugen müssten. Im Kongress hingegen scheint man dem Präsidenten für seine Anregung aufrichtig dankbar zu sein und trägt sich zurzeit ernsthaft mit dem Gedanken, den „elastischen" Tarif Tatsache werden zu lassen. Was vom Standpunkt des Parteipolitikers allerdings nicht unverständlich ist: Die Kritik des Landes, die in den letzten Monaten so scharf und vernehmlich wurde, dass sie sich selbst den dickfelligsten Abgeordneten (und daran ist heuer kein Mangel) schmerzlich fühlbar machte, hat mit hinreichender Deutlichkeit bewiesen, dass die grosse Mehrheit der interessierten Kreise eine Erhöhung der bestehenden Zollraten nicht wünscht. Die republikanische Partei glaubt aber trotzdem, an ihrer Tradition festhalten und das Prinzip des Schutzzolls betonen zu müssen, — eine Kurzsichtigkeit, die ihr kaum den Dank der Wählerschaft eintragen würde, wenn es ihr nicht gelingt, die Verantwortung für den Tarif von sich abzuwälzen. Dafür bietet der „elastische" Tarif nunmehr die schönste Gelegenheit: Man ermächtigt die Taritkommission, die Raten temporär nach Belieben abzuändern, wäscht seine Hände in Unschuld und kann, wenn sich späterhin die Unzufriedenheit des Landes äussert, mit dem Finger auf die Kommission deuten: Die haben das Unheil angerichtet. Das ganze Projekt, ob es sich nun verwirklicht oder nicht, zeigt wieder einmal den begrenzten Horizont der amerikanischen Gesetzgeber (woran ihnen ihre europäischen Kollegen allerdings gegenwärtig auch nicht nachstehen sollen) und beweist, dass das wirtschaftliche Wohl des Landes sich engen, parteipolitischen Interessen unterordnen muss. Im Augenblick ist der Ausblick auf eine Verschiebung dieser Konstellation ziemlich trübe; die den Gegnern des Schutzzolls vorgeschlagenen Kompromisse sind nicht weitgehend genug, um nicht ihre schädliche Wirkung verloren zu haben und es besteht somit die Möglichkeit, dass die grösste Gläubigernation sich mit einem Zollwall umgeben wird, der ihren eigenen Handel hemmen und ihren Schuldnern die finanzielle und wirtschaftliche Rehabilitierung grenzenlos erschweren muss.

Digitized by Google

Die kürzlich veröffentlichte Handelsstatistik für das Jahr 1921 gestattet interessante Vergleiche mit dem Vorjahr. Der Aussenhandel wies folgende Ziffern auf:

| | 1921 | 1920 |
|---|---|---|
| Einfuhr | $ 2 508 452 000 | $ 5 278 481 000 |
| Ausfuhr | $ 4 484 766 000 | $ 8 228 016 000 |

Die Einfuhr ist also um 2,7 Milliarden, die Ausfuhr aber um 3,7 Milliarden zurückgegangen, so dass die aktive Handelsbilanz der Vereinigten Staaten sich um rund 1000 Millionen $ verringert hat. In Verbindung mit diesen Zahlen — besonders den Ausfuhrziffern — muss allerdings der Preisabbau in Betracht gezogen werden, der während der ersten sechs Monate des Jahres 1921 erheblich fortgeschritten ist, so dass der quantitative Rückgang der Exporte durchaus nicht so gross ist, wie aus den Wertbeträgen hervorzugehen scheint. Das gleiche trifft, wenn auch entsprechend dem langsameren Preisabbau in den westeuropäischen Ländern in geringerem Masse, auf die Einfuhr zu.

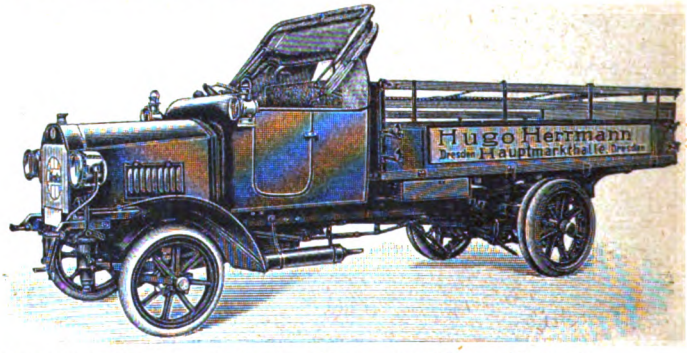
Was die Entwicklung der Einfuhr aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten anbetrifft, so darf hier nicht unerwähnt bleiben, dass in amerikanischen Importkreisen sich seit geraumer Zeit grosse Unzufriedenheit sowohl mit der Qualität deutscher Waren als auch der Unsicherheit in Lieferungen und Preislage bemerkbar macht. Die Ursache von Offerten mit „freibleibenden" und „unverbindlichen" Klauseln ist natürlich auch diesseits nicht unbekannt; trotzdem herrscht aber der Eindruck vor, dass die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten durch Quotierungen in Dollarwährung grösstenteils behoben werden könnten. Ferner wäre es sehr wünschenswert, wenn der deutsche Exporteur grösste Sorgfalt auf die Abfassung seiner Offerten und der Reklameliteratur verwenden wollte. Ich habe englisch geschriebene Angebote deutscher Firmen gesehen, die stilistisch grotesk und inhaltlich unverständlich waren und natürlich ihren Zweck nicht nur verfehlten, sondern dazu beitrugen, das langsam wieder erstarkende Ansehen Deutschlands im Auslande zu schmälern. Diese Zeilen sind daher nicht im Geiste einer böswilligen Kritik aufzufassen: sie sind diktiert von dem Wunsche, durch Aufdeckung bestehender Mängel dem deutschen Exporteur bei seiner schweren aufbauenden Tätigkeit behilflich zu sein. Um den Weltmarkt zu erobern und dauernd zu besitzen, muss der deutsche Kaufmann sich nicht nur mit den Ansprüchen und Gebräuchen, sondern vor allem auch mit der Psyche der anderen Nationen vertraut machen — eine Tatsache, die gegenwärtig leider viel zu wenig Beachtung findet.

Neuyork, Ende Januar 1922.

F. E. Julianos.


Last-kraftwagen

Motor-omnibusse




Ketten- oder Schnecken-Antrieb. (Chain Drive or Worm Drive.)

E. Nacke, Coswig Sachsen

Automobilfabrik

Herm. Riemann

CHEMNITZ-GABLENZ 57

Fahrrad- und Kraftfahrzeug-Beleuchtungen

Gegründet 1866 HUPEN 3 Grands Prix

Export nach allen Weltteilen

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

April 1922 | Schriftleitung u. Anzeigenannahme in Leipzig, Hospitalstr. 27. — Jahresbezugspreis für valutapfl. Ausland M. 36.— bezw. M. 30.— (zuzgl. M. 20.— für Porto und Verp.), Inland M. 18.—. Anzeigen M. 2.50 für die einspaltige Millimeterzeile. | No. 8, XI. Jahrg.

# Deutscher Salpeter.

Von Ingenieur Constantin Redzich.

Wie jedes lebende Gebilde aus einer Unzahl dicht aneinandergereihter, mikroskopisch kleiner, mit einem verschiedenartigen Plasma angefüllter Zellen besteht, die ununterbrochen, zu jeder Sekunde, eine voneinander völlig abweichende Tätigkeit entfalten, so kennt auch heute jeder Pflanzenzüchter, Landwirt, Farmer, Haciendero oder Gärtner die Wirkungsweise der in der Muttererde enthaltenen Nährstoffe, die geheimnisvolle Entwicklung und rastlose Arbeit der hier in zahllosen Mengen hausenden Bodenbakterien.

Die Pflanze reckt und streckt sich, um eine möglichst grosse Menge Kohlensäure aus der Luft, Wasser aus dem Erdboden, Ätherwellen aus dem Licht und Stickstoff aus der Humusschicht aufzunehmen, Baumaterial nebst den zu ihrer Existenz und Fortpflanzung benötigten Lebensmitteln. Durch die physikalischen Eigenschaften des Plasmas in den Pflanzenzellen vollzieht sich dort in jedem einzelnen Kämmerchen sekundenlang ein chemischer Prozess zur sinnigen Verarbeitung der der Aussenwelt entzogenen Stoffe, solange solche noch in genügender Menge vorhanden sind; denn, was dem Laien fast unglaublich klingt, jeder Landwirt kennt die feststehende Tatsache, dass auch die Titanenspeicher der Natur nicht unerschöpflich sind.

Jede Wagenladung der geernteten Frucht entführt dem Ackerboden eine gewisse Menge zum Wiederaufbau der Pflanze benötigter Bestandteile. Der Sauerstoff der Luft vermag im Verein mit Pflug, Egge und Bodenbakterien die Ackerkrume nicht so rasch zu zersetzen, sie zur Neuaufnahme in der vom Pflanzer gewünschten Zeit vorzubereiten, die Natur waltet — um diesen Ausdruck zu wählen — langsamer, als der Mensch es ersehnt, aus welchem Grunde er ihr notgedrungen zu Hilfe zu eilen gezwungen wird, künstliche Mittel anwendet, um hier einen Fehler im Weltenaufbau zu korrigieren. Denn die rapide Bevölkerungszunahme auf unserem Planeten liess die bedingte Wartezeit nicht mehr zu. Man suchte nun und fand diesen Ersatzstoff in dem bekannten Chilesalpeter, dessen Eigenschaften und Wirkungsweise wir unsern landwirtschaftlichen Kulturaufschwung zu verdanken haben.

Jahrzehntelang war und blieb dieses künstliche Düngungsmittel der Freund des Pflanzenzüchters, der treue Arbeitsgenosse seines gasförmigen Kollegen. Er führte der dürstenden Zelle in aufgelöstem Zustande seine Bestandteile zum Füllen ihres chemischen Laboratoriums zu und half somit an der Ernährung von drei Vierteilen der Erdenvölker. Doch auch die chilenischen Riesenlager begannen zum Schrecken der Menschheit auf die Neige zu gehen. Nach genauer Berechnung sollte 1914 nur noch ein Vorrat, ausreichend für 95 Jahre, vorhanden sein.

Da brach der Weltkrieg aus. Deutschland war urplötzlich aller Hilfsmittel vom Auslande entblösst, auf sich selbst und seine heimischen Existenzmittel angewiesen. Es galt Ersatz für fehlende Stoffe herbeizuschaffen, die die europäische Erde nicht barg, aus anderen Stoffen auf chemischem Wege nicht zu erzeugen war. Doch deutsche Wissenschaft löste auch dieses, eines der schwierigsten Probleme, in idealer Weise: Längst schon war es nach einem Verfahren der Gelehrten Haber und Bosch gelungen, den Stickstoff der Luft zu binden und in feste, kristallisierte Form zu bringen. Nachdem durch Versuche die überraschende Wirkungsweise dieser salzähnlichen mit Ammoniak gemischten Masse als Düngemittel festgestellt worden war, schritt man zur Massenherstellung in den Werken der Badischen Anilin- und Sodafabriken und zur systematischen Düngung des Ackerbodens mit diesem neuen „Deutschen Salpeter" (Ammonsulfatsalpeter), der bei einem Gehalt von 27 % Stickstoff die Eigenschaften des schnell wirkenden Salpeters und des langsamer, aber nachhaltiger arbeitenden Ammoniaks in sich vereinigt, mit Recht also nicht nur als ein Ersatz des Chilesalpeters angesprochen werden darf, sondern diesen noch an Wirkungsweise um ein bedeutendes übertrifft.

Der deutschen Wissenschaft war es wiederum vorbehalten, die übrige Welt mit einem neuen chemischen Wunder,

Digitized by Google

mit einer der grossartigsten Erfindungen des jetzigen, an erschütternden Ereignissen so reichen Jahrhunderts zu überraschen.

Über die Verwendbarkeit dieses „Deutschen Salpeters" soll hier an Hand einiger Zahlenbeispiele nach eingehenden Versuchen deutscher und ausländischer Fachautoritäten näheres genannt werden:

1. Schwefelsaures Ammoniak, aus dem Stickstoff der Luft durch direkte Vereinigung der Elemente Stickstoff und Wasserstoff mit nachfolgender Bindung an Schwefelsäure gewonnen; enthält keinerlei pflanzenschädliche Beimengungen, doch beträgt sein Stickstoffgehalt etwa 20,5 %. Das weissliche, salzähnliche Produkt ist gut streufähig und wird entweder in ganzer Gabe vor der Saat oder bei Winterung $^1/_4$—$^1/_3$ der Gabe vor der Saat, restlich im zeitlichen Frühjahr als Kopfdünger gegeben.

2. Salzsaures Ammoniak, mit etwa 25 % Stickstoffgehalt. Ähnlich wie die Kalisalze enthält es eine bestimmte Menge Chlor, daher für Tabakdüngung nicht geeignet; bei allen anderen Früchten wurden vorzügliche Erfolge gezeitigt. Anwendung wie oben.

3. Natronsalpeter, mit etwa 16 % Stickstoff in Form von salpetersaurem Natron, also gleichartig dem bekannten Chilesalpeter, ebenso durchaus ebenbürtig in der Wirkung, sogar ohne die schädlichen Beimengungen wie Perchlorat u. a., die im Chilesalpeter vorkommen. Anwendung als Kopfdünger in 2—3 Gaben.

4. Kaliammonsalpeter, ein Mischprodukt aus Ammonsalpeter und Chlorkali, mit 16 % Stickstoff und etwa 25—27 % wirksamem Kali. Der Stickstoff besteht zu gleichen Teilen in Ammoniak und Salpeter, so dass also die beiden Wirkungsformen des rasch arbeitenden Salpeters mit dem langsamer, aber nachhaltiger treibenden Ammoniak vereinigt sind. Zum Wintergetreide gibt man am besten die ganze Gabe im zeitigen Frühjahr auf den Kopf.

5. Ammonsulfatsalpeter, das neueste Stickstoffdüngemittel, durch Vermischen gleicher Teile schwefelsauren Ammoniaks und Ammonsalpeter, etwa 27 % Stickstoff enthaltend, davon 19 % Ammoniak- und 8 % Salpeterstickstoff. In einem Zentner Ammonsulfatsalpeter ist so viel wirksamer Stickstoff enthalten wie in etwa 180 Pfund Chilesalpeter, weshalb auf die Frachtkostenersparnis noch besonders hingewiesen werden soll. Zu Wintergetreide gibt man am besten die ganze Gabe auf den Kopf. Nur auf stickstoffarmem Boden, bei später Saat empfiehlt sich eine Teilgabe im Herbst.

Über die vielfach vorgenommenen Düngungsversuche zum Zwecke der Rentabilitätsfeststellung sei noch erwähnt, dass sich bei Verwendung neuzeitlicher Stickstoffdüngemittel ein Mehrertrag an Körnerfrucht bis zu 10 Zentnern, an Stroh bis zu 6 Zentnern und an Knollenfrucht (desgleichen folgerichtig auch an Blättern) bis zu 40 Zentnern auf $^1/_4$ Hektar ergab, was einem Mehrgewinn — den heutigen Verkaufspreis zugrunde gelegt — von 4000—20000 Mark entspricht.

Die auf einer Anzahl Prüffelder vorgenommenen Untersuchungen ergaben folgende Resultate im Mittel:

| No. | Düngung je Morgen | Ertrag in Dz. | Mehrertrag in Dz. | Mehrertragswert | Kosten des Stickstoffs | Mehrgewinn |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 100 Zentner Stallmist, 2 Zentner Thomasmehl, $1^1/_2$ Zentner Chlorkalium | 64,06 | | | | |
| 2 | wie 1, dazu 60 kg salzsaures Ammoniak . | 80,28 | 8,05 | 1288,00 | 189,00 | 1099,00 |
| 3 | wie 1, dazu 75 kg schwefelsaures Ammoniak | 86,02 | 14,27 | 2283,20 | 195,00 | 2088,20 |
| 4 | wie 1, dazu 57 kg Ammonsulfatsalpeter . | 89,40 | 17,10 | 2736,00 | 205,80 | 2430,20 |
| 5 | wie 1, dazu 112 kg Natrammonsalpeter . . | 84,50 | 12,48 | 1996,80 | 239,05 | 1757,75 |

Der Berechnung ist ein Kartoffelpreis von M. 160,— je Dz. zugrunde gelegt. Ähnliche Zahlen ergeben sich bei Getreide und sonstigen Knollenfrüchten, Ölsaaten und Futter. Dabei ist zu beachten, dass Stallmist mit Kunstdünger niemals gleichzeitig aufgebracht werden soll, sondern man am besten zwischen den einzelnen Gaben einige Tage verstreichen lässt.

Je höher der Stickstoffgehalt eines Düngemittels, desto weniger bedarf der Ackerboden von ihm zwecks Erzielen einer gleichen Wirkung unter denselben Umständen. Beispielsweise genügt etwa die Hälfte der Menge Ammonsulfatsalpeter, um denselben Erfolg zu zeitigen wie die sonst übliche Menge Chilesalpeter. Der Unterschied liegt also einerseits in der Frachtkostenersparnis, besitzt aber ausserdem noch den Vorteil der Arbeitsminderung und billigeren Anschaffung. Es bedarf also wohl keines besonderen Hinweises, es naheliegend erscheinen zu lassen, die hier gebotenen Vorteile recht ausgiebig auszunutzen.

Verständlicherweise gilt vorstehende Ausführung nicht als allgemeine Regel, sondern bedarf es zunächst einer sorgfältigen Vorprüfung für die verschiedenen Bodenarten. Der phosphorsäurearme Acker verlangt nach Phosphordüngung neben Stickstoff, ebenso der kalkarme Plan nach Kalkung. Zum Wintergetreide gibt man sodann Kaliammonsalpeter zu $^1/_4$—$^1/_3$ der Gabe im Herbst, den Rest im zeitigen Frühjahr auf den Kopf oder in ganzer Gabe als Kopfdünger, möglichst mit nachfolgender Egge oder Hacke. Ein Ausstreuen auf beregnete oder stark betaute Pflanzen soll möglichst vermieden werden. Zum Sommergetreide streut man denselben Stoff am zweckmässigsten in ganzer Gabe vor der Saat aus, doch kann auch hier ein Teil als Kopfdünger Verwendung finden, wobei darauf zu sehen ist, dass nach dem Ausstreuen das Düngemittel möglichst eingeeggt oder untergehackt wird.

Zu Rüben und Kartoffeln gibt man Ammonsulfatsalpeter in ganzer Gabe vor der Saat. Wiesen und Weiden bedingen eine Gabe schwefelsaures oder salzsaures Ammoniak im zeitigen Frühjahr, einer zweiten Gabe nach dem ersten Schnitt, usf.

Digitized by Google

Durch Beobachtung seiner Felder nach sorgfältig durchgeführten Düngungsversuchen gelangt jeder Landwirt recht bald in die Lage, das Düngerbedürfnis des betreffenden Bodens festzustellen und sich ein Urteil darüber zu bilden, womit und wie stark derselbe zu düngen ist.

Das landwirtschaftliche Institut der Universität zu Giessen hat seinerzeit eine Reihe von Düngungsversuchen mit neuzeitlichen Stickstoffdüngern ausgeführt, welche zu ihrer Verwendung für Weizen, Hafer, Sommergerste, Zuckerrüben, Runkelrüben und Kartoffeln geprüft wurden, das Ergebnis war überraschend: Im Durchschnitt ergab sich ein Mehrertrag an Kornfrucht bis zu vier Zentnern, an Knollenfrucht sogar ein solcher bis zu achtundvierzig Zentnern auf $^1/_2$ Hektar, was nach Abzug der Mehrkosten für den Kunstdünger einem Reingewinn von 1000 bis 8000 Mark entspricht.

Der Stickstoff ist in oben angeführten Düngemitteln in zwei Formen enthalten: einmal als Salpeterstickstoff, der von den Pflanzen direkt aufgenommen wird, sodann in Form von Ammoniakstickstoff, der im Boden erst in die Salpeterform überführt werden muss. Es erhellt hieraus ohne weiteres, dass man den Stickstoff in Salpeterform am besten als Kopfdüngung während der Vegetation gibt. Hierzu käme also der in seiner Zusammensetzung dem Chilesalpeter entsprechende Natronsalpeter in Betracht. Die etwas langsamer wirkenden Ammoniaksalpeterformen werden zweckmässig geteilt, teils vor der Bestellung, teils als Kopfdünger gegeben. Für die reine Ammoniakform hat die 2/3-Gabe vor der Bestellung, die 1/3-Gabe Kopfdünger die besten Erfolge gezeitigt. Bei Winterhalmfrucht kann ebenfalls ein Teil der Gabe bereits vor der Bestellung im Herbst gegeben werden.

Für Gartendüngung kommen folgende Kunstdüngemittel in Betracht:

### I. Stickstoffdüngemittel:

1. Schwefelsaures Ammoniak,
2. Ammonsulfatsalpeter,
3. Kaliammonsalpeter,
4. Natronsalpeter.

### II. Kalidüngemittel:

Am besten bewähren sich im Gartenbau: schwefelsaures Kali mit 48 % Kali (für Tabak), Chlor-Kalium mit 50 — 52 % Kali und das sogenannte 40%ige Kalidüngesalz.

Auf ganz armen Sand- und Heideböden empfiehlt sich, beim Rigolen Kainit zu geben.

### III. Phosphorsäuredüngemittel:

Hierfür kommen in Frage:

1. Thomasmehl und Rohphosphate,
2. Superphosphat und aufgeschlossenes Knochenmehl.

Ihre Beschaffenheit stösst unter den heutigen Verhältnissen allerdings auf gewisse Schwierigkeiten. Die Kalisalze, ebenso wie das Thomasmehl, werden am besten im Herbst ausgestreut, während das Superphosphat gleichzeitig mit den obengenannten Stickstoffdüngemitteln gemischt und im Frühjahr gegeben werden soll. Zur Kalkung bevorzugt man im Gartenbau den gebrannten und gemahlenen Düngekalk. Aber auch Kalkmergel und kohlensaurer Kalk haben sich, zumal auf leichteren Böden, sehr gut bewährt.

Zur Beachtung dringend empfohlen sei jedoch folgender Hinweis: Alle ammoniakhaltigen Düngemittel dürfen mit Kalk und kalkhaltigen Stoffen (auch Stallmist, Thomasmehl und Rohphosphaten) nicht gemischt oder gleichzeitig ausgestreut werden. Zwischen dem Ausstreuen der kalkhaltigen einerseits und den ammoniakhaltigen anderseits lässt man einige Tage Zwischenraum und bringt das zuerst ausgestreute Düngemittel gut unter. Den Kalk vermischt man am besten mit dem Kompost, wodurch letzterer sich schneller zersetzt und eher verwendungsfähig wird.

Düngungsversuch I zu Spinat:

Versuchsansteller: Dr. Rattke, Breslau-Sauerbrunn.

Düngung und Ernte pro ar in kg.

| | Parzelle 1. | Parzelle 2. |
|---|---|---|
| Pferdedung . . . . . | 100 kg | 100 kg |
| 40 % Kalidüngesalz . . | 4,0 „ | 4,0 „ |
| Thomasmehl . . . . . | 4,0 „ | 4,0 „ |
| Natronsalpeter B. A. S. F. | — | 2,5 „ |
| Ernte auf Parzelle | 1: 62,5 kg Blätter | |
| „ „ „ | 2: 248,0 „ „ | |
| Mehrertrag „ „ | 2: 185,5 kg Spinat | |
| im Werte von | M. 148,40 | |
| Düngungsmehrkosten | „ 6,50 | |
| Mehrgewinn | M. 141,90 auf 1 ar | |

Düngungsversuch II zu Frühkartoffeln.

Versuchsansteller: Herr Finkener in Rügel.

Düngung und Ernte pro 1 ar in kg.

| | Parzelle 1. | Parzelle 2. |
|---|---|---|
| Verrotteter Pferdedung . | 200,0 kg | 200,0 kg |
| 40 % Kalidüngesalz . . | 4,0 „ | 4,0 „ |
| Thomasmehl . . . . | 4,0 „ | 4,0 „ |
| Kaliammonsalpeter B. A. S. F. | — | 2,5 „ |
| Ertrag pro ar . . . | 219,0 „ | **403,0** „ |

Mehrertrag durch Düngung mit künstlichem Düngmittel **184,0 kg**, d. i. bei einem jetzigen Kartoffelpreis von Mk. 160,—

| | |
|---|---|
| pro 100 kg = | 294,40 M. |
| Düngungsmehrkosten . . . . . | 6,50 „ |
| Mehrgewinn | 287,90 M. |

Unter Zugrundelegung einer stattlichen Anzahl weiterer Zahlenbeispiele, deren Aufzählen im Rahmen dieser Abhandlung zu weit führen würde, könnte der unumstössliche Nachweis erbracht werden, dass der aus dem — voraussichtlich unerschöpflichen (?) — Naturspeicher gewonnene „deutsche Salpeter" buchstäblich das seit Jahrtausenden von den Magiern der gesamten Welt gesuchte Lebenselixier genannt zu werden verdient.

Digitized by Google

# Elektrische Schweissmaschinen als Kohlensparer.

Von Dr. Albert Neuburger.

Der in allen Ländern der Welt so fühlbare Kohlenmangel sowie die ausserordentlich gestiegenen Preise der Kohle mussten dazu führen, dass man sich von seiten der Technik bemühte, nach Mitteln und Wegen zu suchen, durch die eine Ersparnis an Kohle erzielt oder ihr Gebrauch ganz überflüssig gemacht werden kann. Hierher gehören die Versuche zur Verbesserung der Heizungen, die Verwertung minderwertiger Brennstoffe, die Ausnützung bisher ungenutzter Naturkräfte und eine zahlreiche Menge sonstiger Massnahmen, die aber alle das eine gemeinschaftlich haben, dass sie sich auf die Erzeugung der nutzbar zu machenden Energie beziehen.

Die Art und Weise, wie diese Energie selbst ausgenutzt wird, ist jedoch ein Gebiet, dem in bezug auf die Kohlenersparnis kaum eine geringere Bedeutung zukommt, als ihrer Erzeugung. Sie gewinnt insbesondere für kohlenarme Länder deshalb eine hohe Bedeutung, weil sich hier zu den sowieso schon hohen Gestehungskosten für die Kohle noch die beträchtlichen Kosten für den Transport über oft weite Entfernungen hinzugesellen. Für diese Länder kommt es also darauf an, bei der Erzeugung der Energie sowohl wie bei ihrer Ausnutzung möglichst zu sparen; des weiteren ist es für sie von Wichtigkeit, die Erhitzung, wenn irgend möglich, durch eine Energieform vorzunehmen, die auch ohne die Verwendung von Kohle gewonnen werden kann. Als derartige Energieform kommt in erster Linie der elektrische Strom in Betracht.

Abb. 9. Punktschweissmaschine.

Ein so weites Anwendungsgebiet dieser sich auch sonst erobert hat, so merkwürdig muss es erscheinen, dass man bei einer ganzen Anzahl von Erhitzungsformen bei den alten Verfahren geblieben ist, d. h. dass man, um die nötigen Temperaturgrade zu erreichen, nach wie vor Kohle verwendet. Es ist dies insbesondere bei allen jenen Arten der Erhitzung der Fall, die dazu dienen, das Eisen für die Bearbeitung in der Wärme vorzubereiten. So sehen wir für die Zwecke des Schmiedens, des Schweissens, des Nietens, des Lötens usw. immer noch die alten Schmiedefeuer in Gebrauch.

Dass man sie beibehalten hat, ist einesteils dem Umstande zuzuschreiben, dass sich alte Gewohnheiten und Gebräuche überhaupt schwer abschaffen lassen, dann aber des weiteren der Tatsache, dass man sich ihrer Rolle als Kohlenverschwender bisher noch nicht im vollen Umfange bewusst geworden ist. Das einzelne Schmiedefeuer erscheint klein und unbedeutend. Man denkt gar nicht daran, dass seine Unterhaltung den Betrieb wesentlich verteuern könnte, noch weniger aber ist man sich der wirtschaftlichen Nachteile klar geworden, die die Unterhaltung von Schmiedefeuern auf das Wirtschaftsleben der einzelnen Staaten, sowie auf die Welt-Kohlenwirtschaft ausmacht.

Wenn irgendwo, so gilt hier die Wahrheit des Wortes: „Viele Wenig machen ein Viel". Es handelt sich aber beim Schmiedefeuer durchaus nicht um ein Wenig, auch nicht für den einzelnen Betrieb. Neuere mit grosser Sorgfalt durchgeführte Untersuchungen haben gezeigt, dass auch der einzelne Betrieb unwirtschaftlich arbeitet, der die Erhitzung mit offen brennendem Feuer vornimmt. Gewaltige Summen können gespart werden, wenn man diese Feuer vermeidet und sie durch Einrichtungen ersetzt, in denen Wärme restlos oder nahezu restlos ausgenützt wird.

Als solche Einrichtungen kommen nun die elektrischen Schweissmaschinen in Betracht, die, seit man sich an Hand der eben erwähnten Untersuchungen und ihrer zahlenmässigen Ergebnisse zu der Erkenntnis der Unwirtschaftlichkeit offener Feuer durchgerungen hat, einen wahren Siegeslauf durch die Welt anzutreten beginnen. Der Ausdruck „elektrische Schweissmaschinen" ist eigentlich kein ganz zutreffender. Er stammt noch aus alten Zeiten, aus den Kindertagen dieser Einrichtungen, wo man mit ihrer Hilfe lediglich Schweissungen durchführte. Wir werden im Laufe unserer Betrachtungen sehen, dass insbesondere die neuesten durch die jetzt vorliegenden Notwendigkeiten geschaffenen Typen dieser Maschinen sie zu einer Art von Universalmaschine machen, mit der jede Art der Erhitzung und jede Art der Formgebung in der Hitze durchgeführt werden kann und deren Anwendungsgebiet sich nicht mehr auf das Eisen allein, sondern auch auf die mannigfachsten anderen Metalle und ihre Legierungen erstreckt. Aber noch mehr! Man hat diese Maschinen so ausgestaltet, dass sie fast keiner Bedienung mehr bedürfen und dass sie vollkommen oder nahezu vollkommen selbsttätig, also als sogenannte „Automaten" oder „Halbautomaten" arbeiten und dabei die kompliziertesten Arbeiten ausführen. So schweissen sie z. B. selbsttätig Ketten oder stellen an einem Tage — gleichfalls selbsttätig — aus Flachblech eine Anzahl von Kilometern fertiger und vollkommen verschweisster Rohre her usw.

Ehe wir aber auf die verschiedenen Arten dieser elektrischen Schweissmaschinen eingehen, sei auf Grund der eben erwähnten Untersuchungen noch kurz gezeigt, auf welcher Grundlage die Wirtschaftlichkeit ihrer Arbeit beruht:

Das Schmiedefeuer ist ein offenes Feuer, dessen Wärme schlecht ausgenutzt wird. Von den in der Kohle vorhandenen Wärmewerten lassen sich

Digitized by Google

überhaupt nur 9 % in ausnützbare Wärme umwandeln. Der Rest also volle 91 % gehen nutzlos verloren. Sie fliegen in Form von Rauch und Russ zum Schornstein hinaus, sie erwärmen das Mauerwerk des Herdes und erhitzen die Luft der Schmiede oder des Fabrikraums, in dem sie unterhalten werden, worin gleichzeitig ein ausserordentlicher hygienischer Nachteil liegt. Aber auch von den zur Verfügung stehenden 9 % des ursprünglich in der Kohle vorhandenen Wärmewertes kann nur ein geringer Teil am Schmiedestück selbst ausgenützt werden. Dieses leitet eine beträchtliche Menge der Wärme ab und in die Luft sowie auf Metallteile über, die überhaupt nicht erhitzt werden sollen. Es gerät auf weitere Strecken in Glut als nötig ist.

Dann brennen die Schmiedefeuer selbst länger als man sie braucht und das gleiche gilt auch von allen sonstigen zur Erhitzung dienenden Einrichtungen, wie Schmiedeöfen, Glühöfen usw. Sie sind den ganzen Tag in Betrieb, brauchen eine gewisse Zeit, bis sie die richtige Temperatur erlangt haben, während der beträchtliche Mengen von Brennmaterial verzehrt werden, und kühlen sich nur allmählich ab, was wiederum mit einem Verlust an Brennmaterial verbunden ist, da ja die langsam ausstrahlende überschüssige Wärme vorher aus diesem erzeugt werden musste.

Alles in allem kann man annehmen, dass nur 2—3 % der im Brennstoff vorhandenen Wärmemenge in den offenen Schmiedefeuern zur Ausnutzung kommen. Bei Schmiedeöfen, Glühöfen usw. liegen die Verhältnisse etwas günstiger, es findet hier eine Ausnützung statt, die man in Anbetracht der Verschiedenartigkeit der Konstruktion dieser Öfen im Durchschnitt auf vielleicht 15 % des ursprünglichen Wärmewerts annehmen kann. Es gehen also immerhin durchschnittlich noch 85 %, bei den offenen Feuern aber etwa 97 % des verfeuerten Brennmaterials vollkommen nutzlos verloren. Dabei handelt es sich hier um besonders teuere Brennstoffe, nämlich um gute Schmiedekohle, bzw. um Gas.

Bei der elektrischen Erhitzung durch elektrische Schweissmaschinen findet die höchst überhaupt denkbare örtliche und zeitliche Konzentration der Wärmewirkung statt. Der Strom wird erst dann eingeschaltet, wenn man ihn braucht und sofort wieder ausgeschaltet, wenn der gewünschte Hitzegrad erzielt ist. Es gibt also keine Anheiz- und keine Erkaltungsperioden. Die Erhitzung selbst ist genau begrenzt. Es wird nur so viel Metall in Glut versetzt, als unbedingt nötig ist. Die Glühzone lässt sich auf Millimeter genau bemessen. Als Erhitzung kommt meist die sogenannte „Widerstandserhitzung" in Betracht, bei der das zu erhitzende Werkstück als elektrischer Widerstand in den Stromkreis eingeschaltet wird. Es gerät dann, ähnlich dem Draht einer Glühlampe, innerhalb ausserordentlich kurzer Zeit in Glut. Die Umsetzung der Wärme in Arbeit ist theoretisch eine restlose, in der Praxis kann man annehmen, dass etwa 90 %, bei manchen Konstruktionen aber noch mehr der zur Verfügung stehenden Wärmemengen ausgenützt werden.

Es leuchtet nun ohne weiteres ein, dass es für den einzelnen Betrieb nicht gleichgültig sein kann, ob er in bezug auf seine Energiewirtschaft mit nur 10 % oder ob er mit 97 % Verlust arbeitet. Was dieser Unterschied aber für die Allgemeinheit, für den einzelnen Staat und für die Gestaltung der Kohlenpreise bedeutet, darauf werden wir am Schlusse unserer Betrachtungen noch besonders zurückkommen.

Zuvor seien die elektrischen Schweissmaschinen, ihre neuesten Typen und neuesten Abarten besprochen. Je nach der Art und Weise, wie die elektrische Schweissung durchgeführt wird, lassen sich drei grosse Gruppen von elektrischen Widerstandsschweissmaschinen unterscheiden, und zwar:

1. Die Punktschweissmaschinen.
2. Die Nahtschweissmaschinen.
3. Die Stumpfschweissmaschinen.

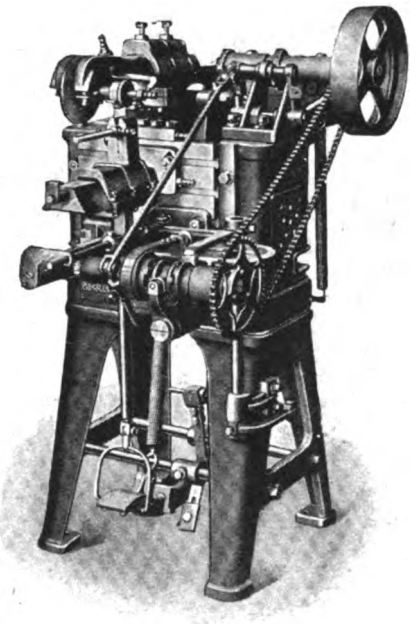


Abb. 10. Rollenschweissmaschine.

Bei der Punktschweissung (Abb. 9 siehe S. 192) wird das Werkstück zwischen zwei zugespitzten Elektroden erhitzt, die ihm den Strom zuführen. Sind also z. B. zwei Bleche miteinander zu vereinigen, so legt man sie aufeinander und legt sie dann auf die untere Elektrode auf, die, wie schon erwähnt, die Form eines zugespitzten Stabes hat. Dann tritt der Arbeiter auf einen Fusshebel, worauf sich die obere Elektrode niedersenkt. An der von beiden Elektroden gefassten Stelle entsteht ein Schweisspunkt, der die beiden Bleche fest miteinander verschweisst. Die Dauer, während deren das Werkstück auf der durch die Elektrodenspitzen umgrenzten Stelle in Glut gerät, beläuft sich nur auf Bruchteile einer Sekunde.

Wo es sich nicht um Hervorbringung eines einzelnen Schweisspunktes handelt, sondern wo man z. B. Bleche auf einer längeren Naht miteinander vereinigen will, muss man in ähnlicher Weise Schweisspunkt an Schweisspunkt reihen, wie man zum gleichen Zweck Niete an Niete setzt. Die Punktschweissung bildet also einen Ersatz des Nietens. Dass sie einfacher ist als dieses bedarf wohl keiner weiteren Ausführungen. Beim Nieten muss man erst durch beide Bleche Löcher bohren, dann die Nieten hindurchstecken und mittels des Hammers und des Kopfstempels den Schliesskopf herstellen. Dabei muss noch ein Gegenstempel Verwendung finden. Äusserst zahlreich sind die Anwendungsgebiete der Punktschweissung, die, wie nochmals betont sei, ebenso wie die anderen elektrischen Schweissverfahren durchaus nicht nur auf das Eisen beschränkt ist, sondern für fast alle Metalle benutzt werden kann. Man schweisst mit Punktschweissmaschinen Blechwaren, Maschinenteile, auch Teile von Schreibmaschinen, Beleuchtungskörper, Emaillegeschirr, verzinntes Eisenblech,

Digitized by Google

wie z. B. Konservendosen, Becher für galvanische Elemente, Kontakte, Drähte der verschiedensten Art usw.

Die Nahtschweissung dient dem Zweck, an Stelle der eben erwähnten Art zur Vereinigung von Blechen durch aneinandergereihte Schweisspunkte eine fortlaufende Schweissnaht herzustellen. Dieses Ziel wird erreicht, wenn man an Stelle der zugespitzten Elektroden zwei am Rande zugeschärfte Rollen nimmt, zwischen denen die aufeinandergelegten Bleche hindurchgezogen werden. Das Nahtschweissverfahren bildet also einen Ersatz für das Löten. Seiner Einführung haben sich mancherlei Schwierigkeiten entgegengestellt, da die Bleche an der Schweissnaht manchmal durchbrannten und da auch noch einige sonstige unerwünschte Nebenerscheinungen auftraten. Diese Schwierigkeiten zeigten sich vor allem auch beim Vorhandensein von Anlauffarben, wie sie sich ja bekanntlich häufig an Eisenblechen finden. Man musste dann die Bleche entweder blank schleifen oder die Anlaufzone wegschneiden. Sonst konnte ein rasches Verschmutzen der Elektroden sowie ein Durchbrennen der Schweissstelle erfolgen. Das Blankschleifen der Bleche war mit Zeitverlust und Kostenaufwand verbunden, das Wegschneiden der Anlaufzone verursachte Materialverlust.

Es bedeutete einen beträchtlichen Fortschritt, als es der „Gesellschaft für elektrotechnische Industrie" in Berlin gelang, eine besondere Art von Schweissmaschinen auszubilden, die nach einem sehr eigenartigen Verfahren, dem sogenannten „Rollenschrittverfahren" (Abb. 10 siehe S. 193) arbeiten. Mit Hilfe des Rollenschrittverfahrens lassen sich Bleche ohne jede Vorbereitung schweissen, und zwar nicht nur Eisenbleche, sondern auch solche aus Aluminium, Messing, Zink, Nickel sowie aus Metallegierungen.

Die Eigenart des Rollenschrittverfahrens besteht darin, dass die Rollen nicht kontinuierlich über die Naht weggleiten, sondern dass sie schrittweise unter kurzen ruckartigen Bewegungen arbeiten. Sie machen also eine Bewegung und stehen einen Augenblick still. In diesem Augenblick wird automatisch der Strom eingeschaltet und sofort wieder ausgeschaltet. Damit ist die Schweissung vollendet. Nun macht die Elektrode nicht sofort den nächsten Schritt, sondern sie bleibt noch einen Augenblick auf der geschweissten Stelle stehen, so dass diese unter Druck erkaltet. Da die durch Wasser gekühlte Elektrode auch Wärme von der Schweissstelle ableitet, so tritt ein gleichmässiges Erkalten ein, wodurch das Entstehen von Spannungen verhütet wird. Endlich hält die ruhende Elektrode die Luft ab, so dass sich die glühende Schweissstelle nicht oxydiert.

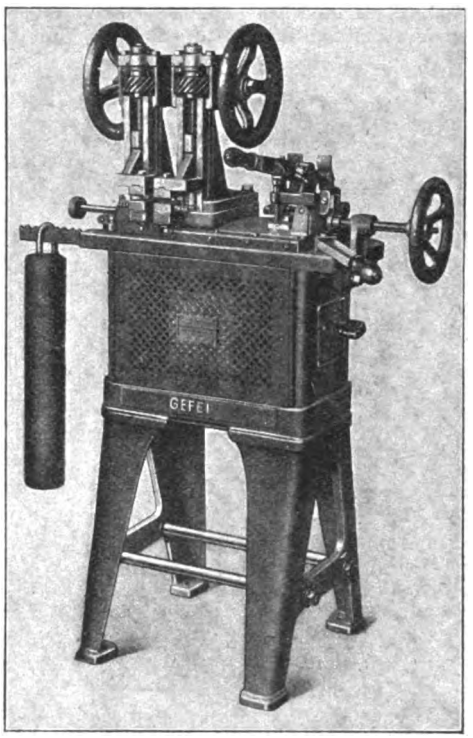



Abb. 11. Stumpfschweissmaschine.

Liest man die vorstehenden Ausführungen, so mag man vielleicht zu der Ansicht kommen, dass das Rollenschweissverfahren eine komplizierte Sache wäre. Sieht man hingegen die Rollenschweissmaschinen arbeiten, so kommt man sofort zu der gegenteiligen Überzeugung, denn das, was hier ausführlich geschildert wurde, vollzieht sich in unglaublich kurzer Zeit. Von dem schrittweisen Arbeiten der Elektroden ist nichts zu merken, die einzelnen „Schritte" sind so kurz, dass die Elektroden dem Auge des Zuschauers genau so zu gleiten scheinen, als ob sie sich ununterbrochen drehen würden. Mit Hilfe des Rollenschrittverfahrens können nun sowohl Längsnähte wie Rundnähte hergestellt werden.

Die Anwendungen des Rollenschrittverfahrens sind nun äusserst vielseitige, kann es doch in weitestem Umfange an Stelle der Lötung, und zwar sowohl der Hartlötung als auch der Weichlötung treten. Es gibt aber auch Spezialmaschinen, die nach diesem Verfahren arbeiten und die in bezug auf ihre Arbeitsweise ganz besondere Leistungen vollbringen. Zu diesen Maschinen gehören z. B. die Rohrschweissmaschinen, in denen das Rollenschrittverfahren verwendet wird, um geschweisste Rohre in einem einzigen Arbeitsgang zu erzeugen. Am einen Ende der Maschine tritt ein Flachblech ein, das sich z. B. von einer Haspel auf Rollen abrollen kann. Am anderen Ende kommt ein vollkommen fertiges Rohr heraus. Es gibt derartige Maschinen, die drei Kilometer Rohr in achtstündiger Arbeit herstellen. Bleche der verschiedensten Dicke können geschweisst oder auch zu Rohr umgearbeitet werden. Es braucht wohl auch hier nicht nochmals besonders darauf hingewiesen zu werden, dass sich das Rollenschrittverfahren nicht nur für die verschiedensten Metalle und Metallegierungen eignet, sondern dass damit auch Bleche von den dünnsten angefangen bis zu solchen von beträchtlicher Dicke, z. B. Eisenblech bis 20 Millimeter, geschweisst werden können.

Damit man nicht zwei besondere Arten von Maschinen anschaffen muss, werden auch solche gebaut, die sowohl als Punkt- wie als Rollenschweissmaschinen Verwendung finden können.

Schliesslich ist dann noch als dritte Art der Schweissung die Stumpfschweissung zu erwähnen, die in ihrer einfachsten Form dazu dient, um Stäbe miteinander zu vereinigen. Man spannt diese Stäbe in Klemmbacken. Die Schweissmaschine (Abb. 11) drückt sie gegeneinander und schliesst gleichzeitig den Strom. So geraten sie an der Berührungsstelle in Glut und vereinigen sich unter Druck zu einem einheitlichen Ganzen. Dass man die glühenden Stäbe dann auch mit dem Hammer bearbeiten kann, als ob sie aus

Digitized by Google

dem Schmiedefeuer kämen, erscheint wohl selbstverständlich. Ebenso lassen sich auch Stauchungen u. dergl. mit Hilfe der Stumpfschweissung ausführen.

Auch auf dem Gebiete der Stumpfschweissung sind neben den gewöhnlichen Stumpfschweissmaschinen eine Anzahl von Spezialmaschinen gebaut worden. Zu diesen gehören z. B. die Kettenschweissmaschinen, die, worauf wir oben bereits hinwiesen, selbsttätig Ketten herstellen, bzw. die Enden ihrer einzelnen Glieder miteinander verschweissen.

Es gehört hierzu vor allem aber auch die „elektrische Esse", die dazu dient, die alte rauchige, schmutzige und wie wir gesehen haben, so ausserordentlich unwirtschaftlich arbeitende Schmiedeesse zu ersetzen. Die elektrische Esse ist eine Stumpfschweissmaschine, in die man das Werkstück mit Hilfe zweier Klemmbacken einspannt. Dann schaltet man den Strom ein, worauf es, rascher als dies im Schmiedefeuer möglich wäre, in Glut gerät. Der Strom wird hierauf wieder ausgeschaltet: Man nimmt das Schmiedestück genau so, als ob es in der gewöhnlichen Esse erhitzt worden wäre, mit der Hand oder mit der Zange heraus und bearbeitet es dann auf dem Amboss.

Die Ersparnisse, die durch die Verwendung der Schmiedeesse gegenüber anderen Arten der Erhitzung erzielt werden, sind oben bereits im einzelnen ausführlich dargelegt worden. Das, was dort gesagt wurde, bezieht sich jedoch nur auf die Erhitzung selbst. Es kommt noch hinzu, dass die Schmiedeesse eines Gebläses bedarf, für dessen Betrieb jetzt gewöhnlich ein Elektromotor zur Anwendung kommt. Dieser Elektromotor verbraucht nochmals Energie, während die eingeblasene Luft zwar zur Erhaltung der Verbrennung und zur Erzeugung einer höheren Temperatur ausgenützt wird, anderseits aber wieder abkühlend auf die Glut wirkt. Die durch die kalte eingeblasene Luft bewirkte Temperaturerniedrigung muss durch einen Mehraufwand von Brennmaterial wieder ausgeglichen werden.

Alle diese Nachteile fallen bei der elektrischen Esse noch im besonderen weg. Dagegen gewährt sie eine Anzahl von Vorteilen, die mit der Ausnützung der Energie nichts zu tun haben, die aber keineswegs gering anzuschlagen sind und die sie im übrigen mit den oben beschriebenen Maschinen zur Herbeiführung elektrischer Erhitzung teilt.

Zu diesen Vorteilen gehört zunächst der, dass das Werkstück frei vor den Augen des Arbeitenden liegt. Es ist nicht von Kohle oder Glut bedeckt. Man kann es also auf das genaueste beobachten und kann es im richtigen Augenblick herausnehmen. Eine Überhitzung, wie sie z. B. in den Schmiedefeuern möglich ist, fällt also bei der elektrischen Esse weg. Ebenso die Zeitvergeudung, die darin liegt, dass man das Schmiedestück aus der Glut nehmen, betrachten und wenn es noch nicht genügend heiss ist, wieder hineinstecken muss. Auch sonst bedeutet die Schnelligkeit, mit der die Erhitzung vor sich geht, eine erhebliche Ersparnis in bezug auf die jetzt besonders wertvoll gewordene Zeit. Die Leistungsfähigkeit wird gesteigert. Im gleichen Zeitraum kann ein Mehr von Arbeit geleistet werden.

Hierzu treten dann noch die hygienischen Vorzüge: der Arbeitsraum wird nicht erhitzt, die Luft bleibt frei von Rauch und Russ und insbesondere von den Verbrennungsgasen der Kohle. Dadurch bleibt der Arbeitende frischer, gesünder und leistungsfähiger.

Es möge nun noch kurz auf die Bedeutung der Verwendung elektrischer Schweissmaschinen und Essen für die Allgemeinheit und für das Wirtschaftsleben eingegangen werden. Der Nutzen, der sich für die Gesamtheit ergibt, lässt sich errechnen, sobald man die Zahl der Schmiedefeuer eines Landes kennt. Man kann dann zur Berechnung der Ersparnis von der Grundlage ausgehen, dass bei Ersatz von je 1 000 000 Schmiedefeuern durch elektrische Erhitzung eine Kohlenersparnis von 2 169 000 Tonnen pro Jahr erzielt wird. Dass diese Ersparnis rückwirkend wieder senkend auf den Weltmarktspreis der Kohle wirken muss, bedarf wohl keiner weiteren Ausführungen.

# Kolonialmaschinen

Von Ingenieur Constantin Redzich.

(Fortsetzung aus Heft 7.)

Die Konstruktion von

## Maschinen zur Verarbeitung von Rohgummi

setzt reiche praktische Erfahrungen voraus, weshalb der Pflanzer bei der Mechanisierung seines Betriebes vor allem auf sorgfältige Bauart Bedacht zu nehmen hat. In erster Linie wird er sich also nicht für das billige Massenfabrikat entscheiden, sondern dasjenige Werk beim Einkauf bevorzugen, welches ihm durch soliden Ruf für die Güte des Fabrikates volle Gewähr bietet.

Waschwalzwerke werden in verschiedenen Formen und Grössen hergestellt. Die gebräuchlichsten bestehen aus zwei glatten oder geriffelten Stahlwalzen, durch Rädervorgelege angetrieben. Eine Walze ist fest, die andere verschiebbar angeordnet; über denselben befindet sich ein Brauserohr, unten eine Blechmulde zum Auffangen des Wassers nebst den abgeschwemmten Gummiteilchen. Die Kraftübertragung geschieht entweder von Hand für kleine Maschinen mittels Kurbeln oder durch Riemenscheibe von der Transmission, wobei auch mehrere Walzwerke gekuppelt werden. Zweckmässig ist eine besondere Bauart für Kraftbetrieb und mittlere bis grössere Leistungen, wobei die Walzen schräg übereinander angeordnet sind, so dass der Bedienungsmann dicht an dieselben herantreten und bequem, ohne erhebliche Ermüdung zu arbeiten vermag.

Digitized by Google

Zum Pressen des Rohgummis in Blockform eignet sich besonders eine Druckwasserpresse. Der aufrecht stehende Zylinder ist durch zwei Säulen mit der Presse verbunden; der Deckel wird mittels Bügel und Druckschraube geschlossen und ist zur bequemeren Handhabung durch ein Gegengewicht ausgeglichen. Der die Pressplatte tragende Kolben wird durch den Wasserdruck in die Höhe getrieben und nach dem Pressen des Blockes durch Federn wieder zurückgeschoben. Das zum Pressen erforderliche Wasser oder Öl wird durch ein Steuerventil zu- und abgeleitet; während des Pressens kann die Dicke des Gummiblocks an der ausserhalb angebrachten Pressform abgelesen werden.

Von höchster Wichtigkeit kann man die

**Fasergewinnungs-Maschinen**

bezeichnen, unter denen besonders die „Neu Corona" des Ingenieurs Boekkens eine erste Stelle einnimmt. In 23jähriger Tätigkeit auf diesem Gebiete erprobt, nach eingehenden Versuchen in den Anbauländern bis zur höchstmöglichen Vollkommenheit verbessert, hat sich die Maschine unter gleichen Arbeitsbedingungen allen anderen Bauarten weit überlegen gezeigt. In einem gemeinschaftlichen eisernen Gestell sind je zwei gleichartige Messertrommeln (Raspadoren), muldenförmige Bruststücke und Seilförderer hintereinander versetzt, angeordnet. Die Bruststücke sind dem Trommelumfang genau angepasst und mit Messingbekleidung versehen. Die beiden Seilförderer bestehen aus einer Anzahl mit Seilrinnen versehener Förderscheiben sowie Führungs- und Spannrollen und endlosen Seilen. Der Antrieb erfolgt je nach den örtlichen Verhältnissen entweder unmittelbar von einer über der Maschine angebrachten Wellenleitung aus oder durch ein Vorgelege. Die beiden Messertrommeln werden durch zwei Riemen, die Seilförderer, mittels gemeinschaftlichen Schneckengetriebes von einem dritten Riemen angetrieben. Zur gleichmässigen Aufgabe der Pflanzenteile dient ein an der Maschine angebrachter und von ihr betriebener Bandförderer.

Die durch letzteren zugeführten Blätter werden von den Seilen des ersten Seilförderers in der Mitte erfasst und am Umfang einer hinter dem ersten Bruststück befindlichen Förderscheibe festgeklemmt und geknickt, so dass beide Enden herabhängen. Die der ersten Messertrommel zugewendete Blatthälfte wird nun auf dem Bruststück durch den zwischen letzterem und der Trommel verbleibenden engen Raum hindurchgezogen, wobei die Messer der mit grosser Geschwindigkeit umlaufenden Trommel gleich die ganze Blatthälfte in der Weise bearbeiten, dass sie das Fleisch abstreifen und die Fasern freilegen. Durch die fortschreitende Bewegung der Förderseile gelangen die Blätter sodann auf den zweiten Seilförderer. Dieser ergreift sie an den freigelegten Fasern und führt den noch nicht vom Blattfleisch befreiten Teil zwischen das zweite Bruststück und die zweite Trommel, wo die Bearbeitung in gleicher Weise wie bei der ersten Blatthälfte erfolgt. Die nunmehr gänzlich freigelegten Fasern werden von den Förderseilen am hinteren Ende der Maschine ausgetragen, indessen das abgesonderte Blattfleisch aus dem unteren Teil der Maschine herausfällt, wo es in Behältern oder Wagen aufgefangen werden kann. Die Faserverluste stellen sich auf nur etwa 5 %, gegenüber 15—20 % bei anderen Maschinen.

Zur vollen Ausnutzung der „Neu Corona" sind etwa 30 eff. Pferdestärken erforderlich; es dürfte sich jedoch empfehlen, schon aus dem Grunde eine grössere Kraftanlage vorzusehen, damit auch die erforderlichen Hilfsmaschinen, wie Pumpen, Ballenpressen, Sägen u. a. gleichzeitig mit betrieben werden können. Die Leistung ist von der Art der zu entfasernden Pflanzen, ferner von der Länge und Breite, dem Gewicht und dem Fasergehalt der Blätter abhängig. Beispielsweise verarbeitet die „Neu Corona" von Agave americana ripida var. Sisalana, also bei der Gewinnung von Sisalhanf, in zehnstündigem Betrieb 130—150 000 Blätter, was einer täglichen Leistung von etwa 2000 kg getrockneten Fasern entspricht.

Um den versandfertigen Hanf in transportable, 175 kg schwere und nach Bedarf noch grössere Ballen zu pressen, bedient man sich einer hydraulisch wirkenden Einrichtung, die im wesentlichen aus einer Ballenpresse, einem Presspumpwerk und einem Druckwassersammler besteht. Dazu gehören festeingebaute oder fahrbare Presskasten, deren Seitenwände beweglich angeordnet sind, infolgedessen ein erforderlich werdendes Nachfüllen bis zum Erreichen des gewünschten Gewichts gestatten. Die Pressen arbeiten mit einem Druck von 100—200 Atm.

Der

**Palmnussknacker,**

eine nach Art der Steinbrecher gebaute Maschine, dient zum Brechen der Schalen der vom Fruchtfleisch befreiten Palmnüsse. Durch eine selbsttätige Speisevorrichtung wird das keilförmige Brechmaul mit einer Anzahl Nüsse beschickt, wobei die grösseren im oberen Teile des Brechmauls liegen bleiben, während die kleineren nach unten fallen können. Dann wird die schräge Backe in eigenartiger Weise so verschoben, dass sämtliche Nüsse gleichzeitig geknackt werden, ohne die Kerne zu verletzen. Beim Rückgang der Backe fallen Kerne und Schalen in die Auslesevorrichtung. Wenn dann die Backe ihren ersten Stand wieder erreicht hat, beginnt das Spiel von neuem. Bei richtiger Einstellung des Backenhubes liefert der Knacker ganze Kerne ohne Bruch. Aber auch zum Aufbrechen anderer hartschaliger Früchte, wie Carozzo, Aprikosenkerne, Haselnüsse u. a. eignet sich die Maschine vorzüglich.

Zum Auslesen des gewonnenen Materials kann unter dem Knacker eine Siebtrommel oder ein schräg aufwärts bewegtes, selbsttätiges Leseband

Digitized by Google

angeordnet werden. Im ersten Siebfeld scheidet der Schmutz aus, mit ihm noch Faserbeigaben und der grösste Teil des Schalenbruchs; durch das zweite Siebfeld sodann die Kerne sowie der Rest zertrümmerter Schalen. Die etwa noch nicht gebrochenen Nüsse werden am Ende der Siebtrommel aufgefangen und dem Knacker wieder zugeführt. Nach einer anderen Methode lässt man Kerne und groben Schalenbruch unmittelbar in einen mit Salzwasser gefüllten Behälter gelangen, wo die Schalen zu Boden sinken, die obenauf schwimmenden Kerne sich leicht sammeln lassen.

Das selbsttätige Leseband eignet sich hauptsächlich für Nüsse mit runden Kernen, welche auf der schrägen Fläche abwärts rollen, indessen die Schalen vom Bande aufwärts geführt werden.

Es bedarf wohl kaum noch des besonderen Hervorhebens, wie deutsche Erzeugnisse infolge ihrer wohldurchdachten Bauart und der Güte aller zu ihrer Herstellung verwendeten Materialien auf dem Weltmarkt jegliche Bevorzugung geniessen. Ein starker Wille zur Neufestigung des Ansehens unter den übrigen Völkern lenkt die Schritte unserer Industrie zielsicher und unermüdlich durch ein Chaos zur Wiedergeburt.

---

# Zur Rechtsstellung des Spediteurs im Transportverkehr.

Von Rechtsanwalt Dr. Werneburg.

Nach der gesetzlichen Bestimmung des § 407 des Handelsgesetzbuches ist Spediteur, wer es gewerbsmässig übernimmt, Güterversendungen durch Frachtführer oder durch Verfrachter von Seeschiffen für Rechnung eines anderen — des Versenders — im eigenen Namen zu besorgen. Auf die Rechte und Pflichten des Spediteures finden nach Absatz 2 der bezeichneten Gesetzesvorschrift die für den Kommissionär geltenden Vorschriften der §§ 388—390 H.G.B. über die Empfangnahme, Aufbewahrung und Versicherung des Gutes insbesondere Anwendung. Demnach ist der Spediteur nicht Frachtführer, welch letzterer eben den Transport der Frachtgüter ausführt, vielmehr hat der Spediteur die Versendung der Frachtgüter durch Auswahl des Frachtführers, Bestimmung des Transportweges, Abschluss des Frachtvertrages und Übergabe der Frachtgüter an den Frachtführer zu besorgen. Daraus folgt dann weiter, dass der Spediteur auch nicht für die Ausführung des Transportes verantwortlich ist — er haftet nur für ein etwaiges Verschulden in der Auswahl des Frachtführers oder der Überwachung desselben. Zwar hat der Spediteur gegen seinen Auftraggeber Anspruch auf Provision und Ersatz seiner Auslagen, aber nicht auch eine selbständige Frachtforderung gegen diesen. Nur er selbst, nicht sein Auftraggeber gilt als Absender des Gutes dem Frachtführer gegenüber, denn er stellt den Frachtbrief aus und übernimmt die hierdurch entstehenden Verpflichtungen.

Von dieser Regel macht nur der § 412 H.G.B. eine Ausnahme, indem er bestimmt: Der Spediteur ist, wenn nicht ein anderes bestimmt ist, befugt, die Beförderung des Gutes selbst auszuführen. Macht er von dieser Befugnis Gebrauch, so hat er zugleich die Rechte und Pflichten eines Frachtführers oder Verfrachters; er kann die Provision, die bei Speditionsgeschäften sonst regelmässig vorkommenden Kosten sowie die gewöhnliche Fracht verlangen (Absatz 2).

Wie ersichtlich, beruht dieses sogenannte Selbsteintrittsrecht des Spediteures also nicht etwa auf Grund des mit dem Auftraggeber abgeschlossenen Speditionsvertrages, sondern unmittelbar auf Grund des Gesetzes, nämlich der bezeichneten Vorschrift des § 412 H.G.B. Diese Feststellung ist wichtig; denn es folgt daraus, dass der Spediteur bei Ausübung seines Selbsteintrittsrechtes nicht der Zustimmung seines Auftraggebers bedarf, da ihm ein Selbsteintrittsrecht eben von Gesetzes wegen zusteht. Es ist daher auch unerheblich, ob sein Auftraggeber bei Abschluss des Speditionsvertrages an dieses Selbsteintrittsrecht des Spediteures überhaupt gedacht hat oder nicht, da ersterer eben zufolge der positiven Gesetzesbestimmung des § 412 H.G.B. mit dem Selbsteintritt des Spediteures rechnen musste. Anderseits besteht aber auch nicht ein Zwang des Spediteures zum Selbsteintritt; denn das Gesetz begründet nach seinem Wortlaute und Sinn keine derartige Verpflichtung des Spediteures, und auch der zwischen den Kontrahenten abgeschlossene Speditionsvertrag geht an sich nur auf den Abschluss des Frachtvertrages mit einem Dritten, den Frachtführer. Demnach hat der Auftraggeber des Spediteures auch dann keinen Anspruch auf Selbsteintritt des Spediteures, wenn dieser in der Lage ist, dem Frachtvertrag durch eigene Ausführung für ersteren günstiger zu gestalten als durch Abschluss mit einem anderen Frachtführer.

Die blosse Beteiligung des Spediteures in einzelnen Beziehungen an dem Transport genügt jedoch noch nicht, um einen Selbsteintritt im Sinne dieses Begriffes als vorliegend anzunehmen. So liegt z. B. Selbsteintritt des Spediteures nicht vor, wenn dieser die Versendung der Güter durch Frachtführer oder Schiffer, aber mittels eines von ihm gemieteten Transportmittels besorgt, sowie auch dann nicht, wenn der Frachtführer mit eigenen Transportmitteln des Spediteures den Transport für Rechnung des Versenders ausführt. Denn in diesen beiden Fällen ist der Spediteur im Verhältnis zu seinem Auftraggeber nicht der Beförderer der Güter, sondern eben der Dritte, der das Gut tatsächlich befördert hat; die Eigentumsverhältnisse an den Transportmitteln sind eben belanglos, es entscheidet allein die Person des Beförderers des Gutes. Ist das der Spediteur selbst, so liegt ein Selbsteintritt desselben im Sinne des Gesetzes vor, ist es eine von dem Spediteur verschiedene Person, so liegt kein Selbsteintritt, sondern reiner Speditionsvertrag vor. Das Erfordernis des Selbsteintrittes des Spediteures, dass dieser die Beförderung des Gutes nunmehr auch selbst ausführen muss, darf jedoch auch nicht überspannt werden. So liegt insbesondere selbstverständlich Selbsteintritt des Spediteures auch dann vor, wenn dieser seine Angestellten mit der Ausführung des Transportes beauftragt oder die Leitung des Transportes einem seiner Angestellten überlässt. Sogar selbst dann liegt begriffsmässig immer noch Selbsteintritt vor, wenn der Spediteur die tatsächliche Ausführung des Transportes durch ganz ihn fremde Personen, Schiffer oder Frachtführer, ausführen lässt, falls er nur in diesen Fällen den Frachtvertrag mit diesen Personen im eigenen Namen und auf eigene Rechnung abschliesst. Denn dadurch charakterisiert sich ja gerade der Speditions-

Digitized by Google

vertrag unterscheidend von dem Frachtvertrage, dass der Spediteur bei dem Speditionsvertrage für fremde, nämlich seines Auftraggebers, Rechnung abschliesst, während bei Ausübung des Selbsteintritts der Abschluss des Frachtvertrages durch den Spediteur auf eigene Rechnung und im eigenen Spediteures Namen erfolgt.

Für die Ausübung des Selbsteintrittsrechtes des Spediteures bildet das Vorliegen eines Speditionsvertrages notwendige Voraussetzung. Daraus ergibt sich die praktisch bedeutsame Konsequenz, dass in den beiden, in § 413 H.G B. bezeichneten Fällen — Vereinbarung einer Aversionalfracht und Sammelladungsspedition — ein Selbsteintrittsrecht des Spediteures begrifflich ausgeschlossen ist Denn nach Absatz 1 dieser Bestimmung hat, wenn der Spediteur sich mit dem Versender der Güter über einen bestimmten Satz der Beförderungskosten geeinigt hat, dieser ausschliesslich die Rechte und Pflichten eines Frachtführers; er kann in einem solchen Falle Provision nur dann verlangen, wenn es besonders vereinbart worden ist. Nach Absatz 2 dieser Bestimmung soll das gleiche gelten, wenn der Spediteur die Versendung des Gutes zusammen mit Gütern anderer Versender auf Grund eines für seine Rechnung über eine Sammelladung abgeschlossenen Frachtvertrages bewirkt, auch wenn eine Einigung über einen bestimmten Satz der Beförderungskosten nicht stattgefunden hat. Der Spediteur kann in diesem Falle eine den Umständen des Falles nach angemessene Fracht, höchstens aber die für die Beförderung des einzelnen Gutes gewöhnliche Fracht berechnen. Diese letztere Bestimmung entspricht der Erwägung, dass durch die Vereinigung der Güter vieler Versender zu gemeinsamer Beförderung eine Verbilligung des Transportes eintritt, deren Nutzen eben nicht allein in die Tasche des Spediteures fliessen soll.

Wie bei der Ausführung des reinen Speditionsvertrages, so hat der Spediteur auch bei Ausübung seines Selbsteintrittsrechtes die Ausführung der Beförderung mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes vorzunehmen. Wenn also der Auftraggeber dem Spediteur ein Limit bezüglich der Höhe der Fracht setzt, so kann der Spediteur, falls das Limit höher ist als die gewöhnliche Fracht, dem Versender nur letztere in Rechnung stellen; ist das Limit niedriger als die gewöhnliche Fracht, so kann der Spediteur selbstverständlich die Beförderung der Güter für die Limitofracht übernehmen, falls er nur hierbei keinen Schaden erleidet; die gewöhnliche Fracht kann er allerdings in diesen Falle nicht verlangen. Selbstverständlich hat der Spediteur bei Ausübung seines Selbsteintrittsrechtes stets das Interesse seines Auftraggebers, des Versenders der Güter, zu wahren. Unter diesem Gesichtspunkte besteht hier eine Meinungsverschiedenheit dahingehend, ob es weitere negative Voraussetzung des Selbsteintritts des Spediteures ist, dass dieser nicht Gelegenheit gehabt habe, die Versendung des Gutes um eine billigere Fracht als die gewöhnliche Fracht zu besorgen. Nach der einen Meinung steht das Recht zum Selbst intritt dem Spediteur stets auch dann zu, wenn ein dritter Frachtführer die Beförderung zu niedrigeren Sätzen als zu der gewöhnlichen Fracht angeboten hat (so insbesondere Staub, Kom. z.H.G.B. § 412 Anm. 6). Nach der entgegengesetzten Auffassung steht dagegen dem Spediteur das Recht zum Selbsteintritt nicht zu, wenn er bei Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes erkennen muss, dass das Interesse seines Auftraggebers bei der gewöhnlichen regelmässigen Ausführung der Spedition, also ohne Selbsteintritt, seinerseits als besser gewahrt erscheint, als bei einem Selbsteintritt

Von den grössten bis zu den kleinsten Betrieben der metallverarbeitenden Industrie werden mit bestem Erfolg die

GEFEI

MASCHINEN

verwendet

**Punktschweissmaschinen** Stabilmaschinen f. die Blechwaren-Industrie u. Eisenkonstruktion, Spezialmaschinen in Universalaufhängung für den Schiffbau, Reservoirbau, Brückenbau usw. (D. R. P.)

**Nahtschweissmaschinen mit Rollenschrittverfahren (D. R. P.)**

Typen: *PAS* für Längsnähte bis 10 mm Gesamtstärke bei Blechwaren, Fässern, Kannen usw. (D. R. P.)
Typen: *PARES* für Rundnähte bis 10 mm Gesamtstärke bei Blechwaren, Radiatoren, Kannen, Fässern usw. (D. R. P.)
Typen: *PEKAS* für Bodenschweissungen bei Rohware für Emaillierwerke usw. (D. R. P.)
Typen *WASA* für Längsnahtschweissungen bei schweren Stücken, Fässern, Kannen, Einzeilen usw. (D. R. P.)
Typen: *TRIDOR* für Längsschweissung von Eisenfässern und Rohren grosser Durchmesser (D. R. P.)
Typen: *TRIPARVAS* für Bodenschweissung bei Eisenfässern, Blechtonnen, Kesseln usw. (D. R. P.)
Typen: *ELTUBE* für Schweissung endloser Rohre aus dem Schlitzrohr bis 2,5 mm Wandstärke (D. R. P.)
Typen: *EMPAS* für Längsnähte an Messingblech (D. R. P.)
Typen: *EMPARES* für Rundnähte an Messingblech (D. R. P.)

**Stumpfschweissmaschinen** für Ringe, Reifen, Fassbänder, Radfelgen, Bremsdreiecke, Daumenwellen, Eisenbahnbedarf usw.

**Kettenschweissmaschinen** automatisch und halbautomatisch, für alle Kettengliedstärken und Gliedlängen

**Nietwärmer (D. R. P.)** mit unter Patentschutz gestellter Verdampfungskühlung unabhängig von Kühlwasserleitung, frost- und regensicher

**Elektro-Esse (D. R. P.)** zur Erwärmung von Schmiedestücken jeder Art und Grösse

**Elektrische Härtemaschinen (D. R. P. a.)** für lokale Härtungen

**Gesellschaft für elektrotechnische Industrie m. b. H.**
**BERLIN SO 36,** Maybachufer 48-51 ★ **Zweigbüro: Düsseldorf-Oberkassel,** Lueg-Allee 10

Digitized by Google

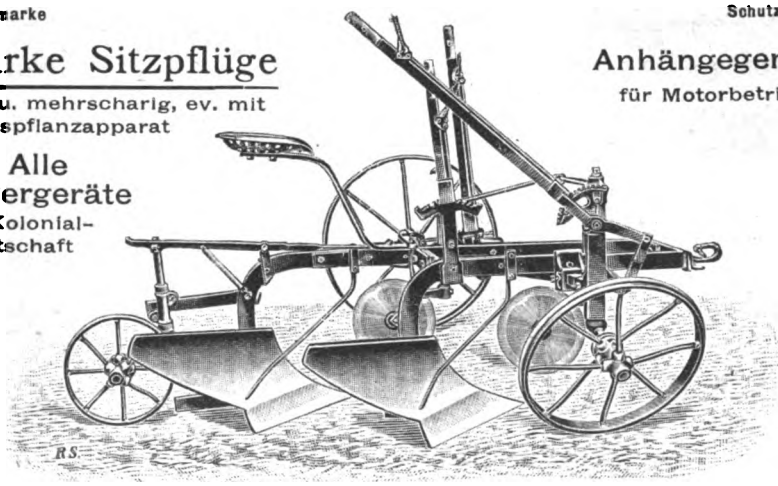
seinerseits. Zur Begründung der erstbezeichneten Auffassung wird geltend gemacht, dass der Spediteur auch bei Gelegenheit zu billigerer Beförderung den Selbsteintritt wählen dürfe, weil die gewöhnliche Fracht den Betrag darstelle, den der Versender bei unmittelbarer Beförderung durchschnittlich bezahlen müsste und weil derselbe auf die Früchte der besonderen Geschäftstätigkeit des Spediteures, mit der somit im Zweifel jedes geringere Frachtangebot zusammenhänge, keinen Anspruch habe (so insbesondere Makower H.H.G. § 412 I. a). Dieser Auffassung steht jedoch der oben erwähnte Grundsatz entgegen, dass der Spediteur stets das Interesse seines Auftraggebers zufolge des mit diesem getätigten Speditionsvertrages zu wahren hat. Denn der Versender, der sich eines Spediteures bedient, will ja gerade durch diesen bzw. durch dessen Tätigkeit und Geschäftskenntnis eine möglichst billige und zweckmässige Beförderung seiner Güter erzielen; das würde nun aber doch dadurch vereitelt, wenn der seinen Selbsteintitt die Gelegenheit für den Versender, durch Spediteur das Recht hätte, durch Abschluss einer billigeren als der gewöhnlichen Fracht besser fortzukommen, für letzteren einfach beiseite zu schieben. Hier muss in allen Fällen dieser Art das Interesse des Versenders und Auftraggebers des Spediteures dessen Interesse voran gehen. Es ergibt sich also demgemäss die Unrichtigkeit der erster erwähnten Auffassung und der allgemeine Grundsatz für den Spediteur, dass er auf alle Falle den Frachtvertrag zu den bestmöglichen Bedingungen in jeder Beziehung abzuschliessen hat und sein Selbsteintrittsrecht in dieser Hinsicht dem Interesse des Versenders nachsteht.

Von der Ausübung seines Selbsteintritts hat der Spediteur seinem Auftraggeber stets unverzüglich Anzeigen zu machen, und zwar eben so rechtzeitig, dass letzterer noch in der Lage ist, geeignete Massnahmen hinsichtlich des Transportes des Gutes in spezieller Weise zu treffen; diese Weisungen des Versenders bezüglich des Frachtgutes hat der Spediteur zu befolgen. Die Anzeige selbst hat der Spediteur mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes zu erstatten, also in ihr namentlich die Frachtbedingungen im einzelnen anzugeben; bei Unterlassung dieser Anzeige und hieraus entstehendem Schaden ist der Spediteur seinem Auftraggeber schadensersatzpflichtig. Widerspricht der Versender dem Selbsteintritt des Spediteures nach Empfang dieser Anzeige des letzteren nicht, so kann nunmehr der Spediteur ohne weiteres zur Beförderung und Vollendung derselben schreiten, da ein Widerruf seitens des Versenders nicht mehr in Frage kommt. Denn der Widerruf seitens des Versenders ist nur solange zuverlässig, als der Speditionsauftrag noch nicht zur Ausführung gekommen ist.

## Bücherbesprechungen.

**Die organische Bilanz** im Rahmen der Wirtschaft. Von Prof. Dr. J. Schmidt. G. A. Gloeckner, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 1921. (Heft 14 der Sammlung Betriebs- und finanzwirtschaftliche Forschungen.)

**Bilanzen.** Von Dr. Walter M. Contre. G. A. Gloeckner, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 1921. (Heft VI der Sammlung Anschauungsstoffe aus dem Gebiete der kaufmännischen Wirtschaft.)


RUD. SACK
LEIPZIG
Schutzmarke
Schutzmarke
Starke Sitzpflüge
ein- u. mehrscharig, ev. mit Maispflanzapparat
Anhängegeräte
für Motorbetrieb
Alle Ackergeräte
zur Kolonialwirtschaft

Scheibenpflüge — Scheibeneggen — Scheibendrills
= Neuester Exportkatalog steht auf Ansuchen kostenfrei zur Verfügung =


Digitized by Google

**Einführung in das Studium der Konjunktur.** Von Prof. Dr. Paul Mombert. G. A. Gloeckner, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 1921. (Bd. 12 der Handelshochschulbibliothek.)

**Die Organisation des bargeldlosen Zahlungsverkehrs in Deutschland.** Von Dr. Schippel und Otto Schoele. G. A. Gloeckner, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 1921. (Bd. 32 von Gloeckners Handels-Bücherei.)

**Einfache und doppelte Buchführung** für den Selbstunterricht. Von Oberstudienrat Dr. Fr. Schulze. Teil I: Einfache Buchführung. Teil II: Doppelte Buchführung. G. A. Gloeckner, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 1921.

Wir haben oben einige Titel von wichtigen handelswissenschaftlichen Werken genannt, um unsere Leser auf verschiedene wertvolle Sammlungen kaufmännischer Literatur, die im Verlage von G. A. Gloeckner, Leipzig, erschienen sind, aufmerksam zu machen.

Die zunehmende Kompliziertheit des gesamten Wirtschaftslebens und die dadurch gesteigerten Anforderungen zwingen den Kaufmann, sich vermehrt auch theoretisch mit den verschiedenen kaufmännischen Fragen zu befassen und an Hand von guten wissenschaftlichen Werken tiefer in das Wesen und die Zusammenhänge der einzelnen Gebiete des Wirtschaftslebens einzudringen.

Die verschiedenen Sammlungen des Verlages Gloeckner, aus denen wir nur einige besonders beachtenswerte Werke namhaft gemacht haben, werden von namhaften Autoritäten der Handelswissenschaft herausgegeben und enthalten eine solche Fülle von Bänden, dass nicht nur dem vorwärtsstrebenden Anfänger, sondern auch dem erfahrenen Praktiker wertvolles Material zur Orientierung über alle wichtigen Fragen und Gebiete seines Berufs geboten wird. Die Sammlungen sollten in keiner Bibliothek eines modernen Kaufmanns fehlen.

**„Das Import- und Exportgeschäft"** von August von Weiss. Kaufmännischer Literatur-Verlag Innsbruck.

Der Verfasser hat durch eine neue Methode zur Buchung fremder Währungen im Original ohne Umrechnung einen neuen originellen Weg gewiesen, der dieses heikle Problem in geradezu genialer Weise einer Lösung zuführt. Diese bahnbrechende Methode besteht darin, die fremden Valuten im Original, ohne Umrechnung in Inlandsvaluten zu verbuchen. Für jeden Kaufmann, der mit dem Auslande in Beziehungen steht, bedeutet das Buch eine erlösende Tat.

**Zolltarif der Republik Polen und für den Freistaat Danzig.** Herausgegeben vom Internationalen Speditionsbüro Brokerhoff & Lipschütz, Berlin NW. 7. Kommissionsverlag: Berliner Kommissionsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 68.

Die seit drei Jahren im Aufbau befindliche polnische Zollgesetzgebung mit all ihren verschiedenen Agioverordnungen, Ein- und Ausfuhrverboten teils im polnischen Reichsgesetzblatt und teils im polnischen Staatsanzeiger verstreut veröffentlicht, ist in diesem Werke vereinigt und in sehr übersichtlicher Form zusammengestellt. Eine tabellarische Darstellung aller Sonderbestimmungen, die eine Orientierung auf den ersten Blick ermöglicht, ist offenbar aus der Praxis der Herausgeber für den praktischen Gebrauch geschaffen. Bis auf diese Tabelle hat nur amtliches Material Aufnahme gefunden. Das Buch bildet ein unentbehrliches Hilfsmittel für die im Handelsverkehr mit Polen stehenden Kreise.

**Deutsche Geschichte.** Eine Einführung in das Verständnis unserer vaterländischen Geschichte von Prof. Dr. Heinrich Wolf. Verlag Carl Meyer (Gust. Prior), Hannover.

Dieses Buch ist entstanden aus des Historikers letzten Erkenntnissen, aus einer glühenden Vaterlandsliebe und aus dem Mitleid des Deutschen für alle, die aus der Entwicklung der Geschichte nicht lernen konnten oder wollten. Es ist ein starkes Bekennen zu den Helden des Geistes, der Religion und der Kriege, eine Kampfansage gegen jede materialistische Weltliebe und ein Warnungsruf zur Gesund- und Reinerhaltung der Kräfte des deutschen Volkstums. Ein durch und durch deutsches Buch, das wie ein Licht leuchtet im Dunkel der Gegenwart.

Last-kraftwagen
Motor-omnibusse

Ketten- oder Schnecken-Antrieb. (Chain Drive or Worm Drive.)

E. Nacke, Coswig Sachsen
Automobilfabrik

Digitized by Google

36. Jahrg. / April 1922 / 8. Heft

# Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

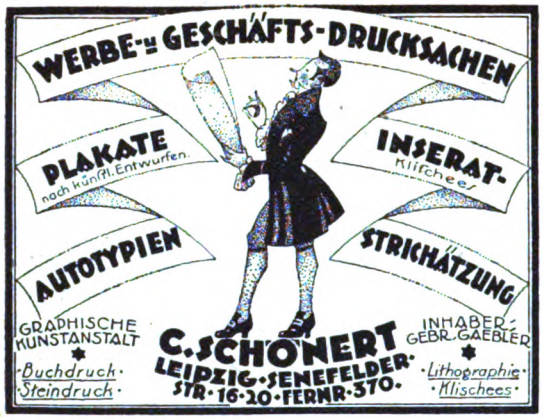
Digitized by Google

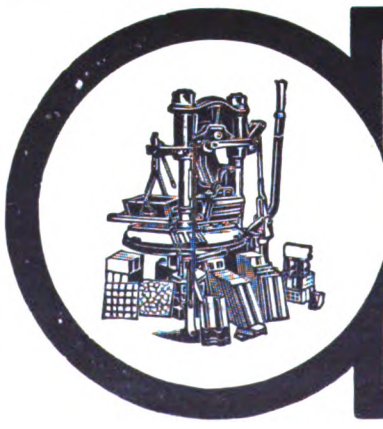
# Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

*An unsere Abonnenten!* *Diejenigen unserer Abonnenten, welche unsern Export-Anzeiger und Velhagen & Klasings Monatshefte in deutsch-freundlichen Kreisen weiterempfehlen möchten, bitten wir um freundliche Aufgabe von geeigneten Adressen. Zum Dank für die Bemühungen würden wir den Einsendern einige farbenprächtige Kunstdrucke aus unsern Monatsheften zum Geschenk machen.*

***Velhagen & Klasings Export-Anzeiger, Leipzig,** Hospitalstrasse 27.*

Digitized by Google







Digitized by Google

# Pohlig

## Drahtseilbahnen • Verladeanlagen

## und alle anderen modernen Fördermittel

Der Name Pohlig kennzeichnet bahnbrechende Neuerungen im Transportwesen. Als einer der ersten hat der Begründer der J. Pohlig Aktiengesellschaft in Köln, Julius Pohlig, den Bau von **Drahtseilbahnen** aufgenommen. Pohlig'sche Drahtseilbahnen, an Kühnheit der Anlage, in Wirtschaftlichkeit und Betriebssicherheit unübertroffen, sind heute in allen Erdteilen in Gebrauch. Durch Einführnng der amerikanischen Elevatoren, automatischen Bahnen, Conveyors und **Verladebrücken** in Europa, ihre Verbesserung und Anpassung an die europäischen Verhältnisse gab Julius Pohlig der Entwicklung des Transportwesens einen weiteren bedeutsamen Anstoss. Andere Transportaufgaben löste die Firma Pohlig durch den Bau mustergiltiger **Hängebahnen für Hand- und Seilbetrieb, Elektrohängebahnen, Becherwerke und Transportbänder, Kabelkrane und Selbstgreifer.** Im Bau von **Hochofenbegichtungsanlagen** hat die Firma Pohlig richtunggebende Leistungen erzielt; auf dem Gebiete des modernen Kipperbaues stellt der patentierte Pohlig'sche **Kurvenkipper** den bedeutendsten Fortschritt dar. Mehrere tausend Anlagen hat die Firma Pohlig in den 40 Jahren ihres Bestehens zur Ausführung gebracht. Zahlreiche Patente bekunden die schöpferische Tätigkeit des Hauses Pohlig in seinen Konstruktionen, während die Güte des Materials und der Arbeit, die Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit und Wirtschaftlichkeit der ausgeführten Anlagen fortgesetzt in zahlreichen Anerkennungsschreiben und Nachbestellungen sowie im ständigen Anwachsen des Abnehmerkreises Ausdruck finden.

## J. Pohlig Aktiengesellschaft, Köln.




Digitized by Google

FRIED.
**KRUPP**
AKTIENGESELLSCHAFT
**GRUSONWERK**
MAGDEBURG

**Zuckerrohr-Walzwerke**
Maschinen zum Aufbereiten von Sisalhanf
Ballenpressanlagen ✱ Kaffeeschälmaschinen
Maschinen und Einrichtungen für
**Pflanzenöl-Fabriken**
Ölpressen für ununterbrochenen Betrieb
*Druckschriften zur Verfügung*

Digitized by Google

**Deutsche Waffenfabrik**
**Georg Knaak, Berlin SW 48**

Repetierbüchsen, 6,5-11,2 mm, Hammerless- u. Hahn-Drillinge, Doppelbüchsen, Büchsflinten, Doppelflinten, Teschings, Revolver, Automatische Pistolen.
Munition, Jagdgeräteschaften.

**Massenartikel**
gedreht, gestanzt, gezogen, gedrückt
**Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld**

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Export-Anzeiger zu beziehen

**FLÜGEL Geyer PIANOS**
**ADOLPH GEYER NACHF.**
**HOFPIANOFABRIK EISENBERG, S.-A.**
GEGR. 1877
KATALOGE UND PREISLISTE GERN ZU DIENSTEN.

**Webereи-**
**Bedarfsartikel**
Spinnerei-Artikel
**Paul Rucker, Elberfeld 222**

# Cigaretten-Maschinen

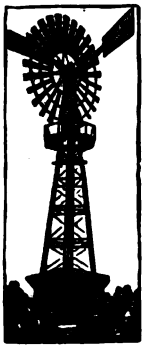
bis 300 000 Stück tägl. Leistungsfähigkeit.

**„Universal"**
**„U. K."**
mit automatischer Tabaksuführung, für Fals- oder Klebnaht, mit Gold-, Kork-, Aluminium-, Paraffin- und Strohmundstück-Belag.

**Weit über 2000 Stück im Gebrauch.**

Cigaretten-Packmaschinen, Ausschuss-Aufreissmaschinen, Kreismesserschleifmaschinen.

**United Cigarette Machine Co. Inc.,**
**DRESDEN-A. 21/X.**



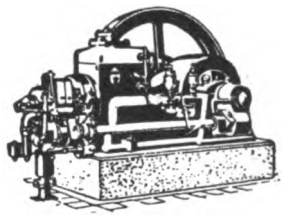
**Herkules-Windturbinen**

**sind die besten der Welt!**

2½ bis 15 m Raddurchmesser. Tausende von Anlagen geliefert. Absolut sturmsicher auch im Taifun, für grosse Wasserleistungen, Mühlenbetrieb und Erzeugung von Elektrizität.
*Höchste Kraftleistung. Keine Reparaturen.*

**Vereinigte Windturbinen-Werke**
**Dresden-Reick 36**
Grösste u. bedeutendste Spezialfabrik Europas.
Gegr. 1859. 3 Staatsmedaill., 68 Auszeichngn.

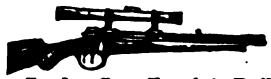
**Motorenfabrik Herford**
**Herford i. Westf.**



**Benzin-, Benzol-, Sauggas- und Rohöl-Motoren**

**Fachkundige, rührige Vertreter gesucht**


Digitized by Google



**Jagdwaffen aller Art, Drillinge, Doppelflinten, Repetier-Büchsen, Zielfernrohre, Feldstecher, Pistolen, Jagd-munition**

**Waffen-Frankonia, Würzburg 41.**

**J. Schiller**
**Piano-Fabrik**
Gegründet 1884
**Berlin C.54,**
**Joachimsthal**

**Export nach allen Ländern**

**Kinderleichtes Arbeiten.**

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabriken: Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz u. Eger (Böhmen).

Verlangen Sie gratis u. franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäß?"

**Louis Hermsdorf**
**Chemnitz (Sa.)**

DIAMANTSCHWARZ
GARANTIRT ECHT
Louis Hermsdorf
FÄRBER

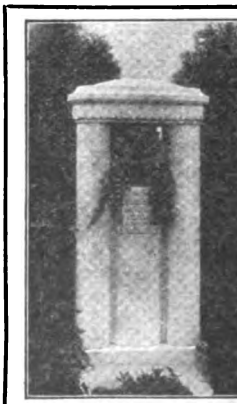
**Spezialität:**
**Hermsdorf-Diamantschwarz**
**auf Garne, Strümpfe, Trikotagen**

Echtschwarz auf Kreuzspulen und Cops, Echtmarineblau, Braun und andere Farben auf Garne, Strümpfe, Trikotagen etc. Glanzreiche Färbungen auf Kunstseide und Stapelfaser. Strumpfmercerisation D. R. P. Alle sonstigen Veredelungen auf Strümpfe und Garne. Umfärbung sämtlicher Textilwaren und Artikel der Bekleidungs-Industrie.

Fabrikation von
**Wandhaken,**
**Reissbrettstiften,**
**Teppichnägeln,**
**Briefklammern,**
**Musterklammern,**
**Bilderösen etc. etc.**

Verlangen Sie Gratis-Offerte!

**A. Lindstedt, Lychen,** Berliner Nordbahn.
Gegründet 1875. Ca. 200 Arbeiter.



**Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst**

Leiter: Prof. Dr. v. Grolman, **Wiesbaden, Kapellenstr. 41.**

Zirka 30 künstl. Mitarbeiter, darunter viele der ersten Architekten Deutschlands.

Ueber 50 Filialen in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz.

Zirka 2500 Entwürfe und Photographien nach ausgeführten Grabdenkmalen.

Neue Projekte auf Wunsch.

Bei Anfragen Angabe der Platzgrösse u. persönlicher Wünsche erbeten.


Digitized by Google

**Anthon & Söhne, Flensburg 17**
Erstkl. Holzbearbeitungs-Maschinen
aller Art:
Spezialmaschinen
für moderne
**Fassfabrikation**
ferner: Holzwolle-, Holzschuh-,
**Holzabsatz-Maschinen**
**Schuhleisten-Maschinen**
Beste Referenzen in allen Weltteilen.

Kölnisches Wasser
**Lavendel-Orangen**
**Ein neues Erzeugnis von grösster Absatzmöglichkeit.**
Erstklassig in jeder Beziehung. Gegebenenfalls wird Alleinverkauf für einzelne Länder oder Bezirke bei entsprechendem Abschluss übertragen.
**Jünger & Gebhardt,**
Feinseifen- und Parfümerie-Fabrik
Berlin S 14.

**Adam Schmidt**
**Saalfeld a. d. S.**

Spezialität:
**SCHMIDT's Waschmaschinen, Buttermaschinen, Wäschemangeln,**
Ueber 300 000 Wasch- und 200 000 Buttermaschinen verkauft.

**G. SCHLEICHER & Co.**
*KUNSTGEWERBLICHE WERKSTÄTTEN*
**3 0 0 0**
**DENKMÄLER**
*ZUR ZEIT AM LAGER ZU GÜNSTIGSTEN PREISEN*
**BERLIN**
**LÜTZOWSTRASSE 82**

**Buchbinderei-Maschinen**

**Gebr. Brehmer,**
**Maschinen-Fabrik,**
**Leipzig-Plagwitz**
liefern
**als Sondererzeugnisse:**
**Draht- und Faden-Heftmaschinen**
für Bücher u. Broschüren.
**Maschinen**
zur Herstellung von
**Faltschachteln und Kartonnagen.**
**Falzmaschinen**
für Werkdruck und Zeitungen.

**Invalidenräder**
Krankenselbstfahrer
**Krankenfahrstühle.**
Solide Fabrikate
Katalog gratis.
Rich. Manne, Dresden-Löbtau 91.

**Sitz-Filze**

Gustav Neumann
Filzfabrik Braunschweig 8.

**Trud, Export- und Importhaus Johann Kröker**
**Wernigerode am Harz,** Deutschland.
**EXPORT** **IMPORT**
Kommisionsweiser Einkauf
Korrespondenz: Deutsch, Englisch, Spanisch und Russisch.

Metallwarenfabrik
**H.A. ERBE A:G.**
Schmalkalden i. Thür.
Massenfabrikation
(gesch. Muster)
von
**LÖFFELN, MESSERN, GABELN** etc.
in jeder Art u. Preislage

**SCHALTER-DOSEN** **ABZWEIG-DOSEN**
**wasserdicht** **aus Gusseisen**
W. LÜDERS
Stahl-Temper- und Metallgiesserei.
WERNIGERODE


Digitized by Google

# Bad Godesberg am Rhein

Vornehmer Kuraufenthalt, auserlesene Konzerte, Kammermusik, Gesellschaftsabende, Theater, Freilichtaufführungen. Kurzeit 1. Mai bis 30. September. Kohlensäurereiche, alkalisch-muriatische Eisenquelle. Prospekte frei.

**Kurverwaltung.**

Schulhaus

## Evang. Pädagogium Godesberg (Rhein) u. Herchen (Sieg)

Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E., Progymnasium, bisher mit Einj.-Berecht., jetzt in Entwick. zur Vollanstalt. ❄ **Höhere Handelsfachklasse.**

75 Lehrer und Erzieher. 500 Schüler, davon wohnen 350 in 20 Familienhäusern der Anstalt. Zahlreiche Referenzen aus In- und Ausland. — Auskunft erteilt Direktor Prof. **O. Kühne, Godesberg a. Rhein.**

## Kalkuhlsche Oberrealschule

**Obercassel-Bonn.**

Aufnahme vom 9. Lebensjahre an. Sorgfältige Erziehung, gewissenhafte Körperpflege, gediegener Unterricht im Internat. Grosse Spielplätze, neues Badehaus. Drucksachen durch Direktor **Dr. Heel.**

## BÜCHER u. Zeitschriften durch A. Frederking, Hamburg 36.

## BAFAWE FALTBOOT

In 10 Minuten zerlegt oder fahrbereit, stabil, elegant für ein bis fünf Personen

**EXPORT**

Bayerische Faltboot Werft G.m.b.H., München, Theresienstr. 78

Berlin / Hamburg / Paris
New Orleans / Buenos Aires


## Spediteur-Tafel

**Aussig.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Barmen.**

**Fr. Klophaus,** gegr. 1844.

**Berlin.**

**A. Warmuth,** Spediteur, C. 2.

**Bonn a. Rh.**

**Heinr. Niessen,** Cölnstr. 103/105.

**Bratislava.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Breslau.**

**Gustav Kauer,** Hofspediteur.

**Carl Lassen,** I, Am Rathaus 26 (Ambihaus), Int. Speditionen.

**Brünn.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Eger.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Frankfurt a. M.**

**Carl Lassen,** Kaiser-Str. 73, Internat. Speditionshaus.

**Gablonz.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Haida.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Karlsbad.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Leipzig.**

**Brasch & Rothenstein,** Auslandsverkehre, Verschiffungen, Sammelladungsverkehre.

**Josef J. Leinkauf A.-G.**

Internationale Transporte. Ueberseeverkehr.

**Moritz Merfeld.**

**Uhlmann & Co.**, Internationale Spedition, gegründet 1853.

**Mettmann (Rhld.)**

**Ernst Scharrenberg,** Bahnspediteur und Möbeltransport.

**München.**

**Lutz & Bauer,** Int. Spedition, Landsberger Str. 55.

**München.**

**Rupert Lechler,** Intern. Spedition, Plinganserstr. 38, Spez.-Verkehr: Italien—Spanien.

**Parkán Nána.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Prag.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Pressburg.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Reichenberg.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Saarbrücken.**

**Philipp Creutzer,** Zollabfertigung in: Forbach, Saargemünd, Zweibrücken, Burchmühlbach, Beurig-Saarburg, Türkismühle.

**Tetschen-Bodenbach.**

**Karlik & Co.**, Böhmische Internationale Transportgesellschaft.

**Vohwinkel b/Elberfeld.**

**Karl Phil. Weber,** Bahn-, Fluss- und See-Verfrachtungen.

Digitized by Google

# DEUTSCHE BÜCHERSCHAU


**Hermann Kretzschmar**

## Führer durch den Konzertsaal

I. Sinfonie und Suite. 6. Auflage. 1921.
II. Kirchliche Werke. 5. Auflage. 1921.
III. Oratorien und weltliche Chorwerke. 4. Auflage. 1920.

Geheftet je 7 M., gebunden je 12 M.
= Jeder Band ist einzeln käuflich. =

Die Ausgabe in Halbfranz gebunden wird nur zusammen abgegeben; 3 Bände 600 M.

Kretzschmars Führer ist das unbestrittene und bisher unerreichte Standwerk erläuternder Musikliteratur, das in die Bibliothek eines jeden Musikers u. Konzertbesuchers gehört.

*

**Alfred Heuss**

## Kammermusikabende

Geheftet 10 M., gebunden 22 M.

Das Buch wendet sich an den Musiker ebensowohl wie an ernsthafte Musiktreibende und Gebildete schlechthin, überhaupt an alle, denen es beim Anhören von Musik mehr als um einen sogenannten naiven Musikgenuss zu tun ist.

*

**Karl Klingler**

## Über die Grundlagen des Violinspiels

Geheftet 20 M., gebunden 30 M.

Nach dem Werk Klinglers, des grossen Meisters des klassischen Spiels, in dem Joachims Kunst weiterlebt, wird jeder, der am Geigenspiel interessiert ist, mit grossen Erwartungen greifen: sie werden übertroffen durch die Art, wie Klingler seine Aufgabe anfasst und löst. Er führt uns in seine Studierstube und zeigt mit unermüdlicher Geduld und Gründlichkeit die Wege, die er selbst in rastloser Arbeit gegangen ist.

Bücherei praktischer Musiklehre:

**Andreas Moser**

## Methodik des Violinspiels

I. Teil: Von der Bogenführung und den Verrichtungen des rechten Armes.
II. Teil: Von der linken Hand und den Verrichtungen ihrer Finger auf dem Griffbrett.

Jeder Teil dauerhaft geheftet 8 M.

*

**Karl Scheidemantel: Stimmbildung**

7. Auflage. Geheftet 9 M.

*

**Ernst Schnorr von Carolsfeld**

## Musikalische Akustik

Mit 5 Abbildungen. Geheftet 12 M.

**Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig — Berlin**

## Der Tod des Materialismus und der Theosophie

Die Religion der Tatsachen

Geheftet 12 Mark

Von einem bekannten, aber ungenannten Religionsphilosophen geschrieben, bringt die Schrift Aufklärungen von überraschender Gestalt. Sie muss in jedermanns Besitz sein.

**Concordia Deutsche Verlags-Anstalt Engel & Toeche, Berlin SW. 11**

## Freude

Sommerträume von **Lely Kempin.**

Mit 18 fein. Lichtbild. der rhytm. Tänz. Lise Abt nach Aufn. der Verfass. Preis in künstl. Einband 20 Mk., Teur.- u. Valuta-Zuschl.

Aus der Einleitung: Als ich dich zuerst tanzen sah, kleine Lise, empfand ich dich, wie man Blumen empfindet und Baum und Strauch und Falter und Vögel und Wellen und Wind. .. So ganz köstlich ist deine Kunst, so ganz Natur, und nichts von Raffiniertem und Ausgeklügeltem dabei. .. Du bist dazu da, ganz Freude zu bringen.

Durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

**Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.**

Soeben ist erschienen:

## Illustrierte Völkerkunde

Herausgegeben von

**Dr. Georg Buschan**

Band I im Umfang von etwa 640 Seiten mit 4 farbigen Völkerkarten sowie über 300 Abbildungen im Text und auf Tafeln, enthält:

Vergleichende Völkerkunde von Dr. R. Lasch
Amerika von Dr. W. Krickeberg
Afrika von Dr. A. Haberlandt

(Der erste Band ist für sich abgeschlossen; der zweite Band erscheint im Herbst 1922)

Halbleinenbd. 145 M., feiner Leinenbd. 160 M.

**Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart EA**

## H. Hugendubel, Antiquariat, München,

Salvatorstrasse 18,

offeriert zu den beigesetzten Preisen:

Brehm's Tierleben. 4. (neueste) Aufl. 13 Bde. Reich illustr. Origbd M. 4000.—; Bucher Gesch. d. techn. Künste. 3 Bde. Origlwd. M. 375.—; Erschliessung d. Ostalpen. 3 Bde. geb. M. 450.—; Franco, Leben d. Pflanze. 8 Bde. illustr., geb. M. 2000.—; Lendenfeld, Aus d. Alpen. 2 Bde. Origbd. M. 300.—; Mann, Deutschlands wildwachs. Arzneypflans. M. 318 handkol. Kupfertaf. 1828. 2 Bde. Hfz. M. 2000.—; Schlechtendal-Hallier, Flora v. Deutschland. 5. Aufl. 30 Bde. M. über 3000 kolor. Taf. Origbd M. 3000.—; Spuler, Schmetterlinge Europas. 3. Aufl. 3 Bde. M. zahlr. kol. Taf. geb. M. 5000.—.

*Kataloge und Offerten über spezielle Interessengebiete auf Verlangen.*

## ANKAUF

## VERKAUF

Gute, ältere u. mod. Bücher / Alte Stiche Ansichten u. Porträts Noten / Handschriften

Bibliophile u. wissenschaftliche Literatur Seltene Drucke u. Ausgaben / Inkunabeln

Katal. 7: Seltenheiten 3 M. / Katal. 8: Kultur u. Sittengesch. 5 M.

**Antiquariat FRIEDRICH MÜLLER / München 17 / Amalienstr.**

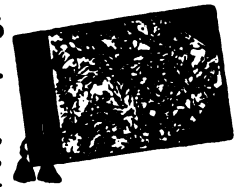

Digitized by Google

# Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

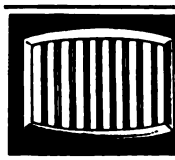
**Abziehbilder,**
Malbücher, Bilderbücher
für Kinder liefert
WILLY WERNER, BREMEN V.

**Acetylen-Beleuchtungen**
für Haushalt, Gewerbe und Landwirtschaft, für Fahrräder und Automobile sowie Fahrzeuge aller Art.
GRUBENLAMPEN.
Metallwarenfabrik
Otto Scharlach, Nürnberg.

**Albums**
für Photos u. Postkarten.



Mit Einbänden in Bütten-, Batik-, Java-u. Indiapapieren, Satins, Kunst- u. echt Leder.
**E. Sommer & Co. G. m. b. H., Leipzig,**
Fabrik für Albums und photographische Kartons.



**Alpaccawaren** Halbsilber garantiert
Cigarettendosen Damentaschen Stockgriffe
Cigarettenspitzen etc.
Illustrierte Preisliste Mk. 16 — bei Bezeichnung wird Sorgfalt
**Eugen Porcher** Bijouteriefabrik
**Pforzheim.**
Gegründet 1876

**Apotheken-Bedarfsartikel:**
Medizin- und Tropfgläser, chirurgische Gummiwaren.
**Gretemeier & Marx, Altona-Hamburg,** Deutschl.

**Armaturen**
für Wasser, Gas, Dampf usw.

Spez.: Absperrschieber, Ventile, Hähne, Brunnen, Hydranten usw. — Kondenstöpfe, Wasserabscheider, Wassermesser, Kesselspeisemesser, Hauptleitungsmesser für Flüssigkeiten, Gas, Luft und Dampf. Komplette Venturi-Anlagen mit elektr. Registrierapparaten.
**BOPP & REUTHER**
**MANNHEIM**
*Man verlange Katalog No. 39 Ks.*

**Bier**
**Thomasbräu München**
Weltberühmte Exportbiere

Telegramm-Adresse: Ego München.
— Code: A B C 5th. Edition. —

**Batikmalereien,**
Gobelin-Imitationen, ein- u. buntfarbige Drucksachen auf Gewebe u. Papiere, nach Zeichnungen, Photographien, Oelgemälden usw., im Haupt- oder Nebenerwerb einfach herstellbar mittels des Handdruck-Apparates „Rebello". Prospekt gratis. Liefere ein Prachtbild (Japanerin mit Schmetterlingen), Grösse 40 × 50 cm, auf Seide oder Satin gedruckt, verwendbar als Kissenplatte, Wandbehang, Tischdecke usw., buntfarbig für 300 M., in Goldbronze für 200 M.
**A. Roebelen, München,**
Schellingstrasse 91.

**Baumaschinen**
Spezialität:
**Schnellbauaufzug „HEXE"**
**Betonmischmaschinen**
**Mörtelmischmaschinen**
**Friktionswinden, Kabelwinden**
**Robert Aebi & Co., Düsseldorf**
Telegr.-Adr.: Maschinenaebi.

**Bijouterie-Waren**
Goldfilled, Silber und Alpaka
Uhren, Lederwaren, Taschen-Necessaires, Alpaka-Bestecke, Messer, Scheren, Feuerzeuge, Bernsteinschmuck, Rasierapparate, Raucher-Utensilien, Geschenk- und Bedarfsartikel usw.

Illustrierter Katalog kostenlos.
**SIMS & MAYER, BERLIN SW. 68,**
Oranienstr. 117/118, Abt. K. 4

**Bijouterien**
aller Art und für jeden Markt liefern vorteilhaft
**Gebrüder Glaser, Gablonz a. N.** (Tschechoslowakei).

**Blechbearbeitungsmaschinen**
Spezialität: Blechscheren, Profileisenscheren, Lochmaschinen, Exc.- u. Friktionspress., Bieg-, Richtmasch.
**Maschinenfabr. Weingarten,** vorm. Hch. Schatz, A.-G., **Weingarten** (Württemberg).

**Briefmarken.**
Preisliste gratis.
Einkauf aller ausländischen Marken.
**G. Altmann, Berlin SW. 47,** Hagelbergerstr. 10 c.

**Briefmarken!**
Preisliste gratis u. franko.
**Carl Kreitz** (gegr. 1890),
**Bonn a. Rhein,** Martinstrasse 2.

Digitized by Google

# Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

**Briefmarken.**
Prachtvolle Auswahlen ohne Kaufzwang gegen Referenzen, Depot oder Standesangabe. Auch nach dem Auslande. Preisliste gegen Mk. 3.—. Korrespondenz: englisch, spanisch und französisch.
**J. W. v. Arkel, Bremen,** Sögestrasse 35, I.

**Briefmarkenhandlung Heinrich Böker**
**Chemnitz i. Sa.,** Klosterquerstr. 7
Auswahlen in Neuheiten gegen Depots. Altdeutschl., Alteuropa nach Fehlliste.

**Briefmarken Sammelsport** — Listen auf Verlangen — Ankauf —
**Paul Kohl** Chemnitz

**Briefmarken-Grosshandlung Müller & Co., Hamburg 6**
Wir sind stets Käufer für grosse und kleine Posten Briefmarken und bitten um billigstes Angebot gegen Kassa.

**Briefwagen** 100, 250, 500 und 1000 g, einfach u. mit Umschlag-Gewicht,
**Paketwagen** mit 10, 15 und 20 kg Tragkraft
Sofort lieferbar. — Katalog zur Verfügung.
**Bräunig & Arndt, Metallwarenfabrik, LEIPZIG 13/1,** Sternwartenstrasse 40.

**Buchbinderei- und Kartonnagen-Maschinen**
sowie sämtliche Maschinen zur Bearbeitung von Papier u. Pappe.
Sondererzeugnis seit 1855. — Ständig grosses Lager.
**KARL KRAUSE A.-G., LEIPZIG 13.**

**Buchdruck-Metall-Utensilien**
Winkelhaken, Setzschiffe, Formatstege, Schliesszeuge usw.
**Klischees,** Strichätzungen, Autotypien, Dreifarbenplatten, Tiefdruckätzungen fabriziert
**G. E. Reinhardt, Leipzig-Co. 122**

**Bücher** Reiches Lager auf all. Gebieten der älteren u. mod. Literatur.
Ständige Ausstellung neuer Graphik.
**Hofbauersche Buchhandlung Elberfeld.**

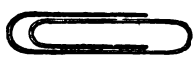
Günstigste Bezugsquelle für
**Bücher, Zeitschriften und — Lehrmittel —**
Kataloge gratis
Import Grossobuchhandlung Export
**Max Busch (Inh. Jul. Kössling), Leipzig.**

**Bücher,** prachtv., seltene, über Kunst u. Kunstgewerbe finden Sie bei
**A. Schumanns Verlag, Leipzig,**
Königstr. 23.
Kataloge gratis und franko.

**Bücher u. Zeitschriften Briefmarken-Albums**
kauft man vorteilhaft in der Bücherstadt Leipzig
bei **Alfred Thörmer, Leipzig 27**
Buchhandlung und Antiquariat.

**Bücher** aller Wissenschaften * Romane in allen Sprachen
Brockhaus, Handbuch des Wissens. Bd. I. 1921. Pt. M. 300.—
Strukel, Brückenbau. 5 Bde. 754 S. 1961 Fig., 84 Taf. M. 300.—
" Wasserbau. 3 Bde. 637 S. 184 Fig., 75 Taf. M. 200.—
Münzer, Die Kunst des Künstlers. 112 S. 10 Abb. Geb. M. 20.—
**A. Twietmeyer, Leipzig, Gellertstr. 14.**

**Bücher** aus allen Gebieten wissensch. u. populären Charakters finden Sie in meinem reichhalt. Lager. Ich versende noch die Kataloge Italien, Frankreich, Spanien; als nächster wird folgen: Katalog 440: **RUSSLAND.** — Verlangen Sie jetzt schon! Zeitelkatalog üb. Ausw. hervorrag. Graphik geg. Portoersatz 12.— f. Ausl.
**Heinrich Kerler,** Antiquariat u. Verlag, **Ulm a. D.**

**Bureau-nadeln**

gross und klein, billigst, liefert sofort
**Friedrich Weissmann, Berlin S 42,** Ritterstr. 35.

**Dr. Krüger & Sommerfeld,** Berlin W. 35, am Karlsbad 28.
Telegr.: Salzchemie, Berlin.
A. B. C. Code 4th, 5th und 6th Edition, Liebers Code.
**Chemikalien und Salze.**
Spezialität: **Chlormagnesium, Chlorcalcium, Bittersalz, Brom, Glaubersalz, Speisesalze, Gewerbesalze.**

**Chemikalien**
Export — Import
**Heinz Rahenkamp, Berlin W. 30**
Aschaffenburger Str. 15.

**Chem. Fachliteratur**
speziell seltene Zeitschriftenserien liefert
**„Litera"**, wissenschaftliches Institut für chem. Fachliteratur, **Darmstadt.**

**Hessler & Herrmann**
Chem. Fabrik Akt.-Ges., **RAGUHN** (Anhalt)
**Essenzen u. Grundstoffe** für Liköre, Spirituosen, Limonaden und andere alkoholfreie Getränke aller Art,
**Parfümerien,** besonders spritfreie (Blütentropfen), lose u. abgefasst in den verschied. Packungen.

**Drahtverarbeitungsmaschinen**
Malmedie-Maschinen zur Herstellung von Nägeln, Nieten, Bolzen, Muttern, Schrauben, Ketten, Drahtgeflecht, Stacheldraht usw. — Spezialität: Drahtzüge, Ziehbänke, Verzinnungs- und Verzinkungsanlagen usw. usw.
**Malmedie & Co., Maschinenfabrik A.-G., Düsseldorf.**

(Fortsetzung S. 208—214.)

Digitized by Google

# Deutsche Export-Industrie — Bezugsquelle

## Eis- u. Kühlmaschinen

nur für Kraftantrieb.
1250 ausgeführte Anlagen,
darunter 1/3 Nachbestellungen.
**Schlüter & Gsell G.m.b.H., Düsseldorf 22 d.**

## Elektromotoren, Transformatoren, Halbfabrikate, Dynamobleche, Wickelmaschinen

liefert
**Stock & Goltze,** Maschinenfabrik, **Berlin N. 58.**

## Elektromotoren

Dynamos / Bohrmaschinen
Kinematographen-Einrichtungen
**Elektricitäts-Gesellschaft SIRIUS m. b. H., Leipzig.**

## Perfect-Fabrik Klaar & Schultz

**Berlin SO. 33,** Köpenicker Strasse 154a

**Elektrotechnische Fabrik**
:: **Kleinbeleuchtung** ::

Zur Messe in Leipzig:
**Universitätsstrasse 18/20.**

## Exportation

de marchandises tout genre aux prix des fabriques. On demande des catalogues (à titre gratuit) et des échantillons. — Toujours des nouveautés.

**Rhumbler & Co., Frankfurt a. M.,** Battonnstr. 4/8.
Code A. B. C. 5 th Ed. Adresse télégramme: Rhumblertaube.

## Fahrrad- Bedarfsartikel

insbesondere das konsistente Spezial-Kompositionskugellagerfett

**„Fahrwol"**

in der ges. gesch. Tube mit Injektionsspitze liefern prompt als alleinige Hersteller

**Krapf & Hofer, Frankfurt a. Main**
Gegr. 1872.

## Fahrrad-Glocken und Fahrrad-Zubehörteile

**Albin Anschütz,** Metallwarenfabrik, **Zella-Mehlis.** — Man verlange Liste F.

## Feuerlöschgeräte

**Magirus Feuerwehrgeräte G. m. b. H.**
**Berlin W. 10 v.** Viktoriastrasse 30. · **Ulm a/D. v.** · **München SW. 2 v.** Schwanthalerstrasse 70.

## FIEDLER-FARBEN

**Feine Öl- und Tempera-Künstler-Farben**
*Unübertroffen in Qualität! Von Künstlern bevorzugt!*
*Einmalige Proben mit hohem Rabatt!*
**Münchener Künstlerfarben-Fabrik**
**Dr. KARL FIEDLER, MÜNCHEN 2**

## Frischhaltung

**„ZELBO"** D.R.G.M. — D.R.P. ang.
**Selbstverschluss-Apparat für Konservengläser** zur Frischhaltung von Früchten, Marmeladen, Gemüsen, Fett, Butter usw. **Verschliesst u. öffnet** in einigen Sekunden Einmachegläser aller Systeme und bringt **keine Verluste** an Glasbüchsen, Deckeln oder Gummiringen. **Spart d. Hausfrau Zeit, Kohle od. Gas, Geld, Verdruss.**

Alleiniger Fabrikant:
**Bruno Zirrgiebel**
**Leipzig-Plagwitz 19**
Fernspr. 40146. ★ Nonnenstrasse 25—27.
Alleinverkauf für einige Bezirke noch frei!

## Frisier- u. Ondulier-Eisen

Alle Schmalkaldener Werkzeuge
**Fr. Adolf Recknagel,** Aelteste und grösste Spezialfabrik, **STEINBACH-HALLENBERG, Thür.**

F A R
Fabrikmarke

## Füllfederhalter

und Goldfedern eigener Fabrikation
**Artur Lommatzsch, Berlin SW. 48,** Bessel-Str. 14.

## Gartenwerkzeuge, Gartengeräte,

Spritzen, Zerstäuber
Katalog franko
**Paul Hauber, Dresden-Tolkewitz 21.**

## Gelatinekapseln, leer und gefüllt,

**für medizinische, tierärztliche u. technische Zwecke empfiehlt**
**Boltzmann & Dr. Poppe, Hannover-Linden II,**
**Fabrik chem.-pharm. Präparate, Arzneiweine, Nährpräparate.**
**Export nach allen Ländern der Welt.**

## Dekam-Gemälde

**Originalgetreue Nachbildungen alter u. neuer Meister in künstlerischer Vollendung.**

**Auf Blendrahmen gespannt, ohne Glas zu rahmen.**

**Jedes Bild in zwei verschiedenen Ausführungen lieferbar.**

**Dr. Karl Meyer, G. m. b. H., Leipzig-Wahren E.**

## Globol tötet Motten

**Fritz Schulz jun.**
**Act.-Ges.**
**Leipzig 141.**

Digitized by Google

# Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

**Gummiwaren** aller Art, hygien., chirurg., Spezialität: Natlos, sofort vom Lager lieferbar.
Verlanget Katalog.
Dresdner Gummiwaren-Manufaktur **Wilh. Buschow**, Dresden-A. 1, Kl. Brüderg. 17. Gegr. 1896.

**Gummiwaren-Grosshdl.**
**Simon & Stegmann**
**LEIPZIG, Königsplatz 9**
liefert zu äussersten Preisen
**Bettstoffe, Birn- u. Ballspritzen, Frauendouchen**
(Incognito und Frauenheil) mit abnehmbaren Rohren,
**Clysos (1- und 3teilig), Irrigatoren, komplett u. Zubehörteile, sowie Sauger u. Beissringe.**

**Harlemeröle**
**Fliegenfänger**
Grossfabrikation
**OTTO UHRBACH, ZEITZ.**

**Harmoniums.**
**„Tannhäuser"-**
**Harmoniums** sind als seelenvoll tonschöne Hausorgeln allgemein bekannt und beliebt.
**„Tannhäuser"** Sächsische Harmonium-Werkstätten
**Löffler & Co., Rittersgrün, Sa.**

VERKAUFSSTELLE
DEUTSCHER
HOLZSCHRAUBENFABRIKANTEN
KÖLN A. RH.

POSTF. 125
Drahtanschrift: HOLZSCHRAUBE KÖLN
FERNSPRECHER A 7018 u. 7019.

**Homöopathie**
**Komplex-Homöopathie System „Madaus"**
Verlangen Sie gratis u. franko aufklärende Schriften. Ein Rezeptierbuch mit genauer Inhaltsangabe und Spezifizierung der Indikationen wird in Leinwand gebunden den Herren Aerzten zum Preise von M. 20.— geliefert.
**Bonn a. Rh. ★ Dr. Madaus & Co. ★ Radeburg** (Bez. Dresden).

**Homöopathie und Elektro-Homöopathie**
**Biochemische Mittel**
**Komplex-Mittel System Mattei**
Aufklärende und belehrende Schriften, sowie Preislisten kostenlos
**Engelapotheke Regensburg 85.**

**Hosenträger**
**Sockenhalter, Sportgürtel, Strumpfhalter**
Fabrikation — Engros — Export.
**Hans Oberndorfer, Gössnitz, S.-A.**
Telegr.-Adr.: Hoho Gössnitz. — A B C Code IV. u. V. Ed. Staudt & Hundius. Liebers Code.

**Jagdgewehre**
für jegliches Kaliber.
**Spezialität: Büchsen zur Jagd auf schwerstes Wild, autom. Pistolen, Munition.**
Kataloge deutsch, englisch, französisch.
**Heinrich Krieghoff, Waffenfabrik, Suhl J. 65.**

**Kinderschloffern**
Glocken, Pferdespiel-Leinen
**Wilhelm Baritsch, Fürth in Bayern.**

**Kisten,** Kistenteile, nach Massaufgabe ladungsweise billigst frei jeder Station
**Scheidemann & Rottwilm,**
Sägewerke, Minden i. W.

**Klischees**
**aller Arten**
**Adolf Müller**
Halle a/S Königstr. 17.

**Koffer-Schlösser und -Beschläge**
**Tressor- und Mappenschlösser**
**Walter Menz & Co.**
G. m. b. H.
**Berlin W. 35, Kurfürstenstr. 45**
Fabrikation von Massenartikeln nach Zeichnung und Muster.

**Farbige Kunstblätter** nach berühmten Gemälden.
Menzel: Tafelrunde Friedr. d. Gr., Rembrandt: Nachtwache, Hofmann: 12jähr. Jesus, Böcklin: Toteninsel usw. Export nach all. Ländern; gut. Eintreffen garant. Hauptkatalog wird portofrei übermittelt geg. vorher. Eins. v. 10 M. (auch i. ausl. Marken).
**Kunstverlag Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a/O.**

**Kunstdruckpapiere u. -Kartons, Chromopapiere u. -Kartons, Naturdruckpapiere**
**liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit**
**Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik Krause & Baumann A.-G., Heidenau, Bezirk Dresden.**

**Kunsthandlung**
**Emil Richter, Dresden-A.,**
Gegr. 1848 ★ Pragerstr. 13 ★ Tel.-Adr.: Kunstrichter
Oelgemälde, Aquarelle
Radierungen, farb Holzschnitte in unerreichter Auswahl.
Reproduktionen / Bücher über Kunst / Antiquitäten.

**Hand- und Haus-Lampen, Batterien**
für Taschenlampen und Kastenbatterien.
Seit Jahren bewährte Bezugsquelle.
Verlangen Sie illustrierte Liste.
**Elektrodauerlichtfabrik HANS FALK,**
**BERLIN S. 42, Luisenufer 44/28.**
**Musterkollektion gegen Einsendung von M. 500.—.**

(Fortsetzung S. 210—214)

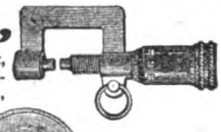
Digitized by Google

# Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

**Leder** jeder Zurichtung in Rind, Ziege, Schaf für Lederwaren, Buchbindereien, Möbel, Autos, Sportartikel, Musikinstrumente und ähnliche Zwecke, sowie Lederersatz.
**Herrmann Hirschfeld, Leipzig,** Rosentalgasse 2, II.

**Lehrmittel** für Naturwissenschaften
Spez. zoolog. und botan. Präparate und Sammlungen, Physikalische und chemische Apparate und Sammlungen, Erdgloben mit neuen Grenzen. — Katalog zu Diensten.
**Paul Räth,** Lehrmittel-Werkstätten, **Leipzig,** Sidonienstrasse 26.

**Linier-Maschinen**
baut seit ca. 40 Jahren
**G. E. Reinhardt, Leipzig-Co. 122**
Konstrukteur und alleiniger Erbauer der „Förste & Tromm"-Liniermaschinen
F&T

**Maaße,**

Maaßstäbe aller Art, Bandmaaße, Wasserwaagen, Schieblehren, Mikrometer, Winkel und alle Sorten Meßwerkzeuge
liefert vorteilhaft

**C. A. Schletrumpf & Co.**
Com.-Ges. auf Aktien
**Jena 49**
Maaß- u. Meßwerkzeugfabriken.

**Mandelnußmasse**
(feinster Marzipanersatz)
Marzipanmasse, Schokoladen, Zuckerglasur
**Spezialfabrik Gebr. Fischer, Apolda** i. Thür.
Gegründet 1859.

**Manicure-Necessaire »Darling«**
in Taschenformat. Einzige wirklich vollkommene Zusammenstellung mit Qualitätswerkzeugen in eleg. Ausführung. Vollkommen neu und konkurrenzlos.

**Techn. Handelsgesellschaft Carl Röhnelt & Co., G. m. b. H., Berlin-Friedenau.** Telegr.-Adr.: „Tehacaro" ABC 5th Bentleys 1921.

**Maschinen** Grösste Spezialfabrik Norddeutschlands moderner erstklassiger für die Fasefabrikation, Hobel- und Sägewerke, Möbelfabriken, Waggon- und Schiffbau für den Export.
**Böttcher & Gessner, Hamburg-Altona-Bahrenfeld.**

**Masken** aus Pappe u. Seide, Mützen, Bärte, Lampions, Guirlanden, Feuerwerk, Spielwaren, alle Jux- u. Scherzartikel fabriziert
**Emil Thoma, München,** Schellingstr. 55.
Preislisten gratis und franko.
**Leipziger Messe: Wagnerhaus, Grimmaische Str. 6/II.**

**Messer** Spezialität: feine Taschenmesser
Guter Exportartikel. Vertreter gesucht.
**Gottfr. Zuckschwerdt,** Messerfabrik, **Tuttlingen a/D.,** Süddeutschland.

**Maschinen und Werkzeuge** aller Art für die **Metall- und Holzbearbeitung,**
ferner: Motoren, Pumpen, Armaturen, Hebezeuge, sowie die Einricht. kompl. Anlagen in nur erstkl. Ausführ. liefert
**Wilhelm Schneider,** Ingenieur, **Hamburg 19,**
Fruchtallee 79. — Fernspr.: Hansa 6779.

**Metallschilder,** geätzt u. bedruckt, für Gewerbe u. Reklame in allen Metallarten.
**Reklameartikel**
**Bugra G. m. b. H., München,** Lindwurmstr. 131.

**Metall- u. Schuhputzmittel**

**Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig 141**

**Metallwaren**
*Wir bringen 5 neue konkurrenzlose Artikel für Postversand geeignet:*
1. Pronox-Taschenlampen, aufklappbar, ganz vernickelt, ca. 50mleuchtend.
2. Kleinstes Taschenmanicure im flach. Nickel-Etui, Grösse 4×8×1 cm.
3. Neuester Klingen-Schleifapparat mit Stein und Lederabzug.
4. Konstr.-Feuerzeuge mit nichtverlierbarer doppelseit. Schaufel. Benzinverdunst. ausgeschloss.
5. Batterien von unbegrenzter Lagerfähigkeit.

Verlangen Sie unsern Hauptkatalog über sämtliche Fabrikate.
**Berliner elektroch. u. Metallwaren-Ges. m. b. H.,**
Berlin W. 15, Uhlandstr. 169/170. / Tel.-Adr.: Elektrometall.

**Ernst Leitz, Optische Werke, Wetzlar**
**Mikroskope, Mikrotome,**
**Mikrophetographische und Projektions-Apparate, Prismenfernrohre.**
Druckschrift No. 206 kostenlos.

**Militär-Ausrüstungen** etc.
Automobile, Handelsschiffe, Eisen- und Stahl-Fahrzeuge jeglicher Art
**Benny Spiro, Hamburg,** Adolphsbrücke 9/11
Gegründet 1864. Telegr.-Adr.: Spirobey, Hamburg.
A. B. C. Code 4. u. 5. Ausgabe.

Digitized by Google

# Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

**Möbel,** gebogene, liefert in erstklassiger Ausführung nach allen Teilen der Erde
**A. Türpe jr., Dresden-N. 6,** Buchenstr. 8/16.

**Motore** für Benzol, Petroleum,
für Landwirtschaft, Gewerbe, Schiffahrt.
Fahrradhilfsmotor FRIMO, Viertaktmaschine mit Friktionsantrieb, erstklassig bewährter Motor.
**Motorpflugwerke München G. m. b. H.,**
MÜNCHEN, Perlacherstr. 8.

**Muschel- u. Perlmutterwaren**
Mustersortimente 300 bis 800 M. Cheque mit Auftrag. Prospekt gratis.
**Gg. Fritzmann,**
**Lichtenfels S. 17** (Bayern).

**Musikinstrumenten- und Saitenfabrik**
**AMMON GLÄSER**
**Erlbach (Vogtland)**
Weltbekannt als beste Bezugsquelle.
★
Alleiniger Fabrikant der gesetzlich gesch. Bernhardts Silberstahl-E-Saiten „Die Saite der Zukunft".

**Musik-Instrumente**
für Orchester, Schule u. Haus.
Saiten und Bestandteile.
Spezialität:
Lieferung ganzer Orchester.
Kataloge frei.
**JUL. HEINR. ZIMMERMANN**
LEIPZIG 22, Querstr. 26/28.

**Muster**sendungen geg. Einsend. v. 5 Dollar an. Jahrzehntelange Verbind. mit erstklassigen Fabrikanten setzen mich in die Lage, Ihnen stets schnell und billig liefern zu können. Vorrätig sind ca. 20000 Art., die gangbarsten aus fast jeder Branche. P. Holfter, Breslau Ms. 133a.

**Vertreter!** Früchte, naturgetreu imit. aus Seife, Stück von M. 6.— an. Mustersortiment M. 150.—. Kasse voraus. P. Holfter, Breslau Vs. 133a.

**Nähmaschinen** TITAN
aller Systeme, anerkannt bestes Fabrikat.
**Gustav Winselmann** G. m. b. H.
**Nähmaschinenfabrik, Altenburg 61, Sa.-A.**

**Neuheiten,** Reklame- und Massenartikel für Luxus und Gebrauch. Ständig Eingang von Neuheiten.
Prospekte und Offerten durch
**Leiner & Störzer,** In- und Auslandshandel,
HAMBURG 1, Gertrudenhof.

**NOTES**
aus la Leder, mit auswechselbaren Blocks
**J.W. Loeberich, Offenbach a.M.**
Lederwarenfabrik
**Leipziger Messe: Handelshof III. Et. 203.**

**Oesen,**

Haken, Knöpfe, Nieten, Leiterschnallen, Sandalenschnallen, Oesen-Einsetzmaschinen, alle Ersatzteile, Täkse.
**Friedrich Weissmann, Berlin S 42,**
Ritterstrasse 35.

**Ovalrahmen**
In Gold verziert u. glatt, Schleifenrahmen, Goldbilder u. Tabletts in bester Ausführung.
**Ovalkunstwerke Beck & Co., Leipzig-Stött.**

**Papiere aller Art.**
Post- Schreib- Bücher- Normal- Lösch- Zeichen- Druck-Papiere. Kunstdruck-Papiere und Kartons, Elfenbeinkartons, handgeschöpfte Bütten-Papiere.
**J.W. Zanders, Bergisch-Gladbach,** Rheinl.

**Papiere u. Kartons**
für Kunstdruck nach eigenem Verfahren, D.R.P. 279444, G.M.S. 617706, Chromo-Papiere und Kartons fertigt
**Chromo-Papier- und Karton-Fabrik**
vorm. **Gustav Najork, A.-G., Leipzig-Plagwitz,**
Gegründet 1868.

**Papierwaren** aller Art
Briefkassetten — Mappen — Packungen
Briefumschläge. Muster u. Preise zu Diensten
Papierverarbeitungswerk
**GUSTAV PRITZ & Co., Leipzig-Stötteritz**
Vertreter an allen grösseren Plätzen gesucht.

**Parfüme „Osco"**
aus eigener weltbekannter Fabrikation.
**Otto Schwarze & Co., Berlin SW 68**
Kochstrasse 3.

Erstklassige
**Photo-Apparate**
in allen Grössen zu mässigen Preisen.
Bedarfsartikel in grosser Auswahl.
**F. E. HILTMANN, DRESDEN 28, II.**

(Fortsetzung S. 212—214.)

Digitized by Google

# Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

**Photo-Apparate**
und Bedarfsartikel
Export nach allen Weltteilen.
Günstig für Wiederverkäufer.
**Emil Wünsche Nachf., Dresden-A.1f.**
Gegründet 1889.

Schutzmarke

**Photo und Projektion** *
Apparate — Bedarfsartikel — Bilder.
Neueste Preislisten kostenfrei.
Lieferung unmittelbar an Verbraucher.
**Paul Reinicke** Photo-Grosshandel **Rudolstadt 33, Thür.**

**Physikalische Apparate** für Schulen und Wissenschaft liefert die Fabrik
**Julius Kräcker,** Berlin-Neukölln.

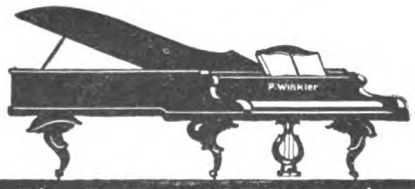
**Physikal. Apparate**
für alle Unterrichtszwecke.
Ganze Schuleinrichtungen. —
Meteorol. Registrier-Instrumente. Stromspar-Beleuchtungskörper. — Gleichrichter.

**Physikalische Werkstätten**
Aktiengesellschaft
**Göttingen V.**

**Pianos**
in hervorragender Qualität
(prämiiert mit gold. Staatsmed.)
Pianofortefabrik **Fuchs & Möhr, Eisenberg i. Thür.**

Wilhelm
**Schimmel**
Hof-
**PIANO-**
Fabrik
**LEIPZIG 15**
Gegründet 1885

Messstand: Grimmaische Str. 2, gegenüb. Alt. Rathaus




**Winkler-Klaviere**
Paul Winkler, München, Ungererstr. 5, 10, 30
Erstklassige Erzeugnisse **moderner Klavierbaukunst**
Export nach allen Weltteilen.

**Pianos**
erstklassig — preiswert
**Hilbert & Winkelmann, G. m. b. H.,**
**Eisenberg i. Thür.**

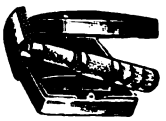
**Pinsel.** Leistungsfähigste Bezugsquelle aller Sorten f. Export.
*
**Gebr. Zierlein**
G. m. b. H.
Pinselfabrik
**Nürnberg**
*

Vollendetstes Fabrikat. — Prompteste Effektuierung.

**Pinsel** jeder Art
Spez.: **Ringpinsel.**
**Pössnecker Bürsten- u. Pinselfabrik**
**STUMPF & HEINE, Pössneck 7 i/Thür.**

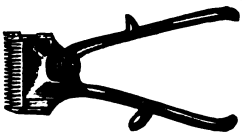
Extra-Anfertigung von
**Plakaten · Bildern · Photochrom-Postkarten · Kalendern · Etiketten**
**Vereinigte Kunstanstalten A.G.**
KAUFBEUREN 3

**Rasierapparate**
**Rasierklingen**
nur eigenes Fabrikat
**PAUL HENNIG & Co.**
Berlin T 26, Reichenbergerstr. 158.



**Rasiermesser**
sämtliche Friseurbedarfsartikel
**Julius Peukert, Breslau I,**
Rasiermesserfabrik · Friseurartikel-Grosshandlung.

**Rasier-messer,**
Apparate u. Klingen
zu billigsten Preisen
**ADOLPH SANDER,**
Hamburg 5 L * Langj. Spezialität



**Reisszeuge**
**Clemens Riefler**
Fabrik mathematisch. Instrumente
**NESSELWANG** (Bayern).

**Reisszeuge**
liefert
**vorteilhaft**
**Paul Steven, Neustadt/Aisch.**

Digitized by Google

# Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

**Riemen u. Teppiche**
in der Ziererei der Appretur-Maschinen,
sowie **Reifenschutzhüllen**
und **Kühlerschutzhauben**
liefern als Spezialität
KÜHNEN & CÖLLEN, KREFELD

**Riemenverbinder** aller Arten
Ia Kernleder-Treibriemen, Holzriemen-Scheiben, Riemenwachs, Öl- u. Schmierkannen, Putzwolle usw.
**Friedrich Pfabe, Leipzig-Schleussig 28.**

**Samen** aller Art von Erfurter Gemüse und Blumen usw. Überall glänzend bewährt!
Verzeichnisse
umsonst und portofrei.
**F. C. Heinemann, Erfurt 113.**

**Samen** ✦ Beste Erfurter Blumen-, Gemüse-Samen,
Knollen / Gartengeräte usw.
Gegr. 1834 **Chr. Lorenz, Erfurt B 12** Gegr. 1834
Samenkulturen / Kunst- u. Handelsgärtnerei
Export in alle Länder Katalog kostenlos

**Samen allererster Qualität**
versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten
**Carl Beck & Comp.,**
**Quedlinburg a. H.**
Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg".

**Schmiedeherde u.-Öfen, Feldschmieden, Ventilatoren, Exhaustoren.**
**Werner Geub, G. m. b. H.,** Maschinenfabrik u. Eisengiesserei,
**Köln-Ehrenfeld** (Rheinland). ✦ Fabrik gegründet 1842.

**Schreibmaschine „Thüringen B"**
Ein Meisterwerk deutscher Feinmechanik, mit sämtl. Neuerungen; die ideale Maschine f. d. Export, da vom Mechaniker vollkommen unabhängig.
**Walter Fliegel, Berlin W. 35,** Genthinerstr. 13, Abt. II.
Verlangen Sie Prospekt. — Branchekundige Auslandsvertr. gesucht.

**Schreibmaschinen**
jeder Bauart
**Oswald, Frankfurt a. Main,** Bethmannstr.

liefern Schrot- und Backmehl in jeder Feinheit und mahlen jedes trockene Produkt.
MÜHLWERKE Dusslingen 110, J. Rilling & Söhne (Württ.)

Nürnberger
**Spielwaren**
Puppen und Christbaumschmuck, Basar- und Reklameartikel, Karneval- und Festartikel.
**Hermann Duschl, Nürnberg,** Schonhofer Str. 27.

**Spielwaren**
**STEIFF · KNOPF · IM · OHR**

Weltberühmte Qualitätsmarke!
Weichgestopfte Spiel- u. Reittiere, Charakterpuppen u. Figuren in unübertroffener Schönheit und Dauerhaftigkeit. — Ferner Roloplan-Stoffdrachen, Holzspielwaren, Kinder-Sportträder in gediegener Ausführg.
Hervorragende Exportartikel!
Verlangen Sie Liste 21 E.
**M. Steiff,** G. m. b. H., Spielw.-Fabr.
**Giengen** a. Brenz (Württbg.).

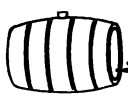
**Spielwaren**
Formen zum Selbstgiessen von Bleisoldaten u. anderen Figuren für Kinder.
Verlangen Sie Prospekt von
**Gebrüder Schneider**
Giessformenfabrik
**Leipzig-Gohlis T 2.**

**Spielzeuge**
Kinos — Ferngläser etc. —
Luxusartikel — Neuheiten
Schlager

**Felix Keil, Leipzig,** Katharinenstr. 20.
Tel.-Adr.: Exportkeil, Leipzig. — A B C-Code 5th Edition.

**Stahlwaren** aller Art,
Messer, Stähle, Sägen, Beile, Spalter usw. für Fleischer und Köche
**Paul F. Dick,** Stahlw.-Fabr., **Esslingen a/N.** (Wttbg.

Qualitäts-
**Stahlwaren** jeder Art tragen die



Marke
**Daniel Peres, Solingen.** ✦ Gegr. 1792.
Durch alle Exporteure zu beziehen.

**Stationär- und Bootsmotoren,**
**Drehbänke, Bohrmaschinen, Werkzeuge**
baut
**Cudell-Motoren-G. m. b. H., Charlottenburg 1,** Kaiser Friedrich-Str. 96.

**Vervielfältiger „Optimus"**
für Hand- u. Maschinen-Schrift, in Schwarz- u. Buntdruck.
Seit Jahren bewährt in jedem Klima.
**Westenhoff & Co.,**
Hannover 45. ○ Fabrik. Export.

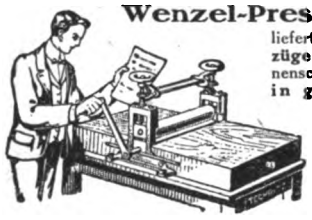
(Fortsetzung S. 214.)

Digitized by Google

# Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

## Vervielfältigungs-Apparat

**Wenzel-Presse**, ges. geschützt,



liefert leicht die besten Abzüge von Hand- und Maschinenschrift, Noten, Zeichnungen in grösster Anzahl. — Probe-Vervielfältigungen und Prospekt gratis und franko.

KEIN Wachspapier Hektographenmasse Glasplatte

**Paul Wenzel, Dresden-A.,** Wettiner Strasse 45.

---

## Grosse Verdienstmöglichkeit

bietet sich jeder ausländischen und überseeischen Firma durch den Verkauf **deutscher** Waren.

Die Vermittlungsstelle von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, ist gern bereit, Adressen deutscher Firmen kostenlos bekannt zu geben. Es genügt eine genaue Bezeichnung der Artikel, deren Verkauf man sich widmen möchte.

---

## Arolds Pat.-Sicherheits-Vorhangschloss

Vexierschloss mit Schlüssel
Netto-Gewicht 700 Gr., 105 mm Ø
**Ohne Aussenbügel / Präzisionsarbeit**
Grösste Zweckmässigkeit und Rentabilität
Gewaltsames Oeffnen ausgeschlossen
**Hermann Arold jr. / Halle a. S.**
Fabrikation — Engros — Export.

---

## Wäscherei-Maschinen

jeder Art, für Kraft- u. Handbetrieb
**C. A. Heinemann & Co., Maschinenfabrik, Düsseldorf.**

---

## Wäscherei-Plätterei-Maschinen

für gewerbliche Gross- und Kleinbetriebe

## Hauswäscherei-Anlagen

für Hotels, Gutshöfe, gröss. Haushaltgn.

## Schiffswäschereien

**Gebr. Poensgen A.-G., Düsseldorf-Rath 69.**

---

## Wasserhahn

**„Durabel"** ges. gesch. No. 592538,
ventillos, elegante, glatte, hygienische Form.
— Monatliche Produktion 12000 Stück. —
**Sächs. Armaturenfabrik, Chemnitz i. Sachs.**

---

## Wassermesser

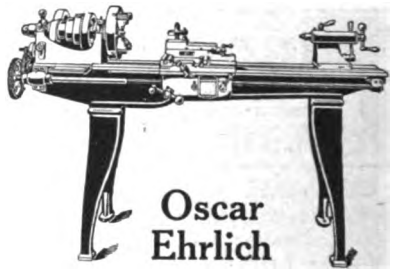
D. R. P.
**„Original Lux"**
**Friedrich Lux G.m.b.H., Ludwigshafen a Rh.**

---

## Werkzeug-Maschinen

Universal-Fräsmaschinen,
Vertikal-Stossmasch., Shaping-Maschinen
**Roscher & Eichler, Altmittweida**
bei Chemnitz i. Sa.

---




**Werkzeug-Maschinenfabrik, Chemnitz 42.**

---

Moderne
## Werkzeug-Maschinen

für die Eisenbearbeitung.
Sonderheit: **Drehbänke, Shaping-Maschinen.**
**Arth. Brockhoff, Düsseldorf,** Graf-Adolfstr. 39, ★ Tel. 632, 3628.

---

## Werkzeug-Maschinen

aller Art
erstklassige Fabrikate
liefert ab auswahlreichem Lager
**Maschinen-Handels-Gesellschaft m. b. H.**
**Düsseldorf,** Kölner-Strasse 374.

---

Qualitäts-
## Werkzeugmaschinen

für jeden Verwendungszweck sofort ab Lager lieferbar.
Spezialität: **Maschinen für die Schwer-Industrie.**
**Heinrich Sonnenberg, Aktiengesellschaft,**
Hauptverwaltung: **Düsseldorf,** Graf-Adolf-Str. 91 a.
Tel. 5267 / 68 / 69. Telegramme: „SOAG".

---

## Werkzeugfabrik

Fräser, Reibahlen, Gewindebohrer, Spiralbohrer usw.

**LENZEN & Co., KREFELD 2.**

---

## Zerkleinerungs- und Mahl-,

Transport-Anl., Zement-, Kalk- und Schotter-Anlagen

## Eis-, Kühl- u. Gefrier-Anlag.

nach eigenem pat. Verfahren für jede Industrie u. Gewerbe,

Stein-, Koks- u. Schlackenbrecher, Schrotmühlen, Betonmischer, automatische Sack-Wage

**ALPINE** Maschinenfabrik Gesellschaft **AUGSBURG.**

---

## Ziegelei-Maschinen

**Leonh. Gnad,**
**Waiblingen-Stuttgart.**

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung F. Klasing, für den Anzeigenteil M. Fiedler, beide in Leipzig. Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Jeder kann sein eigener Handwerker sein, wenn er den

# „Hausbaumeister"-Werkzeugschrank

(gesetzl. gesch. 269381 / 9b / H 42705) besitzt

Derselbe ist 85 cm breit und 122 cm hoch, sehr stark gebaut und fein lackiert, mit 94 besten Qualitätswerkzeugen in Handwerkergrösse ausgestattet für die Bearbeitung von Holz, Steinen, Eisen, Metallen, Farben, Glas, so dass man einfache Häuser hiermit selbst fertig bauen kann. Eine Anleitung zum Bauen mit über 50 Abbildungen wird mitgeliefert.

Zeugnisse:

*San Francisco, Cal. U. S. A.*
*6. Mai 1921.*
*Schmidt Lithograph Company, Second Street at Bryant*

Meine Antwort auf Ihr Schreiben vom 12. April kann in diesen wenigen Worten abgefasst werden:
Die zwei mir gelieferten Werkzeugschränke sind in jeder Beziehung zufriedenstellend. Mehr zu sagen, wäre überflüssig. Dieselben werden allgemein bewundert, so dass ich hoffe, in Zukunft noch einige mehr zu bestellen und möchte ich Sie bitten, mir etwaige Preisänderungen mitzuteilen.
gez. *Max Schmidt*
(Neuer Auftrag auf 5 Stück Juni 1921)

Zeugnisse:

*Cerveceria Boliviana Nacional, Casilla Correo 421, La Paz (Bolivia). La Paz, den 27. Mai 1921*

Der uns gelieferte „HAUSBAUMEISTER"-Werkzeugschrank hat unsere vollste Zufriedenheit gefunden und werden wir nicht versäumen, bei Bedarf auf Ihre geschätzte Adresse zurückzukommen und dieselbe auch gern unseren Geschäftsfreunden empfehlen.

ppa.
Cerveceria Boliviana Nacional
gez. Unterschriften

**Weitere vorzügliche Zeugnisse werden auf Wunsch gern übersandt!**

Man achte auf mein gesetzl. gesch. Warenzeichen „HAUSBAUMEISTER", welches sich an den Türen jedes Schrankes befinden muss

FABRIKANT:

## OTTO HANSEN / KIEL, Hohe Str. 2a

Telegramm-Adresse: Exporthansen, Kiel / Bankkonto: Norddeutsche Bank, Hamburg

Digitized by Google

# ZEISS

## Optische Instrumente

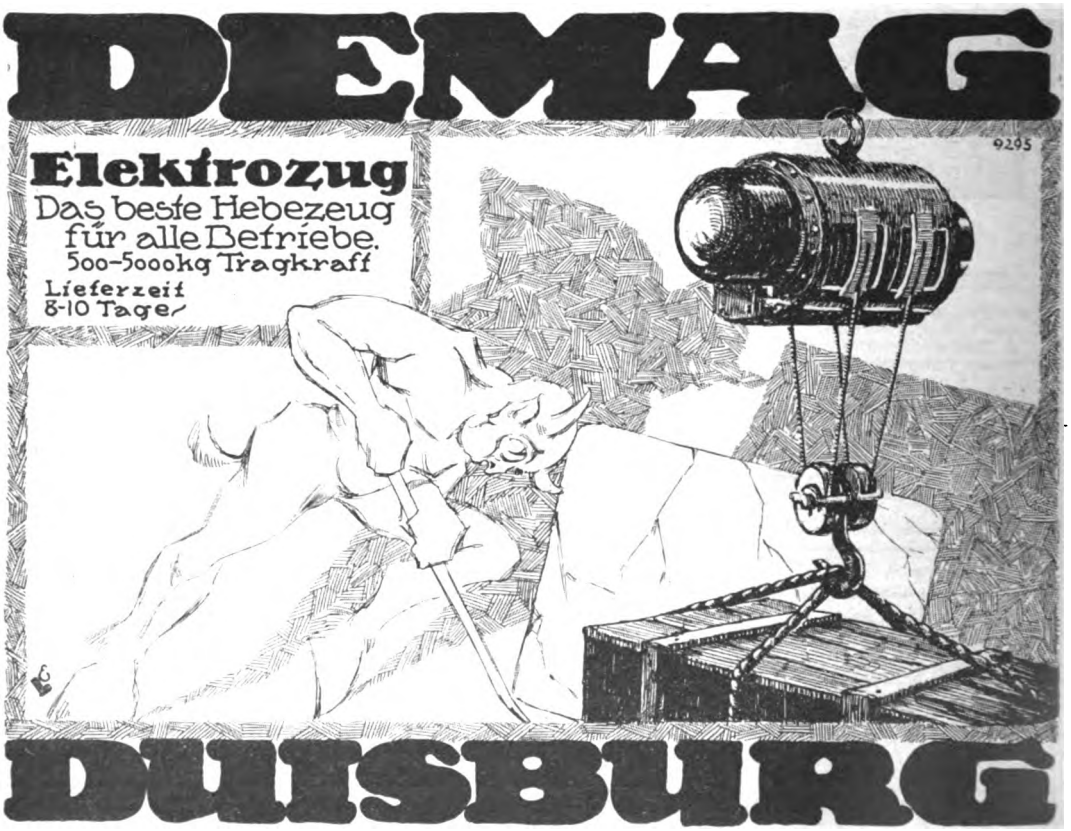
**Feldstecher / Mikroskope / Optische Meßinstrumente / Medizinisch-optische Instrumente / Geodätische Instrumente / Punktal-Brillengläser / Photographische Objektive / Lupen / Auto- und Motorboot-Scheinwerfer / Astronomische Instrumente / Feinmeßwerkzeuge / usw.**

**Druckschriften auf Wunsch** kostenfrei **durch:**

CARL ZEISS JENA

---

# DEMAG




# DUISBURG

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

DEUTSCHE PRÄZISIONS-UHRENFABRIK
GLASHÜTTE (Sa) e.G.m.b.H.
GLASHÜTTE (Sa.) 22
Verkaufsstellen auf Anfrage.

Grotrian

STEINWEG


Digitized by Google

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google